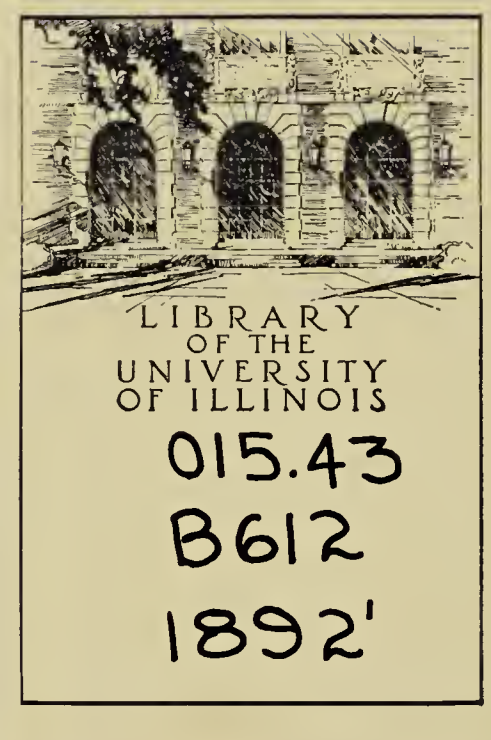

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1892'

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

OCT 7 1962

L161—H41

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1892.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1892.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1892.

015.43
Z6.12
1342

Register.

Aberle, F., Klassen- und Massenlektüre. 505.
Abhandlungen, acht, Herrn Professor Dr. Karl Ludwig Michelet zum neunzigsten Geburtstag als Festgruß dargereicht von Mitgliedern der Philosophischen Gesellschaft. 717.
Achilles, W., Gedichte. 10.
Achleitner, A., Aus dem Hochlande. 475.
—— Bilder aus den deutschen Alpen. 500.
Ackermann, P., Franz von Kleist. 303.
Adelmann, A. Graf, Novellen und Skizzen. 469.
Alberti, K., Bei Freund und Feind. 475.
Allers, C. W., Bismarck in Friedrichsruh. Mit Text von S. Whitmann. 810.
Allfeld, Ph., die Reichsgesetze, betreffend das literarische und artistische Urheberrecht. 831.
Althaus, F., s. Gregorovius.
Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von C. H. W. Carstens und F. S. Krauß. Zweiter Jahrgang. 14.
Amerika, zur Jubelfeier der Entdeckung. Von S. Ruge. 641.
Ammann, J. J., Das Passionsspiel des Böhmerwaldes. 826.
Ammon, O., Der Darwinismus gegen die Socialdemokratie. 172.
Amthor, Führer durch Tirol, das bairische Hochland, Salzburg und Vorarlberg. Neu bearbeitet von W. Halbfaß. Erster Theil. 510.
Anders, F., Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. 255.
Andreas-Salomé, L., Henrik Ibsen's Frauengestalten. 155.
„Anmerkungen übers Theater" von J. M. Reinhold Lenz. Von H. Düntzer. 241.
Ansion-Hasatty, Kunigunde, Verschiedene Geschichten. 86.
Anzeiger der Münchener Kunstgenossenschaft. 351.
Anzengruber, L., Brave Leut' vom Grund. 630.
Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XV.: Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. 333.
Arndt's, E. M., Gesammtausgabe seiner Werke. 1. Lief. 255.
Auer, F. von (F. C. Rokitansky), Eines Tyranten Lust und Leid. 215.
Auerbach's, B., Schriften. Erster Band. 719.
Aus dem Goethehause. (Briefe Riemer's an die Familie Frommann.) 399.
Aus fremden Zungen. Herausgegeben von J. Kürschner; redigirt von O. Baisch. Zweiter Jahrgang. Erster Band. 510.
Ausstand. Ein Trauerspiel. 619.
Ausweg, der einzige, aus dem Labyrinth der Schulfrage. Von ***. 350.

Baechtold, J., Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. 631.
Backhaus, W., Zu Schiller's Wallenstein. 468.
Bagge, Bertha, Lieder und Bilder. 810.
Bahr, H., Russische Reise. 262.
Baehring, B., Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. 175. 519.
Baierlein, J., Von Feldkirch bis Gaëta. 21.
Baisch, O., s. Aus fremden Zungen.
Balaguer, V., Die Pyrenäen. Im Versmaße des Originals verdeutscht von J. Fastenrath. 695.
Balucki, M., Fräulein Valerie. Aus dem Leben arbeitender Frauen. Aus dem Polnischen übersetzt von Z. Lasińska. 38.
Bamberger, L., s. Homberger.
Barin, Arvède, über Frau Rath. 686.
Bartels, A., Friedrich Geßler. 467.
Batsch, Nautische Rückblicke. 26.
Bauer, A., Handwerk und Philosophie. 635.
—— M., Herda's Heirath. 343.
Bäumker, W., Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Erster bis dritter Band. 458.
Beaulieu, G. von, Das weibliche Berlin. 502.
Becher, E., s. Seehäfen.
—— R., Die Ansichten des Desiderius Erasmus über die Erziehung und den ersten Unterricht der Kinder. 24.
Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin. Lieferung 4—6. 75. Lieferung 7—9. 413.
Beck, H., Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands in einem Abriß ihrer Geschichte. 575.
Becker's, K. F., Weltgeschichte. Dritte Auflage, neu bearbeitet und fortgeführt von von W. Müller. 270. 639.
Beguelin, Heinrich und Amalie von, Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1807—1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von A. Ernst. 699.
Behrens, F. W., Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwickelung durch Philosophen und Dichter. (1600—1815.) 298.
Beiträge zur Brandenburg-Preußischen Rechtsgeschichte. II.: Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von F. Holtze. Zweiter Theil. 236.
—— neue Bremer. Herausgegeben von A. Fitzger. 619.
—— zur Geschichte des weimarer Hoftheaters. Veröffentlicht von der Goethe-Gesellschaft. 63.
Bellermann, L., Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß. 723. Zweiter Theil. 166.
Bellmann, C. M., Der Weingott des Nordens. Uebertragen von P. J. Willatzen. 184.
Benkard, C., Schwarz-weiß-roth. 83.
Berg, C., Der Herr Hofprediger hat gesagt ... und Anderes. 153.
—— Der Mitgiftdoctor. 153.
—— L., und W. Lilienthal, Moderne Lyrik. Anthologie. 239.
Berger, A. E., Bürger's Gedichte. 607.
Berghoff-Ising, F., Fortschritt und Armuth. 478.
Bergmann, J., Geschichte der Philosophie. Erster Band. 492.
Bergner, R., Der Herr Executor Brandlhuber. 38.
Berkow, K., Kinderaugen. 628.
—— Die Unbegehrten. 551.
Berlepsch, G. von, Thalia in der Sommerfrische. 667.
Bernaard, Marie, Felix und Felicia. 551.
—— Ein Götzenbild. 551.
—— Der Zeuge. 563.
Bernhardi, F. von, Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz. 253.
—— Das Studium der Fridericianischen Kriege in seiner Bedeutung für die moderne Kriegskunst. 634.
Berthier, J., Dante's Göttliche Komödie, unter Zugrundelegung der scholastischen Philosophie erläutert. 539.
Bertin, R., Aias. Eine lyrisch-dramatische Dichtung nach der gleichnamigen Tragödie des Sophokles. Zweite verbesserte Auflage. 486.
Beruna, A., Darf die Frau denken? 287.
Bestimmung. Roman von V. von S. S. 778.
Bettelheim, A., Die Zukunft unseres Volkstheaters. 431.
Bevern, K. von, Sudermann. 238.
Bibliothek, bayerische. Bd. 26. 51.
—— der Volksliteratur. Cotta'sche Ausgabe. 271.
—— der fremden Zungen. 591.

1161689

Bieberstein, R. von, Rußland und England einem russischen Angriff auf Britisch-Indien gegenüber. (Heft 100 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen". 828.
Biedermann, K., Fünfzig Jahre im Dienste des nationalen Gedankens. 518.
Bierbaum, O. J., Erlebte Gedichte. 583.
Binder, S., Weibliche Aerzte. 478.
Bippen, W. von, Geschichte der Stadt Bremen. Erste und zweite Lieferung. 397.
Bischoff, H., Theodor Körner's „Zriny", nebst einer allgemeinen Uebersicht über Körner als Dramatiker. 8.
Bismarck, Fürst, als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden seit dem Jahre 1847. Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitung und Erläuterungen versehen von A. Dove. Vierzehnter bis sechzehnter Band. 5.
—— Politische Reden. Historisch-kritische Gesammtausgabe besorgt von H. Kohl. Erster Band. 434.
—— neue Biographie in Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl., 33. Heft. 462.
Blätter, deutsche, geographische. Herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in Bremen durch M. Lindemann. Fünfzehnter Band. Erstes Heft. 412.
Blinde, die. Versuchung. Zwei Novellen von V. v. S. S. 374.
Bliß, P., Meine ersten Sünden. 438.
Blocher, H., Wider unsern Erbfeind. Aussprüche derer, die ihn erkannt. 574.
Blos, W., Die deutsche Revolution. Erstes bis achtes Heft. 338.
Blum, H., Auf dunklen Pfaden. 667.
—— Juvalta. 765.
Blümmer, H., Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. 5.
—— Die Farbenzeichnungen bei den römischen Dichtern. 773.
—— Zum Schweizerischen Schriftdeutsch. 596.
Bode, W., Die Großherzogliche Gemäldegalerie zu Schwerin. 268.
—— s. Denkmäler.
Bodenstedt, F. von, ein Denkstein für ihn in Wiesbaden. 415.
—— Liebe und Leben. Eine Sammlung deutscher Lyrik. 810.
Boeuf à la mode. Neuhochdeutsche Poesien von einem immigrirten Franzosen. 10.
Bogler, Ph., auf ungleicher Bahn. 629.
Boguslawski, von, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. 634.
Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 12. Bd. 463. 13. Bd. 831.
Bonghi, R., Die römischen Feste. Deutsch von A. Ruhemann. 43.
Bopp, F., Dämmerlicht. 169.
Borck, H., Zwei Festspiele aus dem Kriegsjahre 1870/71. 362.
Börckel, A., Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit. 367.
Bormann, G., Das Haus Steinert. 502.
Bornhak, F., Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. 655.
Bötker, W., Neuester Räthselschatz. 314.
Böttcher, W., s. Lindner.
Böttger, A., Lieb' und Leben, Dichtergrüße an Deutschlands Frauen. 815.
Boy-Ed, Ida, Das Kind. 607.
—— Lea und Rahel. 440.
—— Malergeschichten. 54.
Braddon, M. E., Wer war der Mörder. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Helene Mordaunt. 423.
Brahm, O., Kleist-Biographie. Dritte Auflage. 671.
—— Schiller. Zweiter Band. Erste Hälfte. 164.
—— Karl Stauffer-Bern. 789.
Braitmaier, Goetheerult und Goethephilologie. 529.
Brand, J., Venus Astaroth. 374.
Braun, O., Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1893. 812.
Braunfels, E., Aus dem Künstlerleben der Rococozeit. 372.
Braun's, E., Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Ehwald. 214.
Braut, die, von Korinth. Von O. Jmmisch. 609.
Brecher, A., Jm Schaukelstuhl. 374.
Brehm's Thierleben. Zweite Auflage, herausgegeben von R. Schmidtlein. 591.
Brentano, F., das Genie. 14.
—— Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. 364.
—— Der Schwedenhof. 277.
Bretschneider, H. G. von, s. Linger.
Broeiner, M., Radu Gleva. 12.
Brockhaus', F. A., Bücher-Auction. 159.
—— Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur. 718.
—— Konversations-Lexikon. 14. Auflage. Zweiter Band. 318. Vierter Band. 702.
—— Illustrirter Katalog. 798.
Bröcking, W., Die französische Politik Papst Leo's IX. 22.
Brosch, M., Geschichte von England. Siebenter Band. 193.
Bruckmann, F., s. Denkmäler.
Brun-Barnow, Ida, Starke Herzen. 470.
Brunetière, F., Essais sur la littérature contemporaine. 418.
Brunnhofer, H., Vom Aral bis zur Ganga. 538.
Bruno, C. G., s. Lyrik.
—— R., Erträumte Liebe. 345.
Brunold, Fr., s. Zwei Dichterveteranen.
Buchheister, J., Die Berechtigung und gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens. 767.
Büchner, L., Das Buch vom langen Leben. 191. 572.
Buchwald, s. Luther.
Buck, M., Bagenga'. 664.
Büdinger, M., Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. 728.
Buhr, G., Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt. 75.
Bulle, H., s. Weismann.
Bülow, Frieda von, Deutsch-Ostafrikanische Novellen. 183.
—— Ludwig von Rosen. 551.
Bulthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels. Erster Band. Fünfte durchgesehene und erweiterte Auflage. 759.
Bunge, R., Camoëns. 693.
Bunsen, E. von, Die Reconstruction der kirchlichen Autorität. 604.
Burgwedel, Ida, Märchen und Skizzen. 72.
Busse, C., s. Evers.
—— K., Gedichte. 583.
—— Jn junger Sonne. 438.
Byr, R., Weisenmädchenhaar. 629.
Byron, Lord, Der Gefangene von Chillon. Uebersetzt von J. G. Hagmann. 534.

Calderon de la Barca, Don P., Ausgewählte Schauspiele. Zum ersten mal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von K. Pasch. Zweites Bändchen. 695.
Calmoleona, L., Exodus. 198.
Carlén, Emilie, Der Vormund. Aus dem Schwedischen. 694. 799.
Carriere, M., Materialismus und Aesthetik. 75.
—— Das Wachsthum der Energie in der geistigen und organischen Welt. 668.
Castens, A., Was muß uns veranlassen im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen? 31.
Chadwick, J. W., Religion ohne Dogma. Aus dem Englischen von A. Fleischmann. 28.
Christel, F., Osterdingen's Lieder. 168.
Cielalek, T., s. Seehäfen.
Clausius, A., Neue dramatische Wirkungen auf Grund einer neuen Bühnenform. 332.
Cloetta, W., Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. II. 469.
Collection Spemann. (Nr. 289. 290. 293—295.) 5.
Coloma, L., S. J., Des Lebens traurige Komödie. Erster Band. Deutsch von Hedwig Wolf. 452.
Colombi, Marchesa, Jm Reisfelde. Ohne Liebe. Autorisirte Uebersetzung aus dem Jtalienischen von Fanny Stegmüller. 313.
Comenius, Johann Amos. 161.
—— Didactica magna. 478.
Comenius-Gesellschaft, Monatshefte derselben. 159.
Comenius-Studien. Erstes bis viertes Heft. 78.
Commer, Clara, Columbus. 345.
Conrad-Ramlo, Marie, Helldunkel. 778.
—— Landluft. 628.
Coppée, F., Flüchtige Erzählungen. 440.
Couat, A., Aristophane et l'ancienne comédie attique. 823.
Couperus, L., Schicksal. 515.
Crawford, F. M., Marzio's Crucifix. Aus dem Englischen von Therese Höpfner. 12.
Crepaz, Adele, Die Gefahren der Frauenemancipation. 222.
Crusius, G., Concept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik. 79.
Curti, T., Catilina. 471.

Dahn, F., Moltke als Erzieher. 63. 222.
—— Rolandin. 167.
Daudet, A., Jack. Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. 532.
—— Rosa und Ninette. 158. 291.
—— Soutien de famille. 575.
David, J. J., Das Blut. 67.
—— Gedichte. 169. 374.
Deckert, E., Die Neue Welt. 410.
Dedekind, A., Columbus. 199.
Deike, W., Schiller's Ansichten über die tragische Kunst verglichen mit denen des Aristoteles. 331.
Denkmäler der Renaissance-Sculptur Toscanas. Jn historischer Anordnung unter Leitung von W. Bode herausgegeben von F. Bruckmann. Erste und zweite Lieferung. 697.

Dennert, E., Natur-Idyllen. 246.
Deruburg, F., Auf deutscher Bahn in Kleinasien. 412.
Dessauer, A., Wahre Liebe. 420.
Deutsche und Slawen. Roman von V. von S. S. 438.
Dewall, J. van, Der Spielprofessor. Dritte Auflage. 232.
Dickel, A., Die Ritterbraut. 374.
Dickens, Ch., Sämmtliche Romane. Uebersetzt von P. Heichen. 319. 399. 767.
Dierauer, J., Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zweiter Band. 508.
Diez, M., Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik. 635.
Dincklage, Emmy von, nachgelassene Gedichte. 527.
Dingeldein, O., Der Reim bei den Griechen und Römern. 773.
Dioskuren, die. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamten-Vereins der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. 21. Jahrgang. 215.
Dittmar, G., Geschichte des deutschen Volks. Zweiter Band. 233.
Doehler, G., Im Zukunftsstaat. 471.
Dörmann, F., Sensationen. 255. 710.
Dorn, A., s. Seehäfen.
Dove, A., s. Bismarck.
Drummond, H., das Programm des Christenthums. Deutsche autorisirte Ausgabe von Julie Sutter. 285.
Dukmeyer, F., Der Arbeiterkaiser. 796.
—— Tod dem Verräther. 471.
Dumas, A., So sei es. 799.
Duruy, G., Das Ende des Traumes. Aus dem Französischen von F. Bischoff. 12.

Ebeling, A., Napoleon III. und sein Hof. Erster Band. 171.
Ebers, G., Die Geschichte meines Lebens. 703.
—— Per Aspera. 309.
Ebner-Eschenbach, Marie von. 223.
—— Gesammtausgabe ihrer Werke. 798.
—— Glaubenslos. 575.
—— Parabeln, Märchen und Gedichte. 273.
—— Drei Novellen. 275.
Eckart, R., Die didaktische Poesie. 79.
Eckstein, K., s. Vorträge, zoologische.
Egert, W., Im Garten der Semiramis und andere Novelletten. 327.
Ehegasser, F., Bergblumen. 86.
Ehwald, R., s. Braun.
Einert, E., Aus den Papieren eines Rathhauses. 393.
Eisner, K., Psychopathia spiritualis. Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft. 205.
Eitle, J., Grundriß der Philosophie. 635.
Elias, J., s. Jahresberichte.
Ellissen, O. A., Aus frohen und trüben Stunden. 534.
Elster, O., Das Armenhaus zu Dibbesdorf. 420.
Emancipation, die wahre, der Frauen. Eine schlichte Meinungsäußerung von einer Frau. 614.
Embden, Frau E., Briefe Heinrich Heine's an seine Mutter und Schwester, Frau E. 687.
Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von W. Förster, A. Kenngott, A. Ladenburg u. s. w. Lieferung 8, 10 u. 11 und 62—66. 75.
Engel, A., Das Buch der Eva. 455.
—— s. Tandler.
—— G., Ahnen und Enkel. 420.
—— Die Bedeutung der Zahlenverhältnisse für die Tonempfindung. 552.
—— Die Philosophie und die soeiale Frage. 717.
—— J., Für Recht und Pflicht. 424.
—— K., Deutsche Puppenkomödien. XI. 678.
Engelnstedt, N. von, Ein geschichtlicher Rückblick auf die deutsche Colonisation in Afrika und Melanesien. 412.
Englische schöne Literatur. 750.
Erbach, E. Graf zu, Wandertage eines deutschen Touristen im Strom- und Küstengebiet des Orinoco. 189.
Erbe, K., Randbemerkungen zu Dr. Wustmann's „Allerlei Sprachdummheiten". 596.
Erdmannsdörffer, H. G., ein Phantasiestaat. Darstellung und Kritik von Bellamy's „Im Jahre 2000, Rückblick auf 1887". 55.
Erfurth, R., Auf buntbewegten Gassen. 648.
Ernst, A., s. Beguelin.
—— A. W., Heinrich Leuthold. 213.
Erzählungen aus Sylts Vergangenheit in freier Darstellung. 38.
Erziehung, unsere nationale. Mit besonderem Bezug auf die Forderungen P. de Lagarde's und des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher". Von einem Oberdeutschen. Zweite Auflage. 202.
Eschen, M. von, Zwei reiche Frauen. 648.
Ettlinger, J., Christian Hofmann von Hofmannswaldau. 214.
Evers, V., Symphonie. Ein Gedichtbuch von C. Busse, F. Evers, G. E. Geilfuß, V. Hardung, J. Vanselow. 453.

Faber, M., Deutschthum und Turnen. 591.
Fabricius, W., s. Schoch.
Faguet, E., Dix-neuvième siècle, études littéraires. Neuvième édition. 419.
Fahrenbruch, F., Die katholische Frage, deutsche Politik und das deutsche Volk. 414.
Falkenheim, H., Kuno Fischer und die literarhistorische Methode. 353. 529.
Falkenhorst, C., Am Victoria-Njansa. 815.
Familienbücherschatz der Schriftenvertriebsanstalt zu Weimar. Geleitet von A. Seidl. Lief. 1—15. 62. Heft 16—29. 446.
Fastenrath, J., s. Balaguer.
Faulwasser, J., Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. 207. 383.
Fehling, Die Bestimmung der Frau, ihre Stellung zu Familie und Beruf. 222.
Fielt, M. Charlotte, Sommergluten. 54.
Findel, J. G., Das Zeitalter der Naturerkenntnis. 571.
Fischer, K., Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. Vierte Auflage. 300.
—— Schiller als Philosoph. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Zweites Buch: Die akademische Zeit 1789—96. 164.
—— L. H., Aus Berlins Vergangenheit. 799.
Fischer-Sallstein, Der schwarze Conrad. 153.
Fiske, J., The Discovery of America. 644.
Fitger, A., s. Beiträge.
Flaischlen, C., Toni Stürmer. 489.
Fleischmann, O., Wider die Socialdemokratie. 172.
Flinders Petrie, s. Mahaffy.
Flotow's Friedrich von, Leben. Von seiner Witwe. 715.
Foglar, A., Grillparzer's Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Zweite vermehrte Auflage. 8.
Fontane, Th., Kriegsgefangen. Zweite Auflage. 177.
—— L'Adultera. Zweite Auflage. 177.
—— Unwiederbringlich. 177.
—— Frau Jenny Treibel. 655.
—— Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". 808.
Forschungen, Hohenzollerische. Jahrbuch für die Geschichte des deutschen Kaiser- und preußischen Königshauses. Herausgegeben von Chr. Meyer. Erster Jahrgang. 557.
Forstenheim, Klara, Gedichte. 215.
Fraknói, W., Mathias Corvinus, König von Ungarn. Aus dem Ungarischen übersetzt. 23.
Francke, K., Armin, der Cherusker. 471.
Fränkel, H., Ein neuer Weg zur geistigen und sittlichen Hebung des Volks. 447.
Frankl, L. A., s. Zwei Dichterveteranen.
Franz, R., Der Aufbau der Handlung in den classischen Dramen. 687.
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doctors. 694.
Französische Literatur. 701. 782.
Frenzel, K., Frauenrecht. 820.
Freudenthal, A., Heidefahrten. II. 602.
—— Sonderlinge und Vagabunden. 195.
Freund, J., Die wilde Madonna. 246.
Frey, A., Erinnerungen an Gottfried Keller. 1.
Freybe, A., Das deutsche Haus und seine Sitte. 403.
Friedberg, F. von, Andreas Hofer. 425.
Friedenfels, E. Edler von, s. Seehäfen.
Friedheim, P., Skizzen nach dem Leben. 67.
—— P. von, Gedichte. 170.
Friedland, Alma, Gedichte. 534.
Friedländer, Helene. Ein Denkmal. 388.
Friedmann, A., Die Heckenrose. 783.
—— Die Danaiden. 783.
—— Der letzte Schuß. Die Erzählung des Henkers von Bologna. Ein Kind seiner Zeit. 246.
Friedrich, F., Aus lichten Höhen. 68.
—— R., Zum Jahresschluß. 817.
Friese, E., Die Windsbraut. 778.
Frimmel, Th. von, Jos. Danhauser und Beethoven. 638.
Fröhlich, F., Napoleon I. und seine Beziehungen zum classischen Alterthum. 367.
Froitzheim, J., Friederike von Sesenheim. 755.
Fröschl-Album. Kleine Gesellen. 47.
Fuchs, G., Noch einmal Luther und die Ehe. 381.
Fuhse, F., Sitten und Gebräuche der Deutschen beim Essen und Trinken von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des 11. Jahrhunderts. 403.
Fulano, T. H., Der Sturz des Kaiserthrones in Brasilien und seine Folgen auf politischem und kirchlichem Gebiete. 777.
Fuld, L., Die Verstaatlichung des Grund und Bodens. 302.
Fulda, L., Die Sklavin. 489.
Fürst, A., Christen und Juden. 521.

Galen, P., Der Meier von Moujardin. 372.
Gaughofer, L., Die Falle. 328.

Ganghofer, L., Fliegender Sommer. 648.
Gartelmann, H., Dramatik. Kritik des Aristotelischen Systems und Begründung eines neuen. 459.
Gawalowski, K. W., Ramphold Gorenz. Zweite Auflage. 559. 619.
Gebhardt, B., Handbuch der deutschen Geschichte. 233.
Gegen den Materialismus. Gemeinfaßliche Flugschriften. Unter Mitwirkung von M. Carriere, C. du Prel u. a. herausgegeben von A. Schmidkunz. 75. 580.
Geilfuß, G. E., s. Evers.
Geißler, K., Paoli. 199.
—— W., Drei Novellen. (Verhängniß. Die Trödlerstochter. Die Frau des Irrenarztes.) 374.
Gensel, J., s. Schumann.
Gerhard, C., Ludwig von Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern. 206.
Gerhardt, D. von (Gerhardt von Amyntor), Der Veteran. 356.
—— M., Erwin Falk. 628.
Gerlach. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's, Generals der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelm's IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Erster Band. 257.
—— Goethe als Socialpolitiker. 670.
Germania. Ein deutscher Sang. Dem größten Deutschen, dem Fürsten Bismarck in ehrfurchtsvoller Treue gewidmet von einem Süddeutschen. Zweite Auflage. 265.
Gerok, G., Karl Gerok. Ein Lebensbild. 789.
Geucke, K. E., Kunst und Naturalismus. 447.
Geyer, F., Der 27. Januar 1959. 505.
Gildemeister, O., s. Homberger.
Girth, K., Die Hexe von Hela. 249.
Glogau, G., Die Schönheit. 479.
Glossy, K., s. Jahrbuch.
Gnad, E., Literarische Essays. Zweite vermehrte Auflage. 8.
Goedeke, K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage, fortgeführt von E. Goetze. Vierter Band. Erste Abtheilung. 36.
Goldschmidt, M., Gegengift. 10.
—— W., Nihilisten. 195.
Gölz, W., Die Tochter des Bauern im Pensionat. 249.
Goncourt, E. de, Die Brüder Zemganno. Deutsch von Signor Domino. 533.
Gordon, J., Daphne. Deutsch bearbeitet von F. Spielhagen. 563.
Goethe als Hemmschuh. Von einem Berliner. 202.
—— und Charlotte von Stein. Acht Lieder. 534.
Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Erste Abtheilung. Neunter und elfter Band. Zweite Abtheilung. Siebenter Band. Vierte Abtheilung. Zehnter Band. 755. Sechsundzwanzigster bis neunundzwanzigster Band. Dichtung und Wahrheit. 209.
Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar; Beitrag zum Bau eines solchen. 655.
Goethe-Gesellschaft; Versammlung derselben. 398.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. Dreizehnter Band. 307.
Gottberg, Adelaide von, Almenrausch und Edelweiß. 314.
Gottesheim, R. Freih. von, Einsame Sterne. 710.
Gottschall, R. von, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. 769.
—— Romeo und Julie am Pregel. 822.
—— Studien zur neuen deutschen Literatur. 794.
—— Verkümmerte Existenzen. 310.
Goetze, E., s. Goedeke.
Graul, R., s. Künste, graphische.
Grazie, M. E. delle, Italische Vignetten. 708.
Gregorovius, E., Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901 bis 1912. 145.
—— F., Athenaïs. Dritte durchgearbeitete Auflage. 184.
—— Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Dritter Band. 555.
—— Römische Tagebücher. Herausgegeben von F. Althaus. 740.
Greif, M. Francesca da Rimini. 328.
—— Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. 42.
Greinz, R. H., Tiroler Leut. 778.
Grelling, R., Gleiches Recht. 360.
Grieben's Reisebücher. 6. Bd.: Berlin, Potsdam und Umgebungen. 463.
Grillparzer's sämmtliche Werke. Fünfte Ausgabe, herausgegeben und mit Einleitungen versehen von A. Sauer. Erster Band. 474.
Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. 25. Auflage. 735.
—— W., Deutsche Frauen vor dem Parlament. 614.
Groß, F., Im Vorbeigehen. 246.
Grosse, J., s. Konstantin, Großfürst.
Grottewitz, K., Eine Siegernatur. 648.
—— Die Zukunft der deutschen Literatur im Urtheil unserer Dichter und Denker. 593.
Grotthuß, Elisabeth von, Gräfin Alma Adlerflycht. 37.
Grüninger, H. M., Gedichte. 86.
Guglia, E., Geschichte der Stadt Wien. 261.
Gunter, A. C., Miß Niemand. Uebersetzt von F. Mangold. 342.
Günther, F., Aus dem Sagenschatz der Harzerlande. Erste Lieferung. 602.
Günthert, J. E. von, Dramatische Dichtungen. 197.
Guntram, K., Viola tricolor und andere Novellen. 374.
Gustedt, Jenny von, Aus Goethe's Freundeskreise. Herausgegeben von Lily von Kretschman. 587.
Guttzeit, J., Jugendblüten. 10.

Haase, M., Esther. 426.
Haeberlin, C., Eduard Hiller. 542.
Haebler, K., Maria Josefa Amalie, Herzogin zu Sachsen, Königin von Spanien. 829.
Haggard, R., Beatrice. 420.
Halbsaß, W., s. Amthor.
Halt — mehr rechts! Ein Wort zur Abwehr unwürdiger Fremdherrschaft. Von einem niederdeutschen Bauern. Zweite Auflage. 318.
Haman, Chr., Was unsere Kinder lesen. 505.
Hansjakob, H., Schneeballen. 246. Neue Folge. 564.
Hansson, O., Alltags-Frauen. 371.
Hansson, O., Der Materialismus in der Literatur. 75.
—— Das junge Skandinavien. 184.
Hanstein, A. von, Die Königsbrüder. 488.
Hardung, V., s. Evers.
Harnack, O., Die classische Aesthetik der Deutschen. 401.
Harrven, G. (G. David), Rittmeister Isegrimm und andere Erzählungen aus dem Soldatenleben. 726.
Hartwig, G., Auf Umwegen. 550.
Hase, K., Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. Dritter Theil: Neue Kirchengeschichte. 349.
—— Theologische Erzählungen. Geistliche Schauspiele und Rosenvorlesungen. Erste Abtheilung: Des alten Pfarrers Testament. Die Proselyten. 349.
—— Theologische Reden und Denkschriften. Erste Abtheilung zum Kirchenstreit. 349.
—— Gesammelte Werke. Band 3, 6, 1. 10, 1. 349.
Hasner, L. von, Denkwürdigkeiten. 660.
Hauffe, G., Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 298.
—— Die Wiedergeburt des Menschen. 365.
Hauffen, A., Das deutsche Haus in der Poesie. 222.
—— Theodor Körner. 25.
Hauff's, W., Werke. Illustrirte Ausgabe. Zweiter Band. 622.
Hauptmann, G., Die Weber. Zweite Auflage. 471.
Hausbibliothek der praktischen Theologie, herausg. von Zimmer. 10. Band. Abth. d. 575.
Hausrath, A., Arnold von Brescia. 348.
Hausschatz des Wissens. Probeheft. 638.
Hayem, A., Wahrheit und Schein. Aus dem Französischen. 572.
Herren, Ukert und von Giesebrecht, Geschichte der europäischen Staaten. 53. Lieferung. 2. Abtheilung. 315.
Hebbel's, F., sämmtliche Werke. (Neue billige Ausgabe in zwölf Bänden.) Erster und zweiter Band. 705.
Heiberg, H., Wer trifft das Rechte. 406.
Hein, A. R., Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. 206.
Heinemann, F., Vorposten. 249.
—— K., Goethe's Mutter. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 174. 587.
Heinrich, H., Das geflügelte Rad. 438.
Heinsius, A., Eine neue Religion. 525.
Heitmüller, F., s. Riemer.
Heller, O., Unter genialen Menschen. 648.
Helmholtz, H. von, Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. 670.
Hempel, Thekla, Der Frauen Beruf. 67.
Henckel, W., Rußlands wirthschaftliche Lage im Jahre 1891. 622.
Henne am Rhyn, Culturgeschichte des deutschen Volks. Zweite neu bearbeitete Auflage. Erste und zweite Abtheilung. 297.
—— Die Frau in der Culturgeschichte. 638.
Henop, Ch., Das Vergängliche, das Bleibende und das Ewige. 570.
Hering, W., Christoph Columbus und die Entdeckung Amerikas. 644.
Hermann, A., Die Schulspiele der deutschen Jugend. 223.
Herold, F., Wachsen und Werden. 567.
Herrmann, M., s. Jahresberichte.

Hertslet, W. L., Schopenhauer-Register. 254.
Hertzka, T., Socialdemokratie und Socialliberalismus. 172.
Hertzsch, R. H., Der ontogenetisch-phylogenetische Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes. 701.
Herzberg, W., Irrgänge der Seele. 372.
Herzog, A., Aus der Lebensschule. 38.
Heß, G., Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eingeleitet von K. H. Keck. 596.
Hesse, A., Esther. 327.
Hesse-Wartegg, E. von, Die Einheitszeit nach Stundenzonen. 6.
Hevesi, L., Regenbogen. 71.
Heyne, M., Deutsches Wörterbuch. Erster und zweiter Band. 743.
Heyse, P., Aus den Vorbergen. 623. 798.
—— In der Geisterstunde. 575.
—— Das Marienkind. 239. 357.
—— Merlin. 385.
—— Wahrheit? 243.
Hildeck, L., Der goldene Käfig und andere Novellen. 327.
Hindersin, F. von, Schauspiele. VII: Luther. 198.
Hipler, W., Ehe denn die Schlacht beginnt. 505.
Hippel's, Th. G. von, Lebensläufe. Neu herausgegeben in dritter verbesserter Auflage von Alexander von Oettingen. 830.
Hoffmann, Hans. Von Karl Heinemann. 673.
—— Landsturm. 559. 675.
—— Vom Lebenswege. 703.
—— K. A. F., Rhetorik für höhere Schulen. Siebente Auflage, besorgt von E. F. A. Schuster. 47.
—— M., Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck. Erste Hälfte. 393.
Holeczek, J., s. Seehäfen.
Holstein, H., s. Literaturdenkmäler, lateinische.
Holtze, F., s. Beiträge.
Holtzhey, G., Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden. Neu bearbeitet von Professor Konrad Meyer. 815.
Holz, A., Buch der Zeit. 439.
Homberger, H., Essays. Herausgegeben von L. Bamberger und O. Gildemeister. 468.
Hopfen, H., Glänzendes Elend. 623.
—— Die Göttin der Vernunft. 682.
Hörnes, M., Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. 504.
Hübbe, W., Das Gudrunlied. 279.
Hubbe-Schleiden, Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. 45.
Hüber, A., Geschichte Oesterreichs. Vierter Band. 315.
—— L., Gesänge in ob der ennsscher Mundart. Dritte vermehrte Auflage. 277.
Huberti, L., Gottesfrieden und Landfrieden. Erstes Buch. 317.
—— Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden. 302.
Huch, R., Evoë. 685.
Hugo's, V., Romane. Gesammtausgabe. Deutsch von P. Heichen. Erster Band. 639.
Hümer, F., Der junge Poet. 619.
Hüttinger, H., Hans Dollinger. 328.

Iken, J. F., Die bremische Kirchenordnung von 1534. 395.
Immermann's, K., Nachlaß, dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar einverleibt. 190.
Imre, A., Toi seul. 277.
—— Wegmüde. 67.
Ingersoll, R. G., Die Irrthümer Mosis. Deutsch von W. Schaumburg. 605.

Jacoby, L., Deutsche Lieder aus Italien. 567.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von K. Glossy. Zweiter Jahrgang. 147.
—— der Naturwissenschaften 1891—1892. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von M. Wildermann. Siebenter Jahrgang. 413.
Jahresbericht, kritischer, über die Fortschritte der romanischen Philologie. Unter Mitwirkung von 115 Fachgenossen herausgegeben von K. Vollmöller und R. Otto. Erster Jahrgang. Erstes Heft. 703.
Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. Elias, M. Herrmann und S. Szamatólski. Erstes Heft. 399.
Jahrhundert, das nervöse. Spiegelbilder von Gregor VII. 534.
Jakszakow, V., Aus den sibirischen Bleibergwerken. Aus dem Ungarischen übersetzt. 746.
Janitschek, H., s. Repertorium.
—— Maria, Lichthungrige Leute. 387.
Janke, O., Der Beginn der Schulpflicht. 505.
Jaensch, T., Aus Urdas Born. 413.
Jansen, F. G., s. Schumann.
Jenny, G., Milton's verlorenes Paradies in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. 25.
—— R. C., Oswald von Wolkenstein, der letzte Minnesänger. 198.
Jensen, W., Jenseits des Wassers. 607. 823.
—— Der Schatzsucher. 175. 356.
—— Uebermächte. 515.
Joachim, Joseph. Von Moritz Necker. 657.
—— Der Sonnhaldenbauer. 658.
Johannes, das Licht der Welt. Uraltes in neuer Gestalt. 28.
Jókai, M., Schwarzes Blut. Deutsch von L. Wechsler. 484.
—— Die weiße Rose. 799.
Jonas, F., s. Schiller.
Jordan, K. F., Die moderne Bühne und die Sittlichkeit. Zweite Auflage. 524.
—— Das Räthsel des Hypnotismus und seine Lösung. 46.
Jüngst, A., Vater Unser. 86.
—— H. C., Herzblut. 534.
Junker's, W., Reisen in Afrika 1875—1886. Dritter Band. 188.
Justinus, O., Italienischer Salat. 780.

Kaatz, H., Die Weltanschauung Friedrich Nietzsche's. Erster Theil: Cultur und Moral. 204.
Kalischer, A. Ch., Die „Unsterbliche Geliebte" Beethoven's. 52.
Kallenberg, F., Auf dem Kriegspfad gegen die Massai. 601.
Kallsen, O., Die deutschen Städte im Mittelalter. I. 393.
Kanngießer, O., Geschichte des Kriegs von 1866. Nebst einem Vorbericht: „Die deutsche Frage in den 1850er Jahren." 827.
Kapff-Essenther, F. von, Stürme im Hafen. 550.
Kaerger, K., In tyrannunculos! 596.
Kari-udo (Prinz Philipp von Sachsen-Koburg und Gotha), Tagebuch-Skizzen. 732.
Karlweis, C., Ein Sohn der Zeit. 466.
Kautzsch, E., s. Schrift, die Heilige.
Kawerau, s. Luther.
Kayser, W., J. A. Comenius. 161.
Kayserling-C. . ., Emma Gräfin, Johanna Wolter. 808.
Keben, G., Die Prostitution und ihre Beziehungen zur modernen realistischen Literatur. 414.
—— Um ein Darlehn. 195.
Keck, K. H., s. Heß.
Keferstein, H., Religionsunterricht und Erziehung zur Religion. 505.
Keiter, H., Heinrich Heine. 442.
Kelle, J., Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. 793.
Kellen, Tony, Was ist die Frau? 571.
Keller's, G., nachgelassene Schriften und Dichtungen. 687.
—— nachgelassene Schriften. 831.
Kennan, G., Aus Sibirien und Rußland. Deutsch von L. Katscher. 190.
—— Sibirien. Deutsch von E. Kirchner. Dritter Band. 89.
Kern, F., Goethe's Tasso und Kuno Fischer. 353.
Kiehne, H., Kleine Lieder. 345.
Kierkegaard, S., Was wir lernen von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel. Nach dem Dänischen frei bearbeitet. 27.
Kippenberg, A., Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731—43). 793.
Kirchner, F., Buch der Freundschaft. 314.
Kirejew, A. A., Zur Unfehlbarkeit des Papstes. 382.
Kitir, J., Leben und Stimmung. 9.
Klaußmann, O., Pique-Aß. 678.
Klauwell, O., Musikalische Bekenntnisse. Zweite durchgesehene Auflage der „Musikalischen Gesichtspunkte". 409.
Klein, O., Lotario. 361.
Kleinpaul, R., Das Stromgebiet der Sprache. 536.
Klerikalismus, der, ein Feind des Volkswohls und kein Freund der Religion. 604.
Klinckowström, A. von, Florus Brüggemann's Nachlaß. 54.
Kniepf, A., Theorie der Geisteswerthe. 77.
Kniest, P., Kaufleute und Schiffer. 195.
Knortz, K., Culturhistorisches aus dem Dollarlande. 733.
Kohl, H., Fürst Bismarck. Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers. Erster Band. 433.
——, s. Bismarck.
Kohler, J., Lyrische Gedichte und Balladen. 710.
Koehler, A., Historische Untersuchungen über das Einheilen und Wandern von Gewehrkugeln. 253.
Köhler, H., Daheim in Gott. 525.
Koehlich, R., Aus einsamen Stunden. 453.
Kohlrausch und A. Martin, Turnspiele. 303.
Kohut, A., Aus dem Zauberlande Polyhymnias. 714.
Konstantin, des Großfürsten, Gedichte. In freier Nachbildung von J. Grosse. 295.

Köstlin, s. Luther.
Kondelka, A. Freih. von, s. Seehäfen.
Kratz, H., Logik. 46.
—— Theletik. 46.
Kraus, E., Zwischen Narowa und Niemen. Erstes Bändchen. 38.
Krause, s. Literaturdenkmäler, lateinische.
Krauß, F., Die eherne Mark. Erster Band. 73.
Kretzschmann, Lily von, Aus Goethe's Freundeskreise, Erinnerungen der Baronin Jenny von Gutestedt. 367.
—— s. Gustedt.
Krippen-Kalender, wiener, für 1892. 303.
Kritik, freie. Unterredungen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände. Erstes und zweites Heft. 334.
—— Drittes Heft. 735.
Kruse, H., Gedichte. 68.
Küchler, K., Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersetzt. 763.
Küenburg-Stolberg, B. Gräfin, Ueber d'Gangsteigln. 500.
Kühn, E., Briefe aus Elsaß-Lothringen. 378.
Kulke, E., Zur Entwickelungsgeschichte der Meinungen. 78.
Kunrat von Ammenhausen, Das Schachzabelbuch. Herausgegeben von F. Vetter. Dritte Lieferung. 469.
Künste, graphische; redigirt von R. Graul. Funfzehnter Jahrgang. Erstes Heft. 191.
Kupffer, J., Goethe's Faust als Erzählung zur Einführung in das Verständniß des Originals. 468.
Kurella, H., Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers. 700.
Kürnberger, F., Löwenblut. Aus dem Nachlaß herausgegeben von W. Lauser. 678.
Kürschner, J., s. Nationalliteratur und Aus fremden Zungen.
Kurt, N., Das Freiheitsdogma in seinen neuesten Gestaltungen. 559.
Kurtz, H., Trier und der heilige Rock zu Trier. 381.

Labarrière, E., Die Rivalinnen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. 748.
Lachmann's, K., Briefe an Moritz Haupt. Herausgegeben von J. Vahlen. 671.
Laeroma, P. M., Dosta von Drontheim. Zweite durchgesehene Auflage. 387.
—— Die Modelltini. 387.
Lagarde, P. de, Deutsche Schriften. 202.
La Mara, Classisches und Romantisches in der Tonwelt. 53.
—— Liszt-Briefe. 783.
Lamprecht, K., Deutsche Geschichte. Zweiter und dritter Band. 788.
Landois, H., Frans Essink sien Liäwen un Driewen äs aolt Möustersk Kind. Dritter romantischer Theil: Up de Tuckusburg. 664.
Langwerth von Simmern, H. Freih., Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrich von Klinggräffe). Erster Theil: Kunst und Leben. 202.
Lanin, E. B., Russische Zustände. Aus dem Englischen von R. Dietz. Erster Band. Zweite Auflage. 745.
Lasius, T., Aus wachen Träumen. 265.
Latt, W., Gedächtnißblatt zum dreihundertjährigen Geburtstage des Amos Comenius. 350.
Lauff, J., Die Hexe. 326.
Lauser, W., s. Kürnberger.
Lauterbach, P., Aegineten. 10.
Lay, M., Stiller Grenzkrieg. 563.
Leeb, W. L., Sagen Niederösterreichs. Erster Band. 573.
Leffler, Anna Charlotte (Herzogin von Cajanello), Weiblichkeit und Erotik. 311.
Legerlotz, G., Gudrun. Neu übertragen. 280.
—— Nibelungen und Gudrun. Auszug für den Unterricht an höhern Mädchenschulen. 280.
—— Das Nibelungenlied. Uebertragen und herausgegeben. 280.
—— Dasselbe. Neu übertragen. 280.
—— Walther von der Vogelweide und andere Lyriker des Mittelalters. Auswahl. Uebertragen und herausgegeben. 280.
Lehnert, J. von, s. Seehäfen.
Lemme, F., Kurzer Abriß der socialen Frage. 285.
Lemmermayer, F., Im Labyrinthe des Lebens. 319. 583.
Lermolieff (Morelli), J., Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Dritter Theil: Die Galerie zu Berlin. 687.
Lessing's Uebersetzungen aus dem Französischen Friedrich's des Großen und Voltaire's, herausgegeben von E. Schmidt. 559.
Lettow-Vorbeck, O. von, Der Krieg von 1806 und 1807. Erster und zweiter Band. 490.
Levin, M., Barkochba. 486.
Lewalter, J., Deutsche Volkslieder. Drittes Heft. 574.
Lichtenheld, A., Grillparzer-Studien. 228.
Liebisch, R., Kreuz und quer. 374.
Liebscher, H., Charron und sein Werk „De la sagesse". 25.
Liesegang, R. E., Der Monismus und seine Consequenzen. Erster Theil. 287.
Lietzow, Tanger in Marokko und Gibraltar. 412.
Lilien, Anna Freiin von, Im Kampf des Lebens. 808.
Lilienthal, W., s. Berg.
Limburg-Brouwer, van, Akbar. Deutsch von Lina Schneider. Zweite Auflage. 484.
Lindau, P., Hängendes Moos. 671.
—— R., Martha. 678.
—— Schriften. Gesammtausgabe. 719.
Lindemann, M., s. Blätter, deutsche geographische.
Lindner, G. A., Johann Amos Comenius, sein Leben und Wirken. Neu herausgegeben von W. Böttcher. 161. 270.
Linger, K. F., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. k. Hofraths Heinrich Gottfried von Bretschneider. 468.
Linsemann, P., Das Weib des Uria und andere Skizzen. 694.
Lippmann, J., Gewalt. 40.
List, G., Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. 58.
Literatur, die moderne. Erstes bis viertes Heft. 335.
Literaturdenkmäler, lateinische, des 15. und 16. Jahrhunderts, herausgegeben von M. Hermann und S. Szamatólski. 5. Bd.: Enricius Cordus, herausgegeben von Krause. 6. Bd.: Wimpheling's Stylpho, herausgegeben von H. Holstein. 543.
Literaturkalender deutscher Schriftstellerinnen. 383.
Litzmann, B., Theatergeschichtliche Forschungen. Viertes Heft. 677.
Lorrow, F., Das Geständniß. 373.
Lothar, R., Der Werth des Lebens. 275.
Löwenfeld, R., Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. 801.
Loy, A. von, Aus der Wirklichkeit. 343.
Ludolff, M., Felicitas. Zweite Auflage. 719.
—— Der Talisman. Dritte Auflage. 719.
Ludwig's, O., gesammelte Schriften. (Herausgegeben von A. Stern.) 289.
Luginbühl, R., s. Stapfer.
Luthardt, C. E., Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Consequenzen. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. 460.
—— Zur Einführung in das akademische Leben und Studium des Theologen. 521.
Luther's Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, E. Schneider u. a. Sechster Band. 237.
Lyrik, deutsche, von 1891. Gesammelt und herausgegeben von C. G. Bruno, F. Montanus und F. Servais. 710.

Magdeburgs Zerstörung 1631. Von W. Arndt. 785.
Mahaffy, J. P., The Flinders Petrie Papyri. 653.
Maienfisch, E. R., Drei Erzählungen. 327.
Mairet, Jeanne, Der Affenmaler. Aus dem Französischen von Auguste Scheibe. 694.
—— Eine Künstlerin. Aus dem Französischen von Natalie Rümelin. 420. 533.
Maisch, G., Das religiöse Gemeinschaftsleben, ein Heilmittel für unsere socialen Schäden. 522.
—— Durch eigene Hand. 522.
—— Religion und Revolution nach ihrem gegenseitigen Verhältniß in drei Geschichtsbildern. 523.
Majerßky, A. von, Der Taugenichts. 487.
Mallachow, K., Der Herzogsmüller. 490.
Mallery, G., Israeliten und Indianer. Aus dem Englischen von F. S. Krauß. 60.
Mantegazza, P., Epikur. Physiologie des Schönen. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. 219.
—— Die Hygiene der inneren Organe. 219.
—— Die Hygiene der Sinne. 220.
—— Die Kunst zu heirathen. 303. 716.
—— Phhsiologie des Schönen. II. Wörterbuch des Schönen. Aus dem Italienischen von W. A. Kastner. 716.
Mantenffel, Ursula Zöge von, Auf dem hohen Fels. 693.
Marchand, A., Poètes et Penseurs. 239.
Marienburg; die Bauarbeiten an derselben. 190.
Marshall, W., s. Vorträge, zoologische.
Martens, K., Sinkende Schwimmer. 452.
Martin, A., s. Kohlrausch.
—— W., Die Rettung der Trinker und die Bekämpfung der Trunksucht. 414.
Martins, W., Die Rettung der Trinker und die Bekämpfung der Trunksucht. 654.
Masins, H., Bunte Blätter. 795.
Materialismus, der, und die Gegenwart. Von M. Groeben. 577.
Matthes, A., Reisebilder aus dem Morgenlande. 521.
Matthias, Th., Sprachleben und Sprachschäden. 750.
Matthys, Emma, Gesammelte Gedichte. 374.
Maupassant, G. de, Der schöne Georg (Bel-Ami). Deutsch von M. Schoenau. 533.

Maupassant, G. de, Zur linken Hand. Uebertragung von L. Wechsler. 534.
—— Das Kind und andere Novellen von G. Gissing u. s. w. 749.
Maurenbrecher, W., Gründung des deutschen Reichs. 1859—71. 775.
—— s. Taschenbuch, historisches.
Manthner, F., Glück im Spiel. Zweites Tausend. 748.
—— Hypatia. 566.
—— Todte Symbole. 392.
Mayer-Markau's Sammlung pädagogischer Vorträge. IV, 8. 505.
Mayr, A., Selige Stunden. 171.
Megede, M. zur, Graue Geschichten. 326.
Melissander, F., Ein Blick auf Rußland. 622.
Melzer, E., Die Augustinische Lehre vom Causalitätsverhältniß Gottes zur Welt. 700.
Menge, R., Ithaka. 44.
—— Troja und die Troas. 44.
Mengs, G., Junge Leiden. 246.
Mensch, E., Neuland. 403.
Mercator, B., Vier Novellen. 153.
Merck an Wieland (1776), ein Brief. Von L. Geiger. 337.
Merkens, H., Was sich das Volk erzählt. 780.
Meyer, Chr., s. Forschungen, Hohenzollerische.
Meyer's Reisebücher: die Schweiz. 13. Auflage. 510.
Michelet, s. Abhandlungen.
Milàr-Gersdorff, B., Hammer und Pflug. 83.
Minor, J., Allerhand Sprachgrobheiten. 596.
Mitsotakis, J. K., Neugriechischer Sprachführer. 652.
Mohr, Marie F. L., Die Commandantentochter von Mannheim. 796.
Möllhausen, B., Die beiden Jachten. 72.
Moltke, Graf H. von, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Erster Band: Zur Lebensgeschichte. 239. 299. Zweiter Band: Vermischte Schriften. 149. Vierter Band: Briefe an seine Mutter und an seine Brüder Adolf und Ludwig. 3. Fünfter Band: Briefe (zweite Sammlung) und Erinnerungen an ihn. 611. Sechster Band: Briefe. (Dritte Sammlung.) Briefe an seine Braut und Frau. 803. Siebenter Band: Reden. 803.
—— Militärische Werke. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. I. Militärische Correspondenz. Erster Theil. Krieg 1864. 251.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Erstes Heft. 255. 398. Zweites Heft. 671.
Montagu, J., In West und Ost. Freie autorisirte Uebersetzung von le Juge. 731.
Montanus, F., s. Lyrik.
Morelli, s. Lermolieff.
Mühlhauser, A., Goethe ein Socialist? 670.
Müllenhoff, K., Deutsche Alterthumskunde. Fünfter Band, zweite Abtheilung und dritter Band. 282. 334.
Müller, E., Ein Rückblick aus dem Jahre 2037 auf das Jahr 2000. Aus den Erinnerungen des Herrn Julian West. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. 55.
—— G. A., Nornagest. 362.
—— H., Biographie des Meisters Wilhelm Kaulbach. 831.
—— L., Aus sturmvoller Zeit. 22.
Müller sen., M., Ueber den Atheismus unter den Socialdemokraten. 31.
—— R., s. Seehäfen.
—— W., Politische Geschichte der Gegenwart. XXV. Das Jahr 1891. 776.
—— s. Becker.
Müller-Frauenstein, G., Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach. 212.
Müller-Guttenbrunn, A., Dramaturgische Gänge. 758.
—— Frau Dornröschen. Dritte Auflage. 437.
Müller von Elblein, F. Ritter, s. Seehäfen.
Mullholland, Rosa, Eine Emigrantin. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. 749.
Muncker, F., Richard Wagner. Dritte Auflage. 51.
Münzenberger, E. F. A., Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von J. Spillmann. 733.
Muret's, E., Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Dritte Lieferung. 607.

Naaff, A. A., Gartheil und Krauseminz. 10.
Nabert's, H., Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. 174.
Nationalliteratur, deutsche. Herausgegeben von J. Kürschner. Lief. 702—731. 540.
Nebe, A., Comenius als Mensch, Pädagog und Christ. 161.
Nemirowitsch-Dantschenko, W., Die Fürsten der Börse. Aus dem Russischen von A. Markow und L. Stein. 424.
Netoliczka, O., In Heine's Balladen und Romanzen. 26.
Niemann, A., Voll Dampf voraus. 678.
—— J., Gestern und Heute. 54.
Niese, Charlotte, Aus dänischer Zeit. 364.
Nietzsche, F., Zarathustra. 158.
—— Also sprach Zarathustra. Vierter und letzter Theil. 450.
Nöldeke, T., Orientalische Skizzen. 428.
Nonnemann, F., Moderne Laiengedanken über Religion und Verwandtes. 524.
Nordamerikanische Literatur, die neueste. Von E. P. Evans. 753.
Nordau, M., Gefühls-Komödie. 262.
—— Seelenanalysen. 452.
Norris, W. E., Die geprellten Verschwörer. Aus dem Englischen von Emmy Becher. 85.

Oechelhäuser, W., Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850. 338.
Odinga, T., Ueber die Einflüsse der Romantik auf Heinrich Heine. 442.
Ohnet, G., Die Diebin und andere Novellen von G. Verga u. s. w. 749.
Ohorn, A., In gerechter Fehde. 619.
Ohrwalder, Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan. 806.
Olafs, E., Novellen. 564.
Oelzelt-Newin, A., Ueber sittliche Dispositionen. 701.
Ompteda, G. Freih. von, Drohnen. 655.
—— L. Freih. von, Ein hannoversch-englischer Offizier vor hundert Jahren. Christian Wilhelm Freiherr von Ompteda, Oberst und Brigadier in der königlich deutschen Legion. 730.
Oncken, W., Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von F. Bamberg, F. von Bezold, A. Brückner u. a. herausgegeben von W. O. 689.
Oeri, J., s. Sophokles.
Ortwein, F., Deutsche Weihnachten. 573.
Oskar II., König von Schweden und Norwegen, Prosaische Schriften. Mit allerhöchster Autorisation übersetzt von E. Jonas. 202.
Oesterlin, K., Hie gut Wirtemberg. 685.
Ostermann, W., Der psychologische Materialismus. 220.
Onida, Syrlin. 20.

Pajèr, R., s. Seehäfen.
Paradowska, Marguerite, Mischa. Sittenbild aus Galizien. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Auguste Scheibe. 313.
Paulig, F. A., Friedrich der Große, König von Preußen. 558.
Paulus, E., Gesammelte Dichtungen. 481.
Peetz, H., Chiemgauer Volk. Erstes Bändchen. 277.
Perfall, A. Freih. von, Romanzero. 678.
—— Todtenröschen. 246.
—— Truggeister. 342.
—— Unterwühlter Grund. 470.
Peters, F., Die Kreisseeretärin. 726.
—— Onkel August. 484.
—— K., Gefechtsweise und Expeditionsführung in Afrika. 492.
Petersen, G. P., Reinhart Rotfuchs. Die deutsche Thiersage für jung und alt erzählt. 617.
Petöfi, A., Der Apostel. Deutsch von L. Stein-Abai. 249.
Pfeifer, M., Das neue Reich. 362.
Pfeil, L. Graf von, Kometische Störungen auf der Erdoberfläche und das Gesetz der Analogie im Weltgebäude. Vierte umgearbeitete Auflage. 74.
—— R. Graf von, Erlebnisse eines preußischen Offiziers in russischen Diensten während des türkischen Kriegs 1877/78. Zweite Auflage. 685.
Pfeilstücker's, F., Illustrirte Hausbibel. Sechste Abtheilung. Zweite Auflage. 351.
Pfleiderer, R., Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst. 47. bis 50. Lieferung. 351.
Pfohl, F., Mein Theater-Album. 815.
Philippson's, L., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von M. Philippson. 1. bis 16. Lief. 254.
Pichler, A., Zu meiner Zeit. 660.
Pietsch, L., Wie ich Schriftsteller geworden bin. 789.
Pilz, K., Cornelia. Deutsche Aelternzeitung. 223.
Plöhn, R., Moderne Märtyrer. 374.
Poë, E. A., Ausgewählte Gedichte. Uebertragen von Hedwig Lachmann. 374.
Pohlig, H., s. Vorträge, zoologische.
Pohlmey, E., Der römische Triumph. 44.
Polenz, W. von, Heinrich von Kleist. 359.
—— Die Unschuld und andere Federzeichnungen. 726.
—— Die Versuchung. 231.
Postumus, K., Braunedel. 19.
Prem, S. M., Martin Greif. 794.
Pröll, K., Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse. 619.
—— Das muntere Jahrhundert. 780.

Pröll, K., Zerbrochenes Spielzeug. 780.
—— Sturmvögel. Dritte Auflage. 691.
Proelß, J., Das junge Deutschland. 305.
Przybyszewski, S., Zur Psychologie des Individuums. I. 451.
Ptak, K., Die Schlacht von Eimbeck. Liebestod. Omar Chijam des Jüngeren Divan. 265.
Pudor, H., Krieg und Frieden in der Musik. 206.
—— Die alten und neuen Wege in der Musik. 206.
—— Liebe und Leben. 567.
—— Die Welt als Musik. Zweite Auflage. 714.
Pusch, L., Anthropologie die Wissenschaft vom Menschen oder Animismus die Lehre von der Seele. 526.

Raab, R., Der alte und der neue Kongostaat. 733.
Raabe, W., Gutmann's Reisen. 82.
Raché, P., Pleberjerblut. Zweite Auflage. 778.
Rade, s. Luther.
Rasael, L., Winterträume. 345. 387.
Rahn, P., Gemara. 198.
Rausch, K., Das Problem der Armuth. 172.
Realismus, consequenter. Bühne und Publikum. 735.
Reder, H. von, Wotan's Heer. 170.
Rehm, H. S., Die Unverwüstlichen. 407.
Reichau, H., Ursprung und Wesen der Schule. 505.
Reichel, E., Die Ostpreußen in der deutschen Literatur. 383.
Reichenbach, M. von, Graf W. 62. 567.
—— Die Prinzessin. 54.
Reimann, E., Abhandlungen zur Geschichte Friedrich's des Großen. 558.
Reineck, K., Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen. 751.
Reinecke, K., Zur Wiederbelebung der Mozart'schen Klavierconcerte. 458.
Reinfels, H. von, Die Sitte. 40.
Reißmann, A., Die Kunst in der Gesellschaft. 494.
—— Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 713.
Relten, W. von, Das gnädige Fräulein. 327.
Remin, E., Ein Genie der That. 502.
Repertorium für Kunstwissenschaft. Redigirt von H. Janitschek. Vierzehnter Band. Sechstes Heft. 14. Funfzehnter Band. Erstes Heft. 191.
Rethel, Alfred. Von E. Lehmann. 737.
Rethwisch, E., Ariadne. 425.
Rettich, H., Prisenrecht und Flußschiffahrt. 302.
Reuling, C. G., Aus Hag und Tann. 567.
—— Knecht Hagebuchen. 691.
Revue, russische. Vierteljahrsschrift für die Kunde Rußlands, herausgegeben von R. Hammerschmidt. 206.
Ribbeck, O., Geschichte der römischen Dichtung. Dritter Band. 600.
Richter, O., Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden. Erster bis dritter Band. 395.
—— W., Die deutschen Colonien. 602.
Richthofen, G. Freih. von, Offener Brief an Herrn Professor Dr. Felix Dahn. 222.
Riedel-Ahrens, B., Im grauen Schloß. 550.
Riehl, W. H., Culturgeschichtliche Charakterköpfe. 184.
Riemer. — Aus dem Goethehause. Briefe F. W. Riemer's an die Familie Frommann in Jena (1803—1823). Nach den Originalen herausgegeben von F. Heitmüller. 587.
Riffert, J., Ein Trauerspiel im Heidelberger Schloß. 487.
Ritter, C. G., Longinus. 41.
—— H., Studien und Skizzen aus Musik- und Culturgeschichte, sowie Musikästhetik. 457.
Roeber, F., Antike Lustspiele. 509.
—— Börsenringe. 328.
Roberts, A. Baron von, Aus Mitleid. Die gekaufte Stimme. Des Kaisers Fünf u. s. w. 325.
Röchling, C., Unser Heer. 810.
Rodenberg, J., Klostermann's Grundstück. 502.
Roon. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Grafen von Roon. 159. 239. 659.
Roquette, O., Ul von Haslach. Der fahrende Schüler. Spindel und Thyrsus. Ambrogio's Beichte. Paris der Bessere. 440.
Roscher, W., Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie. 767.
Rose, K., Gedichte. 249.
Rosegger, P. K., Allerlei Menschliches. 671. 813.
—— Hoch vom Dachstein. 813.
Roskoschny, H., Die Todsünden Rußlands. Bilder aus dem Choleragebiet. 622.
Roteg, C. von, Cypressenlaub. 170.
Roth, L., Lose Blätter. 726.
Rothenburg, Adelheid von, geb. von Zastrow, Von dem Hohensteine am Rheine. 323.
Rowald, P., Brauch, Spruch und Lied der Bauleute. 826.
Rubinstein, A., Die Musik und ihre Meister. 456.
Ruederer, J., Geopfert! 726.
Rudio, F., Ueber den Antheil der mathematischen Wissenschaften an der Cultur der Renaissance. 494.
Rudolf, Kronprinz von Oesterreich, Unsere Jäger in Wort und Bild. 303.
Rudow, W., Mädchenliebe und Mannesliebe. 265.
—— Harzblüten. 265.
Rümelin, G., Aus der Paulskirche. Herausgegeben und eingeleitet von H. R. Schäfer. 338.
Runze, G., Ethik. Erster Theil: Praktische Ethik. 62.
Ruseler, G., Michael Servet. 426.
Rußböldt, W., Die Entwickelung. Der Darwinismus in neuer Auffassung. 63.

Saar, F., Schloß Kostenitz. 559.
Saitschik, R. M., Zur Psychologie unserer Zeit. 635.
Samarow, G. (O. Meding), Hangen und Bangen. 343.
Sammlung deutscher Schriften. Erster bis dritter Band. 559. 619. Vierter bis siebenter Band. 691.
—— gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. 141. Heft: 302. 142. u. 146. Heft: 494. 139. Heft: 495. 148. Heft: 602. 152. Heft: 767.
Samosch, S., Sieilianische und andere Streifzüge. 72.
Samson-Himmelstjerna, H. von (V. Frank), Verlennudung der Bauern und des Adels in Rußland nach G. J. Uspensky und A. N. Terpigorjew (Atawa). 316.
Sauer, A., s. Grillparzer.
Seartazzini, G. A., Daute-Handbuch. 175. 539.
Schaab, A., Pontius Pilatus. 154.
Schack, A. F. Graf von, Das Jahr Eintausend. 747.
—— Sirius. 747.
—— Weltmorgen. 11.
Schadek, M., Was Heurig's. 520.
Schädel, L., Deutsches Klosterleben im 13. Jahrhundert nach Cäsarius von Heisterbach. 414.
Schaeser, Anny, Aus die boarisch'n Berg. 169.
Schäfer, H. R., s. Rümelin.
Schafheitlin, A., Mahomet. 426.
Schanz, Frida, Dichtungen. O du selige Backfischzeit. 810.
Schaumburg, K., Ein Verkannter. 425.
Scheffel, J. von, Episteln. 419.
—— Säkkinger Episteln. 271.
Schellwien, R., Max Stirner und Friedrich Nietzsche. 451.
Schemann, L., Briefe von und an Schopenhauer. 687.
Schenckendorff, E. von, s. Walcker.
—— und F. A. Schmidt, Ueber Jugend- und Volksspiele. Jahrgang 1892. 223.
Scherenberg, E., Gedichte. (Gesammtausgabe.) Dritte Auflage. 623.
Schilf, H., Faust. 363.
—— Iwan Zwetók oder die Pilgerfahrt nach Erlösung. 11.
Schiller. — Aus dem Schiller'schen Hause. Von L. Gaiger. 561.
Schiller's Briefe. Kritische Gesammtausgabe der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. Jonas. Erste bis fünfte Lieferung. 46. 207. 509.
Schillmann, R., Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am 12. October 1492. 644.
Schlaf, J., In Dingsda. 372.
Schleiden, R., Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Zweite Folge: Schleswig-Holsteins erste Erhebung (1848—49). 4.
Schleinitz, Alexander von, Wagner's Tannhäuser und Sängerkrieg auf der Wartburg. 51.
Schliemann's, H., Selbstbiographie. Bis zu seinem Tode vervollständigt. Herausgegeben von Sophie Schliemann. 184.
Schmarsow, A., Die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen. 201.
Schmidkunz, H., s. Gegen den Materialismus.
Schmidt, E., Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 17.
—— F. A., s. Schenckendorf.
—— J., Der Sklave bei Euripides. 392.
—— J. von, Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. 633.
—— R., Erlöst. Aus dem Dänischen übersetzt von H. Varnhagen. 328.
—— Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika. Seine Entstehung, seine Niederwerfung und seine Folgen. 807.
Schmiedt. — Die Aufzeichnungen des rigaschen Rathssecretärs Johann Schmiedt zu den Jahren 1558—1562. Bearbeitet von A. Bergengrün. 316.
Schmitt, E. H., Die Gottheit Christi im Geiste des modernen Menschen. 606.

Schmitz, A., Zwei dramatische Dichtungen als Vorschau in die Entwickelung der Menschheit. 797.
Schneideck, G. H., Im Osten Berlins. 231.
Schneider, E., s. Luther.
Schöbel, Agnes, Unser Teufelchen und andere Novellen. 327.
Schober, Thekla von, geb. von Gumpert, Autographen und Erinnerungen. 830.
Schoch's, J. G., Comoedia vom Studentenleben. Mit Einleitung und Erläuterungen nach der Ausgabe von 1658 neu herausgegeben von W. Fabricius. 676.
Schomacker, Hanna, Klumpe-Dumpe und andere Märchen. 11.
Schön, Th. von, Studienreisen eines jungen Staatmannes in England am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. 151.
Schopenhauer's, A., Sämmtliche Werke. Neue wohlfeile Lieferungsausgabe. 254.
Schrader, O., Victor Hehn. 184.
Schramm, R., Zur Erneuerung des Christenthums. 606.
Schreibershofen, Hedwig von, Im Wechselspiel des Lebens. 628.
Schrift, die Heilige, des Alten Testaments, in Verbindung mit Baetgen, Gute, Kamphausen u. a. übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch. Erster Halbband. 286.
Schriften, deutsche, für Literatur und Kunst, herausgegeben von E. Wolff. Zweite Reihe. Erstes Heft. 392. Viertes bis sechstes Heft. 78.
—— für nationales Leben, herausgegeben von E. Wolff. Erste Reihe. Zweites Heft. 172. Zweite Reihe. Drittes Heft. 622.
—— der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan. Sechster Band: Das weimarer Hoftheater unter Goethe's Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von J. Wahle. 321.
Schröder, E., Friedrich der Große über Religion, Erziehung und Schule. 350.
Schubin, O., Finis Poloniae. 671.
—— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Dritte Auflage. 767.
Schullerus, A., Gellert's Dichtungen. 607.
Schulpe, G. von, Aphorismen und Aperçus. 314.
Schultheiß, A., Das Festspiel zu Rothenburg. 780.
Schultz, E., Die Ketten der Gesellschaft. 425.
—— Jeanne, Was der heilige Joseph vermag. Autorisirte Uebersetzung von Emmy Becher. 810.
Schultze, Marie, Marie Königin von Baiern. 731.
—— Th., Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe. Zweite Auflage. 29.
Schulz, A., Catalogue méthodique des Revues et Journaux parus à Paris jusqu'à fin 1891. 79.
Schumann, R., Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. Vierte Auflage, mit Nachträgen und Erläuterungen von F. G. Jansen. 551.
Schumann's, R., Briefwechsel mit Henriette Voigt, geb. Kuntze. Mitgetheilt von J. Gensel. 713.
Schuster, C. F. A., s. Hoffmann, K. A. J.
—— H., König Konrad. 683.
Schwab, Gustav, und Nikolaus Lenau. 369.
Schwarz, A., s. Seehäfen.
Schweizer-Lerchenfeld, A. Freih. von, Das neue Buch der Natur. Erster Band. 413.
Schwerin, Josephine Gräfin, Pflicht. 84.
Schwering, J., Franz Grillparzer's hellenische Trauerspiele, auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft. 229.
Scipio, K., Fanatismus, das Zerrbild der Religion. 605.
Seeck, O., Zeitphrasen. 33.
Seehäfen, die, des Weltverkehrs, dargestellt von J. Ritter von Lehnert, J. Holeczek, K. Zehden, T. Cicalek, E. Becher, R. Pajer, A. Schwarz, R. Müller, F. Ritter Müller von Elblein, E. Edler von Friedenfels, A. Freih. von Koudelka, unter Redaction von A. Dorn. Zweiter Band. 90.
Seibt, W., Helldunkel. 200.
Seidel's, H., Gesammelte Schriften. Zehnter Band: Der Schatz und anderes. 820.
Selten, K., Die Revolution in der Literatur durch Heinrich Sudermann. 767.
Servais, F., s. Lyrik.
Settegast, H., Erlebtes und Erstrebtes. 152.
Shakespeare-Gesellschaft, Deutsche; Versammlung. 302.
Siegfried, A., Radicaler Realismus. 300.
Sienkiewicz, H., Ohne Dogma. 311.
—— Ums Brot. Autorisirte Uebersetzung von L. Brixen. 749.
Sievers, W., Asien. Eine allgemeine Länderkunde. Erste Lieferung. 447. 732.
—— Asien. Eine allgemeine Landeskunde. 805.
Silberstein, A., Dorfmusik. 277.
Simroth, H., s. Vorträge, zoologische.
Sittard, J., Zur Geschichte der Musik und des Theaters am württembergischen Hofe. Zweiter Band. 407.
Snoilsky, K., Ausgewählte Gedichte. Deutsch von A. Stern. 293.
Sohm, R., Die Entstehung des deutschen Städtewesens. 395.
Sommer, W., Elsässische Geschichten. 154.
Sophokles, Die Mädchen von Trachis oder das Problem des Erdenglücks. Uebersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von J. Oeri. 391.
Sperling, R., Lieder eines einsamen Spatzen. 215.
Spielhagen, Friedrich. 159.
—— Ausgewählte Romane. Dritte Folge in fünf Bänden. 351.
—— Gedichte. 167.
Spillmann, J., s. Münzenberger.
Spitta, Ph., Zur Musik. 553.
Sprachverstand, allerhand. Kleine deutsche Sprachlehre für alle, denen ihr deutsches Sprachgefühl am Herzen liegt. Von Dr. X**. 596.
Springer, A., Albrecht Dürer. 226.
Stadion, Graf E. von, Frauenblumen. 567.
Stahl, M., Die arme Vornehme. 441.
Stapfer. — Aus Philipp Albert Stapfer's Briefwechsel. Herausgegeben von R. Luginbühl. 150.
Stave, L., Komische Geschichten. 780.
Steen, A., Zwei Künstler. 749.
Stegemann, H., Der Abgott. 490.
—— Dorfdämmerung. 155. 440.
Stehlich, F., Die Sprache in ihrem Verhältniß zur Geschichte. 298.
Steig, R., Goethe und die Brüder Grimm. 207. 755.
Stein, L., Gordon's Tod. 40.
Stengel, K. Freih. von, Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts. Erster Ergänzungsband. 526.
Stephan, G., Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. 152.
Stern, A., Allgemeine Literaturgeschichte. Dritte Auflage. 719.
—— s. Ludwig.
—— B., Vom Kaukasus zum Hindukusch. 732.
—— Die Romanows. 746.
—— M. R. von, Nebensonnen. 387.
Steub, L., Die Rose der Sewi. Zweite Auflage. 500.
Stoltze, F., Gesammtausgabe seiner Dichtungen. 158.
Storm, Th., Vor Zeiten. Zweite Auflage. 767.
Stötzner, P., Ratichianische Schriften. I. 350.
Strüfing, E., Arnold von Breseia. 471.
Stucken, E., Die Flammenbraut. Blutrache. 583.
Studien, berliner, für classische Philologie und Archäologie. 13. Band. 3. Heft. 773.
Sudermann, Hermann. Von R. Lothar. 721.
—— Iolanthe's Hochzeit. Erste bis zwölfte Auflage. 721.
—— Frau Sorge. 722.
Sue, E., Miß Mary. 799.
Sulze, E., Die evangelische Gemeinde. 238.
Suphan, B., s. Schriften der Goethe-Gesellschaft.
Suttner, Bertha von, An der Riviera. 175. 547.
—— Eva Siebeck. 547.
—— Doctor Hellmut's Donnerstage. 221.
—— Die Tiefinnersten. 751.
Svoboda, A., Illustrirte Musikgeschichte. Erster Band. 715.
Sybel, L. von, Wie die Griechen ihre Kunst erwarben. 542.
Szamotólski, S., s. Jahresberichte.

Tag, ein, in socialisch Utopien. Schauspiel von Z. 695.
Tandler, J., Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens. Herausgegeben von A. Engel. 345. 455.
Täpper, W., Plattdütsche Lachpillen oder lustige Reimereien in der Mundart der Kanonen- und Kohlenstadt Essen. Dritte verbesserte Auflage. Erster Band. 664.
Tarnuzzer, C., Ueber Falb und die Erdbeben. 495.
Taschenbuch, historisches. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Elfter Jahrgang. 21.
Telmann, K., Am Ligurischen Meer. 751.
—— Unterm Strohdach. 678.
Teuber, O., Im Kreuzgang. 71.
Thaden, L., Antonie. 343.
Theiner, J. A. und A., Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Bevorwortet von F. Nippold. Zweite Lieferung. 380.
Thikötter, J., Ideal und Leben nach Schiller und Kant. 467.
Thom, H., Rath's Frieda. 246.
—— Zwischen Himmel und Hölle. 515.
Thorne, E., Das Pfarrhaus in Glen Clunie. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. 748.

Tiedemann, A. von, Tana-Baringo-Nil. 189.
Tinseau, L. de, Cousine Aschenbrödel. Autorisirte Uebersetzung von A. Schulze. 424.
Tippenhauer, F. G., Die Insel Haiti. 687. 807.
Tolstoi, Graf L., Lasterhafte Genüsse. Aus dem Russischen. 484.
Török, A. von, Immensee, kritisch beleuchtet. 367.
—— Miscellen. 367.
Tovote, H., Ich. 264.
Trede, Th., Eine Wallfahrt nach Einsiedeln zur schwarzen Gottesmutter. 604.
Trinius, A., Hamburger Schlendertage. 195.
Troll-Borostyáni, Irma von, Aus der Tiefe. 629.
Trotzendorff, F., Absalom. 486.
Trümpelmann, A., Was hat der Landmann von der Socialdemokratie zu erwarten. 172.
Türkei und Griechenland, die unteren Donauländer und Kleinasien. Vierte Auflage. 652.
Twain, Mark, Schriften. Erste deutsche Gesammtausgabe. 319.
—— Der amerikanische Prätendent. 515.
—— Ausgewählte humoristische Schriften. 591.

Uhland's Gedichte; illustrierte Prachtausgabe. 671.
—— gesammelte Werke; herausgegeben von H. Fischer. 718.
Ulbrich, K., Goethe's Sprache und die Antike. 670.
Unbescheid, H., Mein Heim in Liedern. 86.
Universal-Bibliothek. Nr. 2871. 2872. 246.
Universum, Familien-Zeitschrift. Preisausschreiben. 623.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 14. 159.

Valentin, V., Aesthetische Schriften. Erster Band: Alfred Rethel. 738.
Vanselow, J., s. Evers.
Vbka, A., Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius. 270.
Vely, E., Wer sühnt's? 325.
Verdy du Vernois, J. von, Studien über den Krieg. Erster Theil. Erstes und zweites Heft. 491.
Vermächtniß, ein, Moltke's: Stärkung der sinkenden Wehrkraft. 252.
Vetter, F., s. Kunrat von Ammenhausen.
Villinger, Hermine, Schwarzwaldgeschichten. 500.
—— Schulmädelgeschichten. 815.
Vintler, E. von, Gedichte. 68.
Vogel, J., Das Städtische Museum zu Leipzig von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. 66.
Völderndorff, O. Freih. von, Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. 271.
Volk, G., Auf der Ofenbank. 664.
Volkelt, J., Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 156.
Volkstheater, wiener. Herausgegeben von der Redaction des „Wiener Humor". Nr. 11—20. 487.
Von der Naturnothwendigkeit der Unterschiede menschlichen Handelns von ***. 287.
Vorträge, zoologische. Herausgegeben von W. Marshall. Heft 3. 4: Leben und Treiben der Ameisen. Von W. Marshall. Heft 5: Die großen Säugethiere der Diluvialzeit. Von H. Pohlig. Heft 6: Unsere Schnecken. Von H. Simroth. Heft 7. 8: Pflanzengallen und Gallenthiere. Von K. Eckstein. 217.
Voß, R., Die neuen Römer. Dritte Auflage. 511.
Vox humana. Auch ein Beichtbuch. 451.

Wachenhusen, H., Der Liebe Unverstand. 564.
Wachsmuth, H., Die Missionsbraut. 20.
Wahle, J., s. Schriften der Goethe-Gesellschaft.
Walcker, K., und E. von Schenckendorff, Zur Versöhnung des Besitzes und der Arbeit. 172.
Waldmüller, Robert. Von E. Roeder. 625.
Waldorff, F., Die lutherische Kirche im Kampfe mit Panslawismus und Orthodoxie. 206.
Wald-Zedtwitz, E. von, Drei Paläste. 630.
Walloth, W., Neue Dramen. (Semiramis. Das Opfer. Alboin.) 684.
Waltershausen, L. von, An des Wahnes Faden. 726.
Wanderbilder, europäische. Nr. 198—203: 510. Nr. 204. 205: 591.
Ward, Mrs. Humphry, The history of David Grieve. 293.
Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volksthümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun? Preisaufgabe der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. 159.
Wauer, G., Heinrich IV. von Frankreich. 796.
Wedde, Theodora, Johannes Wedde. 789.
Weddigen, O., Gedichte. Gesammtausgabe. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. 68.
—— Märchen. Viertes Tausend. 68.
Wegele, H., Zur Geschichte der falschen Anschuldigung. 302.
Weiland, R., Fürst und Bürger. 41.
Weise, W., Scharnhorst und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. 602.
Weisengrün, P., das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen. 493.
Weismann, H., Gedichte. Mit biographischer Einleitung nach des Verfassers Tode herausgegeben von H. Bulle. 171.
Weiße, H., Schulter an Schulter mit Herrn von Egidy. 414.
Weißenfels, O., Die Entwickelung der Tragödie bei den Griechen. 44.
Weitbrecht, K., Phaläna. 500.
Weltreich, ein deutsches. Von *_*. 691.
Welzhofer, H., Sophokles' Antigone. 391.
Werner, Julie, Verschollen, doch nicht vergessen. 630.
Westarp, A. Graf von, Der Verfall der deutschen Bühne. 691.
Westermann, A., Die Schildner von Alt-Zürich. 168.
Whitman, S., Fürst von Bismarck in Friedrichsruh. Mit 70 Blättern von C. W. Allers. 687.
—— Das Reich der Habsburger. 805.
Wichert, E., Aus anständiger Familie. Zweite Auflage. 766.
Wichmann, F., Dichter-Ehe. 405.
Widmann, J. V., Spaziergänge in den Alpen. Zweite vermehrte Auflage. 475.
Wie wird ein Conversations-Lexikon gemacht? 174.
Wilbrandt, A., Hermann Ifinger. 580.
—— K., Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's. 55.
Wildenbruch, E. von, Aus edlem Blut. 575.
—— Francesca von Rimini. 319.
—— Herzog Bernhard von Weimar. 607.
—— Das heilige Lachen. 179.
—— Meister Balzer. 334. 760.
Wildermann, M., s. Jahrbuch der Naturwissenschaften.
Wilhelmi, R., Der sittliche Mensch aus seinem psychologischen Gesetz entwickelt. 31.
Wilke, H., Biographie des Malers Karl Gustav Hellquist. 47.
Wille, R., Das Feldgeschütz der Zukunft und die Kritik der Gegenwart. 603.
Wilms, W., Vernunft und Glaube. 30.
Wilpert, J., Ein Cyklus christologischer Gemälde aus der Katakombe der Heiligen Petrus und Marcellinus. 269.
—— R. von, Stille Wasser. 373.
Wimpffen, M. Freih. von, Kampf ums Dasein und Association. 526.
Windelband, W., Geschichte der Philosophie. Vierte Lieferung. 574.
Windschild, K., Fürst Wolfgang von Anhalt. 425.
Winter, J. und A. Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Erster Band und zweiten Bandes erste Lieferung. 461.
Winterfeld, A. von, Groß-Busekow. Zweite Auflage. 726.
Wintern, J., Wie einst im Mai. 387.
Wittich, K., Dietrich von Falkenberg, Oberst und Hofmarschall Gustav Adolf's. 785.
Wlislocki, H., Aus dem innern Leben der Zigeuner. 734.
—— Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. 430.
Wo liegt die Schuld? Antwort einer Frau auf Fürst Galitzin's „Du sollst nicht tödten". 72.
Wohlbrück, O., Carrière. 564.
—— Unauslöschlich und andere Novellen. 182.
Wolf, G., Kleine historische Schriften. 260.
Wolff, G., Roderich. 683.
Wollny, F., Historisch-psychologischer Traetat. 570.
Wolzogen, E. von, Erlebtes, Erlauschtes und Erlogenes. 326.
—— Der Thronfolger. 500.
Woenig, F., Eine Pusztenfahrt. 731.
Woermann, K., Zu Zwein im Süden. 527.
Wunderlich, H., Der deutsche Satzbau. 750.
Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Zweite umgearbeitete Auflage. 668.
Wünsche, A., s. Winter, J.
Wustmann, G., Leipzig durch drei Jahrhunderte. 49. 65.

Zaeslin, E., Samuel Henzi. 425.
Zechlin, Amos Comenius. 350.
Zehden, K., s. Seehäfen.
Zeidler, J., Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas. I. 677.

Zeise, H., Natur- und Lebensbilder. 455.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. 16, Heft 6: 206. Heft 8: 285. Heft 119: 381.
Zeit- und Streitfragen, deutsche. Neue Folge. 7. Jahrgang. 95. Heft. 302. 97. Heft. 478. 98. Heft. 622. — 39. Heft. 505.
Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, herausgegeben von C. Mayer. Neue Folge, Bd. 2, Heft 2. 207.
Zenker, E. V., Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. 73.
Zerbst, M., Funken und Flammen. 86.
—— Nein und Ja! 451.
Zettel, K., Gela. Dritte Auflage. 11.
Ziegler, J., Vom grünen Wasser. 822.
Zimmer, H., Just Friedrich Wilhelm Zachariä und sein Renommist. 469.
Zimmermann, A., Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik. 646.
Zingerle, J. V., Sagen aus Tirol. Zweite vermehrte Auflage. 59.
Zipper, A., Das Lied vom deutschen Wort. 86.
Zirbes, P., Eifelsagen. Neue Ausgabe. 9.
Zobeltitz, F. von, Bis in die Wüste. 667.
Zola, E., La Débâcle. 159. 513.
Zola, E., Lourdes. 575.
—— Nantas und andere Novellen von J. Turgenjew u. s. w. 749.
—— Dr. Pascal. 623.
—— Der Zusammenbruch. 303. 719.
Zöller, L., Frau Minne. 345.
Zolling, T., Coulissengeister. 37.
Zoozmann, R., Aus allen Zonen. 619.
Zur Kritik der Kritik. Von L. Huberti. 545.
Zur literarischen Kritik in Frankreich. Von E. Groth. 417.
Zwei Dichterveterane. (Fr. Brunold und Ludwig August Frankl.) Von E. Roeder. 497.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 1. — 7. Januar 1892.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Gottfried Keller. Von Moritz Necker. — Biographisch-Politisches. Von Friedrich Bienemann. — Zur Einführung der Stundenzonen. Von Alfred Kirchhoff. — Zur deutschen Literatur. Von Heinrich Löbner. — Lyrisches und Episches. Von Fritz Lemmermayer. — Ausländische Erzählungen. Von Hans von Basedow. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gottfried Keller.

Die zahlreichen, in den letzten Jahren erschienenen Erinnerungsschriften an hervorragende Männer sind sämmtlich mit großem Beifall aufgenommen worden und haben alle ihren Erfolg gehabt; wir erinnern nur an die Vischer-Erinnerungen von Ilse Frapan, an das Buch persönlicher Erinnerungen an Robert Hamerling von P. K. Rosegger, an die Erinnerungen an Döllinger von Frau von Kobell. Solche Bücher ziehen uns alle an; denn den großen Dichter, Philosophen oder Gelehrten nach seinem Tode, der ihn verklärt, nun auch als Menschen kennen zu lernen, haben wir alle ein tiefes Bedürfniß. Bei politischen Persönlichkeiten mischt sich in die Anekdotensammlungen aus ihrem Leben gern der Klatsch, und dennoch ist die Anekdote in der Geschichte nicht zu entbehren. Bei großen Erscheinungen aus dem Reiche der Kunst und Wissenschaft ist die Kenntniß ihres privaten Lebens nicht minder wichtig. Allerdings deckt sich bei einem rechten Manne der Literatur seine ganze Existenz mit seinen Werken; man wird aus diesen den besten Theil seiner Menschlichkeit herauslesen können; für den, der lesen kann, wird der Anekdotenschreiber selten etwas ganz Ueberraschendes mitzutheilen haben. Und dennoch hört man sehr gern einen vertrauten Freund über einen verstorbenen großen Dichter sprechen; denn dieser hat in seinen Werken allerdings seine Individualität gleichsam verkörpert, aber doch nur, wie sie ihm selbst, von innen aus gesehen, erschien. Ein Dichter sucht nach Idealen, er stellt dar, was er gern sein möchte, nicht, was er in der That ist, und zwar deshalb nicht, weil man das überhaupt nicht kann, weil kein Mensch sich selbst von außen anschauen kann. Ich weiß, was ich will, aber ich weiß nie, wie ich den andern vorkomme. Der Wille ist gut, aber das Können ist nicht immer gleich stark. Und dieses Bild, das ein Mensch dem Mitmenschen bietet, das ist für die Kenntniß des Menschen sehr wichtig, bei der Beurtheilung von Künstlern und Dichtern, die aus sich selbst den Stoff ihrer Kunstwerke schöpfen, geradezu unentbehrlich. So lange die Dichter leben und die Nation mit ihren Werken begeistern, bildet sich von ihnen im öffentlichen Geiste des Volks eine bestimmte Vorstellung, die sehr oft nach ihrem Tode, der die Zungen der nächsten Freunde löst, und nun neue Farben, neue Züge zu der vorhandenen Vorstellung beizutragen erlaubt, geändert wird. Man denke an Goethe, wie er seinen Zeitgenossen erschien und wie der Nachwelt; oder an Scheffel, den die Leute immer ärgerten, weil sie ihn nur als den Dichter des „Gaudeamus" ansahen; nach seinem Tode erst erfuhr die größere Oeffentlichkeit sein tragisches Schicksal. So geht's überall bei jeder großen Gestalt. Darum nehmen wir die Erinnerungen an Keller von seinem langjährigen jüngern Freunde und Landsmann Adolf Frey *) dankbar entgegen, denn sie tragen in der That sehr viel dazu bei, die Vorstellung von Gottfried Keller als Menschen zu bereichern und zu berichtigen. Ein Anekdotenbuch im gewöhnlichen Sinne sind sie nicht, und vielleicht ein klein wenig zu ihrem Nachtheil. Es ist gewiß kein bedeutungsloser Zufall, daß gerade Frauen (oder weibliche Naturen, wie Eckermann) so glücklich in Mittheilung solcher Erinnerungen sind. Die Frau stellt sich von vornherein bescheiden und rein beobachtend zu dem großen Manne, dessen Geisteswelt ganz zu übersehen sie sich gar nicht anmaßt. Zum Weibe hat naturgemäß

*) Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey. Leipzig, H. Haessel. 1891. 8. 3 M.

der berühmte Mann eine ganz andere Stellung als zum Manne: er ist vertraulicher mit ihr, er zeigt sich vorwiegend nur als Mensch in den einfachen elementaren Beziehungen eines solchen, als Familienmitglied u. dgl. Darum kann auch eine Frau gerade von dem, worauf es in solchen Erinnerungen ankommt, vom rein Menschlichen im Genius, mehr als ein Mann berichten, und sie pflegt es auch mit der anspruchslosesten Mittheilsamkeit zu machen. Ganz einzig ist darum auch das in der Form nichts weniger als tadellose Buch Rosegger's über Hamerling, weil Rosegger vor vielem, was Hamerling interessirte (z. B. Philosophie), innerlich fremd dastand, mit der dunkeln Scheu vor dem ihm Unfaßbaren. Aber sehen kann Rosegger, mitempfinden, sich hineinfühlen in den Freund, wie es eben nur ein Dichter kann, und er macht Beobachtungen ganz concreter Art, die er naiv mittheilt, ohne ihren ästhetischen Werth, ihre literarische Tragweite auch nur zu ahnen: er schaut nur und grübelt nicht, und darum ist sein Buch als Kronzeuge für die rein menschliche Erscheinung Hamerling's unschätzbar. Einen solchen naiven Beobachter Gottfried Keller's gibt nun der hochgebildete Adolf Frey allerdings nicht ab. Er theilt nicht einfältig Gesehenes mit, sondern erklärt, analysirt, denkt über Keller, und soviel wir auch Hübsches und Dankenswerthes über den geliebten Dichter erfahren: seine Figur will uns nicht lebendig werden, Frey hat selber zu gescheit, selber zu viel gesprochen. Man möge uns nicht misverstehen: wir wollen nicht eigentlich einen Tadel gegen Frey aussprechen, von seinem Buche möchten wir nicht eine einzige Seite vermissen; seit dem Essay Vischer's über Keller und den kurz nach seinem Tode veröffentlichten Briefen Keller's an Berthold Auerbach ist es das Wichtigste, was zur Keller-Literatur erschienen ist. Aber zur Charakteristik des Frey'schen Buchs mußten wir es sagen, daß es nicht das ist, was wir am liebsten erhalten hätten; es bietet uns wenig concrete Erzählung, mehr Raisonnement, das allerdings aus tiefer und liebevoller Erkenntniß des Dichters geflossen ist.

Um nun nicht durch Mittheilung der schönsten Stellen (nach Art so vieler Zeitungen) dem Verfasser das Publikum vorwegzunehmen, wollen wir nur noch in aller Kürze von dem eigentlichen Inhalte der „Erinnerungen" Adolf Frey's sprechen und die Hauptzüge von Keller's Charakter in seiner persönlichen Erscheinung festzuhalten suchen. Die Menge des neuen und interessanten biographischen Stoffs hier aufzuzählen, kann aber unsere Sache nicht sein.

Nach den Erinnerungen Frey's müssen wir uns demnach Gottfried Keller zunächst als einen schwer zugänglichen, kleinen, starken Mann mit bedeutendem Kopfe, edelm Profil und wunderschönen Augen vorstellen, der dem Fremden immer verschlossen entgegentrat und nur sehr langsam aufthaute. Er wohnte bis zwei Jahre vor seinem Tode mit seiner geliebten, aber nie besungenen (auch im „Grünen Heinrich" verschwiegenen) Schwester zusammen, die redlich für seine Wirthschaft sorgte, ohne eine geistige Gemeinschaft mit ihm zu bilden. Der geniale Mann konnte sich aus der Armuth, in der er geboren war und alt wurde, herausarbeiten, die Frau aber nicht mehr, und auch von dem Dichter sind die Jahre der Noth nicht hinweggegangen, ohne bleibende Spuren in ihm zu hinterlassen; zuweilen brach die Bitterkeit über die aus Armuth verlorenen wichtigsten Bildungsjahre auch noch durch in den späten Tagen verhältnißmäßigen Wohlstandes. Nicht immer wohnte sein feiner Humor in seiner Seele. Keller hatte ein heftiges Temperament, war reizbar, und weil er tief sah, empfand er auch dabei stärker, er konnte recht zornig werden und gehörig wettern. Das schöne Gleichgewicht der Seele, das seine liebenswürdigste Mannesgestalt, den edeln Landvogt von Greifensee auszeichnet, wurde beim Dichter selbst durch Ausbrüche seines starken Temperaments nicht selten gestört. Keller hat öfter den Contrast seiner Zustände dargestellt; das, was er gern gehabt und erlebt hätte, hat er nicht minder häufig wie das wirkliche Erlebniß poetisch gezeichnet. Er war aber gegen sich selbst nicht weniger strenge, oder richtiger: noch strenger als gegen andere. Aus der Erkenntniß des eigenen Mangels erwuchs ihm manche dichterische Blüte, und das will uns sehr lehrreich erscheinen für die Erkenntniß seiner Poesie überhaupt. Nur weil Keller sich so wenig erzogen fühlte, dachte er so viel über die rechte Erziehung nach und schuf sein Ideal eines Erziehers in Frau Regel Amrein. Dazu macht Frey die sehr feine Bemerkung, daß wahrscheinlich eine so tiefe und dabei „schmollende", verschlossene Seele, wie sie Keller in seiner Jugend darbot, überhaupt nicht eigentlich zu erziehen wäre, solch ein Mensch mußte vom Schicksal selbst erzogen werden. Keller war äußerst gewissenhaft und that sich nicht leicht genug. Er dichtete nicht viel, weil er langsam seine Pläne ausreifen ließ und sich an den Schreibtisch nur setzte, wenn ihn die Muse rief, wenn die gute Stimmung über ihn kam. Er trug seine Pläne jahrelang in sich herum und arbeitete sie, ohne vorläufige Aufzeichnungen zu machen, bis zur größten Klarheit in sich aus. Er war eine so tief mit sich selbst beschäftigte Natur, daß er auch nicht dictiren konnte; das Gefühl, daß jemand auf seine Worte lausche, war ihm geradezu peinlich. Doch konnte er vertrauten Freunden Mittheilungen über seine dichterischen Pläne machen, that es sogar nicht ungern. Weil er so tief ins Wesen der Kunst eingedrungen war, war er auch ungemein bescheiden. Er stellte an die Wahrheit seiner Bilder die strengsten Anforderungen. So schwer ihm bei seiner Leiblichkeit das Reisen ankam, entschloß er sich selbst dazu aus künstlerischen Gründen. Er war eine Künstlernatur durch und durch, und darum war ihm die abstracte Aesthetik in der Seele zuwider (womit keine Verurtheilung ihres Werthes von uns ausgesprochen werden soll). Er sprach auch über Kunstwerke höchst anschaulich und in allen literarhistorischen Werken schätzte er die rein biographischen Partien. Weil er so sehr Dichter war, konnte er sich auch in politischen Fragen nie anders als sittlich und nicht juristisch oder

staatsmännisch zu den Dingen stellen. Er vermied jeden conventionellen Ausdruck im Gespräch, verrieth sein Gefühl auf Umwegen, sprach z. B. einen Dank mit scheinbaren Grobheiten aus; er war spröde, weil er so fein und tief fühlte, stachelig aus Nothwehr gegen sich selbst. Aber in seinen Handlungen war er um so liebevoller, ein prächtiger Charakter im Amt. Eins der wichtigsten und, weil es so viel Neues bringt, interessantesten Kapitel schrieb Frey über Keller als Staatsschreiber. Er erzählt uns, wie der Dichter 1861 zum Amte kam, welcher Art dieses Amt war, und wie sich Keller während der funfzehn Jahre als Staatsschreiber verhielt. Er überraschte alle Zweifler durch den Ernst und die Hingabe, mit der er seines Amtes waltete; er strafte alle, die dem Dichter keine Ausdauer zumutheten, durch seine Pflichttreue Lügen. Und wie groß die Arbeit war, die Keller als Beamter verrichtete, wird durch die eine Zahl klar: er hat etwa 200 Bände im Format seiner gedruckten Werke als Staatsschreiber vollgeschrieben. Einzelne Kundgebungen Keller's in dieser Stellung haben neben ihrem literarischen auch noch einen großen historischen Werth; sie werden in seinem Nachlasse erscheinen.

Und so könnten wir fortfahren in der Nachzeichnung des von Frey geschaffenen Bildes; doch wollen wir, wie gesagt, mit dieser Anzeige dem schönen Buche nur Leser werben, nicht aber Leser nehmen. Frey betrachtet den Dichter von zahlreichen Gesichtspunkten: seine äußere Erscheinung und im Bilde Böcklin's, Stauffer's, der Photographie (wenn wir nicht irren, ist auch ein Bild Keller's von Lenbach vorhanden, das Frey nicht erwähnt); sein Verhältniß zur Literatur, zu den eigenen Arbeiten, zur Schwester, zur Mutter, zu den Freunden, zum Staate, zum Vaterlande; er betrachtet Keller zu Hause und Keller am Wirthstisch, und es fehlt auch nicht an einigen hübschen Anekdoten. Kurz, es ist ein kunstvoll geordnetes Erinnerungsbild, das wir, trotzdem es nicht volksthümlich ist, aufs wärmste willkommen heißen müssen.

Moritz Necker.

Biographisch-Politisches.

1. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Vierter Band: Briefe an seine Mutter und an seine Brüder Adolf und Ludwig. Mit Nachbildungen zweier Handzeichnungen und Holzschnitten im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1891. Gr. 8. 5 M.

Es wird wol allgemeine Uebereinstimmung darüber sein, daß dieser zweite (eigentlich vierte) Band der veröffentlichten Schriften unsers verewigten Feldmarschalls einen viel befriedigenderen Eindruck zurückläßt, als der zuerst erschienene. Dieser hat bei vielen Lesern doch nur einen Achtungserfolg davongetragen: man fand nicht in gewünschtem Maße, was man in ihm suchte, das Neue, bisher Verschwiegene; und was man davon fand, ward als bestreitbar erachtet und bestritten. Die Erwartungsvollen prüften wol zu wenig die Berechtigung ihrer Erwartung und übersahen, daß der Rückblick des einstigen Leiters des Feldzugs im wesentlichen doch nicht viel anderes ergeben oder zum Ausdruck bringen konnte, als was die officielle Geschichtschreibung des Kriegs unter seiner maßgebenden Durchsicht bereits festgestellt hatte. Beim vorliegenden Bande wendet sich die unbefangene Erwartung dem Privatmanne, dem Menschen zu und sieht sich nicht getäuscht. Ganz so überraschend und erstaunlich, wie die um ein gut Theil zu wortreiche Vorrede des Herausgebers, des Oberstlieutenants von Leszczynski, meint, sind die Aufschlüsse der Familienbriefe über Charakter und Entwickelung des „großen Schweigers" nun freilich auch nicht — denn in sein Wesen haben wir ja doch geraume Zeit tiefe Blicke thun dürfen und auf Grund seiner Briefe und Tagebücher rechnen wir ihn mit Stolz zu unsern besten und vielseitigst gebildeten Schriftstellern. Aber immerhin lernen wir den Menschen in Moltke sehr viel mehr kennen und werden mit seinen Schicksalen vertrauter, und das Bild seiner liebenswürdigen Persönlichkeit gestaltet sich immer voller und runder vor unsern Augen.

Jede der drei Abtheilungen, nach den Empfängern der Briefe zusammengestellt, weist ihr besonderes Kennzeichen auf. In den Schreiben an die Mutter, eine ausgezeichnete Frau, die ohne die Stütze des von ihr getrennt lebenden Gatten ihre acht Kinder aufgezogen hat, spricht der zärtlich an ihr und den Geschwistern hängende Sohn natürlich am meisten von seinen persönlichen Erlebnissen, seinem täglichen Thun und Treiben, und er gibt sich dem Mutterherzen um so rückhaltloser, als der Briefwechsel in seine jüngern Jahre fällt — von 1823 bis 1837 —, wo die Freude am Beruf und an den freundlichen Erscheinungen des Lebens, die Zuversicht auf den Erfolg seines Strebens, die Bemühung, sein knappes Einkommen durch angestrengte Arbeit zu mehren, später dann die wohlverdiente Anerkennung den Inhalt der Briefe ausmachen. Das liebenswürdige, genußfreudige, man dürfte sagen kindliche Gemüth des dreiundzwanzig- bis achtundzwanzigjährigen Offiziers prägt sich in diesen Herzensergüssen und anschaulichen Schilderungen des Badelebens in Salzbrunn oder der topographischen Ausflüge ins schlesische Gebirge oder ins Posensche so unbefangen aus, daß man es wohl versteht, wie solche Einquartierung den Wirthen zusagte und Moltke den Kindern versprechen mußte, bald wieder zu kommen. Herzliche Beziehungen entwickelten sich daraus, so unter andern mit der Familie des Grafen Kospoth auf Briese. Wir lesen in einem Briefe vom 15. November 1828:

Mein Aufenthalt in Briese verlängerte sich zu zehn Wochen, und ich wäre am Ende zehn Jahre da geblieben, wenn mir nicht eingefallen, daß ich meine Zeichnungen abgeben müsse. Du weißt es, wie ich, früh schon aus dem älterlichen Hause entfernt und deiner Sorgfalt entrissen, mich bald gewöhnen mußte, überall ein Fremder zu sein, überall erst das zu erwerben, was andern an Liebe, Freundschaft und Achtung durch verwandtschaftliche Bande oder freundschaftliche Beziehungen entgegengetragen wird. Seitdem nun ist mir ... nie so gütig begegnet, nirgends ist mir so wohl und so einheimisch geworden als bei Kospoths. Ach, es ist eine schöne Sache für so einen armen Teufel, der sich zwischen Geldmangel, Vorgesetzten, Dienstpflicht, Gehorsam und wie die Uebel alle heißen, die je der Büchse Pandorens entflohen, herumdrängen muß, so in eine Lage zu kommen, wo alle die kleinlichen Verdrießlichkeiten des Lebens, die zusammen das Unglück des Lebens ausmachen können, aufhören, wo alles schön, gefällig, reich und edel ist und das Vergnügen Zweck sein darf, weil selbst die Arbeit ein Vergnügen ist, wo die Kunst nicht die spärliche Würze des Lebens, wo sie das Leben selbst ist, und wo man selbst gefallend sich gefällt. So war Briese ein warmer Sonnenblick an einem finstern Herbsttage. Wirklich kam ich mir vor wie am Hofe von Ferrara, und wenn mir nicht alles Tassonische gefehlt, so wäre ich mir auch vorgekommen wie der gefeierte Tasso.

Reizend ist dann neben der Erzählung von den Gebirgsreisen die häufige Ausmalung von Scenen im Familienkreise der entfernten Lieben, die humoristische Darstellung seines Junggesellenlebens in Berlin, bis die Briefe uns an den Bosporus führen, womit wir in die dem Leser bereits bekannte Periode der Laufbahn Moltke's treten. Lange ehe sie mit seiner Rückkunft abschloß, hatte die Mutter im Mai 1837 plötzlich schmerzlos geendet.

Der hier mitgetheilte briefliche Verkehr mit dem Bruder Adolf setzt nach der Heimkehr aus der Türkei im Herbste 1839 ein und währt bis zu des Bruders Tode 1871. Aus der sehr dankenswerth jeder Briefabtheilung vorangestellten Lebensskizze der Empfänger erfahren wir, daß Adolf im schleswig-holsteinischen Verwaltungsdienste stand. Somit erklärt es sich, daß des Feldmarschalls Briefe an diesen Bruder von 1848 ab reich sind an politischen Betrachtungen und Mittheilungen, an Urtheilen über die Lage und das Verfahren in den Herzogthümern sowol wie in Berlin. Es ist unbegreiflich, wie in den Besprechungen dieses Bandes hat so oft gesagt werden können, daß diese Briefausgabe des politischen Interesses entbehre oder daß als Ausnahme die Mittheilungen aus dem Hauptquartier im französischen Feldzuge zu betrachten seien. Schon das Inhaltsverzeichniß weist auf den ganz überwiegenden politischen Gehalt dieser Briefgruppe hin. Er ist es, der sie charakterisirt und sehr bedeutungsvoll für unser Wissen von Moltke macht. Bei jeder kritischen Würdigung seiner ganzen Persönlichkeit wird auf sie zurückzukommen sein. Zum Theil sind die Aeußerungen sehr merkwürdig, so der Brief vom 20. Mai 1866; immer sind sie interessant.

Obwol auch der Bruder Ludwig seine Beamtenstellung in der holsteinischen Heimat hatte, berühren des Feldmarschalls Schreiben an ihn — von 1828 bis 1888 — nur je einmal in den Jahren 1849, 1850 und 1864 die dortigen Angelegenheiten und politischen Verhältnisse. Dagegen ist es Kunst, Poesie und Italien, was immer wieder die Brüder gemeinsam erwärmt und zum Austausche ihrer Gedanken drängt. Außer der besondern Veranlagung Ludwig's wird hierzu beigetragen haben, daß Ludwig während der Lieutenantszeit Helmuth's das Gymnasium in Berlin besuchte und später den Bruder, als er zum Adjutanten des Prinzen Heinrich nach Rom commandirt wurde, dorthin begleitete. Da haben sich diese besondern, durchs ganze Leben festgehaltenen Beziehungen geknüpft, deren Ausdruck dem brüderlichen Verkehre eine eigene Weihe verleiht.

Der ganze Band zeigt uns den großen Mann, dem das Vaterland ewige Dankbarkeit bewahren wird, als Lebenskünstler und warmen Menschen, und dieser innere Gehalt seiner Persönlichkeit macht sich in der denkbar schönsten Form und, wie es ja bei Briefen so vertrauten Umgangs nicht anders möglich ist, in der vollsten Unbefangenheit geltend.

2. Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolf Schleiden. Zweite Folge: Schleswig-Holsteins erste Erhebung (1848—1849). Wiesbaden, Bergmann. 1891. Gr. 8. 8 M.

Dieser dritte Band der Schleiden'schen Selbstbiographie, die in jedem Bande einen Sondertitel trägt, wird in noch weit erheblicherem Maße als der zweite (vgl. Nr. 18 d. Bl. f. 1890) zum schwerwiegenden quellenmäßigen Geschichtswerke für die Ereignisse in den Herzogthümern und deren Einwirkung auf Deutschland und Europa im Zeitraum vom 24. März 1848 bis zum Tage von Eckernförde, 5. April 1849. Daneben ergibt sich eine Fülle von Beobachtungen über die Lage und die in ihr hervortretenden Persönlichkeiten zu Frankfurt am Main und zu Berlin. Denn beim Ausbruche der Revolution in Kopenhagen, die Friedrich VII. gezwungen hatte, die Verbindung der deutschen Herzogthümer zu zerreißen, flüchtete der Verfasser, nach Einreichung seines Abschiedsgesuchs als hoher Zoll- und Finanzbeamter, aus der dänischen Hauptstadt nach Kiel, wo er die provisorische Regierung in Rendsburg errichtet fand, und stellte sich ihr zur Verfügung. Sofort mit deren diplomatischer Vertretung beauftragt, eilte er nach Hannover, der dortigen Regierung die Constituirung der provisorischen Regierung bekannt zu machen und militärische Unterstützung zu heischen, sodann an den Bundestag nach Frankfurt, wo eben das Vorparlament zusammentreten sollte, an dem Schleiden der an ihn ergehenden Aufforderung entsprechend theilnahm, und von dem er in den Fünfziger-Ausschuß gewählt ward:

> Die Geschichte bietet sonst kein zweites Beispiel, wo eine Körperschaft, welcher es an jeder rechtlichen Grundlage fehlte, wie diese, sechs Wochen lang vom Bundestage und sämmtlichen deutschen Einzelregierungen — wenn auch manchmal widerwillig — als eine Autorität anerkannt ward, deren Beschlüsse Beachtung erheischten.

Von ihm mit Karl Mathy im Interesse Schleswig-Holsteins nach Berlin an das Ministerium Camphausen entsandt und zur Berichterstattung Rendsburg besuchend,

widmete er sich den Geschäften des Ausschusses, bis dieser dem Parlament Raum gab und er in die Heimat zurückkehren konnte, wo ihn die Ernennung der provisorischen Regierung zu ihrem Bevollmächtigten in Berlin antraf. In dieser Stellung auch von der am 22. October in Wirksamkeit getretenen sogenannten „gemeinsamen Regierung" bestätigt und bis Weihnachten thätig, trat Schleiden mit dem Jahre 1849 in die schleswig-holsteinische Regierung ein, wo er an der Leitung der auswärtigen wie der innern und Cultusangelegenheiten betheiligt war oder sie oft auf längere Zeit übernahm; er blieb in seinem Amte auch unter der Statthalterschaft des Grafen Reventlow-Preetz und Wilhelm Beseler's, in deren erster Regierungswoche der Krieg wieder ausbrach.

Schon aus diesen Angaben der äußern Lebensverhältnisse des Verfassers leuchtet ein, welche eingehende Kenntniß der von ihm geschilderten Vorgänge er gewinnen konnte; da seine Persönlichkeit ihm jene Vertrauensstellungen einbrachte, läßt sich der hohe Werth seiner Mittheilungen ermessen, die er „einer der letzten Ueberlebenden, welche im Mittelpunkte der ersten Erhebung Schleswig-Holsteins gestanden haben", in diesem Buche niedergelegt hat als „einen, wenn auch nur geringen Beitrag zur Vorgeschichte des heutigen Deutschen Reichs". Wir sehen aus dieser Lektüre, wie wir bei Max Duncker's Leben schon hervorhoben, wie unendlich viel die Einzeldarstellung zur Aufklärung, Verdeutlichung und Berichtigung der Gesammtüberblicke wie auch der Erinnerungen anderer zu bieten vermag. Ein Beispiel bietet das letzte Kapitel: „Der Tag von Eckernförde", im Hinblick auf die Erzählung Herzog Ernst's von Coburg-Gotha über seine Betheiligung an dieser ruhmvollen Waffenthat. Zur Geschichte des Jahres 1848 und 1849, wie auch der Folgezeit bis zum traurigen Abschlusse der ersten Erhebung der Herzogthümer — denn es wird ja wol eine Fortsetzung des Buchs erwartet werden dürfen — ist in ihm eine neue Quelle von hervorragender Bedeutung erschlossen.

3. Fürst Bismarck als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's seit dem Jahre 1847. Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von Alfred Dove. Vierzehnter Band: Die Reichstagssession von 1884/85. Funfzehnter Band: Polenfrage, Kirchenfriede, Septennat. Sechszehnter Band: Die letzten Zeiten im Amt 1887—1889. (Collection Spemann 289. 290. 293. 294. 295.) Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891. 8. 5 M.
4. Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Von Hugo Blümner. Leipzig, Hirzel. 1891. 8. 2 M. 80 Pf.

Die drei letzten, durch Alfred Dove allein herausgegebenen Bände der von Wilhelm Böhm begonnenen und lange fortgeführten Sammlung der parlamentarischen Reden des Fürsten Bismarck liegen vor. Das ganze parlamentarische Leben unsers ersten Kanzlers ist nun vor uns ausgebreitet. Man sollte meinen, es stünde noch, wenigstens aus seinen letzten Jahren, in der lebendigsten Erinnerung der Nation; es hallten, wie im Phonogramm gebunden, seine gewaltigen Worte über die Colonialpolitik, in der Polenrede, in den handelspolitischen Debatten u. s. w. oben und unten in der Leipzigerstraße und über die ganze deutsche Erde nach — und weckten den Zuruf von Millionen, heute wie einst. Doch es ist todtenstill von ihnen, und der Zuruf, der laut wird, gilt den kühlen glatten Darlegungen, die beweisen wollen, daß wir im veränderten Deutschland in der besten der Welten leben. Kaum mit einem Fünkchen Bismarck'scher Geistesblitze wird hie und da das nebelhafte Coulissenbild, an das wir glauben sollen, beleuchtet und zerrissen, und nur darüber kann Zweifel herrschen, ob man der Bismarck'schen Geistesthaten nicht gedenken will oder sie in der That vergessen hat. Wenn in allen Reden über die Handelsverträge, wenn in der Presse nur einmal der Hinweis laut geworden wäre, daß der Gedanke eines mitteleuropäischen Zollbündnisses niemand sympathischer war als dem Fürsten Bismarck, daß ihm aber den Zeitpunkt zum Abschlusse zu wählen und die Bedingungen dieses Abschlusses festzustellen ungemein schwierig erschien. Ist auch unsers Wissens diese Frage nie im Parlamente erörtert worden, sondern in brieflichen Kundgebungen Bismarck's, so gilt doch von allen seinen Aeußerungen, was die vorgenannte Verlagshandlung ganz richtig von seinen Reden sagt:

Eine Sammlung dieser Reden ist einem bisher ungebührlich wenig beachteten edelerzhaltigen Boden zu vergleichen, in welchem erfolgreich zu schürfen nicht schwer fällt und in welchem Körner edelsten, gediegensten Goldes in Hülle und Fülle sich vorfinden.

Nehmen wir nur die Reden aus den letzten fünf Jahren des alten stolzen Curses, den unser Reichsschiff unbeirrt einhielt, wie weckt ihr Lesen jetzt, da alles anders geworden, die Erinnerung: wie die Brust sich weitete, die Muskeln sich spannten, da wir zum ersten male hörten oder aus den Blättern vernahmen, was unser Kanzler seinem Volke zunächst und der ganzen Welt zu sagen hatte über Deutschlands und über Englands Wege in der Politik, in jener Auseinandersetzung vom 2. März 1885, die mit der Klage schloß, „daß, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder anbricht, auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen oder niederzustimmen". Oder wenn man nur die Rede vom 6. Februar 1888 sich wieder vergegenwärtigte, oder in den Wirthschaftsfragen die Darlegungen vom 10. und 12. Februar 1885, und in der Colonialpolitik noch eine der allerletzten Aeußerungen vom 26. Januar 1889 — es würde doch vielleicht mehr Mark in den Einzelnen, in der Presse und im Reichstage sich spüren lassen. Blickt man, sagen wir völlig übereinstimmend mit dem Herausgeber —

blickt man noch einmal auf den Inhalt dieser Sammlung zurück, auf mehr als vierzig Jahre politischer Beredsamkeit, die doch an sich nur gleichsam die begleitende Stimme darstellt zu zahl- und

beispiellosen Entschlüssen und Handlungen einer wunderbaren Staatskunst — welch ein Schatz an Kraft und Größe, heldenhafter Leidenschaft und reifer, immer deutsch empfundener Weisheit auch in diesen Reden!

Aber sie bergen nicht nur einen unerschöpflichen Reichthum an politischer Weisheit und vaterländischem Feingefühl, sondern auch an sprachlich gewaltigem Ausdruck und poetischer Schönheit, und diese beiden Eigenschaften prägen sich aus in der Bismarck so überaus geläufigen und natürlichen bildlichen Ausdrucksweise. Diese eingehend unter solchem Gesichtspunkte verfolgt und die Mannichfaltigkeit der Gebiete, denen Bismarck seine Bilder entnimmt, nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst des züricher Professors der classischen Philologie Hugo Blümner (Nr. 4). Bei seinem Verfahren hat er, auf die vorliegend beendete Sammlung der Reden Bismarck's gestützt, sich ganz und gar in der Behandlung und Anordnung des Stoffs der philologischen Methode angeschlossen, die ihm in seinen andern Arbeiten vertraut geworden ist. Er weist fünfundzwanzig Gebiete auf, denen Bismarck seine Vergleiche und Bilder entnimmt:

bald sind es allgemein bekannte und geläufige, aber nicht selten in origineller Weise angewandt; bald solche, die sonst uns nur selten in der Sprache begegnen und durch den Redner gewissermaßen neu in Curs gesetzt werden; und nicht zum mindesten sind diejenigen Bilder beachtenswerth, die das eigene Gepräge des Meisters tragen, sein geistiges Eigenthum sind (vgl. namentlich Loki und Hödnr in der vom Redner selbst später gegebenen Deutung). Als Schmuck der Rede sollen diese Bilder in der Regel nicht dienen; pathetische Gleichnisse, poetische Bilder wird man vergeblich suchen (? siehe oben!), meist sind sie praktischen Sphären entnommen und haben nur den Zweck, den vorgetragenen Gedanken möglichst deutlich zu machen. . . . Doch ist zu bemerken, daß es der lebendigen Sprache Bismarck's entspricht, daß er viel lieber seine Bilder zu directen Metaphern gestaltet, als sie in Form des Vergleichs gibt, in dem richtigen Gefühl, daß die Metapher viel anschaulicher und schärfer wirkt als das mit einem „gleichwie" angeknüpfte Gleichniß.

Die sehr lohnende Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt und gelöst hat — unter den Citaten aus der Literatur oder Geschichte (S. 153, 158 oder 179) vermisse ich nur den prächtigen Vergleich mit Richelieu („Reden", XI, 32) —, läuft in die besondere Betrachtung der Repliken aus, in denen Bismarck ein vom Vorredner oder Gegner gebrauchtes Bild seinerseits aufnimmt und in seinem Sinne verwendet. Der wissenschaftlich geführte Nachweis, daß Bismarck zur Kräftigung und Bereicherung unserer Muttersprache so erfolgreich gewirkt hat, soll dem Verfasser herzlich gedankt sein. Friedrich Bienemann.

Zur Einführung der Stundenzonen.

Die Einheitszeit nach Stundenzonen. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, Reißner. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

„Ein gutes Wort zur rechten Zeit", darf man von dieser durchaus gemeinverständlich verfaßten Schrift sagen. Denn sie führt bei ihrer klaren und fesselnden Darstellung den Leser zum vollständigen Verständnisse der hohen Bedeutung einer endlichen Beseitigung der „Ortszeiten-Wirrsal" durch eine verständig gewählte Einheitszeit auch in Deutschland, lehrt den ganz glatten Verlauf ihrer bereits in mehrern Culturstaaten erfolgten Einführung kennen und beseitigt mit schlagenden Gründen die Philisterbedenken gegen die vermeintlich unbequeme Neuerung.

Freilich haben, wie jeder weiß, nach dem Stande der Gestirne bemessen nur diejenigen Orte thatsächlich gleiche Zeit, die genau gleiche Längenlage besitzen, d. h. genau nordsüdlich voneinander liegen. Die meisten Leute bilden sich nun ein, alle richtig gehenden Uhren gäben die für den betreffenden Ort richtige, d. h. die dem Stande der Gestirne entsprechende Zeit an; der große Zeiger stünde z. B. immer auf der 12, wenn die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreicht hätte. Das ist aber ein grober Irrthum. Die scheinbare Umdrehung der Himmelskörper um unsere Erde innerhalb von je 24 Stunden ist bekanntlich nur eine Trugerscheinung, erwirkt durch die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse. Da nun diese Umdrehung gleichzeitig erfolgt mit der noch weit schnellern Fortbewegung der Erde in ihrer Jahresbahn um die Sonne, so verschiebt letztere ununterbrochen ihre Stellung zu den übrigen Fixsternen und zwar Tag für Tag ungefähr um 1° ostwärts. Das „ungefähr" schließt nun eben das Ungemach ein, gegen das kein Uhrkünstler jemals erfolgreich ankämpfen kann. In der Schule lernt man: „Die Erde dreht sich an jedem Tage einmal um ihre Achse." Der Satz würde indessen nur dann wahr sein, wenn man unter „Tag" den sogenannten Sterntag verstünde, d. h. die Zeit von einer Fixsternculmination zur nächstfolgenden. In bürgerlicher Zeitbestimmung meint man dagegen unter „Tag" stets den Sonnentag, d. h. die Zeit von einer Mittagsculmination der Sonne bis zur nächstfolgenden, und diese Zeit übertrifft den einmaligen Ablauf einer Achsendrehung der Erde um rund 4 Minuten, weil das besagte Tagesfortrücken der Sonne um 1° diesen Ueberschuß der Drehung über eine Vollrotation erheischt, um die genaue Einstellung des Tagesgestirns in den Ortsmeridian zu erreichen. Nun bewegt sich leider die Erde in ihrer Bahn mit ungleicher Geschwindigkeit, in der sommerlichen Jahreshälfte langsamer, in der winterlichen rascher, an keinem einzigen Tage genau so rasch als am andern. Folglich ist auch das hiervon abhängige Fortrücken der Sonne in der Ekliptik, ihre Stellungsveränderung zu benachbarten Fixsternen in der Sommerhälfte des Jahres langsamer als in der Winterhälfte. Die Tageslänge (die vierundzwanzigstündige) ist mithin eine

stets veränderliche Größe, im Winter größer, im Sommer kleiner.

Da unsere Uhren nur mit vollkommen gleichmäßigem Gange angefertigt werden können, so ist man genöthigt, sie auf die Durchschnittsdauer eines Sonnentags zu bemessen. Aus diesem Grunde zeigen unsere Uhren blos am Weihnachtsheiligabend und noch an drei andern Tagen des Jahres zufälligerweise richtige Ortszeit, hingegen gehen sie an den 361 übrigen Tagen im Vergleiche zum Sonnenstande alle miteinander entweder vor oder nach. Das steigert sich bis zu einem Unterschiede von fast genau einer Viertelstunde: an jedem 11. Februar zeigen gutgehende, genau auf „Mittelzeit" eingestellte Uhren schon 12 Uhr 14½ Minuten, wenn die Sonne eben in den Meridian des Orts tritt.

Ist also schon die „Ortszeit" bei völlig correctem Stellen und Gehen der Uhren fast ausnahmslos im Widerspruche mit dem Sonnenstande, wie viel ärger vermehrt sich dieser Widerspruch bei unrichtigem Stellen und mangelhaftem Gange der Uhren! Nur auf Grund feinster astronomischer Beobachtung am Orte selbst oder telegraphischer Mittheilung von einer astronomischen Beobachtungsstelle aus ließe sich jene „mittlere Ortszeit" immer von neuem feststellen und der Uhrengang danach controliren. Wie wäre das für jede Dorfschaft durchführbar? Nein, auf die möglichst correcte Anpassung unserer Stundenzählung an den Stand der Sonne braucht es uns für die praktischen Zwecke des täglichen Lebens überhaupt nicht anzukommen. Sehr viel aber liegt daran, zu wissen, welcher Zeitpunkt denn in Wirklichkeit mit irgendeiner Zeitangabe gemeint ist; nur so ist man gesichert gegen Verwirrung beim Erscheinen zur rechten Zeit in Gerichtsterminen, zum Abgange des Eisenbahnzugs u. s. w. Ja, Schreiber dieses erinnert sich einer Schwurgerichtsverhandlung, in der es einem gewandten Vertheidiger gelang, durch den jedenfalls ganz disharmonirenden Gang der Dorfuhren das Alibi seines Clienten nachzuweisen, der eines Mordes auf dem platten Lande dringend verdächtig war, jedoch „genau zur Zeit der Mordthat" fern dem Thatorte in einem ganz andern Dorfe von zuverlässigen Zeugen gesehen worden war.

Mit andern Worten: es muß angestrebt werden, von einem genau bestimmten Anfange aus mit gleichem Maße Stunden und Minuten zu zählen, ohne in zu großen Gegensatz zum täglichen Sonnenstande zu gerathen. Bei Einführung der vorgeschlagenen „Weltzeit", d. h. Einstellen aller Uhren der Erde nach Greenwichzeit, kämen zu arge Unzuträglichkeiten in letzterer Beziehung zum Vorscheine; man würde unter 180° Längenabstand von Greenwich „mitternachts um 12 Uhr" bei Mittagssonne speisen, ein verschwiegenes Stelldichein bei Mondenschein würde auch außerhalb des Polarraumes etwa auf 2 Uhr nachmittags verabredet werden müssen.

Da erscheint es denn als wahrhaft goldene Mittelstraße, zwischen der Kirchthurmspolitik der zahllosen „Ortszeiten" und der zwar astronomisch, aber nicht bürgerlich wünschenswerthen völligen Zeitgleichmacherei der „Weltzeit" die Erde so, wie die dem vorliegenden Büchlein beigegebene Karte es darthut, in „Stundenzonen" von je 15 Längengraden einzutheilen und für jede dieser Flächen die wirkliche Zeit des in ihre Mitte fallenden Mittagskreises als die gemeingültige festzusetzen. Angefangen wird wie bei der Meridianzählung von der greenwicher Sternwarte dicht bei London, der „britische Zonenstreifen" hat durchweg greenwicher Zeit, jeder folgende eine um eine Stunde frühere oder spätere Zeit als die greenwicher, aber ebenfalls völlig dieselbe in seinem ganzen Umfange, und zwar abermals in vollem Einklange mit der wahren Ortszeit für die Gegenden der mittlern Längenlage, aber selbst für die östlichsten und westlichsten Grenzlagen mit Abweichungen nicht über eine halbe Stunde von der richtigen Ortszeit. Dabei hat man zweckmäßigerweise die Zonen der Zeitgleichheit nicht allzu unerbittlich mit den mathematischen Linien der Meridiane durchweg voneinander abgegrenzt, vielmehr dafür gesorgt, daß diese Grenzlinien ab und zu sich aus- oder einbiegen, um zusammenschließende Verkehrsgebiete, namentlich Staatsgebiete, nicht unangenehm zu zerreißen. So gehört Ostpreußen und ganz Oesterreich-Ungarn zur „mitteleuropäischen" Stundenzone zu beiden Seiten des 15. oder „stargarder" Meridians, obwol beide Länder ganz oder zum Theile eigentlich schon in den westrussischen Streifen einbezogen werden müßten, Russisch-Polen dagegen seiner ganzen Ausdehnung zur westrussischen Zone mit petersburger Zeit.

England ist uns schon seit 1848 mit Einführung der Einheitszeit vorangegangen. Die Vereinigten Staaten Amerikas kamen durch die Initiative ihrer privaten Eisenbahngesellschaften in den Besitz der segensreichen Einrichtung (die bei der mächtigen Westost-Ausdehnung des Staatsgebiets Scheidung nach fünf Stundenzonen erforderte), der Congreß in Washington verlieh dem aber nachträglich Gesetzeskraft. Nachdem selbst Staaten, wie Schweden und Japan, die Einheitszeit nach der greenwicher Zonenzählung angenommen hatten, konnten die mitteleuropäischen Großstaaten unmöglich zurückbleiben. So ist denn im Laufe dieses Jahres die Anwendung der gleichen „mitteleuropäischen Zeit" für das Deutsche Reich und für Oesterreich-Ungarn zunächst für den Eisenbahndienst zur Vorschrift gemacht worden, und es steht zu hoffen, daß diese Vereinheitlichung endlich auch in allgemeinen Gebrauch übergehe, um den schädlichen Zwiespalt zwischen Eisenbahn- und Ortszeit zu bannen.

Die Ueberzeugung, wie sehr das von jedem Deutschen erstrebt werden sollte, kann durch nichts besser geweckt werden als durch die Lektüre der Hesse-Wartegg'schen Broschüre, der übrigens auch die lichtvolle letzte Rede unsers Feldmarschalls Moltke im Reichstage, gehalten am 16. März 1891 zur Empfehlung der Einheitszeit, eingefügt ist.

Alfred Kirchhoff.

Zur deutschen Literatur.

1. Literarische Essays von Ernst Gnad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Konegen. 1891. 8. 5 M.

Es ist ein eigen Ding um den literarischen Essay. Uns Leuten vom Fach macht er beim Schreiben oder Lesen neben der Arbeit viel reine Freude. Aber was hat er für ein Publikum? Der Allgemeinheit will er sich durch geschmackvolle, künstlerisch componirte Form empfehlen und setzt doch eine Reihe von Einzelkenntnissen voraus, über die diese Allgemeinheit selten gebietet. Und dem Gelehrten bietet er höchstens in der Hälfte der Fälle etwas Neues. Das alles gilt auch von dem Buche Gnad's. Und doch — ich möchte diese Essays nun nicht mehr missen. Ich suche diese Wirkung in dem Reize des Persönlichen, der von dem Buche ausgeht. Die bekannten Stoffe: Goethe's Lyrik, Werther, Egmont, Tasso, Faust; Heine, Weltschmerz in der Poesie, Grillparzer, Kleist, Leopardi, treten hier in das Licht einer individuellen Auffassung, die, so viel oder wenig sie von sonst Bekanntem abweichen mag, uns gerade darum so anzieht, weil beim Lesen hinter ihr sich uns unwillkürlich das Bild der Persönlichkeit zusammensetzt, aus deren innern Lebensbedingungen sie erwachsen mußte. Wie ein geistvoller Mann in diese uns allen bekannte Welt sich einlebt, wie er mit diesen Dingen heranreift, wie sich ihm Leben und Stoff gegenseitig befruchten, das alles gewahrt man mit Antheil und Freude und nicht ohne Frucht für sich selbst. Befangenheit ist des Verfassers Sache nicht. Er erspart Goethe den oft erhobenen Vorwurf des künstlerischen Egoismus nicht, Heine nicht den beispielloser Frivolität in der äußern Lebensführung, Schiller nicht den unpoetischer Auffassung von Goethe's „Egmont", und bei Leopardi wirft er die berechtigte Frage auf, ob er wol bei gesunden Gliedern und zureichendem Vermögen als fleischgewordener Pessimismus geendigt hätte. Wohlthuend berührt, wie der Verfasser an seine Gegenstände mehr von der Seite des Lebens herantritt als von der der Aesthetik, wie er überall aus den widersprechendsten Zügen das Positive der einzelnen Persönlichkeiten herauszufinden sich bemüht, und wie er vor dem, was Menschen einmal in ihrem innersten Wesen gefaßt hat und ihnen theuer war, mit der Pietät, die reifen Männern so wohl ansteht, still stehen bleibt, um lieber etwas allgemein Menschliches als etwas Absonderliches, ja vielleicht Häßliches zu finden. Die Grundanschauung: daß der Mensch sich zum Gleichmaß aller Kräfte erziehen und dabei nicht vergessen solle, wie die Kunst als geläutertes Leben ihn hierbei stützen und fördern könne, diese Anschauung, die sich so vielen reifen Männern als die Summe ihres Lebens ergeben hat, möge immer weitere Kreise ziehen, als ein neues Evangelium, oder, wenn man genauer zusieht, das alte in neuem Gewande. Dem Buche ist ein zahlreiches Publikum zu wünschen.

2. Grillparzer's Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Göschen. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die lebendige Rede, auch wenn sie Bekanntes bringt, berührt uns unmittelbarer als das gedruckte Wort. Nicht als ob in diesen Unterredungen Eingebungen des Augenblicks verewigt wären: was Grillparzer über Kunst und Leben sagt, erscheint als reife Frucht vom Baume, aber dadurch, daß man sich ihn als Sprechenden denkt, gewinnt alles mehr Leben. Es ist schwer, zur Charakterisirung Einzelnes herauszuheben; Grillparzer's Grundstimmung ist bekannt, seine Ansichten über Kunst und Leben zeigen überall die Marke der genialen Persönlichkeit, die man in gewissen Beziehungen auch als fremdartig empfinden kann. Seine zum Theil harten Worte über politische Zustände sind doch nur aus einem zur Passivität verurtheilten Patriotismus hervorgegangen. Der Conflict zwischen Wollen und Können war ihm verhängnißvoll im Leben und wurde sein tragisches Motiv in der Dichtung. Aber die mitgetheilten kleinen Züge von Herzensgüte und Liebenswürdigkeit sind doch das Beste an dem Buche. Man möchte den Mann gekannt haben: mit diesem Gefühle scheidet man von diesen Unterredungen, die eigentlich nur Monologe Grillparzer's sind. Ihn kennen, sagt Foglar sehr richtig, heißt ihn verehren. Mögen recht viele noch diese bisher versäumte Bekanntschaft machen!

3. Theodor Körner's „Zriny", nebst einer allgemeinen Uebersicht über Theodor Körner als Dramatiker von Heinrich Bischoff. Leipzig, G. Fock. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Unter den Körner-Schriften dieses Jahres verdient die vorliegende als Quellenuntersuchung mit positiven Ergebnissen hervorgehoben zu werden. Wir blicken in die Werkstatt eines jungen Dichters. Sein Ehrgeiz ist auf einen großen Wurf gerichtet, auf einen tragischen Stoff, der alle Vorzüge eines solchen vereinigt, er glaubt ihn im „Zriny" gefunden zu haben. Eifrig studirt er nun die Quellen — eine bisher unbekannte hat Bischoff glücklich gefunden —, Dramen desselben Inhalts, löst das trockene Detail zeitgenössischer Chroniken in lebendige Poesie auf und verleiht dem Hauptheldeu, was ihm an Pathos selbst in der Seele lebt; so entstand der „Zriny". Neben dieser anschaulichen Entstehungsgeschichte und gewissenhaften Quellenuntersuchung versucht der Verfasser ein Gesammtbild von Körner's dramatischem Schaffen zu geben. Er möchte gern das vielseitig eingebürgerte Vorurtheil entkräften, als sei Körner für seinen Ruhm gerade zu rechter Zeit gestorben. Bischoff meint: die Bühnengerechtigkeit, das Poetische, der idealistische Zug, die Volksthümlichkeit der Stücke, sowie des Dichters außerordentliche Productivität hätten mehr für die Zukunft verbürgt, als unsere Literarhistoriker geneigt sind anzunehmen. Darin kann man ihm

wol Recht geben. Die Thatsache, daß der in allem nur halbfertige Dichter aus dem Herzen der Jugend, die mehr seine Dramen, als sein Bestes, die Kriegsgedichte, kennt, nicht verdrängt werden kann, wiegt doch schwer genug. Als Held unserer Jugend müßte er auch uns Aelteren heilig sein.

Heinrich Löbner.

Lyrisches und Episches.

1. Eifelsagen. Lieder und Gedichte von Peter Zirbes. Neue Ausgabe. Koblenz, W. Groos. 1891. 8. 3 M.

In einer dem Buche vorangestellten fesselnden Beschreibung seines Lebensganges erzählt der Dichter, daß er gleich seinen Aeltern den Hausirhandel mit Steingutwaaren betrieben habe. In dem Dorfe Niederkail bei Wittlich im Regierungsbezirk Trier geboren und noch lebend, lernte er in früher Jugend die Armuth und die Noth kennen. Mit guten Anlagen zum Zeichnen, Musiciren und Dichten ausgerüstet, hatte er in den heiklen Jahren der Entwickelung keine Gelegenheit, seine Talente auszubilden und als sich eine solche dem herangewachsenen Jünglinge bot, mußte er sich das furchtbare Wort „zu spät" zurufen. Seine Aeltern konnten ihn nicht entbehren und so blieb er ein Steinguthändler, der in den Eifelgegenden herumwanderte. Was ihm in einer höhern Schule zu lernen versagt blieb, das lernte er durch die Natur und das Leben, und was ihm an äußern Gütern vorenthalten wurde, ersetzte ihm seine innere Welt. Einen Esel mit Waaren neben sich, mit Buch und Flöte versehen, zog er über Berg und Thal, verzehrte sein selbstverdientes Stücklein Brot und dichtete. Vor Jahren erschien eine Sammlung seiner Gedichte, über die sich Gustav Freytag in einem Aufsatze: „Zwei deutsche Naturdichter", nachher auch in Freytag's „Gesammelte Werke" aufgenommen, äußerst günstig aussprach. An diesem Urtheile wird nichts zu ändern sein. Peter Zirbes stammt aus dem Volke und spricht zum Volke. Er sammelt seine Sagen, seine Mären und Schwänke und weiß sie in zierlichen Versen einfach und liebenswürdig vorzutragen, mit einer Kraft, der die Anmuth nicht fehlt, und mit einem Ernste, aus welchem das schalkhafte Antlitz des Humors erquicklich herausschaut. Und wie heftig die Stürme des Lebens ihn auch umbrausten und wie oft er auch zu verzagen meinte, er war so klug und so glücklich, sich ein hoffnungsvolles Herz zu bewahren, wie das Gedicht „Gottvertrauen" beweist:

Willst du, Herz, dich ewig kränken,
Wenn dich Angst und Kummer quält?
Er, der weiß die Welt zu lenken,
Sieht am besten, was dir fehlt.

Auf zum blauen Himmel schaue,
Schön verklärt in seinem Licht!
Auf den treuen Gott vertraue!
Er verläßt die Seinen nicht.

Laß, o laß dein banges Sorgen!
Bleibe seinem Willen treu,
Und dein Heute wie dein Morgen
Sei von jeder Sünde frei!

Hegest dann kein leeres Hoffen,
Wenn dich Nacht und Kummer drückt;
Aus dem Himmel hell und offen
Helfend stets sein Auge blickt.

Nach dem Nebel scheint die Sonne
Mit noch doppelt schön'rer Glut:
Nach dem Leiden folgt die Wonne,
Und im Kampfe wächst der Muth!

So seien denn die „Eifelsagen" des Poeten und wandernden Steinguthändlers Peter Zirbes bestens empfohlen.

2. Leben und Stimmung. Ausgewählte Gedichte von Joseph Kitir. Leipzig, Liebeskind. 1891. 12. 2 M.

Es ist ein kleiner Gefühlskreis, den Joseph Kitir in seinem Gedichtenbüchlein beschreibt, aber innerhalb dieses Kreises bewährt er sich als eine unzweifelhafte und ursprüngliche Poetennatur. Er gibt wenig, aber das Wenige ist echte Lyrik. Es fehlen ihm tiefe Gedanken und große Leidenschaften, aber er besitzt eine volle, warme Empfindung und er verfügt über einen schlichten, sinnigen und innigen Ausdruck. Er stimmt nicht mit ein in den eiteln, affectirten, wüsten Chor derer, die sich die „Modernen" nennen; er ist sogar altmodisch, denn der Himmel liegt ihm näher als die Pfütze. Charakteristisch für seine Art sind Gedichte wie „Ungleich":

Wie du doch so leise kamst,
Mütterchen, gegangen,
Wenn du meintest, daß der Schlaf
Milde mich umfangen.

Muß das Leid, seitdem du todt,
Rauher kommen hören,
Nahet gar, mich aus dem Schlaf
Jählings aufzustören.

Oder „Trost im Lenz":

Und kommt im Lenz ein trüber Tag,
Und düstert auch durch Feld und Hag
Schon herbstlich banges Klagen,
Bald siegt die Blütenherrlichkeit —
Ein trüber Tag zur Frühlingszeit,
Da mußt du nicht verzagen.

Und stört dir frohen Jugenddrang
Ein Leid, so sei darum nicht bang,
Bald wird es herrlich tagen,
Was ist auch all dein junges Leid?
Ein trüber Tag zur Frühlingszeit —
Da mußt du nicht verzagen.

Das ist Poesie, hin und wieder von einer zarten Wehmuth angehaucht, an den unvergeßlichen Hölty erinnernd: der junge Lyriker hat seine Schuldigkeit als solcher

gethan. Warnen möchte ich ihn nur vor der Gefahr, sein eigener Nachahmer zu werden und den naiven Ton seiner Erstlingsgedichte künstlich hervorbringen zu wollen durch „wann" und „dann" und allerhand kleine Wörtchen. Auch auf die Reinheit und Wahrheit der Bilder muß er mehr achten; man kann z. B. nicht sagen, daß „um die Dächer webend thaut ein leises Regenspinnen". Aber solche verlorene Schlacken sollen uns den echten Goldgehalt nicht übersehen lassen.

3. Boeuf à la mode. Neuhochdeutsche Poesien von einem immigrirten Franzosen. Lahr, Schauenburg. 1892. 8. 30 Pf.

Das dünne Heftchen ist sehr lustig zu lesen. Der witzige „immigrirte Franzose", mit vollem Herzen ein Deutscher, macht sich über die jahrhundertlange, schon von dem vortrefflichen alten Logau scharf gegeißelte Ausländerei der Deutschen, besonders über die unartige Fremdwörtersucht, lustig. Am drolligsten ist er, wo er bekannte Gedichte in ein sprachliches Kauderwelsch überträgt; z. B. „Der Brillantring des Polykrates":

Er stand auf seines Schlosses Sockel
Und sah hinab durch sein Monocle
Auf Samos, kolossal blasirt:
„Dies alles", sprach zum Souveräne
Aegyptens er, „ist Erbdomäne
Von mir! Sag, hab' ich prosperirt?"

4. Gedichte von Wilhelm Achilles. Leipzig, A. Möller. 1891. 12. 1 M. 60 Pf.

Nichts Neues und nichts Besonderes, aber auch nichts Schlechtes und Mislungenes. Der Verfasser singt Liebeslieder und sucht durch den Rhythmus der Sprache sein Herz von Sorgen zu entlasten. An guten Gedanken und Gesinnungen fehlt es nicht. Das folgende Sonett diene als Probe seines Könnens:

Mich zieht es nicht zu jener großen Menge,
Die hin es lockt zu bunten, frohen Reihen,
Ich kann mich nimmer solchem Jubel weihen,
Nicht glücklich fühlen in dem Festgedränge.

Mein Herz hört andre, ihm vertraut're Klänge,
Die kann es keinesfalls von Menschen leihen,
Da möcht' es mit der Welt sich just entzweien,
Allein für sich betreten stille Gänge.

In tiefer Nacht, wenn nur die Sterne lauschen,
Da läßt's zu Göttern die Gedanken schweifen,
Und unsichtbar um sich die Geister rauschen.

Bald dringen ein sie, die Gedanken reifen,
In Einsamkeit ein vielgestaltig Rauschen,
Ein überglücklich nach dem Himmel Greifen.

5. Jugendblüten. Ein Strauß lyrischer Gedichte von Johannes Guttzeit. Nebst einem Anhange: Lieder der Erigund. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1889. 16. 60 Pf.

Manches ist doch allzu harmlos; so wenn es heißt:

Ich hab' gedichtet die ganze Nacht,
Die Reime hab' leicht ich gefunden,
So lang ich noch schlief. Doch bin ich erwacht,
Und gleich war alles verschwunden.

Das ist zwar recht traurig, doch man braucht es nicht drucken zu lassen. Indessen, Johannes Guttzeit ist auch tiefer Gefühle mächtig und ein ideales Streben ist unverkennbar. Mitunter gelingt ihm ein Gedicht auch nach der formalen Seite hin, besonders dann, wenn er seinen Liebesempfindungen Wort und Nachdruck verleiht.

6. Gartheil und Krauseminz. Lieder im Volkstone von Anton August Naaff. Illustrirt von Alfred Heide. Berlin, Meidinger. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.

Das Buch ist sehr hübsch ausgestattet und mit einigen feinen, zierlichen Bildern versehen. Dieser Ausstattung und diesen Bildern entsprechen dann auch großentheils die mitgetheilten Lieder, welche den altgewohnten deutschen Volkston suchen und finden. Was der Verfasser bietet, ist nichts Neues, es ist das Alte, Poetische, aber nicht Veraltete. Hier ein Beispiel:

Wenn alle Brünnlein fließen
Vom Berg herab ins Thal —
Thu' ich mein Schätzlein grüßen
Viel tausend, tausendmal.

Wenn alle Sternlein funkeln
In stiller, stiller Nacht,
Thu' ich mein Schätzlein küssen,
Daß ihm das Herzchen lacht.

Wenn alle Blümlein sprießen
In Wald und Flur und Feld:
Dann wollen froh wir wandern
Wol durch die ganze Welt.

Und wo das Glück wir finden,
Mag's tausend Meilen sein —
Sei's himmelhoch, sei's erdentief —
Das Glück sei mein und dein.

7. Gegengift. Neue Epigramme. Von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1891. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Ein kleines Heftchen von Epigrammen, zumeist gereimten Vierzeilen, die allerhand Aus- und Einfälle enthalten, Altes und Neues, Glattes und Stachlichtes, wie es die wechselnde Stimmung des Tags mit sich bringt. Es ist nicht unangenehm, in dem Heftchen zu blättern, und Recht hat der Verfasser, am Eingange zu sagen:

Ich denk', ihr thut mich nicht in Bann
Ob meiner Stachelgaben;
Wer keinen Spaß verstehen kann,
Wird nimmer welchen haben.

8. Aegineten. Gedanke und Spruch von Paul Lauterbach. Leipzig, C. G. Naumann. 1891. 8. 1 M. 25 Pf.

Das Büchlein ist „dem Meister des Zarathustra" zugeeignet, d. h. dem ebenso geistreichen als wunderlichen Friedrich Nietzsche. Nun, seine Schule verleugnet sich nicht. Auch Paul Lauterbach ist, wie sein Meister, dunkel, mysteriös, barock und oft völlig unverständlich, im übrigen besteht zwischen den beiden mancher Unterschied. Nietzsche ist fesselnd, auch dort, wo er irrt und den traurigen Eindruck eines Adlers macht, der fliegen möchte, aber

gebrochene Flügel hat. Lauterbach bemüht sich zwar auch zu fliegen, aber er ist deswegen noch kein Adler. Man liest Worte, aber findet häufig keinen Sinn. Er befleißigt sich einer fabelhaften Knappheit des Ausdrucks, aber ich bedanke mich dafür, wenn die Klarheit darunter leidet. Mag er selbst das Wort haben:

Schriftsteller ist Perfectum. Das Präsens heißt Schriftthäter.
Worte meinen und sagen es nicht.
Die Fremde ist diesseit der Ferne.
Cellini sagt ihr? Ich sage Schicksal. Ah, dieses Perseus Größe! Dächtet ihr ihn zu bilden? Ah, brütet ihr einmal vor diesem Ofen, in Jahrhunderts-Nacht! Ihr wärt fortan williger Erz.
Kunst: das göttliche Nicht-Können des Halben.

Und so fort. Wer wollte verhehlen, daß dahinter manches Witzige steckt? Aber wer kann es finden, wenn die Ausdrucksweise so gekünstelt und manierirt ist? Der Verfasser selbst wird sich vielleicht verstehen, doch was er gibt, ist Gedankengenesis — keine Gedanken.

9. Klumpe-Dumpe und andere Märchen. Von Hanna Schomacker. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1892. 12. 1 M. 20 Pf.

Anna Schomacker beginnt mit dem gewohnten Märchenanfang „Es war einmal", wie ihn große und kleine Kinder gern hören. Auch sonst hält sie überall den alten, traulichen Ton fest, ohne aus ihm herauszufallen, und weiß verschiedenerlei Schalkhaftes und Anmuthiges vorzutragen. Die drei Stücke, welche das Buch enthält, sind echte Märchen mit all dem Phantastischen und Muthwilligen, das dieser dichterischen Gattung eigen ist, und auch der tiefere Sinn fehlt nicht. Darum werden sie manchem eine willkommene, weihnachtlich anheimelnde Gabe sein.

10. Iwan Zwetók oder die Pilgerfahrt nach Erlösung. Eine Erzählung in sieben Gesängen von Hans Schilf. St.-Petersburg, Schmitzdorff. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.

Iwan Zwetók ist ein russischer Bauer, der, nachdem ihn sein Brotherr ausgenutzt hat, entlassen wird aus dem Dienste, und nun in Armuth und Einsamkeit dasitzt und über Erde und Himmel nachsinnt in Ehrlichkeit und Herzenseinfalt. Der Betrug in der Welt schmerzt ihn — wie wäre zu helfen? Gott selbst anzugehen dünkt ihm zu kühn, aber mit dem Teufel will er ein ernsthaftes Wort sprechen. So zieht er hin und sucht die Hölle. Man verlacht ihn. Pfaffen halten ihn für besessen, Aerzte für wahnsinnig. Er aber läßt nicht ab zu rufen: „Wo ist die Hölle?" Da tritt die Liebe zu ihm her, gibt ihm ihren Dornenstab und läßt ihn wandern. Der Stab gewinnt Flügel und hebt Iwan Zwetók in den Weltraum. Der Dichter liefert nun eine Art versificirte Kosmogonie. Zwetók hat Visionen. Ihm ist, als wäre er in der Hölle und spräche, nach mannichfachen Erlebnissen, den obersten Dämon. Iwan bittet ihn, den „Betrug" abzuschaffen, die „Wurzel aller unserer Sünden". Vergebens. Also die „Kriegsfurie", die „Krone aller unserer Sünden" — vergebens. Iwan hat die Höllenfahrt ohne Erfolg unternommen. Er findet sich, aus tiefem Schlafe erwachend, mitten im Frühling, wieder auf der grünen, warmen Erde, in der Heimat — und hier stirbt er: sein heiliger Durst nach „Erlösung" ward gestillt — „Er hat sich an den Dornen wund gerissen". Es fehlt der Dichtung nicht an einem tiefern Sinn und an phantastischem Schwunge.

11. Gela. Ein Sang von Kaiser Rothbarts Lieb. Von Karl Zettel. Mit 6 Vollbildern von E. Klein. Dritte Auflage. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 12. 3 M. 60 Pf.

Vornehm ausgestattet, mit freundlichem Bilderschmuck versehen, enthält dies Buch eine romantische Dichtung aus den Tagen Kaiser Rothbarts, die ein Liebesleben mit allen Wonnen und Wehen entrollt. Man verfolgt mit Spannung Gesang um Gesang. Als besonders erfreulich sei hervorgehoben, daß Karl Zettel Sprache und Vers mit Reinheit und Anmuth behandelt. In ungehemmtem Flusse gleiten die zahlreichen sechszeiligen Strophen dahin. Man verspürt in ihnen sogar etwas wie Musik.

12. Weltmorgen. Ein Gedicht von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 4 M.

Ein Altmeister unserer Literatur, mit Recht einer der Gefeiertsten, beschert uns, für den hellen Weihnachtstisch just zu gelegener Stunde, wieder mit einer edeln Gabe: mit dem epischen Gedichte „Weltmorgen". Es spielt in einer Zeit, die an Großartigkeit ihresgleichen sucht. Ueber Deutschland herrscht Karl V., auf dem Stuhle Petri sitzt Clemens; der wittenberger Mönch verkündigt seine Thesen, welche die Welt erneuern; außerordentliche oceanische Entdeckungen werden gemacht, die Gesetze des Himmels werden ergründet, Konstantinopel fällt in türkische Hände, die Griechen machen die ersten Versuche, das harte Joch der Moslemim abzuschütteln, und der althellenische Geist ersteht wieder in neuer, segenvoller Herrlichkeit, mit dem Geiste Luther's sich vereinigend und jene wunderbare, freie und frische Strömung erzeugend, die in der Wissenschaft Humanismus, in der Kunst Renaissance genannt wird — kurz, das Mittelalter bricht zusammen und aus den Trümmern steigt die neue Zeit empor. Schack veranschaulicht diese Regungen und Bestrebungen in seinem Gedichte. Der Held ist Egon, ein deutscher Jüngling voll Innerlichkeit und von hohem, ritterlichem Muthe. Unbefriedigt verläßt er die Hochschule von Heidelberg. Er will Johanniter werden und eilt nach dem Süden. Wie er nun Abenteuer auf Abenteuer erlebt und sich sein Schicksal mit den Weltgeschicken verknüpft, wie er gegen Seeräuber kämpft, die Griechen in ihrem Aufruhr wider die Türken unterstützt, Frauen aus Noth und Tod errettet, auf Rhodus dem Orden des Täufers beitritt und als ein wahrer Schwerthelb dem Falle des Hauses beiwohnt, wie er nach Malta segelt, um dort für den Orden zu wirken, nach Rom, um den Papst zu gewinnen, wie er in seinem Gefühlsleben hin- und hergeworfen wird von den beiden Hauptströmungen, dem heitern, schönheitstrunkenen Hellenenthum und

dem ernsten, asketischen Mönchsthum, jenen beiden Strömungen, die hart an der Schwelle des 16. Jahrhunderts ihren größten weltgeschichtlichen Ausdruck in den Zeitgenossen und Gegnern Lorenzo und Savonarola fanden — das alles wird von Schack mit Kraft und Nachdruck, bewegt und farbenreich geschildert und mit erprobter Künstlerhand zu einem einheitlichen Ganzen ohne Zwang zusammengefaßt. Am Schlusse stirbt Egon, zerrieben wie ein Korn zwischen zwei Mühlsteinen. Seufzend muß er bekennen, daß „ich einem Wahn geweiht mein Leben". Aber ein Freund spricht tröstend zu ihm:

Zum Staub sich neigen
Muß der Halbmond, der bethörte Völker
Mit der Sinne wüstem Rausch umstrickt hat.
Aber fort und fort, und immer klarer
Aus dem Nebeldunst, mit dem seit früh schon
Trug und düstrer Irrwahn es umsponnen,
Tauchend, wird das Kreuz die Nationen
Ueber der gestürzten Kirchen Trümmer
Hin von Sieg zu neuen Siegen führen.
Preist Eu'r Glück, daß Ihr geschaut, wie wieder
Aus dem Grab der Griechen alte Weisheit
Auferstand, und daß Ihr unermeßlich
Neue Länder aus dem Schoß des Meeres
Tauchen sahet, und noch unermess'ner
Aus des Himmels Blau die ew'gen Sonnen —
Jene Welt, in der die künft'ge Menschheit
Immer reicher, herrlicher erblühn wird!

Doch dieser „Weltmorgen" gilt nicht für den sterbenden Helden. Sein Weltmorgen ist der Tod, der freundlich zu ihm hintritt mit den Engelserinnerungen der Kindheit, mit dem Ewigkeitsglauben und mit Agnes, einer jungen Liebe, die als ketzerische Nonne zu Rom hingeopfert wurde und nun als Verklärte sein Ende verschönert. — Das ist der schöne Sinn der Dichtung. Graf Schack ist zu preisen, daß es ihm in späten Jahren vergönnt war, ein Werk zu vollenden, das ebenbürtig seinen besten Schöpfungen an der Seite steht.

Fritz Lemmermayer.

Ausländische Erzählungen.

1. Das Ende des Traumes. Von George Duruy. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Fritz Bischoff. Berlin, G. Reimer. 1891. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Marzio's Crucifix. Novelle von F. Marion Crawford. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Therese Höpfner. Berlin, G. Reimer. 1891. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Radu Gleva. Roman von Marco Brociner. Dresden, Verlag des Universum. 1892. Gr. 8. 6 M.

Drei Ausländer — ein Franzose, ein Engländer, ein deutsch schreibender Rumäne —, aber wenig typisch, wenig charakteristisch für ihre Länder, wenn man nicht Crawford's Langweiligkeit, Duruy's politische Ader und Brociner's ab und zu mangelhaftes, mit österreichischen Provinzialismen untermischtes Deutsch für charakteristisch halten will.

Man weiß nicht recht, wie man es nennen soll das Buch George Duruy's: „Das Ende des Traumes" (Nr. 1), Roman, Novelle, Erzählung? Roman — das kennzeichnet das Werk nicht genügend. Historischer Roman? Auch das nicht, dazu fehlt die Größe und Weite der Anschauung und vor allem der historische Untergrund, die historischen Ereignisse insofern, als sie hier nur in einer Figur vorhanden, in den andern jedoch willkürlich geschaffen worden sind, so etwa, wie der Dichter eines historischen Schauspiels verfährt. Nur daß eben das, was dem Dramatiker gestattet ist, die dichterische Umgestaltung des Gegebenen, eine Ergänzung nach den innern Werthen der feststehenden Hauptfigur, eine Veränderung der Verhältnisse in den Grenzen des Zeitgeistes, kurz, eine Verdeutlichung dessen, was die Geschichte nicht überliefert hat, dem Romanschriftsteller nicht in dem Maße freisteht. Er hat lediglich einen Ausschnitt aus der Geschichte zu geben, die Helden uns menschlich nahe zu bringen und eben nur so viel hinzuzuthun, als hierzu und zur Motivirung der einzelnen Züge nöthig ist. Darüber geht aber Duruy weit hinaus, um so mehr, als er auch Epochen zusammenschweißt, die um Jahrzehnte auseinanderliegen und noch dazu in völlig veränderte Verhältnisse fallen. Politische Erzählung, ich glaube, so ist das Werk noch am ehesten zu nennen. Das Buch bildet einen Ausschnitt aus dem politischen Leben Frankreichs im vorigen Jahrzehnt. Die Hauptfiguren sind scharf, für jedermann kenntlich gezeichnet. Der Hauptheld, Michael Costalla, ist niemand anders als Leon Gambetta; jenes Bild Gambetta's auf der Rednerbühne, das die „Gartenlaube" seinerzeit brachte, wird uns Zug für Zug beschrieben. Das Modell des Halbbruders Costalla's, Eduard Morgan's, ist Wilson, der Schwiegersohn Grévy's. Dann findet man, in verschiedene Figuren zerstreut, deutlich erkennbare Züge Boulanger's, Luise Michel's, des Anarchisten Deprez u. s. w. Die Figuren sind realistisch ausgestaltet, aus den gegebenen Verhältnissen herausgewachsen und völlig glaublich; und es verräth viel Feinsinn und künstlerisches Verständniß, daß Duruy die bekannten Thatsachen, die ganz anderen Personen, und unter völlig anderen Umständen geschahen, wirklich glaublich gestaltet hat. Der lautere, begeisterte Republikanismus Gambetta's, der Orden- und Stellenschacher Wilson's und seiner Helferinnen, das ist alles trefflich geschildert. Daß aus dem Schwiegersohne des Präsidenten Grévy ein Halbbruder des Ministers Gambetta wird, daß so das Wesen Frankreichs: glühende Vaterlandsliebe, echte Begeisterung und das verlodderte Streberthum, dem kein Mittel zu schlecht, in zwei Brüdern dargestellt wird, ist vom künstlerischen Standpunkte aus

gewiß zu billigen und auch die Einwände, die der historische Standpunkt hervorruft, schwinden bald. Es wird so ein Extract des Geistes einer gewissen Epoche gegeben und die politischen Verhältnisse Frankreichs werden ergiebig von zwei widersprechenden Standpunkten aus geschildert. Man blickt scharf in die großen Züge und die kleinlichen Umtriebe des politischen Lebens hinein, sodaß uns die spätern Thatsachen, wie eben Wilson's Auftreten, verständlich werden; sie sind aus dem Geiste der Epoche herausgewachsen.

Interessant ist namentlich Costalla-Gambetta schon insofern, als er eine literarische Parallele gestattet. Auch Alphonse Daudet hat Gambetta geschildert im „Nouma Roumestan", er jedoch hat die kleinlichen, eiteln, kokettirenden Züge des „großen Patrioten" hervorgehoben und so fast einen politischen Tartarin gestaltet, während Duruy völlig objectiv verfährt und keinen Romanhelden, sondern einen geschichtlichen Gambetta gestalten will. Daudet ist der Dichter, Duruy der Historiker — der er ja in der That ist und noch dazu einer der interessantesten, scharfsinnigsten der jüngern französischen Historiker, der geistvolle Sohn eines geistvollen Vaters, des Akademikers Victor Duruy —, aus diesem Grunde ist das vorliegende Werk auch bereits in diesem Jahrgange von Delbrück's „Preußischen Jahrbüchern" erschienen.

Gambetta verkörpert bei Duruy vor allem die Idee einer glühenden Vaterlandsliebe, eines edeln Republikanismus; aber über den Vertreter dieser Idee ist der Mensch Gambetta nicht vergessen, der Mensch mit seinem edeln Gemüthe, seiner Milde und Güte, mit seiner provenzalischen Lebhaftigkeit, seiner heitern Freundlichkeit, mit seiner Eitelkeit und Sorglosigkeit, in seinem zarten und innigen Verhältnisse zu Therese. Nicht minder scharf steht Morgan-Wilson da als kalter, gefühlloser, schlau berechnender Streber, dem kein Mittel zu schlecht ist, seine Geldgier, die einzige Leidenschaft, die er besitzt, zu befriedigen. Er scheut sich nicht, mit Betrügerinnen in Verbindung zu treten, einen tapfern General zum Diebe zu machen, gegen seinen warmfühlenden edeln Bruder zu operiren, der unter der von ihm gar nicht erkannten Gemeinheit Morgan's zu leiden hat. Costalla liebt diesen Morgan, aufrichtig und treu, liebt die Kinder dieses Morgan, fühlt sich wohl und behaglich als einfacher Mensch in dem Heim dieses kalten, verschlossenen Menschen, dessen dunkle Schleichwege und unsaubere Geschäftsverbindungen er nicht ahnt. Dieser Morgan ist ein Wilson ins Große gezogen, denn Wilson war eine niedere und feige Natur, während Morgan immerhin kräftige, ja, in der Gemeinheit große Züge hat, ein Richard III., als Abgeordneter und Geizhals; Costalla ahnt das Leben dieses dunkeln Ehrenmannes nicht, nicht, daß dieser Opfer auf Opfer häuft, auch nicht, daß er durch diesen Morgan fallen muß. Er opfert sich auf für ihn, will ihn rehabilitiren, bis er plötzlich zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt — da bricht er zusammen, da ist sein Traum, sein Vaterland glücklich und frei zu machen, zu Ende. Er zieht sich zurück, stirbt. Das alles ist schlicht und einfach, aber kräftig und überzeugend dargestellt, hier und da sogar finden sich feinfühlig-poetische Episoden, ich kann deshalb das Werk nur warm empfehlen, es wird vollauf befriedigen.

Leider kann man von Nr. 2, der englischen Novelle von F. Marion Crawford: „Marzio's Crucifix", das durchaus nicht sagen. Das ist ein conventionelles, saloppes, unbedeutendes, langweiliges Werk, ohne jegliche Idee. Ein Werk ohne Charakteristik, ohne Tiefe, ohne bedeutsamen Untergrund, der vielleicht für die Schwäche und Oberflächlichkeit der Behandlung entschädigen könnte. Marzio führt zwar sociale, antireligiöse Phrasen im Munde, aber er ist dabei so kindisch, wie der Schluß der Novelle und das will viel sagen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Novelle einige ganz hübsche Züge hat und nette Anläufe nimmt, aber etwa 20 einigermaßen erträgliche Seiten können doch nicht für 166 langweilige entschädigen. Zudem ist von psychologischer Durcharbeitung, von der Ausgestaltung eines wirklichen Menschen nichts zu merken. Die Figuren handeln so, wie sie in Wirklichkeit nicht handeln würden, namentlich wenn sie Italiener sind. Der Schluß in seiner psychologischen Plumpheit und Unmöglichkeit ist typisch für das ganze Buch. Und dann, „wozu der Lärm", wenn alles so schnell und günstig endet?

Uebrigens ist die Uebersetzung der beiden Werke, die aus dem Französischen von Dr. Bischoff, die aus dem Englischen von Fräulein Höpfner, durchaus gut.

„Radu Gleva" (Nr. 3), der Roman des Redacteurs des „Wiener Tageblatts", Marco Brociner, ist, wie schon bemerkt, deutsch geschrieben und oft in jenem österreichischen Deutsch, das nie in der Schriftsprache Anwendung finden sollte. Darüber mich hier des Nähern auszulassen, geht nicht an, es ist das eine Frage, die einen selbständigen Artikel verlangte, da mit ihr die: „Was ist eigentlich deutsch", Hand in Hand geht. Das ist der eine Fehler, den der Roman hat, der andere ist der, daß er in der Schilderung des rumänischen Lebens durchaus nicht charakteristisch ist. Gerade in solchen Romanen, wie der vorliegende, sollten „Land und Leute" scharf geschildert sein. Das ist nicht der Fall. Ich bin durch die Straßen, durch die Umgebung Jassys gestreift, öfter denn einmal, ich kenne es ziemlich genau; nach der Schilderung Brociner's hätte ich es nicht wieder erkannt. Und so ist es auch mit den Menschen: wohl haben Orlan, Radu, Lucia und auch Gogu recht hübsche, kräftige Züge, aber sie sind nicht charakteristisch für die Rumänen, nur für die Menschen.

Trotzdem ist der Roman gut; er ist wohl bedacht in der Anlage, steigert sich geschickt, ist in einzelnen Scenen von packender Wirkung, um schließlich hinzuhasten zu dem bekannten Schlusse aller dieser Romane: „sie kriegen sich". „Radu Gleva" ist ein Familienblattroman, denn der Dichter, nicht die innere Nothwendigkeit lenkt das Schicksal, erhält in Spannung, führt Scenen herbei, die aber nur das Be-

dürfniß nach Spannung befriedigen sollen, wandelt die Charaktere der Menschen oft recht widersinnig, auch nur, um zu spannen. Und doch übersteigt er den Familienblattroman insofern, als Brociner immerhin ein Dichter ist, dessen Kraft allerdings im Conventionellen zu ersticken scheint, aber doch noch durch die Oberflächlichkeiten hindurchleuchtet. Zudem ist „Radu Gleva" in politischer Hinsicht interessant, er behandelt Verhältnisse, Wahlepisoden, denen analog, die Duruy in seinem oben besprochenen Buche schildert. Radu-Costalla, Orlau-Morgan haben manche Aehnlichkeit. „Radu Gleva" baut sich auf einer Idee auf und ist trefflich angelegt, deshalb kann ich ihn trotz seiner Mängel empfehlen.

Hans von Basedow.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Mit dem sechsten Hefte schließt der vierzehnte Band des „Repertoriums für Kunstwissenwissenschaft", redigirt von Professor Dr. Hubert Janitschek in Straßburg (Berlin, Spemann, und Wien, Gerold). Außer den üblichen reichen Rubriken enthält dieses starke Heft drei sehr bemerkenswerthe Aufsätze: 1) „Das Abendmahl Christi in der bildenden Kunst bis gegen den Schluß des 14. Jahrhunderts", von Eduard Dobbert (vierte Fortsetzung); 2) „Die prager Karlsbrücke und ihr Einsturz am 4. September 1890", von Joseph Neuwirth; 3) „Vom Dom zu Schleswig", von Doris Schnittger. Hieran schließt sich ein sehr instructiver Bericht über die Fächerausstellung in Karlsruhe. Ausnahmsweise heben wir aus den Bücherrecensionen die von Janitschek verfaßte hervor über: „Der Gemüthsausdruck des Antinous" von Ferdinand Laban. Sie ist uns ein Beweis, wie die heutige exact-realistische Kunstforschung in ihr Extrem umzuschlagen beginnt, d. h. in ein Aesthetisiren, dem nichts feststeht als das Prineip: die Gesetzlosigkeit des subjectiven Empfindens ist oberstes Gesetz der Kunstkritik.

— Franz Brentano hat in Wien einen Vortrag gehalten über „Das Genie" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1892). Dem Gange dieser langen Auseinandersetzungen hier zu folgen, würde zu weit führen; wir müssen uns begnügen, den Standpunkt Brentano's zu charakterisiren. Nach Brentano sind die sogenannten Eingebungen des Genies keine Wunder, keine Producte unbewußten Denkens, welches nach andern Gesetzen, als denen des bewußten Denkens verläuft. Sie sind die Früchte der Gewohnheit, der Uebung auf einem besonders fruchtbaren Boden; sie entspringen aus einem gesteigerten Gefühl für das ästhetisch Wirksame. Die sogenannten genialen Eingebungen werden nur solchen zutheil, welche mit einer eminenten Empfänglichkeit für die Schönheiten des betreffenden Gebiets ausgestattet sind. Wir finden das Genie in gewissen Fällen weniger denkend sich bethätigen, da es eines Theils der Arbeit, nämlich der kritischen Nachbesserung, wegen der Vorzüglichkeit der ersten Gedanken überhoben ist. Es wäre ein Wahn, wenn ein fremdes x spukend alles Große in ihren Werken gewirkt hätte. Wir sind weder von dem Deutsch noch von dem Denken des Herrn F. Brentano sonderlich erbaut. Von seinen Voraussetzungen aus müssen Genies gezüchtet werden können; das läßt aber auch Brentano bleiben, weil auch er ein unbekanntes x im Genie voraussetzt, nämlich einen „vorzüglichen Boden". Daß ein solcher „Boden" nicht blos der Bearbeitung von unten, sondern noch viel mehr von oben bedarf, ist ihm Nebensache.

— Es ist jetzt über ein Jahr her (vgl. d. Bl. f. 1890, S. 719), seit wir an dieser Stelle auf das junge Organ der Folklore-Wissenschaft „Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde" hingewiesen, das der um die Sagen und Lieder seiner engern Heimat hochverdiente schleswig-holsteinische Volksschullehrer C. H. W. Carstens zusammen mit dem rühmlichst bekannten wiener Slawisten und Märchenforscher Dr. Friedrich S. Krauß in Wien (Darenwurth bei Lunden in Holstein, H. Carstens) als Fortsetzung des ältern Blattes „Am Urdsbrunnen" gegründet hatte. Trotz der von Dr. Edmund Veckenstedt in Halle herausgegebenen „Zeitschrift für Volkskunde", deren Beiträge freilich in ihrer Mehrzahl ebenso echt wissenschaftlichen Geist vermissen läßt wie die Redaction Gleichmäßigkeit und Pflege wahrer Gelehrsamkeit, und der neuen ausgezeichneten „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" (Sitz in Berlin), die im Auftrage des Vorstandes Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Karl Weinhold und zwar vortrefflich leitet, ist das kleinere, auch auf breitere Kreise berechnete Blatt „Am Ur-Quell" rüstig fortgeschritten und steht nunmehr, am Ende des zweiten Jahrgangs, selbständig und nach jeder Seite beachtenswerth da. Der sehr thätige Herausgeber Dr. Krauß und der fördernde Eigenthümer Carstens haben alles Mögliche für den innern Ausbau der einfach, doch recht nett ausgestatteten Hefte geleistet; man halte daneben den wirklich beispiellosen Preis von 4 Mark jährlich. Daß der Stoff sehr reichlich fließt und die zahlreichen Mittheilungen sich über alle Zweige des weiten Gebiets erstrecken, erklärt sich daraus, daß der Herausgeber insbesondere viele Mitarbeiter aus dem vielsprachigsten der modernen Culturländer, Oesterreich-Ungarn, angeworben hat, eine schlagfertige Hülfstruppe, die ihn mit ungezählten Funden und vielen werthvollen Ergänzungen des bisherigen Materials versorgt. Aus diesen Beiträgen seien besonders namhaft gemacht: die schon im Vorjahre erwähnte Umfrage des Herausgebers nach „Geheimen Sprachweisen" (die eingegangenen Beantwortungen beziffern sich schon auf 111 Nummern), die sprachlich und culturgeschichtlich wichtigen „Ostpreußischen Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen", die Apotheker J. Sembrzycki in Königsberg in Serien abdruckt, H. von Wlislocki's Notizen aus dem Leben und Dichten der Zigeuner Ungarns und Siebenbürgens, eine Fülle seltsamer Bräuche aus den Kapiteln des Volksglaubens und der Volksmedicin, Lieder, Sagen und Märchen aus germanischen und slawischen Landschaften in Deutschland und Oesterreich, dazu unter andern mancherlei Angaben aus der beginnenden Folklore-Erforschung Rußlands, Amerikas u. s. w. Besonders merkwürdige Streiflichter fallen auf die volksthümlichen Anschauungen des Judenthums im östlichen Oesterreich.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des deux Mondes" vom 1. December bespricht G. Valbert Max Büdinger's Schrift: „Don Carlos' Haft und Tod", welche „ein etwas zerfahrenes und bisweilen etwas unklares Buch" genannt wird. Dagegen werden die Ergebnisse der Untersuchungen Büdinger's als richtig anerkannt. „So fehlerhaft auch immer die Composition dieses Buchs sein mag, so ist doch der Verfasser ein so gewissenhafter Kritiker, (und) er hat sich

so viel Mühe gegeben, die strittigen Fragen aufzuklären, und seine Beweisführung ist so streng, daß selbst die größten Gegner unter seinen Lesern zuletzt dieselben Schlüsse ziehen wie er."

Dasselbe Heft enthält einen umfangreichen Aufsatz von Emile Michel über „Die Biographen und die Kritiker Rembrandt's". Außer einigen französischen Werken und einer größern Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften und von kleinern Broschüren werden darin namentlich besprochen: „Rembrandt als Erzieher; von einem Deutschen" und „Wer ist Rembrandt?" von Max Lautner. Ueber erstere Schrift wird unter anderm gesagt: „Was der Verfasser von Rembrandt sagt, was er von ihm weiß, geht nicht weit über das hinaus, was ein Weltmann wissen kann, der gereist ist, ein wenig gelesen und die Museen besucht hat. In allgemeiner Weise versteht Herr Langbehn die Kunst; er spricht von ihr mit Geschmack, mit Wärme, nicht ohne Verständniß, und was Rembrandt selbst betrifft, so hat er einige von den Zügen, die seine Originalität charakterisiren, wohl verstanden, und beleuchtet sie dann und wann in anziehender Form.... Aber diese Gedanken, wenn sie auch richtig sind, zeugen bei Herrn Langbehn höchstens von einer begeisterten Bewunderung seines Lieblingsmeisters. Obgleich er ihn fortwährend als Beispiel anführt, so kennt er weder seine Person noch sein Werk näher. Wo er sich ein wenig auf das biographische Gebiet begibt, begeht er Irrthümer.... Aber lassen wir diese geringfügigen Einwendungen, um zu einer Betrachtung des Inhalts selbst überzugehen." Es folgt nun eine Analyse des Buchs ohne wesentliche kritische Bemerkungen.

Weit abfälliger wird Lautner's Schrift beurtheilt. „Nach dem großen Erfolg von «Rembrandt als Erzieher» und der systematischen Vergötterung, deren Gegenstand der Meister dort ist, hatte ich, offen gestanden, geglaubt, daß es einer von jenen Scherzen sei, denen heutzutage alle großen Männer ausgesetzt sind und deren Entstehung wir schon mehr als einmal erlebt haben.... Mit etwas Geist sind das Paradoxa, die einen Augenblick die Galerie unterhalten können, unter der Bedingung, daß sie von einer leichten Hand und auf wenigen Seiten behandelt sind. Das Buch Lautner's ist dick, es ist schwerfällig, und der Geist fehlt darin ganz und gar."

— „The Athenaeum" bringt am 5. December eine Besprechung der von Clara Bell und Henry W. Fischer besorgten Uebersetzung der „Briefe des Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke an seine Mutter und an seine Brüder". „Die Briefe, die ein großer Mann an seine eigene Familie geschrieben hat, sind gewöhnlich interessant, da sie fast immer einen Einblick in seinen Charakter gewähren, und die Briefe des berühmten deutschen Kriegsmannes bilden keine Ausnahme zu der gewöhnlichen Regel. In der That, sie sind besonders werthvoll wegen seiner starken Liebe zur Familie und wegen der angeborenen Bescheidenheit des Mannes, die veranlaßte, daß man ihn in großer Gesellschaft als zurückhaltend, trocken und ganz in seine Amtspflichten versunken betrachtete. Die Briefe zeigen, daß er nichts weniger als kalt war, daß er gegen die, welche er liebte, das Gegentheil von zurückhaltend war und daß er außer an der Kriegskunst noch an manchen andern Dingen innigen Antheil nahm. Sein Briefwechsel mit seiner Mutter, seinen Brüdern und Schwestern ist ausgedehnt, fließend und freimüthig; er schüttet darin sein ganzes Herz aus, und bezeugt ein Interesse für jede Kleinigkeit, welche diejenigen angeht, die er liebt. Gleichwol sind diese Briefe nie frivol, nie nachlässig geschrieben, und die gedankenschweren Beobachtungen, die er anstellt, werden abgelöst durch leichte Wendungen des Witzes und des Humors. Kurz, die meisten seiner Briefe sind prächtig, sowol im Inhalt als in der Form.... Helmuth von Moltke war in der That ein Mann, auf den nicht nur Deutschland, sondern der ganze Kriegerstand stolz sein kann."

Bibliographie.

Calmoleone, L., Exodus. Dramatisches Gedicht. Triest, F. H. Schimpff. 1891. 12. 3 M.

David, J. J., Das Blut. Roman. Dresden, H. Minden. 1891. 8. 3 M.

Döllinger, J. v., Das Papstthum. Neubearbeitung von Janus: „Der Papst und das Concil" im Auftrag des inzwischen heimgegangenen Verfassers von J. Friedrich. München, C. H. Beck. Gr. 8. 8 M.

Drescher, C., Studien zu Hans Sachs. Neue Folge. Marburg i. H., N. G. Elwert. 1891. Gr. 8. 4 M.

Emil, N., Der entflatterte Silberbräutigam. Ein Theaterstück mit Gesang und Tanz mit theilweiser Benutzung eines älteren Stoffes. Wiesbaden, C. Reinhardt. 1891. Gr. 8. 2 M.

Fiebach, O., Die Physiologie der Tonkunst. Leipzig, C. Merseburger. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Flasch, F. M., Constantin der Grosse als erster christlicher Kaiser. Würzburg, F. X. Bucher. 1891. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ganghofer, L., Die Falle. Lustspiel. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1891. 8. 2 M.

Osnabrücker Geschichtsquellen. Herausgegeben vom historischen Verein zu Osnabrück. 1. Bd. Die Chroniken des Mittelalters. Im Auftrage des historischen Vereins herausgegeben von F. Philippi und H. Forst. Mit 2 Schrifttafeln in Lichtdruck. Osnabrück, Rackhorst. 1891. Gr. 8. 6 M.

Guntersohn, J., Schulreform und soziales Leben mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Schulkonferenz und der kaiserlichen Reden. Vortrag. Karlsruhe, G. Braun. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Harmening, E., Die Lösung der sozialen Frage durch Bodenbesitz-Reform. Vortrag. Berlin, W. Latte. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Heman, C. F., Die Bildungsideale der Deutschen im Schulwesen seit der Renaissance. Eine historische Skizze zu praktischen Zwecken. Basel, R. Reich. 8. 1 M. 20 Pf.

Jacobsen, N., Die Zeitbücher der Weltpost. 1. Buch. Die Post der Urzeit oder die Nachrichtenvermittlung vor der Sündfluth. Aus dem Schwedischen übersetzt durch das schwedische Fremden-Bureau in Stockholm. Leipzig, K. F. Pfau. Lex.-8. 3 M.

Koch, M., Franz Grillparzer. Eine Charakteristik. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1891. Gr. 8. 1 M.

Krause, E., Johannes Brahms in seinen Werken. Eine Studie. Mit Verzeichnissen sämtlicher Instrumental- und Vokal-Kompositionen des Meisters. Hamburg, L. Gräfe u. Sillem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Langguth, A., Prinz Heinrich von Preußen. Ein seemännisches Lebensbild. Halle a. S., M. Niemeyer. 1891. Gr. 8. 6 M.

Lonsdale, Margarete, Schwester Dora. Ein Lebensbild. Frei nach dem Englischen von Adelheid Grein, geb. Hermann. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. 1891. 16. 1 M. 20 Pf.

Mallery, G., Israeliten und Indianer. Eine ethnographische Parallele. Aus dem Englischen von F. S. Krauss. Vom Verfasser berechtigte Uebersetzung. Leipzig, Th. Grieben. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mengs, G., Junge Leiden. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 4 M.

Meyenn, F. v., Urkundliche Geschichte der Familie von Pentz. 1. Bd. Schwerin, Stiller. 1891. Lex.-8. 10 M.

Müller, G. A., Vorgeschichtliche Kulturbilder aus der Höhlen- und älteren Pfahlbautenzeit. Mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands uud der Schweiz. Für Freunde der Prähistorie entworfen. Bühl, Konkordia. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Pfizer, G., Anti-Seuffert oder der Geist des Rechts und der Buchstabe des Gesetzes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Rosegger, P. K., Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schilderungen aus Steiermark. Wien, A. Hartleben. 1891. 8. 4 M.

Runze, G., Ethik. Encyklopädische Skizzen und Litteraturangaben zur Sittenlehre. I. Praktische Ethik. Berlin, C. Duncker. 1891. Gr. 8. 6 M.

Steinitz, H., Rudolf Virchow. Ein Lebensbild. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 60 Pf.

Susan, C. V., Friede sei mit Euch! (Gedicht.) Wien, C. Konegen. 1891. 12. 60 Pf.

Tieffenbach, R., Preußen in entscheidenden Epochen seiner Entwicklung unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, unter König Friedrich dem Großen und unter Kaiser Wilhelm dem Ersten. Drei Festreden. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 2 M.

Tiemann, H., Elias. Eine biblisch-historische Erzählung aus der Zeit des Alten Bundes. Hannover, Kniep. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Unbescheid, H., Mein Heim in Liedern. Dichtungen. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 1891. 12. 3 M.

Verdy du Vernois, J. v., Studien über den Krieg. Auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges 1870/71. 1. Thl.: Ereignisse in den Grenzbezirken. (Vom 15. Juli bis 2. August 1870.) 1. Hft. Nebst einem Anhange (Ordre de bataille der französischen Armee), 1 Skizze und 1 Karte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1891. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Völderndorff, O. Freih. v., Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. München, C. H. Beck. 8. 3 M. 50 Pf.

Wildermuth's, Ottilie, Werke. Illustrirte Ausgabe. 1. Lfg. Stuttgart, Union. 1891. 8. 40 Pf.

Wolzogen, E. v., Erlebtes, Erlauschtes und Erlogenes. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Wothe, Anny, Das Märchenschloß. Roman. Chemnitz, B. Richter. 8. 4 M.

Woynar, K., Oesterreichs Beziehungen zu Schweden und Dänemark, vornehmlich seine Politik bei der Vereinigung Norwegens mit Schweden in den Jahren 1813 und 1814. Mit Benutzung von Acten des k. und k. Haus- und Staats-Archivs in Wien. Wien, F. Tempsky. 1891. Lex.-8. 3 M. 20 Pf.

Zeissberg, H. R. v., Zwei Jahre belgischer Geschichte (1791, 1792). 2. Tl. Vom Tode Kaiser Leopold's II. bis zum Ende der Statthalterschaft der Erzherzogin Maria Christine. Wien, F. Tempsky. 1891. Lex.-8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

9000 Abbildungen. | **16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf.** | **16000 Seiten Text.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

14. Auflage.

600 Tafeln. | **300 Karten.**

120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Carl Schuchhardt,

Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen.

Infolge der günstigen Aufnahme bei den Fachmännern und in den weiten Kreisen, welche, ohne die zahlreichen umfänglichen Werke Schliemann's zu lesen, dessen erfolgreiche Thätigkeit kennen lernen wollen, hat das Buch rasch eine zweite Auflage erfahren. Dieselbe berücksichtigt auch die letzten Ausgrabungen Schliemann's und ist durch neue Abbildungen bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von **Sophie Schliemann.**

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seine Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage.

Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln verkäuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. 4 Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 2. — 14. Januar 1892.

Inhalt: Erich Schmidt's „Lessing". Von Karl Heinemann. — Neue Romane. Von Richard Weitbrecht. — Zur Geschichtsliteratur. Von Georg Winter und J. H. Schwicker. — Auf Seitenpfaden der modernen Literatur. Von Ludwig Fränkel. — Militärisches. Von Victor Kurs. — Schriften zur Religion. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Erich Schmidt's „Lessing".

Nicht oft ist ein wissenschaftliches Werk mit solcher Spannung erwartet worden als der Schlußband von Erich Schmidt's Lessing-Biographie.*) Der im Jahre 1884 erschienene erste Band, eine literarische Gabe ersten Ranges, stellte den Namen des Verfassers plötzlich in den Vordergrund. Der zweite, zwei Jahre später gedruckt, befriedigte die hohen Erwartungen, die man an den Verfasser des ersten stellte, in vollem Maße; in schöner Steigerung erhob er sich am Schlusse zu geradezu classischer Höhe in jener Schilderung des vom schwersten Schicksalsschlage getroffenen Gatten Lessing, die jeden Leser aufs tiefste ergriff und erschütterte. So ward die Ungeduld der vielen, schnell gewonnenen Verehrer Erich Schmidt's auf eine harte Probe gestellt, als sich die Ausgabe des Schlusses von Jahr zu Jahr, schließlich bis zum letzten Monat des eben verflossenen Jahres verzögerte.

Wiederholt angestellten Vergleichen der neuen Lessing-Biographie mit ihren Vorläufern war Erich Schmidt genöthigt entgegenzutreten: „Einigen holden und unholden Stimmen der Kritik will ich erwidern, daß mein Buch das Danzel'sche weder ausstechen noch ergänzen soll. Es ist Raum für mehrere Darstellungen, und es werden noch andere, jeder nach seiner Art, dieses Weges ziehen." Aber dennoch wird der Kritiker des Vergleichs mit den Vorläufern nicht gut entrathen können. Was Erich Schmidt über diese erhebt, ist die höhere Auffassung der Aufgabe. Sein Buch soll nicht nur eine wissenschaftliche Arbeit, es will auch ein Kunstwerk sein. Merkt man Danzel's gelehrter und schwerer Schreibweise auf Schritt und Tritt die Mühe der wissenschaftlichen Forschung an, so liest sich Schmidt's in anregendem und gewinnendem Stil geschriebenes Buch wie ein geist- und gedankenvolles Feuilleton, über das ein überlegener Humor, bald neckisch spottend, bald ironisch beißend nicht ohne versteckte Anspielung auf die Gegenwart sein heiteres Licht verbreitet. Nur aus leise hingeworfenen Bemerkungen, aus blitzartig hervorspringenden, das Dunkel plötzlich aufhellenden Gedanken merkt der Eingeweihtere, auf welcher Fülle von Gelehrsamkeit, auf welch gewaltiger Vorarbeit das Werk beruht. Hierfür zeugen auch die glanzvollen, ganz aus dem Vollen geschöpften Schilderungen der Zeitverhältnisse, der Menschen und Dinge, mit denen Lessing in nähere Berührung gekommen ist. Wo wäre der große König begeisterter besungen und der edle Kleist mit wärmeren Worten gefeiert, wo der höfliche Gellert anmuthiger geschildert und wo der biedere Horazkenner Lange launiger behandelt? Es sind das alles kleine bewunderungswürdige Kunstwerke für sich. Im ersten Bande begleiten wir Lessing von Kamenz bis zu seinem Scheiden von Breslau. Hier zeigt sich des Verfassers Kunst, wie er Lessing den Mann aus dem Jüngling zu erklären versteht, wie er feinfühlig alle die Fäden, die zusammenwirken, um Lessing zu dem zu machen, wie er vor uns steht, aufspürt und nachweist. Das letzte Kapitel handelt über „Minna von Barnhelm". Was Goethe mit Beziehung auf seine „Novelle" von der Blüte sagt: „Sie kommt überraschend, unerwartet, aber sie muß kommen; das grüne Blätterwerk ist nur um ihretwillen da", das gilt auch von diesem Theile, der Blüte des Buchs: das Drama kommt überraschend, unerwartet; aber daß es kommen mußte, daß der Hintergrund, auf dem es sich aufbaut, die Charaktere vom hochherzigen Tellheim bis zum groben aber treuen Just so werden mußten, wie sie geworden sind, das hat uns der Autor kunstvoll gezeigt, noch bevor er sie schildert.

„Von Berlin bis Wolfenbüttel" nennt sich das erste Buch des zweiten Theils; das zweite behandelt Lessing's Thätigkeit in Wolfenbüttel bis zum Tode seiner Gattin. Der „Laokoon", die „Dramaturgie", die „Briefe antiquarischen Inhalts" und „Emilia Galotti" sind die Werke, die in der bekannten geistreichen und glanzvollen Schmidt'-

*) Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. Zwei Bände. Berlin, Weidmann. 1884—92. Gr. 8. 19 M.

schen Schreibweise erörtert werden. Staunenswerth sind die Kenntnisse des Biographen auf allen Gebieten, die Lessing's Forschergeist aufhellend und klärend durchwandelt hat, bewundernswerth ist die schöne Fähigkeit, auch die trockensten Dinge anziehend darzustellen; aber auf der Höhe seiner Kunst steht Schmidt in der Kritik der „Emilia". Fern von bedingungsloser Bewunderung zeigt er, daß gerade in dem Räthselhaften des Dramas, das ein Jahrhundert zu lösen vergeblich sich abgemüht hat, der beste Beweis und Zeuge seiner Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit liegt. Indem er weniger die offene Frage endgültig zu lösen, als vielmehr durch neue geistreiche Gedanken zu ihrer Lösung Anregung zu geben sucht, erzieht er den Leser zu jener „zweifelnden Bewunderung" und „bewunderndem Zweifel", den Lessing selber als das beste Merkmal eines großen Werks hingestellt hat.

Aber man glaube ja nicht, daß bei dieser eingehenden und erschöpfenden Behandlung der Werke des Dichters und Kritikers der Mensch Lessing zu kurz komme. Freilich vermeidet Schmidt geschickt den Fehler vieler Biographen, die nur die Lichtseite ihres Helden sehen, aber seine fesselnd geschriebene Darstellung des äußern Lebens Lessing's wird doch kaum an Wärme und Innigkeit von einem seiner Vorgänger übertroffen oder nur annähernd erreicht. Das Kapitel „Frau Eva" ist dafür der leuchtendste Beweis; und trotzdem stand der Biograph so hoch auch über diesem ergreifenden Stoffe, daß es ihm gelang, ihn zu einem kleinen, in sich abgeschlossenen Kunstwerk zu gestalten. Von dem bereitwilligen Eintreten des Freundes für die Witwe und die verlassenen Kinder führt uns der feinfühlige Interpret durch den „stilleren und farbloseren Reiz" des Briefwechsels zum schüchternen Geständniß der Liebe dieser beiden an Charakter so ähnlichen, starken und schwer geprüften Naturen und dann zur Höhe des Glücks, der langersehnten Vereinigung. Es ist ein kunstvoll aufgebautes und gegliedertes Drama, dessen furchtbare Peripetie um so erschütternder wirkt, weil der Biograph uns das kurze Glück der Liebenden mit so schönen Farben geschildert hat:

> Mit dem verwichenen Jahre wuchs die bange beseligende Hoffnung auf ein Unterpfand der Ehe, das Vater und Mutter zu einer noch unlösbareren Gemeinschaft aneinanderkettet und dem Hausegen die höchste Weihe gibt. Aber das mit so heißen Wünschen, mit so ernsten Gelübden herbeigesehnte Christfest sollte die furchtbarste Katastrophe für Lessing spät und mühselig aufgebautes Familienglück werden: an einem der Feiertage wurde ihm ein Sohn geboren, der schon vierundzwanzig Stunden nach der schweren Entbindung starb; von der kleinen Leiche blickte Lessing hinüber auf seine vom hitzigsten Fieber befallenen Gattin; nach verzweifelten Tagen leuchtete ein trügerischer Hoffnungsstrahl; auch dieser verblich; am 10. Januar 1778 erlosch Eva's Leben, und in einem Grab des wolfenbüttler Bürgerkirchhofs ist mit Lessing's geliebtestem Wesen seine ganze Freude am Dasein bestattet worden. Er brach zusammen und haderte verzweifelt mit dem grausamen Schicksal. Nichts ergreifender, als wie der schmerzlichste Krampf diesen starken Mann schüttelt und Lessing doch, während der Geier sein Eingeweide frißt, die schonendste Mittheilung der Trauerkunde an den ältesten Stiefsohn anordnet; nichts was uns das Herz mehr zusammenschnürte, als dieses thränenlose Stöhnen eines Gewaltigen, diese blutigen Sarkasmen, diese dumpfe Fassung, die ungeheure Kraftanstrengung aus der Verzweiflungsnacht wieder ans Licht zu tauchen und fortzuleben, fortzulieben, aber auch fortzuhassen und nicht in siechem Pessimismus oder ermatteter Klage, sondern im Getriebe des Kampfes den Lebensrest aufzureiben....

Der Biograph ist hier zum Dichter geworden. Er hat das Individuelle abgestreift und seine Gestalten zu typischen erhoben. Nicht Lessing und Eva, leidende Menschen sehen wir vor uns, Menschen, „vom Schicksal zermalmt", das auch uns jeden Augenblick treffen kann.

Das war der Schlußaccord des ersten Theils des zweiten Bandes. So wird uns der endlich eingetroffene zweite Theil dieses Schlußbandes ein lieber und willkommener Gast sein. Man kann seinem Hauptinhalte den einen Titel geben: „Nathan der Weise." Der „theologische Feldzug" gibt die Einleitung und Vorbereitung, — die „Erziehung des Menschengeschlechts" den schönen, fruchtreichen Abschluß.

Religionsphilosophische Fragen sind, wie natürlich, das Hauptelement des Bandes, religiöse Streitschriften, die heute nur auf wenig Interesse stoßen werden. Aber der große wissenschaftliche Apparat war hier nothwendig, weil bei einem so leidenschaftlich geführten Streite nur ein auf tiefster Sachkenntniß beruhendes Urtheil den Biographen befähigen konnte, Recht und Unrecht in richtigem Maße zu vertheilen oder, wie es Schmidt ausdrückt, „das Schwert des Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen". Diesem Studium verdanken wir die meisterhafte Charakteristik des Hauptpastors Götze, die uns den Mann menschlich näher rückt und verständlicher macht, ihm die prächtige Schilderung des „friedsamen Widerchristen" Reimarus, den seine Gewissenhaftigkeit vom strengen Glauben zum Zweifel führte; die lichtvolle Beleuchtung des religiösen Streits nach der geschichtlich und religionsphilosophischen Seite hin befähigt uns erst, mit eigener Kritik jenem Streite näher zu treten, der bei dem sich steigernden Hasse und der Niedertracht der Gegner auch Lessing nicht ganz schuldlos ließ. Wie von diesem häßlichen Hintergrunde die schöne Blume der Duldung und das neue Evangelium der werkthätigen Liebe sich abhob, das will der zweite Abschnitt zeigen. Der Biograph bedarf hier nicht eines seiner sonst so kunstvollen Uebergänge: „Der zwölfte Anti-Götze heißt Nathan der Weise. Die Nacht des 10. August 1778 bescherte Lessing eine plötzliche Erleuchtung. Warum sollte ihm misglücken, was Voltaire mehr als einmal angestrebt hatte: den Schauplatz der Aufklärungskämpfe auf die Bretter zu verlegen und sein «Kindlein, liebet einander» statt in Flugschriften durch den lebendigen Mund der Bühne auszurufen? Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen."

Uralt ist, so zeigt uns Erich Schmidt, die Parabel von den drei Ringen; ihre Idee ist überall dort vorhanden, wo verschiedene Bekenntnisse aufeinanderstoßen, von der Lehre der Stoa, daß alle Menschen Brüder seien, und der

naiven Verehrung des unbekannten Gottes bei den Athenern bis zu Lessing's „Nathan"; auch die Form, die Fassung in eine Parabel, geht bis auf das Jahr 1100 und die Erfindung eines spanischen Juden zurück, im Schebet Jehuda erhielt sie die einfachste jüdische Gestalt, in einem kreuzfahrerischen Gedichte und den Gesta Romanorum tendenziös und gehässig gegen die Nichtchristen umgestaltet, kam sie durch mündliche Ueberlieferung nach Italien und bekam hier durch Meister Boccaccio die Form, von der Lessing ausgegangen ist. Erst durch ihn erhielt sie die Seele und den großen Inhalt oder, wie E. Schmidt sehr treffend sagt: Lessing verlegte das Schwergewicht vom Ererben aufs Erwerben. So hat Lessing in seinem Endziele dasselbe gewollt, was Goethe als der Weisheit letzten Schluß preist: die werkthätige Liebe. Namen und Charakter Nathan's, ja fast die ganze Fabel, die er um seine Tendenz wob, entnahm Lessing freilich auch aus einer Novelle Boccaccio's. Aber was hierdurch etwa der Erfindung des Dichters genommen wird, das wird tausendfach ersetzt durch den schönen Nachweis, daß hinter den Gestalten des Mittelalters Menschen aus Lessing's Zeit schlummern, daß Lessing sein eigenes Leiden im „Nathan" dargestellt hat: „Leidend lernt ich, darf Nathan mit dem alten Weisen sagen. Im Feuer der gewaltigsten Prüfung ist sein Gold geläutert worden. Und nur weil Lessing's starke Seele die jammervollen Tage, da er um die Wende der Jahre 1777 und 1778 Gattin und Sohn verlor, mit gebändigtem Schmerze wiederum durchkämpfte, ist ihm in der Erzählung Nathan's von der Ermordung seiner Gattin und Söhne das Herzbewegendste seiner gesammten Dichtung gelungen. Niemals schöpft sie so tief und athmet so warm wie hier, wo ein ganzer Mann die schwerste Prüfung seines Lebens berichtet, um dann aufrecht zu den Pflichten des Daseins zurückzukehren." Und nicht weniger als die Gestalt des Nathan sind auch die Ideen dieser Menschen des Mittelalters die der erleuchteten Geister des vorigen Jahrhunderts. Der Kosmopolitismus, die Verbrüderung der Menschheit, die Rückkehr zur Natur, zum Reinmenschlichen, jene Ideen, die Herder's philosophische Schriften, Goethe's „Iphigenie" und Schiller's „Don Carlos" laut predigen, sie haben im „Nathan" ihren Ursprung und ersten Ausdruck gefunden.

Durch die Hoheit der Tendenz wird das Tendenzdrama gerechtfertigt: „Den vornehmsten Denkmälern großer Blütezeiten ist es gegeben, im Gewande der Kunst den Vollgewinn der Gedankenarbeit und ethischen Errungenschaft ihrer Epoche darzubieten und dergestalt auch didaktisch die höchste Stufe erziehender Wirkung weithin und unverlierbar einzunehmen. So erscheint uns in Sophokles die Cultur des Perikleischen Zeitalters; in Dante gipfelt die scholastische Weltanschauung; Shakespeare's Dramen sind ein Höhenzug, worauf die protestantische Bildung Englands lagert; «Faust» nimmt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Ertrag des genialsten Universalismus auf; Schiller's philosophische Lyrik schwingt sich stolzen Flugs in den Aether. Lessing ist der erste, der im deutschen Drama, ohne die Gebote der lebendigen Bühne aus dem Auge zu verlieren, als ein Pädagog seiner Nation die ernstesten Fragen der geistigen und sittlichen Aufklärung behandelt."

Karl Heinemann.

Neue Romane.

1. Braunedel. Roman von Karl Postumus. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1892. 8. 6 M.

Obgleich es dem Roman an Spannung im gewöhnlichen Sinne durchaus nicht fehlt, bin ich doch an seiner Lektüre fast erlegen. Daran ist die Thatsache schuldig, daß die Erzählung den Eindruck macht, als sei sie aus lauter Romanmosaikplättchen mit den allbekannten Mustern zusammengesetzt, wie auch ihre Figuren zum großen Theil ganz bekannte Gesichter zeigen, denen der Verfasser allerdings durch eine eigenartige Schminke ein weniger bekanntes Aussehen zu geben versucht hat. Fast den ganzen ersten Theil hindurch plätschert der Leser in bekanntem Romanfahrwasser; erst am Schlusse und mit Beginn des zweiten Theils merkt er, daß das Ganze von einer Idee beherrscht ist. Leider ist diese auch nicht mehr neu: es ist die Ibsen'sche Vererbungstheorie, hier die des Wahnsinns. Ich gebe zu, diese Vererbungstheorie ist sehr beachtenswerth, und eigentlich sollten Leute, die in dieser Weise erblich belastet sind, nicht heirathen, um nicht die geistige und damit leibliche Gesundheit ihrer muthmaßlichen Nachkommen zu gefährden. Aber wie viele Menschen müßten dann auf das Heirathen verzichten! Denn wer ist nicht irgendwie erblich belastet! Und wer will behaupten, daß unter günstigen Umständen nicht diese erbliche Belastung sich von Generation zu Generation vermindere? Muß sie sich denn immer steigern? Und Brautpaare, wenn sie diese Betrachtungen überhaupt anstellen, dürfen wol auch hoffen, daß ihre Kinder von dem Erbe der Großältern frei sein werden; der Kindeskinder wegen das Verhältniß zu lösen und dem sehr wenig faßbaren Begriff der Veredlung der Menschheit dieses Opfer zu bringen, wie die Helden thun, ist, wie der liebende Lieutenant Rohden und die Mutter seiner „erblich belasteten" Braut sehr richtig bemerken, einfache Narrheit. Ohne diese „Narrheit" wäre freilich der Roman mit Beginn des zweiten Theils aus, und weil wir diesen mit in den Kauf nehmen müssen, obgleich der in Romanen erfahrene Leser genau weiß, daß die Helden, Braunedel und ihr Max, sich zuletzt doch kriegen, deshalb kostet es Mühe, durch den Roman sich durchzuarbeiten.

Neben dieser sehr realistischen Idee geht eine andere her, die wir die idealistische heißen können: die unauflösliche Verbindung zweier Herzen in heißer Liebe, die sich durch nichts irre machen läßt, die alles glaubt und alles hofft und nimmermehr aufhört. Das ist hier vielleicht etwas zu überschwenglich gegeben; aber wir sind die letzten, die es tadeln wollen, wenn ein moderner Roman sich darauf aufbaut. Und daß diese Liebe sich nicht etwa blos auf schöne Leiber gründet, sondern neben diesem wesentlich auf geistige Vorzüge bei Mann und Weib, das verdient ganz besonders angemerkt zu werden.

Der Name Postumus war mir bisjetzt ganz unbekannt. Daß der Verfasser trotz der gerügten Mängel ursprüngliche Begabung für den Roman hat und zwar für den großen, verwickelten mit seinen vielen durcheinanderlaufenden Fäden, zeigt sich auf Schritt und Tritt. Auch die Technik hat er inne, abgesehen von dem doch nur aufs Alleräußerlichste der Spannung berechneten Kunstgriff, ein Kapitel eben dann zu beenden und den Leser meilenweit fortzuversetzen, wenn gerade eine Katastrophe einzutreten scheint. Frauen überschlagen dann einfach das nächste Kapitel und genehmigen sich die directe Fortsetzung im übernächsten. Leser, die den sehr berechtigten Anspruch erheben, daß ihre Stimmung nicht jäh unterbrochen werde, die vielmehr von einem Kunstwerke, was ja auch ein Roman sein soll, verlangen, daß es eine Stimmung überhaupt bei ihm hervorbringe, ärgern sich und — werfen bei öfterer Wiederkehr derartiger Dinge, die dem Reißen einer Saite oder dem Abbruch eines Musikstücks mit dem Septimenaccord gleichen, den Roman weg. Der Kritiker ist leider hierzu nicht berechtigt und liest mismuthig Kapitel um Kapitel zu Ende. Aber auch der Kritiker hat das Recht zu sagen: Mensch, ärgere mich nicht!

2. Die Missionsbraut. Roman von H. Wachsmuth. Berlin, Janke. 1891. 8. 4 M.

Ein nicht ungewöhnlicher Conflict bekommt hier durch die ungewöhnlichen Verhältnisse und Umstände ein neues Gesicht. Der Inhalt dieses Romans gründet sich nämlich auf den bekannten Zustand, in dem sich zwei Ehegatten befinden, die ohne, ja wider ihren Willen durch äußere Umstände ein Ehepaar geworden sind und nun gerade den Zeitraum eines regelrechten Romanbandes brauchen, um in glühender Liebe zueinander zu entbrennen, sich trotz innerlicher Glut kalt und selbst mit verletzenden Worten gegenüberzustehen und zuletzt doch gerührt einander in die Arme zu sinken. Das Besondere dieser Ehegeschichte ist, daß sie auf Grönland spielt, daß der Held ein deutscher Missionar ist, dem die Braut durchs Los zutheil wurde. Minder eigenthümlich ist aber wieder, daß die Lösung durch die Eifersucht des Mannes herbeigeführt wird; an diesem Gefühl erst erkennt er, wie heiß er sein Weib liebt, wie unentbehrlich sie ihm in seiner weltverlorenen Einsamkeit ist.

Nur hier auch wird der Roman etwas schablonenhaft, während er sonst sich von jeder Schablone frei hält. Das sind alles wirkliche Menschen, vom etwas pedantischen Helden bis zum letzten Grönländer und Schiffer hinab. Und welch eine prächtige Figur ist die Heldin, dieses tapfere, kerngesunde Weib mit den hellen Augen, dem tiefen Gefühl und dem praktischen Verstand!

Zu allem dem ist der Roman gut und flott erzählt und die Technik läßt wenig zu wünschen übrig. Auch die Schilderungen, diese Klippe so vieler Romanschreiber, sind lebhaft und anziehend, wie aus der eigenen Anschauung des Verfassers heraus und doch nicht blos nachgemalt. Ueberhaupt beherrscht Wachsmuth die geschilderten Verhältnisse vollständig, wird ihnen gerecht und ist gerecht, und zeigt sich als guter Beobachter. Man kann diesen Roman mit gutem Gewissen zum Lesen empfehlen.

3. Syrlin. Roman von Ouida. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 5 M.

Noch selten ist mir die Pflicht des Kritikers, ein Buch von der ersten bis zur letzten Seite zu lesen, so schwer gefallen, wie bei diesem zweibändigen Romane der englischen Schriftstellerin; ich hatte schon im ersten Viertel das Gefühl, daß ich gar nichts verlieren würde, wenn ich das Buch auf Nimmerwiedersehen zuklappte, und je weiter ich las, um so gewisser wußte ich, daß ich nichts gewänne, wenn ich es zu Ende lese. Selten ist auch an mich die Versuchung so sehr herangetreten, gelegentlich ein Kapitel zu überschlagen; leider macht die ganze Art dieser englischen Romane dies schwierig, weil fast in jedem Kapitel irgendeine neue Person auftritt, die uns zwar ungeheuer gleichgültig ist, von der wir aber nicht wissen können, ob sie nicht im Verlauf noch bedeutungsvoll wird, weshalb wir wohl oder übel ihre Bekanntschaft machen müssen.

Nicht als ob es sich hier um einen schlechten Roman handelte; aber es handelt sich um einen in englischer Manier geschriebenen Roman „aus der Gesellschaft", nämlich der englischen aristokratischen. Daß wir doch so wenig vom englischen Volksleben und so viel von der englischen Aristokratie lesen müssen! Wenn dieser Roman wahre Bilder zeichnet, so ist die englische Aristokratie alles, nur nicht — verehrungswerth, und wenn London wirklich dieses allen Geist tödtende und jeden Schwung hemmende Nest ist, wie es hier erscheint, dann führe man uns nicht im Geiste nach London! Und wenn ein Roman trotz der scharf umrissenen Bilder, die er gibt, trotz gelegentlicher interessanter Gespräche und geistreicher Wendungen, so lahm vorwärts geht wie dieser und die meisten von englischen Schriftstellerinnen, wenn durch die Stoff- und Personenanhäufung das bischen geistige Interesse, das einem die Heldin ohne Herz und der Held — rücksichtsloses Genie und entzückender Schauspieler Namens Syrlin — einflößt, so jämmerlich zerdrückt wird, dann, ja dann empfindet man es schmerzlich, einen solchen Roman überhaupt lesen zu müssen. Wie verloren klingen freilich auch andere Töne herein, aber man wird nicht warm dabei; denn über allem lagert der Nebel Londons und die herz-

lose Atmosphäre dieser englischen Gesellschaft. Man athmet förmlich auf, wenn man glücklich auf der letzten Seite aus ihr entlassen ist. Nur zwei Frauengestalten, ein reifes Weib und ein verliebtes Mädchen, berühren uns einigermaßen sympathisch, weil wir wirkliche Herzenstöne vernehmen; so ziemlich alle andern lassen uns kalt oder stoßen uns ab. Nicht einmal für die Liebe des Titelhelden können wir uns erwärmen, und das ist schlimm, weil der ganze Roman darauf beruht. Indessen die Aera der unsympathischen Romane ist ja längst angebrochen: warum soll ein solcher nicht auch einmal in englischem Geschmacke erscheinen!

4. Von Feldkirch bis Gaëta. Roman von J. Baierlein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Warum der Verfasser dieses Buch einen Roman genannt hat, ist mir unerfindlich. Er bereitet dadurch nur manchem Leser eine ärgerliche Täuschung, der Seite um Seite liest, ohne von irgendetwas Romanhaftem eine Spur zu entdecken, bis er endlich findet, daß man es hier gar nicht mit einem Roman, also mit einem Kunstwerke, zu thun hat. Der Verfasser zeichnet vielmehr, wie er selbst endlich S. 232 sagt, nur Bilder aus dem Leben eines neapolitanischen Freiwilligen in den Jahren 1859/60. Und zwar zeichnet er offenbar nach eigenen Erlebnissen, und der Held seiner Schilderungen, Heinrich Landsberger, könnte er selbst sein. Daher wol auch die starke Parteinahme gegen Garibaldi und das Haus Savoyen, die merkwürdige Begeisterung für das Haus Bourbon in Neapel; der vom Standpunkte der Geschichte aus kaum begreifliche Mangel an Sinn für die Idee, die damals die Italiener beherrschte und zur Einheit führte. Es scheint heute noch Baierlein's Ansicht zu sein, was er seinen Helden sagen läßt: „Dies verblendete, vom Irrwahn bethörte (neapolitanische) Volk ist unfähig, sich im gegenwärtigen Momente zur Höhe einer sittlichen Idee zu erheben, und darum fürchte ich — wir stehen am Anfang des traurigen Endes." Verkehrter kann man die Sachlage nicht wohl ausdrücken. Die „sittliche Idee" war doch sicherlich auf seiten des Volks, nicht auf seiten der verlotterten Bourbonenwirthschaft. Ob die fremde, aus aller Welt zusammengewürfelte Söldnerschar wirklich so tiefinnig am Hause Bourbon hing, wie Baierlein schildert, ist ebenfalls mehr als zweifelhaft, und daran, daß das Volk von Neapel so gar nichts von Anhänglichkeit an Franz II. zeigte, war gewiß nicht blos „Verblendung und Irrwahn" schuld, sondern der bourbonische Hof in Neapel selbst.

Sieht man von dieser Einseitigkeit der Darstellung ab und nimmt man einige Umständlichkeiten und Unbeholfenheiten der Erzählung mit in den Kauf, so wird man von Anfang bis zum Ende mit großem Interesse den Schicksalen des bairischen Freiwilligen folgen; denn man wird von einem kundigen Führer von Feldkirch, wo das neapolitanische Werbebureau sich befand, bis Gaëta geleitet, wo die Bourbonenherrlichkeit ein für allemal ein Ende nahm.

Richard Weitbrecht.

Zur Geschichtsliteratur.

1. Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Elfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 8 M.

Das „Historische Taschenbuch" erfreut sich seit langen Jahren des wohlbegründeten Ruhms, unter den geschichtlichen Zeitschriften in Deutschland diejenige zu sein, die am besten und folgerichtigsten wissenschaftliche Gründlichkeit mit echt populärer Form im edelsten Sinne des Wortes verbindet. Sie findet daher auch in nichtfachmännischen Kreisen eine ausgedehnte Verbreitung und allgemeine Theilnahme. Die Zeitschrift hat diesen ihren althergebrachten Ruf auch in ihrem neuesten, soeben zur Ausgabe gelangten Jahrgange vollauf gerechtfertigt. Sowol die Auswahl der Gegenstände als die Form ihrer Bearbeitung trägt den Wünschen und Interessen des Publikums in sehr geschickter Weise Rechnung. Am meisten vertreten ist das Zeitalter der Reformation, das gerade in unsern Tagen seit den schroffen Angriffen, welche Janssen gegen die gesammte Grundlage der Reformation unternommen hat, die Theilnahme des größern Publikums in besonders hohem Grade erregt hat. Diesem Gebiete im engern Sinne gehören die Arbeiten Hartfelder's über „Erasmus von Rotterdam und die Päpste seiner Zeit", Heide's über die „Geschichte Nürnbergs im Reformationszeitalter" und Hilliger's über „Katharina von Medici und die Zusammenkunft in Bayonne" (1565) an. Alle drei Arbeiten beruhen auf eindringender Kenntniß des gleichzeitigen Quellenmaterials, das sie zum Theil auch durch neue Schätze bereichert haben, ohne darum in den Ton trockener, fachmännischer Untersuchung zu verfallen; vielmehr entfalten sie eine formgewandte, das Wesentliche vom Unwesentlichen klar scheidende und die entscheidenden Hauptpunkte lichtvoll hervorhebende Darstellung, deren äußere Eleganz und Leichtigkeit das schwierige Handwerkszeug, welches den Stoff zu Tage gefördert hat, wol vermuthen, aber nicht störend zu Tage treten läßt. In gleichem Maße gilt das von der eine etwas spätere Periode behandelnden Abhandlung Eduard Bodemann's über die Herzogin von Orléans, Elisabeth Charlotte von der Pfalz.

Diese edle deutsche Fürstentochter, die, kerndeutsch in ihrer Gesinnung, aus politischen Rücksichten an einen un-

geliebten französischen Prinzen verheirathet, inmitten der damaligen französischen Sittenlosigkeit sich die ganze keusche Reinheit ihres Wesens und ihre echtdeutsche Gesinnung unter den größten Schwierigkeiten bewahrte, ist unter dem Namen „Liselotte", der ihr in vertrauten Kreisen gegeben wurde, eine wahre Lieblingsgestalt des deutschen Volks mit Recht geworden. Mit freudiger Bewunderung und innigem Interesse hat man sich von jeher in den umfangreichen Briefwechsel der edeln Frau vertieft, in dem sie die ganze Tiefe ihres reichen Gemüthslebens ausströmte und aus dem sich die ganze Tragik ihres Lebensschicksals am klarsten ergibt. Um die Sammlung und Herausgabe dieses Briefwechsels, der zu den anmuthigsten Quellen dieser Art gehört, hat sich Bodemann die größten Verdienste erworben, und der vorliegende Aufsatz enthält nun die Ergebnisse über die Lebensschicksale der Fürstin, die der Verfasser aus der Herausgabe jener Briefe gewonnen hat.

Endlich enthält der Band noch eine Arbeit zur alten Geschichte, eine Abhandlung über die Bedeutung der Schlacht bei Marathon für die griechische Geschichte. Die lebhafte und das Interesse des Lesers in hohem Maße fesselnde Form der Darstellung, welche der Verfasser, Heinrich Welzhofer, seiner Arbeit gegeben hat, verdient um so ungetheiltere Anerkennung, als der Inhalt in der Hauptsache jenem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaft angehört, das man sonst als die eigentliche Domäne der fachwissenschaftlichen Literatur, für die es angeblich einer schönen äußern Form nicht bedarf, betrachtet. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist nämlich der auf dem Wege der quellenkritischen Forschung erbrachte Nachweis, daß unsere Ueberlieferung über jene berühmte Schlacht ihr eine weit größere Bedeutung beimesse, als ihr in Wahrheit gebührt.

So hat das „Historische Taschenbuch" durch diesen Jahrgang und ganz besonders durch die zuletzt genannte Abhandlung von neuem den Beweis erbracht, daß es thatsächlich kein Gebiet der geschichtlichen Forschung gibt, dessen Ergebnisse bei einiger Mühe nicht so dargestellt werden könnten, daß sie auch das Interesse des Nichtfachmannes zu fesseln vermögen.

2. Aus sturmvoller Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der westfälischen Herrschaft von Ludwig Müller. Marburg i. H., Ehrhardt. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Geschichte der schmachvollen Fremdherrschaft auf deutschem Boden, welche sich in dem westfälischen Königthum Jérôme's am folgerichtigsten entwickelt hat, ist kritisch und mit streng wissenschaftlicher Methode noch wenig untersucht und dargestellt worden. Der einzige vielversprechende Anlauf, der von dem wetzlarer Staatsarchivar Dr. Rudolf Goecke unternommen wurde, blieb infolge des frühzeitigen und plötzlichen Todes des Verfassers ein Fragment. Jetzt ist der Versuch aufs neue gemacht worden, und zwar liegt in ihm in der That eine Geschichte des Königreichs Westfalen in seiner ganzen zeitlichen Ausdehnung vor. Freilich erhebt der Verfasser, ein schlichter und bescheiden auftretender Dilettant, selbst nicht den Anspruch, seinen Lesern eine erschöpfende und streng wissenschaftliche Darstellung zu bieten. Das Müller'sche Werkchen ist vielmehr aus einer Reihe von Feuilletonartikeln hervorgegangen, die der Verfasser, zumeist auf Grund der Lektüre der Zeitungen und Flugblätter aus westfälischer Zeit, in einem hessischen Localblatte veröffentlicht hat. Der Verfasser verzichtet also von vornherein auf eine systematische Verarbeitung und kritische Sichtung des ihm vorliegenden, ziemlich einseitigen und lückenhaften Quellenmaterials; trotzdem aber ist sein Buch ein Beweis dafür, daß doch auch der einfache Dilettantismus, sofern er sich nur selbst seiner Begrenzung bewußt und zugleich mit wirklichem historischen Sinn gepaart ist, recht Nützliches für die Wissenschaft zu leisten vermag. Müller hat die in den officiellen Proclamationen und sonstigen, in dem „Moniteur" veröffentlichten Actenstücken, ja auch in einfachen Anzeigen enthaltenen geschichtlichen Andeutungen und Notizen recht geschickt zu einer Reihe kleinerer Culturbilder vereinigt, die in ihrer einfachen Gegenständlichkeit das aus den reichlicher fließenden andern Quellen, namentlich den archivalischen, sich ergebende Bild, welches uns von Goecke geboten wurde, durch manche reizvolle Einzelheit ergänzen und vervollständigen. Die äußere Form der Darstellung ist anziehend und erweckt die lebhafte Theilnahme des Lesers. Auch in dieser Beziehung ist dem Werkchen die Bescheidenheit und Selbstbeschränkung seines Verfassers zu statten gekommen. Er ist ein aus Handwerkerkreisen durch Fleiß und Geschick zu Wohlstand emporgestiegener Rentier mit einfacher Bildung, ist sich aber — ein immerhin seltener Fall — dieses Mangels durchaus bewußt gewesen und hat daher die Resultate seiner fleißigen, von regem historischen Interesse eingegebenen Studien zur Bearbeitung einem jungen Philologen (Heinrich Kraut) übergeben, der ihnen die gefällige äußere Form verliehen und manche Ecken und Kanten der Darstellung abgeschliffen hat. Das Ganze ist in seiner vorliegenden Form durchaus geeignet, bei jedem gebildeten Freunde vaterländischer Geschichte Theilnahme zu erwecken und ihm Vergnügen zu bereiten.

3. Die französische Politik Papst Leo's IX. Ein Beitrag zur Geschichte des Papstthums im 11. Jahrhundert von Wilhelm Bröcking. Stuttgart, Göschen. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die großen kirchenpolitischen Kämpfe des Mittelalters haben von jeher die Aufmerksamkeit der geschichtlichen Forschung wie des weiteren, die Ergebnisse derselben mit Interesse verfolgenden Publikums sehr lebhaft in Anspruch genommen; doch war es zumeist der große weltbewegende Gegensatz zwischen Kaiserthum und Papstthum, dem sich der Forschungseifer immer und immer wieder zuwandte, weil an ihm die Idee einer weltlichen Universalmonarchie, wie sie das mittelalterliche Kaiserthum verfocht, zu Grunde ging. Weniger beachtet wurden die verwandten Kämpfe,

welche die kraftvolleren Päpste gegen die königliche Gewalt in Frankreich führten, um auch hier zu ihrem mit Energie verfolgten Endziel, der Erreichung der geistlich-kirchlichen Oberhoheit, zu gelangen. In diesen Kämpfen hat namentlich der von dem Erzbischof Halinard von Lyon berathene Papst Leo IX. eine hervorragende Stellung eingenommen. Den von ihm, namentlich durch das Rheimser Concil von 1049, gegen die monarchische Autorität in Frankreich unternommenen Vorstößen hat jetzt Bröcking eine auf eindringenden Quellenstudien beruhende Untersuchung gewidmet, die sich allerdings in Form und Inhalt zunächst an die engern Kreise der Fachgenossen wendet, deren Ergebnisse aber namentlich durch die Seitenblicke, die sich aus ihnen auf die gleichzeitigen Kämpfe in Deutschland unter Heinrich III. und IV. ergaben, auch bei weitern Kreisen auf Verständniß und Theilnahme rechnen dürfen.

Georg Winter.

4. Mathias Corvinus, König von Ungarn. 1458—90. Auf Grund archivalischer Forschungen bearbeitet von Wilhelm Fraknói. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Ungarischen übersetzt. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 48 Illustrationen und 8 Facsimiles. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Lex.-8. 7 M.

Die Werke der ungarischen historischen Literatur bleiben in der Regel dem nichtungarischen Gelehrtenpublikum unbekannt und unzugänglich, ein Umstand, der aufrichtig beklagt werden muß, weil die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Ungarn namentlich innerhalb der letzten drei Decennien ganz erhebliche Fortschritte gemacht hat. Schreiber dieser Zeilen hat in seinen Mittheilungen an die berliner „Jahresberichte für Geschichtswissenschaft" (Jahrgang 1878—84) auf diese Thatsache zu wiederholten malen hingewiesen und war auch seinerseits bemüht, durch die Uebertragung hervorragender Schriften einzelner ungarischer Historiker diesem Uebelstande nach Kräften abzuhelfen.

Unter den namhaften ungarischen Geschichtschreibern der Gegenwart verdient ganz besondere Aufmerksamkeit Bischof Dr. W. Fraknói, der seit der Veröffentlichung seiner dreibändigen Biographie des berühmten Cardinalprimas Peter Pázmán (Pest 1868—72) als Forscher und Darsteller auf dem Gebiete ungarischer Geschichte rastlos thätig war. In den letzten Jahren beschäftigt sich Bischof Dr. Fraknói außer mit der weitläufigen Arbeit der Herausgabe der ungarischen Reichstagsacten seit 1527 noch insbesondere mit der Oberleitung und Durchführung des nicht minder großartig und umfassend angelegten Unternehmens der Veröffentlichung der auf Ungarn sich beziehenden historischen Materialien aus dem vaticanischen Archiv zu Rom.

Im Anschlusse an diese Publication hat Dr. Fraknói die ungarische historische Literatur bereits mit mehrern bedeutenden Arbeiten bereichert, von denen die Schrift „Ungarn vor der Schlacht bei Mohács" im Jahre 1885 vom unterzeichneten Referenten auch in deutscher Sprache herausgegeben worden ist und bei der Kritik eine wohlverdiente gute Aufnahme gefunden hat.

Den Lieblingsgegenstand seiner Forschungen bildet aber schon seit Jahren König Mathias (Corvinus) und seine Zeit. Mit unermüdlichem Fleiße sammelte er für diese Studien in den Archiven des In- und Auslandes ein ungemein seltenes und reichhaltiges Material; nachdem er dann durch eine Reihe von Specialuntersuchungen und Einzeldarstellungen, insbesondere von den hervorragendern Persönlichkeiten aus der Umgebung des obgenannten ungarischen Königs, das Publikum gewissermaßen vorbereitet hatte, brachte er nun die hauptsächlichsten Resultate seiner langjährigen Forschungen in der vorliegenden Biographie in wohlerwogener und abgerundeter Form zur allgemeinen Kenntniß. Das Werk, welches übrigens nur der „Vorläufer" einer umfassender angelegten Arbeit sein soll, fand bei seinem Erscheinen in ungarischer Sprache den vollen Beifall der einheimischen Kritik, und es war ein glücklicher Gedanke, diese reife Frucht gelehrter Forscherarbeit durch die Uebersetzung ins Deutsche auch weitern Kreisen außerhalb Ungarns zugänglich zu machen.

König Mathias Corvinus zählt zu den wenigen Herrschern des selbständigen ungarischen Königreichs vor dem Jahre 1526, deren Persönlichkeit und Regierung in die Geschicke des westlichen Europa mehr oder weniger unmittelbaren Einfluß genommen haben und darum auch heute noch ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen. Schon die Thatsache, daß Bischof Dr. Fraknói den größten und werthvollsten Theil seines Materials in den Bibliotheken Oesterreichs, Deutschlands und Italiens sammeln konnte, bezeugt den europäischen Charakter des Königs Mathias und die weit über die Grenzen seines Reichs hinausgreifende Thätigkeit und ihre Bedeutung.

Bischof Dr. Fraknói stellte sich in dieser „vorläufigen Skizze" vor allem die Aufgabe, „die Entwickelung der mächtigen Individualität des Königs zu verfolgen, die leitenden Gedanken der weitverzweigten Thätigkeit klar zu legen und seine Beziehungen zu den auswärtigen Staaten zu schildern". Wie aus dieser Andeutung des „Vorworts" ersichtlich ist, hat der gelehrte Verfasser das Hauptgewicht seiner geschichtlichen Darlegungen auf die internationale Wirksamkeit des hochstrebenden Königs gelegt und diese Seite seiner Aufgabe findet man in dem Buche auch in vortrefflicher Weise gelöst. Mit voller Beherrschung des reichen urkundlichen Materials und in eingehender Kenntniß der einschlägigen Literatur erzählt und schildert Bischof Dr. Fraknói ebenso klar und anschaulich als fesselnd und belehrend. Die berechtigte Sympathie für seinen Gegenstand stört die unbefangene Auffassung, sowie das gerechte Urtheil keineswegs. Dem glänzenden Lichtbilde mangelt auch der Schatten nicht. Ueberall ist aber das erfolgreiche Bestreben erkennbar, die Personen und Verhältnisse treu und wahr darzustellen.

König Mathias Corvinus hat auf dem Throne Ungarns nicht seinesgleichen; in ihm gipfelt der Ruhm des rasch

emporgekommenen und ebenso bald wieder verschwundenen Geschlechts der Hunyaden, die von rumänischer Abkunft, aus einfachen Knesen und Edelleuten zu den höchsten Würden im Staate, endlich sogar zur Königskrone selbst emporgelangten und deren ruhmvollster Sprößling, eben König Mathias, nicht blos zwei Kronen auf seinem Haupte vereinigte, sondern nahe daran war, sogar die altehrwürdige Krone der „römischen Kaiser deutscher Nation" für sich zu erwerben. Doch mit der Person dieses hochstrebenden und hochgesinnten Königs geht auch sein Geschlecht zu Grabe.

Gleich seinem berühmten Vater, dem Gubernator Johann Hunyadi, war König Mathias auch ein geschickter Heerführer und vor allem ein eifriger und siegreicher Türkenbekämpfer; aber es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Kampf gegen den Erbfeind christlichen Namens durch des Königs weit ausgreifende ehrgeizige Pläne im Westen und durch die damit in Verbindung stehenden häufigen diplomatischen und kriegerischen Streitigkeiten erheblich beeinträchtigt worden ist. Die Türkenflut konnte wol zeitweilig zurückgestaut, aber nicht dauernd gebändigt werden.

Viel zu kurz ist die Skizze in der Darstellung der innern Regierungsthätigkeit des Königs, dessen Name bis heute bei dem ungarischen Volke als die typische Bezeichnung der „Gerechtigkeit" fortlebt. In dieser Beziehung, sowie für die Schilderung der großen Wirksamkeit des Königs als des Schöpfers und Organisators eines vielbewunderten stehenden Heeres und als des Freundes, Förderers und Beschützers der Wissenschaften und Künste, durch den im 15. Jahrhundert eine leider nur vorübergehende Blütezeit der Renaissance in Ungarn geschaffen wurde, hat man wol das Meiste von des Verfassers größerem Werke zu erwarten.

Wir sehen dieser Arbeit mit dem vollsten Interesse entgegen und empfehlen inzwischen die vorliegende Lebensbeschreibung des Königs Mathias Corvinus den Lesern auf das beste. Die Uebersetzung ist im allgemeinen als gelungen zu bezeichnen. Die beigegebenen Illustrationen und sonstigen Kunstbeilagen erhöhen den Werth des Buchs, das auch in seiner typographischen Ausstattung alles Lob verdient.

J. H. Schwicker.

Auf Seitenpfaden der modernen Literatur.

Zahllose kleine Hefte sendet die deutsche Fachgelehrsamkeit jahraus jahrein in die Druckerpresse, die sich mit den verschiedenartigsten Problemen und Thesen mehr oder weniger neu und erfolgreich beschäftigen. Die allermeisten dieser Abhandlungen dienen als äußerer Beleg für den Abschluß der Hochschulstudien oder als Beigabe zu den amtlichen Jahresberichten höherer Lehranstalten. Es wäre schade, wenn alle die hier niedergelegten trefflichen Ergebnisse, die auch für das Wissen und Nachdenken breiterer Bildungsschichten werthvoll sind, durch die übliche Zurückhaltung jener Arbeiten vom öffentlichen Büchermarkte nicht nur unter erschwerenden Umständen zur Kenntniß der Fachgenossen der Verfasser gelangten, sondern überhaupt von dem Uebergange in die allgemeine Anschauung ganz abgesperrt blieben. Als eine äußerst dankenswerthe Aufgabe hätte man es demnach zu begrüßen, wenn Männer, die nach beiden Seiten genügende Fühlung besitzen, ab und zu Gelegenheit nähmen, in vielverbreiteten Zeitschriften den für alle neu gewonnene Erkenntniß Theilnahme bezeugenden Lesern die Hauptergebnisse aus den zuletzt hervorgetretenen Arbeiten bezeichneter Art mittheilten. Es würde mich herzlich freuen, durch diese Zeilen andere zu ähnlichem Vorgehen anzuregen.

1. Die Ansichten des Desiderius Erasmus über die Erziehung und den ersten Unterricht der Kinder. Von Richard Becher. Leipzig. 1890. 8.

Man hat dem hochgelehrten baseler Professor Desiderius Erasmus von Rotterdam, dem vielgewandten feinen Welt- und Hofmanne, dessen Kopf, einer der geistreichsten und lebensklugsten in den Wirren der ersten Reformationsstreitigkeiten, dauernd kühle Ruhe und ein offenes Auge bewahrte, bitter Unrecht gethan, da man ihn mit der noch theilweise scholastisch angehauchten Schar des Luther und Hutten abgeneigten Humanistenkreises zum alten Plunder warf. Erasmus war gewiß kein Studirstubennarr und hatte trotz seiner salonmäßig aufrechterhaltenen Freundschaft mit der alten Kirchenordnung in vielen Punkten den Verstand eher auf dem rechten Fleck als manche unklaren Schwärmer des aufkeimenden Protestantismus. Daß er ein mustergültiger Charakter war, wird niemand zu behaupten wagen, ebensowenig, daß er ein Gefühl für irdisches Glück und Seelenheil seiner Volksgenossen hegte, das dem heißen Drange der gegenüberstehenden „Ketzer" auch nur entfernt gleichkam. Aber man lernt jetzt aus einem Einblick in die inhaltsvolle Correspondenz und in das selbständige einschlägige Werk des Erasmus seinen redlichen Willen, für eine zeitgemäßere Gestalt der veralteten Erziehungsgrundsätze einzutreten, mit Recht schätzen, und wird dabei zugleich davon überzeugt, welchen Verlust die Sache der Reformation in sachlicher und in literarischer Hinsicht durch die Scheu des Erasmus erfuhr, das wankende Schiff des Papstthums mit kühnem Sprunge zu verlassen. Erasmus trägt in wohlgeordneten Darlegungen die Gegenstände seiner einsamen Erwägungen auf pädagogischem Gebiete vor — er war trotz Lebensfreude und Wohlbehagen an Umgang und Plauderei ein Hagestolz geblieben — und bespricht da Gegenstände, mit denen auch die heutigen

Fortschritte der Erziehungs- und Unterrichtslehre noch nicht völlig zu Rande gekommen sind, so die Ernährung auf der jugendlichen Stufe, die sogenannte „Ueberbürdungsfrage", die geeignete Pflege des Spieltriebes, die sittliche Unterweisung durch Religion, Beispiel und Fernhaltung von Müßiggang. Erasmus ist dabei ein glänzender Stilist, der nur leider das Latein als Form für diese Gedanken wählte; neuerdings hat aber seine Hauptschrift: „Declamatio de pueris" (1529), Seminardirector Israel's Verdeutschung (2. Heft seiner „Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts") allgemein zugänglich gemacht. Becher's tüchtige Darstellung der hier gestreiften Ansichten ergänzt G. Glöckner's Habilitationsschrift „Das Ideal der Bildung und Erziehung bei Erasmus von Rotterdam" (Leipzig 1889). Man wird bei näherem Zusehen finden, daß J. R. Haarhaus' Benennung für Erasmus, „der erste moderne Mensch diesseit der Alpen" (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 1891, Nr. 90), nicht übertreibt.

2. Charron und sein Werk „De la sagesse". Von Hugo Liebscher. Leipzig, Gräfe. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Man kümmert sich heute recht wenig um die meisten Vorkämpfer der modernen Geistesentwickelung, soweit sie nicht in allgemein unterhaltendem Tone schrieben und noch eine geraume Weile vor der eigentlichen Blüte der neueren Einzelliteraturen aufgetreten sind. Aber das Saatkorn, das viele unter diesen in die noch nicht vom Pfluge des Culturfortschritts zermalmte Ackerkrume gesenkt haben, ist oft genug vollsaftiger als die Frucht, die vordringliche Schreier späterer Menschenalter mühelos ernten durften. Zu diesen ernsthaft und bescheiden wirkenden Geistern einer strebsamen Periode, die die innere Gährung verfaulter Zustände in Gemüthsleben und Sitte zu überwinden suchten, zählt Pierre Charron, der edelsinnige Geistliche und Theolog des vom Bruderkampf der Religionskriege durchwütheten Frankreich (1541—1603). Ein junger deutscher und evangelisch-lutherischer Seelsorger hat ihm jetzt das erste unparteiische Gedenkblatt gewidmet, das ohne Schönfärberei seine Verdienste um die Pflege und Vorführung einer glaubensvollen Ethik rühmt, aber auch deren Schattenseiten nicht verhüllt, da sie im engen Bunde mit einem arg ultramontan durchsetzten Bekenntnißdogma einherschreitet, das nichts weiß von den Geboten duldsamer Humanität. Charron will die Religion verinnerlichen und ihre Satzungen logisch und historisch begründen, sodaß auch der Sohn höherer und moderner Civilisation auf sie schwören kann, ohne mit seinem Gewissen und dem natürlichen Menschenverstande in Streit zu gerathen. In der That, ein Beginnen, dem gerade unsere Zeit, wo die „innere Mission" das weiteste Feld beansprucht, eine genaue Theilnahme angedeihen lassen mag. Liebscher skizzirt Charron's einfachen Lebensweg, überschaut seine Schriftstellerei und bietet dann eine sehr gute „Darstellung des Hauptinhaltes der trois livres de la sagesse", die Charron's Hauptwerk sind. Seine Stellung als Moralist kennzeichnet die ihm bald zutheil gewordene Verketzerung durch die Jesuiten hinreichend.

3. Milton's verlorenes Paradies in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Von Gustav Jenny. Leipzig, Gräfe. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

In eine veränderte Welt führt uns dies Büchlein; mit Augen, die uns Modernen schon verständlicher entgegenblicken, schweifen die Wortführer des Zeitgeistes über ihren Gesichtskreis hinaus. Das blutige Völker- und Fürstenringen des 17. und des anhebenden 18. Jahrhunderts ist vorbei, die Staatsbürger — ein Begriff, der sich nun zuerst herauskrystallisirt — athmen auf und die Freunde geistigen Strebens wollen guten Geschmack und den Schmuck des Lebens durch Kunst und Schönwissenschaft wiedererobern. In Zürich insbesondere erheben sich die schweizer Kritiker der Bodmer-Breitinger'schen Gruppe und treten für das Recht der freien Poesie und der Natur in der Dichterrede ein, „das würdig sei den staatlichen Anforderungen der in den Tiefen aufgerüttelten europäischen Gemeinwesen". Milton, den republikanischen Dichterkönig der jüngsten englischen Epoche, preisen sie als Muster, nach dem der Bau einer neuen, jugendfrischen Literatur aufgeführt werden soll. Jenny hat von diesen Bestrebungen ein Bild gezeichnet, das recht anschaulich genannt werden muß; seine Farben sind zwar nicht neu, wie sie es auch nach der Fülle der Vorarbeiten nicht sein können; doch erscheinen die uns heute schon etwas entlegenen Verhältnisse, wo man auf künstlichen gelehrten Bahnen das Publikum fürs Bücherlesen erst großzog, nicht in abgeblaßtem Lichte. Er stellt uns erst die ältesten deutschen Milton-Uebersetzer Theodor Haake, Ernst Gottlieb von Berge und B. H. Brockes, den bekannten Verfasser der Dichtung „Irdisches Vergnügen in Gott", vor und betrachtet die einschneidende Wirksamkeit des begeisterten Theoretikers Bodmer und seines schweizer Landsmannes, Albrecht von Haller. Des letzteren, des ersten großen neudeutschen Dichters, Schaffen steht in seinen Anfängen stark im Banne Milton's. Darauf gibt Jenny ein ziemlich ausführliches Gemälde von Klopstock's bedeutsamer Schulung durch des Engländers „Verlorenes Paradies" und seine nachdrückliche Betonung der darin vertretenen poetischen Grundsätze. Echt naturwahr, gefühlvoll sollte die Poesie werden, um groß und schön zu sein, um Seele und Herz ergreifen und das Spiel des Verstandes beschäftigen zu können. Jenny's Büchlein muß anziehen und anregen besonders heute, wo wir für dieselben Ansichten im Feuer stehen.

4. Theodor Körner. Von Adolf Hauffen. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1891. 8. 40 Pf.

Es sind aus Anlaß von Theodor Körner's, des „Tyrtäus der deutschen Befreiungskriege" (wie ihn Brachmann in der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland", October 1891, nennt), hundertstem

Geburtstage so viele Jubiläumsaufsätze und -Büchelchen hervorgetreten, daß eine Auswahl des Wichtigsten schwer fällt. Ein recht gut eingeführter Literarhistoriker, A. Hauffen, Docent an der prager deutschen Universität, hat eine kleine Studie über Körner geschrieben, die an sich schon empfehlenswerth ist und es noch mehr wird durch ihre Zugehörigkeit zu dem nach Kräften zu stützenden Unternehmen, der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag". Sie ist in einem flotten und dabei anheimelnden Tone abgefaßt, mit beiden Eigenschaften wohl der Eigenart ihres Helden angeglichen. Gern durchlebt man nochmals bei Hauffen's fesselnder Erzählung das rasch verfliegende Dasein des Dichters und Vaterlandsvertheidigers; auch des Verfassers kundiges Urtheil über Körner's Bedeutung in unserer Literatur spricht an, insbesondere da, wo er, ohne jene irgendwie kleinlich herabzudrücken oder hochfahrend an ihr herumzumäkeln, den geringern Maßstab weist, den man bei dem zu keiner Entfaltung, ja kaum zu einer Entwickelung Gelangenden anlegen soll.

5. Zu Heine's Balladen und Romanzen. Von Oskar Netoliczka. Leipzig, Fock. 1891. 4. 1 M.

Es ist ein Auszug fleißiger und liebevoll vertiefter Forschung, den O. Netoliczka hier vorlegt, ein sprechender Beweis, wie weit es die neuphilologische Literaturgeschichte im Bunde mit der Ästhetik gebracht hat. Wer hätte vor etwa 20 Jahren eine derartige wahrhaft wissenschaftliche und doch dabei jeden gebildeten Leser anregende Untersuchung der dichterischen Art eines so ganz modernen Dichters wie Heinrich Heine für möglich gehalten? Und auch heute erschallt ja noch der Heerruf für und wider ihn, ohne daß sein Ruhm, ein echter Dichter von Gottes Gnaden und ein Meister der lyrischen Form zu heißen, irgend geschmälert wird. Freilich, auch der bissige Gegner, der ihn verunglimpft, ohne seine Glanzseiten anzuerkennen, besitzt unleugbare Stützen! Hier aber, in seinen Balladen und Romanzen, sehen wir ihn ganz und gar in dem bezaubernden Reichthume seines Genius schwelgen, und Netoliczka verhilft uns mit feinem Nachfühlen der ausgesprochenen und angedeuteten Stimmungen zu klarerem und reinerem Verständniß und Genuß. Der Rahmen dieses Berichts, der doch nur ein zur Kenntnißnahme auffmunternder Hinweis sein kann, erlaubt leider nicht ein näheres Eingehen auf dieser kleinen Schrift Fülle an überlegten und sinnigen Beobachtungen. Nachdem das Material durch Abstrich oder Hinzunahme einzelner Gedichte festgestellt ist, beleuchtet der Verfasser den allgemeinen Charakter der Heine'schen Balladen und Romanzen, indem er zunächst Stoffe und Motive mit Rücksicht auf etwaige bestimmte Vorlagen unter die Lupe nimmt. Danach führt er durch geschickte Zerfaserung den Stil im Sinne der innern Form die bezeichnende Auffassung und Behandlung des Gegenstandes vor Augen; endlich prüft er das äußere Gewand nach sprachlichen, rhythmischen, metrischen Gesichtspunkten und solchen der Poetik. Die gesammte Ausführung des Themas steht hoch über der verwandten Arbeit Max Seelig's, die neulich A. Schroeter in d. Bl. f. 1891, S. 580, gebührend abgefertigt hat. Das Büchlein Netolizka's heißen wir zugleich als einen Gruß aus den Karpathen willkommen — der Verfasser ist Professor am evangelischen Gymnasium Augsburgischen Bekenntnisses zu Kronstadt in Siebenbürgen —, als einen überzeugenden Beleg der ständigen geistigen Regsamkeit unserer Stammesgenossen im fernen Osten, die als ein vorgeschobener Posten des Deutschthums auch für unsere literarischen Güter auf hoher Wacht stehen.

Ludwig Fränkel.

Militärisches.

Nautische Rückblicke von Viceadmiral Batsch. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. Gr. 8. 9 M.

Admiral Batsch gehört der deutschen Marine zwar nicht mehr als eigentlich activer Offizier an, wird aber à la suite derselben geführt und ist vermöge der Beziehungen, die ihn mit ihr verknüpfen, und vermöge seiner allgemein anerkannten seemännischen Begabung und Erfahrung eine Persönlichkeit, deren Meinungen in Sachen der Kriegsmarine auf ganz besondere Beachtung Anspruch haben. Das gilt auch von denjenigen Ansichten, die er schon vor einigen Jahren, also in unserer rasch lebenden Zeit, „in einer lange überwundenen Periode unserer Entwickelung", geäußert hat. Mit einer Sammlung dieser Ansichten, wie sie in Aufsätzen (unter anderm in „Unserer Zeit" und in der „Deutschen Rundschau"), als allgemein interessirend oder als die gerade auftauchenden Tagesfragen beleuchtend, veröffentlicht sind, haben wir es in dem vorliegenden Buche zu thun. Die Aufsätze sind in drei Gruppen: „Reformen im Seekrieg, Kriegskauffahrer und Seemanöver"; „Zur Marinegeschichte"; „Deutsches Meer und Ostsee", zusammengefaßt und mit je einem einleitenden Vorworte versehen.

Stofflich Neues oder wenigstens nur in engern Kreisen Bekanntes bietet besonders die zweite Gruppe „Zur Marinegeschichte" und in ihr der Einzelaufsatz „Ueber deutsche Marinegeschichte". Hier ist Admiral Batsch, der anfangs der — alten — deutschen Marine von 1848, sodann der preußischen seit ihrem Entstehen angehört hat und erst 1883 aus dem activen Dienste in der jetzigen deutschen Marine geschieden ist, über das Ganze wie Einzelne des Entwickelungsganges von Personal und Material unterrichtet, wie wol wenige außer ihm. Der zweite größere

Aufsatz dieser Gruppe ist, wenn man so will, eine kurze Ueberschau des Inhalts eines inzwischen unter dem Titel: „Admiral Prinz Adalbert von Preußen", erschienenen Buchs desselben Verfassers, welches in Nr. 14 d. Bl. f. 1891 ebenfalls besprochen worden ist.

Die Aufsätze der beiden andern Gruppen bringen weniger neue Thatsachen, als vielmehr Urtheile, die, obgleich, theilweise wenigstens, schon vor fünf und sechs Jahren ausgesprochen, doch auch heute nur einer geringen Abänderung bedürfen, um wahr zu bleiben. In einzelnen Fällen mußte diese Abänderung sogar dahin gehen, die positive Seite der Urtheile schärfer fassen zu lassen.

Wie ein rother Faden nämlich zieht sich fast die gesammte Reihe der seemännisch fachlichen Aufsätze hindurch die Warnung vor Ueberschätzung der Wirksamkeit der Torpedoboote. Diese Warnung mußte vorsichtig ausgesprochen werden zu einer Zeit, in welcher in amtlichen Kreisen unserer Marine nicht minder, wie in denen der französischen dem Torpedoboote eine sehr hohe Allgemeinbedeutung für den Kampf auch auf hoher See zugeschrieben wurde; hatte man doch in der deutschen Marine, was allerdings weder in Frankreich, noch in Italien oder England geschah, den Bau großer Panzerschlachtschiffe vollständig sistirt. Jetzt, wo man den sonderbaren Grundsatz, wir hätten in Deutschland kein Geld, um kostspielige Panzerschiffbau-Experimente zu machen und müßten daher abwarten, bis ein „bestes" Modell anderwärts gefunden wäre (als wenn das in der jetzigen Zeit fortschreitender Technik je der Fall sein könnte!), glücklicherweise aufgegeben hat, kann das Urtheil über den muthmaßlichen Werth der Torpedoboote unbefangener und schärfer gefaßt werden. Admiral Batsch leugnet nicht etwa die furchtbare Wirkung des Torpedoschusses (den ja übrigens die „unbehülflichen Panzerkolosse" gerade so gut und besser als die vielleicht stampfenden, schlingenden oder rollenden Torpedoboote versenden können), er leugnet nur, daß die Torpedoboote häufig zum Schusse auf ein mit Revolverkanonen irgendeiner Construction ausgerüstetes größeres Schiff kommen werden.

Daß auch die Verwendung der Torpedoboote für den Nachrichten- und Aufklärungsdienst gemisbilligt wird, scheint weniger berechtigt. Hat man eine genügende Zahl von Avisos, so wird man schon von selber nicht Torpedoboote fortschicken und sich damit eines activen Kampfmittels berauben; hat man jene aber nicht, so sind Torpedoboote, wenn die Entfernungen für ihren Kohlenvorrath nicht zu groß sind und das Wetter nicht zu schlecht ist, immerhin ein Ersatz für die Avisos. Fahren können sie ja meist auf hoher See; ob fechten, ist freilich fraglich.

Unangreifbar sind des Verfassers Ansichten über den geringen Werth taktischer Seemanöver gegenüber demjenigen der strategischen, desgleichen seine Bemerkungen über die eigentlichen Aufgaben einer Flotte, die nie darin bestehen sollten, sich mit örtlicher Hafenvertheidigung abzugeben. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch diese Anschauung des verdienten Admirals in Organisation und Verwendungsplan der Marine Ausdruck findet.

Aehnliches gilt von den Mittheilungen über die Nothwendigkeit der planmäßigen Verwendung von Fahrzeugen der Handelsmarine für den Kriegsdienst, doch wird in dieser Beziehung in den letzten Jahren bei uns vieles besser geworden sein. Hingegen dürfte noch jetzt uneingeschränkt wahr sein, was der Verfasser über die geringe Berechtigung des Vertrauens auf die angeblich durch nautische Verhältnisse hervorgerufene Unnahbarkeit eines Theils unserer Küsten anführt.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, verbietet der Mangel an Raum. Nur das mag zum Schlusse noch gesagt werden, daß das Buch aufmerksame Leser, ganz besonders unter Politikern und Reichstagsabgeordneten, verdient.

Victor Kurs.

Schriften zur Religion.

1. Was wir lernen von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel. Drei Reden von Sören Kierkegaard. Nach dem Dänischen frei bearbeitet. Gotha, Thienemann. 1891. Gr. 8. 1 M.

Der gedankenreiche und gemüthstiefe, bei allen Einseitigkeiten und Uebertreibungen in seiner umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit von dem höchsten sittlichen Ernste erfüllte dänische Theologe (geboren in Kopenhagen 1813, gestorben ebendort 1855) ist unter uns trotz seiner hervorragenden Bedeutung noch immer viel zu wenig bekannt, als daß nicht ein neuer Anstoß zu näherm Vertrautwerden mit dem durch und durch eigenartigen Manne willkommen geheißen werden müßte. Nachdem Chr. Hansen und Bärthold sich früher schon durch Uebersetzung einer Reihe von Schriften Kierkegaard's verdient gemacht haben, bietet uns in der vorliegenden Schrift Alfred Puls drei Betrachtungen aus den im Jahre 1847 erschienenen „Erbaulichen Reden in verschiedenem Geist". Ernste Frömmigkeit, psychologischer Tiefblick, geistvolle Behandlung des biblischen Stoffs und meisterhafte Sprachgewandtheit zeichnen auch diese Schrift aus, deren ursprüngliche Form der Herausgeber, welcher sich als gewandten, verständnißvollen Uebersetzer zu erkennen gibt, in dankenswerther Weise gekürzt und geglättet hat. Wir zweifeln daher nicht, daß das Büchlein auch in diesem neuen Gewande unter uns eine gute Stätte finden wird und wünschen mit dem Uebersetzer, daß es dem geistgesalbten Worte aus dem Munde eines hochbegabten Streiters Christi auch an seinem

bescheidenen Theile vergönnt sein möge, den Sinn für wahre Frömmigkeit und christliche Wahrheit zu beleben und zu kräftigen.

2. Johannes, das Licht der Welt. Uraltes in neuer Gestalt. Leipzig, Grieben. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese Evangelienbearbeitung enthält manches Ansprechende und Schöne und in den beigefügten Anmerkungen begegnen wir viel Beachtenswerthem. Der namenlose Verfasser, früher von der Unechtheit des Johannes-Evangeliums überzeugt, ist jetzt von dessen Echtheit in seinen wesentlichen Bestandtheilen durchdrungen, ja, er glaubt nur mit seiner Hülfe in die wirren Angaben der Synoptiker einige Ordnung bringen zu können. Von einem lebendigen Sinne für alles Wahre, Gute und Schöne erfüllt, ist sein Idealismus nicht ohne religiösen Gehalt. Aber allem, was nach Wunder schmeckt, ist er ein geschworener Feind, in der metaphysischen Ausdeutung des Schriftworts sieht er nur blut- und saftlose Wortspielerei und das Geschichtliche ist ihm bloßer Ballast, der je eher, je lieber durch werthvolle Ladung zu ersetzen sei. Denn das Ewige in Jesu Lehre, meint er, ist gerade dasjenige, was sich über das Geschichtliche, also das nur für seine Zeit Gültige hinaushebt.

In Jesu von Nazareth verehrt er eine verkörperte geistige Kraft des Guten und Wahren, den größten Geisteshelden, den die Erde je getragen hätte. Er bewundert seinen hohen Gedankenflug, aber er mag sich auch nicht der Erkenntniß verschließen, daß dieser Jesus in einzelnen Stücken sich gar sehr geirrt, daß er z. B. die geistigen Fähigkeiten seiner Mitmenschen überschätzt hätte. War aber Jesus ein Reformator, dessen Ziele so weit jenseits des Horizontes seiner Zeit lagen, daß auch seine begeistertsten Anhänger sie nur undeutlich zu erblicken vermochten, so erwächst unserer Zeit die Aufgabe, den kostbaren Kern der echten Ueberlieferung von ihm in einer neuen Evangelienbearbeitung wieder frei zu legen. Und dem soll die vorliegende Schrift dienen.

Dazu mußte Luther's Sprache, wo sie schwerverständlich geworden war, unserer Redeweise genähert, manches in seiner Uebersetzung berichtigt, irrthümlich Getrenntes wieder verbunden, nicht Zusammengehöriges hinwiederum getrennt und in den richtigen Zusammenhang eingefügt, mußten spätere Einschaltungen beseitigt, die verschiedenen Erzählungen endlich in eine einigermaßen wahrscheinliche Zeitfolge gebracht werden. Das Rückgrat für die 37 Kapitel, in denen der Versuch hierzu gemacht wird, bildet das vierte Evangelium, für dessen Urheber der Verfasser mit H. Delff keinen der zwölf Apostel, sondern einen vornehmen jungen Mann, Namens Johannes, aus hohenpriesterlicher Familie hält, der später zu Ephesus als Presbyter gelebt und als Lieblingsschüler des Herrn dort die höchste Verehrung genossen hat. Ein untrügliches Kennzeichen für das hohe Alter dieses Evangeliums sieht der Verfasser auch darin, daß in ihm von Jesu übernatürlicher Herkunft mit keinem Worte geredet werde. Bekanntlich sprechen andere, die sonst die theologischen Voraussetzungen des Verfassers theilen, dem vierten Evangelium gerade aus dem entgegengesetzten Grunde die Authenticität ab, und ohne einige recht gewaltsame Einschnitte, welche angeblich Unechtes als spätere Zusätze entfernen sollen, ist denn auch der Verfasser nicht im Stande, seine Ansicht durchzuführen.

Die gebotene Uebersetzung verdient volles Lob. Die Sprache ist edel und echt biblisch. Auch wird niemand leugnen dürfen, daß selbst durch eine solche auf das Prokrustesbett der Kritik gespannte Darstellung des Lebens Jesu ein weihevolles, den göttlichen Werkmeister lebendig bezeugendes Bild geboten wird. Man wird darin einen neuen Beweis für die Ursprünglichkeit und unverwüstliche Lebenskraft des echten, zarten, einzigen Hauptevangeliums erblicken müssen, das auch in verstümmelter Gestalt noch von der Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes Gottes zeugt. Dem Voll- und Tiefsinne der Kirche freilich wird eine derartige Behandlung des Heiligthums ihres Glaubens entfernt nicht genügen, und davon kann keine Rede sein, das Christusbild der unverstümmelten Evangelien durch einen auf Grund von unhaltbaren philosophischen und biblisch-kritischen Voraussetzungen entworfenen, wenn auch gutgemeinten Schattenriß im Ernste ersetzen zu wollen. Nur als Beitrag zur Lösung der Frage von dem Verhältnisse des vierten Evangeliums zu den Synoptikern heißen wir die angezeigte Schrift willkommen.

3. Religion ohne Dogma. Sechs Vorträge von John W. Chadwick. Autorisirte Uebertragung aus dem Englischen von Alexander Fleischmann. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

John White Chadwick, 1840 geboren als Glied der unitarischen Gemeinschaft in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und seit 1864 Geistlicher an der zweiten unitarischen Kirche in Brooklyn, läßt, abgesehen von seiner anderweitigen literarischen Thätigkeit, seit geraumer Zeit alljährlich acht Kanzelvorträge erscheinen, die in der englisch redenden Welt stets weite Verbreitung finden. Sechs dieser Vorträge, denen später noch andere folgen sollen, werden nun durch die vorliegende freie Uebertragung auch deutschen Lesern zugänglich gemacht; zugleich erfahren wir aus einem als Einleitung vorausgesandten Aufsatze des Verfassers, welcher der „New York Press“ vom 21. December 1890 entnommen ist, dessen eigene Antwort auf die Frage: Warum ich Unitarier bin. Ob der Gesammttitel für die Vorträge: „Religion ohne Dogma“, von dem Uebersetzer im Einverständnisse mit Chadwick gewählt worden, ist uns nicht bekannt. Jedenfalls ist er treffend. Denn wir haben es bei diesem Unitarismus gegenwärtig in der That mit einer organisirten religiösen Gemeinschaft, um nicht zu sagen Kirche, zu thun, für die mit der Verneinung des übernatürlichen Ursprungs und Charakters des Christenthums jedes Dogma hinfällt.

Daß das, was sie noch von christlichen Gedanken festhalten, sich von eben den Dogmen nährt, die sie so leidenschaftlich bekämpfen, daß sie mit diesen den Ast absägen, auf dem sie sitzen, scheint den Unitariern nicht zum Bewußtsein zu kommen. Religion ohne Dogma, das ist wie ein Haus ohne Unterlage, wie ein Baum ohne Wurzel, wie ein Leib ohne Herz, ein blut- und saftloses Ding, von dem man nicht weiß, wie es morgen damit aussehen wird, ein Lichtenberg'sches Messer ohne Stiel, an dem die Klinge fehlt, ein Wolkenkukuksheim, dessen Einwohner auf der Straße wohnen, weil die Häuser nur gemalte Thüren und Fenster haben. In Wahrheit geht es denn auch nicht ohne Dogmen ab, es sind nur nicht die christlichen. Das Dogma von der Allgenugsamkeit der menschlichen Vernunft, von der Unfehlbarkeit des Darwinismus, der Wunderherrlichkeit der chemischen Analyse ersetzt ihre Stelle.

Die Liebe für alles, was schön, das Streben nach allem, was wahr, der Wille zu allem, was gut ist — das ist das Wesentliche der Religion. Welcher Religion, der heidnischen oder christlichen? Nun, jeder, sagt der Unitarier, und im Grunde ist der Unterschied zwischen Buddhismus und Christenthum gar nicht so groß. Jedenfalls ist es nur ein Artunterschied. Gott ist ja das Universum, die immanente und transscendente Ganzheit der Welt (mit der Transscendenz sieht es freilich etwas wackelig aus), die ehrfurchtgebietende Gesammtheit der Dinge. Und warum sollte ein Buddhist sich nicht dazu bekennen? Von diesem theils pantheistisch, theils materialistisch gefaßten Gott heißt es gelegentlich: der Aether ist sein Odem, die Meeresströmungen sind sein Kreislauf, die Sternenheere sind die Moleküle seines fruchtbar kreisenden Gehirns. Der Mensch aber ist ein Blatt an dem Weltenbaume Yggdrasil, dessen anderer Name Gott ist. Der Organismus der Natur ist „das Wort", das ewig Fleisch oder Stein oder Baum wird. Durch den Mund der Wissenschaft spricht der ewige Baumeister der Welt: „Nehmt und esset, das ist mein Leib", wenn wir mit ihm beim frohen Mahle den neuesten Gedanken der Welt feiern und wenn seine Jünger — Kopernikus und Galilei, Newton und Herschel, Lyell und Darwin — zugegen sind und wir, zu ihren Füßen sitzend, dankbar ihren Belehrungen lauschen. Kein Wunder, daß dann für die Person Jesu kein Raum mehr ist, nicht einmal als Vorbild des Gehorsams und der Tugend. Die physische Unendlichkeit ist ja die vollständige Kundgebung der ewigen Macht in der Natur wie im Menschen.

Die Vorträge behandeln im einzelnen: „Das Wesentliche in der Religion" (1), „Glauben und Leben" (2), „Das große Gebot" (3), „Positive und negative Theologie" (4), „Die gute neue Zeit" (5) und „Religion trotz alledem und alledem" (6). Die Gabe, ein abstractes Thema in edler und doch volksthümlicher Beredsamkeit zu behandeln, steht Chadwick in hohem Grade zur Verfügung und gibt er sich auch als einen wunderlichen Heiligen zu erkennen, so fühlt man bei ihm doch ein ehrliches, dem Idealen zugerichtetes Streben.

4. Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe. Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion von Th. Schultze. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Von einem Standpunkte aus, der grundsätzlich nur eine einzige, überall gleichberechtigte Erkenntnißquelle kennt: Beobachtung und Nachdenken mit Hülfe seiner eigenen Sinne und seines eigenen Verstandes, sowie begründetes Zutrauen zu dem von andern ebenso gewonnenen, ihm mitgetheilten Wissen, der also auch für das religiöse Gebiet nichts wissen will von einer besondern Erkenntnißquelle durch eine wie immer geartete göttliche Offenbarung, behandelt der Verfasser sein Thema in fünf Abschnitten: „Das christliche Dogma im heutigen Bewußtsein"; „Die heilige oder biblische Geschichte"; „Das Christenthum Christi"; „Das Urchristenthum als Religion der Liebe"; „Das Christenthum als Grundlage der europäischen Cultur".

Wäre es auf dem Gebiete, das er als Laie betritt, mit dreistem Absprechen und oberflächlichem Hinundherreden gethan, so hätte Schultze eine verdienstvolle Leistung aufzuweisen. So aber ist sein Büchlein nur eine jener heutzutage wie Pilze aufschießenden Schriften, die, auf den wohlfeilen Beifall einer ungebildeten, urtheilsunfähigen, religions- und glaubenslosen Menge berechnet, ein Heldenstück ausgerichtet zu haben glauben, wenn sie recht tapfer über das sogenannte Christenthum losziehen und sich auf ihre angebliche Voraussetzungslosigkeit in der Betrachtung geschichtlicher Dinge und überlieferter Wahrheiten etwas zugute thun. Dazu passen denn auch seine wissenschaftlichen Autoritäten, bei denen er sich Rath holt: für die alte Geschichte E. Meyer, für die Culturgeschichte Hellwald und Henne am Rhyn, während von Theologen Kuenen und O. Pfleiderer herhalten müssen. Am widerwärtigsten berührt die schulmeisterliche Selbstgefälligkeit, mit der über Christi Person und Werk abgeurtheilt wird. Als ob es eine Kunst wäre, das Heilige zu lästern und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Auch die Naivetät, mit der die Ergebnisse der Kritik unserer liberalen Zünftler für baare Münze angenommen werden, kann nicht anders als peinlich wirken. Der Verfasser kämpft wie ein Verzweifelter gegen die bösen Dogmen, die an allem Unglücke in der Welt schuld sind, und merkt gar nicht, wie das Dogma von der Unfehlbarkeit seiner eigenen schiefen Auffassung ihm gründlich eine Nase dreht.

Daß der christliche Glaube überhaupt noch sein Dasein fristet, erklärt Schultze mehr eigenartig als geschmackvoll aus dem Darwinistischen Prineip der Vererbung gewisser Gehirndispositionen, bei der sich nicht selten und in verschiedenem Stärkegrade der Atavismus geltend macht. Jahve, der Gott des Alten Bundes, war nichts anderes als der Reflex der national beschränkten Wünsche und Bestrebungen Israels, ein Kriegs- und Stammesgott, wie Baal, Astor u. a., ein grausamer, selbstsüchtiger Despot, dessen Willkür in ihm nur eine Personification der Launen und Tücken des Schicksals erkennen läßt. Auch die Propheten und Psalmendichter waren national-egoistische Schelme, die

an der Monolatrie Jahve's litten. Nur durch einen unbegreiflichen Fehlgriff des menschlichen Urtheils hat die Christenheit bisher in ihren heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments sittliche Mächte thätig gesehen. Das Christenthum ist eigentlich von Paulus gemacht. Jesus hat die für eine Weltreligion ganz ungeeignete Jahve-Vorstellung bestehen lassen und an die unedeln Züge des Jahve-Bildes sich ebenso wenig gestoßen, wie seine Volksgenossen. Wie sie hatte er von seinem Vater nur eine grob anthropomorphe Vorstellung. Nach den Evangelien erscheint er als eine leidenschaftliche, gewaltthätige, eigenmächtige Natur von einer Erregbarkeit des Gemüths, gegen welche die Kraft seines Verstandes nur schwach war. „Den Muth und die Standhaftigkeit, womit er sich einen qualvollen Tod zuzog und ihn ertrug, müssen wir bewundern, zugleich aber bedauern, daß sie nicht für ein besseres Ziel aufgewendet wurden, als für eine baare Illusion." Ueberdies war das von ihm gebrachte Opfer seines Lebens nicht frei von eigenem persönlichen Interesse. Denn wenn er gleich meinte, durch dasselbe seinem Volke Erlösung von allen Uebeln und himmlisches Wohlleben im Reiche Gottes herbeiführen zu können, so erwartete er doch auch in diesem Reiche für sich selbst das Königthum zu gewinnen. Hätte er praktischen Sinn, verbunden mit ruhiger Selbstbeherrschung besessen, dann würde er sich statt der untersten ungebildeten Volksklasse den gleichgestimmten Schriftgelehrten angeschlossen oder diese an sich gezogen haben, um in Gemeinschaft mit ihnen einerseits auf das Volk, andererseits auf die Standesgenossen einzuwirken. Der Oberpräsidialrath a. D. Schultze hätte das jedenfalls viel richtiger angegriffen. Wenn Jesus sich selbst rühmte, sanftmüthig und von Herzen demüthig zu sein, so beweist das nach Schultze augenscheinlich, daß Jesus zu den leicht einer Selbsttäuschung über ihren eigenen Charakter ausgesetzten Naturen gehörte. Weil er noch auf dem Standpunkte des anthropomorphen Theismus verharrte, gab Jesus noch Vorschriften für das Gebet. Aber das Vaterunser hat nur das formale Verdienst, kurz zu sein, inhaltlich ist es verfehlt, und die Vorschriften der Bergpredigt charakterisiren sich zwar theilweise als Ergänzungen des Rechts durch die Moral, jedoch ohne Verständniß für ihren Unterschied und ihr Verhältniß zueinander, während andere sich als Uebertreibungen kennzeichnen, „wozu lebhafte Gefühlsmenschen stets Neigung haben". Ja, eine starke Anlage zu religiöser Schwärmerei, verbunden mit einem nicht geringen Maße von Selbsthochschätzung, das war Jesu unverzeihlicher Fehler. Daß seine Einsicht in die objectiven Verhältnisse und seine praktische Befähigung zu deren Behandlung nicht eben groß waren, zeigt sich deutlich darin, daß er sich ganz ungebildete Leute zu Schülern wählte und sich zu dem hochgebildeten, thatkräftigen Stande der Schriftgelehrten in scharfe Opposition setzte. Daß er dagegen von leidenschaftlicher Natur war, ergeben seine fortgesetzten heftigen Declamationen gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Doch genug und übergenug. Von religiöser Schwärmerei sprechen wir Schultze frei. Wie groß oder klein das Maß seiner Selbsthochschätzung, das kann die besprochene Schrift lehren.

5. Vernunft und Glaube. Eine Kritik der herrschenden Religion vom Standpunkte des Laien. Von W. Wilms. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. 8. 60 Pf.

Diese Schrift hat den Zweck, allen denen, die von religiösen Zweifeln erfüllt zwischen Vernunft und Glauben schwanken, sowie denen, die nicht mehr schwanken, aber sich auch noch nicht über den neuen Geist recht klar geworden sind, weil sie noch nicht gründlich darüber nachgedacht haben, den Standpunkt darzulegen, den der gebildete, denkende Laie der christlichen Religion gegenüber einzunehmen hat. Dieser Standpunkt ist sehr einfach. Da die christliche Religion dem Denken der Gebildeten widerspricht und die Gebildeten, in deren Namen der Verfasser das Wort ergreift, bekanntlich als die Generalpächter des Denkvermögens aufzutreten belieben, so ist es mit dem armen Christenthum für immer aus, der Leichenschein ist ihm von E. von Hartmann bereits ausgestellt, und der ist vereidigter Todtenbeschauer, muß es also wissen; es bleibt nur noch, möglichst ohne Aufsehen, ein stilles Begräbniß zu besorgen.

Die Moral aber des Christenthums als der Religion der Liebe, sein Humanitätsgehalt muß der Menschheit erhalten werden. Das geht am besten durch allgemeine Annahme der heiligen Lehren Spinoza's und Kant's, die nach Wilms' Forschungsergebnissen wesentlich übereinstimmen. Der eine ist zwar Pantheist, und Wilms ist es auch, der andere entschiedener Theist; aber das macht nichts. In der Behauptung, daß wir von Gott nichts wissen können, daß unsere Vorstellungen von dem höchsten Wesen nur Erzeugnisse unserer Phantasie sind (ob Wilms wol Kant's „Praktische Vernunft" schon einmal in der Hand gehabt hat?), stimmen sie überein, und das ist die Hauptsache. So wird man doch das lästige Jenseits, die Metaphysik des Uebersinnlichen los, und den krankhaften Idealismus, welcher der christlichen Lehre innewohnt: Entäußerung des Menschlichen, die Forderung der Selbstverleugnung, Entsagung im irdischen Leben, um dafür im Jenseits der Belohnung theilhaftig zu werden. Denn so etwas verträgt sich nun einmal nicht mit dem modernen, auf die Erkenntnisse der Wissenschaft gegründeten Geist, mit der reinen Vernunft von Wilms und Consorten, wie der große E. von Hartmann in seinem berühmten Buch: „Die Selbstzersetzung des Christenthums" schlagend nachgewiesen hat.

Die Cultur und mit ihr naturgemäß der Geist der Masse, hat sich nämlich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr ausgebildet, der Blick hat sich erweitert, das Empfinden ist reicher und tiefer geworden und der Gottesdienst, die Befriedigung und Pflege des religiösen Gefühls durch die Kirche, hat sich nicht so entwickelt, um das religiöse Bedürfniß des heutigen Culturmenschen recht befriedigen

zu können (S. 51). Diese aufgeklärten Culturmenschen sind zwar so erschrecklich aufgeklärt, daß sie von Idealen, sittlichen wie religiösen, überhaupt nichts mehr wissen wollen (S. 77). Aber nur Muth, Wilms weiß schon Rath: ist der Spinoza'sche Pantheismus nur erst einmal im Verein mit der Plato'schen Ethik und dem christlichen Humanitätsprincip zum Inhalt der Zukunftsreligion gemacht worden, dann wird schon alles gut gehen. Tüchtige Wanderredner, freie Volksbühnen, Experimentalvorträge werden einen neuen Bildungsfactor schaffen, der dann seinerseits dem neuen religiösen Gefühl, welches auf die neue Religion hinlenkt, die nöthige Pflege und Ausbildung angedeihen läßt.

So etwa spiegelt sich Vergangenheit und Zukunft im Kopfe des Verfassers. Bei der Halbbildung wird er sicher auch bewundernde Zustimmung finden.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Die Zahl der Schriften, die durch eine vermeintlich endgültige Aufstellung einer Sittenlehre allen Schäden der menschlichen Gesellschaft abhelfen zu können meinen, ist fast Legion. Immer wieder tauchen naive Seelen auf, welche glauben, auf diesem Gebiete den Stein der Weisen gefunden zu haben. So auch Rudolf Wilhelmi, der ein Buch herausgegeben hat unter dem Titel: „Der sittliche Mensch aus seinem psychologischen Gesetz entwickelt" (Leipzig, O. Wigand, 1891). Der Verfasser ziert das Ei des Columbus mit dem Bibelspruche: „Wenn ihr von dieser Frucht esset, werden euere Augen aufgethan und ihr werdet sein wie Gott." Nachdem wir das verschleierte Bild zu Sais enthüllt haben, ist uns denn doch bei dieser Gottähnlichkeit ein wenig bange geworden, nämlich vor der philosophischen Bildung des Verfassers. Einige Proben mögen dem Leser ein eigenes Urtheil erleichtern. „Luther erlaubt sich, die Gebote seines Gottes, dessen Stimme er sein soll, zu fälschen. Was er als zweites Gebot ausgibt, ist nämlich in Wahrheit das dritte." „Die Lehre Jesu bezeichnet die Liebe als oberstes Gesetz. Die Liebe ist aber ganz unfähig, diese große Rolle zu spielen, denn sie ist eine Leidenschaft und gehört als solche dem Triebleben an. Sie treibt mit uns ein unstetes, gefährliches Spiel; sie kommt, wann sie will, und verläßt uns, wann sie will." „So erreichte das Christenthum mit seiner Lehre das furchtbare Gegentheil alles Guten und Schönen und mußte sich durch eine Reihe von Jahrhunderten todt laufen. Sein Lebensende verkünden laut und schlagend eine lange Reihe bedeutsamer Erscheinungen." Da ist nun nach Wilhelmi das neue welterlösende Sittengesetz: „Sittlich sein heißt so leben, daß wir mit unsern Handlungen keinem schaden. Die Quelle alles sittlichen Lebens ist ein freier Güteraustausch, welcher ganz allein von der Neigung der Tauschenden geleitet ist." Der Verfasser stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß man allein mit diesem tiefsinnigen und unumstößlichen Sittengesetze Menschen machen könne (wörtlich!), „deren Sittlichkeit man wirklich trauen darf". Es ist schade, daß Prinz Carneval keine Doctordiplome vertheilen darf; sie wären für gewisse „Gründer" sehr angezeigt!

— Der rastlos als Schriftsteller thätige und daher sich selbst nur zu oft wiederholende Moritz Müller sen. in Pforzheim hat als Mahnung an die Arbeiterwelt die Broschüre drucken lassen: „Ueber den Atheismus unter den Socialdemokraten" (Leipzig, Kößling, 1892). Er verfügt über ein warmes Herz und scharfen Verstand; er ist belesen, erspäht mit sicherm Blicke die Schwächen seiner Gegner und kämpft freimüthig für eine positiv christliche Weltanschauung. Wir können aber nicht finden, daß sein ganz allgemein gehaltenes und immer wiederkehrendes Schimpfen auf „die Pfaffen" zur Erreichung seiner Ziele nothwendig wäre. Immerhin vermöchte diese kleine Schrift mit ihrem gediegenen Inhalte vielleicht gerade wegen ihrer Formlosigkeit eher den Eingang zu so manchem Socialdemokraten zu gewinnen als eine wissenschaftlich ausgefeilte Abhandlung. Eine weite Verbreitung unter den Arbeitern wäre ihr wol zu gönnen.

— Als Vorbote für den dreihundertsten Geburtstag des Comenius, welcher am 28. März 1892 gefeiert wird, erscheint in den nächsten Tagen eine Schrift des Seminardirectors A. Casteus: „Was muß uns veranlassen im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen?" („Comenius-Studien", 1. Heft; Znaim [Mähren], Fournier u. Haberler; Preis: 50 Pf. = 25 Kr.)

Bibliographie.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. 21. Jahrgang. Wien, C. Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 M.

Gallwitz, H., Das Problem der Ethik in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Lösung desselben. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1891. Gr. 8. 5 M.

Gef, W., Die Wellen der Schwerkraft und ihre Wirkung auf die Wellen der Elektrizität, des Lichtes und auf die Körper. Heidelberg, A. Siebert. 1891. Gr. 8. 1 M.

Hauffe, G., Das Verhältnis der Pädagogik Schleiermacher's zu den Prinzipien Pestalozzi's. Soest, W. Tappen. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hein, A. R., Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Wien, A. Hölder. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Isenbart, Geschichte des herzoglich nassauischen 2. Regiments, Stamm des königlich preußischen 2. nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88. 1808 bis 1866. Im Auftrage des Regiments zusammengestellt. Mit 17 Skizzen und 1 Uebersichtskarte in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1891. Gr. 8. 6 M.

Kohlhans, R., Die ägyptische Finsternis moderner Pädagogik. II. Contra Antikohlhans. Stuttgart, M. Brennwald. 1891. Gr. 8. 30 Pf.

Lehmann, R., Kriegs-Erinnerungen eines 20er aus dem Feldzuge 1870/71. Nach mündlichen Mitteilungen des ehemaligen Gefreiten Wilhelm Lehmann bearbeitet. Rathenow, M. Babenzien. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Melena, Elpis, Erlebnisse und Beobachtungen eines mehr als 20jährigen Aufenthaltes auf Kreta. Mit 14 Phototypien nach Originalen von J. Winckler und 1 Karte. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld Nachf. Lex.-8. 12 M.

Merkle, Die Reiseskizzen aus Frankreich, Spanien und Portugal (vom 12. April bis 25. Mai 1891). Wurzbach. (Schw. Gmünd, J. Roth.) 1891. 12. 80 Pf.

Nibler, F., Zwischen Brixen und Bozen. (Walther von der Vogelweide, Oswald von Wolkenstein.) Alpiner Beitrag. München, J. Lindauer. 1891. 8. 60 Pf.

Poë, E. A., Ausgewählte Gedichte. Uebertragen von Hedwig Lachmann. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 12. 1 M. 50 Pf.

Richter, E., Sozialdemokratische Zukunftsbilder. Frei nach Bebel. Berlin, Verlag „Fortschritt, A.-G." 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Rotenhan, Freih. v., Die neuere Kriegsgeschichte der Cavalerie vom Jahre 1859 bis heute. 2. Bd. II. Periode 1870 bis jetzt. München, G. Franz. 1891. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Schwarz, F., Mirabeau und Marie Antoinette. Zwei Charakterbilder aus der französischen Revolution. Basel, R. Reich. 1891. Gr. 8. 1 M.

Singer, L., Grillparzers Frauengestalten. Mit Illustrationen zu Grillparzers Werken von F. Thiele. 1. Lfg.: Sappho. Wien, M. Breitenstein. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Der Sünden Widerstreit. Eine geistliche Dichtung des 13. Jahrhunderts. Herausgegeben von V. Zeidler. Graz, Styria. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Victor, M., Technische Fächer? Ideen zur ästhetischen Erziehung der Mädchen. Wiesbaden, C. Reinhardt. 1891. 8. 75 Pf.

Wyss, B., Heinrich Keller, der Züricher Bildhauer und Dichter. Frauenfeld, J. Huber. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Erzherzog Johann von Oesterreich im Feldzuge von 1809. Mit Benützung der von ihm hinterlassenen Acten und Aufzeichnungen, amtlicher und Privat-Correspondenzen dargestellt. Mit 3 Plan-Skizzen. Graz, Styria. Gr. 8. 4 M. 30 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

9000 Abbildungen.

16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf.

16000 Seiten Text.

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

14. Auflage.

600 Tafeln. **300 Karten.**

120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint die

Erste wohlfeile Lieferungsausgabe von

Arthur Schopenhauer's Sämmtlichen Werken

in 45 wöchentlichen Lieferungen (von 5—6 Bogen) zum Preise von 40 Pf. für die Lieferung.

Diese **Originalausgabe** zeichnet sich durch **deutlichen Druck, gute Ausstattung** und **Vollständigkeit** aus und wird hier zu einem außerordentlich wohlfeilen Preise, sowie in einer die allmähliche Anschaffung ermöglichenden Lieferungsausgabe dargeboten. Bis Ende 1891 erschienen 32 Lieferungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

„Köstliche Sammlungen." Neue Zürcher Zeitung.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.

Ueber Religion und Schicksal.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Elfter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans. Von Königl. Rath und Bibliothekar Dr. Eduard Bodemann in Hannover. — Der Kriegszug des Datis und die Schlacht bei Marathon. Von Dr. Heinrich Welzhofer in München. — Desiderius Erasmus von Rotterdam und die Päpste seiner Zeit. Von Gymnasialprofessor D. Dr. Karl Hartfelder in Heidelberg. — Beiträge zur Geschichte Nürnbergs in der Reformationszeit. Von Realschullehrer Dr. Gustav Heide in Fürth. — Katharina von Medici und die Zusammenkunft in Bayonne. Von Dr. Benno Hilliger in Leipzig.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit interessanten Beiträgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 3. — 21. Januar 1892.

Inhalt: Zeitphrasen. Von Nautilus. — Die Fortsetzung von Goedeke's „Grundriß". Von Anton Schlossar. — Erzählungen und Romane. Von Robert Waldmüller und Benno Rüttenauer. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Zur Alterthumskunde. Von Richard Opitz und J. Mähly. — Philosophische Schriften. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zeitphrasen.

Zeitphrasen — was sind das für Geschöpfe? Klangvolle Modesätze, die einer dem andern nachbraucht, ohne zu untersuchen, wie weit sie Stich halten. Es sind Scheidemünzen mit deutlicher Prägung, die von Hand zu Hand gehen, bis einer mittels des Probirsteins die Minderwerthigkeit darthut, worauf sich alle Welt wundert, daß sie sich hat so täuschen lassen können.

„Zeitphrasen" betitelt sich ein kleines treffliches Büchlein von Professor Otto Seeck *) in Greifswald, der auf dem Probirsteine seines Geistes die vielen Schlagworte, Aphorismen, Paradoxen des Buchs „Rembrandt als Erzieher", das im Jahre 1890 die Welt wie eine geistige Influenza überzog, auf ihren Feingehalt hin prüft.

Die erste Empfindung, die uns beschlich, als wir mit dem Buche bekannt wurden, war die des Bedauerns, daß das Werkchen nicht ein Jahr früher erschienen ist. Denn heute gegen das so vielbesprochene Buch auftreten, heißt so viel, als etwa gegen die Tournüre wettern. Die Mode ist ja schon im Absterben und einen Sterbenden pflegt man nicht mehr hinzurichten.

Dessenungeachtet kommt das Buch noch früh genug. Denn der Verfasser beabsichtigt nicht eigentlich, „das Buch zum hundertsten male zu kritisiren"; er wendet sich nicht gegen das, worin der „Deutsche" neu und eigenthümlich ist, weil seiner Meinung nach „diese Dinge auch ohne Widerlegung wirkungslos vom Leser abgleiten"; er will nur das widerlegen, was die unerhörte Verbreitung des Rembrandt-Buchs veranlaßt hat, nämlich die scharfe Ausprägung der Tagesmeinung, den Zeitspiegel, den das Werk darstellt.

Dem wehmuthsvollen Molltone des Herrn Langbehn setzt er gleich zu Anfang einen kräftigen Durklang entgegen. Die Greise haben zu allen Zeiten die Meinung beherrscht und waren auch zu allen Zeiten laudatores temporis acti. Schon bei Homer finden wir das und seitdem ist dies der Kehrreim gewesen, den die beschaulichen Alten gesungen haben. Die alte Sage vom goldenen Zeitalter ist nichts anderes als die poetische Einkleidung dieses ruhmvollen Zustandes, in dem man sich auf das laisser-aller beschränken muß, weil zu frischem Wirken die Kräfte geraubt sind. Der Greis sieht die Welt sich mühen in rastlosem Kampfe, sieht Kräfte mit Kräften heftig streiten und wundert sich darüber, daß immer neue Menschen alte Erfahrungen machen müssen, ohne zu bedenken, daß er einst im gleichen Falle war.

Die Ursache, weshalb die Zeitgenossen die alten Zeiten so oft und stets von neuem erhoben, liegt eben darin, daß man zu jeder Zeit in der sich abspielenden Gegenwart so vieles Verkehrte, Mittelmäßige, Niedrige wahrnahm, was im Kampfe untergehen muß und in historischer Ferne nicht mehr bemerkt wird. Schlechte Poeten, schlechte Maler, Schwachköpfe, die einen gewissen Einfluß ausübten, gab es immer; aber wo sind ihre Namen? Nur der, der in alten Quellen forscht, findet sie, und auch da nur spärlich. Des Würdigen, Guten, Heißerrungenen, das dauernd nachwirkt, freut man sich auch noch in späten Zeiten; so erscheinen die, in denen es kämpfend erworben wurde, als Verklärte, als Fortschreitende. Was schon Lessing sagte: „Die Nachwelt bringt alles auf den rechten Punkt", gilt für alle Werke des menschlichen Geistes, seien es Bücher, Bilder oder was immer. Und vor Lessing wird auch dieser Gedanke schon oft ausgedrückt worden sein. Dies sind die ersten Anregungen, die wir dem Buche entnehmen.

In höchst besonnener, völlig überzeugender Weise vertheidigt der Bekämpfer der Zeitphrasen unsere Gegenwart und weist auf die fortschreitende Entwickelung hin, die die Menschheit seit dem Alterthume gemacht hat. Seine Ausführungen auch nur zum Theil hierher zu setzen, ist

*) Zeitphrasen. Von Otto Seeck. Berlin, Siemenroth u. Worms. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

unthunlich, und Einzelnes aus dem Zusammenhange zu reißen, erscheint kaum dienlich.

Der Verfasser gliedert seine Besprechung der Zeitphrasen in fünf Kapitel. Das erste behandelt unser Epigonenthum, das in mancher Beziehung ja vielleicht nicht geleugnet werden kann, und bekämpft die irrige Annahme eines bestehenden rapiden Verfalls. Er zieht, was durchaus zutreffend ist, die Theorie Darwin's von dem „Ueberleben des Passendsten" zu Hülfe und zeigt an einigen Beispielen, wie bedenklich es für den Zeitgenossen überhaupt ist, über seine Epoche endgültig urtheilen zu wollen. In dem zweiten Stücke bespricht er Individualität und Volksthümlichkeit in der Kunst und führt hier wiederum sehr richtig aus, daß diese beiden Begriffe sich meist geradezu ausschließen. Der volksthümliche Künstler ist nämlich gerade meist nicht der individuelle, andertheils ist der auf sich selbst gestellte meist nicht volksthümlich. Man braucht nur Namen zu nennen: Michelangelo und Rafael, Menzel und Thumann, Donatello und Thorwaldsen. Die Beispiele, welche Verfasser aus der Musik wählt, scheinen uns dagegen weniger zutreffend. Offenbach z. B. ist trotz seiner großen Popularität originneller, als man gewöhnlich meint; ich verweise auf Hanslick's trefflichen Essay über diesen Kleinmeister. Freilich ist der Beethoven der letzten Quartette nicht populär, aber der Schubert der C-dur-Symphonie ist es in landläufigem Sinne auch nicht. Und populärer als Beethoven's „Adelaide" sind Schubert's Lieder kaum. Auch Verdi, der Componist des „Rigoletto" und der des „Othello", sind zwei ganz verschiedene musikalische Größen. Trotz alledem ist's in der Musik auch nicht anders bestellt als in andern Künsten. Auf dem Gebiete der Poesie haben wir ähnliche Erscheinungen; aber wir können dem Verfasser nicht völlig beistimmen, wenn er sagt:

> Homer, Sophokles, Praxiteles sind nicht individuell, sondern typisch. Auch von Shakespeare könnte man dies sagen, nicht was seine Dichtung, wohl aber was seine Person betrifft. Denn jede kräftige Individualität ist mehr oder weniger exclusiv; andern Individualitäten gegenüber, die ihr antipathisch sind, wird sie sich ablehnend verhalten; selbst das Verständniß für gewisse Charaktere muß ihr fehlen. Wer mit so schauerlicher, fast möchte man sagen herzloser Gelassenheit jeder denkbaren Art von Menschen gerecht zu werden weiß, wie Shakespeare, der kann kein individuell ausgeprägter Mensch gewesen sein. Ich denke ihn mir als eine weiche, schmiegsame Natur, höchst empfindlich für jeden Eindruck der Außenwelt, aber kaum im Stande, anders darauf zu reagiren, als indem er ihn in poetische Form brachte.

Hier geht der Verfasser wol ein wenig zu weit. Shakespeare als Persönlichkeit, als Mensch unter Menschen, kommt für den gegenwärtigen Zweck so wenig in Betracht als Rubens der Weltmann und Diplomat oder Bach der Thomascantor. Für seine Dichtung gibt ja der Verfasser die Originalität, die völlige Selbständigkeit zu; daß er eine hervorragend aufnahmefähige, weiter bildende Natur war, wie Rafael, Mozart, Wolfram von Eschenbach, ist zweifellos. Er scheint ohne Mühe zu schaffen und die so verfahren, sind die Glücklicheren unter den Bevorzugten. Sie bilden das Fremde scheinbar mühelos aus, amalgamiren es mit ihrem Wesen und führen es zur Vollkommenheit, während andere Naturen mit heißer Noth ringen müssen, um kaum beeinflußt auf einsamem Wege fortzuschreiten. Das sind die Individuellen: Michelangelo, Anselm Feuerbach, Beethoven, Heinrich von Kleist; die Selbstquäler, die ewig mit sich unzufrieden sind, weil die Größe der Aufgabe schier unüberwindlich scheint und ihnen stets ein ungelöster, unausgeformter Rest zurückbleibt. Nun ist Shakespeare freilich wol ein solcher, daß er das Verschiedenste zum Dienste des Ganzen herbeiruft und weiht; als ein neuer Hephästos spielt er mit dem sprödesten Stoffe und fesselt das Herz des Hörers mit unwiderstehlicher Gewalt. Er scheint unerschöpflich und schon die große Zahl seiner Werke deutet darauf hin, daß ihm die Natur gab, ohne Zweifelsqualen an seinen Schöpfungen zu arbeiten. Aber er ist gegen alle übrigen schöpferischen Geister gehalten einzig. Denn die unter Klagen schaffen und über die Schwere der Aufgabe seufzen, greifen auch mit Vorliebe nach dem Ungeheuern, mindestens nach dem Gewaltigen. Das rein Schöne scheint ihnen schon zu tändelnd. Andererseits schaffen die sensitiven Naturen, die alle äußern Einflüsse in sich auflösen, mit Vorliebe das rein Schöne und meiden das Titanische. Shakespeare aber umfaßt die ganze Weite menschlicher Ausdrucksfähigkeit. Er war unerhört individuell; aber er war nicht einseitig. Nur der einzige Shakespeare hatte die Beweglichkeit, sein inneres Licht auf jeden Punkt nach Gelegenheit und Willen zu vereinigen, ja so sehr mit den Extremen zu spielen, daß wir auf andern Gebieten nach analogen Erscheinungen vergebens suchen. Er schafft ebenso gut typisch wie individuell. Hamlet ist kein Typus, so wenig wie Richard III.; diese Gestalten waren nur einmal da. Romeo und Julie z. B. sind rein typische Gestalten eines Liebespaares; im „Sturm" findet man fast nur Typen.

Es ist ganz richtig, wenn Verfasser sagt, daß die typische Kunst höher stehe als die individuelle, weil sie der ganzen Menschheit zugetheilt ist. Die individuelle wendet sich zunächst immer an einzelne hervorragende Zeitgenossen, von denen sie allein gewürdigt werden kann. Dies sind die „Kenner". Die typische Kunst ist nicht geschaffen, wenig Feinschmecker zu vergnügen. Sie soll immer gelten und kann kaum altern. Dies empfand der alte Goethe, den seine Zeitgenossen nicht mehr verstanden. Er war über seine Gegenwart längst hinaus; ihr Beifall oder Misfallen kümmerte ihn nicht. Er wußte, daß er für ungeborene Geschlechter thätig war. Diese müssen sich freilich das von den Vätern Ererbte erst erwerben, um es zu besitzen. Erst keimt das Verständniß in einigen Wenigen, der Kreis wächst nach und nach, und bald ist, was erst in wenig Köpfen der „Kenner" spukte, Gemeingut geworden, soweit es seiner Art nach dies werden kann. Die Besten jeder Zeit haben alsdann daran theil, und bei denen, die sich das Ansehen geben wollen, zu den Besten zu gehören, wird es „Mode".

Im dritten Kapitel behandelt der Verfasser das Thema „Künstler und Gelehrte" und gibt darin das Wichtigste zur Widerlegung des Rembrandt-Buchs. Er hat einen wahren Rattenkönig von Irrthümern aufzudecken: die gelehrte Bildung sei nur eine Durchgangsstufe innerhalb der geistigen Entwickelung; das Volk wende sich jetzt allmählich von der Wissenschaft ab und der Kunst zu; der Künstler sei der wahre Lehrer des Volks; die Namen von Künstlern, nicht die der Gelehrten bezeichnen die Höhepunkte der deutschen Bildung. Die Eindringlichkeit der Gründe, welche der Verfasser dagegen entwickelt, ist so vortrefflich, bei aller Kürze so erschöpfend, daß wir nichts Besseres irgendw gelesen haben. Ausführlicheres wohl, wie z. B. bei Thomas Buckle, dessen Lebenswerk von dem einen Gedanken durchtränkt ist, daß die geistige Entwickelung der Menschheit nur auf dem Fortschritte der Intelligenz beruhe. Vor gerade dreißig Jahren hat Frauenstädt in d. Bl. das Buch Buckle's angezeigt und auf seinen Hauptgedanken hingewiesen, und noch nach einem Menschenalter ist es nöthig, denselben Gedanken auszuführen, als wäre er von gestern! Das beweist jedenfalls einen Mangel an literarischer Tradition, der gerade bei unserer Vielleserei sich oft erschreckend zeigt. Die Wissenschaft ist die Ursache der Cultur, die Kunst ihre Folge: das sollte heute jedem mindestens so klar sein wie der Darwin'sche Gedanke. Man liest heutzutage in die Breite, nicht in die Tiefe. Langbehn ist ein solcher Vielleser, der nur Citate, Buchbröckchen, die blinkend schienen, zusammenscharrte; er beklagt die heutige Halbbildung und spottet seiner selbst, er weiß nicht wie.

Der so viel bejammerte Specialismus gibt in einem weitern Kapitel Gelegenheit, die Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Arbeitstheilung wieder einmal darzuthun. Mit lebhaftem Vergnügen wird man die siegreichen Einwendungen des Verfassers gegen das abstruse Buch des Herrn Langbehn lesen, in dem dieselbe Ordnung herrscht, wie in der Welt vor dem ersten Schöpfungstage. Hier blickt in den Ausführungen manch ein schalkhafter Gedanke durch, und der Spott, den er laut Vorrede über die Wunderlichkeiten seines Widerparts nicht hat ausgießen wollen, sickert hie und da unwillkürlich durch die sachliche Darlegung. Einen ernstern Ton schlägt er an, als er auf die Verunglimpfung des Historikers Mommsen durch den Archäologen Langbehn zu reden kommt. Man wird die kräftige Antwort mit Genugthuung lesen, die hier der unwissenden Dreistigkeit ertheilt wird:

> Der „kundige Thebaner", mit dem wir es hier zu thun haben, nennt ihn kalt und seelenlos. Daraus folgt, daß er nicht einmal Mommsen's „Römische Geschichte", welche nicht nur in unserer Wissenschaft, sondern auch in unserer Nationalliteratur eine hervorragende Stelle einnimmt, gelesen haben kann; denn aus jeder Seite dieses herrlichen Buchs schlägt die helle Flammenglut der Seele mit solcher Gewalt hervor, daß sie selbst dem Blindesten nicht hätte verborgen bleiben können. Er beurtheilt ihn also nur aus seinem Verhalten zu Bismarck, das auch ich nicht vertheidigen will. Wer aber einen Mommsen verunglimpft, nur weil er als Politiker nicht selten geirrt hat, handelt nicht anders, als wenn er Friedrich den Großen einzig nach seiner dichterischen Begabung oder Goethe nach seiner Farbentheorie abschätzen wollte. Die Beziehung aller Theile auf das Ganze verlangt auch Herr Langbehn mit Recht von der Wissenschaft, und nie hat ein Gelehrter dieser Forderung vollkommener entsprochen als der große Specialist, welchen er anzubellen wagt.

Und schwerlich, dürfen wir hinzufügen, wird in unsern Tagen jemand diese Forderung mehr vernachlässigt haben, als Herr Langbehn, nicht nur bei der Beurtheilung Mommsen's, sondern allenthalben in seinem Buche, das weder ein Ganzes ist, noch Theile hat.

Die Bemerkungen über die Kärrner der Wissenschaft führen die ungestümen Anklagen gegen die Vertreter der Verstandesbildung auf ihren bescheidenen stichhaltigen Kern zurück. Sehr ansprechend ist das Gleichniß von den drei Reisenden, die je zehn Tage auf eine Fahrt nach Italien verwenden, womit die drei Größen des „Gebildeten", des „Makroskopikers" und des „Specialisten" gegeneinander abgewogen werden. Treffend neben vielem andern ist die Ausführung, daß man zu allen Zeiten Specialisten hatte; der wahre Universalmensch ist Robinson, dem dann freilich zum Bücherschreiben sowol Zweck als Zeit mangelt.

Im letzten Kapitel bespricht der Verfasser die Museen, gegen die Langbehn einen ähnlichen Sturmlauf unternimmt wie der unerschrockene Junker von der Mancha einst gegen die vierarmigen Riesen, die ihn dafür so unsanft ohrfeigten. Um dieses Kapitels willen allein sollte man das treffliche Werkchen lesen; denn hier ist die Unklarheit und Haltlosigkeit der Behauptungen des Gegners mit solcher Einfachheit und Sicherheit nachgewiesen, daß der Leser oft unwillkürlich lächeln wird.

Hier wird dargethan, daß die Bilder und Kunstwerke meist gar nicht mehr an die Stelle zurückgebracht werden können, wo sie entstanden; daß die Fresken und Altarbilder, die noch am ursprünglichen Bestimmungsorte stehen, oft sehr schwer zugänglich oder nur mit großer Mühe zu besichtigen sind; daß die geforderte Einordnung des Kunstwerks in ein künstlerisches Ganzes ganz unnöthig, ja der Wirkung eher nachtheilig ist. Endlich erweist der Verfasser, daß die Einrichtung der öffentlichen Museen immer noch die relativ beste ist, da nicht jeder eine Privatgalerie mit Rembrandts oder überhaupt mit guten Gemälden haben kann. Die angeblich „historisch unzweifelhafte Thatsache", daß mit dem Aufkommen der Museen der Niedergang unserer Kunst Hand in Hand gegangen sei, wird eingehend widerlegt und ihr Gegentheil unzweifelhaft mit historischen Mitteln erwiesen. Mit einem Appell an die kräftigen und gesunden Naturen klingt das Buch aus und erwähnt noch den Goethe'schen Satz aus Langbehn's Buche: „Es ist unbedingt ein Zeichen von Wahrheitsliebe, überall in der Welt das Gute zu sehen", mit der Schlußanwendung auf den modernen Jeremias: „Könnten doch er und seinesgleichen ihn beherzigen!" Nautilus.

Die Fortsetzung von Goedeke's „Grundriß".

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage, fortgeführt von Edmund Goetze. Vierter Band: Vom Siebenjährigen bis zum Weltkriege. Erste Abtheilung. Dresden, Ehlermann. 1891. Gr. 8. 17 M. 80 Pf.

Von dem bedeutendsten Werke, welches die Geschichtschreibung der deutschen Literatur wol nicht nur in der neuesten Zeit, sondern überhaupt aufzuweisen hat, von Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", liegt nun in der zweiten neu bearbeiteten Auflage, deren vollständige Durchführung der gelehrte, mit so außerordentlichen Kenntnissen begabte Verfasser leider nicht erleben sollte, die erste Abtheilung des vierten Bandes vor, ein Buch, das im großen Octavformate nicht weniger als 780 Seiten umfaßt im Gegensatze zu 643 Kleinoctavseiten der ersten Auflage, was also einer Vermehrung dieser Abtheilung um mehr als ein Drittel gleichkommt. Die Hauptarbeit des gewaltigen Werks hat Professor Edmund Goetze in die Hand genommen und ist dabei pietätvoll ganz im Geiste Goedeke's vorgegangen, nicht ohne natürlich der neueren und neuesten Forschung bis auf den Abschluß des Druckes vollständig freie Hand zu lassen. Schon Goedeke selbst hatte bedeutendere Ausführlichkeit geplant, insbesondere was die Erläuterungsschriften, Briefsammlungen und Aehnliches betrifft, seine nachgelassenen Aufzeichnungen weisen darauf hin, wie weit er in dieser Ausführlichkeit gehen wollte. In diesem Sinne ist denn die Fortsetzung des Werkes auch behandelt worden. Man braucht den starken, so inhaltreichen Band nur an einzelnen Stellen zu prüfen, ja nur an beliebigem Orte aufzuschlagen, um ermessen zu können, welche Summe von Arbeit hier erforderlich gewesen ist. Goedeke selbst konnte noch in der ersten Auflage das Material bewältigen, wobei allerdings er, der vereinzelte Arbeiter und Forscher, das eine oder das andere übersehen mußte, da kein Werk eines einzelnen Menschen, und sei es der mit Kenntnissen höchstbegabte, lücken- und fehlerlos genannt werden kann, zumal aber gilt das, wie jeder weiß, der jemals in dieser Richtung thätig gewesen, von bibliographischen Arbeiten. Das „fehlt bei Goedeke", welches sich in Antiquarkatalogen oder wissenschaftlichen Arbeiten hier und da vorfindet, ist nicht etwa eine Herabsetzung der Riesenarbeit dieses Gelehrten, sondern es ist eine Art von Ehrenbezeichnung für ihn geworden; denn es deutete dieser Zusatz eine Lücke an, die selbst er, der Bestbewanderte, Karl Goedeke nicht kannte, und obige drei Worte allein charakterisiren den „Grundriß" als das beste Werk, das wir in dieser Richtung besitzen. Wie außerordentlich das Material zur Geschichte unserer Dichtung im classischen Zeitalter und in der kurz vorhergehenden Periode gerade in den letzten dreißig Jahren — der entsprechende Band der ersten Auflage rührt vom Jahre 1862 her — gewachsen ist, braucht wol hier nicht besonders betont zu werden: das Freiwerden so vieler unserer Dichter vom Privilegiumszwange, die Auffindung wichtiger Briefe und Memoiren, die Erschließung des Goethe-Archivs und die überhaupt immer mehr ins Genauere eingehende Forschung haben eine Vermehrung der Schriften zur Geschichte unserer Dichtung und Literatur zur Folge gehabt, die man früher nicht ahnen konnte. Was ist allein in den verschiedenen inzwischen begründeten literarhistorischen, ja selbst in den allgemeinen belletristischen Zeitschriften an Mittheilungen hierüber niedergelegt worden, die oft von so hohem Werthe erscheinen! Es lag daher nahe, ja war geradezu unerläßlich in der neuen Auflage, zu bestimmten Kapiteln eine Reihe hervorragender Forscher als Mitarbeiter beizuziehen, die sich mit Specialstudien über gewisse Dichter oder Dichtergruppen befaßt hatten und die am besten in der Lage waren, die entsprechende Partie ihrer Studien vollständig zu übersehen und ihre Bearbeitung geradezu lückenlos werden zu lassen.

In dem Vorworte hat Professor E. Goetze mit größter Gewissenhaftigkeit die Persönlichkeiten genannt, die diesen einzelnen Theilen des großen Werks in der Neuauflage ihre bewährte Arbeitskraft zugewendet haben. Es sei daraus erwähnt, daß Klopstock und seine Zeit, Lessing und die Biographie Wieland's von Franz Muncker, Herder von Bernhard Suphan, dem Herausgeber der vortrefflichen Herder-Ausgabe, und von K. C. Redlich, Winckelmann von Karl Justi, die „Stürmer und Dränger" von August Sauer, die Popularphilosophen (Mendelssohn u. a.) von Daniel Jacoby, die Romanschriftsteller aus der Zeit Wieland's von Karl Müller-Fraureuth bearbeitet wurden, also von Männern, welche die eingehendsten Studien über die erwähnten Perioden unserer Literatur seit Jahren betrieben haben. Zur Bibliographie Wieland's haben auch die Arbeiten Bernhard Seuffert's das Ihrige beigetragen. Daß aber auch andere kenntnißreiche Männer den Herausgeber durch ihre Mitwirkung unterstützten, zeigt die Anführung ihrer Namen in demselben Vorworte.

Einer außerordentlichen Arbeit, die eigentlich ein Werk für sich bildet, hat sich Max Koch unterzogen. Es ist dies die von Seite 419 bis zum Schlusse des Bandes reichende Biographie und literarische Würdigung Goethe's und die bibliographische Darlegung der in den letzten Jahrzehnten so sehr angewachsenen Goethe-Literatur, die in übersichtlichen Gruppen bis aufs kleinste alles verzeichnet enthält, was über den Dichterheros gedruckt vorliegt, insbesondere auch die Uebersetzungen einzelner Werke Goethe's in die verschiedensten Sprachen. Die eigentliche biographische Abtheilung über Goethe ist von Max Koch vollständig neu bearbeitet unter Herbeiziehung des gesammten reichen Materials an neuen Mittheilungen, das sich, wie angedeutet, in den letzten Jahrzehnten angesammelt hat und das ganz zu bewältigen für den Biographen wahrlich keine

leichte Arbeit war. Wir erhalten damit ein vortreffliches Bild des Lebens und des dichterischen Entwickelungsganges Goethe's, ein Bild, das insbesondere auch durch große Uebersichtlichkeit und klare Darstellungsweise hervorragt.

Daß trotz aller Mitarbeiter für den, welcher nun an Goedeke's Stelle das Werk fortführt, für E. Goetze selbst, noch ein reichliches Stück Arbeit übrig blieb, wird jeder Kundige erkennen, welcher die natürlich gleichfalls umgearbeiteten ersten Kapitel ins Auge faßt und mit den entsprechenden Kapiteln der ersten Auflage vergleicht. Hat sich doch die literargeschichtliche Forschung und Untersuchung allen Perioden unserer Dichtung und insbesondere auch jenen der letzten Jahrhunderte in der neuern Zeit zugewendet und nicht nur jede Buchhändlermesse, sondern jeder Monat, ja jede Woche bringt neues Beachtenswerthes. Welche Mühe Professor Goetze auf die Correctur und deren richtige, gewissenhafte und genaue Durchführung verwendete, möge jeder auf S. VII des erwähnten Vorworts selbst nachlesen. Zu Nutz und Frommen der Weiterführung des großartigen Werks seien die Worte dieser Vorrede hierher gesetzt, welche auch bei den Lesern des vorliegenden Blattes nicht klanglos verhallen mögen: „Wenn mir etwas die Freude an der Arbeit noch erhöhen konnte, so war es die Möglichkeit, aus nächster Nähe tagtäglich zu sehen, wie viele dazu beitrugen, ein Werk, das ihnen in seiner ersten Gestalt Nutzen gebracht hatte, jetzt zum Danke dafür so gut wie möglich auszugestalten. Denn zu den Mitarbeitern gesellten sich auch andere, die ihren Antheil durch Zusendung von Programmen, Dissertationen, Berichtigungen oder Rathschlägen kundgaben." Zu den Vorzügen des in neuer Bearbeitung vorliegenden Werks gehört auch die besondere Sorgfalt, mit welcher die geographischen Namen behandelt erscheinen, und die Auffindung und Anführung der Autornamen vieler Werke, die nach einer leidigen, oft geradezu grundlosen Gepflogenheit insbesondere im 18. Jahrhundert anonym erschienen sind. Auch der vorliegende Band hat am Schlusse ein alphabetisches Register angehängt. Es wird zwar nicht allen Anforderungen genügen, doch ist nach der Bemerkung des Herausgebers in Auftrag gegeben, daß ein vollständiges genügendes Register am Ende des ganzen Werks erscheinen kann. Wenn man bedenkt, daß diese Abtheilung des vierten Bandes in kaum zwei Jahren begonnen und zu Ende geführt wurde, so kann man dem Fleiße und der Ausdauer aller daran Betheiligten hohe Anerkennung nicht versagen; es ist bei gleichem Fortschreiten die gegründete Hoffnung vorhanden, daß die Neuauflage von Goedeke's „Grundriß" in einer nicht allzu langen Reihe von Jahren vollständig vorliegt als ein Werk echt deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, wie ein ähnliches nicht so leicht eine andere Nation wird aufweisen können.

Anton Schlossar.

Erzählungen und Romane.

1. Coulissengeister. Roman von Theophil Zolling. Leipzig, H. Haessel. 1891. 8. 6 M.

Seinen beiden Romanen „Der Klatsch" und „Frau Minne" hat der Verfasser den obigen dritten berliner Roman folgen lassen, in dessen Mittelpunkt eine Wienerin steht, eine Gräfin Mary Landegg, die Tochter einer einst berühmt gewesenen Opernsängerin. Vor die Wahl gestellt, ohne Liebe zu heirathen oder ins Kloster zu gehen, entschließt sie sich, dem verwöhnenden Leben, in welchem sie aufwuchs, zu entsagen und auf die Bühne zu gehen. Talent dafür bringt sie als Erbstück ihrer Mutter mit; erleichtert wird ihr das Eintreten in den neuen Beruf durch ihre Bekanntschaft mit dem Gründer eines neuen berliner Theaters, der ihr bei Gelegenheit einer wiener Wohlthätigkeitsvorstellung mit seinem Rath und seiner Bühnenkenntniß zu einem großen Erfolg verholfen hat. Zu ihm flieht sie und an seinem Theater schwingt sie sich, von manchem Zufall begünstigt, zu einem Bühnenstern erster Größe auf. Der Verfasser hat, wie auf anderen Gebieten in seinen beiden frühern Romanen, für die vorliegende Arbeit das Leben und Behaben des Bühnenvölkchens zum Gegenstande sehr eingehender Studien gemacht, sodaß die Lektüre aufs vollständigste in die Welt der Schminke und des Scheins einführt, allerdings in den Grenzen eines Kunstinstituts, dessen weibliche Mitglieder, bei der Unzulänglichkeit ihrer Gagen, auf die Zuschüsse guter Freunde angewiesen sind. In welcher Weise die gräfliche Künstlerin die vielfachen Klippen dieses gefährlichen Fahrwassers umschifft, was sie an Demüthigungen, Kabalen und Geldnöthen durchmachen muß und wie nahe sie zu mehrern malen daran ist, sich von dem Theaterleben ernüchtert abzuwenden, das mag man dem Roman selbst entnehmen. Harte Urtheile kommen in dem Buche in nicht geringer Zahl zu Worte, wenn auch nicht gerade als die Ansicht des Verfassers. So schildert Baron von Malkewitz der jungen Gräfin, als sie, von ihrem ersten Erfolg geblendet, noch alles im goldenen Lichte sieht, das Bühnenleben, wie er als Theaterfreund es kenne:

> Sie müssen mit halb gebildeten, leichtsinnigen Collegen verkehren, obgleich es auch an ehrenwerthen Ausnahmen nicht fehlen mag. Das Gerede, die Intrigue herrschen dort. Versenkungen überall, Fallstricke und Gruben, die man Ihrer Tugend legt, und was aus dem Zuschauerraum zu Ihnen dringt als Verehrung und Bewunderung, entpuppt sich als Habsucht, Heuchelei, Begierde. Es ist eine Welt der Lüge und an dieser Lüge geht ein jeder moralisch zu Grunde, der sich ihr nähert. Das Gemeine bändigt hier alle.

2. Gräfin Alma Adlerskjöld. Roman von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Augsburg, B. Schmid. 1891. 8. 4 M. 40 Pf.

Wie aus der Buchhändleranzeige auf dem Umschlage

hervorgeht, hat die Verfasserin bereits eine stattliche Anzahl von Romanen, Novellen, Humoresken und Aehnlichem im nämlichen Verlage erscheinen lassen; auch einige Lustspiele sind darunter. Nach dem vorliegenden Romane zu urtheilen, wendet sie sich vorwiegend an katholische Leserkreise, worauf schon die Titel mehrerer dieser Arbeiten hindeuten dürften; so „Celeste Alland oder gemischte Ehen", „Vier Lebensbilder aus dem Tagebuch einer Schwester des dritten Ordens", „Mit und ohne Vocation, socialistischer Roman aus der Zeit Joseph's II." Die Heldin des neuen Romans, Namens Alma ist die Tochter einer französischen Katholikin. Bei einem Schiffbruch an der baltischen Küste verlor die Mutter des Kindes ihr Leben; seiner nahm sich ein alter Schiffer an. Durch eine Anzeige in den Zeitungen wird nach längerer Zeit der Vater des Kindes ausfindig gemacht, ein junger schwedischer Graf Adlerskjöld, der nach dem Schicksal von Weib und Kind bis dahin vergeblich geforscht hatte und jetzt glücklich ist, wenigstens das Kind noch am Leben zu finden. Die Erzählung ergeht sich nun vorwiegend in Schilderungen des Zwiespalts, in welchen das kleine Mädchen durch die Kunde versetzt wird, daß es die Tochter einer Katholikin ist. Schon in ihrem neunten Jahre hat sie beim Anblick einer Medaille der unbefleckten Empfängniß die einem Kinde schwer zu beantwortende Frage gethan: was ist unbefleckte Empfängniß? In Schweden, wohin der Schauplatz des Romans nun verlegt wird, entwickeln sich im Laufe der Jahre die confessionellen Wirren Alma's unter allerlei Einflüssen in immer stärkerer Weise, sodaß sie sich, als Theilnehmerin am protestantischen Gottesdienst, der „Apostasie" anklagt und endlich als Gattin und Mutter heimlich zum Katholicismus übertritt, wodurch sie ihr Anrecht auf ihr Kind und ihren protestantischen Gatten, den Grafen Adlerskjöld, verliert. Dieser heirathet eine Abenteurerin und stirbt im Zweikampf, von einem Liebhaber seiner zweiten Gattin ins Herz getroffen. Alma gelangt nunmehr wieder in den Besitz ihres Töchterchens, dem sie das Glück zu Theil werden läßt, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen zu werden.

Wie dies die etwas aufdringliche Tendenz des Buchs mit sich bringt, sind die darin vorkommenden Protestanten, soweit sie nicht zum Katholicismus übertreten, von der Verfasserin nicht sonderlich liebevoll geschildert. Die protestantische zweite Gattin des Grafen Adlerskjöld wurde bereits Abenteurerin genannt; sie ist Schlimmeres: wer sich mit ihr einläßt, verarmt. Der Graf selbst und ebenso sein Vater sind Geizhälse und herzlose Patrone. Die besser gearteten Protestanten bekehren sich, sie haben in Rom die wahre Religion kennen gelernt und kehren beseligt heim, einer sogar als Jesuit. Vorgearbeitet hatte zu seiner Bekehrung die Lektüre der Schriften Luther's. Er war in Verehrung des Reformators aufgewachsen, auch die Reden Luther's an die deutschen Bauern gefielen ihm noch:

> Aber mit einem male veränderte sich der Ausdruck seiner Züge: „Was ist das?" rief er, „Luther, der den Bauern Aufruhr gepredigt hat, ermahnt jetzt die Herren, auf sie einzudringen, sie zu Paaren zu treiben und, wenn es sein müßte, sie zu erschlagen! Das ist ja eine Inconsequenz, eine unbegreifliche Härte, eine große Grausamkeit! Herr Gott, was muß ich alles in seinen Schriften finden! Und solch einem Reformator hing ich bis jetzt mit Leib und Seele an!"

Für den Leserkreis d. Bl. dürfte diese Probe genügen.

Robert Waldmüller.

3. Der Herr Executor Brandlhuber. Komischer Roman aus Siebenbürgen von Rudolf Berguer. Mannheim, Bensheimer. 1891. 8. 3 M.
4. Aus der Lebensschule. Roman in zwei Bänden von Adolf Herzog. Dresden, Pierson. 1891. 8. 5 M.
5. Zwischen Narowa und Niemen. Baltische Erzählungen und Skizzen von Eberhard Kraus. Erstes Bändchen. Mit zwei Umschlagzeichnungen von der Hand des Verfassers. Liebau, Puhze. 1891. 8. 3 M.
6. Erzählungen aus Sylt's Vergangenheit in freier Darstellung. Tondern, Dröhse. 1891. 12. 2 M.
7. Fräulein Valerie. Aus dem Leben arbeitender Frauen. Von Michal Balucki. Aus dem Polnischen übersetzt von Z. Lasińska. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1891. 8. 5 M.

Einen komischen Roman nennt Rudolf Berguer sein Buch „Der Herr Executor Brandlhuber" (Nr. 3). Darin liegt eine anerkennenswerthe Bescheidenheit. Er konnte ja auch humoristisch sagen. In der That ist dieser Brandlhuber eine Gestalt oder vielmehr ein Motiv ganz nach dem Herzen eines Humoristen. Ich bin auch überzeugt, daß ein solcher Executor, von Wilhelm Raabe gezeichnet, im Leben nicht besser und nicht schlechter gewesen wäre als der von Berguer. Nicht im Motiv, in der Ausführung liegt der Unterschied. Und in der Ausführung ist dieser Brandlhuber allerdings keine humoristische dichterische Gestalt, sondern in Wahrheit eine komische Figur, nämlich in dem Sinne, wie man auch sagt eine traurige Figur. In dem Executor Brandlhuber liegt eine doppelte Aermlichkeit, einmal die des im Leben ausgewählten Menschenexemplars und dann die seines künstlerischen Urhebers. Gegen die erstere wäre nichts zu sagen, die letztere ist zu groß. Der Dichter kann uns noch so große Dürftigkeit vorführen, in der Art, wie er es thut, muß er den ganzen Reichthum und Glanz, alle Schönheit und Hoheit seiner gottbegnadeten Seele zeigen. Das ist dann eben der Humor an der Sache. Freilich — ein Schelm, wer mehr gibt, als er hat.

Eine große Zukunft verspreche ich Adolf Herzog, dem Verfasser des zweibändigen Romans „Aus der Lebensschule" (Nr. 4) — obwol Lebensschule gerade nicht sehr geschmackvoll klingt —, eine große Zukunft, nämlich in Familienblättern und Zeitungsfeuilletons. Es ist das ein Roman, wie ihn 99½ Procent derer, die in Deutschland überhaupt Romane lesen, sich wünschen. Die zwei Bände triefen ebenso sehr von „Moral", wie sie aller Poesie bar sind, und lassen nach bewährtem Recept die Tugend sich nur zu Tisch setzen, wenn sich das Laster erbricht; sie begnügen sich zwar mit der Darstellung einer ganz und gar bedeutungslosen Alltäglichkeit, aber doch nicht ohne die-

selbe stellenweise etwas herauszuputzen und zu ihrem höhern Zwecke zuzustutzen, und sie wollen durchaus nicht Welt und Leben zur Anschauung bringen wie sie sind, in Gut und Böse, in Häßlichkeit und Schönheit, sondern nur wie der richtige Romanleser oder vielmehr die richtige Romanleserin diese in einem richtigen Roman erwarten. Diese Erwartungen nicht zu täuschen, ist aber das größte Verdienst des Romanschriftstellers wie es sein soll und — wie die Redactionen ihn haben wollen. Wenn ich dann noch hinzufüge, daß der Gedankengehalt des Buches gerade dem einer gewöhnlichen Salonunterhaltung gleichkommt, so bin ich überzeugt, dem Verfasser und seinem Werke vollkommen gerecht geworden zu sein.

Nicht ohne Werth sind die „Baltischen Erzählungen und Skizzen" (Nr. 5) von Eberhard Kraus. Sie hätten auf besserem Papier und sorgfältiger gedruckt werden sollen. Zwar läßt sich an den rein dichterischen Fähigkeiten des Verfassers viel aussetzen: Eigentlich lebendig sind seine Gestaltungen nicht; und wenn er uns auch beweist, daß er über eine gründliche Anschauung von Land und Leuten in den behandelten Provinzen verfügt, so hat er doch die reichen Localtöne nicht mit voller, warmer Farbigkeit in seine Gemälde zu bringen gewußt. Damit aber wären seine Erzählungen erst poetisch geworden. Eins ist er unbestreitbar: ein Mann von höherer Bildung, von ernster Gedankenschulung. Wenn es deshalb mit seinem Stile immer etwas hapert, wo es sich allein um dichterische Darstellung handelt, so wird dafür seine Sprache fast untadelhaft bei allen Stellen bloßer prosaischer Auseinandersetzungen. Die dargestellten Verhältnisse gewinnen an Interesse dadurch, daß sie oft deutliche Beziehung auf die socialen und nationalen Kämpfe der Gegenwart haben. Dabei ist der Verfasser nicht einseitig, er ist es wenigstens nicht mehr, als es jeder nothwendig sein muß, der im Dienste geistiger Streitmächte schreibt und nicht aus reinem künstlerischem Trieb, dem es einzig um lebendige schöne Gestaltung zu thun ist. Charakteristisch für den Verfasser und wol lesenswerth scheint mir die folgende Stelle:

Der physische Arbeiter, der sein Leben im Dienste eines und desselben Brotgebers verbracht hat, verliert oft gänzlich das Gefühl der eigenen Individualität, seine geistige Entwickelung vollzieht sich in einer außerhalb seiner Ichsphäre liegenden Richtung, sein Denken und Streben geht im Interesse seines Herrn auf, mit dem er sich eins fühlt und dem er sich angliedert, wie der Arm sich in den Dienst des Hauptes, die Kraft sich in den des Verstandes stellt. Es ist der Einfluß der höheren Vernunft auf die niedere, des geistigen auf das körperliche Element, der sich hier geltend macht. Ein verständiger wohlwollender Herr, der ein fühlendes Herz für seine alten treuen Diener zeigt, hat eine unendliche Macht über sie. In ihm verpersönlicht sich für sie alles, was in ihr eintöniges, arbeitshartes Leben aus einer höheren, bedeutenderen, inhaltsvolleren Welt hineinragt, sein Lächeln ist für sie eine Ermuthigung, ein Sporn zu neuer Anstrengung. So gewiß ein derartiges Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, ein solches Aufgehen in den Zielen eines anderen nicht gerade der Bestimmung selbständiger Entwickelung entspricht, die wol jeder Mensch auf diese Welt mitbringt, so gewiß ist es in bestimmten Entwickelungsperioden der Gesellschaft nur auf diesem Wege möglich, daß ein höherstehender Geist die Kraft niederer Intellecte in seinem Dienst zu gemeinsamer nutzbringender Thätigkeit versammelt. Kein großer Herrscher, Feldherr oder Staatsmann, kein Bahnbrecher einer neuen Geistes- oder Kunstrichtung wäre denkbar ohne diese magnetische Kraft der hohen Stellung, der Bildung oder des Geistes, welche Naturen von untergeordneter Eigenart und Energie dazu zwingt, sich blindlings um den geheimnißvollen Pol zu scharen, damit sie ihn mit ihrer physischen Eisenhärte decken und schützen.

Auf dem Titelblatt der „Erzählungen aus Sylt's Vergangenheit" (Nr. 6) verwundert man sich über den Zusatz: „in freier Darstellung". Man weiß kaum, was man dabei denken soll. Erst auf der letzten Seite beliebt es dem Verfasser, uns das Räthsel aufzulösen, indem er uns hier, zugleich mit dem Druckfehlerverzeichniß, mittheilt, daß die Erzählungen nicht eigene Dichtungen sind, sondern Uebersetzungen oder vielmehr „freie Bearbeitungen" aus dem Dänischen, wenn ich recht verstanden habe. Bis jetzt pflegte man derartige Nachrichten auf das Titelblatt zu setzen; das war ehrlicher. Und doch wird man das neue Verfahren, worauf sich der Erfinder hoffentlich ein Reichspatent genommen hat, kaum der schwindelhaften Absicht zeihen dürfen; denn der namenlose Verfasser muß doch wissen, daß das deutsche Publikum in der Regel Uebersetzungen, aus welcher Sprache der Welt es auch sei, fast lieber liest als deutsche Originalwerke, besonders solcher Autoren, die ihm nicht schon wenigstens ein paar mal in seiner „Gartenlaube", oder wie man es sonst heißt, vorgestellt worden sind. Wenn er das nicht weiß und nicht bedacht hat, dann ist schwer zu begreifen, warum er derartige Geringfügigkeiten, wie diese Erzählungen, übersetzt oder überarbeitet hat. Welche Einnahmen könnte das deutsche Reich erzielen, wenn es, statt Brot und Wein, alle unnöthigen Uebersetzungen mit Zöllen belegte.

Eine solche ist auch „Fräulein Valerie" von Michał Bałucki (Nr. 7). Das Buch fängt so an:

Aus einer Restauration ersten Ranges, deren im ersten Stock befindliche Fenster trotz der späten Stunde hell in die dunkle Nacht hineinleuchteten, strömte eine kleine Schar von jungen Leuten, die sich lebhaft und laut unterhielten und noch lauter lachten.

„Nun, und wohin jetzt?" fragte der, welcher zuerst auf die Straße trat. „Wohin gehen wir?"

„Ich gehe nach Haus!" ließ sich der hinter ihm Gehende vernehmen, ein Blondin, soviel man beim schwachen Licht der Laterne, die der Wind fortwährend mit Wolken trockenen Schnees verdunkelte, erkennen konnte.

„Nach Haus? Bist du verrückt? Es ist ja erst elf Uhr. Es ist die beste Zeit zu einem Skat. Hört! Julius will nach Hause gehen. Was wirst du jetzt zu Hause anfangen? Zum Schlafengehen ist es doch noch zu früh?"

„Ich muß studiren. Das Examen rückt heran, und ich habe das Civilrecht noch nicht angerührt. Man muß sich jetzt dran halten."

„Eh, Unsinn! Was sollen dir die Examina, da du doch Landwirth werden sollst."

So und noch schlimmer, in ganz und gar inhaltlosem, trivialstem Hin- und Hergeschwätze geht es immer fort, unendliche Seiten lang, ja das ganze Buch enthält nichts anderes. Doch es streift wiederholt die sociale Frage.

Und wie? Wenn in einem Froschteich nur erst zwei oder drei Breitmäuler „Quak, quak" machen, macht auch bald der große tausendstimmige Chorus quak, quak, und jeder bildet sich gewiß wunder was ein auf das neue Lied, das er singt. Und wenn erst einmal ein paar Gemeinplätze recht gemein geworden sind, dann findet eine gewisse Sorte von Schreibern, Legion an Zahl, es so recht an der Zeit, sie begierig aufzugreifen und die Literatur, die man die schöne heißt, damit zu schmücken. Wie wenig geistiges Reinlichkeitsgefühl müssen die Herren haben! Im Reiche des Geistes aber hat die sociale Frage einen andern Sinn als im bürgerlichen Staat. Und vollends in der Kunst! Hier ist es eben keine Frage, hier kommen allein die Aristokraten in Anschlag. Sie allein werden hier lösen, was es zu lösen gibt, sie, die Könige und die Kaiser. Darin hat der Rembrandtfreund recht. Benno Rüttenauer.

Dramatische Werke.

1. Gordon's Tod. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Stein. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1891. Hoch 4. 1 M. 50 Pf.

Die Stoffwahl — Gordon's Tod — ist an sich vortrefflich, ja für einen großen Realisten, der allerdings mehr und glühendere Farben auf der Palette haben müßte als die Kleinmeister des augenblicklichen Modecealismus, ist der Fall Chartums sogar einer der gewaltigsten geschichtlichen Stoffe der Gegenwart. Wenn ich somit auch den dramatischen Takt in der Wahl seines Helden völlig anerkenne, die Ausführung Ludwig Stein's ist den Anforderungen der Zeit, wie der Idee und Bedeutung der Gordon'schen Kämpfe so mangemessen, daß ich mich bescheide, nur kurz darüber hinwegzugleiten. Die Handlung ist ohne Motivirung, in den Hauptwendepunkten sogar kindlich: ein paar zur Seite gesprochene Worte werden plötzlich für einen Charakter genügend, sich von Grund aus vor dem Zuschauer umzuwandeln. Ganz nach Willkür des Autors, der zu viel an die Actschlüsse denkt, müssen die Personen handeln, gleichviel ob es den nothdürftigsten Ansprüchen an Lebenswahrheit entspricht oder nicht. Es ist selbstverständlich, daß die Phrase Orgien feiert, wenn afrikanische Decorationen und bunte Costüme dazu Anlaß bieten. Die Selbstzucht, die der Sprache in künstlerischem, in echt dramatischem Sinne fehlt, erweist sich natürlich in der gesammten Composition ebenfalls als nicht vorhanden. Das Scheitern an diesem Stoffe, dessen Tragik und gewaltige Kraftfülle ich nochmals hervorhebe, war von einem erfahrenen Skeptiker allerdings vorauszusehen, wenn er schon in den ersten Zeilen merkte, daß ein schwächlicher Idealist sich an die Dramatisirung eines so realistischen Stoffs gewagt hatte. Im ganzen genommen ist das vorliegende Stück für die Zwecke einer Besprechung werthvoll, in welcher, wie in der vorliegenden, bunt zusammengeweht ist, was in den letzten Monaten an Dramen gedruckt wurde. An sich nur ein wenig charakteristisches, lebensunfähiges Stück, ist das vorliegende Drama als typische Erscheinung ein mustergültiger Vertreter einer Unsumme von verwandten Erzeugnissen des idealistischen Dilettantismus, der weder eine ernsthafte Kritik will, noch sie verdient.

2. Gewalt. Drama in vier Acten von J. Lippmann. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 1 M.
3. Die Sitte. Schauspiel in fünf Acten von Hans von Reinfels. Coburg, Bonsack. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Typen des realistischen Dilettantismus. Angesichts dieser beiden militerarischen Leistungen kann man allerdings nicht im Zweifel sein, daß die Phrase und die holde Verwirrtheit in dem oben besprochenen Stück eines idealistischen Dilettanten noch thurmhoch über dem geistlosen, handwerksmäßigen Gebahren sogenannter Realisten steht, so gern man auch der modernen Kunstbehandlung, selbst wenn sie stümperhaft ist, den Vorzug einräumen möchte.

„Gewalt" von Lippmann ist von beiden Stücken das schwächere. Von geradezu kindischer Einfalt sind Handlungen und Charaktere. Der Verfasser muß von sehr jugendlicher Erfahrung sein. Ein Vorwurf, eine Aberkennung möglicher dichterischer Kraft soll darin nicht liegen. Im Gegentheil, frische, wagemuthige, originell geartete Jugend ist mehr werth als steife und herkömmliche Klugheit des Alters. Aber Talent muß hinter dem Streben der Jugend stehen, ein inneres hellsehendes Vermögen muß das Leben in seiner Fülle voraus ergreifen. Nichts davon eignet dem vorliegenden Stücke. Es verräth weder Fleiß, noch Kenntniß, weder Talent, noch Poesie. Es ist ein dramatisches Kindergekritzel, das statt in den hölzernen Rahmen der Schiefertafel in den breiten Goldrand eines Gemäldes gebracht und damit der öffentlichen Verurtheilung rückhaltlos preisgegeben ist.

„Die Sitte", das andere realistische Dilettantenstück, unterscheidet sich in vielen Punkten von dem ersten. Von beiden Dramen ist es das gefährlichere. Vielleicht denkt jemand, der Polizeipräsident Herr von Richthofen, der das Stück in Berlin verboten hat, sei derselben Ansicht und so wolle es nicht viel besagen, wenn hier ein Kritiker das verdammende Wort dem hochgebietenden Herrn nachzusprechen sich beeile. Nein, im Sinne des Polizeipräsidenten finde ich das Stück „Die Sitte" nicht gefährlich; es strotzt geradezu von sogenanntem Edelmuth, sogenannter Moral und sogenannter gefühlvoller Tugend, die unter dem schlichten Gewande allen Lockungen des Lasters Trotz

bietet. Ich finde auch, daß dem Stücke durch das Verbot viel zu viel Ehre angethan und daß damit kundigen Thebanern erwünschte Gelegenheit gegeben worden ist, die Lärmtrommel für ein ganz werthloses Drama zu rühren. Und darin, in den zufällig begleitenden Umständen, die diesem Stücke eine Zeit lang ein Interesse zugewendet haben, liegt das Gefährliche. Bei uns in Deutschland ist das Interesse für dramatische Werke, die nur in Buchform vorliegen, gering, so selten, daß man über die äußern Umstände, die einem schlechten Stücke auch nur vorübergehend Aufmerksamkeit verschaffen, nicht stillschweigend hinweggehen kann. Eine Aufführung wäre für „Die Sitte" in literarischem Sinne eine Selbsthinrichtung; ein Polizeiverbot ist eine Verherrlichung, eine Anweisung auf Beachtung und Beurtheilung. Diesen Umständen gegenüber mußte das Urtheil hier so herb und leider so ausführlich sein.

4. Longinus. Trauerspiel von C. G. Ritter. Leipzig, C. G. Naumann. 1892. 12. 3 M.

Ein ernstes Buch. Manch flüchtiger Beurtheiler mag, an diesem Stücke vorübereilend, ein paar Worte über veralteten Stoff, unmoderne Anschauung und weltentrückte Ideenkreise flüstern. Er hat das Buch nicht gelesen. Die Mühe freilich, die eigenartige Gedankenwelt, die sonderbar schwere und doch rhythmische Sprache, den schlichten, oft herben und doch so wohl geordneten, harmonischen Gehalt in sich aufzunehmen, ohne daß ein bekannter Name dazu Veranlassung gäbe, diese Mühe gibt man sich in den Kreisen der dramatischen Kritiker so selten, wie man hier Verständniß eines Strebens, das abbiegt von den landläufigen Gleisen, findet. So wird mancher, dem das Buch in die Hände fällt, es gewissermaßen „mit dem Daumen lesen", soweit dies die zusammenhängenden Druckseiten gestatten, und es dann in dem Bücherregal vergraben, wo es am tiefsten ist. Er hat das Buch nicht verstanden.

Was mich an dem Drama besonders überrascht und fesselt, das ist der Ernst, mit dem der Dichter schafft. Auch wenn es einem nicht unzählige kleine Merkmale, Reminiscenzen und Streifblicke sagten, daß ein reiches Wissen, ein langes und originelles Innenleben sich hinter der Dichtung verbirgt, so könnte man doch aus der Sorgfalt, mit der alles motivirt und vorbereitet wird, wie aus der Energie und der geistigen Concentrationskraft schließen, daß diesem Dichter eignet, was keinem Dramatiker abgehen darf: ein fest geschlossener Charakter. Er wird also auf jeden Fall interessiren durch das, was er bietet. Von seinem künstlerischen Talent hängt es ab, wie er es bietet. Und da muß freilich gesagt werden: C. G. Ritter ist nicht ein großer dichterischer Gestalter von Charakteren oder Handlungen. Was er schafft, ist alles klar und klug, und das Ziel, dem er nachstrebt, ist das höchste. Und doch, nie wird man des Gelesenen recht froh. Man fühlt sich einem Ernst, einem Achtung heischenden Manneswillen gegenüber, aber das selige Selbstvergessen, die berauschende Fülle des Kunstwerks, die vibrirenden, leise verschleierten Töne, die aus der inspirirten Schöpfung zu uns sprechen, fehlen. Mit innerm Bedauern legt man ein Buch aus der Hand, wo so viel Tüchtiges erstrebt und doch nichts künstlerisch Freies erreicht wird.

5. Fürst und Bürger. Historisch-romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Weiland. Leipzig, Claußner. 1891. 8. 2 M.

Ein zu spät Gekommener. Sein Stück war bereits vor zehn Jahren vollendet, und berufene Meister, Paul Heyse und Heinrich Laube, haben als Mitglieder der mannheimer Schillerpreis-Commission ihr Urtheil darüber abgegeben. Aber erst heute, nach zehn Jahren, tritt der Verfasser vor die Oeffentlichkeit und hofft, daß die Gegenwart ihn entschädige und belohne für ein Verdienst, das er vor einem Decennium erworben und mit der zärtlichen Liebe, der harmlosen, naiven Selbstgefälligkeit eines erfolglosen Autors solange still bewahrt hat.

Den strengen Maßstab, den ein junger Dramatiker, der mit seiner Anfängerschaft kokett bescheiden prahlt, trotzdem mit Fug und Recht erfährt, finde ich beinahe nicht am Platze, wenn wie hier auf dem Titelblatt die Erklärung steht, vor zehn Jahren hätten Laube und Heyse das Stück „beachtenswerth" gefunden. An dies sehr mittelmäßige Lob, das noch eine erhebliche Abschwächung erfährt, wenn man bedenkt, wie schwach und klein die Mitbewerber gewesen sein müssen, hat der Verfasser jahrelang geglaubt und den unzähligen Enttäuschungen, die er als deutscher Dramatiker erlebte, den Angriffen der Gegner, der Gleichgültigkeit des Publikums, der wortkargen Verurtheilung der Presse, wie ein Schild immer wieder das verbriefte Urtheil seiner „Beachtungswürdigkeit" entgegengehalten. Und so wurde er ein zu spät Gekommener. Damals, in den achtziger Jahren, da hätte sich das eine oder andere an dem Drama hervorheben lassen, da hätte der Autor noch mit dem Maß gemessen werden können, das ihm bei der Production vorgeschwebt hat. Freilich: auch damals, vor zehn, vor zwanzig Jahren, hätte sich auf der Bühne die ganze Verwirrtheit, die construetionslose Schwachheit und Zerbrechlichkeit des vorliegenden Dramas offenbart. Ein zu spät Gekommener — heute können wir, wenn wir es ernst und aufrichtig nehmen, nur das Wort wiederholen.

Wie viel Stücke von unseren sogenannten ersten Dichtern, die vor einem Jahrzehnt geschaffen worden sind, vermögen noch heute auf der Bühne zu leben und nicht wie krause, verrenkte, unharmonische Alterthümer einer Periode zu wirken, deren man überdrüssig ist! Und wenn man nun von den Höhen herabsteigt ins Blachgefilde, wenn man wie hier weder technische Geschicklichkeit noch individuelles Dichterwesen in dem Drama eines Durchschnittsmenschen findet, kann sich das Urtheil gerechter und erbarmender äußern, als in den Worten, mit denen ich begann: ein zu spät Gekommener!? —

6. Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Martin Greif — einer unserer Größten, dem nur mit dem strengsten Maßstab begegnet werden darf. Wahrlich, ein Dichter, dem so viel herrliche Lieder gelungen, sollte darauf verzichten, als Dramatiker Werke zu produciren, die ihn auf eine Reihe mit zahllosen andern, von der Kritik als mittelmäßig und nichtig gekennzeichneten Autoren stellen. Es ist für jedermann peinlich, einem Mann wie Martin Greif klar zu sagen, daß auch sein neuestes Stück von innen und außen völlig undramatisch, ohne den geringsten Schwung, ohne die leiseste Originalität, eine vollendete Unbedeutendheit ist. Dies Gefühl wird zwar jeden Leser von „Ludwig dem Bayer" beschleichen, falls gedachter Leser Muth und Fähigkeit genug hat, gegen sich selber offen zu sein; aber wenige Beurtheiler in deutschen Landen werden das Verdict aussprechen wollen, weil Martin Greif mit seinem Autornamen auch für Mislungenes Achtung, Schonung, Rücksicht zu fordern scheint. Ich räume es ohne weiteres ein und weiß auch, daß es in diesem Falle sehr leicht ist, das freilich schwache Stück zu entschuldigen: wird nicht ein deutscher Kaiser in den Mittelpunkt gestellt, ein Wittelsbacher und ein Zoller dazu? Haben nicht selbst theaterfreudige Dilettanten, Bürger einer Stadt irgendwo in Bayern, die Schlacht von Mühldorf aufgeführt? Heißt das Drama nicht mit schöner Absicht ein vaterländisches Schauspiel? Sollte das nicht eine herbe Kritik zur Ruhe verweisen? Dennoch sei es ausgesprochen: Martin Greif hat in „Ludwig dem Bayer" ein undramatisches, schwungloses, unbedeutendes, nicht originales Stück geschaffen.

Um den letzten Vorwurf zuerst zu beweisen, muß man den Gesammtcharakter von Greif's Drama ins Auge fassen. Eine breite, ungewandt dialogisirte Geschichtserzählung, die keine Idee durchdringt als die eine, den Helden recht liebenswürdig, recht tapfer, recht treu und fromm darzustellen, ist bereits ein Kennzeichen, daß der Dramatiker Martin Greif kein origineller Schöpfer ist. Der Gegensatz eines Ludwig von Bayern und eines Friedrich des Schönen von Oesterreich ist nicht ungeschickt gewählt, und der Handel, der zwischen ihnen sich abspielt, reich an verborgenen dramatischen Conflicten in der Geschichte. Aber jedermann kennt sie, jedermann weiß, wie Friedrich in der kritischen Lage gehandelt hat. Der Reiz der Neuheit kann also nicht mehr im Stoff, er muß in den Motiven, in den Ideen, in den ungeahnt vertieften, glühenden, wild miteinander ringenden Leidenschaften liegen. Mit diesen und andern Ansprüchen trete ich an ein Drama wie das Greif'sche. Wie? Da finde ich nichts als die Kindergeschichte, schwerfällig angeordnet, ohne irgendeine nennenswerthe Erfindung? Da sagt mir Friedrich der Schöne oder Burggraf Zollern nichts, als was jeder Durchschnittsmensch mir auch sagen oder verschweigen würde, wenn er in der mittelalterlichen Gewandung steckte? Da frappirt nirgends ein kühnes oder farbiges Wort, nirgends ein Motiv, nirgends ein Actschluß? Da steht der gute Raupach, da all die andern gedankenarmen Dramenschreiber in moderner Buchausgabe vor mir, und ich soll den Autor eines Stücks, das zehn andere Dichter ähnlich fast ebenso geschrieben haben könnten, Original nennen? — Oder bedeutend? Vielleicht weil das Drama hie und da auf vaterländische Gefühle rechnet? Martin Greif als Lyriker in allen Ehren; in diesem seinem Drama ist er ohne Erfindung, ohne Größe. Sie alle, die Personen der Handlung und vornehmlich die Hauptpersonen sind Philister. Ludwig der Bayer hat keine Ader von einem Helden; er, der das Behagliche liebt, der die Dinge unter dem Gesichtswinkel eines Kleinbürgers der Stadt München sieht. Es soll ihm unbenommen sein! Denn auch so ließe sich ein Charakter denken, der ein Meisterstück der Dichtkunst wäre. Aber wir sollen diesen steifleinenen König heldenhaft finden, ihn lieben, mit ihm fühlen. Da versagt unser Mitgefühl, wie die Kunst des Dramatikers. Und der arme König Johann von Böhmen — der „schlechte" Charakter — muß in ein paar bei Seite gesprochene Worten dem Publikum verrathen, daß er ein böswilliger Gesell ist. Friedrich der Schöne redet in seiner Rolle viel Unnützes, für die Handlung Belangloses: ein untrügliches Zeichen des unbedeutenden Dramatikers. Auch das andere Merkmal eines solchen fehlt nicht. In dem Moment, da ein Charakter wie Friedrich der Schöne zu reden, zu wägen und zu streiten hätte, in dem Moment der Entscheidung, ob er in sein Gefängniß zurückkehren solle oder nicht, da ist Friedrich unbedeutend, wortkarg; kindisch geradezu ist der Fluchtversuch, der mit Hülfe der „Magie" Friedrich ermöglicht werden soll. Ein innerer Schwung der Charaktere fehlt, ein äußerlicher, theatralischer ist nach Möglichkeit versucht, aber nur von bescheidenem Erfolg begleitet worden. Dies ist ein Umstand, den ich beinahe loben möchte. Nichts ist für ein künstlerisches Empfinden verletzender, als wenn innere Leere und Schwachheit durch äußern Putz und Lärm halb verdeckt werden. Greif's Muse ist zu tüchtig und zu schlicht, um einen Beifall zu erschleichen.

Gewiß, die Lobenswürdigkeit der Absichten soll nicht verkannt werden, so scharf ich auch die Ausführung und das dramatische Können des Dichters beurtheile. Nachstehender Zug sei statt vieler hervorgehoben. Ein Drama „Schlacht bei Mühldorf", in dem der Conflict Friedrich's des Schönen mit sich selbst, mit seinem Weibe, mit seinem Volke, mit seinem Gott unausgenützt bleibt, wo der Conflict, ob er seinem Schwur getreu in die Gewalt eines feindlichen Siegers zurückkehren oder sein Leben, sein Weib, sein Land und Herrscherthum wie ein Mann vertheidigen soll, auch gegen seinen Eid, mit ein paar Jamben (S. 119) abgethan wird, ein solches Stück mag sehr moralisch, sehr vaterländisch, sehr abgeklärt, sehr Martin Greifisch sein — aber es ist weder schwungvoll noch bedeutend und ein Drama ist es sicher am wenigsten.

Friedrich Kummer.

Zur Alterthumskunde.

1. Die römischen Feste von Ruggero Bonghi. Deutsch von Alfred Ruhemann. Illustrirt von G. A. Sartorio und Ugo Fleres. Autorisirte Ausgabe. Wien, Hartleben. 1891. Lex.-8. 8 M.

Mitten hinein in das Gewimmel des römischen Neujahrstags führt uns der bekannte italienische Politiker und Gelehrte. Er redet die Quiriten an, als wäre er selbst einer, ertheilt ihnen Rathschläge und belehrt sie über den Ursprung der Feste und ihre Bedeutung. „Doch", sagt er einmal, „wozu soll das Suchen nach dem Warum? Werthvoller ist es, den Gebräuchen zuzuschauen." Im Juni, wo gar so viele Götter ihre Feste begehen, läßt er Fulvia bei ihrer Freundin Lesbia, die fleißig den Göttern dient, Belehrung suchen. Die Sprache ist äußerst lebhaft — soweit sich das aus der Uebersetzung erkennen läßt — und mehr mit Interjectionen durchsetzt, als unserm nordischen Geschmacke behagt. Aus dem Buche spricht ein warmes Nationalgefühl. Die Feste der Kybele sind als die einer fremdländischen Gottheit weggelassen. Freilich ist dagegen der ägyptische Isisdienst ausführlich behandelt. Da der Verfasser in der Hauptsache die Berichte der Alten über die Feste wiedergibt, gelehrten Erörterungen aber aus dem Wege geht und neuere Literatur überhaupt nicht anführt, habe ich keine Veranlassung, mit ihm über Einzelheiten zu rechten. Ob es gut war, so oft lange Partien aus den „Fasten" des Ovid einzuschalten, der ja nur die erste Hälfte des Jahres behandelt hat, lasse ich dahingestellt. In der Uebersetzung wenigstens hemmen sie nur die Lektüre und bereiten dem Laien manche Schwierigkeiten. Ob auch diese Stellen von dem Uebersetzer des Ganzen übersetzt sind, weiß ich nicht. Daß sie entlehnt seien, könnte man daraus folgern, daß sie sich an den Text des Buchs nicht immer anschließen.

Dem Werke ist ein Anhang über die ländlichen Feste des Jahres beigegeben (in der Uebersetzung 49 Seiten). Die etwas lange Einleitung dazu geht von dem Unterschiede zwischen altem und neuem Glauben aus:

> Schließlich glaubte man, die von den Menschen bisher geübte Verehrung der Götter jeder Gestalt und jeden Namens wäre zu nichts anderm mehr gut, als sie als Merkwürdigkeit nach den Büchern und Ueberlieferungen weiter zu erzählen und sich über sie lustig zu machen. Bis vor wenigen Jahren ist es damit in unsern (italienischen) Schulen nicht anders gehalten worden, ja, man hält es dort noch heute so. . . . Aber die Stunde ist gekommen, in welcher der Mensch sich selbst mehr zu achten beginnt.

Zugleich sind neue Werkzeuge des Studiums entdeckt worden. Die Familiengeschichte der Völker ist hergestellt, das stumme Wort hat sich in ein sprechendes verwandelt, und neben die vergleichende Sprachwissenschaft ist wieder die vergleichende Psychologie der Völker und die vergleichende Mythologie der Religionen getreten. In der Darstellung der ländlichen Feste selbst kehren dann viele schon behandelte Dinge zum Theil mit fast denselben Worten wieder. Den Schluß bilden Betrachtungen über den Unterschied zwischen griechischer und römischer Mythologie und über das Verhältniß des Christenthums zu beiden:

> Christus erschien den Römern nur als ein weiterer Gott, während er in den Griechen alle intellectuellen, moralischen und religiösen Fibern des Gemüths in Aufruhr versetzte. . . . Das Christenthum entkleidete die Natur, welche für eine so lange Zeit sein Zufluchtsort und Versteck gewesen war, des Göttlichen.

Der Verfasser bemerkt auch, daß viele von den ländlichen Festen herstammende Gebräuche noch jetzt bestehen, und berührt damit ein Thema, das kürzlich Trede in seinem Buche: „Das Heidenthum in der römischen Kirche", behandelt hat. Ob die in diesem Anhange ausgesprochenen Gedanken in der Uebersetzung dem jugendlichen Leser immer recht verständlich seien, möchte ich bezweifeln. Der ganze Anhang scheint übrigens ursprünglich eine andere Bestimmung gehabt zu haben. Darauf deutet auch der Umstand, daß für ihn besondere Bilder nicht gezeichnet worden sind.

Von den Bildern gefallen mir mehr als die eigentlichen Textillustrationen die Vignetten: ein bei seinen Schafen träumender und ein flöteblasender Hirt, Landschaften und Thierbilder, Männer-, Jünglings- und Mädchengestalten, Götterbilder und Zierstücke nach antiken Motiven. Sie sind geeignet, den Leser in die rechte Stimmung zu versetzen. Was ist uns dagegen der Eisenkraut sammelnde Tatius? Was die Annagelung eines Pferdekopfes an einen Thurm, dessen Aussehen uns unbekannt ist? Was der Tanz der Salier, wenn nicht wenigstens so wichtige Merkmale wie die Ancilia archäologisch treu dargestellt sind?

Wie aber hat der Uebersetzer seine Aufgabe gelöst? Der Uebersetzer eines solchen Buchs muß selbst den Stoff völlig beherrschen, er muß auch die in seiner Vorlage benutzten antiken Stellen herauserkennen und zu ihrem Rechte kommen lassen. Hier nun stoßen wir auf Schritt und Tritt an. Der Uebersetzer läßt öfter italienische Ausdrücke ohne allen Grund stehen z. B. pugillari und dittici, die altrömische Vermählungsformel citirt er: Dove tu gaio (!), io Gaia, er vermengt zwei Sprachen in Fortuna publica primigenia del popolo romano, er behält oft die italienische Endung bei lateinischen Worten bei, wie in Conso, schreibt freilich umgekehrt wieder Vedius Pollins für Pollio. Er braucht die Götternamen madre matuta, ein anderes mal Mutter Matuta für Mater Matuta, Pallade u. a., er redet von Claudius Appius Ciecus, von Tanaquilla, Silla, Calpurnius Pisone, von den Festen der Saturnali statt Saturnalia u. s. w., schreibt Brüder Arvali, später Arvalier-Brüder, die Chiuser (Einwohner von Clusium), kennt einen Sieg Cäsar's bei Farsala, Bighen und Trighen, neben Quadrigen aber auch Qua-

drigheu, ein lettisternium. Diese Liste ließe sich leicht noch vermehren.

Der Uebersetzer weiß überhaupt in lateinischen Worten wenig Bescheid; er schreibt: zu Ehren der Honos, dem römischen Plebs, des lux, pelagum. Auch sonst sind Fehler und Versehen aller Art sehr häufig. Der Uebersetzer schreibt: „an der fünften Meile der Via Claudia, Lybien, Halikernassus", braucht Sabina als Land, romanisch im Gegensatze zu italisch und redet von der alten Italianität der Carmenta. Wir lesen Sätze wie S. 21: „nun wurde die italische Carmenta zur Parrasia (für Parrhasia), Tegea (für Tegeaea)", zur göttlichen Mänalide, und S. 71: „. . . opfern heute der Venus Ericina (!) vor dem Collinischen Thore. Ericina (!) hieß der Tempel, weil man dieselbe Venus auf dem Berge Ericä (für Eryx) in Sicilien verehrte". Noch schlimmer ist S. 71 die Mauer des Servianus (!) und S. 147 die Stadt Serviana (!) für servianische Stadt und Mauer. Einmal erscheint der freie Vater, italische Bacchus, an anderer Stelle gar der Vater Liberus und, damit die Verwirrung vollkommen werde, wiederholt Dionysius für Dionysos.

Manche sachlich falschen Erklärungen kommen jedenfalls auch auf Rechnung des Uebersetzers, wie S. 51 der nach zwei Seiten (ancile) gewölbte Schild der Salier. Bei Beschreibung des Göttermahles, des lectisternium, heißt es S. 163: „die Brustbilder der Götter wurden in (!) ein Bett gelegt". Der Mundus (S. 132) ist nicht ein Graben, sondern eine Grube. Unverständlich bleibt mir der Satz S. 32: „auf der Straße, die zum Circus im Lupercal führt" — ich vermuthe: vom Lupercal, und die wiederholte Bezeichnung Suburb oder Suburba für Subura. Sollte ferner der Uebersetzer in seiner Vorlage als Ende der Wasserleitung nicht richtig gefunden haben prope frontem saeptorum (S. 23 Anm.) statt pr. fontem s. (Frontin giebt an: secundum frontem Saeptorum), und wo er davon spricht, daß den Wölfen im Circus angezündete Fackeln an den Schwanz gebunden werden (S. 69), sollte er da nicht richtig das Wort volpe gefunden haben?

Es widerstrebt mir, auch die vielen Ungeschicklichkeiten des Ausdrucks und die grammatischen Verstöße zu registriren. Formen wie: werfe (als Imperativ), sponnen, des Jupiters, die Gattin jenes Enander, zu deutsch guten Mensches (wo übrigens genauer Mannes zu übersetzen war), die Wiedererwachung, Stock zum erdröhnen machen des Schildes, sind nur einige Proben. Richard Opitz.

2. Ithaka, aus eigener Anschauung geschildert von R. Menge. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 80 Pf.
3. Troja und die Troas, aus eigener Anschauung geschildert von R. Menge. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Die Entwickelung der Tragödie bei den Griechen. Von O. Weißenfels. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Der römische Triumph. Von E. Pohlmey. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 1 M.

Wir haben vor uns vier erschienene Hefte, welche Theile einer fortzusetzenden „Gymnasialbibliothek" bilden sollen. Der Gedanke hieran ist dem „immer allgemeiner und lebhafter geäußerten Wunsche nach einer stärkern Betonung der realen Seiten des classischen Alterthums" entsprungen, und hat den Zweck, die „häusliche Lektüre des Schülers in Beziehung zu bringen zu dem Gedankenkreis seiner Schullektüre".

Ob die „häusliche Lektüre" eines Gymnasiasten vorzugsweise aus Büchern und Tractaten, welche Gegenstände des classischen Alterthums behandeln, bestehen werde oder bestehen solle, ist die Frage; daß sie bisher diesen Charakter nicht oder doch nur ausnahmsweise hatte, ist gewiß, und man muß sagen auch natürlich. Bei einem Minimum von sechzehn wöchentlichen Unterrichtsstunden, welche den classischen Sprachen gewidmet waren, und einem Minimum von ebenso vielen Stunden, welche der häuslichen Vorbereitung hierauf und der Bewältigung von Repetitionen, Gedächtnißübungen u. s. w. dienen mußten, konnte man es auch dem gewissenhaftesten Primaner nicht verargen, wenn er das bischen freie Zeit, das ihm in seinen Jugendgarten gegönnt war, lieber zur Pflege anderer und duftigerer Pflanzen verwendete als der Werke Cicero's und Xenophon's; selbst von Sophokles und Plato hatte er einstweilen an dem, was der Lehrer in der Schule gab und von häuslicher Vor- und Nacharbeit verlangte, genug und verwandte lieber Zeit und Muße dazu, sich am frischen, saftigen deutschen Obst zu erlaben. Das verlangte sogar der Lehrer des Deutschen, der in der Schule für die Lektüre und Erklärung seiner Classiker keine Zeit fand. Was man bei gewissenhafter Vorbereitung auf die lateinischen oder griechischen Classiker etwa lesen mußte, das schöpfte man getrost — man durfte ja! — und so rasch als möglich aus einem der Reallexica, etwa Kraft oder Lübker, und dies genügte auch vollständig; wenn etwa einmal nicht, nun, so war ja, zur Ergänzung, der Lehrer da.

Jetzt soll das also anders werden. Die Realien müssen einen „breitern Raum einnehmen", darum — erhält der Schüler für jedes wichtigere dieser Realien ein besonderes Heft in die Hand. Der Schüler wird sie lesen, wenn er muß, wenn es ihm der Lehrer zur Pflicht macht, um „Zeit für anderes zu gewinnen". Aber ist denn dieses „andere" ein so himmelschreiendes Bedürfniß, daß der Lehrer nicht einige Stunden seines Lehrpensums den Realien widmen kann, besonders wenn ja gerade die Realien nach der jetzt herrschenden Ansicht so wichtig sind? Es scheint in der That eine eigenthümliche Folgerung: weil die Realien so wichtig sind, so werden sie in der Schule beiseite gelassen! Ich kann mir noch denken, daß eine Einleitung in die Lektüre der griechischen Tragiker, wie sie Nr. 4 bietet, in den Händen des Schülers von Nutzen sein kann, wenn sie seiner Fassungskraft angemessen ist und nicht alles, was selbst die Gelehrten nicht wissen, erschöpfen will — warum aber der „römische Triumph" in dieser Ausführlichkeit vor dem Schülerauge vorüberziehen soll und warum die ganze trojanische Frage, die

Localfrage nämlich, die heute gerade so ungelöst ist, wie vor zweitausend Jahren, oder die Topographie von Ithaka (ebenfalls als Frage, und nicht weniger dunkel als die vorhergehende) mit allem Detail vor dem Schüler aufgestapelt und aufgetakelt werden soll, das ist auch eine Frage, und wir fürchten, es wird eine solche bleiben. Zum Verständniß Homer's tragen die localen Untersuchungen, welche durch und seit Schliemann's Entdeckungen wieder in Fluß gerathen sind, auch nicht das Mindeste bei, und am allerwenigsten dann, wenn die Gelehrten über die Haupt- und Nebenpunkte nicht einig sind. Ob Homer sein „Troja", sein „Ithaka" selber gesehen und die in Betracht kommenden Localitäten gemäß seiner Autopsie geschildert hat oder nicht, ist für den Schüler absolut einerlei. Was ihm über Homer und über die homerischen Gedichte zu wissen frommt, liegt völlig abseits von der Ortsfrage. Wie die Oertlichkeit in dem und um das angeblich auf Hissarlik wieder aufgefundene Troja aussah und aussieht, mag für diesen oder jenen Schüler interessant sein zu wissen, aber es ist Liebhaberei, in seinen Homer-Studien fördert es ihn nicht. Muß doch der Verfasser von Nr. 3 selber gestehen, daß wir nicht befugt sind zu der Erwartung, in den Trümmern (auf Hissarlik) die Spuren jener vom Dichter geschilderten Pracht wiederzufinden, und „daß wir aus den reichhaltigen Sammlungen, welche das Schliemann-Museum in Berlin bietet, für die Erklärung des Homer unmittelbar nur wenig Gewinn haben". Und doch sind die meisten der in den Text eingedruckten Holzschnitte nichts anderes als Abbildungen von Stücken jener Sammlung. Für diese Bilder und andere (den Schliemann'schen Werken entnommene) werden gebildete Leser dem Verfasser recht dankbar sein, auch wol Schüler — aber aus archäologischem Interesse, nicht weil sie sich in ihren Homer-Studien irgendwie gefördert fühlten. Es bedarf überdies schon eines sehr geübten Auges, um sich in die Situationspläne hinein- und wieder aus ihnen herauszufinden; ob ein Schüler Lust dazu verspüren wird, scheint uns sehr fraglich. In Nr. 2 soll nachgewiesen werden, daß Homer die Insel seines Helden Odysseus, Ithaka, kannte, und zwar aus Autopsie, daß er ferner gewisse Oertlichkeiten (vornehmlich die Nymphengrotte und die Weideplätze des Eumäus) naturgetreu schilderte; Stadt und Burg des Helden gibt der Verfasser selber als Phantasiebild preis. In den Streit hierüber — bekanntlich hat ein gewiegter Philologe das ganze homerische Ithaka für ein Phantasiebild des Dichters erklärt — wollen wir uns hier nicht einmischen, aber auch der Schüler als solcher sollte, scheint uns, nicht dazu angehalten werden. Was hätte er auch davon! Auf seiner Wanderung durch die homerische Märchenwelt bis zum Ziel und Endpunkt derselben, dem Verständniß Homer's, hat er viel nöthigeren Vorrath mitzunehmen und täglich sich neu anzueignen als jenen aus lauter Fragen und Zweifeln bestehenden, der ihn dem Ziele um keinen Schritt näher bringt.

Im übrigen soll auch hier gern zugegeben werden, daß gebildete Leser dem Verfasser Dank wissen werden für seine anmuthige Schilderung und zuverlässige Führung.

Die gleichen Leser werden auch mit den Nummern 4 und 5 nicht ohne Genuß und Belehrung sich vertraut machen; beide sind gut und mit Sachkenntniß geschrieben; nur genügt, was den in Nr. 5 behandelten Gegenstand betrifft, für den Schüler der betreffende Artikel seines Reallexikons und, wenn er keins hat, die gelegentliche Auseinandersetzung seines Lehrers (Gelegenheit findet sich bei jedem römischen Historiker).

Nr. 4 enthält manches, worauf der Lehrer, der seine Schüler in die Lektüre der griechischen Tragiker einführt, nicht näher eintreten kann, mag also als wirkliche Ergänzung des mündlich Vorgetragenen seine Geltung und seinen Werth haben. Der Schüler findet darin manch tiefes Wort, manchen fruchtbaren, zum Nachdenken anregenden Gedanken, z. B. über Bedeutung und Rolle des Chores, über die Verwendung der Schicksalsidee und das Verhältniß der tragischen Schuld zu derselben, welches Verhältniß der Verfasser genau und endgültig zu bestimmen sich versagen mußte, und zwar aus dem sehr stichhaltigen Grunde, weil die Alten selber nichts weniger als klar darüber gewesen sind, über die Stellung des Euripides zu seinen Kunstgenossen u. a. m. Der Verfasser wird aber selber gestehen müssen, daß manches, was er in seine Darstellung aufgenommen hat, über den Horizont eines Schülers hinausgeht.

F. Mähly.

Philosophische Schriften.

1. Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. Die altindische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus von Hübbe-Schleiden. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1891. Lex.-8. 3 M.

Nachdem der Verfasser in seiner letzten Schrift kein Bedenken getragen, Lazar Hellenbach als Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit zu feiern, bekennt er sich in dem vorliegenden Buche zur altindischen Weltanschauung von der individuellen Causalität und der durch sie verursachten wiederholten Verkörperung. Das Dasein ist ihm ein Weltkreislauf der individuellen Wesenheiten, welche so lange andauern, bis sie das Dasein ganz erschöpft und alles Leben bis zur endlichen Vollendung umfaßt haben. Eine und dieselbe Urkraft wirkt in allen Individualitäten; das gleiche Gesetz bildet und erhält, zerstört und schafft

alles von der kleinsten bis zur größten Einheit. Aber die Ursächlichkeit und Unveränderlichkeit der Kraft bedingen, daß alle diese individuellen Einheiten fortbestehen müssen. Die Zeit ihres Fortbestandes ist für uns unermeßlich und wir können nur so viel mit Gewißheit sagen, daß jede von ihnen alle Ordnungen und Stufen des Weltdaseins durchlaufen muß. Nicht anders als in allen diesen individuellen Abstufungen stellt sich die Urkraft der Welt dar; aber jede Individualität ist eine Selbstdarstellung dieser ewigen viel-einen Urkraft, eine Selbstdarstellung, die von der kleinsten bis zur größten Daseinsform sich steigernd, ihren Wahrnehmungs- und Wirkungskreis zuletzt über die allumfassende Individualform eines Weltalls ausdehnt.

2. Das Räthsel des Hypnotismus und seine Lösung. Von Karl Friedrich Jordan. Berlin, Dümmler. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die vorliegende Abhandlung ist mit Erfolg bestrebt, einen Ueberblick über die Thatsachen des Hypnotismus zu geben, die Aehnlichkeiten und Zusammenhänge aufzudecken, die diese Thatsachen mit zahlreichen Erscheinungen des normalen Lebens haben, und die hypnotistischen Erklärungsversuche, insbesondere die Suggestionstheorie, einer gründlichen Kritik zu unterziehen. Dagegen möchte ich mich nicht mit seinem Versuche zur Lösung des Räthsels des Hypnotismus einverstanden erklären. Er knüpft an Gustav Jäger's Lehre an, wonach die sogenannten Lebens-, Duft- oder Seelenstoffe, welche Bestandtheile des Protoplasma, der Grundsubstanz des menschlichen Körpers, bilden und gasartige Beschaffenheit besitzen, durch die während des Lebens fortgesetzt vor sich gehende Zersetzung des Protoplasma frei werden. Wenn wir uns also irgendeiner Person nähern, so befinden wir uns nicht mehr in einem gleichgültigen Luftraum, sondern in der Lebens- oder Duftsphäre dieser Person. Wir begeben uns in den Bereich der Lebensstoffe, welche fortwährend in ihrem Körper frei werden, diesen verlassen und umgeben; und die Folge ist, daß wir mit den Lebensstoffen mehr oder weniger stark durchtränkt werden. Die hypnotische Empfänglichkeit wird somit dadurch hergestellt, daß die Lebensstoffe des Hypnotisten in den Körper der zu hypnotisirenden Person eindringen und dessen Wirksamkeit lähmen. Was hindert jedoch, zumal das Suggestionsverfahren gegenwärtig als die weitaus wichtigste Art des Hypnotisirens angesehen wird, daran, daß die Lebensstoffe des zu Hypnotisirenden in den Körper des Hypnotisten eindringen? In demselben Augenblicke, in dem die Versuchsperson in die Lebenssphäre des Hypnotisten eintritt, befindet sich dieser doch wol auch in dem Dunstkreise der Versuchsperson, und es ist demgemäß nicht abzusehen, warum sie nur Lebensstoffe aufnehmen und nicht entsenden soll.

3. Logik. Grundzüge einer Lehre vom Denken. Von Heinrich Kratz. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 80 Pf.

Bemerkenswerth ist in dem vorliegenden Handbüchlein der Logik, welche der Verfasser im Unterschiede von dem herkömmlichen Sprachgebrauche nicht im engern Sinne als Lehre von dem richtigen Denken oder den Normen des Denkens, sondern im weitern Sinne als Lehre vom Denken überhaupt faßt, die Unterscheidung von Verstand und Vernunft. Der Verstand ist nach ihr jene Denkthätigkeit, die im Grunde auf ein Vergleichen, Unterscheiden und Zusammenfassen hinausläuft; die Vernunft hingegen ist die Fähigkeit des Geistes, in dem Besondern das Allgemeine oder Wesentliche unmittelbar zu erkennen, in den Einzelerscheinungen die in ihnen verwirklichte Idee, den Grundgedanken, gleichsam das Urbild direct zu „vernehmen". Eben diese, die Erscheinungen von innen heraus erfassende, auf Ideen zurückführende und weiterhin das Verhältniß der Ideen zu einander feststellende Denkthätigkeit bildet das speculative, beschauliche Denken. Sie ist der Höhepunkt der Entwickelung des Geistes, welcher nur dem Menschen eigenthümlich ist, da das Thier, sofern es über das unbewußte, nicht reflectirte Denken nicht hinauskommt, auf Seele oder besser das Seelische beschränkt ist.

4. Theletik. Grundzüge einer Lehre vom Willen. Von Heinrich Kratz. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 40 Pf.

Wie Kratz in seiner „Aesthetik" die Lehre vom Schönen von der Aesthetik sondert, so betrachtet er die Ethik als eine selbständige Wissenschaft neben der Lehre vom Willen und widmet der formalen Seite des Wollens eine eigene Untersuchung, welche zu meiner Befriedigung in den die Abhängigkeit des Willens von dem Intellecte verkündenden Satz ausklingt: „Wo immer im Leben eines Menschen von wirklichem Wollen die Rede ist, . . . geht demselben, wenn auch oft nur blitzartig und momentan, ein gewisses Denken voraus, das man Ueberlegung nennt und das bei allen länger verlaufenden Willensprocessen dem Wollen noch bis zu einer gewissen Stufe, dem Entschlusse, begleitend zur Seite geht und seinen Einfluß darauf geltend macht."

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Der verstorbene Literarhistoriker Robert Boxberger trug sich jahrelang mit dem Gedanken einer Gesammtausgabe der Schiller'schen Briefe. Nach dessen im März 1890 erfolgten Tode hat nun Fritz Jonas die Vollendung des Planes übernommen. Ueber die Bedeutung und den Werth des großen Unternehmens brauchen wir ja kein Wort zu verlieren. Aber über das Aeußere werden unsere Leser Genaueres erfahren wollen. Das auf mindestens sechs Bände zu je 30 Bogen einschließlich der Erläuterungen und Lesarten berechnete Werk soll sämmtliche — bisher bekannt sind annähernd 2000 — Briefe Schiller's, wenn irgend möglich nach den Handschriften selbst, oder sonst nach den zuverlässigsten Abschriften und Drucken wiedergegeben, enthalten. Die Lesarten und eingehende

Erläuterungen, erstere für den Forscher, letztere für die Uneingeweihten bestimmt, werden am Schlusse eines jeden Bandes folgen. Um die Ausgabe möglichst vollständig werden zu lassen, macht die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, die den Verlag übernommen hat, Folgendes bekannt: „Besitzer noch ungedruckter Briefe Schiller's oder von Handschriften solcher sind freundlichst gebeten, sie im Interesse des Nationalwerks durch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart dem Herausgeber zugänglich zu machen. Die Deutsche Verlags-Anstalt übernimmt jede Garantie für eine tadellose Behandlung, und wird die Briefe nach genommener Abschrift, beziehungsweise nach erfolgtem Vergleiche, in versichertem Werthpacket den Absendern zurückschicken."

— Unter den Kunstwerken, die den Weihnachtstisch des vorigen Jahres schmückten, zeichnete sich ganz besonders das „Fröschl-Album" durch den ansprechenden Stoff und die anmuthige Behandlung aus. Wohl hat es sich unterdeß viele Freunde erworben und auch eine große Verbreitung gefunden, aber noch lange nicht die, die es verdient; denn wie die Werke eines Ludwig Richter und Oskar Pletsch hat es ganz das Zeug dazu, ein bleibendes Familienbuch zu werden. Das einzige Hinderniß, in seinen Besitz zu gelangen, war für viele noch — der Preis. Aber auch diesem Uebelstande ist nunmehr abgeholfen worden, da eine neue Ausgabe unter dem Titel „Kleine Gesellen" (Leipzig, A. Seemann; Preis 8 M.) mit dem vollständigen Bilderschatze des Albums, unter Weglassung des Lebensabrisses und des Bildnisses des Künstlers, erschienen ist. Die Bilder selbst haben in der neuen Wiedergabe und durch die erhaltene Verkleinerung durchaus keine Einbuße erlitten, ja uns dünkt, durch die Hinwegnahme einiger größerer und eintöniger Schattenpartien haben manche Bilder an Durchsichtigkeit gewonnen, und die Manier des Meisters, die durch klare und ruhige Umrißführung wohlthuend auf das Auge des Beschauers wirkt und beharrlich alles Kleinliche verschmäht, tritt jetzt noch deutlicher hervor als in der größern Ausgabe. Wie Oskar Pletsch ist Karl Fröschl Dichter und Maler zugleich; wie jener hat er durch die Schilderungen der Kleinen, die er bis in die kleinsten Regungen des Körpers und der Seele belauscht, sich seinen Ruf begründet. Auch im Aeußerlichen gehen beide Hand in Hand und wählen sich ihre Vorbilder aus denselben gesellschaftlichen Kreisen. Aber Fröschl überragt seinen Vorgänger in mancher Hinsicht um ein Bedeutendes. Wo Pletsch's Darstellungsmittel versagen und seine Bilder hinter der Wahrheit zurückstehen, drückt Fröschl scheinbar mühelos, mit voller Beherrschung in Wahl und Handhabung seiner Mittel, den Gesichtszügen die beabsichtigte oder beobachtete Stimmung auf. Wie die Mutter unter Schmeichelreden dem dickbäckigen Lieblinge, der mit halb trotziger, halb zuwartender Geberde das Süppchen zur Seite schiebt, Löffelchen um Löffelchen einzuflößen versucht, ist gar oft schon dargestellt worden, aber das Anmuthige und Humorvolle aus der ganzen Scenerie loszulösen und uns genießen zu lassen, versteht Fröschl wie kein anderer. Wie in seinen Pastellgemälden zieht er auch in den „Kleinen Gesellen" die Thierwelt mit in den Bereich seiner Darstellung und verwendet namentlich ihre drolligen und täppischen jugendlichen Vertreter als treue Begleiter seiner kleinen Freunde. Daß er es auch hierin zu großer Meisterschaft gebracht hat, davon zeugt unter anderm sein bekanntes Gemälde „Gute Freunde", in welchem er einem Edwin Landseer in der Charakteristik der Thierseele nichts nachgibt.

— Von der „Rhetorik für höhere Schulen" von K. A. J. Hoffmann liegt uns die siebente Auflage vor, welche Director Dr. Chr. Fr. Albert Schuster in Hannover besorgt hat (Halle a. S., Mühlmann, 1891). Die erste Abtheilung (85 Pf.) behandelt die Lehre vom Stil. Ob derartige Schriften vom pädagogischen Standpunkte aus für unsere Zeit noch eine Nothwendigkeit haben, entzieht sich unserem Urtheil; die schlagende Kürze und Gelehrsamkeit des Inhalts, besonders aber die treffliche Auswahl der Beispiele wollen wir gern anerkennen.

— Der Maler Heinrich Wilke hat eine „Biographie des Malers Karl Gustav Hellquist" veröffentlicht (Berlin, C. F. Conrad, 1891), die nach authentischen Quellen bearbeitet und mit einem Porträt versehen ist. Das Büchlein ist jedenfalls das Beste, was über Hellquist geschrieben worden ist; besonders die Schilderung der größeren Bilder des zu früh Vollendeten ist als sehr gelungen zu bezeichnen. Hellquist selbst darf wol im Ganzen und Großen als Realist bezeichnet werden, obwol er der Hellmalerei und dem Naturalismus größere Zugeständnisse macht, als vielleicht nothwendig war.

Bibliographie.

Auf der Schwelle des Weltkrieges. Berlin, Walther u. Apolant. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. vollständig neubearbeitete Auflage. 1. Bd. Mit 71 Tafeln, darunter 8 Chromotafeln, 25 Karten und Pläne und 97 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Lex.-8. 10 M.; auch in 16 Heften à 50 Pf.

Gross, T., Ueber den Beweis des Prinzips von der Erhaltung der Energie. Berlin, Mayer u. Müller. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gyurkovechky, V. v., Warum Tolstoj Liebe verachtet und Aerzte hasst? Wien, M. Merlin. Gr. 8. 80 Pf.

Heveſi, L., Regenbogen. Sieben heitere Geschichten. Mit Illustrationen von W. Schulz. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 12. 3 M.

Hippel, K. v., Der Nixenkönig. Eine Strandgeschichte. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Jensen, W., Im Zwing und Bann. Roman. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. 8. 10 M.

Imre, A. (Gräfin E.), Toi seul! Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1891. 8. 4 M.

Joachim, J., Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe. 2 Tle. in 1 Bde. Basel, B. Schwabe. 1891. 8. 4 M.

Keibel, M., Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Darstellung und Kritik der „ethischen Bewegung" unserer Zeit. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kloeppel, P., Gesetz und Obrigkeit. Zur Klärung des Staats- und Rechtsbegriffs. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1891. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Kniest, P., Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben. 2 Bde. Oldenburg, G. Stalling. 8. 5 M. 50 P.

Knoop, O., Allerhand Scherz, Reime und Erzählungen über pommersche Orte und ihre Bewohner. Stettin. (Posen, Jolowicz.) 1891. Gr. 8. 2 M.

Kohl, H., Fürst Bismarck. Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers. 1. Bd.: 1815—1871. Leipzig, Renger. 1891. Lex.-8. 18 M.

Kundt, Die neuere Entwicklung der Electricitäts-Lehre. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Lorrow, F., Das Geständnis. Aus den Erinnerungen eines Verteidigers. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Mair, J., Apophthegmata. Aus der Lebens- und Wissens-Erfahrung eines alten Arztes. Ingolstadt, Krüll. 1891. 12. 1 M. 60 Pf.

Mayer, M., Geschichte der Mediatisirung des Fürstenthums Isenburg. München, M. Rieger. 1891. Lex.-8. 8 M.

Nemirowitsch-Dantschenko, W., Die Fürsten der Börse. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Markow und L. Stein. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 4 M. 50 Pf.

Peetz, H., Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes. 1. Bdchn. Leipzig, A. G. Liebeskind. 8. 1 M. 60 Pf.

Ryssel, V., Georgs des Araberbischofs Gedichte und Briefe. Aus dem Syrischen übersetzt und erläutert. Leipzig, S. Hirzel. 1891. Gr. 8. 7 M.

Schleyer, J. M., Elias, der Prophet. Biblisches Drama. Nach dem Texte der heiligen Schrift. 3. Kön. 17—22, und 4. Kön. 1 u. 2. Konstanz, Schleyer's Weltsprache-Zentral-Büro. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Schultze, V., Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums. II. Die Ausgänge. Jena, H. Costenoble. Gr. 8. 9 M.

Senft, F., Wanderungen in das Reich der Steine. Allen Freunden der Mineralogie, welche die Wohnstätten, Gesellschaftungen, Umwandlungsweisen und Körperbildungen der Mineralien im Allgemeinen nach ihrer gesetzmäßigen Entwickelung kennen lernen wollen, gewidmet. Hannover, Hahn. 1891. Gr. 8. 4 M.

Stubenvoll, Heidenthum im Christenthum. Heidelberg, A. Siebert. 1891. Gr. 8. 2 M. 90 Pf.

Weddigen, O., Gesammelte Werke. 1. u. 3. Bd. Wiesbaden, R. Bechtold u. Comp. 1891. 8. 6 M. 75 Pf.

Weigand, G., Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. Leipzig, J. A. Barth. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Weißler, A., Die Umbildung der Anwaltschaft unter Friedrich dem Großen. Königshütte, Weißler's Selbstverlag. 1891. Gr. 8. 4 M.

Zschommler, M., Beiträge zu Julius Moscns Erinnerungen. Plauen, F. E. Neupert. 1891. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

H. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der marinen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich. Durch die im Reichstage bevorstehenden Marinedebatten wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Buch gerichtet werden. Die Presse aller Parteien sprach sich über dasselbe ungemein anerkennend aus.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:

Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung" sagt über das Werk:

„Ein herrliches Buch, das uns in classischem Deutsch unsere Colonien vorführt. Kamerun, Togo, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika und die Südseecolonien werden mit gleicher Meisterschaft geschildert. Es kann nicht fehlen, daß dieses treffliche Werk in jeder deutschen Familie, besonders aber in unsern Schulbibliotheken willkommene Aufnahme finden wird."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine

Gemeinsprache der Kulturvölker.

Von

Dr. Alberto Liptay.

8. Geh. 4 M.

Ein Vorschlag zur Erlangung einer zweckmäßigen, leicht erlernbaren Weltsprache, welche von allen Kulturvölkern verstanden werden kann. Der berühmte Linguist Prof. Dr. Max Müller in Oxford hat die Widmung des Werks angenommen.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Russischer Fabelschatz.

Chemnitzer, Dmitriew, Ismailow, Fürst Wäsemsky, Krylow.

Deutsch von **Moritz Michelsson.**

St.-Petersburg. 8. Geh. 2 M.

Enthält 71 der besten Fabeln des berühmten russischen Fabeldichters Krylow, sowie 33 der übrigen im Titel genannten Dichter, alle in sorgfältiger Verdeutschung.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von **A. Kolzow.**

Deutsch von **Moritz Michelsson.**

St.-Petersburg. 8. Geh. 2 M.

Die vorliegende Sammlung enthält die besten Gedichte Kolzow's, der zu den volksthümlichsten Diehtern Russlands gehört. Es sind vor allem jene Lieder ausgewählt, welche das russische Volksleben am getreuesten wiederspiegeln. Der Uebersetzer hat sich nach Inhalt und Form genau an das Original gehalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber das

Mysterium Magnum des Daseins.

Von

J. Frohschammer.

8. Geh. 4 M.

Der bekannte Philosoph prüft in dem vorliegenden Werke die verschiedenen Auffassungen, welche über das Mysterium Magnum, den Urgrund alles Daseins, bestanden und noch bestehen, und versucht seinerseits eine befriedigende Lösung der schwierigen Frage, indem er zugleich Religion und Philosophie ihre richtige gegenseitige Stellung anweist. Das Werk ist nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden denkenden Laien von großem Interesse.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 4. — 28. Januar 1892.

Inhalt: Aus Leipzigs Stadt- und Kunstgeschichte. I. Von Ernst Lehmann. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Romane und psychologische Studien. Von Karl Schrattenthal. — Papierne Zukunftstaaten. Von Ludwig Hnberti. — Schriften zur deutschen Mythologie und Sagenkunde. Von Anton Schlossar. — Zur Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Zur Ethik. Von Gustav Portig. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus Leipzigs Stadt- und Kunstgeschichte.

I.

Wie die Schickungen im Leben des Einzelnen in seinem Antlitze Spuren zurücklassen, wie die Zeit den Körper umgestaltet, indem Zellen verschwinden und neue sich ansetzen, so entwickelt und ändert sich auch die Physiognomie eines Städtebildes im Laufe der Jahrhunderte und läßt nicht nur die Folgen der Kriegsläufte, sondern auch die Wirkungen des Zeitgeistes erkennen, der wie ein scharfer Ostwind alles durchbraust. Wohl sind die Umwälzungen nicht immer so gewaltig und eingreifend, wie sie das antike Rom oder die Pentapolis von Hissarlik erfuhren, sodaß wir ihren Spuren in den Schichtungen der Erdkruste nachzugehen vermögen wie den Jahrgängen eines gefällten Waldriesen, fast stets aber vermag ein halbwegs geschultes Auge schon aus der baulichen Verschiedenheit der Häuser und ihres Schmucks, aus den Ueberresten und Unterbauten in der Geschichte der Stadt zu lesen: der Zeitgeist früherer Jahrhunderte hat ihr sicher seinen Stempel aufgedrückt, wenn er auch oft mühsam aufzufinden ist wie ein altes Bastionswappen unter Epheugestrüpp. Aus den gewonnenen Anhaltepunkten versucht sich dann die Phantasie des Städtepilgers die alten geschichtlichen Stätten wieder aufzubauen, wenn ihm nicht etwa die gelehrte Forschung schon zuvorgekommen ist und ihn mit Plänen und Reconstructionen genügend versorgt hat. Seitdem Rühlmann und Wagner ein Panorama Roms geschaffen haben, das von der nordöstlichen Kuppe des capitolinischen Berges, da, wo jetzt die Kirche Araceli steht, das ganze von den aurelianischen Stadtmauern begrenzte Rom zeigt, müßte es für Freunde des classischen Alterthums eine hohe Freude sein, sich in das Studium des römischen Weichbildes zu versenken und das alte mit dem neuen zu vergleichen. Trotz dieser Hülfsmittel bleibt indeß die Vorstellung noch lückenhaft und einseitig, denn dem Auge wird nur eine einzige Bühnenwand von dem großen Zeit- und Welttheater geboten, und es müßte eine ganze Reihe solcher Darstellungen wie Wandelbilder an ihm vorüberziehen, wenn Wißbegier und Forschungstrieb zufriedengestellt werden sollten. Aber selbst dann noch drängen sich Zweifel in Menge an uns heran und eigenes wie fremdes kritisches Bestreben vergällt uns den Genuß. Und doch, wie dankbar ist der Romreisende jenen Führern, wenn er auf dem Wandelgange des capitolinischen Thurmes steht und das sich heranbrängende Häusermeer zu gliedern und durch ein antikes Bild zu ersetzen versucht! Er sieht im Geiste die Fabier vom Quirinal herabziehen, beobachtet die interessanten Nachbarschaften Cicero und Catilina, Milo und Clodius und hört das Jauchzen der Volksmassen in den Triumphzügen. Und wie scharf und sicher würde sich das Gebilde in uns entwickeln lassen, wenn die Bilder der Stadt aus jenen Zeiten auf uns gekommen wären! In Sammler- und Gelehrtenkreisen versucht man es wol neuerdings, die verschiedenen Erscheinungsformen der alten Städtebilder der Vergessenheit zu entreißen, aber der größere Theil der Freunde der Stadtgeschichte und viele Familienkreise, die noch mit liebevoller Anhänglichkeit auf die heimatlichen Stätten und Wahrzeichen blicken, haben keinen Gewinn davon.

Die erste deutsche Stadt, die sich eines solchen werthvollen geschichtlichen Führers zu erfreuen hat, die zum Allgemeingut des Hauses und der Familie zu werden verdiente, ist Leipzig, und der Verfasser des Werks*), G. Wustmann, ein bewährter Kenner auf diesem Gebiete, der schon manchesmal eifrig für die Erhaltung städtischer Wahrzeichen eingetreten ist und in seinen Mittheilungen gleiche Bestrebungen zu wecken vermocht hat. Die Stiche selbst reichen

*) Leipzig durch drei Jahrhunderte. Ein Atlas zur Geschichte des leipziger Stadtbildes im 16., 17. und 18. Jahrhundert von G. Wustmann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 40 M.

von den Tagen des Schmalkaldischen Kriegs bis an den Anfang unsers Jahrhunderts oder, kunstgeschichtlich begrenzt, von den Tagen des Fürstenmalers Krell bis zu Adam Friedrich Oeser's Tode. Mit bewußter Absicht ist der Verfasser nicht über diese Grenze hinausgegangen; was später entstand, ist durch die sich rasch entwickelnde Vervielfältigungskunst leicht zugänglich geworden. Eins aber müssen wir ihm ganz besonders hoch anrechnen: daß er ausnahmslos nur solchen Blättern, und zwar fast lediglich Originalstichen, Aufnahme gewährt hat, deren Entstehung innerhalb der Grenzen der angegebenen Entwickelungszeit liegt. Denn dadurch wird uns die Gabe zu theil, die noch vorhandenen Denkmäler einer vergangenen Zeit mit den Augen der damals Lebenden zu betrachten, über die Blätter aber breitet sich ein durch nichts zu ersetzender alterthümlicher Schimmer, der jedes von ihnen zu einem Stimmungsbilde werden läßt. In erster Linie wird außer dem Einheimischen der Geschichtsforscher das Werk willkommen heißen. So wenig er geneigt sein mag, Rom und Leipzig, wenn auch in beiden die Weltuhr gleiche Stunden zeigt, in Vergleich zu setzen: ein Rundblick vom Thurme der Thomaskirche wird in ihm doch ähnliche Gedankenreihen wecken wie der Ausblick vom Capitolinischen Hügel, und sein patriotisches Gefühl wird tief erregt werden.

Die Blätter des beigegebenen Atlasses geben unsern Vorstellungen nicht nur den festen scenischen Hintergrund, sie bieten häufig auch ein gut Theil Staffage für den Schauplatz der Ereignisse. Aus der Fülle des Gesammelten sei hier einiger besonders werthvoller Stiche Erwähnung gethan. Das erste Bild, zugleich das älteste, zeigt uns die Stadt während der Belagerung durch Friedrich den Großmüthigen. Von Osten her dröhnt der Donner der Geschütze aus den vier Lagern, die sich vom Peterschießgraben bis zum äußern Grimmischen Thore hinziehen. Reiter aus der Stadt beunruhigen die Fähnlein des Reckerodters, während sich ein von Lanzen starrendes Geviert unter Anführung des berittenen Hauptmanns marschbereit hält. Die Vororte sind auf Befehl von Herzog Moritz sämmtlich dem Erdboden gleich gemacht, damit sie dem Feinde nicht als Schutz- und Trutzmittel dienen; nur die ihres Daches beraubte Johanniskirche trägt feindliches Geschütz, das seine Geschosse gegen die Grimmische Bastion spielen läßt. Noch weiter östlich erkennen wir den Rabenstein mit Galgen und Rad. Trotzdem das Zerstörungswerk schon weit vorgeschritten ist, unterscheiden wir von unserm hohen Standorte noch deutlich die einzelnen Gebäude: den alten Henkersthurm, an dessen Stelle später die von Hieronymus Lotter, dem rüstigen Vorkämpfer des neuen weltumbildenden Geschmacks, erbaute Moritzbastei sich erhob, die wieder dem von Danthe errichteten Gebäude der ersten Bürgerschule weichen mußte. Aus der Häusermasse ragt das alte vorlotterische Rathhaus hervor, und das Paulinerkloster, die Collegien sowie das alte Kornhaus —, an der Stelle der von Pausch erbauten Creditanstalt — über das mauerkrönende Zinnen malerisch emporragen, zeigen ihre vollen Stirnseiten. Auch der alte Trotzer ist noch unversehrt, in dessen Hofstube Luther und Eck in den schwülen Julitagen des Jahres 1519 disputirten. Im Westen ziehen sich die dunkeln Baumgruppen des Rosenthals bis nahe an die Stadt, fast ganz bis an Lotter's Wohnhaus heran, wo jetzt „die blaue Mütze" steht. Auf dem dritten Blatte blicken uns die Bildnisse der Calvinistenhäupter entgegen; Pastor Gundermann wird kurz nach Tagesanbruch noch „im alten Schlafspelz und alten Schlappen" die mit neugierigem Volke besetzte Burgstraße entlang zur Pleißenburg abgeführt. Blatt 6 zeigt das Lotter'sche Rathhaus. Trotz der unbeholfenen Zeichnung wirkt es hier ungleich bedeutender und mächtiger auf den Beschauer als auf dem Dehn'schen Stich (Blatt 12), weil die untere Fensterreihe noch nicht von den Laubengängen bedeckt wird; wie hoch sich im Laufe der spätern Zeit die Fläche des Marktes gehoben hat, sieht man recht deutlich, wenn man die Stufen zu Auerbach's Keller hinabsteigt: der erste gedielte Absatz lag damals mit der Krone der Grimmischen Straße in gleicher Höhe. Wir blättern weiter, vier Jahrzehnte verrinnen, und wieder pocht es ungestüm an die Thore der Stadt: die Wallensteiner sind es, die Uebergabe und Einlaß begehren. Wir blicken vom hohen Thomasthurme mitten in den Hofraum der Pleißenburg, in die Peters- und Burgstraße bis an die Thore und beobachten die verheerenden Wirkungen der städtischen und Holke'schen Karthaunen (Blatt 10). Nach wenigen Tagen öffnet sich das Thor einem ernsten Zuge, Pappenheimer tragen ihren todwunden Führer langsamen Schrittes nach dem nahegelegenen Trotzer. Genau nach zehn Jahren, in den Octobertagen des Jahres 1642, rückt Torstenson gegen Leipzig, schießt Bresche in die Bastion der Pleißenburg (Blatt 11), und seine Scharen durchziehen plündernd die Stadt. Wir wenden Blatt um Blatt, ein Jahrhundert rauscht vorüber, Leipzig seufzt unter dem Drucke der preußischen Besatzung: der alte Fritz mustert seine Truppen, und wenn wir uns Mühe geben, sehen wir wol auch den Oberstwachtmeister Ewald von Kleist, den Dichter des „Frühlings", dem Militärlazareth zuschreiten. Lenken wir unsere Blicke nach dem Markte zu, dessen Bild (Blatt 37) stud. math. Schreiber meisterhaft gezeichnet hat! Da liegt auf der Südseite ein hohes Haus, an dem geschichtliche Erinnerungen in Menge haften: hier, im Königshause, feierte August der Starke seine berüchtigten Meßfeste, hier fanden die Unterredungen Friedrich's des Großen mit Gottsched und Gellert statt, und vor seinem Thore nahm Napoleon I. Abschied von den sächsischen Truppen. Unwillkürlich zieht es den Blick weiter die Grimmische Straße entlang zum nächsten Thore, dorthin, wo am Tage zuvor die wackern Königsberger im äußersten Feuer standen und die Aufforderung der Linienoffiziere, Deckung zu suchen, mit dem Rufe ablehnten: „Die königsberger Landwehr bückt sich nicht!" Links im Hintergrunde taucht das Ende v. J. abgebrochene „Rothe Colleg"

auf, dessen Sternbogenfenster noch echte Gothik predigten; es war das Geburtshaus Leibnizens und Gellert's Sterbehaus zugleich. Und noch etwas östlicher, tief versteckt im Häusermeere, liegt Quandt's Hof, wo in einem noch vorhandenen Seitengebäude die Neuberin mit ihrer Truppe spielte, und reichte unser Blick, so könnten wir wol auch das Haus erspähen, in dem Luther auf seiner Durchreise nach Worms Quartier nahm und noch später oft herbergte: den „Rosenkranz" zwischen Stadt Hamburg und Stadt London. Mancher der Stiche verräth die Absicht, nicht sowol die Gebäude, als vielmehr die Menschen und ihr Treiben vor Augen zu führen, wie die beiden Roßmäßler'schen Sittenbilder. Auf ihnen bewegt sich die Gesellschaft des galanten Leipzig in Zopf und Schnallenschuhen, in Watteau'schen Faltenröcken und umfangreichen Paniers und in Alluren, wie sie uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit" mit großer Anschaulichkeit und beißendem Spotte geschildert hat. Diese Kreise waren es auch, welche sich in dem Bose'schen und im Apel'schen Garten (Blatt 26 bis 28) zusammenfanden und sich neben den Statuen Balthasar Permoser's und Pierre Coudray's an Schäferspielen ergötzten. Als Stecher des letzten Blattes nennt sich Paul Zink, der bekannte leipziger Zeichenmeister, dessen Bildniß, von Licewsky gemalt, im Städtischen Museum hängt und ihn darstellt, wie er nach einem Gipskopfe zeichnet.

Ernst Lehmann.

Aus der Musikliteratur.

1. Richard Wagner. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Franz Muncker. Zeichnungen von H. Nisle. Dritte Auflage. (Bayerische Bibliothek, Bd. 26.) Bamberg, Buchner. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.

Man wird der zweibändigen Wagner-Biographie C. F. Glasenapp's gewiß nicht nachsagen können, daß sie nicht sorgsam genug abgefaßt sei, wohl aber, daß sie ihren Stoff lange nicht vollkommen erschöpfe. Die äußern Lebensumstände des bairenther Meisters, sein bewegtes und an Wechselfällen reiches Leben ist sehr ausführlich, aber das noch um vieles reichere innere Leben, die einzig in der Musikgeschichte dastehende innere Entwickelung Wagner's ist durchaus lückenhaft dargestellt. Die bisher veröffentlichten Briefe Wagner's, insbesondere sein Briefwechsel mit Liszt und seine Briefe an Uhlig und andere Freunde haben inzwischen neue Quellen erschlossen, die vorzüglich geeignet sind, die von Glasenapp gelassene Lücke auszufüllen. F. Muncker unternimmt es, in vorliegendem Büchlein „die Schriften und Werke des Künstlers im Zusammenhange mit seinem Leben, sowie mit der frühern und gleichzeitigen Entwickelung des europäischen, insbesondere des deutschen Geisteslebens, zu betrachten" und begründet diese seine Absicht mit folgenden allgemein gehaltenen Worten: „Nur die geschichtliche Würdigung offenbart uns das innerste Wesen und die ganze Größe einer welthistorischen Erscheinung. Nur sie vermag uns dauernd vor einseitiger Parteilichkeit zu bewahren, da ihr Ziel nichts anderes als die durch unumstößliche Thatsachen erwiesene Wahrheit sein kann. Was der Tod aus einem flüchtigen Erdendasein vernichtend hinweggerissen hat, erweckt sie zu neuem unvergänglichem Leben." Wir stimmen dem freudig bei, sowol in seiner allgemeinen Anwendung auf die Weltgeschichte, als in der besondern auf die Musikgeschichte und auf Wagner. Die Bedeutung Wagner's reicht weit über die Schranken der einen Kunst hinaus. Das haben alle Kunstkenner und Kunstkritiker anerkannt: Carriere, Eckardt, Jungmann, Zimmermann, kurz, die gesammte neuere Aesthetik hat seiner Thätigkeit die eingehendste Beachtung geschenkt, gleichviel, ob sie seinen Einfluß als schädigend oder fördernd beurtheilte. In der musikalisch-dramatischen Kunst selbst aber ist er heutzutage — ich lasse ganz dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht — der kritische Eckstein geworden, von dem aus man, entweder rückwärts den Blick werfend, abmißt, wie weit oder wie nahe Lully, Gluck, Mozart, Weber von Wagner entfernt waren oder, vorwärts schauend, nachrechnet, inwieweit neuere Meister und solche, die es werden wollen, auf dem von ihm vorgezeichneten Pfade dem Meister folgen oder sich von ihm entfernen. Man liest heutzutage fast keine Opernrecension, ohne darin Vergleiche und Beziehungen auf Wagner zu finden! Das bezeugt am besten, welchen gewaltigen Einfluß Wagner auf unsere Kunstanschauungen errungen hat. Andererseits aber ist es der größte Beweis, welch über alle maßen reiches inneres Leben Wagner durchlebt und durchgekämpft hat, ehe er jenen Einfluß erreichte. Wer sich in diesem Sinne für Wagner interessirt, wird in dem vorliegenden Büchlein den allerbesten und allertreuesten Führer zu richtiger Erkenntniß und Werthschätzung des Meisters finden. Das vorzüglich ausgestattete Werkchen ist zudem mit einer stattlichen Reihe vortrefflicher Abbildungen geziert. Sie bestehen theils aus Wagner'schen Porträts (aus verschiedenen Lebensaltern und von den besten Meistern), theils geben sie die Originalskizzen zu den Decorationen des „Ringes der Nibelungen" und des „Parsifal" wieder, theils stellen sie das bairenther Festspielhaus (von außen und innen) und andere für die Geschichte Wagner's merkwürdige Gebäude in außerordentlich sauberer und geschmackvoller Ausführung dar. Das Werkchen hat bereits in kurzer Zeit die dritte Auflage erlebt; in diesem Falle ist das wirklich ein Beweis für seine Vortrefflichkeit.

2. Wagner's Tannhäuser und Sängerkrieg auf der Wartburg. Sage, Dichtung und Geschichte von Alexandra von Schleinitz. Meran, Ellmenreich. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

So erfreulich das Bestreben ist, Bausteine von allen Seiten herbeizutragen, um daraus Material zur tiefern

und richtigern Beurtheilung des Meisters zu gewinnen, so wird man sich doch hüten müssen, den Gesichtspunkt allzu weit in die Ferne zu rücken und damit historische Verhältnisse und Sagenbildungen in den Horizont eines Wagner'schen Kunstwerks hineinzutragen, die dem Schöpfer selbst entweder gleichgültig oder ganz fremd waren, vielleicht gar seinen Ideen schnurstracks zuwiderliefen. Die Verfasserin hat sich mit der Tanhäuser-Literatur in eingehender Weise bekannt gemacht. Sie trägt aus ihren Quellen der Reihe nach zusammen, was sie über Landgraf Hermann, Walther, Wolfram, die beiden Reinmare, kurz, über alle am Sängerkrieg Betheiligten gefunden hat. Die Quellen sind nur oberflächlich, zumeist blos der Autorenname angegeben. Somit begibt sich die Verfasserin des Vorrechts, auf das sie hätte Anspruch machen können, eine wissenschaftliche, wenn auch nur rein compilatorische Arbeit geliefert zu haben. In ihrer Begeisterung für Wagner, insbesondere für den „Tanhäuser" Wagner's, schmerzt es die Verfasserin, wie es scheint, wenn sie z. B. findet, daß der biedere Landgraf Hermann im Lichte der Geschichte keineswegs so ehrlich-friedsame Charaktereigenschaften zeigt, wie sie ihm Wagner zugeschrieben hat. Im Streite Philipp's von Schwaben wider seinen Gegenkönig Otto spielt er sogar die höchst zweifelhafte Rolle eines Ungetreuen, Heuchlers und Ränkeschmieds: „Er reizte die zwei gekrönten Kaiser widereinander zum Streite; jetzund trat er dem einen bei, jetzund dem andern." Die Verfasserin bemerkt dazu: „Solche Handlungsweise, die uns als erasse Interessenpolitik erscheint, kann uns nicht sympathisch sein. Dennoch müssen wir bedauern, daß uns die eigensten Motive und die vielleicht (!) besondern, complicirten (!) Umstände, die den Landgrafen beeinflußten, nicht vollkommen klar und bekannt sind und daß auch die andern Fürsten nicht anders handelten." Das ist allerdings eine starke Zumuthung! Man kann für Wagner große Begeisterung hegen, aber in einer Art Tanhäuser-Paroxysmus so verstrickt zu sein, daß man dem Wagner'schen Landgrafen Hermann zu Liebe den historischen Landgrafen noch dazu mit „vielleicht" und „complicirten Umständen" zu rechtfertigen sucht, das ist selbst für „ein weiblich Gemüth" zu stark. Aehnliche, wenn auch nicht so drastische Beispiele finden sich noch öfter. Wie schade um so viel Aufwand von Zeit und Arbeit für ein Buch, das an der Wissenschaft keinen Theil haben kann und andererseits infolge des ganz verkehrten Standpunktes auch dadurch der Sache nicht dienen kann, daß es in populärer Form belehrend und anregend wirke!

3. Die „Unsterbliche Geliebte" Beethoven's. Giulietta Guicciardi oder Therese Brunswick? Von A. Ch. Kalischer. Dresden, Bertling. 1891. 12. 1 M.

Ein etwas veränderter Wiederdruck eines Aufsatzes des Verfassers, der in Nr. 30 und 31 der „Vossischen Zeitung", Jahrgang 1891, erschien, sowie einiger bereits 1871, 1872 und 1879 in Fachzeitschriften veröffentlichter Artikel gegen A. W. Thayer's, des berühmten Beethoven-Biographen, Ansicht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die in einem Beethoven'schen Briefe vom 7. Juli (ohne Jahreszahl) als meine „Unsterbliche Geliebte" angeredete Adressatin nicht identisch sei mit Giulietta Guicciardi, der Beethoven seine berühmte Cis-moll- (vulgo „Mondschein"-) Sonate widmete. Thayer hat aus guten und im allgemeinen sehr wohl glaubhaften Gründen wahrscheinlich gemacht, daß die Adressatin jener Briefe vom 6. und 7. Juli (Originale in der königlichen Bibliothek zu Berlin) die Gräfin Therese Brunswick sei, deren Bruder Franz Brunswick zu den besten Freunden des Meisters zählte und dem die „Appassionata" gewidmet ist. Thayer hat nachgewiesen, daß jener Brief 1806 geschrieben ist, also zu einer Zeit, wo Giulietta Guicciardi bereits mit dem Grafen Gallenberg in Neapel vermählt war. Die „Appassionata" ist im Brunswick'schen Hause 1806 componirt; 1807 schreibt Beethoven an Franz Brunswick: „Küsse deine Schwester Therese" u. s. w., ihr Bild fand sich im Nachlasse Beethoven's. Es trug die Widmung: „Dem seltnen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen von T. B." Inzwischen hat eine schriftstellernde Dame, Mariam Tenger, auf Grund „persönlicher Erinnerungen" an Therese Brunswick, die sie ihre „mütterliche Freundin" nennt, in einem Schriftchen: „Beethoven's Unsterbliche Geliebte" (Bonn 1890), die Hypothese Thayer's zu stützen gesucht, nachdem sie bereits im „Deutschen Adelsblatt" vom 22. Januar 1888 versucht hatte, in diesem Sinne „einen Beitrag zu Beethoven's Lebensgeschichte" zu geben. Aus den mannichfaltigen Widersprüchen, den bunten Personenverwechselungen, die sich in diesen Memoiren finden, geht hervor, daß Mariam Tenger keineswegs fähig ist, in der streitigen Sache eine ausschlaggebende Entscheidung herbeizuführen, und A. Kalischer thut recht daran, daß er ihre Ausführungen als oberflächlich, ungenau, ja selbst als vollkommen verkehrt zurückweist. Damit will ich weder die Form, noch den sprachlichen Ausdruck, mit dem jene Widerlegung geschieht, überall in Schutz nehmen, noch viel weniger ihm selbst und seiner Art, Beweise zu führen, zustimmen. Seine Gründe sind fast durchweg haltlos, weil sie jeder überzeugenden Objectivität entbehren; gegen Thayer's zwingende chronologische Gründe kann man nicht mit „innern" Gegengründen ankämpfen, die jedes positiven Anhalts entbehren. Nichts ist verfehlter, als aus dem Charakter eines Musikstücks auf Nebenumstände, äußere Einflüsse bei ihrer Abfassung schließen zu wollen. Das thut Kalischer, wenn er S. 40 behauptet: mit 31 bis 32 Jahren hätte Beethoven wol noch so tief in den Banden der „Wertherei" liegen können, als es jener Brief vermuthen läßt, mit 36 bis 37 Jahren hätte er seine „göttliche Geliebte" so inbrünstig in seine Arme geschlossen, daß er „an den Besitz eines irdischen Weibes jetzt wol nicht mehr (?!) seinen gesammten Willen zum Leben hängen konnte!" Wer bereits wie Beethoven die Symphonien bis zu der „Pastorale", den „Fidelio", die D-moll- und

große F-moll-Sonate (Op. 57) geschrieben, der könne nicht mehr „glauben", daß er „ein Leben ohne Liebe" nicht ertragen könne! Nun, das Citat aus Goethe, welches der Verfasser auf derselben Seite (41) vorbringt: „Wer nicht mehr liebt und nicht mehr ißt, der lasse sich begraben", enthält eine Wahrheit, die keineswegs nur auf Goethe, wie der Verfasser meint, anwendbar ist. Beethoven stand, wie wenig andere, unter dem allbezwingenden Zauber der Liebe. Nicht minder verfehlt erscheint mir die Beweisführung: Beethoven habe 1806 zumeist Werke „heiterer" Gattung componirt: das Tripelconcert, das Violinconcert, das Clavierconcert in G-dur, die Quartette in F und C (Rasamowski, Op. 57). Darum könne er in dieser Zeit nicht „jenen Liebesbrief, der einen bodenlosen Abgrund von Seelentrauer" eröffne, geschrieben haben! Die jubelnd heitere, triumphirende C-dur-Symphonie schrieb Schumann in den schlimmsten und schwersten Schmerzenstagen, die er vor seiner düsseldorfer Zeit durchgekämpft hatte, und ein so allgewaltiger Geist, wie Beethoven, hätte sich nicht über jenen Seelenschmerz erheben und sich zum hohen Fluge aufschwingen können? Zudem entbehrt die Heiterkeit bei Beethoven selten des tiefsten Ernstes, ja des bittersten Seelenschmerzes. Ich frage: könnte man nicht mit demselben Rechte, wie Herr Kalischer, gerade aus dem unendlich wehmüthigen Adagio des G-dur-Concerts, in dem eine über alle Beschreibung süße Cantilene in Gegensatz zu einer finster grollenden, störenden Macht (Contrabässe und Saiteninstrumente) gestellt ist, beweisen wollen, daß dieses Adagio mit dem Inhalt jenes Briefs völlig congruent sei? Will man überhaupt Stimmungen aus Musikstücken sich herausconstruiren, so wüßte ich für jenes Stück keine passendere als die, welche im „Liebesbrief" ausgedrückt ist. Und doch ist das alles Phantasterei und keine Musikgeschichte. Daß „Thayer (S. 54) in seiner Argumentation das specifisch musikalische Moment ganz außer Acht läßt", beklagt der Verfasser. Ich thue das Gegentheil und die „Fehlschlüsse, die sich daraus ergeben", sind, wie ich an obigem Beispiele erwiesen zu haben meine, nicht auf Thayer's, sondern auf Kalischer's Seite. Wäre Legende Wahrheit, Sage Wirklichkeit, Mythe Gewißheit, dann hätte Kalischer Recht. Kalischer fühlte sich entschieden bei Abfassung dieser Schrift weit mehr als entflammter Dichter, denn als Beethoven-Forscher! Wie unrecht ist die Geringschätzung von Beethoven's Op. 78, die der Meister selbst zu seinen glücklichsten und liebsten Schöpfungen zählte? Darum also nein und abermals nein, solange Poesie etwas anderes ist als Geschichte, solange wird uns Thayer der Wahrheit näher zu sein scheinen als Kalischer, und nicht die von Beethoven leidenschaftlich geliebte G. Guicciardi, sondern die das gleiche Glück einige Jahre später genießende Therese Brunswick scheint die Adressatin jenes Briefs und damit Beethoven's „Unsterbliche Geliebte" gewesen zu sein.

4. Classisches und Romantisches in der Tonwelt von La Mara. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.

Die wohlbekannte Musikschriftstellerin bietet hier eine Reihe vortrefflicher Charakterbilder, die ihren „Musikalischen Studienköpfen" zur Ergänzung dienen sollen, im Laufe der letzten vier Jahre geschrieben und bereits in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Sie bestehen zunächst aus „Beethoveniana" und zwar: „Auf Beethoven'schen Wegen in und um Baden", „Beethoven und die Frauen", „Stieler's Beethoven-Bildniß", „Ungedruckte Briefe Beethoven's". So manches, was hier zu finden ist, ist keineswegs neu, auch von den ungedruckten Briefen ist manches schon gedruckt, aber die Art, wie La Mara erzählt, darstellt, vergleicht, persönliche Eindrücke mit historischen Thatsachen verknüpft, zeugt ebenso von ästhetischer Feinfühligkeit als kritischem Verständnisse. Dazu handhabt die Verfasserin die schriftstellerische Form in geradezu meisterhafter Weise. Minder Bekanntes bieten die Aufsätze über Spohr, Marschner („Späte Liebe"), Adolf Henselt, wie die Briefpublikationen Adam Liszt's (an C. Czerny), Robert Volkmann's (an L. Foglar). Ganz überraschend wirkte auf den Referenten Spohr's Urtheil über den Weber'schen „Freischütz" in einem Briefe an Hauptmann (S. 132): „Die Oper hat manches Schöne, aber auch viel Triviales und Unzusammenhängendes. Die drei ersten Nummern des zweiten Actes sind mir das Liebste; das Schlechteste scheint mir das letzte Finale und die Ouverture (!!!)." In Mendelssohn's A-moll-Symphonie beleidigt Spohr eine dreimal wiederkehrende Modulation im ersten Allegro! Wie oft wol bei Spohr dieselbe Modulation auf dem berühmten verminderten Septimenaccord in einem Symphoniesatze vorkommen mag? Die A-dur-Coda des Finales dieser Symphonie nennt er ein „triviales Volkslied", das ihm nicht dazu zu passen scheint! Das große Interesse, das Spohr der Wagner'schen Musik entgegenbrachte, wird durch eine ganze Reihenfolge von Briefen bestätigt. Doch ist seine Bewunderung keineswegs so ohne jede Einschränkung; er nennt z. B. die Tanhäuser-Musik (S. 132) „zu gequält, zu unruhig in der Modulation und fast durchgängig zu form- und rhythmuslos"! Dem gegenüber darf man auf den begeisterten Nachruf verweisen, den Wagner Spohr gewidmet hat. Wie hier bei Spohr, so findet sich allenthalben höchst Interessantes, Belehrendes und Anregendes in diesem „Skizzenbuche", das hiermit allen musikliebenden Kreisen auf das beste empfohlen sei. Die Ausstattung des Bändchens ist die bekannte stil- und geschmackvolle!

Heinrich Reimann.

Romane und psychologische Studien.

1. Sommergluten. Roman von M. Charlotte Fielt. Berlin, Janke. 1891. 8. 5 M.
2. Florus Brüggemann's Nachlaß. Roman von A. von Klinckowström. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.
3. Die Prinzessin. Roman von Moritz von Reichenbach. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1892. Gr. 8. 7 M.
4. Gestern und Heute. Roman von J. Niemann. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 6 M.
5. Malergeschichten. Psychologische Studien von Ida Boy-Ed. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 5 M.

Die Verfasser und Verleger der vorstehenden Werke sind dem deutschen Lesepublikum bekannt. Mit literarischen Erstlingen haben wir es also nicht zu thun, und in der That kennzeichnet alle eine gewisse Gewandtheit in der Durchführung, die „Sommergluten" von M. Charlotte Fielt (Nr. 1) ausgenommen, bei deren Lektüre man auf der 122. Seite eigentlich noch nicht recht vom Flecke gekommen ist. Abgesehen davon, daß die Sprache mangelhaft, im Beginne sogar unbeholfen ist, wird überhaupt zu viel gesprochen und sehr wenig gesagt. Das Niveau mittelmäßiger Romanschreiberei für Leihbibliotheken ist getreulich eingehalten, und nur eine Figur der langathmigen Geschichte ragt durch liebevolle und anerkennenswerthe Charakteristik aus der seichten Umgebung hervor. Es ist dies der social-politische Schriftsteller Dr. Konrad, der jedoch nur als wenig mithandelnde Nebenperson auftritt. Die Verfasserin hat durch die Schilderung der Arbeiterbewegung in einer der Fabriken Wiens die Absicht gezeigt, aus dem Strome unsers modernsten Lebens zu schöpfen und ein Zeitbild zu bieten, aber es ist ein recht schwaches Bild geworden; es fehlte die kräftige, den Pinsel auch mit Geschick führende Hand.

Routine zeigt der Roman „Florus Brüggemann's Nachlaß" von A. von Klinckowström (Nr. 2), wenn er auch in seinem Vorwurfe nichts Besonderes bietet. Es handelt sich um ein verschwundenes Codicill und die dadurch herbeigeführte Verkürzung der Vermögens- oder Erbansprüche eines schönen Mädchens, kurz um eine ziemlich alte, sehr häufig erzählte Geschichte mit einzelnen neueren Variationen. Die Verfasserin schildert aber die Gesellschaftskreise und Personen gut, und es wäre nur eine höhere poetische Temperatur an einzelnen Stellen wünschenswerth. Leser wird das schön ausgestattete Buch allerdings finden, aber die Erzählungsliteratur hat damit keinen Gewinn zu verzeichnen.

Ebensowenig ist dies bei Moritz von Reichenbach's „Die Prinzessin" (Nr. 3) der Fall, wenn auch die unleugbare Routine der vielschreibenden Verfasserin das Werk zu einem fast durchweg spannenden zu machen verstanden hat. Zwei Liebespaare gehen durch die Geschichte, deren Schluß nach vielem Finden und Meiden eitel Glück ist. Die Farbentöne bei der Schilderung von Oertlichkeiten sind zumeist richtig und zutreffend, ob es sich nun um das alte, ehrwürdige Nürnberg oder um das polnische Gut Chlopodwicko handelt; auch die handelnden Personen sind gut gezeichnet. Der Schluß des Romans wird durch einen viele Seiten umfassenden, langathmigen Brief in seiner Wirkung bedeutend abgeschwächt.

Eine ganz anders geartete literarische Gabe wird uns mit der stofflich kargen Geschichte „Gestern und Heute" von J. Niemann (Nr. 4) geboten. Das ist ein geistvolles Buch, für den stoffhungrigen Leser nicht geschrieben. Was den Roman besonders auszeichnet, ist die feine Würze des Humors, der vornehme Stil und die Gedankentiefe der Verfasserin, die, eine tüchtige Psychologin, das Menschenherz in seinen kleinsten Winkeln prüft und immer das rechte Wort bei der Schilderung seelischer Vorgänge findet. Auch der Grundzug der Geschichte ist anregend: Doctor Bär wird beauftragt, die Geschichte einer Provinzstadt zu schreiben. Im Wuste der Folianten und Hülfsbücher, zugleich aber auch im modernen Leben thätig, dessen Erscheinungen, Strömungen und Bewegungen durchaus nicht an seiner Gelehrtenstube unbeachtet vorüberziehen, wendet er der Vergangenheit den Rücken und widmet seine ganze Kraft der Gegenwart und Zukunft; er verläßt das staubige, modrige Gestern und lebt dem Heute. Fräulein Johanna Niemann hat sich durch eine Reihe tüchtiger Werke einen Ehrenplatz auf dem Gebiete des modernen Schrifttums erworben, der vorliegende Roman wird von dem Kreise ihrer Verehrer gewiß mit Freuden begrüßt werden.

Ganz besonders anziehend sind die sieben „Malergeschichten" (Nr. 5). Frau Ida Boy-Ed hat damit einen schriftstellerischen Trumpf ausgespielt. Wenn sie unter den Titel die schwerwiegenden Worte „Psychologische Studien" setzt, so hat sie es mit Recht gethan, und schon in diesem Zugeständnisse liegt die kritische Anerkennung des auch in seinem äußern Gewande reizenden Werks. Man geht gewöhnlich mit böser Voreingenommenheit an die Lektüre von Malergeschichten, weil man schon im voraus den Boden ahnt, auf dem sie sich abspielen, weil man schon im voraus weiß, daß darin die unterschiedlichen Marietten und Annittas mit ihren dunklen Augensternen ihr so sehr bekanntes Wesen oder Unwesen treiben. Der Leser kennt das Recept, nach dem von Berufenen, doch leider von noch mehr Unberufenen solche Erzählungen schockweise fabricirt werden. Ganz anders verhält es sich mit den „Malergeschichten" Ida Boy-Ed's. Es sind Studien; der Stoff karg, aber die psychologische Durchführung legt immer von der guten Begabung der Verfasserin Zeugniß ab. Es sind allesammt feine Seelenbilder, durch die oft ein Hauch von Wehmuth zieht, in denen stets auch das Ewig-Weibliche in die Werkstätte der Kunst tritt, um dort seines schönen Amtes zu walten. Wie reizend ist gleich in der ersten Studie das interessante Motiv behandelt, daß eine

ästhetisch gebildete Frau in dem naiv schaffenden Künstler, der ihr Gatte ist, mit aller Sehnsucht ideenreiche Vertiefung sucht und gar so gerne eine Aeußerung seines göttlichen Innenlebens vernehmen möchte. Da er jedoch auf tausend und abertausend von des Gedankens Bläße angekränkelte Fragen keine Antwort hat, muß sie zu der Ueberzeugung gelangen, dem geliebten Manne das bleiben zu sollen, als was er sie preist: der gute Geist des Hauses. Sie muß sich selbst vergessen in den Zeiten seines Schaffens. Derselbe Grundgedanke von der Ursprünglichkeit in der Künstlernatur ist auch in andern Studien in anziehendster Weise durchgeführt. Ich kann nicht umhin, hier noch einmal auf J. Niemann's „Gestern und Heute" zurückzukommen, da in diesem Romane, allerdings nur in einer kleinen Episode, ebenfalls das naive Schaffen des Künstlers in ähnlicher Weise beleuchtet wird. Niemann läßt eine geistvolle Dame mit der Bitte an den Maler Erich Forelli herantreten, seine in der Galerie ausgestellten Bilder zu erläutern, d. h. seine Entwürfe zu erklären. Er nimmt es anfangs für Scherz und sehr leicht, dann aber zieht ihn ihr Fragen, Auslegen und Vergleichen weiter und weiter, bis er in verlegenes Staunen über seine eigenen Werke geräth:

„Sie verstehen mich tiefer, als ich mich selbst kenne", sagte er und griff mit komischer Geberde an seinen Kopf. „Bin ich's? Oder bin ich's nicht? Nein, ich habe mein Ich zu Hause gelassen; hier treibt sich nur die Schale Körper umher. Es wäre gescheiter, sich davonzumachen, bevor Sie Zeit gewinnen, alles zurückzunehmen und mit der Erklärung abzuschließen: dieser Forelli ist ein Schlafwandler, wenn man ihn anruft, fällt er auf die Nase."

Ida Boy-Ed's Buch scheint mir ein wesentlicher Fortschritt auf ihrer schriftstellerischen Laufbahn. Das Werk wird in einer auserlesenen Gemeinde gern aufgenommen werden. Alten Leuten dürfte durch die lateinische Schrift und die kleinen Buchstaben der Genuß der Lektüre verleidet werden.

Karl Schrattenthal.

Papierne Zukunftstaaten.

1. Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's. Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002. Herausgegeben von Konrad Wilbrandt. Wismar, Hinstorff. 1891. 8. 1 M.
2. Ein Rückblick aus dem Jahre 2037 auf das Jahr 2000. Aus den Erinnerungen des Herrn Julian West. Herausgegeben von Ernst Müller. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Ulrich u. Co. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Ein Phantasiestaat. Darstellung und Kritik von Bellamy's „Im Jahre 2000, Rückblick auf 1887". Vortrag gehalten im Deutsch-Socialen Reform-Verein zu Leipzig von Hans Gustav Erdmannsdörffer. Leipzig, Werther. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

„Eisen und Messing sind einfachere Dinge als Fleisch und Blut, und todtes Holz einfacher als lebendige Nerven, und eine Maschine, die aus Eisen und Messing und Holz gemacht ist, arbeitet in bestimmterer Weise als ein lebendiger Organismus aus Fleisch, Blut und Nerven, zumal wenn unorganische Kräfte wie Dampf und Wasser die Maschine treiben und nicht wie bei dem Organismus ein lebendiges Nervencentrum. Offenbar ist die Weise, in der die Maschine functioniren wird, viel leichter im voraus zu berechnen als das Verhalten des Organismus. Und doch in wie wenig Fällen schätzt ein Erfinder die Leistungen seines neuen Apparats vorher richtig! So klar und vollkommen dem Erfinder seine Erfindung auch vor Augen stand, es ist doch der eine oder andere Haken vorhanden, weshalb das Ding nicht geht oder anders geht, als es gehen sollte. — Was sollen wir dann sagen von Projecten, die nicht mit todten Stoffen und Kräften zu thun haben, sondern mit complicirten lebenden Organismen, deren Handlungsweise viel weniger leicht vorauszusehen, und welche von dem Zusammenwirken mit tausend solcher Organismen abhängig sind? Sogar die Einer, aus denen die Summe dieser reformirten Gesellschaft bestehen soll, sind oft ganz unberechenbar. Wenn man aber die Handlungen einzelner nur mit der größten Unsicherheit vorausberechnen kann, welche Sicherheit bleibt da noch für die Urtheile über das vermuthliche Benehmen socialer Massen übrig? Man nimmt an, daß alle Betheiligten richtig denken und anständig handeln werden, denken, wie sie denken sollten, handeln, wie sie handeln sollten: und das bildet man sich ein trotz der alltäglichen Erfahrung, daß die Leute das eine ebensowenig wie das andere thun. Gerade diejenigen, welche am häufigsten über die Schlechtigkeit der Menschen und der menschlichen Einrichtungen klagen, gefallen sich in Zukunftsplänen, die nur bei allgemeiner Gerechtigkeit und Weisheit aller Betheiligten verwirklicht werden könnten!"

So hat jüngst der berühmte Philosoph des neueren England, der greise Herbert Spencer, in seinem neuesten politischen Aufsatz „Von der Freiheit zur Gebundenheit" (durch Bode ins Deutsche übersetzt und in der Gneist-Böhmert'schen Vierteljahrsschrift „Der Arbeiterfreund", soeben auch als ein billiger Sonderabdruck bei Simion in Berlin erschienen) geschrieben und sich damit als einen entschiedenen Gegner des Socialismus, sowol des demokratischen wie des bureaukratischen oder philanthropischen, erklärt. Hier sind unter anderm auch die „papiernen Zukunftstaaten" behandelt, mit denen unsere Zeit sich viel beschäftigt, ja ich glaube nicht fehl zu gehen mit der Behauptung, daß die Erörterungen dieses lesenswerthen Aufsatzes über den Zukunftstaat der Socialdemokratie gerade hervorgerufen worden sind durch Bellamy's „Looking backward" und die sich hieran anschließende Literatur: die theils von den „Marodeuren des Erfolgs", von Nachahmern auf den Markt geworfen, theils als selbständig

Besprechungen und Gegenschriften zum Kampfe gegen die socialdemokratischen Ideen geschrieben worden sind. Diese Broschürenflut selbst ist eine krankhafte Erscheinung unserer Zeit, ebenso wie die ganze socialistische Ideenwelt, für die oder gegen die sie eintreten. Der englische Philosoph, — dessen umfassende Kenntnisse von der historischen Entwickelung der Gesellschaft und von den Trieben der menschlichen Natur, wie sie in dieser Entwickelung zur Erscheinung kommen, bekannt sind —, hat hiefür nach einem tieferen Grunde gesucht und auf den Umstand hingewiesen, daß die Angriffe auf unsere socialen Einrichtungen um so heftiger geworden sind, je mehr sich die soziale Lage gebessert hat, und daß man, je mehr das Uebel abnimmt, desto mehr darüber klagt. An dieser Behauptung ist viel Wahres, nur darf man sie nicht als einzigen Erklärungsgrund aufstellen, und alle die andern neben- und untergeordneten Factoren durch Todtschweigen aus der Welt zu schaffen suchen.

Aus dieser zukunftstaatlichen Literatur liegen mir zur Besprechung vor die oben angezeigten Werkchen von Wilbrandt, Müller und Erdmannsdörffer: lauter papierne Gesellschaftsordnungen. Sehen wir zu, was sie zu erzählen wissen!

Wie Bellamy's Julian West hat auch K. Wilbrandt's Friedrich Ost (Nr. 1) das Schicksal gehabt, in eine ferne Zukunft verschlagen worden zu sein. Wie jener im Jahre 2000, so ist dieser in den beiden Jahren darauf der Zeuge einer neuen Ordnung in Gesellschaft und Staat gewesen. Die Aufzeichnungen seiner Beobachtungen aus den Jahren 2001 und 2002, die ihn zu gerade entgegengesetzten Ergebnissen führten wie Julian West, sind von Wilbrandt laut Vorwort „herausgegeben" worden, um den Lesern von Bellamy's neuer Weltordnung das Leben jener Welt von der Kehrseite zu zeigen. Erstes Kapitel: „Begräbniß und Auferstehung des Herrn Friedrich Ost." Ost, durch den Procuristen eines internationalen Bankgeschäfts mit einem Ostindier, einen Schüler des Fakirs Haridas, bekannt gemacht, der wiederholt Begräbnisse bei lebendigem Leibe durchgemacht hat (indem man durch Abschließen der Luft von seinem Körper die Verwesung fern hielt und ihn nach geraumer Zeit durch künstliche Luftzuführung wieder zum Leben erweckte), läßt sich eines Abends, aufgeregt durch Champagner, die vorhergegangene Lektüre von Bellamy's Buch, die phantasiereichen Erzählungen von den ostindischen Fakiren, zu einer Wette hinreißen, daß er sich auf diese Art scheintodt machen und einsargen lassen wolle. Thatsächlich nimmt Ost zwei Tage lang nur ein wenig Milch und viel Rhabarber zu sich, befindet sich nach zwei schlaflosen Nächten in einem Zustand nervöser Erregtheit und körperlicher Erschlaffung, der ihm den Gedanken an das Nichts trotz des Anblicks der Zinkkiste und Kiesgrube, in denen er zeitweilig begraben werden soll, noch angenehm sein läßt; der Ostindier zerschneidet das Zungenband, die Zunge biegt sich zurück und verschließt die Rachenhöhle, die Luft steht still im Körper, und in dem Zeitraum einer Secunde hatte Ost zu fühlen und zu denken aufgehört. Er wird eingesargt und eingegraben; auf bis jetzt noch unaufgeklärte Weise sind aber seine beiden Freunde von seiner Auferweckung zurückgehalten worden; viele Jahre sind so über den Erdball und die Kiesgrube dahin gegangen, während deren Ost im Zinksarge und im Grabe lag. Zu Beginn des zweiten Kapitels ist Ost bereits wieder auferstanden, was der scharfsinnige Leser wol schon leise vermuthet hat, denn sonst hätte ja Ost seine Erzählung nicht eigenhändig niederschreiben können: Ost lebt wieder unter guten und bösen Menschen „die ersten Anfänge eines neuen Lebens". Er erwacht in einem behaglichen Bett, das sich in einem geräumigen Zimmer befindet; sein erster Blick fällt auf einen Abreißkalender, er liest 29, darüber October, darüber 2001. Trotz der Schwäche seines Geistes construirt er sich einen sichern Beweis dafür, „daß er sich nicht in einer Zeit befindet, die vor 2001 liegt, daß er vielmehr in dem goldenen Zeitalter Bellamy's lebe". Krankenpflegerin Martha im Kaiser und Kaiserin Friedrich-Stift in Berlin ist um ihn beschäftigt, von ihr erfährt er, daß Arbeiter ihn zufällig ausgegraben haben: ein angehender Docent der Medicin, der sich aus Liebhaberei mit dem Zustande des Scheintodes beschäftigt und dem für seine Doctordissertation die Aufgabe gestellt war, auf Grundlage der Ergebnisse exacter Wissenschaft klar zu stellen, ob die wiederholt aus Ostindien gekommenen Mittheilungen über die Eingrabung und Wiedererweckung von Fakiren als wahr anzunehmen seien, hätte ihn ins Leben zurückgerufen. Mit Martha läßt sich Ost in tiefsinnige Gespräche über die neue Gesellschaftsordnung ein, und schon hier beginnen die ersten Andeutungen darüber, daß der socialistische Staat mehr glänze als goldig sei. „Wie sich das Leben der socialistischen Gesellschaft in den Zeitungen darstellt", wird uns im dritten Kapitel erzählt. Aus dem Inseratentheil sucht Ost das wirthschaftliche Leben in seinen Einzelheiten zu erkennen, Correspondenzen und Mittheilungen aus den einzelnen Städten sollen ihm einen Blick in die öffentlichen und communalen Bestrebungen erschließen, und aus den größeren selbständigen Artikeln über besondere Gegenstände und Tagesfragen hofft er von den Licht- und Schattenseiten der Zeitströmung sich einen ziemlich zuverlässigen Gradmesser zu verschaffen. Dabei gewinnt er aber von Zeile zu Zeile mehr und mehr das Bewußtsein, daß manches faul sein müsse im Staate der Socialisten. Der Nimbus von Bellamy's Zeitgemälde löst sich in eitel Dunst und Nebel auf. Mit behaglicher Breite, Schritt für Schritt Bellamy widerlegend, erzählt uns der Autor, der sich inzwischen als mecklenburgischer Landwirth zu erkennen gegeben hat, im vierten Kapitel seinen „Besuch beim Generaldirector des statistischen Amtes", von dem er erfährt, daß er als Referent für die Landwirthschaft im socialistischen Staat zur Verfügung des Reichskanzlers gestellt worden sei. Als „Beamter des Reichskanzleramts" erhält er seine erste Creditkarte, die er sofort dazu benutzt, um im fünften Kapitel eine „häusliche Einrichtung" sich an-

zuschaffen. Dabei Enttäuschung über Enttäuschung. Beim Abschied vom Stift und von Schwester Martha drückt ihm diese ihr „Tagebuch" in die Hand, das Ost im sechsten Kapitel wiedergibt. Martha hatte sich noch vor dem großen Beschluß, der die neue Gesellschaftsordnung schuf, verlobt; die Gesetze des socialistischen Staates über Ehe und Kindererziehung haben aber ihr weibliches Gefühl so alterirt, daß sie vorderhand das Ledigbleiben vorzog; „sie" wurde Krankenpflegerin, „er" suchte sich in den aufstrebenden Culturlanden des mittleren Asiens eine unabhängige Stelle. „Eine Unterredung mit dem Reichskanzler", geführt im siebenten Kapitel, enthüllt uns den schnellen Rückgang, in dem sich ausnahmslos die Verhältnisse des neuen Staates befinden, die „Landwirthschaft" eingeschlossen. Wie sich Herr Ost auf seinen beamtlichen Entdeckungsreisen (ohne Diäten) umsah, und „wie es in der Welt aussah": diese Schilderung des achten Kapitels nimmt Bellamy's Utopien den letzten Schimmer von Wahrscheinlichkeit. Im neunten Kapitel entbrennt ein Völkerkrieg in Asien, die Ausfuhr dorthin ist dem socialistischen Staate unmöglich geworden, der Eintausch der nothwendigen Nahrungsmittel ist sistirt, — ein zahlreiches Volk, das weder zu beißen noch zu brechen findet, kein Kapital vorhanden, auf das man zurückgreifen kann —: die Situation wird immer unheimlicher. Im zehnten Kapitel wird uns noch rasch enthüllt, „wie die Gelehrten des socialistischen Staates über die Zollsysteme der Vergangenheit denken", und im elften Kapitel tritt nach genügender Vorbereitung das „Ende der Gesellschaft" ein. Was wird nun aus der Menschheit? Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit! Das Manuscript endet mit diesem Fragezeichen.

Der vielen Worte kurzer Sinn ist der, daß die Verwirklichung der socialdemokratischen Idee mit Naturnothwendigkeit das Ende der Gesellschaft herbeiführe. Die Darstellung ist eine breite Widerlegung all der Anschauungen, die in einer Neuordnung von Gesellschaft und Staat im socialistischen Sinne mehr oder minder das Heil der Zukunft erblicken. Wenn Bellamy's Utopien überhaupt einer so eingehenden Widerlegung bedürfte, würde das Buch ja nicht ohne Werth sein, aber auch da nur für solche Menschenkinder, die sich eine eigene selbständige Meinung nicht bilden können.

Herr Julian West muß unendlich viel geschrieben haben! Die „Herausgabe" seiner „Erinnerungen" scheint eine Species unserer modernen Schriftsteller fast ausschließlich zu beschäftigen. Ja man könnte schon ein eigenes Verzeichniß der einschlägigen Literatur anlegen. Obengenannter Julian West, bekanntlich im 19. Jahrhundert geboren und aufgewachsen, und, wie die Leser des „Rückblicks aus dem Jahre 2000" wissen, durch einen merkwürdigen Zufall in ein späteres Zeitalter versetzt, hatte die communistische Gesellschaftsordnung, welche die Signatur jener Zeit, zu der er erwacht war, bildete, mit rückhaltloser Begeisterung begrüßt. In seinen ersten Schilderungen aus dem Jahre 2000 schwelgte er darob in seligen Hoffnungen eines goldenen Zeitalters. Doch mit der Zeit von diesem Wahne geheilt, hielt er sich für verpflichtet, seinen früheren Aufzeichnungen, die sein Erwachen in der neuen Wunderwelt schilderten, nunmehr als Hundertachtzigjähriger die Erzählung der darauf eingetretenen Ereignisse folgen zu lassen. Dieser „Rückblick aus dem Jahre 2037 auf das Jahr 2000" (Nr. 2), von E. Müller herausgegeben, will die nüchterne Wirklichkeit dieser seltsamsten Periode der Geschichte behandeln; die Schilderungen des Greises wollen nicht Anspruch machen auf den Glanz und die Farbe der früheren aus dem Jahre 2000, wohl aber „auf den Ruhm des unparteiischen Abwägens und der unverhüllten Wahrheitsliebe". Es ist also der Versuch einer Widerlegung Bellamy's durch Julian West selbst! Soweit dies bei einer papiernen Verfassung überhaupt möglich ist und sich vom Standpunkte des gegebenen Gegenwärtigen aus beurtheilen läßt, ist er auch ganz gut gelungen, sodaß es eigentlich der Reclame auf dem Titelblatt gar nicht bedurft hätte, um das Büchlein zu empfehlen. Der novellistische Rahmen, der regelmäßig solche Staatsbeschreibungen einfaßt, ist bei Müller feiner ausgestattet als bei Wilbrandt. Die Widerlegung Bellamy's, die in der Hauptsache bei beiden zu denselben Ergebnissen führt (nur daß West am Schluß etwas Positives bringt, den Sieg des Individualismus über den Communismus), ist hier in eine präcisere und deshalb ansprechendere Form gekleidet.

Das Schriftchen von H. G. Erdmannsdörffer: „Ein Phantasiestaat" enthält lediglich eine kurze Darstellung und Kritik von Bellamy's „Looking backward". Es ist hervorgegangen aus einem im deutsch-socialen Reformverein zu Leipzig gehaltenen Vortrag. Der Kern der Kritik ist der: Es wird als Bellamy's großes Verdienst hervorgehoben, mit flammender Schrift auf alle die Schäden in Staat und Gesellschaft unserer Zeit hingewiesen zu haben; als Grundfehler des Bellamy'schen Buchs wird dagegen die Oberflächlichkeit in vielen Punkten und die völlige Verkennung der Menschennatur bezeichnet: „Was wir bei ihm vermissen, das ist auch nur der Schatten eines Versuchs, auf dem gegebenen Boden weiterzubauen."

Gleichermaßen werden also in den drei Schriften die socialen Neuordnungen im Sinne Bellamy's als Phantasiestaaten abgelehnt. Und mit Recht! Nur sucht man oft bei ihnen eine hinreichende allgemeine Erklärung vergebens. Hier ist es wieder Spencer, der für das Mislingen solcher socialen Projecte wie für das Mislingen der politischen Projecte auf eine gleiche, allgemeine Erklärung hinweist: Entwickelung heißt das Weltgesetz, das im Himmel und auf Erden, ganz besonders im Thier- und Menschenreiche herrscht. Kein Geschöpf, bis auf das einfachste und winzigste, hat von Anfang an eine bleibende Form; in den meisten Fällen wird die Verschiedenheit sehr groß, so groß, daß ein Zusammenhang zwischen der ersten und letzten Form einfach nicht glaublich erschiene, wenn er nicht auf jedem Hühnerhof, in jedem Garten täglich beobachtet werden könnte. Und diese allgemeine Umwandlung, die gleicher-

maßen in der Entwickelung jedes Planeten wie in jedem Samenkorn, das auf der Oberfläche zu keimen beginnt, zu Tage tritt, gilt auch für die menschlichen Gemeinwesen, ob man sie als Ganzes oder in ihren einzelnen Einrichtungen betrachtet. In der primitivsten Gesellschaft verliert der Häuptling, dem man als Anführer im Kriege gehorcht, seine besondere Stellung, sobald der Krieg vorüber ist, und selbst dort, wo ein fortdauernder Kriegszustand einen bleibenden Befehlshaber nöthig macht, baut sich doch der Häuptling selber seine Hütte, bereitet selber seine Nahrung und unterscheidet sich von den übrigen nur durch seinen überwiegenden Einfluß. Nichts läßt da ahnen, daß im Laufe der Zeit durch allerlei Eroberungen, Stammesvereinigungen und Verbindungen des so gewonnenen Herzogthums mit andern Herzogthümern zu einem großen Reiche, aus dem ursprünglichen Häuptling sich ein Zar oder Kaiser herausbilden wird, der, von Pomp und Ceremonie umgeben, mit Hülfe von Hunderttausenden von Soldaten und Hunderttausenden von Beamten über viele Millionen Menschen unbeschränkte Gewalt hat. So ist in socialen Einrichtungen wie in allen andern die Umwandlung unvermeidlich. Es ist ein thörichter Wahn, daß neugeschaffene Einrichtungen den Charakter, den ihnen ihr Schöpfer aufgedrückt hat, lange beibehalten werden. Langsam oder schnell werden sie sich in Institutionen verwandeln, die den beabsichtigten ungleich sind, so ungleich, daß die Väter ihre Kinder nicht erkennen würden.

Für die Verehrer Bellamy's, die an die Möglichkeit der Verwirklichung seiner Ideen glauben, wird die Lektüre dieser drei Schriften sicher heilsam sein. Ich glaube nur, daß auch diese Broschürenflut, wenn sich der Sturm gelegt hat, von der Bildfläche verschwinden wird, ohne viel Spuren ihres Daseins zu hinterlassen. Wie viele Staatsromane hat man schon geschrieben, und wie wenig kennt man heutzutage die aus der alten Zeit! Gewissermaßen entdeckt und wissenschaftlich behandelt worden sind die Staatsromane durch Robert Mohl zuerst in der „Tübinger Zeitschrift" (1845), dann im ersten Bande seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" (1855), beide male in einer sorgfältigen knappen Inhaltsangabe einer Reihe solcher Schriften, von Plato bis Cabet. Neuerdings hat Kleinwächter („Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus und Socialismus", Wien 1891) uns ein weiteres Orientirungsmittel geboten, indem er zu den Inhaltsangaben der früheren Staatsromane als neu die der Utopien von Bellamy und Hertzka hinzufügte; er behandelt diese sogar mit besonderer Ausführlichkeit und Auszeichnung, wie sie denn auch den Anstoß zu seinem Schriftchen gegeben haben. Auch schon Hildebrand in seiner „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft" hat die socialistischen Utopien behandelt. Dem neuesten Versuch Kleinwächter's gegenüber hat Oldenberg (Schmoller's „Jahrbuch", 1891, S. 324 fg.) mit Recht darauf hingewiesen, daß eine befriedigende wissenschaftliche Behandlung der socialistischen Utopien erst möglich wird, wenn man sich entschließt, von der engen Basis des Staatsromans überzugehen auf die breite Grundlage der socialen Utopien im weiteren Sinn. Es ist nicht einzusehen, warum Owen's, Fourier's, Proudhon's, Rodbertus', Bebel's u. a. Zukunftstaaten weniger hierher gehören als diejenigen von Cabet und Hertzka.

Ludwig Huberti.

Schriften zur deutschen Mythologie und Sagenkunde.

1. Deutsch-mythologische Landschaftsbilder von Guido List. Berlin, Lüstenöder. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Das Gebiet der deutschen Mythologie ist in den letzten Jahrzehnten vielfach bearbeitet worden; seit Jakob Grimm sein bahnbrechendes, weltberühmtes Handbuch der deutschen Mythologie geschaffen, hat sich diesem Gegenstande die Aufmerksamkeit der Forscher eingehend zugewendet und man ist nicht müde geworden, nach dem Beispiele des großen Meisters Untersuchungen anzustellen und dabei den Beziehungen nachzuforschen, welche in alten Sagen und andern Volksüberlieferungen, in Personen-, Orts-, Berg- oder Flurnamen zu mythologischen Gegenständen der deutschen Vorzeit gefunden werden könnten. Freilich haben die Nachfolger Grimm's wol oft über das Ziel hinausgeschossen und über Namen, Gebräuche, Sagen und Mythen, die im Volke fortleben, die kühnsten Vermuthungen und weitestgehenden Ansichten aufgestellt. Aber auch diese Werke voll kühner Hypothesen und oft geradezu verblüffender Erklärungen und Beziehungen auf die alten germanischen Gottheiten und sonstigen Alterthümer unserer Vorfahren haben dadurch ihren Werth, daß ihre Verfasser den Spuren der Volksüberlieferung nachgingen und dabei nicht müde wurden, uns mit diesen Volksüberlieferungen selbst bekannt zu machen, uns erhaltene alte Sagen, Gebräuche, Lieder und Sprüche aus bestimmten Gegenden mitzutheilen, möglichst genau die Quellen ihrer Mittheilungen zu nennen und damit oft werthvolle Kenntniß derselben an den Tag zu fördern, die immerhin auch für die Kunde alter Gebräuche, Sitten und Anschauungen der Vorzeit von Bedeutung sind, mag man den darangeknüpften Hypothesen nun beipflichten oder nicht.

Guido List's „Deutsch-mythologische Landschaftsbilder" gehören dieser Gattung von Büchern an, aber sie besitzen noch besondere Vorzüge. Vorerst tönt uns eine kräftige, poetische Sprache aus diesen Aufsätzen entgegen; der Verfasser ist weit entfernt davon, seine Ansichten dem Leser aufdrängen zu wollen, aber er weiß in gewandter Schilderung der Oertlichkeiten, der Wälder und Haine, der Berge und

Flüsse Interesse für sie abzugewinnen und seine Landschaftsbilder so stimmungsvoll zu entwerfen, daß die daraugeknüpften mythologischen Betrachtungen als unmittelbar aus dieser Stimmung geschöpft sich ergeben und die angeführten Vermuthungen ihre festen Anhaltepunkte haben. Auch wer dem Verfasser nicht beipflichtet, wird der schönen Darstellung gern folgen und ihm geneigt sein, wenn er begeistert die alten Burgen seiner Heimat am rauschenden Donaustrome zeichnet, in dem die Nixen weben und leben, oder uns in die dunkeln rauschenden Wälder führt mit ihrem geheimnißvollen Zauber oder in die einsame Felswildniß, welche der Gottheit einst als Heimstätte gedient haben mag, wie er uns an dem Namen und an der heute noch geheimnißvoll wirkenden Stelle selbst nachweist. Dann aber ist es auch ein Verdienst dieser Arbeit, daß sie uns mit Erzählungen und Mythen, mit sittengeschichtlichen Einzelheiten, mit charakteristischen Volkstypen (z. B. der Donauschiffer) u. dgl. bekannt macht und dem Culturhistoriker des deutsch-österreichischen Bodens manchen Baustein liefert, den dieser wohl zu verwenden wissen wird. Diese Landschaftsbilder behandeln ausschließlich österreichisches Gebiet. Zumeist ist es die Umgebung Wiens, welche Guido List ins Auge faßt, aber auch weiter gelegene Gegenden, zumal Punkte im Höhenzuge des Wiener Waldes und am Donaustrome, nicht minder im Hochgebirge des Schneeberges und der Raxalpe, ferner in Steiermark und in Tirol bis zur Grenze des deutschen Sprachgebietes sind es, an welche der Verfasser seine Erörterungen und Erzählungen knüpft, die oft in feuilletonistischer Weise gehalten dennoch von des Verfassers ernstem Streben Zeugniß ablegen, manche eingelebte, scheinbar historische begründete Ansicht zu widerlegen und die mythologischen Beziehungen zu unserm germanischen Alterthume darzulegen. Der Verfasser nimmt dabei die Gelegenheit wahr, die wichtigsten Gestalten der deutschen Götterlehre und deren Cult zu besprechen, die alten Heiligthümer zu schildern, Legenden und Mythen zu erklären, die er selbst im Volke gesammelt oder in seltenen Quellenwerken gefunden hat. Vom archäologischen Standpunkte verdient der Aufsatz über „Deutsch-mythologische Denkmale in der Umgebung Wiens" besondere Aufmerksamkeit, es ist darin auch das Gebiet ins Auge gefaßt, auf dem des Autors vor einigen Jahren erschienener und von schöner Begabung auf dem Felde der Erzählung Zeugniß ablegender historischer Roman: „Carmuntum" sich abspielt; auch wird auf Grund der unternommenen archäologischen Untersuchung der Nachweis geliefert, daß Niederösterreich schon in vorkarolingischer Zeit dicht bevölkert war und sich einer blühenden Cultur erfreute, sowie auch schon Städte und Dörfer besaß, wodurch sogar eine Stelle in der „Germania" des Tacitus („daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen") widerlegt wird. Vielfach bietet ihm die Etymologie von Ortsnamen die Handhabe zu den erforderlichen Nachweisungen, nicht minder findet er in diesen Namen, sowie in Kinderreimen, Localsagen und volksthümlichen Bräuchen die Spuren des Cultes altgermanischer Gottheiten. Mit großem Scharfsinne sind auch in einem der übrigen Aufsätze des Bandes die Namen „Wurmbauer, Wurmgarten und Wurmbrand" mit Bezug auf die Oertlichkeiten am Fuße des Schneeberges, wo sie eine Rolle spielen, entwickelt. Es kann hier nicht der Ort sein, auf alle die einzelnen Landschaftsbilder einzugehen; angedeutet sei nur noch, daß in ähnlicher Weise das Höllenthal, der Venusberg bei Traismauer, der Brühl, das Helenenthal, die Schalnburg und andere Burgen und Schlösser, der Untersberg und andere Berge und Höhen dem Verfasser die Oertlichkeiten bieten, an die er seine scharfsinnigen mythologisch-archäologischen Erörterungen knüpft. Ueber Vindomina selbst, welches „dann später der Römer — wie es überall sein Brauch war — in Vindobona umnannte", und über die altgermanischen Heilstätten daselbst handelt der letzte Aufsatz des eigenartigen Buchs, das manchen Widerspruch erwecken wird, aber in poetischer wie in archäologischer Hinsicht eine höchst beachtenswerthe Erscheinung des begabten Verfassers genannt werden muß.

2. Sagen aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Ignaz V. Zingerle. Zweite vermehrte Auflage. Innsbruck, Wagner. 1891. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Gewissermaßen als Seitenstück zu der Sammlung tirolischer Märchen (1852—54) des rühmlichst bekannten Germanisten und Kenners der tiroler Volkskunde, J. V. Zingerle, erschienen im Jahre 1859 die „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol" von demselben Verfasser und Herausgeber. Dieser vortreffliche Gelehrte, der ein ebenso reiches Wissen als auch inniges Gefühl für seine schöne engere Heimat stets bekundet, hat schon in früher Jugend den Sagen des herrlichen Alpenlandes gelauscht und sie im Vereine mit andern wackern Männern aufgezeichnet, sodaß sein 1859 erschienenes Buch reich an derartigen Volksüberlieferungen, sowie an Mittheilungen der volksthümlichen Gebräuche in Tirol erschien. Seitdem aber hat J. V. Zingerle dem Gegenstande fortwährend rege Aufmerksamkeit zugewendet und das immer noch ihm zuströmende Material weiter gesammelt, sodaß nun nach mehr als vierzig Jahren die zweite Auflage der tiroler Sagen in geradezu überraschender Reichhaltigkeit ans Licht treten konnte und uns den Sagenschatz aller Gaue des Landes vollständig vorführt. Allerdings steckt in dem mehr als siebenhundert Seiten starken Bande die Arbeit und der Fleiß eines Menschenalters, es werden wenige deutsche Gebiete eine derartige geschlossene Sammlung ihrer Sagen und Mythen aufweisen können. Daß die zweite Auflage, wie im Titel so auch im Inhalte nun eine ganz andere Gestalt angenommen hat, ist beinahe selbstverständlich, und daß wir es somit eigentlich hier mit einem ganz neuen Werke zu thun haben, begreiflich. Zahlreiche früher nicht bekannte Stücke wurden aus Büchern oder Zeitschriften hinzugefügt, immer aber blieb der lebendige Volksmund die Hauptquelle, die zur Vermehrung des vortrefflichen Buches beitrug, hauptsäch-

lich an Sagen aus dem Eisackthale, aus dem Pusterthale und dem Vinstgau sind viele Stücke hinzugekommen. Ueber die Wichtigkeit und den Werth der gebotenen 1022 Sagen braucht wol hier nichts weiter bemerkt zu werden, weiß doch jedermann, wie sich in den Thälern und auf den Bergen unserer deutschen Alpenländer am ursprünglichsten deutsche Mär und Sage erhalten und wie reich gerade diese Gebiete an den alten Ueberlieferungen des Volksgeistes sind. Es bleibt also über dieses für die Volkskunde wichtige Werk nur noch zu bemerken, daß die gründlich gearbeiteten Anmerkungen Vergleiche mit den Sagen anderer Gebiete unseres Vaterlandes sowie nicht minder werthvolle andere Erläuterungen und Zusätze enthalten. Das Verzeichniß der benutzten Schriften bildet zugleich eine hübsche Bibliographie der tiroler Sagenkunde. Von großer Wichtigkeit erscheinen die alphabetischen Register, deren leider noch immer manche unserer besten historischen und culturhistorischen Werke entrathen, sodaß ein Nachschlagen oft geradezu unmöglich gemacht wird. Das Sagenbuch Zingerle's in der neuen Gestalt wird in und außerhalb Tirols seine Heimstätte finden und dem Ethnographen wie dem Germanisten wichtige Dienste leisten. Anton Schlossar.

Zur Völkerkunde.

Israeliten und Indianer. Eine ethnographische Parallele von Garrick Mallery. Aus dem Englischen von F. S. Krauß. Vom Verfasser berechtigte Uebersetzung. Leipzig, Grieben. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mit der vorliegenden Schrift hat der bekannte rührige wiener Ethnograph (zugleich Herausgeber einer Zeitschrift für Volkskunde: „Am Urquell") einen in der amerikanischen Literatur bereits sehr verdienten Forscher für die Alte Welt gewonnen, der, anfänglich Offizier, sich später, als er Invalidität halber seinen Abschied nehmen mußte, ausschließlich seinen Lieblingsstudien widmete und als Secretär in das bekannte, unter der Leitung von J. W. Powell stehende Institut für Ethnologie in Washington trat. Das wesentlichste Feld seiner Thätigkeit bildete die ihm durch seine militärischen Berufsarbeiten an und für sich schon nahe liegende Erforschung der Indianer. Diese Aufgabe mochte für ihn um so lockender sein, als gerade über sie noch immer die verkehrtesten Anschauungen sich im Umlaufe befinden, namentlich sofern es sich um die hier angezogene Parallele handelt. Ganz besonders gilt das von der seltsamen Hypothese, die Rothhäute als Abkömmlinge der zehn Stämme Israels zu betrachten, wobei, wie der Verfasser ganz mit Recht bemerkt, meistens die unglückselige (wesentlich durch eine einseitige historische Auffassung erzeugte) Ansicht von einer Entlehnung und Uebertragung wirksam ist. Richtig ist dabei nur die zunächst befremdliche Thatsache einer vielfachen geistigen und socialen Gemeinsamkeit, die aber natürlich sich nur aus der social-psychologischen Perspective erklärt. Der Verfasser begründet seine Aufgabe folgendermaßen:

Vorliegende Parallele suchte ich mir nicht etwa darum aus, weil die zwei Gegenstücke einander ähnlicher wären, als jeder für sich einzeln genommen es einem andern Volke unter den Völkern der Erde gegenüber ist. Eine derartige Parallele muß man ebenso gut zwischen Indianern und Israeliten als zwischen den sogenannten arischen Völkern ziehen. Ich traf diese Wahl nur aus Bequemlichkeit, weil ich bei meinen Zuhörern eine Vertrautheit mit dem Inhalt des Alten Testaments so weit voraussetzen darf, daß Auszüge und Anführungen daraus weniger nothwendig erscheinen; andererseits auch darum, weil viele Mitglieder der anthropologischen Gruppe in das Volksthum der Indianer genug eingedrungen sind, weshalb eine Nebeneinanderstellung der Thatsachen ohne ausführliche Auseinandersetzung für die Vergleichung ausreichen wird. (S. 5.)

Jener social-psychologische Gesichtspunkt bedarf aber noch einer andern schwerwiegenden Voraussetzung, daß hierbei nur die Vergleichung der betreffenden gleichen Culturstufen als Grundlage für die Untersuchung dient, nicht aber, was häufig damit verwechselt wird, die Berücksichtigung derselben Zeiträume. Denn die Chronologie, die Berechnung nach bestimmten Abschnitten unserer christlichen Aera ist für die comparative Methode der Völkerkunde völlig werthlos, da für diese nur die betreffenden analogen socialen Entwickelungsstufen der Menschheit Sinn und Bedeutung haben. Wir stimmen deshalb völlig mit unserm Gewährsmann überein, wenn er sagt:

Der Entwickelungsproceß, nicht aber die Chronologie gibt ein geeignetes Beurtheilungsmittel ab. Trotz dem Spruche antiquitas saeculi iuventus mundi ist nur das wirklich alt, was sich auf die allerersten Schritte in der menschlichen Entwickelung nach vorwärts bezieht. Wir überblicken Israels vierzig Jahrhunderte alte Geschichte, die indianische aber kennen wir seit kaum dreihundert Jahren, und obgleich die Israeliten in den gedachten Zeiträumen dieselbe Culturetappe, wie die der Indianer ist, durchgemacht haben, wer könnte es sagen, welches von beiden Völkern das an Jahren ältere ist? (S. 99.)

Wenn man nun von diesem culturgeschichtlichen, nicht chronologisch-historischen Standpunkte aus die vorliegende Aufgabe betrachtet und nach den ausschlaggebenden Analogien in Religion, Mythus, Sitte, Brauch, Recht u. s. w. bei beiden Völkern fragt, so darf man sich doch nicht durch die vielfach sehr optimistischen Schilderungen der Missionare beirren lassen, welche bei den Eingeborenen Nordamerikas frappante Uebereinstimmungen mit dem christlichen Glauben constatiren zu können meinten, namentlich bezüglich der Wirksamkeit einer umfassenden göttlichen Macht, des Manito. Schon Pater Lafitau erkannte diesen Fehlschluß, der wesentlich auf den gutherzigen Eifer der zudringlichen Bekehrer zurückzuführen ist, denen die Indianer durch möglichst weitgehende Concessionen zu entschlüpfen suchten; vielmehr herrscht bei ihnen gerade so wie bei unendlich vielen andern nomadisirenden Stämmen der bekannte

Anthropomorphismus der Naturreligion, den Mallery Physitheismus nennt. Auch die zahlreichen Thiergottheiten der Indianer, die soeiologisch in dem bei ihnen besonders entwickelten System des Totemismus hervortraten, gehören in diese Klasse. Von den einzelnen besonders schlagenden Analogien — bei denen natürlich sorgfältig jede europäische Beeinflussung ausgeschieden ist —, erwähnt unser Verfasser unter anderm folgende:

Eine Ojibwa-Ueberlieferung berichtet die Abenteuer der acht, zehn oder mitunter der zwölf Brüder, von welchen der jüngste der weiseste und beim Vater der beliebteste ist und den besonders die höhern Mächte mit ihrer Gunst bedenken. Er ist der Befreier seiner Brüder aus mannichfachen schwierigen Lagen, in die sie durch ihre Tollheit und ihren Ungehorsam hineingerathen. Namentlich unterstützt er sie mit Kornfrucht. Nahe am Mississippistrome steht eine Steinsäule, in welche sich ein Weib auf der Flucht aus ihrem zerstörten Dorfe verwandelt hatte, gleichwie Lot's Frau in eine Salzsäule. Die Chachta erzählen eine ausführliche Geschichte ihrer Wanderungen, auf welchen ihnen eine Stange als Wegweiser in der einzuschlagenden Richtung voranging und dort senkrecht stehen blieb, wo man ein Rastlager aufzuschlagen hatte. Eine noch zutreffendere Aehnlichkeit zur Führung der Israeliten in der Wüste findet sich in den legendenhaften Wanderungen der Tusayan, die ihre Weisungen durch die Bewegung und das Stillstehen eines Sternes erhielten. . . . Nach der Schöpfungssage der Tusayan war ihr Cultusheros im Stande, trockenen Fußes durch Seen und Flüsse zu schreiten, indem er mit einem Stabe das Wasser berührte, worauf es sich sogleich in zwei Wände spaltete u. s. w. (S. 61.)

Ja, Mallery führt einen Berichterstatter an, der erzählt, er habe manchmal Stücke aus der biblischen Geschichte alten Ojibwa-Leuten übersetzt und sie hätten sich regelmäßig geäußert: Dies Buch muß wahr sein, denn unsere Vorältern haben sich ähnliche Geschichten erzählt, die sich seit der Zeit, als die Erde noch neu war, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt hätten. Dieselben Beziehungen ergeben sich, wenn man die Thierverehrung beider Völkerschaften miteinander vergleicht; bei den Israeliten nannte man solche Abzeichen oder Totem Standarten. Auch die vielfachen Fehden und Raubzüge der einzelnen Stämme gegeneinander sind charakteristisch, während nach innen eine streng durchgeführte, wesentlich nach communistischen Principien aufgebaute Organisation bestand. Die lex talionis, die Verpflichtung zur Blutrache, die Haftung der Stammesgenossen für alle Uebergriffe eines seiner Genossen, die Geltung gewisser Freistätten für den Uebelthäter, der Communismus der Land- und Grundbesitzer (natürlich für die Israeliten nur von der Zeit ihrer Seßhaftigkeit und strengen Nationalisirung), die Enthaltung von gewissen Speisen, namentlich von Thieren, die durch den Totemismus besondere Verehrung genossen, die Geltung des Levirats, d. h. der Verpflichtung des Bruders seine Schwägerin nach dem Ableben ihres Mannes zu heirathen, und andere Momente mehr erweisen jene Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen zur Genüge. Freilich spricht man in unsern Tagen viel von dem abstracten Spiritualismus der semitischen Rasse und ihrer eigenartigen Befähigung zum Monotheismus, den sie der Menschheit als werthvolles Gut errungen und hinterlassen habe. Aber, wie so häufig in solchen allgemeinen Urtheilen, fehlt es hier an einer genauen Scheidung der einzelnen Entwickelungsstufen des religiösen Bewußtseins. Während diese Bezeichnung wol auf die erlesenen Geister des jüdischen Volks sich anwenden läßt, ist das für den Durchschnitt desselben jedenfalls unrichtig, wie allein schon die immer wiederkehrenden Klagen der Propheten über den Rückfall in Götzendienst genugsam bezeugen. Ganz zutreffend bemerkt Mallery:

Durchschnittlich ist der Bericht über die Rückfälligkeiten der Israeliten nicht unähnlich den Mittheilungen der Missionare aus moderner Zeit, welche mit Sturm den Versuch unternahmen, im Handumdrehen die Indianer über Entwickelungsstufen hinüberzuführen, die sonst durch ganze Zeitalter gekennzeichnet sind. Indianerstämme werden bekehrt, und man erzählte und berichtete, sie hielten unverbrüchlich fest an ihrem Glauben. Einige Jahre darauf, wenn sie Anlaß zur Unzufriedenheit hatten, wandten sie sich wieder ihren Schamanen und ihren Träumen zu, und diese Rückkehr hießen dann die Missionare einen Abfall. Thatsächlich war es kein Abfall, vielmehr war der Jubel über die Bekehrung verfrüht. Der Unterschied zwischen Israeliten und Indianern besteht jedoch in Folgendem: den erstern war es vergönnt, in ihr Stammland Palästina wieder zurückzukehren und ihren alten Glauben mit Verbesserungen wieder aufzurichten, während die Indianer unter demselben fremden Einfluß verbleiben und durch ihre ständige Schwächung gezwungen werden, allen echten Glauben fahren zu lassen und den Glauben ihrer Besieger ohne Zuthaten anzunehmen. (S. 42.)

Zum Schlusse noch eine kritische Bemerkung. Die vorliegende Studie, die Krauß in Hinsicht auf sorgfältige Methode ein Musterstück von sauberer Ausführung nennt, befolgt selbstverständlich nicht den Zweck, einen geheimen, womöglich ethnographischen Rassenzusammenhang zwischen den beiden Völkern nachzuweisen, sondern vielmehr einzig und allein einen social-psychologischen. Von diesem Gesichtspunkte aus sind Rasse und Chronologie, wie früher bereits angedeutet, hinfällig und methodologisch unbrauchbar; deshalb könnte man, nach dem epochemachenden Vorgange der vergleichenden Rechtswissenschaft, vielfach versucht sein, die erörterten Parallelen (von denen hier natürlich nur einige berührt werden konnten) von ihrem verhältnißmäßig engen Ursprung loszulösen und auf einen weiteren, umfassenderen Umfang zu übertragen. Daß dem ungeachtet die exaete Beweisführung in einem kleinen Kreise besonders dankenswerth ist, bedarf hoffentlich nicht der genauern Begründung.

Th. Achelis.

Zur Ethik.

Ethik. Encyklopädische Skizzen und Literaturangaben zur Sittenlehre von Georg Runze. Erster Theil: Praktische Ethik. Berlin, C. Duncker. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser erklärt ausdrücklich, daß er durch dieses, sein neuestes Werk nicht die wissenschaftliche Forschung bereichern wolle; er möchte nur einen Versuch bieten, über die Fülle der Probleme und die Mittel zu ihrer Lösung lehrhaft zu orientiren. Auch will er zum Nachdenken anregen und die Arbeit des Selbstdenkens durch methodische Erläuterungen erleichtern. Die Materialiensammlung der vorhandenen Lehrbücher genügt ihm nicht, auch Literaturangaben zu einzelnen Problemen der Ethik würden oft verlangt. Noch weit über das von ihm geplante Unternehmen hinaus sei eigentlich ein erschöpfendes encyklopädisches Sammelwerk erwünscht.

Man sieht, der Realismus unserer Zeit treibt hier eine seiner kräftigsten Blüten. Auch ist die Eigenart Runze's für eine derartige Arbeit wie geschaffen (ich muß leider hinzufügen: nur allzusehr!), und er hat in gewohnter Weise mit Riesenfleiß Literaturangaben zusammengetragen, eine umfassende Belesenheit entwickelt und die betreffenden Materialiensammlungen mit einleitenden Paragraphen versehen. Ich ging als ein notorisch ihm freundlich gesinnter Kritiker der neuen Arbeit Runze's mit großen Erwartungen entgegen, denn ich hoffte, daß seine ausnahmsweise große theologische und philosophische Bildung hier endlich aller einengenden Beschränkungen durch Raummangel entledigt, es über die bei ihm üblichen Andeutungen und Abgrenzungen, über das wuchernde Rubriciren, sowie eine formal haarscharfe, inhaltlich oft ungenügend klare Sprache hinausbringen würde. Zu meinem tiefen Bedauern sah ich mich enttäuscht, und so bin ich denn in der unangenehmen Lage, aus reinster Hochachtung und Theilnahme einem jüngeren Genossen zurufen zu müssen: Laß deine Eigenart nicht zur Manier ausarten! Nimm dich in strenge Zucht, damit du wirklich etwas Positives leistest! Professor Runze hat ganz das Zeug dazu, auf jüngere Theologen Eindruck zu machen; es wäre aber jammerschade, wenn eine Kraft wie die seinige, sich in Aeußerlichkeiten verzettelte und aufriebe. Glaubt er wirklich, daß heutzutage ein berufener Denker Zeit und Lust hat, sich durch alle die Berge von Schriften hindurchzuarbeiten, welche Runze auf jeder Frage der Ethik aufgethürmt hat? Oder soll all diese todte Gelehrsamkeit vergangener Zeiten Doctoranden und eitlen Scribenten die Handhabe bieten, um Fernerstehenden Sand in die Augen zu streuen?

Doch ich will einmal absehen von diesem Einwurf und mich an Runze's Text selbst halten. Da kann ich denn nicht länger mit der Bemerkung zurückhalten, daß Runze's Denken nicht selten mehr eine juristische, als eine philosophische Schärfe zeigt; zum Theil erweckt er durch seine bloßen Ausblicke einen wahren Heißhunger nach einer bleibenden Substanz der Wahrheit, zum Theil verwirrt er geradezu die seiner Eigenart nicht Gewachsenen. All seine hervorragende Gelehrsamkeit, all seine Anläufe zu echter Wissenschaftlichkeit sind noch nicht Wissenschaftlichkeit selbst. Die reinlich durchgeführte Lösung eines ethischen Problems — gleichviel ob die andern zustimmen oder nicht — ist mehr werth als ein Band voll von bloßen Umspielungen der Probleme. Ich weiß sehr wohl, daß Runze ein Ideal vorschwebt, dessen Berechtigung ich durchaus anerkenne; aber nur selten nähert er sich diesem Ideal in seinem Buche.

Trotz aller wissenschaftlichen Weitherzigkeit kann und will Runze schließlich denn doch nur im Dienst einer bestimmten, nach unserer beider Ansicht höchsten Weltanschauung arbeiten. Da muß er zunächst scharf die Spreu vom Weizen sondern, er muß dann den wirklichen Kern des bisher Gewonnenen in jeder Frage herausschälen, um diesen Kern das mehr oder weniger Nebensächliche in entsprechenden Rangstufen herumgruppiren und durch möglichst scharfe Abgrenzungen eine immer engere Grenze gewinnen, innerhalb deren die Weiterentwickelung eines Problems stattzufinden hat. Schlägt er sich aber auf seinem Wege fortwährend mit Hinz und Kunz herum, so gelangt er nicht aus den Vorhöfen in das Heilige. Im günstigsten Falle bringt es Runze in seinen Paragraphen zu einer Art von Orakeln, welche freilich dem deutschen Professor im Blute liegt; wollte er nur den Muth haben, ganz er selber, er allein zu sein, so würde er quantitativ weniger, qualitativ aber bedeutend mehr leisten. Er darf sich nicht allzu umfängliche und schwere Aufgaben stellen, er muß zu seiner Schärfe mehr Tiefe und Phantasie zu gewinnen suchen; er muß sich vornehmen, um jeden Preis die Ueberwucherung seiner Wissenschaft durch Gelehrsamkeit zu besiegen und zunächst nur einzelne Probleme nach allen Seiten durchzudenken. Gelingt ihm dies, dann sind von ihm Leistungen von ebenso großer Selbständigkeit wie Bedeutung zu erhoffen.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Mit außerordentlicher Rührigkeit und tiefernstem Eifer geht die „Schriftenvertriebsanstalt zu Weimar" (bekanntlich die buchhändlerische Verlagsfirma des unter dem Protectorate Sr. königlichen Hoheit des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach stehenden „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften") in Herausgabe der „Neuen Folge" ihres „Familienbücherschatzes" vor, die der neue Generalsecretär, Dr. Arthur Seidl, leitet. Sie ist nunmehr bereits bis zu Lieferung 15 gediehen und rechtfertigt auch in ihrer Fortsetzung alles das, was der Beginn des Romans „1812, oder die Häscher des Kaisers", von Ludwig

Rellstab, an guten Hoffnungen auf die Vortrefflichkeit und die Zugkraft dieses Unternehmens bei uns schon erweckt hatte. Die preisgekrönte Erzählung „Der Puppenspieler" von dem beliebten Schriftsteller Karl Schultes, von der gesammten Presse mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, liegt in diesen Lieferungen nunmehr abgeschlossen vor. Dazu ist gegenwärtig mit Lieferung 13 eine neue, sehr frische und doch innerlich wahrhaft gehaltvolle Erzählung „In die Welt" getreten, die Luise Glaß, eine durch Novellen, Märchen und Jugendschriften gleichmäßig rühmlich bekannte Literatin eigens für den „Familienbücherschatz" verfaßt hat. Auch hier ist die Ausführung des Bilderschmucks wiederum in die bewährte Hand des weimarer Künstlers Oskar Schulz gelegt worden, dessen feinsinnige Beiträge zu früherer erschienenen Erzählungen so allgemeines Gefallen bei allen Sachverständigen erregt hatten und in der That eine prächtige Zierde der Ausgabe darstellen. Jede Lieferung, deren die ganze Reihe an die siebzig umfassen wird, enthält ein recht gut erdachtes Bild an der Spitze und kostet bei anerkannt lobenswerther Ausstattung einzeln nur zehn Pfennige. Mitglieder genießen bekanntlich sogar noch Vorzugspreise. Gleichzeitig sei hier auf die ebenfalls warm empfehlenswerthen und ungemein billigen Separatausgaben, Mark-Bände, Broschüren, Halbjahr-Bücher und andere Veröffentlichungen des genannten Vereins, dem die besten und geistig hervorragendsten Männer des deutschen Volks werkthätig angehören, aus gewissenhaftester Ueberzeugung von der edeln Tendenz heraus hingewiesen. Die Verwaltung der weimarer Schriftenvertriebsanstalt hat wohlweislich jede Buchhandlung, auch im kleinsten Orte, in den Stand gesetzt, auf diese sämmtlichen volksthümlichen und gemeinnützigen Druckschriften Bestellungen, oder Subscriptionen entgegenzunehmen.

— Der geschäftsführende Ausschuß der Goethe-Gesellschaft macht über die nächste außerordentliche Gabe der Goethe-Gesellschaft Folgendes bekannt: „Der sechste Theil der Schriften der Goethe-Gesellschaft kann infolge der durch den Setzerausstand erwachsenen Schwierigkeiten den Mitgliedern nicht, wie in Aussicht genommen war, zu Ende des Jahres 1891 zugehen, sondern wird wahrscheinlich Mitte März 1892 versendet werden. Die nothwendig gewordene Verlegung des Termins wird dem Inhalte der nächsten Schrift wesentlich zu statten kommen. Statt einer Sammlung von Urkunden wird sie nunmehr Beiträge zur Geschichte des weimarer Hoftheaters aus den neugefundenen und inzwischen mannichfach vermehrten Quellen enthalten.

Weimar, December 1891."

— Unter dem Titel „Moltke als Erzieher" wird in nächster Zeit im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt, vorm. S. Schottländer, in Breslau ein Werk aus der Feder Felix Dahn's erscheinen. Nach Mittheilung des Verlegers gibt der Verfasser hier eine eingehende Würdigung des classischen Werks Moltke's: „Geschichte des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71", indem er aus der Eigenart des Schriftstellers Moltke die hohen Charaktereigenschaften des Menschen entwickelt.

— Ein Redacteur Wilhelm Rußböldt hat einen Aufsatz drucken lassen: „Die Entwickelung", worin er den „Darwinismus in neuer Auffassung" vorführen will. Er verkauft seine Weisheit für 25 Pf. im Selbstverlag. Hören wir ihn. Das Böse ist nothwendig, weil der Ehrliche sich stets vor dem Betruge des Unehrlichen sichern, der Sittenreine vor der Beeinflussung des Unsittlichen auf der Hut sein muß. „Auch die Lebensformen des Mineralreiches müssen fortleben und sich weiter entwickeln, bis sie die höchste Gestalt erreichen." „In dem Wahrnehmen gestalten sich die ersten Begriffe wie die ersten Lebewesen des Protistenreiches im Meere; weiter entwickeln sich vollkommenere, feststehende Begriffe, welche den ersten Wassergewächsen gleichen." „Es ist naturgemäß, daß der Mensch, wenn einmal sein Verstand angeregt wurde, diesen gebraucht, um seinem Ich, welches bis dahin geknechtet war, aufzuhelfen!"

Bibliographie.

Auen, F. v. (F. C. Rokitansky), Eines Lyrauten Lust und Leid. Lieder. Troppau, Buchholz u. Diebel. 1891. 12. 1 M. 60 Pf.

Falkenhorst, C., Schwarze Fürsten. Bilder aus der Geschichte des dunklen Weltteils. 2. u. 3. Tl. in 1 Bde. 2. Tl.: Herrscher in Ostafrika. 3. Tl.: Westafrikanische Könige. Leipzig, F. Hirt u. Sohn. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Hadorn, A., Die politischen und sozialen Zustände im Kanton Zürich gegen Ende des 18. Jahrhunderts und Alt-Pfarrer Joh. Heinrich Waser's Prozess und Hinrichtung. Bern, Nydegger u. Baumgart. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heiberg, H., Wer trifft das Rechte? Roman. 2 Bde. Leipzig, W. Friedrich. 8. 10 M.

Henke, W., Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Rostock, W. Werther. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Hörmann, L. v., Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1891. 32. 1 M. 50 Pf.

Hüttinger, H., Hans Dollinger. Vaterländisches Schauspiel. Straubing, Volks- und Jugendschriften-Verlag. 12. 1 M. 20 Pf.

Der Konservativismus und Oesterreichs Zukunft. Von einem Patrioten. Wien, C. Fromme. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Krauss, F., Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steirische Oberland. Mit über 100 Abbildungen von F. Gerasch, Ernestine v. Kirchsberg, Karl O. Lynch, Ernst Peyer und Geo. Weineiss, sowie aus der „Oesterreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild", den „Mittheilungen" der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmäler und dem „Kirchenschmuck". 1. Bd. Mit 2 Karten von A. Egle. Graz, Leykam. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Kühns, C., Ein Reisender. Ein Berliner Roman. Berlin, G. Schaberow. 1891. 8. 1 M.

Landsteiner, K., Der Antichrist. Das Trauerspiel der letzten Zeiten. Wien, A. Hölder. 1891. Gr. 8. 2 M.

Lassalle's, F., Tagebuch. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von P. Lindau. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Ein Leitartikel. Original-Lustspiel. Berlin, R. Boll. 1891. 8. 80 Pf.

Levin, M., Barkochba. Trauerspiel. Berlin, Walther u. Apolant. 1891. 12. 1 M.

Lüdeke, F., Die Ironie in der Geschichte. Gotha, G. Schloeßmann. 1891. 8. 75 Pf.

Ludloff, R. F., Nach Deutsch-Namaland (Südwestafrika). Reisebriefe. Coburg. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Nordau, M., Gefühls-Komödie. Roman. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Pontago, Ein reichbewegtes Leben. Wahrheitsgetreue Erzählung der Erlebnisse eines weltbereisten Musikers. Dresden, F. G. Seeling. 1891. 8. 40 Pf.

Pudor, H., Die alten und die neuen Wege in der Musik, nebst einem Vorwort. Dresden, O. Damm. Gr. 8. 70 Pf.

Renatus, J., Der Graf von Wertheim. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus der Reformationszeit. Leipzig, A. Deichert Nachf. 8. 5 M.

Richter, Melima, Kaiserin der Mandschu. Schauspiel. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 8. 1 M.

Ein Russe über das heutige Rußland. Deutsch von E. Gebbers. Berlin, Alb. Voß. 1891. 12. 50 Pf.

Schmarsow, A., Die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen. Berlin, G. Reimer. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schmidt, A., Die Strahlenbrechung auf der Sonne, ein geometrischer Beitrag zur Sonnenphysik. Stuttgart, J. B. Metzler. 1891. Gr. 8. 1 M.

Schmidt, R., Erlöst. Schauspiel. Aus dem Dänischen übersetzt von H. Varnhagen. Erlangen, F. Junge. 12. 1 M.

Schoene, H, Lockere Vögel. Tolle Geschichten. Berlin, J. L. V. Laverenz. 1891. Gr. 8. 1 M.

Schwering, J., Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft. Paderborn, F. Schöningh. 1891. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Steinbach, G., Die ungarischen Verfassungsgesetze. Wien, Manz. 1891. 12. 2 M.

Studienreisen eines jungen Staatsmanns in England am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Beiträge und Nachträge zu den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön, mit Nachwort von einem Ostpreußen und 1 Lithographie. Berlin, L. Simion. 1891. Gr. 8. 10 M.

Stumpf, C., Psychologie und Erkenntnisstheorie. München, G. Franz. 1891. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Swan, Annie, Adlershyde. Eine Grenzgeschichte aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Autorisirte Uebersetzung von E. Eckert. Mit einem Vorwort von Th. Schott. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1891. 8. 2 M. 80 Pf.

Tinseau, L. de, Cousine Aschenbrödel. Roman. Autorisirte Uebersetzung von A. Schulze. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 3 M.

Trinius, A., Hamburger Schlendertage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Volkelt, J., Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. München, C. H. Beck. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Wilpert, R. v., Stille Wasser. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Wolff, J., Renata. Eine Dichtung. Berlin, G. Grote. 8. 5 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ungarische Revue.

Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Herausgegeben von **Paul Hunfalvy** und **Gustav Heinrich.**

8. 11. Jahrgang.

Preis des Jahrgangs von 10 Heften 12 M. Einzelne Hefte 1 M. 20 Pf.

Inhalt des 10. (December-)Hefts: Schvarcz. Montesquieu und die Verantwortlichkeit der Räte des Monarchen. — Pichler. Boleslav II. von Polen (Schluss). — Vargha. Die Ernte Ungarns im Jahre 1891. — Kvacsala. Beiträge zur Geschichte der slovakischen Sprache. — Alexander. Petöfi's Gattin, Julie Szendrey. — Munkácsy. Die Qualen des ersten Erfolges. — Váradi. Der fahrende Holländer, Gedicht, deutsch von A. Handmann. — Kurze Sitzungsberichte. — Ungarische Bibliographie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von **Sophie Schliemann.**

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

„Diese Lebensbeschreibung des grossen Wiedererweckers der homerischen Kultur sollte in keinem gebildeten Hause fehlen.“

Berliner Tageblatt.

Cotillon-
und Carneval-Artikel.

Papierlaternen. — Photogr. Apparat „PUCK“. — Künstliche Pflanzen.

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Man verlange Preisbuch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. 4 Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgearbeitete Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

In dem Werke wird das Lebensbild der durch Geist und Schönheit berühmten Kaiserin Eudokia auf dem Hintergrunde jener Epoche gezeichnet, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem Christenthume kämpfte. Diese dritte Auflage ist vom Verfasser noch kurz vor seinem Tode nach Form und Inhalt erheblich umgearbeitet worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

„Ein würdiges Seitenstück zu Gregorovius' reizendem Idyll «Euphorion».“

Schwäbischer Merkur.

„Die bedeutendste rein dichterische Gabe des diesjährigen Weihnachtstisches.“

Post (Berlin).

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 5. — 4. Februar 1892.

Inhalt: Aus Leipzigs Stadt- und Kunstgeschichte. II. Von Ernst Lehmann. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Richard Weitbrecht. — Lyrik und Märchen. Von Adolf Brieger. — Erzählungen und Skizzen. Von Theodor von Sosnosky. — Zur Culturgeschichte Oesterreichs. Von Anton Schlossar. — Naturwissenschaftliches. Von Franz Bendt. — Philosophische Schriften. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus Leipzigs Stadt- und Kunstgeschichte.

II.

Außer dem geschichtlichen Stoffe, der das Wustmann'sche Werk besonders dem Einheimischen lieb und werth macht, tritt darin noch das kunsthistorische Element in den Vordergrund. Die zahlreichen Darstellungen, die die Entwickelung des Stadtbildes schildern, lehren uns gleichzeitig die Werke eines Hieronymus Lotter und Paul Widemann, die Zeichnungen eines Martin Bernigeroth und Christian Heckel kennen und zeigen auf bestimmt abgegrenztem Gebiete den allmählichen Fortschritt in der Handhabung des Grabstichels von Dürer's Zeiten bis zum Anfange unseres Jahrhunderts, von jenen umfangreichen Plänen und Prospecten mit den markigen Contouren bis zu den zarten farbigen Umrißradirungen von Stadt- und Trachtenbildern, die man noch lange mit Vorliebe zum Schmuck von Büchern und Wänden verwandte. Naturgemäß findet sich die Baukunst am reichsten bedacht, während Plastik und Malerei fast ganz zurücktreten. Wohl vermißt der Kunstfreund in diesen Originalstichen dies und jenes Werk, das für Leipzig zum kunstgeschichtlichen Markstein geworden ist wie der bekannte Erker in Barthel's Hof, in dessen Brüstungssäulchen und Laubgewinden die Renaissance zum ersten male schüchtern aus dem gothischen Maßwerk hervorblickt; Deutrich's Hof in der Reichs- und Nikolaistraße, an dem sich die drei antiken Säulenordnungen noch an der mittelalterlichen hohen Giebelfaçade übereinanderstellen, sowie das „rothe Colleg" sind nur in kleinem Maßstabe auf dem schönen Schreiber'schen Stiche (Blatt 37) vertreten, aber auch für die Perle der Renaissancezeit, für das Fürstenhaus auf der Grimmischen Straße, in dem sich noch einer der seltenen Belege für die letzte Uebergangsstufe der mittelalterlichen Burg zum Schloßbau erhalten hat, ließ sich kein besonders werthvoller Stich ausfindig machen. Die Statuen Balthasar Permoser's: Jupiter, Juno, Mars und Venus, von denen zwei noch heute ihre alten Plätze in der Dorotheenstraße einnehmen, sind in Apel's Garten (Blatt 27) gerade noch unterscheidbar zu erkennen, während Pierre Coudray's Vertumnus und Pomona, die, wie früher das „Weinnäpfchen", jetzt die Thorpfeiler des Becker'schen Hauses schmücken, gänzlich fehlen. Trotzdem in Leipzig „alle großen steinern Häuser auswendig mit gar kunstreichen und lustigen Gemälds ausgeputzet waren", so findet sich doch nur auf einem Blatte (6) ein Beleg dafür, besonders aber ist es zu beklagen, daß von den Wandbildern des Kreuzganges im Paulinerkloster, der einzigen Schöpfung der Frührenaissance auf deutschem Boden, die sich den Fresken in Padua, Pisa und Assisi an die Seite stellen läßt, keine gute Nachbildung vorhanden ist. Während die Spätgothik in Leipzigs Mauern nur wenig Erfreuliches hervorgebracht hat, verdankt die Stadt der Renaissance die beiden hochragenden Wahrzeichen der „Neugothik": den mächtigen Thurm der Pleißenburg und das Rathhaus, dessen Giebelwerk das Dach wie eine gewaltige Zackenkrone umschließt. Außerdem gehören hierher die Gebäude von Auerbach's Hof, die „alte Wage" am Markte, der Nikolaithurm und der Burgkeller, die im Atlas in mehr oder weniger ursprünglicher Form entgegentreten. Zahlreiche Neubauten erstanden unter dem Scepter des Baroks (Louis XIV.) und des Rococos (Louis XV.): die Börse (Blatt 16 und 32), — hier noch nicht verunschönt durch den häßlichen Vorbau —, das Georgenhaus, das Petersthor, die Thomasschule, das Gewandhaus, das Romanus'sche Haus mit dem Richter'schen Café (Blatt 62), die große Feuerkugel, die Hohmann'schen Häuser am Markte, in der Katharinen- und Petersstraße (Blatt 36—54), wo einst Lessing, Goethe und Jean Paul als Studenten ein- und ausgingen. In der großartigen Façadenbildung vereinigt sich hier der altdeutsche Giebelbau mit der monumentalen römischen Bauart. Von Denkmälern im eigent-

lichen Sinne sei wenigstens der Gellertsäule Oeser's gedacht, die die im zarten Kindesalter dargestellten Grazien trägt; sie schmückte einst den Schneckenberg, wo heute das neue Theater steht und wo sie auch noch das große Eusleu'sche Aquarell von 1851 im leipziger Museum zeigt. Den beredtesten Lobredner seiner Zeit fand Oeser und sein Werk im jungen Goethe, dessen Worte:

Er sammelte mit Geistesflug
In Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einem engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln —

den ganzen süßlichen Schwulst überschwenglicher Zeitgedichte überdauert haben. Die künstlerisch werthvollsten Blätter des Atlasses sind die vier Prospecte der Stadt (Blatt 21 bis 24), äußerst zarte Radirungen von großer malerischer Wirkung; sie rühren von Christian Heckel her, dem besten und fruchtbarsten Schüler Martin Bernigeroth's. Den zierlichsten Schmuck des Werkes aber bildet eine Reihe von zwölf Stichen: „Ein Gang ums Thor" von der Hand des Malers Karl Benjamin Schwarz; ihre Nachbildungen geben den duftigen Schmelz und die geschmackvolle Zusammenstellung der Farben, sowie die zarten Umrisse auf das täuschendste wieder.

Zum Schlusse greifen wir aus der Fülle der fesselnden Blätter des Atlasses noch eine Innenansicht, Blatt 50, heraus, das der Blick des Kunstfreundes nicht ohne Rührung durchmustern wird. Es zeigt uns die Ausstattung eines Cabinets aus den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo Leipzig nicht nur durch seine Messen, sondern auch durch die wahrhaft fürstlichen Gemäldesammlungen reicher Kaufherren seinen alten Ruf bewährte. Leider dauerte diese Blüte nur wenige Jahre; denn mit dem Tode der Besitzer gingen auch jene Sammlungen schnell ihrer Auflösung entgegen. Der Besitzer des dargestellten Kunstcabinets war der Kaufmann Johann Christoph Richter, einer der unermüdlichsten Sammler seiner Zeit, in dem sein berühmter Zeitgenosse Pierre Crozat ein ebenbürtiges Gegenbild fand. Von hier aus liefen die ersten zarten Triebe nach dem Wurzelstock hin, der sich in späterer Zeit zum kräftigen Stamme entwickeln sollte, unter dessen Zweigen die Kunst und ihre Wissenschaft in Leipzigs Mauern eine schützende und fördernde Stätte findet; wir meinen das Städtische Museum und den Kunstverein. Das Euslen'sche Aquarell zeigt auf der Westseite zwischen dem „Weinnäpfchen" und dem südlichen Theile des Augusteums nur eine Gruppe von Ziersträuchern: heute erhebt sich dort ein stattlicher Bau, der, nach den Plänen von Ludwig Lange ausgeführt, am 18. December 1858 seiner Bestimmung übergeben wurde. Wie aus kleinen Anfängen, nach jahrelangem Kämpfen und Ringen, durch die Umsicht und Opferwilligkeit hochsinniger Bürger das Museum und seine Sammlung entstand, und wie das blühende Institut immer neue Förderung und Mehrung erfuhr, mit einem Worte, die Entstehungsgeschichte des Museums und des Kunstvereins der Stadt Leipzig findet sich in ausführlicher und zugleich lichtvoller und anmuthender Darstellung in einem Werke von Julius Vogel niedergelegt.*) Wir ersehen daraus, daß auch die Sammlung ihr Wachsthum einzig und allein dem Kunstsinne der besten einheimischen Familien verdankt. Dem ist nicht überall so: im Wustmann'schen Atlasse befindet sich ein Reclamebild des amsterdamer Kunsthändlers Peter Schenk, auf dem der Kurfürst mit seinem Gefolge im Hohmann'schen Hofe erscheint, um Kunstgegenstände einzukaufen; von hier entnahm auch der Rath die Geschenke für den dresdener Hof, der sie später den dortigen Sammlungen mit überwies.

Aus der Geschichte des Museums und des Kunstvereins sei hier nur das Wichtigste wiedergegeben. Im Jahre 1837 begründete Karl Lampe, „die Seele des Ganzen", und Hermann Härtel, „eine höchst liebenswürdige, fast jungfräulich reine und ideale Natur", wie ihn Preller nennt, in Verbindung mit gleichgesinnten Männern den Leipziger Kunstverein. In seinen Satzungen findet sich unter anderen Bestimmungen, daß ein Drittel der Einnahmen zu Erwerbungen für ein städtisches Museum verwendet werden solle. Die Sammlung selbst war im ersten Stocke des westlichen Flügels der Bürgerschule untergebracht. Kein Hinderniß war zu groß, jene Männer von ihrem Vorhaben, der Kunst in Leipzig eine Heimstätte zu schaffen, abirren zu lassen. Und was sie thaten, geschah nicht nur aus Liebe zur Vaterstadt und zur Kunst, ihr Wirken galt auch den Künstlern selbst und denen, für die die Kunst zur Herzenssache geworden war, die auf die weltschmerzliche Frage:

Wo noch ein Stücklein Himmel bliebe in all dem trüben Erdendunst? —

aus sich die tröstliche Antwort schöpften:

Du findest es im Reich der Liebe vielleicht, — gewiß im Reich der Kunst.

Man mag zwischen den Zeilen lesen oder, noch besser, aus dem Vogel'schen Werke selbst ersehen, welcher Aufwand an Geduld und Mühe, welche Opferfreudigkeit und Begeisterung hier zusammenwirken mußten, um das zu Stande zu bringen, was jetzt Leipzigs Stolz und Freude ist — auch ehe noch das Vermächtniß eines Heinrich Schletter und die darangeknüpften Bedingungen den Bau des Museums beschleunigten und Dominik Grassi's Hinterlassenschaft die Mittel zu seiner Erweiterung durch neue prächtige Räume lieferte. Außer vielen andern verdankt das Museum Karl Lampe eine Sammlung von 1800 kostbaren Kupferstichen, welche unter Glas und Rahmen die Wände von neun Stanzen bedecken und der Geschichte der Malerei vom 13. bis zur Mitte unsers Jahrhunderts als nutzbringendes Anschauungsmaterial dienen. Hermann Härtel's Name aber knüpft sich noch an ein anderes Gebäude der Stadt, durch das die wiedererstandene Kunst der Freskomalerei auch hier ihren Einzug halten sollte, an das „Römische Haus", das er nach dem Vorbilde von Baldassare Peruzzi's Villa Farnesina errichten ließ. Die sieben in

*) Das Städtische Museum zu Leipzig von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von J. Vogel. Leipzig, E. A. Seemann. 1892. Gr. 4. 21 M.

einem Parterrezimmer von Preller ausgeführten Bilder zu Homer's „Odyssee" sind die Vorläufer zu dem herrlichen Cyklus heroischer Landschaften in der „Tribuna" des Museums. Für die Abbildungen zur Odyssee, von denen zwei das Vogel'sche Werk schmücken, hat Preller noch selbst die Holzstöcke gezeichnet und dadurch verhütet, daß die Umwandlung der Technik seine künstlerischen Absichten beeinträchtigte.

Außer den Bildern, die dem geschichtlichen Theile des Buchs das Geleite geben, birgt das Werk aber noch einen überaus reichen und kostbaren Bilderschmuck von Radirungen und Heliogravüren, die ihm das Gepräge eines Galeriewerks verleihen. Unter ihnen finden sich Bilder von Jan van Eyck, Francesco Bissolo, Cranach dem Aeltern, Wouter Kuijf, sowie Pesne's Bildniß der Markgräfin von Baireuth, das als Heliogravüre sein venetianisches Colorit zwar nur ahnen, aber die lebendige Auffassung deutlich erkennen läßt. In dem Bilde von Delaroche haften unsere Augen an dem Antlitze Napoleon's, dessen marmorglatte Stirn eine Strähne seines dunkeln Haares durchzieht wie der jähe Riß den stolzen Aufbau seiner Kaiserherrlichkeit. In dem verzweiflungsvollen Blicke lesen wir aber nicht nur die trüben Gedanken des gestürzten Titanen, es verbirgt sich darin auch etwas von dem eigenen tiefen Weh des Künstlers, der sich nach dem Tode seiner Gattin nur noch dem Kampfe großer Naturen gegen ein vernichtendes Geschick zuwandte. Die „Eichen im Sturm" zeugen von Calame's genialer poetischer Auffassung und lassen die ungemeine Kraft des Colorits noch herausfühlen. Das Bildniß Bismarck's ist ein Beleg für Meister Leubach's Menschenkennerschaft und Seelenmalerei; die Figur selbst verschwimmt im Helldunkel und die Hände sind nur aus dem Gröbsten herausgearbeitet, wie es vor ihm schon Lawrence und Franz Hals hin und wieder gethan haben. In Andreas Achenbach's Leuchtthurm von Ostende kommt neben tiefer Naturempfindung besonders das Dramatische in der Landschaft zur Geltung; die räumliche Schilderung von Schiff und Wellen, auf deren Gischt die Regenbogenfarben zittern, ist von packender Naturwahrheit. Fügen wir schließlich hinzu, daß das Museum noch andere Schätze von hohem Werthe in sich birgt: Sammlungen von Originalskizzen und Stichen von Meistern wie Julius Schnorr von Carolsfeld und Volpato, ferner eine Folge von Gipsabgüssen, die von der Zeit der Renaissance bis in die Gegenwart reicht, sowie endlich Theodor Große's gedankentiefes Werk, das die Freskomalerei in Deutschland wieder zu Ehren brachte, so haben wir wenigstens aller Glanzpunkte des städtischen Kleinodes Erwähnung gethan, das in Vogel einen so trefflichen Cicerone gefunden hat. In Summa: wer Leipzigs Stadt- und Kunstleben eingehend verfolgen will, thut gut, sich den Werken Wustmann's und Vogel's als gewissenhaften und bewanderten Führern anzuvertrauen.

Ernst Lehmann.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Das Blut. Roman von J. J. David. Dresden, Minden. 1891. 8. 3 M.
2. Wegmüde. Roman von Arpad Imre. Braunschweig, Westermann. 1892. 8. 5 M.
3. Der Frauen Beruf. Erzählungen von Thekla Hempel. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 8. 3 M.
4. Skizzen nach dem Leben. Von P. Friedheim. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

J. J. David war mir von seiner Erstlingserzählung „Das Höfe-Recht" her in guter Erinnerung und die Lektüre seines neuesten Romans: „Das Blut" (Nr. 1), hat meine gute Meinung von ihm nicht verringert. Auch dieser Roman ist eine Dorfgeschichte, und was ich in Nr. 29 d. Bl. f. 1890 Rühmendes von dem „Höfe-Recht" sagte, gilt auch von dieser: ungekünstelte Einfachheit und kernige Knappheit, folgerichtige Entwickelung der Charaktere, manche feine echt volkspsychologische Züge sind dieser Geschichte von dem Vater- und Mutterblute, das sich bei keinem Menschen verleugnet, eigen. Ueber Einzelnes wäre allerdings mit dem Verfasser zu rechten: glaubt er wirklich, daß die nächtliche Verwechselungsscene, wobei die Heldin lediglich infolge der Verwechselung den ersten Schritt in das Verderben thut, nothwendig war, oder ist die Scene blos eine Verbeugung vor dem modernen Realismus, der ja Derartiges nicht entbehren zu können meint? Und wiederum die Schlußscene! Glaubt er, der Tod der Verlorenen in den Fluten wäre weniger ergreifend, wenn er ihn nicht zu einer anwidernden Parallele jener oben erwähnten Scene gemacht hätte? Ob ferner die Pflegemutter der Heldin, die strenge Calvinistin, der Pflegetochter selbst den Rath geben kann: Geh ins Wasser! ist mehr als fraglich. Doch im übrigen ist der Realismus in dem Roman nicht übertrieben, auch wird eine wirkliche Dorfgeschichte immer eine gewisse realistische Darstellung verlangen.

Der ganze Roman ist eine sorgfältige Arbeit, wohl überlegt auch in der Sprache und gut durchgeführt auch in Einzelheiten. Nur in der zweiten Hälfte scheint der Verfasser flüchtiger geworden zu sein. Ueber das Ganze ist eine Schwüle gebreitet, die den Leser umgibt und bis zum Schlusse festhält, die ihm aber nur selten vergönnt, voll und freudig aufzuathmen. Außer der alten Dienerin ist fast kein Mensch im ganzen Romane, den man von Herzen lieb gewinnen oder auch nur Freund nennen möchte. Vielleicht ist die Kunst des Erzählers deshalb um so größer, weil er uns trotzdem bis ans Ende zu fesseln vermag.

Von dieser Kunst des Erzählens besitzt nun Arpad

Imre's Roman „Wegmüde" (Nr. 2) sehr wenig; dagegen ist sie — denn unter dem ungarischen Namen versteckt sich gewiß eine Frau — groß im Stile aufgeblasener Phrasen und hochtönender Worte. Wenn ich in einem Romane schon S. 5 lese, daß der Vorzug, 18 Jahre alt zu sein, den Menschen nur einmal schmücke, so kann ich mir zur Noth denken, was die Verfasserin damit sagen wollte; wenn ich aber auf derselben Seite lese: „Noch schläft der tödliche Wurm in der Knospe — wehe, wenn er zum Dasein erwacht", so denke ich, ein schlafender Wurm besitze doch schon Dasein, klappe aber, ehe ich das gedacht habe, das Buch auf Nimmerwiedersehen zu, dafern ich nicht als Kritiker verpflichtet bin, es unter Ach und Oh zu Ende zu lesen. So bleibt mir nun, um im Mischdeutsch der Verfasserin zu reden, „nichts anderes übrig, als bonne mine au mauvais jeu zu machen" (S. 16) und wenn auch nicht „als mangeur de cœur" (S. 17), so doch als mangeur von 336 Seiten meiner Pflicht zu genügen. Die Bestandtheile dieses Romans setzen sich aus den Stoffen von so und so viel andern zusammen: die hochadelige Heldin, die den Musiker liebt, aber auf Wunsch des sterbenden Vaters einen ungeliebten Adeligen heirathet; die noch jugendlich sich gebende Mutter, die mit einem Roué liebelt, während dieser seinerseits sich in die Tochter verliebt; Wiedersehen des berühmt gewordenen Musikers nach der Verheirathung, Rettung ihres Kindes durch ihn u. s. w., bis sie stirbt und der Musiker wahnsinnig wird.

Die Verfasserin ist offenbar mit der österreichischen Aristokratie vertraut, hat vielleicht einiges von dem, was sie erzählt, selbst erlebt und hat nun frisch darauf los geschrieben in einem krampfhaften Eifer und einem aufgeregten Stile, meist im erzählenden Präsens, das ihr wol ungemein poetisch vorkommt. Die hübsche Nebenfigur der Cora könnte ihr indessen zeigen, daß ihre Stärke gerade da nicht liegt, wo sie sie offenbar sucht, nämlich im Tragischen des Menschenlebens; dieselbe Figur zeigt auch, daß Arpad Imre ganz hübsche Salonplaudereien schreiben und lustige Salondämchen schildern kann. Von dem Tragischen des Menschenlebens aber wird sie so lange die Hand lassen müssen, bis sie gelernt hat, es einfach und klar darzustellen.

Auf das Gebiet der christlichen Erzählungen führen uns Thekla Hempel (Nr. 3) und P. Friedheim (Nr. 4), letztere sicherlich ebenfalls eine Frau. Ich bin nun keineswegs ein Feind christlicher Erzählungen, wenn ich auch dem „lieben Heiland" und den „Herrn Jesus" lieber nicht in gewöhnlichen Alltags- und Liebesgeschichten alle paar Seiten begegnen möchte und der Ansicht bin, daß man wahrhaft christliche Erzählungen schreiben kann ohne den üblichen Tractätleinsjargon. Dagegen verlange ich von christlichen Erzählungen genau dasselbe wie von jeder andern Erzählung, daß sie künstlerisch befriedige, und lasse keineswegs den christlichen Geist an Stelle des künstlerischen gelten.

Thekla Hempel und P. Friedheim meinen es wirklich gut, und heranwachsende junge Mädchen, wenn sie sich nicht an dem „Geschmäckle" stoßen, werden ihre Geschichten und Skizzen mit Nutzen lesen; denn sie predigen alle vom wahren innern Glücke. Für Erwachsene und für Männer ist es eine harte Aufgabe, solche Bücher zu lesen, die zwar Gemüth und Herz genug offenbaren, von all dem aber, was man Geist heißt, weit entfernt sind. Auch die künstlerische Technik ist meist recht mangelhaft und die Dorfgeschichte von P. Friedheim legt die Vermuthung nahe, daß die Verfasserin in ihrem Leben noch nie Bauern hat reden hören.

Richard Weitbrecht.

Lyrik und Märchen.

1. Aus lichten Höhen. Gedichte von Friedrich Friedreich. Paderborn, F. Schöningh. 1892. 12. 2 M.
2. Gedichte von Otto Weddigen. Gesammtausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1891. 8. 3 M. 75 Pf.
3. Märchen von Otto Weddigen. 4. Tausend. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1892. 8. 3 M.
4. Gedichte von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1891. 8. 2 M.
5. Gedichte von Hans von Vintler. Leipzig, Liebeskind. 1892. 12. 3 M.

Immer erhaben zu sein ist selbst einem Klopstock nicht gelungen; was wunder, wenn Friedrich Friedreich (Nr. 1) oft aus seinen lichten Höhen ins Platte oder Leere hinabsinkt. Wie die Himmel die Ehre Gottes verkünden, haben die Psalmisten mit wunderbarer Erhabenheit gesungen; mit schwachen Flügeln versuchten die Gleim und Tiedge denselben Flug, aber sie waren immerhin noch origineller als der neueste Herold von Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Wer kann ohne Lächeln lesen:

> Der Leu, der nachts durch Wüsten jagt,
> Bis ferne es im Osten tagt,
> Er brüllet mächtig — brüllet laut:
> „Es ist ein Gott, — auf Ihn vertraut!"

Die Naturbilder sind ohne Ursprünglichkeit, der Ausdruck ohne Erhabenheit, die Gedanken und Wendungen meistens schon zu verbraucht. Noch nicht dagewesen ist freilich ein Bild wie folgendes:

> O! gleiche nicht dem Fische, der, wenn feucht
> Die Flosse ihm, aus seinem Pfuhle steigt,
> Um wie ein Vogel Sonnenlicht zu trinken.
> Nicht lang' hebt solch Geschöpf der eitle Wahn,
> Die falschen Schwingen trocknen, schwach und lahm
> Muß es zurück in sein Vergessen sinken.

„Schwach und lahm" ist nicht der Reim, sondern der ganze Vergleich ist so, wie er ausgesprochen ist, ohne Sinn. Manchmal ist die Sprache platt lehrhaft, bis zur Trivialität:

Der Mensch hat sich entrungen
Dem Stande der Natur,
Er ist emporgedrungen
Zum Gipfel der Cultur. —

Rechtfertige dies ehrende Vertrauen,
Verbinde dich mit wackeren Genossen.

Die besten Gedichte finden sich in dem Abschnitte „Gebet, Religion, Moral" und im letzten: „Grab und Wiedersehen". „Zauber der Christnacht" beginnt:

Auf dunklem Grunde zittern
Die Sterne in der Höh';
Von ihrem Schimmer flittern
Hier unten Eis und Schnee;
In feierlicher Stille
Naht sich die Mitternacht,
Ein hoher, heil'ger Wille
Weht aus der ernsten Pracht.

Von Otto Weddigen's (Nr. 2) Gedichten haben d. Bl., als die erste Auflage erschienen war, geurtheilt, es spräche sich in ihnen gemüthvolle Tiefe, mannhafte Festigkeit, gesunde Weltanschauung, Vaterlandsliebe und eine edle, wohlwollende Gesinnung aus. Dasselbe gilt natürlich auch von den Gedichten, welche in der zweiten Auflage hinzugekommen sind. Was ich vermisse, ist einerseits ein bedeutender Gedankeninhalt, andererseits ein irrthumlos sicheres Formgefühl. Uebellaute wie „glänz'st" und vulgäre Formen wie „war'n" und „führ'n" sollte der Dichter unbedingt vermeiden. Die Correctur hätte sorgfältiger sein können; die sprachwidrige und sinnlose Anwendung des Apostrophs in „mein Lieb'", „lieb' Steinlein" lege ich natürlich nicht dem Dichter selbst zur Last. Den Apostroph, dessen Misbrauch jetzt wie eine Wasserpest um sich greift, sollte man ganz abschaffen. Manche Wendungen und Ausdrücke klingen in befremdlicher Weise an Bekanntes an, so begegnet uns Lenau's „unergründlich süße Nacht". Das Schönste und Rührendste ist die Familienpoesie; auch Wald- und Wanderlieder, sowie Trinklieder sind gar wohl gelungen.

Weniger gefallen mir im allgemeinen die Weddigen'schen „Märchen" (Nr. 3). Die Sprache ist vielfach zu sehr „papierne" Sprache, auch Ausdrücke, Wendungen und Wortstellungen, die an den Zeitungsstil erinnern, sind nicht selten. „Die Höflinge waren ungehalten, daß sie auf prunkvollen Festen nicht mehr glänzen konnten" statt „nicht mehr auf prunkvollen Festen glänzen konnten" ist ein gewöhnlicher Fehler des Zeitungsdeutsch. Es fehlt dem Dichter keineswegs an Erfindungsgabe, wenn er auch in vielen Märchen nur den gewöhnlichen Märchenapparat: Riesen, Zwerge, Menschenfresser, Nixen, wunderbare Verwandlungen u. s. w. verwendet, so ist die Verwendung selbst doch oft originell. Besonders gut gefällt mir unter den eigentlichen Märchen „Schmied Wiener", „Waldkönigin", eine romantische Dichtung, „Ritter Thiemer und der Teufel", „Auf der weißen Düne", das nach einem französischen Original gedichtete, aber dem deutschen Märchengeist verwandte Märchen „Die drei Müllersöhne" und andere. Am eigenartigsten sind vielleicht die parabelartigen Dichtungen wie „Hans Görg, der Wahrheitssucher", der der Wahrheit, nachdem er sie bei Weltlichen und Geistlichen, bei Arm und Reich vergebens nach der Wahrheit geforscht hat, endlich im eigenen Herzen suchen lernt, um sterbend zu erkennen, was Lessing ausgesprochen hat, nämlich daß es für den Menschen nichts Höheres gibt als das Streben nach Wahrheit. Als den „Märchenkönig" erkennt man leicht durch eine doch wol allzu durchsichtige Hülle hindurch den unglücklichen König Ludwig II. von Baiern. „Der Lichtgott" und „Rheingold" haben eine schöne Symbolik. „Der liebe Herrgott", der sich mit dem Treiben keiner der Religionen und Confessionen befreunden kann, ist ein gutes, aber zu wenig keck und drastisch behandeltes Thema.

Die „Gedichte" von Heinrich Kruse (Nr. 4) zeigen uns einen guten Dichter von seiner schwächsten Seite. Kruse ist ein wirklicher Dramatiker, und wenn er nicht auf der Bühne lebt, so ist das nicht seine Schuld. Hätten gewisse Directoren nur die Hälfte des Eifers und der Arbeit, welche sie angewendet, um den zweiten Theil des „Faust" bühnenmöglich zu machen, auf eine zweckmäßige Einrichtung der „Gräfin", des „Wullenwever" oder des „Königs Erich" verwendet, dann würde Kruse kein so seltener Gast auf unserer Bühne sein.

Die Kruse'schen Gedichte sind zum geringern Theil lyrisch, und das ist gut, denn den Gedichten, welche lyrisch sein sollen, fehlt doch der echte lyrische Geist, ja selbst die Form genügt nicht immer:

Wenn nichts den Gram dir lindern kann,
Umsonst ist aller Menschen Trost,
So schau der Schöpfung Wunder an
Hier, wo des Lemans Welle tost,
Die Erde mit Krystall bis in den Himmel steiget,
Der Himmel sich zur Erd' im Glanzgewölke neiget.

Der Ausgang klingt altfränkisch und die Alexandriner schließen die Strophe nicht gut ab. Aber war die Strophe einmal so gebaut, so mußte sie doch auch so durchgeführt werden, während Kruse mehrfach den einen oder auch beide Alexandriner mit iambischen Fünffüßlern vertauscht. „Die Kaisergruft" spricht recht an; sie klingt in einem sympathischen Gedanken aus, indem sie nach des Kronprinzen Rudolf Tod dem Kaiser Franz Joseph die innige Theilnahme des deutschen Volks ausspricht. Aber dem Dichter fehlt eine Gabe, die mehr negativ, aber unerläßlich ist. Er kann schreiben:

Er verläßt sein Wunderschloß am Meere,
Schifft sich ein mit einem fremden Heere,
Und mit zwanzig Kugeln in der Brust
Büßt er seine Abenteuerlust —

er kann dies schreiben, ohne zu merken, daß das an den Bänkelsängerton grenzt. Ebenso geht es ihm in „Vater und Sohn":

Kann ich nichts mehr, nichts mehr thun auf Erden
Für den Liebling? O, so soll er doch
Nur von meiner Hand begraben werden.
Diese letzte Pflicht erfüll' ich noch.

Das Gedicht behandelt einen so rührenden Gegenstand und der Dichter ist unzweifelhaft selbst gerührt, aber die Sprache erinnert an das veraltete: „In Myrtil's zerfall'ner Hütte". Von kräftiger Wirkung ist die Terzinendichtung „Der Beifall der Welt" und sehr sympathisch wirkt, trotz übermäßiger Länge und einzelner Schwächen, „Die gute Herrin". Das einzige Lied der Sammlung ist der „Wachtelschlag".

Den größten Theil des Buchs nehmen Elegien und Idyllen in antiken Maßen ein. Kruse ist, wie Geibel und Hamerling und vor ihnen Platen es waren, ein Anhänger der Voß'schen Metrik mit all ihren Irrthümern und Verkehrtheiten. Von den Elegien klingt „Rom" fast, als ob es aus dem Lateinischen übersetzt wäre. In der Elegie „Die Pyramide des Cestius" fallen einige Reminiscenzen aus Platen's gleichnamiger Ode auf, was den Werth der Elegie nicht beeinträchtigt. Eher stört eine einzelne Plattheit: „Du hattest im Eifer zu viel dir zugemuthet." Ansprechend sind auch die Elegien „Tibur" und „Attika". Nun die Seegeschichten, deren das Buch zwei enthält: „Die Klosterreise" und „Die Flüchtlinge". Es wäre unter allen Umständen willkürlich, die Streiche oder Schicksale norddeutscher Menschen in griechischem Metrum zu erzählen, doch die Ausführung könnte den Eindruck der Willkür sehr abschwächen. Unzweifelhaft verkehrt aber ist es, jene Geschichten in Platen'schen Hexametern zu erzählen, denn diese üben einen schädlichen Zwang nicht nur auf die Wortstellung, sondern zum Theil auch auf die Formbildung aus. „Daß ihr nicht aushalten es könntet." „Wenn ihr das Dorf umstülpt, soviel fällt dennoch heraus nicht." „Doch warten wir ab es." Wie gespreizt, anspruchsvoll und unnatürlich! Wenn man diese Geschichten dessenungeachtet gern liest, so kommt das daher, daß Kruse ein unzweifelhaftes Erzählertalent besitzt, das sich durchweg unter erschwerenden Umständen erfolgreich zu bethätigen weiß. „Die Klosterreise" berichtet mit viel Humor eine Inspectionsreise, welche die Herren vom Provisorate des stralsunder Klosters zum heiligen Geiste nach Hiddensee unternehmen. „Die Flüchtlinge" spielt auf Spickerog, zur Zeit der Continentalsperre; eine spannende, ernste und doch reich mit Humor gewürzte Geschichte, die mit dem Sturze des Corsen einen glücklichen Ausgang nimmt. —

Du trägst ja Welten im Hirne,
Im Herzen die Höll' und das Himmelreich,
So schreite mit freier Stirne!

So rühre du kühn die Harfe des Worts!
Die mächt'gen melodischen Klänge,
Sie wehen deines Gedankenhorts
Weit leuchtende Pracht in die Menge.
Sie weben um sich dein edles Weh,
Der Liebe, des Zornes Gluten,
Und zwingen, wie der Mond die See,
Die Herzen der Hörer, zu fluten.

So schrieb der unvergeßliche tiroler Poet Hans von Vintler (Nr. 5), in welchem das deutsche Volk vor nun bald zwei Jahren einen seiner besten Lyriker, ja vielleicht den besten verloren hat. „Er durft' es sagen." Er war der Herr eines glänzenden Gedankenhortes, stark, reich, mannichfaltig an Gefühl, klar und fest von Gesinnung und ein Meister reinen, volltönigen, melodischen Spiels. Dem geborenen Tiroler ist es nicht so leicht geworden, sich ins Freie zu kämpfen. Schon war er zu Rom ins Collegium romanum getreten, da trat eine wesentliche Wandlung seiner Anschauungen ein, er wandte sich dem Studium der Philologie zu, ward ein muthiger Vorkämpfer der Geistesfreiheit und lebte mehr als einmal geraume Zeit der Heimat fern. Aber sie hat ihren edeln Sohn nie verloren. Er hat sie verherrlicht in Liedern voll inniger Sehnsucht:

Wie lang eine Mainacht währen kann!
Wie lahm kriecht heute das Feuergespann
Nach meinen Heimatalpen hinan!
He, Schaffner, habt ihr nur todte Waren
Und schnarchende Krämer und Mönche zu fahren?
Ei, Männer der Sehnsucht habt ihr an Bord!
O fort, nach Nord!
O schüret, daß gen Himmel braue,
Daß Funken schlagen ins düstere Blaue,
O die Wolken stecket, den Mond, in Brand,
Nur bringt mich bald ins geliebte Land!...

Nur immer drauf los! Heut' fährdet's uns nicht,
Heut schläft die Lawine, heut' rollt kein Stein,
Ich hab' heut' Wind und Wetter in Pflicht,
Himmel und Erde sind heute mein —
Ich küsse heut' Abend mein Liebchen fein.

Auch sonst fehlt die Liebespoesie nicht — bei welchem echten Lyriker fehlt sie? —, aber man vermißt mit Vergnügen den hunderttausendmal aufgebrühten Blaublümleinthee. Vintler kann recht neckisch sein. Er möchte einmal vier Wochen todt sein, um zu wissen, ob seine Liebste ihn nicht mit Judasküssen küßte. Für den Dichter nimmt er das Vorrecht harmloser Untreue in Anspruch. Auch Sinnenglut fehlt nicht ganz.

Des Pfühls berückende Düfte liegen
Mir noch in Bart und Haaren,
An meine Lippen und Lider schmiegen
Sich beide Küsse zu Scharen,
Und um mich samtweich noch immer die runden
Milchweißen Arme sich paaren —
Ich kann auch im Morgenhauch nicht gesunden
Vom Zauber der nächtlichen Stunden!

Was ist das als das Tandaradei ins Moderne übersetzt? Jedenfalls hat Vintler von Walther auch die Kunst des Strophenbaues und den Wohllaut der Sprache gelernt.

Der tiroler Dichter besitzt auch große Kunst der Satire. Wie köstlich jenes Fräulein, das schnuppernd bedauert, daß der gemalte Mist nicht auch stinkt! Und wie herrlich die Ironie in „Anempfunden". Liebe, Naturfreude, Schmerz, Freiheitsbegeisterung — Ja war's nicht hundert Jahre her! — Vor hundert Jahren war das echt.

Doch heutzutage! Geht! Nichts mehr!
Man kennt die Fratze! Anempfunden,
Anempfunden!

Auch seine deutsche Gesinnung ist wahr und echt; sie durchdringt sein ganzes Wesen. Zu den „Vivatbrüllern" will er nicht gehören. Adolf Brieger.

Erzählungen und Skizzen.

1. Im Kreuzgang. Skizzen und Geschichten aus der Klosterwelt von Oskar Teuber. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Der Verfasser erklärt in einer Vorrede, sein Buch werde weder die Erwartungen derer erfüllen, die sich auf düstere, unheimliche Klostergeheimnisse gefaßt machen, noch jener, die allerlei pikante Intima zu erfahren hoffen: er wünscht, man nehme es „als ein freundliches Idyll aus unbekannter Welt, als ein anspruchloses und wahrhaftiges Culturbild aus der Gegenwart". In der That enthält es allerlei meist heitere Bilder aus dem Klosterleben und gewährt Einblicke in dieses, die namentlich solchen Lesern nicht uninteressant sein dürften, die die Klöster nur aus Romanen kennen. Tiefer dringt Teuber indeß nicht in das Leben der Klostergeistlichkeit ein; dieses bleibt für die Erzählungsliteratur nach wie vor eine terra incognita, und doch wäre es für einen begabten Schriftsteller ein so ergiebiges Feld, ein Feld, auf dem er schon wegen dessen Jungfräulichkeit große Erfolge erzielen könnte. Bisher ist blos das Leben der Weltgeistlichen episch behandelt worden und zwar von Marriot mit Meisterschaft; zu einem Vergleiche mit dieser hochbedeutenden Schriftstellerin fordert die letzte Geschichte aus Teuber's Buch heraus: „Sankt Rasael"; daß dieser Vergleich nicht zu Teuber's Gunsten ausfällt, sollte für jeden klar sein, der ihn und Marriot nur einigermaßen kennt. Marriot würde auch niemals eine ihrer Personen „an gebrochenem Herzen und an verwundetem Stolze" sterben lassen, wie Teuber es thut. Daß er „lehren" einmal (S. 87) mit dem Dativ konstruirt, ist auch nicht schön.

Das höchste Lob, das man diesem Buche gerechterweise zollen kann, ist die Bezeichnung „nett". Dem Verfasser dürfte dieses kleine Wort freilich nicht genügen, zumal er gewöhnt ist, gepriesen zu werden. Sein College vom „wiener Fremdenblatt", Ludwig Hevesi, hat ja über dieses Buch ein ganzes Feuilleton geschrieben und darin über ihn ein Füllhorn des reichsten Lobes ausgegossen, eines Lobes, wie man es einem wirklich bedeutenden Autor kaum ausgiebiger spenden kann. Teuber hat dafür dasselbe mit Hevesi's Buch „Regenbogen" gethan, und so preisen sich diese beiden gegenseitig als große Humoristen, daß es wahrlich nicht zu verwundern wäre, wenn sie einander in den Größenwahn hineinlobten. Sie spielen miteinander, um einen witzigen Ausdruck des echten Humoristen Chiavacci zu gebrauchen, Lobdumirsky — Lobichdirsky.

2. Regenbogen. Sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 8. 3 M.

Wenn man wissen will, welch echter, prächtiger, gemüth- und gedankenvoller Humorist Hevesi ist, so lese man nur die Kritiken, die in der wiener Presse über seine Bücher vom Stapel gelassen werden, man lese aber ja nicht die Bücher selbst, denn man wird in ihnen vergebens alle die großen Vorzüge suchen, von denen jene ein Loblied singt.

Hevesi ist Feuilletonist, Kunstkritiker und Erzähler; in der ersten Eigenschaft leistet er verhältnißmäßig das Beste. Seine Reisebriefe enthalten gute Einfälle, überraschende Wendungen, eine eigenartige Auffassung; freilich muß man auch allerlei Kalauer und geistige Bocksprünge mit in den Kauf nehmen, aber in einer Plauderei kann man sich derlei noch gefallen lassen. Auch als Kritiker ist Hevesi interessant, seine Bilderbesprechungen sind überaus lebendig und eigenartig, freilich für eine ernste Kritik viel zu verschnörkelt und weitschweifig; noch störender macht sich diese unaufhaltsame Geschwätzigkeit in seinen Theater- und Bücherbesprechungen geltend, die Gegenstände der Kritik gehen sozusagen unter in einem Wuste von Kalauern, Paradoxen, Antithesen, Vergleichen und anekdotenhaften Späßen. Tadel findet man fast niemals in diesen pseudokritischen Ergüssen; kritisches Lob trägt eben Früchte: man wird wieder gelobt, und das soll nicht unangenehm sein.

Als Erzähler endlich ist Hevesi geradezu ungenießbar, wenigstens für einen Geschmack, der nicht durch das geistreichelnde Feuilletongefasel, das ja so sehr im Schwange ist, schon ganz verderbt worden ist. Diese Geschichten sind eine Hetzjagd nach Witzen, eine krampfhafte Sucht um jeden Preis originell zu sein, selbst um den des Verstandes; nun das Bemühen ist freilich nicht umsonst: eigenartig sind diese Geschichten; aber die Art, die ihnen eigen, ist eine Unart. Mag sein, daß sie ihm Natur ist, dann ist diese eben Unnatur. Und so rastlos seine Phantasie sich auch in Purzelbäumen ergeht, so viele Raketen und Schwärmer sein Witz (oder vielmehr das, was er dafür hält) auch losläßt: er vermag doch nicht hinwegzutäuschen über die gähnende Armuth erzählbarer Ideen, über sein gänzliches Unvermögen klar und lebenswahr darzustellen. Seine Personen bleiben jämmerliche Popanze mit dem krampfhaften Gezappel, das den Helden der Kasperlbühne eigen ist.

Was hier von Heyesi im allgemeinen gesagt ist, gilt auch von seinem neuesten Buche und wird wol für alle gelten, die er noch schreiben wird, denn er leidet an unheilbarer Originalitätssucht und gleichfalls unhemmbarer Hypertrophie des Witzes. Es scheint darum eigentlich überflüssig zu sein, sich über die Natur seines Leidens näher auszusprechen; da dieses aber unbegreiflicherweise stets als ein Vorzug gepriesen wird, so empfiehlt es sich doch einmal, den wahren Sachverhalt darzuthun.

3. Sicilianische und andere Streifzüge. Von Siegfried Samosch. Minden i. W., Bruns. 1892. 8. 2 M. 25 Pf.

Das, was Samosch da berichtet, wäre ein Stoff für Heyesi; dieser hat ihn auch in seinen unter dem Namen „Almanaecando" gesammelten Reiseeindrücken aus Italien ungleich interessanter behandelt. Es gehört eben ein ausgiebiges Maß Eigenart dazu, um einem literarisch so ausgebeuteten Lande wie Italien noch interessante Seiten abzugewinnen. Was Samosch bietet, ist mehr oder weniger langweiliges Geplauder. Katholisch gesinnte Leser dürften zudem von der unverkennbaren Gehässigkeit, mit der der offenbar semitische Autor vom Papstthume spricht, nichts weniger als angenehm berührt werden.

Seine Reiseerinnerungen mögen ihm ja sehr werthvoll sein, aber er hätte sie hübsch für sich behalten oder doch nur mündlich erzählen sollen, denn des Druckes sind sie nicht werth.

4. Märchen und Skizzen von Ida Burgwedel. Wismar, Hinstorff. 1891. 12. 2 M.

Dasselbe läßt sich auch von diesem Buche sagen. Man weiß nicht, soll man die Verfasserin beneiden oder bedauern, daß sie im Stande ist, heutzutage, im Zeitalter des Phonographen und der Suggestion, so naiv zu schreiben. Die Zeit ist, wie die Verfasserin in der Vorrede bemerkt, den Märchen an sich schon nicht günstig, um aber gar so langweiligen wie die ihren sind! Den Schluß des kleinen Bildes bilden Prosaübersetzungen alter französischer Fabeln.

5. Wo liegt die Schuld? Antwort einer Frau auf Fürst Galitzin's „Du sollst nicht tödten". Berlin, Steinitz. 1892. 8. 1 M.

Die ungenannte Verfasserin hat sich durch Fürst Galitzin's Buch „Du sollst nicht tödten!" veranlaßt gefühlt, „ein Wort zu schreiben zur Rettung, zur Entschuldigung des gedrücktesten aller organischen Lebewesen dieser Welt: des weiblichen Menschen". Wenn sie das Weib als das gedrückteste Wesen bezeichnet, so verallgemeinert sie entschieden ganz unrichtig, denn gerade in den höhern Ständen ist die Frau die Herrin und der Mann der Sklave; er braucht deshalb noch nicht ein Pantoffelheld zu sein, schon in dem Froudienste, den er thun muß, um den Luxus der Frau zu bestreiten, liegt die Entwürdigung. Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man annimmt, in den gebildeten Ständen habe unter zehn Ehen gewiß in sechs Fällen die Frau die Hosen an, wie der drastische Ausdruck lautet. Gar so schlimm steht es also keineswegs um die Frau, als es die Verfasserin glauben machen will; es soll jedoch nicht geleugnet werden, daß sie in manchem recht hat, daß die Männer nur zu sehr geneigt sind, im Weib nur das Geschlecht, nicht den Menschen, nur eine Sache, nicht eine Person zu sehen, und daß dies, sowie die unleugbare Gemüths- und Geistesroheit vieler Männer, oft die Schuld unglücklicher Ehen ist.

6. Die beiden Yachten. Roman in drei Bänden von Balduin Möllhausen. Stuttgart, Union. 1891. 8. 10 M.

„Was das Meer in seinem Rauschen mir erzählte: ich habe es zusammengetragen, wie der Hamster seine Körner. Was ich erkundete in volkreichen Städten und weitgedehnten Landschaften: ich habe es geordnet, wie der Weber seine Fäden. So entstand ein Ganzes: «Die beiden Yachten»."

Mit diesen Worten erklärt der Autor die Entstehung seines Romans; sie deuten an, daß man es da mit einer abenteuerlichen, wechselvollen Geschichte zu thun habe. In der That läßt sie auch an diesen Eigenschaften kaum etwas zu wünschen übrig. Es ist ein Roman vom alten Schlage, ein Roman in des Wortes vollster Bedeutung, eine Häufung wunderbarer Zufälle und abenteuerlicher Schicksale; da gibt es Meuterei, mehrfachen Mord, Aussetzung auf eine wüste Insel, wiederholt Kindesraub, kurz, genug um zehn Romane mit Sensationsmotiven zu versehen; es ist eben eine jener Geschichten, wie sie vor zwei und mehr Jahrzehnten im Flore gestanden, jetzt aber gewöhnlich nur von Tagesblättern minderer Art gebracht werden. Das Schlagwort, das aus dem literarischen Kampflärme der Gegenwart immer wieder heraustönt, das von jedem anders und fast von keinem richtig gedeutet wird: das Wort Realismus scheint für Möllhausen gar nicht vorhanden zu sein, jener Lärm ungehört an ihm zu verhallen. Unbekümmert um den Kampf, der in der modernen Literatur so erbittert geführt wird, scheint er seine Werke nur aus seinen Erinnerungen zu schöpfen, die allerdings, nach seiner Biographie zu urtheilen, sehr reich und mannichfaltig sein mögen. Wenn auch bei einem so grob sensationellen Buche, wie dieses es ist, vom literarischen Werthe keine Rede sein kann, so läßt sich nicht leugnen, daß Möllhausen es gut versteht, seine interessanten Erfahrungen zu verwerthen, zu spannen und starke Wirkungen zu erzielen. Leser von gröberm Geschmacke, namentlich jugendliche, dürfte dieser Roman in hohem Grade fesseln, und selbst solche Leser, die dieser Art von Erzählungen nichts weniger als geneigt sind, werden zugeben müssen, daß diese Geschichte immerhin mehr werth ist, als die zahmen, liebetriefenden, langweiligen Familienblattgeschichten; wenigstens unterhält sie, und so erfüllt sie ihren Zweck, denn sie ist ja Unterhaltungslektüre, aber auch nur das.

Theodor von Sosnosky.

Zur Culturgeschichte Oesterreichs.

1. Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von E. V. Zenker. Mit einem bibliographischen Anhang. Wien, Braumüller. 1892. Gr. 8. 4 M.

An einer Geschichte der österreichischen Journalistik hat es bis jetzt gefehlt. Ihre Anfänge wurzeln natürlich im Boden Wiens, ja man kann behaupten, daß bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts von einer österreichischen Journalistik außerhalb der Residenz wenig genug anzuführen ist, um so weniger als die etwaigen Provinzjournale doch nur gekürzte Berichte aus den wiener Blättern brachten und fast gar keine Originalaufsätze. Man muß daher eine Geschichte des wiener Journallebens von literargeschichtlicher wie von cultnrhistorischer Seite mit Freuden begrüßen, wenn sie auch in knapper Form gehalten ist wie das vorliegende Buch. Der Verfasser hat sich bemüht, insbesondere auch unter den ältesten Zeitungen Wiens fleißig Umschau zu halten. Er beginnt die Behandlung seines Stoffs mit den ältesten wiener „Relationen", deren erste er, vom Jahre 1493, sogar beizubringen in der Lage ist, geht sodann auf die ersten „Zeitungen" in unserem Sinne über, die vom wiener Hofpostamte herausgegebenen „Ordentlichen Postzeitungen auß Wien", von denen Bruchstücke aus den Jahren 1622 und 1624 erhalten sind, bespricht die literarisch interessanten versificirten Zeitungen, welche unter dem Namen des „Postreiters" um 1683 bestanden, den von 1703 an erscheinenden „Posttäglichen Mercurius" sowie das „Wienerische Diarium" und behandelt auch die schon zu jener Zeit der Entwickelung des Journallebens durchaus nicht förderlichen Censurverhältnisse. Auf die Theresianische und Josephinische Epoche übergehend, kommt der Verfasser auf die gelehrten und „literarischen" Blätter jener Zeit zu sprechen, auf die „gelehrten Nachrichten", „Die Welt", den „Mann ohne Vornrtheil" (herausgegeben von Sonnenfels), auf die „Realzeitung", die verschiedenen Blätter der Fachpresse und auf die „Eipeldauerbriefe", welche ja unter anderm Namen heute noch in Wien als Wochenschrift erscheinen. Unter Leopold II. und Franz II. hebt sich das Zeitungswesen Wiens allerdings in einer gewissen Beziehung, aber nur was die Zahl der Blätter betrifft, die immer strenger auftretenden Censurvorschriften hemmten jedes publicistische Leben von Bedeutung, die „Wiener Zeitung" ist strenges Amtsorgan, welches nur das veröffentlicht, was die Regierung veröffentlicht sehen will, und Metternich, dem Gentz hülfreich zur Seite stand, sorgte dafür, daß auch in andern Blättern, denen gnädigerweise das Erscheinen gestattet wurde, keine andern Nachrichten oder gar Raisonnements über politische Vorkommnisse erschienen. Dafür erfreute sich Wien unter Metternich's strenger Aufsicht einer ganz vortrefflichen literarischen Zeitschrift, der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode", in welcher die hervorragendsten österreichischen Schriftsteller eine lange Reihe von Jahrzehnten hindurch mit werthvollen Beiträgen glänzten, auch Alfred Becher's „Musikzeitung", Frankl's „Sonntagsblätter", welche schon in das Jahr 1848 hinüberleiten, und einige andere mehr literarische Blätter beanspruchen ein weitergehendes Interesse. Insbesondere darf auch Bäuerle's „Theaterzeitung" nicht unterschätzt werden. In knapper aber treffender Weise schildert der Verfasser alle journalistischen Verhältnisse dieser Zeit und übergeht keine Erscheinung der Tagesliteratur; von hohem Interesse wäre es gewesen, wenn er die erwähnten literarischen Organe eingehender behandelt hätte, da sie unseres Wissens bisher nirgends ihrer wahren Bedeutung nach gewürdigt worden sind. Besonderen Dank verdient auch E. V. Zenker für den bibliographischen Anhang, der nicht nur die überaus seltenen „Relationen" und „Zeitungen" bis 1700 genau verzeichnet enthält, sondern auch alle von 1700 bis 1848 in Wien erschienenen Blätter auf allen literarischen Gebieten mit Angabe der Redacteure u. s. w. zur Kenntniß bringt. Wer da weiß, wie mangelhaft die bibliographischen Handbücher gerade in dieser Beziehung und hauptsächlich mit Rücksicht auf die literarischen Erscheinungen Oesterreichs vor 1848 in ihren Angaben sind, wird dieses hübsche bibliographische Verzeichniß zu schätzen wissen. Der Verfasser scheint eine Fortsetzung seiner Arbeit zu planen, zu der wir ihn im Interesse der Geschichte unseres Schriftthums wärmstens aneifern möchten.

2. Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steirische Oberland von Ferdinand Krauß. Erster Band. Mit über 100 Abbildungen und 2 Karten. Graz, Leykam. 1892. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Eine schöne topographisch-culturhistorische Arbeit liegt in dem stattlichen, nahezu 500 Großoctavseiten starken Bande vor, der den vorstehenden Titel trägt, eine Arbeit, die ebenso das Land ehrt, dem sie gewidmet ist, wie den Verfasser, der ein so reiches Material zusammengetragen und zu bewältigen gewußt hat. Gehört auch Steiermark nicht zu den von Fremden so vielbesuchten Ländern unserer deutschen Alpen, wie etwa Salzburg und Tirol, so ist es doch reich an Schönheiten der Natur, von denen nur leider viele noch zu wenig bekannt sind; der Wald- und Eisenreichthum des steirischen Oberlandes wird von keinem der Alpenländer übertroffen und die Bewohner von Nordsteiermark sind tüchtige kerndeutsche Naturen, die ihre altgermanische Abstammung nicht verleugnen und noch vielfach alten Brauch und alte Sitte pflegen, die sie von den wackeren Vorfahren überkommen haben. Diesem Theile der Steiermark ist das vorliegende Buch, das nur den ersten Band des ganzen in zwei Bände getheilten Werks bildet, gewidmet. Es übertrifft an Reichthum des In-

halts alle bisher erschienenen, übrigens auch schon veralteten topographischen Werke von Weidmann, Schmidl, J. G. Göth u. a. m. Dem Verfasser Ferdinand Krauß haben wir schon eine Zahl hübscher Arbeiten, unter anderm eine Beschreibung von Nordoststeiermark und ein anziehend geschriebenes Werk: „Von der Ostsee zum Nordcap" zu verdanken; nirgends aber hat er sich so genau und eingehend mit seinem Gegenstande beschäftigt wie in der „Ehernen Mark", die von so außerordentlichem Fleiße Zeugniß ablegt. Es sei gleich hier bemerkt, daß Krauß sein Buch „Die eherne Mark" benannt hat, „weil das steirische Oberland gegenüber den übrigen Alpenländern durch nichts so sehr charakterisirt wird, als durch den Erzreichthum". In der That ist auch dem Eisenbergbau, der Schilderung von Leoben, Vordernberg und Eisenerz ein großer Theil des Bandes gewidmet und ein umfangreiches, höchst interessantes Verzeichniß des „obersteirischen Eisenadels", d. h. der wichtigeren Hammerwerksgeschlechter, beigefügt.

Die Einleitung des Buchs, gewissermaßen der allgemeine Theil, enthält wichtige statistische Angaben nach der neuesten Zählung, es folgen sodann Mittheilungen über die Alpenwirthschaft, über Tracht, Sitten und Gebräuche, Sagen und Aberglauben, Musik und Poesie des Volkes im steirischen Oberlande. Vielleicht darf der Verfasser vorliegender Zeilen bemerken, daß er im Jahre 1881 die umfassendste Sammlung von Texten deutscher Volkslieder aus Steiermark herausgegeben hat, wovon Krauß wohl nur deshalb keine Erwähnung thut, weil er mehr die musikalische Seite des Volksliedes ins Auge faßt. An vielen Stellen des Buchs wird des hochbedeutenden Einflusses erwähnt, den seinerzeit der große Culturförderer Erzherzog Johann nach allen Richtungen auf das Land Steiermark ausgeübt hat. *) Bei der Beschreibung und Schilderung der Gegenden und Orte im besondern unterläßt der genaue Topograph nie, auch historische und kunstgeschichtliche Daten, die Biographien von hervorragenden Persönlichkeiten, welche in den behandelten Gebieten geboren sind (z. B. Rosegger's bei der Behandlung Krieglach's), beizufügen, überhaupt wendet er sich nicht nur der topographischen, sondern stets auch der culturgeschichtlichen Seite bei der Darstellung zu. Was das System des Buchs überhaupt betrifft, so theilt der Autor seinen Stoff in Reiserouten ein, welche zweckmäßig gegliedert dem Fremden, der Steiermark besucht, eine gute Anleitung zur genauen Kenntniß der Landestheile geben, die hier behandelt werden. Im vorliegenden Bande sind insbesondere die Routen behandelt, welche, zunächst vom Semmering ausgehend, die Orte: Bruck, Mariazell, Leoben, Eisenerz und deren nähere und weitere Umgebung und Hochgebirgswelt schildern. Trotzdem ist das Werk, wie aus dem Gesagten hervorgeht, kein trockenes Reisehandbuch, das etwa nur Schlagwörter und Höhenangaben enthielte. Zahlreiche gute Illustrationen und zwei hübsche genaue Karten sind dem Bande beigegeben und erhöhen seinen Werth. Damit sei dieses fleißig gearbeitete Werk, dessen zweiter Band bereits im Drucke befindlich ist, allen Freunden des Landes und schöner Gebirgswelt aufs beste empfohlen. A. Schlossar.

*) Man vergleiche z. B. die unter dem Titel „Erzherzog Johann und sein Einfluß u. s. w." 1878 von A. Schlossar herausgegebenen Originalbriefe des unvergeßlichen Fürsten.

Naturwissenschaftliches.

1. Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche und das Gesetz der Analogie im Weltgebäude. Von L. Graf von Pfeil. Vierte mit den neuesten Entdeckungen verstärkte und umgearbeitete Auflage. Berlin, F. Dümmler. 1891. Gr. 8. 7 M.

Die vierte Auflage seines wundervollen Werks übergibt der greise Verfasser der Oeffentlichkeit in neuer Bearbeitung. Das Buch muthet uns seltsam an; ist es doch, als wenn wir eine Schrift aus dem Anfange unsers Jahrhunderts studirten, nur daß die vielen Bemerkungen neuesten Datums uns belehren, daß die Schrift der Gegenwart angehört. Wir glauben, daß der Verfasser dagegen protestiren würde, wenn wir ihn einen Naturphilosophen nennten, aber dennoch entspricht seine Methode im Grunde genommen der Gewohnheit jener Männer, die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts so vieles erklärten und ein so klägliches Fiasco machten. Der Verfasser unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den Genannten, daß er in die Schule der Naturforscher gegangen ist und über ein reiches Wissen und eine verständnißvolle Einsicht verfügt. Aber er hegt im Herzen die alte, so viel widerlegte Hoffnung, daß die Natur durch reine Speculation in ihren Geheimnissen und Wundern verstanden werden könne, und daß die Arbeit des experimentirenden Naturforschers, wenn auch nicht unnöthig, so doch viel übertrieben und oft von recht untergeordneter Bedeutung sei. Der geniale Mann ist im Stande, aus fundamentalen Principien hervor diese Welt zu erklären!

Das Princip, durch das Verfasser solches leistet, ist der Satz von der Analogie. Diesen formulirt er in folgender Weise: „Das Gesetz der Analogie steht in der Natur ebenso fest wie das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Die Analogie also, die Gleichartigkeit muß darum überall als Erklärungsgrund festgehalten werden, wo nicht bestimmte Thatsachen das Gegentheil beweisen. Darum, wo in einem gegebenen Falle die Gleichartigkeit bezweifelt wird, da muß die Ausnahme von der Regel durch zweifellose Thatsachen und unbestreitbare Gründe bewiesen werden. Gleichen Wirkungen sind — wie Newton mit Recht

es ausspricht — auch gleiche Ursachen beizumessen." Aus diesem Zauberspruche wird alles erklärt, was auf der weiten Welt geschieht und sich vorfindet.

Wie der Verfasser folgert, ist recht interessant. So sagt er z. B. bei der Besprechung über die Constitution der Sonnenatmosphäre: „Erkennt man in der Corona den Wasserstoff und über den Sonnenflecken in den rothen Schleiern den Wasserdunst, so ist aus dem Product Wasser und dem einen Factor Wasserstoff doch wol mit Sicherheit auf den andern Factor Sauerstoff zu schließen." — Also auf der Sonne befindet sich Sauerstoff; so folgert der Verfasser. Er schien thatsächlich dazu berechtigt zu sein, da sich im Spectrum der Sonne Linien vorfinden, welche auf Sauerstoff hindeuten. Bekanntlich ist aber vor kurzem gezeigt worden, daß diese Linien durch unsere Atmosphäre, welche ja das Sonnenlicht durchkreuzen muß, hervorgerufen werden. Der Satz von der Analogie hat uns also hier im Stich gelassen! Die Beispiele könnten in dieser Weise gehäuft werden.

Der Titel des Buchs wird durch die Annahme des Verfassers begründet, daß Kometen, indem sie mit der Erde in Berührung kommen, hervorragenden Einfluß auf die Entwickelung derselben ausübten. Er schreibt: „Die S-form der Küsten mit den sie begleitenden Zuständen ist durch eine kometische Berührung der Erdoberfläche hervorgebracht worden." Und bald darauf: „Der Komet der Sündflut hat, wie gezeigt werden soll, über 600, wahrscheinlich 900 Fuß Wasser, also ebensoviel explodirenden Stoff auf die Erde geworfen und dem Ocean zugeführt."

Auf viele Größen unserer heutigen Naturforschung ist unser Schriftsteller nicht gut zu sprechen. Darwin's großartiges Lehrgebäude wird als Phantasiestück behandelt und besonders mit Hülfe der Aussprüche des „Naturforschers" E. von Hartmann zerschmettert.

Das Buch ist für einen naturwissenschaftlich durchbildeten Leser als recht interessante Lektüre zu empfehlen; der Laie ist vor ihm zu warnen!

2. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von W. Förster, A. Kenngott, A. Ladenburg u. s. w. Breslau, Trewendt. 1891. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 M.

Das große Werk ist im rüstigen Fortschreiten begriffen. Von dem von Winkelmann herausgegebenen „Handbuche der Physik" sind drei Lieferungen erschienen und zwar Lieferung 8, welche den zweiten Band und damit die Optik eröffnet, sowie Lieferung 10 und 11, die den dritten Band einleiten, der der Lehre von der Elektricität gewidmet ist. Die Bearbeiter der Optik, soweit sie erschienen ist, sind Professor Auerbach und Dr. S. Czapski. — Die Theorie vom Potential, von der Reibungselektricität, und die ersten Theile der Lehre vom Galvanismus haben Graetz und Auerbach verfaßt. Die Darstellung ist durchaus wissenschaftlich und nur bei Kenntniß der höheren Mathematik zu verstehen.

Vom „Handwörterbuche der Chemie" liegen die Lieferungen 62—66 vor. Sie führen den neunten Band von Seite 81—720, und enthalten eine Anzahl sehr ausgedehnter Artikel; so füllt allein Pyridin die Seiten 444—709. Unter den auch weiteren Kreisen interessanten Aufsätzen seien besonders diejenigen über Photographie, Platin und Protoplasma genannt. Die sechsundsechzigste Lieferung schließt ab mit dem Worte Pyrimidine.

3. Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin. Bearbeitet von A. Velde, W. Schauf, V. Loewenthal und J. Bechhold. Frankfurt a. M., Bechhold. 1891. Gr. 8. In Lieferungen zu 80 Pf.

Von dem vortrefflichen Werke sind weitere vier Lieferungen (4—6) erschienen, die den großen Stoff in kurzer, präciser, durchaus populärer Weise vorführen. Das Lexikon reicht bis zum Stichworte „Grundgewebe". Wir behalten uns vor, nach Vollendung des Werks ausführlich darauf zurückzukommen.

Franz Bendt.

Philosophische Schriften.

1. Gegen den Materialismus. Gemeinfaßliche Flugschriften unter Mitwirkung von M. Carriere, C. von du Prel, C. Gerster, O. Hansson, O. von Leixner, A. Ullrich herausgegeben von Hans Schmidkunz. Erstes bis drittes Heft. (1. Materialismus und Aesthetik. Eine Streitschrift zur Verständigung von Moriz Carriere. 2. Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt von Gustav Buhr. Mit einem Vorwort von Theobald Ziegler. 3. Der Materialismus in der Literatur von Ola Hansson.) Stuttgart, Krabbe. 1892. Lex.-8. Jedes Heft 75 Pf.

Seit mehr als einem Jahrhundert hat über die abendländische Cultur eine Weltanschauung immer größere Herrschaft gewonnen, welche den Namen der materialistischen trägt, deren Wesen (um das seinen verschiedenen Färbungen Gemeinsame kurz zusammenzufassen) in einer einseitigen Würdigung der körperlichen, materiellen Erscheinungen über den seelischen oder geistigen besteht, und deren Causalzusammenhang mit gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, ethischen Zuständen unserer Zeit nicht verborgen bleiben kann. Der Gegendruck, den jene Herrschaft seit je erfuhr, wächst in den letzten Jahrzehnten stets mehr an und es erscheint an der Zeit, ihn öffentlich auszusprechen und zu fördern. Diese Bestimmung des Materialismus schließt den terminologischen Unfug und die ungerade Kampfesweise aus, als praktischen Materialismus den Egoismus hinzustellen. Diese verdächtigende Definition soll uns fern bleiben, wenngleich jedem Mitarbeiter frei stehen muß, einen Causalzusammenhang zwischen Materialismus und bestreitungswürdigen Moralphänomenen zu beweisen.

Diese Worte geben das Programm eines neuen Unternehmens an, dessen jede Einseitigkeit und Engherzigkeit ausschließende Weite, wie uns scheint, am ersten den Er-

folg sichert. Nur ist zu sorgen, daß das Viele, was gebracht werden muß, kein Vielerlei werde. Nothwendigkeit und Erfolg des Unternehmens werden die materialistisch Gesinnten leugnen, und sicherer würde der Erfolg sein, wenn die Schäden materialistischer Anschauungen sich bereits noch fühlbarer gemacht hätten; aber wir danken den Unternehmern, daß sie es gewagt haben vorzugehen, ehe es zu spät ist. Das Bedürfniß des Gegendrucks ist vorhanden, und mehr noch sind Zweifler und Unschlüssige vorhanden, die nicht wissen, welchen Weg sie gehen sollen. Deshalb rufen wir dem Unternehmen ein fröhliches Glück auf! Gut Heil! zu, und wünschen, die Worte, welche Carriere seiner ersten Gabe beigefügt hat, verallgemeinernd:

So mag denn das Unternehmen sich als frisch und lebendig bezeugen, weniger um die Widersacher zu widerlegen, als um schwankende, irrende Gemüther zur Ueberzeugung, zum Nachdenken über die Grenzen des Materialismus und Naturalismus hinzuleiten, oder ihre Zweifel lösen und sie auf dem Weg der Wahrheit zu erhalten.

Mit den genannten Schriften zeigt dies Unternehmen, das nun in die Oeffentlichkeit tritt, sogleich seine Vielseitigkeit. Carriere, der 1859 mit Recht jenen Aesthetikern, welche von philosophischen Systemen ausgingen, entgegentrat, indem er unsere Empfindungen zu Grunde legte, muß jetzt selbst streiten gegen die Verehrer des Naturalismus, die den Idealismus in der Aesthetik für veraltet halten, weil nur Empfindungen wirkten, und nur im Angenehmen die Schönheit liege. Aber nicht blos der Zug der Linien, die Zusammenstellung von Farben, nicht blos der Rhythmus der Töne, der Wohllaut der Worte erfreuen, sondern solche Eindrücke veranschaulichen zugleich Ideale des Gemüths, edle Gedanken, Heldenmuth, Seeleninnigkeit u. s. f., und daß dieses Geistige in den sinnlich angemessenen Formen uns entgegentritt, das erst ist das ästhetische Wohlgefallen, das erst macht das Wesen der Kunst. Ohne Seele keine Schönheit, kein Verständniß der Schönheit. Mit der Leugnung der Freiheit ist es um die ganze sittliche Welt, ebenso um die Schönheit geschehen. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten, aber es gibt guten und schlechten Geschmack, und von einem Kunstwerk fordern wir die Befriedigung des ganzen Menschen. Die Kunst hat ihre Entwickelung, aber ihr Wesen ist nicht in ihren Anfängen und bei den rohesten Völkern zu suchen, sondern in den entwickeltsten Lebensidealen. Diese und ähnliche Hauptsätze der Aesthetik entwickelt der berühmte Verfasser in gewohnter Meisterschaft; die Behauptungen des Naturalismus dabei widerlegend.

Wir behaupteten einmal, daß jedermann philosophire, wenn auch nicht gerade im Rahmen eines geschichtlichen Systems. Ein Kritiker dankte für solche Jedermannsphilosophie. Nun freut es uns, mit den Gedanken Buhr's, auf eine solche dem gewöhnlichen Rahmen nicht eingefügte Philosophie aufmerksam machen zu können, und mit ihrem Verfasser wünschen wir, daß sie von „hoch und niedrig gelesen und beherzigt" werde. Denn wenn auch diese Gedanken, weil sie aus dem Gewohnten heraustreten, hie und da mehr Verwunderung und Widersprüche erregen mögen, als gewohnte Philosophien: jedenfalls werden sie die Gewißheit wecken, daß, wenn das Volk bei seiner Arbeit, deren Pflicht dabei nicht vergessen wird (S. 4), noch solchen Idealismus denkt, da noch Widerstand gegen das materialistische Treiben vorhanden ist. Dies ist der Grund, weshalb wir glauben, die Schrift des Mannes aus dem Volk in einem größern Raum besprechen zu sollen.

Gustav Buhr ist Weißgebergeselle, zur Zeit in einer Lederfabrik in Durlach. Von seinem Leben und Denken berichtet in dankenswerther Weise im Vorwort Professor Th. Ziegler, an den sich Buhr gewendet hatte. Mit Recht hebt das Vorwort das Mystische bei Buhr hervor; aber das Volk, noch nicht von den leeren zergliederten Begriffen erkaltet, wird stets etwas Mystisches im Denken haben. Mystisch klingt gleich die Eröterung zu Anfang:

Ehe irgend etwas anderes war, war die Ewigkeit, die Ewigkeit des Raums und die Ewigkeit der Zeit. Die Ewigkeit des Raumes, das ist die Vollkommenheit des Raumes, das ist die Vollkommenheit der Freiheit, das ist die Allmacht. Die Ewigkeit der Zeit, das ist die Vollkommenheit der Zeit, das ist die Vollkommenheit der Vernunft, das ist die Allweisheit.

Plato nannte die Materie Raum, da sein künstlerischer Gott räumlich Ausgedehntes brauchte, es zu gestalten, und seine Ideen brauchten es, um in es einzugehen. Der Gerbergeselle bei seiner Arbeit und den beengten Verhältnissen seines Lebens sehnt sich nach Luft und Raum für seine Gedanken, seine Wünsche, und in dieser Sehnsucht wird ihm der Raum zur Freiheit. Aristoteles sagt, die Zeit, da wir nach ihr messen, ist das Maß der Dinge. Aehnlich denkend, kann Buhr sagen, die Vernunft, die Allweisheit ist die Zeit, insofern sie sich stets an das Maß der Dinge, die Zeit, hält. Wir stimmen aber nicht ein in den Satz: „Die Freiheit ist als solche die Quelle des Bösen, die Vernunft ist immer nur das Gute und Rechte." Für die Allmacht, die auch Allweisheit ist, ist jedenfalls Freiheit zugleich das Gute. Für die Menschen freilich ist die Gabe der Freiheit zugleich die Möglichkeit oder Quelle des Bösen. Stolz aber sagen unsere idealistischen Denker: Freisein heißt das Gute thun; Sklave ist, wer sich dem Schlechten und Bösen ergibt. Deshalb, wo von der Freiheit als Quelle des Bösen die Rede ist, kann nur von Menschen die Rede sein, aber für diese ist gerade so die Gabe der Vernunft, d. i. das Vermögen, vernünftig zu werden, die Quelle von Irrthum und Unvernunft. Freilich meint man ja vielfach, die Vernunft sei im Menschen fix und fertig. Aber eben weil sie unvollkommen ist, kann der Verfasser auch (S. 19) davon reden, daß Vernunft gegen Vernunft kämpfe. Bei beiden Parteien ist es oft nur eingebildete Vernunft.

Die Schrift, welche indeß nicht blos von Gott und Welt, sondern auch vom Menschen spricht, bringt nur Gedanken und die „Freiheit" fehlt uns, deren Zusammenhang nachzuweisen. Wir führen nur noch folgende Gedanken an:

Da die reine Vollkommenheit nicht die reine Vollkommenheit wäre, wenn ihr ein Bewußtsein abginge, nenne ich die reine Vollkommenheit Gott. Die reine Vollkommenheit ist das Ideal des Menschengeistes; sie ist die, welche mein Gemüth braucht, damit es lieben kann; die reine Vollkommenheit ist die, welche mein Gewissen braucht, damit es sich anbefehlen kann; die reine Vollkommenheit ist die, welche mein Geist braucht, damit er sich beugen kann (S. 10). Welt, hörst du, es gibt keinen bessern Wahlspruch für dich als: Wahrheit, Arbeit, Wohlergehen! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit können unter der verrotteten Gesellschaft Verwirklichung finden, ja da am ersten; sie mögen auf manche Menschen verlockender wirken, auch geeigneter sein, das Bestehende niederzuwerfen; aber niemals geeigneter, das Bestehende aufzubauen und herrlich aufzubauen. Nur jene drei regeln sich untereinander in vernünftiger Weise, sind gutes Ziel und sicherer Weg und vollständig geeignet, den Einzelnen und die Allgemeinheit auf die möglichste Höhe zu bringen. Wer die Arbeit in seinen Wahlspruch aufnimmt, wird dadurch weder das Ansehen der Arbeit, noch das Ansehen des Menschen herunterseţen (S. 27). Meine Plauderei ist zu Ende: ob du mir deinen Frieden geben wirst, weiß ich nicht; aber Gott gibt mir seinen Frieden, und damit habe ich meinen Frieden (S. 39).

Möchten diese Worte anregen, die ganze Schrift kennen zu lernen. Professor Ziegler sagt, der Verfasser wendete sich vom dogmatischen Christenthum ab. Vielleicht hat er es nie gekannt. Denn Dogmatik ist hohe Philosophie und Christus hat sie seinem Volk nicht gelehrt. Aber wenn der Verfasser einen Gott braucht für sein Gemüth, um zu lieben, für sein Gewissen, um die Pflicht zu erfüllen, und für seinen Geist, um demüthig zu bleiben, wenn er Ehre findet in fröhlicher Arbeit, so bekennt er sich gerade zu Vorstellungen, welche im Denken und Wünschen der Völker durch Christi Botschaft lebendig wurden und mehr und mehr nach Verwirklichung dringen. Und wenn der Verfasser neben den Schulbüchern auch zuweilen das Buch dieser Botschaften zur Hand nimmt, nennt er wol auch den Namen dessen, der ihn den Gott finden ließ, der ihm seinen Frieden gibt.

„Mein ist: zünden und schüren auf Erden, was gäb' ich nicht, wenn rein und licht es brennte." An diesen Wahlspruch des Schweden Albert Wallis, der in den siebziger Jahren Flugschriften gegen die Jesuiten am Concile veröffentlichte, erinnerte uns die Streitschrift des Schweden Ola Hansson. Auch bei ihm spürt man den Wunsch: Ach, daß es schon brennte! Aber dieser Wunsch drängt ihn nicht, wie seinen Landsmann, zur dunklen Rede des Sehers; er ist ihm nur die Quelle lebendigster Begeisterung, in der er seine Wahrheiten in klarer, anregender Anschaulichkeit entwickelt; und diese Begeisterung für das Schöne läßt ihm selbst im Tadel das Uebermaß vermeiden. Namentlich auf Zola, Ibsen, Tolstoi, Strindberg, Arno Holz, Taine, Brandes, Björnson, Moritz Hauptmann näher eingehend, weist er in großen und allgemeinen Zügen den Einfluß der materialistischen Betrachtungsart von Leben und Natur auf die naturalistische Literatur in verschiedenen Ländern und bei verschieden beanlagten Individuen nach. Die Schlußseiten gehen noch auf die wesensbedingte Unvereinbarkeit von Materialismus und Schönliteratur ein. Wie für Carriere ist auch für Hansson das Dichtwerk eine Manifestation des Ichs, der Individualität, der Persönlichkeit. „Das subjective Element ist der geheimnißvolle Zusatz, durch den das objective Rohmaterial sich verwandelt."

2. Theorie der Geisteswerthe von Albert Kniepf. Leipzig, C. G. Naumann. 1892. 8. 3 M.

Diese Schrift enthält: „Einleitung"; „Das Problem der Philosophien"; „Von den Horizonten der Philosophen"; „Zur Psychologie der Religionen"; „Zur Psychologie der Kunst", und ist verfaßt

nur für Menschen höheren Geschmacks und feineren Glücks, etwa für solche, die über den profanen Tageslärm der Masse noch mit Ruhe hinwegzudenken vermögen, für welche Moral, Politik, Socialistik und superstitiöse Bedürfnisse der groben Volksphantasie durch Betrachtung von den Höhen des philosophisch veranlagten Genusses sich zu hochästhetischen Reizen verwandelten (S. II). Wir Herrenmenschen (S. 7) suchen unser Glück im Paradiese, wir wohnen auf dem Baume der Erkenntniß in Schlangengestalt; wir essen von seinen Früchten, wir wissen von Gut und Böse und beides ist unser Gutes (S. 20). Darum zerbrecht Euch nicht den Kopf mehr über Raum und Zeit und den Mechanismus Ursache, laßt Euch lieber die Herrlichkeiten dieser Welt wohlschmecken, so wird es auch an Glück, Stärke und Zukunft nicht fehlen!

Wir sind stolz darauf „ohne feineres Glück" zu sein und zur „profanen" Masse zu gehören, die nach Raum und Zeit fragt und es frivol nennt, über ihre Sorgen und Mühen bei einer Flasche Sekt ästhetisch zu witzeln. Aber weshalb bleibt der Verfasser mit seiner „Herrenmoral" nicht bei seinen „Herrenmenschen", warum bringt er durch den Druck seine Weisheit an den profanen Pöbel? Sagt er doch:

Wenn man Erkenntnisse fürs Volk, zum besten des allgemeinen Wohles hervorbringen will, darf man sich nicht wundern, wenn man sich gemein macht, wenn man seiner eigenen Herabwürdigung den Boden ebnet (S. 5). An Sokrates kann man studiren, was aus der Philosophie wird, wenn sie sich gemein macht: nämlich Moral, das heißt eine Disciplin für die Durchschnittlichkeit der großen Masse, auf dem Damm zu bleiben, wo alles zur Weide getrieben wird (S. 8).

Nun, wir wollen die profanen Leute lehren, diese Schrift selbst zu machen, statt sie zu kaufen; zumal der Verfasser selbst sagt: „Wenn unsere Werthe einmal jedermanns Werthe geworden, dann sind sie nicht mehr die unseren" (S. IV). Die Kunst des Machens ist leicht, man hat nur seine gewohnten Geisteswerthe umzukehren. Bei solcher Umkehr

ist Sokrates vom Pöbel, und wie viel Verschlagenheit, Dialektik, Spitzfindigkeit ist in ihm (7; 8)! Plato ist das ausgezeichnet moralistische Ungethüm (69), Goethe eine unglückliche Zwillingsnatur, kein ganzer Dichter, kein ganzer Denker (22), Lessing der Typus der Mittelmäßigkeit (140). Die Tempel waren zuerst Schlachthäuser, worin die Priester sanitätspolizeilich das geprüfte Fleisch mit Stempeln versahen, wie es heute auch geschieht (85). Die orgiastischen Kulte in Asien, Babylon waren Gesundheits- und Erholungsmittel des Volks; die Priester leiteten und heiligten den Orgiasmus; heute erscheint für denkende Köpfe die Function der Priester hierin stark beeinträchtigt (81). Sebastian Bach in seinen Fugen u. s. w. ist nicht mehr Christ, er ist einer der schwungvollsten Orgiasten der Welt (118). Beethoven's neunte Symphonie

ist die Auferstehung der orgiastischen Satyrverzauberung, der Kabiren- und Korybantentänze, mit der Zerstückelung des Dionysos und der Wiedergeburt dieses Gottes des Orgiasmus (124). Fort mit dem Fortschritt; er entwerthet die Vorgeschichte (106)! Rückkehr zu den Symbolen des Mythus, als Gegengewicht gegen den nüchternen, modernen Rationalismus (156)!

Wenn man dann solche, zum Theil überraschende Umkehr der Werthe macht, wird man wie Mephistopheles zum Baccalaureus reden: Original, fahr hin in deiner Pracht! Du hast ja doch nur wiedergegeben, was die Verächter von moralbildenden Religionen und Idealen schon in der ältesten Vorzeit gedacht! Und wenn wir dir auch recht geben wollen, weil du gegenüber jenen wohllebenden Philosophen, die nur von ihrem Elend, „ihren Schmerzen und Tragödien" reden, sagst: „Ich will vom Glück des Philosophen reden" (3), warum denn bei der Aufforderung zur „Freude und Dankbarkeit" über diese Welt — ich sage: Schöpfung — sofort die babylonischen Culte aufleben lassen? Das geht doch über Babylon!

3. Zur Entwickelungsgeschichte der Meinungen. Von Eduard Kulke. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 2 M.

Die Schrift spricht: „I. Ueber den Widerstreit der Meinungen"; „II. Ueber die Möglichkeit einer Correctur der Meinungen"; „III. Ueber die praktische Lebensgestaltung auf Grundlage der Meinungen". Die Meinungen des Verfassers schwimmen in dem bekannten Fahrwasser, daß die Urzeit der Menschheit sich noch jetzt bei den in Heerden lebenden Thieren beobachten lasse. Wie diese Thiere lebten die prähistorischen Menschen in Uebereinstimmung ihres Verhaltens, später kamen abweichende Meinungen auf, und seitdem sind Uebereinstimmung und Abweichung die zwei Principien der Entwickelung der menschlichen Meinungen (15). Kulke nennt es falsch, von Geschmacksverirrungen zu reden, denn es gäbe keine Irrthümer oder Täuschungen der Sinne. Deshalb nimmt er, wenn möglich, den Bauplan zu Hilfe (S. 49, 56), um zu entscheiden, wie der Thurm beschaffen, der in der Nähe gesehen eckig, aus der Ferne rund erscheint. Schwieriger noch ist die Entscheidung, ob der Kies, der bei rascher Eisenbahnfahrt parallellinig erscheint, wirklich so geordnet ist oder nicht (S. 41, 57). Die Wissenschaft liefert Corrective und Correcturen; aber sie kann nicht alles feststellen; es bleibt daher eine Vielheit von Meinungen

und da jedes Individuum in jedem Augenblick sich selbst geltend zu machen sucht, so entsteht ein Kampf aller gegen alle; ein unerträglicher Zustand, den man zu mildern trachten mußte, besonders durch folgende drei Momente: 1) durch den Hinblick auf den Tod, diesen unbestechlichen Ausgleicher aller Ungleichheiten; 2) durch den Schwung und Adel erhabener Geister, wie eines Jesaias, Confucius, Buddha, Sokrates u. s. w. (Christus scheint für den Verfasser nicht gelebt zu haben!), welche nicht müde werden, die Gleichheit der Menschen zu lehren und sie zu Eintracht und Frieden zu ermahnen; 3) oder durch Institutionen, welche der Staat jedem einzelnen gegenüber errichtet und die den einzelnen zwingen, seinem Egoismus Grenzen zu setzen.

L. Weis.

Feuilleton.

Während sich die neubegründete Comenius-Gesellschaft die Aufgabe gestellt hat, in umfangreichen wissenschaftlichen Publicationen „dem Geiste des Comenius und seiner Jünger lebendige Verbreitung zu verschaffen, ihre Vergangenheit aufzuklären, auf die Zukunft in versöhnendem Sinne zu wirken und der Reform von Erziehung und Unterricht im Sinne des großen Pädagogen die Wege zu ebnen", will ein kleineres Unternehmen, welches im Heimatlande des Comenius, Mähren, unter dem Titel „Comenius-Studien" ins Leben gerufen wurde, „in allgemeinverständlicher Weise dazu beitragen, das Andenken an Comenius und seine Werke wach zu erhalten in allen, welche ihm vermöge ihres Berufs — als Lehrer oder Geistliche —, vermöge ihres Bekenntnisses oder ihrer Gesinnung — als evangelische Glaubensgenossen oder als Menschenfreunde überhaupt — nahestehen, und in allen, die ihn lieben, um seiner Abstammung willen, oder die ihn verehren, seines Weltbürgerthums wegen". Das erste Heft der „Comenius-Studien", welche im Verlage von Fournier u. Haberler in Znaim erscheinen, enthält einen Vortrag von Seminardirector A. Casteus: „Was muß uns veranlassen, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen?" (Preis 50 Pf.). Die weitern Hefte werden bringen: „Leben und Schicksale des J. A. Comenius, mit mehrern Porträts und andern Abbildungen", von Anton Vrbka; „Die Erziehung des Kindes in seinen ersten sechs Jahren nach Comenius und Pestalozzi", von Wilhelm Böttticher; „Ueber: Eins ist noth (Unum necessarium)" von A. Casteus; „Comenius als Kartograph seines Vaterlandes" u. a.

— Wir haben bereits Veranlassung genommen, mit einer warmen Empfehlung auf ein neues Unternehmen auf dem Gebiete der periodisch erscheinenden Broschürenliteratur hinzuweisen. Auch jetzt wieder dürfen wir mehrerer trefflicher Abhandlungen gedenken, welche Heft 4—6 der ersten Reihe der „Deutschen Schriften für Literatur und Kunst" enthalten. Dieselben werden herausgegeben von Eugen Wolff bei Lipsius u. Tischer in Kiel und Leipzig (1891). Die uns vorliegenden Hefte enthalten folgende Abhandlungen: 1) „Der Naturalismus und seine Stellung in der Kunstentwickelung", von Veit Valentin; 2) „Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neuern deutschen Dichtung", von Alfred Biese; 3) „Zola und die Grenzen von Poesie und Wissenschaft", von Eugen Wolff. Ohne allen Zweifel ist der dritte Versuch (aus der Feder des Herausgebers) der werthvollste unter den genannten, wie denn überhaupt E. Wolff's Richtung und Begabung uns Hochachtung abnöthigt. Der uns sonst sehr sympathische und verdiente Veit Valentin ist freilich diesmal etwas trocken und breit; Alfred Biese reitet dem Publikum zu oft seine literarischen Steckenpferde vor. Wolff's Arbeit über Zola gehört zu dem Besten, was über jenen französischen Romancier geschrieben worden ist; eine so sehr in die Tiefe dringende Analyse, verbunden mit einer über der Sache stehenden Principienklarheit, thut uns noth. Wolff's ausgezeichnete Exegese wurzelt in den Sätzen: Ein Werk hört auf wissenschaftlich zu sein und wird poetisch durch freie schöpferische Bethätigung des Geistes. Umgekehrt hört ein Werk auf poetisch zu sein, wenn der Geist fest an den Mechanismus der Erscheinungen gebunden ist. Die Wissenschaft soll beweisen, die Poesie setzt voraus; die Wissenschaft soll beschreiben, die Poesie nachschaffen. Die Wissenschaft ist an den Mechanismus der Erscheinungen gebunden, die Poesie aber macht

sich zum Herrn der Dinge, um eine neue geistige Welt zu schaffen, welche den Menchanismus der Natur in geistiger Umwerthung erscheinen läßt. An Valentin's Abhandlung ist uns höchst sympathisch, daß er den Naturalismus als Feind des gesunden Realismus auffaßt; auch berührt uns die Durchdringung von Kunstgeschichte und Aesthetik, verbunden mit großer Vielseitigkeit, an Veit Valentin überaus wohlthuend. Wir wünschen dem ganzen Unternehmen einen gesegneten Fortgang.

— Gustav Crusius hat bei O. Wigand in Leipzig drucken lassen ein „Concept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik" (1891). Er muß doch seine Gedanken für überaus werthvoll halten, um sie schon als „Concept" drucken zu lassen; warum aber seine Weltanschauung „aristokratisch" sein muß, bleibt uns unverständlich. Im großen und ganzen gehört sein Buch zu den bessern Erzeugnissen dieser Art von Literatur. Freilich kommen auch viel bedenkliche Schrullen darin vor, gekleidet in eine gewisse Verschrobenheit des Stils. Z. B.: „Die Religion hat alle Erscheinungen als Willensäußerungen eines unkörperlichen Daseins erkannt, dessen Wille auf dem Wege der Verkörperung geschieht." „Den bewußten körperlichen Vorgang nenne ich Denkproceß, den unbewußten, unkörperlichen: Instinct, Intuition, Ahnung oder Offenbarung." „Die Außenwelt ist Trägerin meines Ichs." „Gott ist unfühlend. Gefühl ist nicht ein Bestandtheil seines Wesens, sondern der Verkörperung seines Willens, der sich verkörpert, um am Körperlichen zu geschehen, zu zeugen." Wenn nun der Verfasser ausdrücklich bekennt (S. 55): „Besser zu schreiben vermag ich nicht; ich verfüge nicht einmal über den Wunsch, es zu vermögen", so ist das allerdings seine Sache. Nur hätte er in diesem Falle sein „Concept" nur für seine ihm ebenbürtigen Freunde, nicht aber für das große Publikum drucken lassen sollen!

— Rudolf Eckart hat im Selbstverlag (Nörten 1891) eine kleine Studie über „Die didaktische Poesie" (ihr Wesen und ihre Vertreter) erscheinen lassen. Diese Gattung solle das poetische Interesse hervorheben, welches in mehrern allgemeinen Lehren und nützlichen Vorschriften liegt (sic). Dabei soll der epische und lyrische Ton mit dem didaktischen auf eine gefällige Art verbunden sein. Brauchbar ist an der Arbeit nur das Verzeichniß von Vertretern der didaktischen Poesie; das übrige ist nach Inhalt wie Form überaus dilettantenhaft.

— Vor kurzem erschien in Paris „Catalogue méthodique des Revues et Journaux parus à Paris jusqu'à fin 1891, suivi d'une table alphabétique, publié par Albert Schulz" (Paris, Librairie Albert Schulz, 4 rue de la Sorbonne; Preis 1 M. 50 Pf.). Dieser Katalog gibt zum ersten male durch seine methodische Anordnung eine klare Uebersicht aller in Paris erscheinenden Journale und Zeitschriften. Er enthält den genauen Titel eines jeden Journals, das Gründungsjahr, die Erscheinungsweise, die Adresse des Verlegers oder der Administration und den Abonnementspreis für Paris, die Provinz und den Weltpostverein. Ein alphabetisches Register befindet sich am Schluß. Eine kurze interessante Notiz — in französischer, deutscher und englischer Sprache — über die Presse und den Journalhandel in Paris vervollständigt das sehr nützliche, hübsch ausgestattete Werkchen.

Bibliographie.

Achleitner, A., Aus dem Hochland. Berggeschichten, Skizzen und Culturbilder aus der bayerischen und österreichischen Alpenwelt. München, E. Stahl sen. 12. 1 M. 60 Pf.

Antz, F., Gedichte. Stuttgart, Urbansstraße 51 I, Frau Gerichtsrat Antz' Selbstverlag. 1891. 8. 9 M.

Barclay, J., Argenis. Politischer Roman vom Anfang des 17. Jahrhunderts. Aus dem Lateinischen übersetzt von G. Waltz. München, F. Bassermann. 1891. 8. 7 M. 50 Pf.

Beer, A., Die österreichische Handelspolitik im 19. Jahrhundert. Wien, Manz. 1891. Gr. 8. 12 M.

Benno, M., Glück auf! oder die wahren Sozialisten. Erzählung aus dem Leben für Haus und Familie. Schwäb.-Gmünd, J. Roth. 8. 1 M.

Bleibtreu, K., Letzte Wahrheiten. Leipzig, W. Friedrich. 1891. 8. 3 M.

Hegel, K., Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter. 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 20 M.

Heinemann, O. v., Geschichte von Braunschweig und Hannover. 3. Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 M.

Höhnel, L. Ritter v., Zum Rudolph-See und Stephanie-See. Die Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika 1887—1888, geschildert von seinem Begleiter. Mit circa 170 Original-Illustrationen und 2 großen Karten in Farbendruck. 1. Lfg. Wien, A. Hölder. 1891. Gr. 80. 50 Pf.

Das Kadettenkorps der Stadt Schaffhausen 1790—1891. Den Alten und Jungen zur Erinnerung an das 100jährige Bestehen des Kadettenkorps gewidmet von der Kadettendirektion. Schaffhausen, C. Schoch. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Köbner, O., Die Massregel der Einziehung nach dem Reichsstrafgesetzbuche und der Nachdruckgesetzgebung. Jena, G. Fischer. Gr. 8. 2 M.

Koch, J., Der sozialdemokratische Staat mit emanzipirten Frauen, oder: Was wollen die Sozialdemokraten?, nach Schriften und öffentlichen Vorträgen namhafter Agitatoren der Sozialdemokratie gemeinverständlich dargestellt. Gotha, C. Glaeser. 1891. 8. 50 Pf.

Koenemann, Geschichte des Infanterie-Regiments von Wittich (3. hessischen Nr. 83). Im Auftrage des Regiments für den Gebrauch der Unteroffiziere und Mannschaften bearbeitet. Mit 1 Bildniß Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten zu Waldeck und Pyrmont, des Generals von Wittich, 1 Uebersichtskarte und 6 Gefechtsskizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1891. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Kunz, H., Die Thätigkeit der deutschen Reiterei in den Tagen vom 15. bis 18. August 1870 vor Metz. Berlin, R. Eisenschmidt. 1891. Gr. 8. 1 M.

Lotsch, H., Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Die Lösung der Judenfrage in humanitärster Weise. Von Etfra Kosmopolitus. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. Gr. 8. 80 Pf.

Machetes, Das Unrecht des Stärkeren in der Frauenfrage. Ein Beitrag zur Sozialpolitik und Sozialethik. Leipzig und Kindelbrück, K. Naumburg. 1891. Gr. 8. 1 M.

Der gebildete Mann. Ein Welt-Lexikon der Litteratur. Ein Bildungshandbuch für Jedermann. (I.) Die Theaterstücke der Weltlitteratur, ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Mit einem Brief M. Nordau's als Einleitung. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 8. 3 M.

Meyer, P., Der Triumphzug des Germanicus. Grimma, G. Gensel. 1891. Gr. 4. 50 Pf.

Meyer, V., Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Heidelberg, C. Winter. 8. 4 M.

Miller, W., und R. v. Stackelberg, Fünf ossetische Erzählungen in diagorischem Dialect. Mit deutscher Uebersetzung. Glossar und Anhang von R. v. Stackelberg. St. Petersburg. (Leipzig, Voss.) 1891. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Murr, J., Wo steht die Wiege der Menschheit. Vom pflanzengeographischen Standpunkte aus beantwortet. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei. 1891. 12. 48 Pf.

Pfeffer, G., Versuch über die erdgeschichtliche Entwickelung der jetzigen Verbreitungsverhältnisse unserer Tierwelt. Hamburg, L. Friedcrichsen u. Comp. 1891. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Polack, F., Kaiserworte und Schulaufgaben. Allerlei Verbesserungsvorschläge für die Schulerziehung. Wittenberg, R. Herrosé. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Prengel, Th., Der Friedenskongreß und die interparlamentarische Konferenz in Italien (November 1891) in ihrem Verhältniß zu Kant's philosophischem Entwurf zu ewigem Frieden. Königsberg i. Pr., Braun u. Weber. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Rothenburg, Adelheid v., geb. v. Zastrow, Von dem Hohensteine am Rheine. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. 8. 7 M.

Saun, H. von der, Altsteirische Trachten. Eine Studie. Graz, P. Ciesler. 1891. Gr. 16. 50 Pf.

Schleimer, A., Der Positivismus. Eine kritische Studie. Leipzig, G. Fock. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Schmidkunz, H., Psychologie der Suggestion. Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von F. C. Gerster. Stuttgart, F. Enke. Gr. 8. 10 M.

Schwarz, H., Das Wahrnehmungsproblem vom Standpunkte des Physikers, des Physiologen und des Philosophen. Beiträge zur Erkenntnisstheorie und empirischen Psychologie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Settegast, H., Erlebtes und Erstrebtes. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 8. 5 M.

Springer, A., Aus meinem Leben. Mit Beiträgen von G. Freytag und H. Janitschek und mit 2 Bildnissen. Berlin, G. Grote. 8. 6 M.

Stern, E., Martin Butzer. Ein Lebensbild aus der Geschichte der Straßburger Reformation. Gedächtnißblätter zur 400jährigen Jubelfeier seines Geburtstages. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Vad, W., Altes und Neues über Weltsprache. Döbeln, H. Schmidt. 1891. 8. 80 Pf.

Wissmann, H. v., Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von Loanda nach Zanzibar. Mit dem Porträt des Reichskommissars Major von Wissmann, vielen Abbildungen nach den Skizzen H. von Wissmanns ausgeführt von R. Hellgrewe und 1 Karte von R. Kiepert. Nach der 7. Auflage des großen Werkes vom Verfasser selbst bearbeitete kleinere Ausgabe. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 5 M.

Wlislocki, H. v., Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. Gr. 8. 5 M.

Zobeltitz, H. v., Dreißig Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit. Mit 30 Bildnissen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 7 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.
Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von
E. A. Gelbcke.

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geheftet 15 M.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur, welche jedem Freunde des großen Dichters willkommen sein wird. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten. In den mit ausführlichen biographischen Notizen versehenen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama ist der Einfluß, welchen Shakespeare von seiner literarischen Umgebung erfuhr und auf dieselbe übte, deutlich nachgewiesen; in Verbindung mit der allgemeinen Einleitung enthalten sie außerdem eine Geschichte des englischen Dramas jener denkwürdigen Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.
Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:
Der Brand des Packetschiffes „France“.

Von
Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“ die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNST
IN DEN
ATHOS-KLÖSTERN.
Von
HEINRICH BROCKHAUS,
Dr. philos. und Privatdocent für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln, ein Werk, das auch in andern Kreisen als den der zunächst interessirten Kunsthistoriker und Theologen mit Beifall aufgenommen worden ist. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

„Das treffliche Buch ist als werthvoller Beitrag zur Geschichte der byzantinischen Kunst mit Freude zu begrüssen.“
Zeitschrift für christliche Kunst.

Neue belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der Zeuge.
Roman von
Marie Bernhard.
2 Bände.
Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Stiller Grenzkrieg.
Roman von
Max Lay.
2 Bände.
Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Dorfmusik.
Heitere Geschichten von
August Silberstein.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Ferner ist soeben erschienen:
Merk- und Spruchbuch
für alle Tage des Jahres.
Von
Heinrich Löwner.
Preis eleg. geh. M. 1.75; hochfein geb. M. 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.
Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von
Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford, dem Sohne des Dichters Wilhelm Müller, herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novelle, empfiehlt sich als passende Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.
Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 6. — 11. Februar 1892.

Inhalt: Wilhelm Raabe. Von Robert Lange. — Neue Romane. Von Adolf Fleischmann. — Lyrische Dichtungen. Von Ernst Roeder. — Zur Länder- und Völkerkunde. Von Friedrich Bienemann. — Militärschriften. Von Victor Kurs und Friedrich Bienemann jun. — Der Kampf der Geschlechter. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm Raabe.

Im vergangenen Jahre hat Wilhelm Raabe — vielen Lesern unter seinem frühern Pseudonym Jakob Corvinus noch bekannter — sein sechzigstes Lebensjahr vollendet. Die Zeitungen, die neuerdings die sechzigsten Geburtstage unserer Dichter und Schriftsteller gern mit großem Lärm und vielen schönen Redensarten feiern, haben sich wenig darum gekümmert, denn Raabe ist kein Modeschriftsteller, die Zahl seiner Leser ist leider lange nicht so groß, wie sie sein sollte. Unsere bessern Wochen- und Monatsschriften haben schon seit Jahren jedes neue Werk des Dichters seinem Werthe entsprechend gewürdigt und dem Publikum dringend empfohlen, aber ohne großen Erfolg. Doch, wenn nicht alle Zeichen trügen, wenigstens eine Wendung zum Bessern scheint eingetreten zu sein, die Zahl der Leser und Verehrer des Dichters scheint im Wachsen begriffen. Sind doch in den letzten Jahren mehrere seiner frühern Werke (z. B. „Unsres Herrgotts Kanzlei", „Die Leute aus dem Walde", „Abu Telfan", „Christoph Pechlin", „Am heiligen Born") neu aufgelegt worden, nachdem sie fast vergessen und für den Freund der Raabe'schen Muse fast unerreichbar geworden waren.

W. Raabe wird von denen, die ihn kennen, als ein Humorist ersten Ranges, nach Gottfried Keller's Tode wol als der erste Humorist unserer Tage gepriesen, aber seine Begabung geht über die Grenzen des humoristischen Romans hinaus. Er hat historische Erzählungen geschrieben, die an die Schöpfungen C. F. Meyer's gemahnen, in denen die Vergangenheit uns in treuen Bildern mit den Augen eines Dichters erschaut entgegentritt und nicht wie in manchem culturgeschichtlichen Romane moderne Charaktere im Gewande vergangener Zeiten marionettenhaft vor uns aufmarschieren. Wir erinnern hier nur an die Erzählungen: „Unsres Herrgotts Kanzlei" aus dem 16. Jahrhundert, „Des Reiches Krone" aus dem 15., „Der Marsch nach Hause" aus dem 17. Jahrhundert.

Viel häufiger aber sucht der Dichter seine Stoffe in der Gegenwart oder in der unmittelbaren Vergangenheit seit den Befreiungskriegen. Auch hier weiß er uns vollständig in die Zeit mit ihrem Denken und Empfinden, ihren Leiden und Freuden zu versetzen.

Man hat Raabe's Romanen vielfach mangelhafte Composition, dürftige Handlung vorgeworfen — meist sehr mit Unrecht, wie mir scheint. Was dem oberflächlichen Leser als ein Mangel erscheint, das wird der aufmerksame — zumal bei wiederholtem Lesen — als eine Feinheit, als vom Dichter beabsichtigtes Kunstmittel empfinden. Gern verquickt der Dichter Gegenwart und Vergangenheit; breite Erinnerungen unterbrechen den Fortgang der Handlung. Wer sich dabei die Mühe nicht verdrießen läßt, wird bald erkennen, daß dies nicht Formlosigkeit oder gar Nachlässigkeit ist, sondern daß der Dichter besondere Wirkungen damit beabsichtigt. Ein Meister ist Raabe in der Kunst, eine an sich sehr einfache Handlung durch Erzählungen aus der Vergangenheit zu beleben, zu erklären und dadurch die Charaktere zu vertiefen und ins rechte Licht zu setzen. Man denke nur an das „Horn von Wanza" und an „Stopfkuchen". Und wie vortrefflich versteht es dabei der Dichter, Ton und Art der Erzählung dem Charakter der erzählenden Person anzupassen. Wie verschieden klingen im „Horn von Wanza" die Berichte der Frau Rittmeisterin, Thekla's und des Nachtwächters, und welch ein herrliches Charakterbild geben diese Erzählungen zusammen von der Frau Rittmeisterin. Auch die Briefe sind eine Specialität des Dichters. Der Brief des Onkels Grünebaum im „Hungerpastor", Florinchen's Brief in „Prinzessin Fisch", das Schreiben der Frau Major Blume in „Gutmann's Reisen", Dr. Wimmer's Brief in der „Chronik der Sperlingsgasse" sind Meisterstücke charakteristischer und charakterisirender Schreibart.

Noch ungerechter als der Vorwurf mangelhafter Com-

position ist der, daß die Romane Raabe's vielfach dürftige Handlung aufweisen. Wohl ist in mancher seiner Geschichten der Inhalt an sich sehr einfach, und wenn man ihn kurz wiedererzählen wollte, käme die gewöhnlichste, alltäglichste Liebesgeschichte heraus (vgl. „Wunnigel", „Leute aus dem Walde") — aber hier thut die Darstellung alles. Der Dichter bietet uns eine so köstliche, liebevoll ausgeführte Detailmalerei, stattet seine Geschichte mit so viel kleinen und feinen Zügen aus, daß jener scheinbare Mangel vollständig aufgehoben wird. Er verzichtet auf die wohlfeilen Mittel, Spannung zu erregen, ja indem er den Ausgang schon im Anfang verräth, hebt er sehr oft die rein äußerliche, stoffliche Spannung auf und richtet unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Art, wie das Geschick seiner Helden sich erfüllt. Ein weiterer Vorzug, der für den „dürftigen Inhalt" mancher Raabe'schen Erzählung wol entschädigt, ist der außerordentliche Reichthum an überaus fein und lebensvoll gezeichneten Charakteren. Zwar scheint es auf den ersten Blick, als ob gewisse Lieblingstypen des Dichters in verschiedenen Erzählungen wiederkehrten, aber man braucht sie nur genauer anzusehen, um die großen Verschiedenheiten der innern und äußern Anlage zu erkennen, um die überaus feinen Schattirungen, durch die der Dichter ähnliche Charaktere voneinander abzuheben weiß, zu bewundern. Es ist unmöglich, im engen Rahmen dieser Betrachtung den Reichthum Raabe'scher Gestalten zu erschöpfen. Besondere Lieblinge seiner Muse sind Sonderlinge des deutschen Philisteriums, philosophirende Buchbinder und Schuster, Leihbibliothekare, Privatgelehrte, die wol von ihren Mitmenschen als ausbündige Narren bespöttelt werden, aber bei aller Narretei und Phantasterei Herz und Kopf auf dem rechten Flecke haben und den „Zusammenhang der Dinge" und den rechten Weg in verwickelten Lebenslagen klarer und feiner erkennen, das rechte Wort am rechten Ort besser finden, als mancher hochgebildete, kluge Mann. Eine andere Specialität Raabe's sind die energischen, klugen, hellängigen Frauen aller Bildungsstufen, von der Base Schlotterbeck, Mutter Schubach, Wendeline Cruse bis zur Frau Pastorin in Ganswinckel, Frau Conrector Eckerbusch, Frau Professor Schenck, Frau Rittmeisterin Grünhage. Welch eine unendliche Fülle von Humor und Herzensgüte, Lebenserfahrung und Thatkraft bergen diese Gestalten! Zu seinen Heldinnen wählt der Dichter gern tapfere junge Mädchen, die sich aus widrigen Verhältnissen emporarbeiten müssen, mit leiblicher und geistiger Noth zu kämpfen haben, aber allezeit den Kopf oben behalten, aus allen Wirrnissen rein und schlackenfrei hervorgehen und mit ihrer unverwüstlichen Lebenslust, ihrem quellfrischen Humor Sonnenschein verbreiten, so oft sie erscheinen. Das sind Gestalten wie Fränzchen („Hungerpastor)", Natalie („Deutscher Adel"), Röschen („Lar"), Klärchen („Ein Frühling"), Albertine („Pfister's Mühle") und manche andere. Diesen muntern kleinen Heldinnen stehen öfter schüchterne, unbeholfene, unfertige Jünglinge gegenüber. Es sind werdende Charaktere, nicht jene sieghaften, engelschönen, mit allen männlichen Tugenden behafteten, in allen ritterlichen Künsten bewanderten Heldenjünglinge beliebter Moderomane. Unendlich reich ist ferner die Galerie der Männer, die den Helden und Heldinnen als Freunde, Berather und Beschützer zur Seite stehen. Es sind das die Gestalten, in denen sich der Pessimismus des Dichters, seine Resignation am meisten ausprägt. Es sind das öfters mehr oder weniger verfehlte Existenzen, alternde Privatdocenten, Medicíner ohne Praxis, durchgefallene Candidaten aller Facultäten, Juristen a. D., Redacteure kleiner Winkelblätter, meist Leute, die sich kümmerlich durchs Leben schlagen; aber es sind Männer, denen wir unsere Achtung, ja Liebe nicht versagen können, Männer, die sich aus dem Schiffbruch des Lebens den innern Werth gerettet haben, die zwar zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß „die Summe der unvermeidlichen Leiden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens die Freuden und Genüsse des Daseins weit überwiegt", die aber bei alledem das Leben noch lebenswerth finden und einen köstlichen Humor bewahrt oder ein zufriedenes Sichgenügen und Sichbescheiden errungen haben.

Zu dem unerschöpflichen Reichthum an fein ausgeführten lebenswahren Charakteren kommt ferner der Zauber der Scenerie, in deren Darstellung Raabe seine allgemein anerkannte Meisterschaft bewährt. Dabei ist er in allen deutschen Gauen zu Hause, am fernsten Strande der Ostsee ebenso, wie am Schwäbischen Meere, am Rhein und Main ebenso, wie an der Isar, ganz besonders aber im Harz und in Thüringen. Besonders lieb und vertraut sind ihm alterthümliche, kleine Städte mit ihren winkeligen, dunkeln Straßen und Gäßchen, stolzen Patricier- und niedrigen Bürgerhäusern, alten Thürmen und altmodischen Gärtchen, aber auch stille, weltentlegene Dörfer, Pfarrhäuser, Försterein und Mühlen, alle die Schauplätze, auf denen Idyllen gedeihen, wo er seiner Vorliebe für ruhiges Lebensbehagen nachgehen kann. Man denke nur an „Horacker", „Wunnigel", „Hungerpastor", „Villa Schönow", „Horn von Wanza", „Chronik der Sperlingsgasse" u. s. w. Bei alledem überwuchert die Beschreibung nie, sie ist nie um ihrer selbst willen da, nein, die Scenerie gehört mit den Menschen eng zusammen, diese sind von ihr nicht zu trennen, sie sind Producte ihrer Heimat und Umgebung. Es wäre verlockend, diesem Moment in Raabe's Dichtungen noch weiter nachzugehen, doch liegt das hier außer unserer Absicht. Wir wollen keine eingehende Würdigung des Dichters geben; es sind nur lose Gedanken, die bei dankbarer Erinnerung an die vielen schönen Stunden, die uns der Dichter geschenkt hat, sich aufdrängen. Nun hat er uns noch kurz vor Weihnachten mit einem neuen Werke beschenkt: „Gutmann's Reisen". *) Es gehört zu den wenigen Erzählungen Raabe's, die uns ausschließlich heiteres Gesicht zeigen, in denen die Nachtseiten des Lebens, die ergreifenden rührenden Menschen-

*) Gutmann's Reisen von Wilhelm Raabe. Berlin, Janke. 1891. 8. 6 M.

schicksale, durch deren Darstellung der Dichter uns so oft gepackt und erschüttert hat, vollständig fehlen. Von der vanitas, vanitatum vanitas, von schmerzlicher Resignation ist darin nicht die Rede. Die Geschichte versetzt uns in die Einheitsbestrebungen der sechziger Jahre, bekannte politische Persönlichkeiten, Bennigsen, Miquel u. a., treten darin auf. Mit Benutzung wirklicher Ereignisse fingirt der Dichter einen großen Parteitag in Coburg im Jahre 1860, schildert die Verhandlungen — für manchen Leser und manche Leserin vielleicht etwas zu breit — und symbolisirt die Verbrüderung und dauernde Vereinigung des deutschen Nordens mit dem Süden durch die Verlobung des Fräulein Clotilde Blume aus Wunsiedel mit Herrn Wilhelm Gutmann aus Norddeutschland. Es ist eine alltägliche Liebesgeschichte, wenn man sie nacherzählen will; in Raabe's meisterlicher Darstellung wirkt sie wahrhaft herzerquickend. Schon die Reise von Gutmann Vater und Sohn nach Coburg, das Zusammentreffen mit Clotilde in Immelborn sind köstlich geschildert, den Höhepunkt aber erreicht die Liebesgeschichte im siebzehnten Kapitel. Wer Wesen und Werth Raabe'scher Poesie recht klar erkennen will, der vergleiche beispielsweise diese Scene einmal mit der iambischen Liebesgeschichte in Ebers' Roman: „Eine ägyptische Königstochter". Robert Lange.

Neue Romane.

1. Schwarz-weiß-roth. Roman von Christian Benkard. Berlin, Janke. 1892. 8. 5 M.

Wenn eine Geschichte wie die des vorliegenden Romans nicht gerade tragisch angelegt ist, so schaden ihr einige kleine Caricaturen nicht viel, wie z. B. Bardong's Mutter, die den bedenklichen Haushalt ihrer jungen schönen Schwiegertochter im Hinblick auf deren interessante Umstände dadurch vor Unheil schützen will, daß sie die Ladenkasse bestiehlt und das Geld zur Abtragung einer alten Ehrenschuld benutzt. Auch der Schuster, der jede Rede mit einem „daß Gott erbarm!" schließt, sowie die Lage seiner Familie, die, schon mit acht Kindern gesegnet, noch mit Zwillingen auf die Kinderzahl von zehn erhöht wird, hat einige carikirende Züge davongetragen. Indessen sind alle diese Züge hübsch gezeichnet und sie selbst würden dem Ganzen keinen Eintrag thun. Wohl aber hat ein anderer Umstand diese Wirkung, nämlich die Vermischung der Erzählung der Haupthandlung mit Dingen, die unser Interesse wenig oder gar nicht in Anspruch nehmen, was am meisten im letzten Kapitel auffällt. Hier drängt alles zur Entscheidung und zur Lösung des Knotens. Lauthardt und Olga haben sich wieder genähert, nachdem wenige Stunden vorher der Bräutigam des Mädchens als Schuft entlarvt und verhaftet worden und Olga natürlich in Ohnmacht gefallen ist, die schnell vorübergeht. Schon diese rasche Wandlung verletzt etwas und wir können sie uns bei Olga's Charakter, wie wir ihn kennen gelernt haben, nicht recht erklären. Während ihres Spazierganges mit Lauthardt auf den noch öden Feldern von Wilhelmshafen, wo der frühere, freilich nur still von Olga geliebte Marineoffizier sein Liebesgeständniß auf den Lippen trägt, stoßen sie auf ein im Wege liegendes Riesengeschütz. Es hat den Eisenbahnwagen, auf dem es lag, zu sehr gedrückt und so die Schienen in den Damm gebohrt. Dieser Vorfall wird mit ganz überflüssiger Genauigkeit erzählt. Von ernsteren, das Leben etwas tiefer erfassenden Fragen enthält der Roman nichts; die Misstimmung des hamburger Rheders gegen Preußen, die in ihren ersten kleinen Blüten sich entwickelnde Marine und infolge dessen sein Aerger auf Lauthardt, seinen frühern Steuermann, der zu dieser Marine übergetreten ist, wirkt mehr komisch als ernsthaft und macht nicht den Eindruck des Typischen für Anschauungen, die damals in Hamburg vielleicht an der Tagesordnung gewesen sein mögen. Die Sprache, die der Dichter führt, erhebt sich nicht zu der Höhe, zu welcher wir heute auch bei leichtern Erzählungen hinaufgetragen zu werden wünschen. Bei einzelnen Stellen jedoch, den am besten gelungenen, ist seine Art zu erzählen nicht unangenehm, z. B. bei der Erzählung im zehnten Kapitel; Lauthardt's Bursche gibt der harrenden Olga eine Schilderung der ersten Heldenthaten der jungen Flotte unter der Führung seines Herrn gegen dänische Kriegsschiffe und beschreibt die Verwundung des Lieutenants — und die Scene in Bardong's Laden, Kapitel 14.

Gleichsam der Hintergrund des Romans ist der hamburger Seehandel mit den Geschäftsverhältnissen eines ehrlichen Rheders, den seine Lieferanten betrügen und ihn dadurch fast um Ehre und guten Namen gebracht hätten, wenn ihn nicht Lauthardt geschützt und gerettet hätte, was schließlich an den Tag kommt und den alten Preußenfresser bestimmt, dem Retter die Hand seiner Tochter Olga zu geben.

2. Hammer und Pflug. Eine österreichische Dorfgeschichte von B. Milàr-Gersdorff. Danzig, Hinstorff. 1891. Gr. 8. 3 M.

Friedel Werner, der Bergmann, wird später Bauer und Bewirthschafter von Feld und Wiese. Anders wird sich der Titel des Buches wol nicht erklären lassen, der mit der Hindeutung auf diese Wandlung nur Anfang und Ende der Geschichte nach ihrer Aeußerlichkeit andeutet, nicht aber die dazwischenliegenden tiefen Wandlungen im Seelenleben der Landleute bezeichnet, mit denen uns der Dichter bekannt macht. Die Liebe der Aeltern zu dem wenn auch gefallenen Kinde und die Liebe zwischen den Jugendgespielen Friedel und Rosel, des Dorfbürgermeisters lieblicher

Tochter, ruft diese Wandlungen hervor und mit ihnen den Uebergang vom Hammer des Bergmanns zum Pflug des Bauern. Freilich hat der Dichter sehr drastische Mittel angewendet, um der Liebe jenen Sieg zu erringen. Friedel's Gespielin — beide lieben sich — wird vom Dämon der Liebe zum Bergwerksdirector erfaßt. Obgleich dieser als Mädchenjäger ihr nicht unbekannt sein kann, folgt sie seiner Lockung. Er gibt ihr den Schlüssel zu seinem weit vom Hofe der Aeltern Rosel's gelegenen Pavillon. Nachts schleicht sie sich aus ihrer Kammer, läuft stundenweit durch Flur und Wald; an einer bestimmten Stelle erwartet sie der Wagen des Directors und fährt sie an Ort und Stelle. Sie öffnet den Venustempel und erwartet jenen, von dem sie weiß, daß er auf der Kirchweih des benachbarten Dorfes andere Dirnen im Tanze schwingt. In ihrem fast noch kindlichen Sinne betäubt von der Ueppigkeit der Einrichtung, der Bilder und Statuen, bemerkt sie nach kurzer Zeit Brandgeruch, kann aber die Thür nicht mehr finden; bald prasseln die Flammen. Draußen hört sie die Burschen und Männer rufen und schreien. Die Flammen züngeln schon im Gemache. Da umfassen kräftige Arme die Ohnmächtige. Friedel springt mit ihr durch das Fenster. Bewußtlos stürzten beide in den vorüberrauschenden Bach. Rosel wird heimgebracht. Friedel erblindet. Rosel wird bald Friedel's Weib, nach Jahren gewinnt er das Augenlicht wieder. Die Aeltern haben vergeben. Friedel ist glücklich im Besitze der Jugendgeliebten. Die Schmach der Entdeckung Rosel's beim Brande ist vergessen; in wesenlosem Scheine liegt sie hinter allen. Die Gewalt dämonischer Liebe wollen wir dem Dichter zugestehen, nicht aber, daß ein einfaches, kindlich reines, von einer keuschen Liebe gleichsam geheiligtes Mädchen sich in solcher Weise dem Verführer ausliefert; unbedingt hätte die Scene mit dem Myrtenkranz am Hochzeitsabend wegbleiben müssen. Nöthig ist sie gewiß nicht. Vergeben wollen auch wir gerne dem Rosel ihre Uebereilung; aber der Myrtenkranz und die Feierlichkeit, mit welcher er behandelt wird, paßt nicht in das Bild hinein. Den jungfräulichen Hauch hat der Dichter dem Mädchen doch genommen und mit jener Scene kann er ihn nicht wieder hervorzaubern.

Noch einen Punkt der Geschichte müssen wir erwähnen. Als die Cenz geboren wurde und die am Hause vorbeijubelnden Burschen nicht wußten, ob darin ein Knabe oder ein Mädchen zur Welt gekommen sei, rief einer der Burschen: „Wenn's eine Dirn' ist, wird's mei Weib". Der Pfarrer erfährt das, macht dem Burschen die Hölle heiß, daß er sein Wort einlösen müsse. Es gelingt dem Pfarrer, ihn so zu verwirren, daß er den Geist der Mutter des geborenen Mädchens sieht und deren Ruf hört: „Ich halt' dich beim Wort!" Er heirathet die Cenz als sechzehnjähriges Mädchen, die von der Aussicht, Bäuerin auf dem schönsten Hofe des Dorfes zu werden, nicht aber aus Liebe sich zum Ehebund entschließt, in welchem sie sich bald elend fühlt, wodurch es Friedel leicht wird, sie in einer schwachen Stunde zu verführen. Ihr Mann erfährt hiervon nie etwas. Er hatte um ihretwillen ein Mädchen verlassen. Das wußte der Pfarrer: der Dichter weiß für des letzteren Handlungsweise kein anderes Motiv, als den „christlichen" Wunsch, der blutarmen Cenz ein glückliches Los zu bereiten. In das reiche Geflechte der Handlung können wir hier nicht weiter eingehen. Zum Theil versöhnt es zwar den Leser mit den Härten, die wir soeben angedeutet haben, zum Theil fehlen ihm doch die zarteren Fäden, die hätten hineingewebt werden müssen, um größere realistische Wahrheit zu erzeugen, und selbst der College des Pfarrers aus dem Nachbardorf, der schroffe Gegensatz zu seinem zelotischen Amtsbruder, ersetzt diesen Mangel nur theilweise.

3. Pflicht. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, Janke. 1892. 8. 5 M.

Die Dichterin hat uns abermals ein Werk auf den großen Büchertisch gelegt, wofür wir ihr dankbar sein dürfen. Ihre elegante Erzählungsform und klare Disposition ist uns schon bekannt und wir finden beides bei dem jetzigen Roman — nur wenige Stellen ausgenommen — wieder. Pflicht! Daß die Pflichterfüllung jedes Menschen erste und höchste Aufgabe ist — das zu zeigen hat die Dichterin sich weniger vorgenommen, als die viel interessantere Frage im Gewande des Romans zu beantworten: Was ist Pflicht? Nicht alle Menschen werden an den Scheideweg gestellt, wo sie zwischen dem Entweder und Oder wählen müssen. Die Mehrzahl wandelt die breite Straße sorglos hin und fragt nicht viel danach, wo sie hinführt. Das thut Alfred; nicht viel anders handelt Frau Meta, wenn sie nach kurzem, leichtem Zweifel ohne einen ernstlichen Kampf mit sich Alfred, dem viel Jüngeren, die Hand zum Lebensbunde reicht, und vollends pflichtvergessen ist Bentin, der Fabrikbesitzer; er ist einfach ein Schuft. Aber Meta's Tochter, die sechzehnjährige Daniella, wird zwischen jenes Entweder — Oder gestellt. Ihr Herz opfert sie schließlich der Erkenntniß ihrer Pflicht. Sie hat jenen Bentin geheirathet, ohne ihn zu lieben. Bevor ihre Mutter den Dichter Alfred heirathete, war sie diesem und er ihr nicht gleichgültig, ohne daß sie von seinen Beziehungen zu ihrer Mutter eine Ahnung hatte. Sie fühlte die Schwierigkeit ihrer Lage und war ihr durch das Jawort, welches sie Bentin gab, aus dem Wege gegangen. Daß sie es ihm als ein kaum zur Jungfrau erblühtes Mädchen hinter dem Rücken ihrer Mutter gab, statt sich über ihre Lage in dem Hause auszusprechen, war wegen ihrer Gefühle für Alfred entschuldbar, aber es widerstritt ihrer Pflicht. Als sie später den etwas überspannten Professor Norbert kennen lernt, macht dieser ihr klar, daß eine ohne Liebe eingegangene Ehe eine „Unsittlichkeit" sei, denn die Frau verkaufe dem Manne Leib und Seele, während die Dame der Demi-Monde wenigstens nur ihren Leib verkaufe. Es sei also die Pflicht jeder Frau, mit Muth und festem Willen sich aus dem Zustande der Unsittlichkeit wieder zu befreien. Inzwischen hat sich die Gleichgültigkeit

für ihren Mann in Abneigung verwandelt, weil er die Fabrikarbeiter und namentlich den pflichtgetreuesten, den Portier Vogler, schlecht behandelt. Das Verhältniß zwischen ihr und Norbert steigert sich zu leidenschaftlicher gegenseitiger Liebe. Sie verlangt von ihrem Manne, daß er in die Scheidung willige, was er entschieden verweigert. Weder in ihrer Liebe zu Norbert, noch in diesem Verlangen der Scheidung wollen wir eine Pflichtverletzung erkennen. Aber sie will Norbert ihren Muth und festen Willen durch die That beweisen und willigt ein, mit ihm nach Amerika zu entfliehen. Sie bildet sich ein, ihre beiden Kinder nicht zu lieben, die des Vaters Züge tragen. Bald darauf erfährt sie nicht nur, sondern bekommt die Beweise in die Hand, daß ihr Mann durch den gemeinsten Betrug in den Besitz seines Reichthums gekommen ist. Er wäre dem Zuchthause verfallen, wenn sie jene Beweise nicht an sich genommen hätte. Nun erkennt sie ihren Irrweg. Sie hat in Norbert's Leben eingegriffen; sie steht am Scheidewege. In einem Briefe nimmt sie von dem Geliebten, der sie auf dem Bahnhofe erwartet, Abschied: ihrem Manne legt sie jene Beweise vor und verlangt von ihm die Erziehung der Kinder nach ihrem Sinne und das Recht, für das Wohl der Arbeiter zu sorgen. Das Verlangen der Scheidung wiederholt sie nicht.

Sie hält es für ihre Pflicht, den Mann, die Kinder und sich vor der Schmach einer gerichtlichen Untersuchung zu schützen. Dieses, die Furcht vor dem Skandal, ist der mächtigste Beweggrund ihrer Umkehr im letzten Augenblicke, nicht das Gefühl ihrer Pflicht als Ehefrau. So stellt uns die Dichterin vor eine unbefriedigende Lösung des Knotens, was, wie uns scheint, darin seinen Hauptgrund hat, daß der Knoten selbst nicht glücklich geschürzt ist. — Die Erkenntniß ihrer Pflicht als Ehefrau ist eigentlich nur negativ. Sie sagt sich, daß sie Norbert nicht folgen und daß sie jenen Skandal nicht über die Familie hereinbrechen lassen dürfe. So, wie der Knoten geschürzt ist, kann man auch kaum mehr von ihr verlangen. Aber man kann zweifeln, ob es nicht ihre positive Pflicht gewesen wäre, den verbrecherischen Bentin seinem Schicksale und dem Richter zu überlassen und dann die früher verlangte Scheidung durchzusetzen. Ihre Liebe zu Norbert zu tödten, kann man bei dem Charakter Bentin's nicht ihre Pflicht nennen. Bei ihrer Unschuld durfte sie den Skandal nicht fürchten, mußte ihm „mit Muth und festem Willen" entgegensehen und konnte dann ohne Pflichtverletzung dem Geliebten des Herzens folgen, der sie in Amerika dem Skandal enthob.

4. Die geprellten Verschwörer. Roman von W. E. Norris. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. Stuttgart, Engelhorn. 1891. 8. 50 Pf.

Wenn man auch nicht viel auf die sogenannte Umschlagkritik geben darf, so muß man doch zugeben, daß sie diesmal zutrifft. Der Verfasser ist beliebt; die „Geschichte" ist lustig, ein Roman ist sie nicht; sie ist eine der besten des Verfassers; die Idee ist glücklich und die Durchführung prächtig, die Uebersetzung tadellos. Bei solchen Erzählungen nimmt man es eben mit Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht so genau. Die Geschichte ist, obgleich sie von einer Verschwörung handelt, deswegen lustig, weil wir nicht an eine Verschwörung denken müssen, die Gift und Dolch zum Mittel ihrer großen Zwecke wählt, vielmehr besteht die sehr harmlose Verschwörung darin, daß jedes Mitglied des Complots — es sind ihrer drei außer dem Anstifter und Rädelsführer — sich bei seinem Ehrenworte dem anderen gegenüber verpflichtet, wenn er innerhalb Jahresfrist die Absicht hegen sollte, um die Hand einer Dame zu werben, eine Versammlung der Verschworenen einzuberufen, ihr den Plan zu unterbreiten, sie um Einziehung von Erkundigungen zu bitten und namentlich dann, wenn der Heirathsplan die Billigung der Genossen nicht finden sollte, jeden Verkehr mit der Dame, den mündlichen, wie den schriftlichen, für den Zeitraum von sechs Monaten zu unterbrechen. Ueber das Motiv zu dieser Verschwörung sprechen sich die Genossen und namentlich ihr Führer und Wortführer und Anstifter sehr drastisch aus. Man müsse von der tiefen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß ein Mann, der sich lebenslang an ein Weib binde, zehn gegen eins eine unwiderrufliche Thorheit zu bereuen haben werde. Was habe denn, wenn es sein muß, die Liebe damit zu thun? Weder an des Mannes, noch an des Weibes dauernde Liebe dürfe und könne man glauben. Im verliebten Zustande sei der Mann unzurechnungsfähig. Deshalb bedürfe man eines Schutz- und Trutzbündnisses und die Freunde hätten die Pflicht, jede Verantwortung für ihn zu übernehmen. Man kann sich leicht denken, daß aus dieser Verschwörung sehr komische Situationen entstehen. Geprellt werden die Verschwörer insofern, als der Anstifter die Damen für sich kapert, auf die es die Genossen mehr oder weniger abgesehen hatten.

Die Erzählung veranlaßt uns, noch einmal auf den vorhin besprochenen Roman „Pflicht" zurückzukommen, weil er uns für die Anschauung der geprellten Verschwörer einen Beleg zu liefern scheint. Wenn nämlich dort Norbert, den wir einen etwas überspannten Gelehrten genannt haben, es für eine Unsittlichkeit hält, daß ein Mädchen aus äußern Rücksichten einen ungeliebten Mann heirathet, und von der Frau es als Pflicht fordert, sich durch Muth und festen Willen aus diesen unsittlichen Banden wieder zu befreien, so hat er dies Daniella gegenüber zu einer Zeit gethan, wo sein Interesse für sie noch keine Liebe war. Wenn er aber, als diese Liebe leidenschaftlich entbrannt war, von ihr verlangt, daß sie, um jener Pflicht zu genügen, sich von ihm entführen lasse, so verlangt er von ihr eine Handlung, die jeder vernünftige Mensch eine Unsittlichkeit nennt; denn es ist die Befreiung aus unsittlichen Banden durch Knüpfung anderer nicht minder, ja noch mehr unsittlicher. Norbert kann also in seinem verliebten Zustande unmöglich zurechnungsfähig gewesen sein.

5. Verschiedene Geschichten von Kunigunde Anfion-Hasatty. Wien, Huber u. Lahme. 1891. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wer sich gern zerstreuen und nach anstregender Berufsarbeit durch Lektüre erholen will, greift viel lieber zu solchen Erzählungen und zu Novellen, als zum breit angelegten Roman. So wird er auch gern das vorliegende Buch zur Hand nehmen und sich durch die Erzählungen befriedigt fühlen, besonders durch die vierte „Ein Wienerwald-Bauer". Außer diesen sind es noch sieben: „Der Burg Haizing Ende", „Vivat", „Zwei Büßer", „Apollonia", „Die Geschichte einer Irren", „Eine Sühne", „Aus bewegter Zeit". Die letztere Erzählung und diejenige vom Wienerwalder Bauer geben einen Einblick in die weit auseinander liegenden Gebiete der Geschichte und des Lebens, denen sie entnommen sind. Die „bewegte Zeit" ist das fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt, die Zeit der Hunnen und Vandalen in Rom. „Der Wienerwald-Bauer" gehört unsern Tagen an und dem Verhältnisse des echt bäuerlichen Grundbesitzes als gesuchter Ausbeute städtischer Industrie: dort phantastische Frömmigkeit und Opferwilligkeit der ersten Christen; hier die einfache tiefe Gutherzigkeit der Bauern und ihre Schlauheit bei der Abwehr jener Industrie von ihren Feldern, Wäldern und Wiesen. Ob die Verfasserin mit Glück versucht hat, in ihrer Erzählungsform dort durch eine gesuchte Wortstellung wie: „doch schnell ließ ihrer ernsten Augen seltsam Prüfen wieder mich verstummen", den Ernst der Zeit und der Lage hier durch den oft schwer verständlichen Dialekt, wie: „Für hiatzt derweil b'hüt Eng Gott!" oder „Bauar, warum wollt's Aes mir heut g'rad alles Schlachte zumuathen" u. dgl., den Charakter des Volks und der Zeit zu kennzeichnen — mag dahingestellt bleiben. Adolf Fleischmann.

Lyrische Dichtungen.

1. Bergblumen. Gedichte von Franz Ehegasser. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 12. 4 M.
2. Gedichte von Haus M. Grüninger. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 12. 1 M. 80 Pf.
3. Vater Unser. Ein Cyklus von Gedichten von A. Jüngst. Paderborn, F. Schöningh. 1892. 8. 1 M.
4. Funken und Flammen. Gedichte von Max Zerbst. Jena, Manke. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Das Lied vom deutschen Wort von Albert Zipper. (Allgemeine Büchersammlung lebender Schriftsteller. 14. Band.) Leipzig, G. Körner. 16. 50 Pf.
6. Mein Heim in Liedern. Dichtungen von H. Unbescheid. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 1891. 12. 3 M.

Es ist ein ziemlich umfangreicher und schön ausgestatteter Band Gedichte, mit dem Franz Ehegasser unter dem Titel „Bergblumen" (Nr. 1) an die Oeffentlichkeit tritt. Eine gewisse Kunst gehört zunächst dazu, einen Band von über 400 Seiten Gedichte zu schreiben, die sich lediglich auf Erscheinungen in der Natur beziehen: Frühling, Sommer, Herbst und Winter in all ihren Abwechselungen, mit Blumen und Vögelein und allem, was auf der Erde, in der Luft und im Wasser lebt und webt. Die Unterabtheilungen der „Bergblumen" bilden die Abschnitte: „Anemonen", „Heidekraut", „Alpenrosen", „Enzian", „Soldanellen", „Edelweiß" und „Immergrün"; indeß will uns scheinen, als ob diese Gruppen mehr oder weniger willkürlich zusammengestellt seien, wenigstens läßt sich kein scharfer Unterschied im Wesen der einzelnen Gedichte erkennen. Franz Ehegasser ist ein poetisch veranlagter Mann und ein begeisterter Freund der Natur; er schwelgt in ihrem Genuß, und in der freien Gotteswelt wird ihm das Herz so voll, daß er unwillkürlich zu singen anfängt. Er singt wie die Lerche so frisch und fröhlich und frei, nur nicht so rein im Ton. Und die falschen Töne geniren ihn nicht; aber den Leser geniren sie, und bei allem Guten, was wir über das Buch sagen möchten, müssen wir doch auch Beispiele anführen von Fahrlässigkeit im sprachlichen Ausdruck, unpoetischer Form und falschen Bildern. Eine ganze Mustersammlung von dilettantischen Wendungen finden wir allein in dem Gedicht: „Gestörte Ruhe". Es beginnt mit dem etwas dunkeln Vergleich, daß der Wald so stille liegt,

. . . . . als ob ein Traum ihn letze,
Als ob er Schlaf dem Glanz entfang' —

dann heißt es, daß

Der Vöglein süße Kehle stocket,
Wie reichlich sonst der Sang gerauscht —

und wenn weiter

. . . . . die langen Farne
So stille wie die Kerzen stehn —

so sind das alles Dinge, die sich ein gewöhnlicher Sterblicher nur sehr schwer vorstellen kann. Daß ferner „die Wipfel das Haupt zum Haupt gen einander neigen", mag gehen, daß sie aber auch „die Brust zur Brust" neigen, das muß doch wol ein Misverständniß sein; auch ist nicht ganz klar, wie

Die stillen Vögelein selbander
Ermuntern sich zur Sangeslust.

Wenn der Verfasser das Gedicht auf Seite 34 „Bild der Trauer" nennt, so darf man wol mit Recht diesen Titel zunächst auf die poetische Form des Gedichtes beziehen, von dem wir nur die zweite der drei Strophen hier mittheilen wollen:

Als wäre alles Grüne
Am weißen Schnee verrußt,
So liegt des Waldes Brünne
Heut' um der Berge Brust.

Dunkler ist nie einer Rede Sinn gewesen. Wenn man solche und hunderte ähnlicher Verse liest, dann begreift

man auch, wie der Verfasser Platen aburtheilt. Es wäre aber vielleicht doch nicht ganz zwecklos, wenn Ehegasser sich etwas eingehender befaßte mit der

Mustersammlung formenfeiner
Versekunst in Hochvollendung,
Deutscher Sprache classisch reiner
Satzgebilde neu' Verwendung! —

wie er Platen's Gedichte nennt; außerdem bezeichnet er sie als kunstreiche Gefäße ohne Inhalt. Jeder halbwegs gebildete Mensch wird aber, wenn er die Wahl hat zwischen kunstreichen leeren und kunstlosen leeren Gefäßen, die kunstreichen immer noch vorziehen. Im übrigen sei nochmals zugegeben, daß das Buch auch hübsche Stimmungsbilder und Lieder enthält, die man aber leider nur mühsam aus der Menge herausfindet.

Eine gewisse geistige Verwandtschaft mit diesem Buche haben die „Gedichte" von Hans M. Grüninger (Nr. 2). Auch dieses, allerdings dem vorigen an Umfang bedeutend nachstehende Buch enthält manches ganz hübsche Gedicht, aber es stören auch hier allzu oft Einzelheiten im Ausdruck. Inhaltlich nichtssagend sind Gedichte wie „Das Jagdhorn" mit dem Schlusse:

In diesen Sommertagen,
Im Walde wirr verzweigt,
Kannst du mir, Rehlein, sagen.
Was nun das Jagdhorn schweigt?

Ganz abgesehen davon, daß das Rehlein wahrscheinlich die Antwort schuldig geblieben ist, weiß man auch nicht, was im Walde „wirr verzweigt" ist; ferner muß es wol heißen, warum das Jagdhorn schweigt. Des Reims wegen finden wir auch Verse wie:

Ich darf dir endlich sagen,
Wie theuer bist du mir —

statt: wie theuer du mir bist, oder: aus meinen Thränen sprießten, statt sprossen. Ebenso ist es durchaus unkünstlerisch, wenn er schreibt:

Die du zertrittst, die Schlange,
Mit deinem bloßen Fuß.

Gerade Fehler wie die genannten sind jedem Kenner der Dichtkunst untrügliche Anzeichen von Dilettantismus. Daß Grüninger uns auch nicht immer durch Originalität der Gedanken entschädigt, beweisen Gedichte, wie „Treue"; es beginnt:

Nichts Schöneres kann es geben
Als wenn zwei Freunde gut,
In Treue hin sich geben
Leib, Leben, Hab und Gut.

Das Gedicht „Köln" ist eine Variation des „Alt-Heidelberg":

Du alte und du reiche,
Du heiliges Köln am Rhein,
Die schönste Stadt im Reiche,
Dir keine ich vergleiche,
Die edler möchte sein.

Die Dichtungsart der „Glosse" kommt bei Grüninger mehrfach vor, aber in falscher Form. Grüninger und auch andere moderne Lyriker machen sich die Sache leicht, indem sie Strophen von acht Versen, deren letzter Vers jedesmal ein Vers des Themas ist, bilden. Damit sind aber die Anforderungen der Glosse nicht erfüllt, denn diese verlangt, daß die einzelnen Strophen Decimen bilden. Die kleinen Lieder Grüninger's dürften Componisten dankbares Material liefern.

Wir kommen noch zu einem andern Werke desselben Verlags, einem in altem Stile sehr elegant ausgestatteten Cyklus von Gedichten von A. Jüngst, betitelt: „Vater Unser" (Nr. 3). Es sind außer dem „Eingang" zehn Gedichte, deren Ueberschriften zusammengestellt das Vaterunser ausmachen; das Ganze ist also eine Art freier Glossirung des Gebetes. Der „Eingang" ist wenig versprechend; der Verfasser sagt:

Ach mein Herz ist dürr und öde,
Fast erlahmt der Seele Schwinge,
Und mein Auge viel zu blöde,
Nur zu schaun solch hehre Dinge,
Meine Lippe voll von Sünden
Darf dein heilig Wort nicht künden.

Aber diese geringe Meinung, die der Dichter von sich hat, hindert ihn nicht, das Werk zu beginnen. Zum Glück stellt sich heraus, daß sein Herz doch nicht so ganz dürr ist, wie er in allzu großer Bescheidenheit meinte, und daß wir einige ganz lesbare Gedichte bekommen, die religiösen Gemüthern sehr wohl gefallen können. Mit einigen äußern Dingen nimmt es Jüngst ebenfalls nicht allzu genau, so reimt er Würde — Zierde; Rinde — Sünde, bildet das Wort: „barmherzlich" und gebraucht die in der Poesie nur unter gewissen Umständen zulässige, sonst recht prosaische Wendung:

Und gar bittre Thränen kleben
An der Arbeit schwerer Last.

Der sonst recht hübsche zweite Gesang: „Der du bist in dem Himmel" wird verunziert durch Verse wie:

Die Wellen tönten nur leise,
Sie hoben am Ufer sich kaum,
Gleich schlummernden Kindesbusen
In glücklicher Unschuld Traum.

Das ist wol etwas zu schwungvoll, während die folgenden Verse an den nüchternen Zeitungsstil erinnern:

Und sämmtliche Strahlen fließen
In Schwingungen licht und klar
Zurück zu dem einen Punkte,
Von wannen ihr Ausgang war.
Wo unermessen die Glorie
Des Dreimalheiligen schwebt
Und sich in blendendem Glanze
Der Thron des Lammes erhebt.

Am besten sind die Gesänge „Geheiligt werde dein Name" und „Führe uns nicht in Versuchung"; in ihnen erhebt sich Gefühl, Stimmung und Sprache.

Einige leidlich gelungene oder doch von poetischem Talent zeugende Gedichte sind auch in der Sammlung „Fun-

ken und Flammen" von Max Zerbst (Nr. 4) enthalten. Zerbst schlägt zuweilen einen glücklichen Liederton an, und gegen Gedichte wie „An die Nacht" und „In der Sommernacht" läßt sich nicht viel einwenden. Auch das „Redivivus" betitelte ist, wenn auch im Gedanken nicht absonderlich groß, doch immerhin recht nett:

Tausende schimmernde Quellen
Weckte des Frühlings Hauch.
Blüten, die duftigen hellen,
Schwellen an Busch und Strauch.

Tausend versunkene Lieder
Tauchen wieder empor,
Da sich in deinem Auge
Meine Seele verlor!

Der größte Theil des Buches geht kaum über das Mittelmäßige hinaus. Der Verfasser ist weder zu einer klaren Weltanschauung gelangt, noch zu einer bestimmten Entwickelung des Charakters; es geht der Wirrwarr schwankender Jugendempfindungen darin um. Einmal klagt er:

Im ausgetrockneten Flußbett schreit ich bergan —
Wildes Geröll und Gestrüpp — keine Blume, kein Baum! —
Alles todt und öde, wie der ganze Traum! — —
Erschöpft und müde halt' ich an; —
Laut klopft mein Herz. — —

Kämst du doch plötzlich herabgerauscht,
Fluß!
In rasender Schnelle,
Donnernd, brausend
Und begrübst mich in deinem wirbelnden Wogenschwalle,
Mich und die wüsten Gedanken alle —
Und den großen Schmerz! — —

Das ist der berühmte „große Schmerz", der bei Zerbst ebenso unecht ist, wie bei zahllosen andern Dichtern und Dichterchen. Gerade bei Zerbst ist sonst eigentlich recht wenig von dem großen Schmerz zu bemerken, denn sonst würde er nicht Lieder singen wie das folgende:

Komm', Mädel, in meinen Arm!
Da liegst du warm!
Komm', Mädel, an meinen Mund!
Küsse die lechzenden Lippen mir wund!
Flieg', Mädel, an meine Brust! —
Es lebe die Liebe!
Es lebe die rauschende, schäumende, stürzende Lust!

Das läßt beim besten Willen nicht auf ein von Pessimismus befallenes Dichtergemüth schließen. Wenig glücklich sind Gedichte, wie das von dem „lenzäugigen Kind" Marie und dem „Mordskerl", dem Offizier bei den blauen Husaren mit seinem langweiligen Trara trarie, das ganz unverständlich wäre, wenn es sich nicht glücklicherweise so schön auf Marie reimte. Ebenso wenig wird man sich mit der „falschen Rosa" befreunden können, die „ich glaube Karoline heißt". Einige male verwechselt Zerbst Indicativ und Conjunctiv, z. B.: „Mein Kind, du nennst dich nach der Rose, ahnst du, was deren Schönheit sei?" statt ist, und ferner: „Trägst eine stolze Würdemiene, als ob dir Fürstenrang gebührt;" es muß heißen: gebühre.

Albert Zipper's „Lied vom deutschen Wort" (Nr. 5), läßt sich kurz als eine poetische Kritik der deutschen Literaturgeschichte bis zu Goethe und Schiller bezeichnen. Das Werkchen bildet das vierzehnte Heft der „Allgemeinen Bücherssammlung lebender Schriftsteller". Zipper löste seine Aufgabe im allgemeinen nicht ohne Geschick. Er beginnt sein Lied mit dem Anfange unserer Geschichte:

In dem schönen warmen Osten,
In dem Paradies, zu Füßen
Eisumstarrte Berggiganten,
Stand mit andrer Brudervölker
Theurer Söhne einer Mutter,
Stand auch deiner lieben Ahnen
Wiege, braver deutscher Mann.

Von dort wandern wir mit ihm nach Westen zu, bis wir schließlich „die theuere Heimat gefunden haben". Nachdem wir das Leben der alten Deutschen kennen gelernt, die „am Abend, wenn beim Biere auf der Bärenhaut sie ruhten", von den Abenteuern Reginhard's und Isengrimm's sprachen, folgen wir der Geschichte bis zu dem Kampf,

Den ein trotz'ger Gothe kämpfte,
Bis er die Trophäe hatte:
Seine Bibel u. s. w.

Weiterhin schildert Albert Zipper die Anfänge der deutschen Dichtung, dann den Minnegesang, der „das deutsche Wort neu zu Ehren brachte", besingt Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von der Aue.

Deutsches Wort, noch anders hin
Führst du mich, nicht nur zu Hofe
Unter edle Ritterfrauen,
Unter ahnenreiche Grafen;
Anderswo ertönt dein starker,
Mächtig stolzer, herzlich warmer,
Seelenfesselnd theurer Klang.

Ein junger Spielmann ist's, dem wir lauschen und von dem wir hören,

Wie Herr Siegfried Frau Krimhilden,
Die er schon so lang im Herzen
Still gewinnt, zum allerersten
Male hat begrüßen dürfen.

Der Spielmann führt den Verfasser auf den Volksgesang, den Goldschrein,

Drin die eigensten, die werthsten,
Die geliebtesten der Schätze
Niederlegt der Lebensgeist
Eines ganzen, großen Volkes —

und wir lesen mit Freuden, was Zipper vom Volksgesang noch weiter sagt. Wir betreten die „ewigtreue Wartburg", wo „Leier gegen Leier Harnisch trug", und lernen demnächst den Rathhaussaal kennen, in dem er sitzt „der gestrengen, der tabulaturvergessnen Merkervierzahl würd'ger Meister", und die „Davidskette, weithin schimmernd mit der güldnen Münze". Wir machen die Bekanntschaft des biedern Meisters Hans Sachs, dann lauschen wir der frommen wittenberger Nachtigall, lernen den Pater Murner

und den „sinnigen Schalk Johannes" kennen. Darauf sehen wir Germania im Elend des Dreißigjährigen Kriegs:

Streicht mit Simplicissimus
Durch die leergebrannten Oeden,
Schaut mit dem von Sittewald
Die erschütternden Gesichte — —
Und verlangt dann, daß aus jenem
Chaos niegeahnten Elends
Ein poetisch Blümlein dufte.

Die arme Dichtkunst mußte „Alamode Gnad und Huld höchster Serenissimorum tiefgehorsamst obödierend sich ertanzen", denn „der Volksgeist war im Sturm des Unheils lendenlahm geworden". Unterhaltend schildert Zipper ferner „den seines Amts würdig waltenden Meister Opitz", den „unseligen Gottsched" und führt uns weiter nach den Sachsengauen, wo, wie einst der Heliand, jetzt der Messias gesungen wurde, dann in die Schlacht bei Roßbach, zu Lessing und zu Papa Wieland. Ein Wort über die deutsche Prosa hören wir noch und sind dann bald am Ziele: bei Schiller und Goethe. Schwungvoll schließt das Gedicht mit den Versen:

. . . Was er selbst
Sich so schwer, so schwer erstritten,
Wahren will's und wird's der Deutsche,
Heben will er's, wird es fordern,
Das gewalt'ge Deutsche Reich,
Und das Herz des Deutschen Reiches,
Das geliebte deutsche Wort!
Aus dem Leben wächst das Wort,
Aus dem Worte wächst das Leben.

Ein im ganzen hübsches Buch bilden die Dichtungen von Hermann Unbescheid, die unter dem Titel „Mein Heim in Liedern" (Nr. 6) erschienen sind. Wie schon der Titel sagt, schildert der Verfasser das häusliche, eheliche Leben in Gedichten, und es ist ihm auch manches hübsche Stimmungslied gelungen, das für andere weniger vollendete entschädigen muß. Es ist ziemlich klar, daß ein Buch, das wol annähernd 150 Gedichte umfaßt, die in der Hauptsache alle dasselbe Thema behandeln, manchen Gedanken doppelt bringt, und daß darin auch manches Gezwungene und nur mittelbar Empfundene unterläuft. Mit Geist und Gedanken allein macht man noch kein gutes Gedicht, sonst könnten alle geistreichen Männer Dichter sein; wir wissen aber ganz genau, daß dem nicht so ist. Wir können uns bei der Lektüre des Unbescheid'schen Buchs, namentlich in den Abtheilungen „Mann und Weib" und „Bube und Mädchen" oft des Gefühls nicht erwehren, daß die meisten Gedichte mit ganz besonderer Absicht, zu einem bestimmten Zwecke geschrieben sind. Das berührt uns kalt. Das Lied kommt Unbescheid nicht „wie in den Lüften der Sturmwind saust, man weiß nicht, von wannen er kommt und braust, wie der Quell aus verborgenen Tiefen": er schreibt es zielbewußt und überlegend. Als Beispiel mögen folgende zwei Gedichte dienen:

Wenn endlich nach des Tages Schwüle
Der heitre Abend niedersinkt,
Wenn nach dem rauschenden Gewühle
Mir Einsamkeit und Frieden winkt,
Wenn nah an meines Hauses Schwelle
Willkommen ruft ein sanfter Mund —
Wie ruhig wird des Lebens Welle,
O Herz, wie schlägst du froh, gesund!

Und tret' ich in das kleine Zimmer,
Blick' in ihr Auge voll und klar,
Wie wird doch bei der Lampe Schimmer
Mein Glück mir täglich offenbar!
Wenn draußen war der Muth geschwunden,
Weil ich vergebens nur geschafft,
Wie schnell hat neu sich hier gefunden
Zu frischer That die alte Kraft.

Ferner sei das Gedicht auf Seite 15 angeführt — Ueberschriften sind bei keinem Gedicht im Buche gemacht:

Wenn ich mein Tagewerk vollbracht
Und sie mir wünscht noch gute Nacht,
Da wird oft feucht das Auge mein:
Ich denk': es könnt' einst anders sein.

Wenn eins von hinnen scheiden muß,
Dann war dies ja der letzte Kuß,
Wenn früh das andre dann erwacht,
Dann bleibt es ewig, ewig Nacht.

Drum ehe sie von mir will gehn,
Sag' ich noch leis: „Auf Wiedersehn!"
Und ist's nicht hier — wie's Gott gefällt,
Auf Wiedersehn in jener Welt!

Diese beiden Gedichte sind typisch für die Muse Unbescheid's. Sie zeigen uns einen Mann von ehrlicher Gesinnung, sittlich hohen Grundsätzen, Religiosität, treuer Liebe und Hingebung. Er schildert das Familienleben in den glänzendsten Farben als das höchste Glück, aber, wie gesagt, es fehlt doch jenes gewisse Etwas an seinen Gedichten, um sie auf die höhere Stufe des Künstlerischen zu erheben. Durchschnittlich besser sind die „Dorflieder", denen man viel mehr Unmittelbarkeit der Empfindung anmerkt.

Ernst Roeder.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Sibirien. Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Dritter (Schluß-)Band. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, Cronbach. 1892. 8. 3 M.

Mit diesem Bande ist das ebenso anziehende wie hochverdienstvolle und von großem literarischen Erfolge begleitete Werk des durch die ganze Welt bekannt gewordenen Amerikaners über das russische Deportationswesen, besonders über die administrative Verbannung, beendet. Der vorliegende Band schließt es eigentlich gerade ab: er erzählt die Rückreise Kennan's von Irkutsk nach St.-

Petersburg und den auf derselben von Krassnojarsk aus unternommenen Abstecher nach Minnsinsk, ohne in diesen Abschnitten vom Frühern wesentlich Verschiedenes zu bieten. Hinzugefügt ist ein Bericht über das im Herbst 1889 in Jakutsk von der Gefängnißverwaltung unter den Verbannten angeblich angerichtete Blutbad und die Kritik Kennan's über die von der Regierung gegebene Darstellung des Vorfalls. Sehr interessant, wenn auch ohne Beziehung zum Thema des Werks, ist die Schilderung des Besuchs der Amerikaner beim Großlama der buddhistischen Burjaten und Tungusen Transbaikaliens am Gussinojesee unweit Sselenginsk, dem Tschambó-Lamá. Daß dieser geistliche Würdenträger, oder seine Vorgänger, den letzten Besuch eines Europäers durch Erman im Jahre 1828 erhalten hätte, dem nun erst nach 60 Jahren Kennan gefolgt wäre, möchte ich doch dahingestellt sein lassen. Das geistliche Oberhaupt der Bevölkerung Transbaikaliens ist für die russische Regierung eine viel zu wichtige Persönlichkeit, als daß sie nicht wiederholt einen ihrer gebildeten Beamten an den Gussinojesee abgeordnet haben sollte.

Das kurze Kapitel „Russische Censur" ist ganz richtig, aber zu dürftig ausgefallen und hätte seine Stelle im „Anhang" erhalten sollen, der nach Inhalt und auch nach Raumumfang weitaus die Bedeutung dieses Bandes ausmacht. In fünf Kapiteln: „Gefängnißleben der russischen Revolutionäre", „Russische Provinzialgefängnisse", „Ein russisches politisches Gefängniß", „Russische Staatsgefangene", „Das russische Strafgesetzbuch", sucht Kennan die Antwort auf die Frage zu geben:

Wie ist die genaue Beschaffenheit der Uebel, welche besonders unter der russischen Jugend Kundgebungen so leidenschaftlichen, wilden Hasses gegen den Zaren hervorrufen und zu so beharrlichen und verzweifelten Versuchen führen, ihm das Leben zu nehmen?

Hierher hätte denn auch eine eingehendere Behandlung russischer Censurverhältnisse gepaßt. Was der Verfasser mittheilt, ist richtig oder hat, wo sich keine Controle üben läßt, wie bei dem Leben der politischen Untersuchungsgefangenen in den Kasematten der Peterpaulsfestung, die Wahrscheinlichkeit richtiger Darstellung für sich; denn da gibt sich nichts als übertrieben und aufgebauscht. Es waltet in den Erzählungen ein durchaus gemäßigter Ton und auf keiner Seite werden die Erscheinungen auf teuflische Gesinnung zurückgeführt, sondern aus den Lebensbedingungen und den aus ihnen erwachsenen Anschauungen der Personen zu erklären versucht. Daß der Verfasser dahin neigt, das aus politischen Beweggründen hervorgegangene gemeine oder gar scheußliche Verbrechen zu wenig als solches zu würdigen, haben wir schon früher beklagt und finden auch in diesem Bande erneuten Anlaß dazu. Bei solchem Verhalten droht schließlich der sittliche Standpunkt verloren zu gehen.

Anmerkungen zu den Einzelheiten zu machen, führte hier viel zu weit. Wir können nur zur Kenntnißnahme des Buchs dringend auffordern. An der Uebersetzung ist, wie früher, oft die verdorbene Wiedergabe russischer Namen und die fortwährende sinnlose Bezeichnung „Proceß der Königsmörder" statt Kaisermörder" zu rügen.

2. Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargestellt von Joseph Ritter von Lehnert, Johann Holeczek, Karl Zehden, Theodor Cicalek, Ernst Becher, Rudolf Pajér, Adolf Schwarz, Robert Müller, Friedrich Ritter Müller von Elblein, Eduard Edler von Friedenfels, Alfred Freiherr von Koudelka, unter Redaction von Alexander Dorn. Zweiter Band: Häfen außerhalb Europas und des Mittelmeerbeckens. Mit 75 Illustrationen und 79 Plänen. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag (A. Dorn). 1892. Lex.-8. 16 M.

Dieses große Lieferungswerk, dessen ersten Band wir in Nr. 8 d. Bl. f. 1891 besprachen, ist nach zweijähriger Erscheinungsdauer vollendet. Der zweite Band mit den in ihm behandelten 130 Häfen der atlantischen Küste Amerikas, des Großen und Indischen Oceans, der atlantischen Küste von Afrika und der australischen Gewässer wurde noch vor dem Jahresschlusse ausgegeben. Verlag und Redaction, hier in Einer Person, haben das Ihrige gethan, das Zusammenwirken hervorragender Fachmänner auf den zur Darstellung gelangten Gebieten zu ermöglichen und die einheitliche Gestaltung des gediegenen Ganzen doch dabei zu erzielen.

Der zweite Band hat manche durch seinen Inhalt, die überoceanischen Häfen, bedingte Eigenthümlichkeiten, die ihm sehr zum Vortheil vor dem ersten Bande gedeihen. Wenn man von den reichen handelsstatistischen Angaben, die bei jedem Hafen willkommen sind, absieht, und ebenso von der sachgemäßen Besprechung der Handelslage dieses oder jenes besonders hervorragenden oder den einzelnen Leser gerade vorzüglich interessirenden Ortes, so muß man wol sagen, daß der transoceanische Band mehr Theilnahme zu erregen sich eignet, weil er Fremderes bringt, das gemeiniglich ruhiger auf den Leser wirken wird, da dieser weniger in der Lage ist, an das Gebotene kritisch heranzutreten. Nicht nur die Einführung in die einzelnen großen Gewässer, in die verschiedenen Hafengruppen, sondern auch die Beschreibungen jedes einzelnen Hafenplatzes gestaltet sich so viel sachlicher, kerniger, inhaltreicher, als der Verfasser die Empfindung gehabt hat, auch wirklich Neues, Werthvolles und der Berücksichtigung durchaus zu Empfehlendes zu bieten, ohne, wie es im ersten Bande vielleicht mehrfach vorgekommen sein mag, durch das Bewußtsein gedrückt zu werden, daß ein gut Theil vom Gesagten doch nur der Vollständigkeit wegen seinen Platz hier erhalte und eine wirkliche Charakteristik des so sehr viel Bekannteren und unter sich Gleichartigeren in der immerhin gebotenen Kürze ein schweres Stück Arbeit sei.

Jenseit des Oceans ist nun alles anziehend; es liegt uns in der Regel doch sehr viel ferner, als das alte Europa und die Mittelmeerküsten. Gleich die Städtebilder, die Stadt- und Hafenpläne fesseln mehr durch den Reiz der Neuheit und ebenso das, was über die Städte

gesagt wird. Weiter: der Suezkanal ist nun durch fünfundzwanzig Jahre hinreichend behandelt worden; es läßt sich kaum mehr eine neue Bemerkung über ihn machen. Wie anders wirkt die vortreffliche Studie über den Panamakanal auf den 18 ihm gewidmeten Seiten! Nach jeder Richtung hin bietet das Buch lehrreiche Unterhaltung und Anregung. Es stellt gleichsam einen Auszug unter gleichem Gesichtspunkte gemachter Beobachtungen eines Weltreisenden dar, wie es in Wirklichkeit doch schwerlich einen geben mag. Unser geographisches und besonders unser handelsgeographisches Wissen erhält durch das treffliche Werk eine erhebliche und leicht zu gewinnende Bereicherung.

3. Colonialles Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Vierter Jahrgang. Das Jahr 1891. Mit zehn Pflanzenbildern und zwei Karten im Text. Berlin, Heymann. 1892. Gr. 8. 6 M.

Durch die sorgfältige Ueberschau über alle colonialen Fragen und Ereignisse des Vorjahres wie durch seine belehrenden Aufsätze empfiehlt sich auch dieser jüngste Band des Jahrbuchs allen denen, die die colonialen Interessen Deutschlands zu seinen Lebensinteressen zählen, auf das beste. Kein Geringerer als Hermann von Wißmann macht den Anfang mit einem Artikel „Afrikanische Diplomatie", der nicht etwa von der Diplomatie der afrikanischen Völker, sondern von der ihnen gegenüber zu beobachtenden Diplomatie handelt. Nach seinen Grundsätzen und Erfahrungen sei Gewalt stets nur als unabwendbares letztes Mittel anzusehen, das andererseits, wo der Nothfall vorliege, rücksichtslos ausgenutzt werden müsse. Die letzte militärische Kilimandjaro-Expedition des Verfassers bietet ihm die neuesten Belege zur Begründung seines Mahnworts. Professor von Stengel in Würzburg stellt, unseres Erachtens im „Colonialen Jahrbuch" zu knapp, die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete dar. Außerhalb der schon recht umfangreich gewordenen juristischen Literatur des deutschen Colonialrechts haben auch die „Allgemeine Zeitung" und „Unsere Zeit" im vergangenen Jahre eingehende Abhandlungen über dieses Thema gebracht. Dem regelmäßigen Bericht über die evangelische Missionsthätigkeit von Pastor E. Wallroth folgt diesmal auch einer über die katholischen Missionen vom Mitglied des Colonialraths, Karl Hespers in Köln. Von erfahrenen Sachkennern werden dann die hauptsächlichsten Cultur- und Nutzpflanzen der deutschen Colonien gegeben. Die Uebersicht beschränkt sich darauf, ohne systematische Gruppirung die wichtigsten Nutzpflanzen und die Erzeugnisse selbst mit kurzen Worten in einem Gesammtbilde vorzuführen. Die durch Abbildungen unterstützten Beschreibungen der angeführten Pflanzen und der Cultur- und Wachsthumsbedingungen werden auch manchem Pflanzer willkommen sein. Ueber die Nutzpflanzen in Kaiser Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel berichtet Dr. R. Hindorf, über die im Togogebiet Hermann Rackow, in Deutsch-Ostafrika C. Böckner, welche in unseren Colonien ihre Erfahrung gesammelt haben. Das Kapitel „Die Colonialpolitik im Reichstage" begrüßen wir in der Reichhaltigkeit der objectiven Wiedergabe der Reden gern: sowenig erfreulich ihr Inhalt ist, so willkommen ist es, all das hierher Gehörige bequem beieinander zu haben. Im Abschnitt „Die Colonialpolitik und der Colonialrath" ist weitaus das Wichtigste die durch einen Beschluß des letzteren der Förderung der Baumwollencultur gegebene Anregung und die vom Herausgeber hinzugefügte Erläuterung über die Nothwendigkeit, für den Bedarf Deutschlands an diesem Artikel bei zeiten Sorge zu tragen und sich von der wirthschaftlichen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten hierin zu befreien. — Die Berichte über die einzelnen Colonialgebiete bringen viel Interessantes: aus Kamerun über die Forschungsreisen Zintgraff's und Morgen's; aus dem Togoland über das Volk der Eweer; aus Südwest-Afrika, daß die Regierung leider nach wie vor außerordentlich wenig thut, und das Ansehen Deutschlands dort tief gesunken ist. Die deutsch-ostafrikanischen Ereignisse unter der Civilverwaltung sind uns durch die vielen Mittheilungen der Tagespresse nur zu sehr in immer wieder aufgefrischter Erinnerung. Besondern Hinweises bedürfen die vergleichenden Angaben über Einfuhr und Ausfuhr des letzten Jahres mit dem Vorjahre: Ein- und Ausfuhr hat sich mehr als verdoppelt; ferner die klimatologischen Bemerkungen Dr. Karl Dove's und endlich die Erörterung über intensive und extensive Colonialpolitik, für deren Vereinigung der Herausgeber sehr richtig eintritt. Aus Kaiser Wilhelms-Land ist die Verlegung der Hauptverwaltung von Finschhafen nach Stephansort an der Astrolabebai und die Gründung der Astrolabe-Compagnie zu erwähnen. Mit sachlichen Nachträgen und einer kritischen Literaturschau schließt der vierte Jahrgang des trefflichen Unternehmens.

Friedrich Bienemann.

Militärschriften.

1. Die europäischen Heere der Gegenwart. Von Hermann Vogt. (Fortgesetzt von Hans von Trützschler.) Illustrationen von Richard Knötel. Heft 36 bis 39. Ergänzungsheft 1890 von Hans von Trützschler. Rathenow, Babenzien. 1891. Gr. 8. 2 M.

Das gerade in neuester Zeit besonders lebhaft bethätigte Bestreben, die Heere in Organisation, Ausbildung und Bewaffnung so vollkommen wie möglich zu gestalten und die Flotten ständig zu verstärken und zu verbessern, macht eine periodische Uebersicht über das von den einzelnen Staaten hierin Geleistete geradezu nothwendig. Die Zeitungsmittheilungen, so willkommen sie im Augenblick ihres

Erscheinens auch sein mögen, geben der Natur der Sache nach nur selten einen Vergleich mit dem anderwärts Bestehenden oder Eingeführten, und nur durch diesen ist ein zutreffendes Urtheil möglich.

So kommt denn auch das neueste „Ergänzungsheft" einem Bedürfnisse entgegen, das sich nicht nur beim Militär, sondern eigentlich bei jedem Zeitungsleser fühlbar macht. Es wird daher auch an dieser Stelle aus dem trotz Knappheit der Form verhältnißmäßig reichen Inhalt des Heftes einiges wiederzugeben sein.

Die Frage der Gewehrbewaffnung ist fast überall zu Gunsten möglichst kleiner Kaliber entschieden worden. Die Schießresultate speciell des deutschen neuen Gewehres sind geradezu unheimlich günstig: wurden doch unter anderm auf 100 Meter Entfernung 8 Millimeter starke Eisenplatten und 30 Centimeter starkes Eichenholz durchschossen, ebenso 60 Centimeter starkes Tannenholz; zur Breschirung einer 48 Centimeter starken Ziegelmauer genügten 9 Salven, die von nur 25 Schützen auf 200 Meter Entfernung abgegeben wurden u. s. w. — Die deutsche Feldartillerie hat nun auch ihrerseits das rauchschwache Pulver in Gebrauch genommen und gleichzeitig das lange erstrebte Ziel, die Einführung eines Einheitsgeschützes, erreicht.

Aus den Mittheilungen über Frankreich, das übrigens ebenfalls rauchschwaches Pulver für seine Feldartillerie verwendet, wird vornehmlich die sehr verständige Anerkennung der Verdienste Freycinet's und die Aufzählung der Vermehrung des Flottenmaterials interessiren; dieses erfährt binnen kurzem eine weitere sehr erhebliche Verstärkung, da gegen Ende 1890 schon wieder 9 Panzerschiffe, 2 Panzerkanonenboote, 6 gepanzerte Kreuzer sowie 60 Kreuzer und Torpedofahrzeuge im Bau waren.

Auch der zweite „interessante Nachbar" Deutschlands, Rußland, hat zu manchen beachtenswerthen Notizen Anlaß gegeben. Die neuerdings merkwürdigerweise bestrittene Anhäufung der Truppen in den westlichen Gouvernements wird durch eine Dislocationstabelle ersichtlich gemacht, die Ausbildung der Opoltschenie (Reichswehr), die zu gewärtigende Schaffung einer russischen Donauflotille aus der jetzigen, anscheinend harmlosen „Handelskreuzerflotte", der Ausbau von Libau zu einem Kriegshafen und anderes mehr werden des Näheren besprochen.

Ziemlich eingehende Behandlung findet auch Englands Flotte und seine Küstenbefestigung oder vielmehr -Nichtbefestigung; die Beurtheilung freilich, die Englands politische Haltung in diesen Dingen erfährt, ist vielleicht nicht sehr schmeichelhaft, dürfte aber beherzigenswerth sein.

Auch unsern Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarn und Italien, ist gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Wenn dabei manchem, was namentlich in ersterem Reiche in Betreff der Ausbildung angeordnet worden ist, nicht unbedingtes Lob gezollt wird, so hat der Verfasser im österreichischen Lager selbst die besten Bundesgenossen.

Uebrigens sind seine Urtheile über manche Vorkommnisse im deutschen Heere ebenfalls durchaus nicht unbedingt zustimmend, was allerdings mehr zwischen als in den Zeilen sich kundgibt.

Neben den großen Militärstaaten sind die kleineren, wie Portugal, Holland, Rumänien, ebenfalls beachtet. Die neue Uniformirung speciell der portugiesischen Armee wird durch einige der flott gezeichneten charakteristischen Zeichnungen Richard Knötel's dargestellt.

Victor Kurs.

2. Die russische Armee im Siebenjährigen Kriege von Masslowski. Zweiter Theil: Der Feldzug des Grafen Fermor in die östlichen Gebiete Preußens 1757—1759. Moskau. 1888. (Russisch.)
3. Der Siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung von Masslowski. Zweiter Theil: Der Feldzug des Grafen Fermor in den östlichen Gebieten von Preußen (1757—1759). Mit vier Plänen und einem Schema. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. von Drygalski. Berlin, Eisenschmidt. 1891. Gr. 8. 12 M.

Was bereits früher (Nr. 20 d. Bl. f. 1889) über den ersten Theil des vorliegenden Buchs gesagt worden ist, gilt im allgemeinen auch von dem zweiten. Masslowski hat eine Fülle neuen Materials aus den russischen Archiven ganz oder in seinen thatsächlichen Angaben zugänglich gemacht. Das ist ein großes Verdienst. Dagegen wird man mit seiner Darstellung und Auffassung und mit den Resultaten seiner historischen Kritik, welche von russischen Besprechungen des Buches (vgl. auch Vorrede der Uebersetzung) so sehr herausgestrichen wird, nicht immer einverstanden sein können. In der Schilderung tritt auch hier das Bestreben hervor, „die glänzenden militärischen Eigenschaften der russischen Armee und ihrer Generale" leuchten zu lassen in modernstem, einseitigem Nationalismus. Dieser Umstand mahnt bei der Benutzung zur Vorsicht und zur sorgfältigen Nachprüfung. Die nichtrussische Literatur, besonders die politische Correspondenz Friedrich's des Großen, ist in ungenügender Weise verwerthet. Daraus wäre doch auch neben den russischen Actenstücken mancherlei zu lernen gewesen. Dazu wird diesen „authentischen Actenstücken" mitunter ohne weiteres eine beweisende Bedeutung beigelegt, die ihnen vielleicht gar nicht zukommt; gerade hier hat doch untersuchende Kritik einzusetzen. Auch ein commandirender General konnte, absichtlich oder unabsichtlich, Unrichtiges melden; man weiß, daß gerade auch in Rußland ungeheuer viel „auf dem Papier" stand. Und aus sonst vortrefflichen Instructionen, Verordnungen u. s. w. kann man nicht immer schließen, daß nun auch alles wirklich danach geschehen ist, z. B. in dem Verhalten der Truppen in Feindesland u. s. w. Die Frage der Schlacht bei Zorndorf ist hier noch nicht allseitig befriedigend klar gelegt. Uebrigens ist demnächst eine die russischen und die preußischen Quellen verarbeitende Darstellung der Schlacht zu erwarten. Die Uebersetzung ist recht gut, die Schreibung der Namen freilich auch diesmal oft erstaunlich nachlässig: S. 31 „Numers" statt Nummers; S. 34 „Bruß" statt Bruce; S. 38 „Saturius?" ist der

bekannte Kaufmann Saturgus u. s. w. Die zurechtstellenden Anmerkungen hätten natürlich noch vermehrt werden können; sie sind nicht überflüssig. Von den 105 Beilagen des Originals sind 26 vollständig oder im Auszug wiedergegeben. Ein wirklicher Mangel aber ist, daß die Uebersetzung nicht die Anmerkungen aufgenommen hat; es ist auch für den deutschen Leser von Werth, zu sehen, ob die einzelne Nachricht ausländischer oder russischer gedruckter Literatur, oder russischem Actenmaterial entnommen ist. Die Pläne der Uebersetzung sind viel gefälliger ausgeführt als die rohen Lithographien des Originals.

Friedrich Bienemann jun.

Der Kampf der Geschlechter.

1. Der Kampf der Geschlechter. Von Franz von Remmersdorf. Leipzig, Spohr. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

„Eine Studie aus dem Leben und für das Leben" nennt der Verfasser sein dem Senator Paolo Mantegazza gewidmetes Buch. Er ist auch dazu vollkommen berechtigt, denn wie ein rother Faden zieht sich der Gedanke durch sein Buch, daß die die Gegenwart mit der Vergangenheit organisch verknüpfende Geschichte die Lehrerin des Lebens sei. Er greift in das volle Menschenleben, das, in seinen großen Zügen aufgefaßt, die reifen Früchte der Wahrheit spendet, er bedient sich durchgehends der von Baco von Verulam gepflegten Methode, jede Behauptung durch Thatsachen zu begründen, und verwerthet seine auf den Gebieten der Liebe und Ehe gesammelten reichen Erfahrungen für das Leben, für die Lösung der brennenden Frage der Frauenemancipation. Er ist ein entschiedener Anhänger derselben, weil er die Fortpflanzung nicht als einzigen Zweck der Ehe und die Ehe nicht als alleinigen Beruf der Frauen anerkennt. Wir müssen ihm darin beipflichten, da wir den Frauen, die durch ungünstige Umstände verhindert sind, eine Ehe einzugehen, die Existenzberechtigung nicht absprechen können und jene Definition der Ehe, die in der Befriedigung des sexuellen Bedürfnisses das eigentliche Wesen sieht, als gemein-häßlich, und der Krone der Schöpfung unwürdig von uns weisen müssen. Nur die Durchdringung der Ehe mit einem geistig-ethischen Elemente verleiht den Beziehungen zwischen Mann und Frau Festigkeit und Dauer; sie drückt der Ehe den Stempel einer sittlichen Einrichtung, den Stempel der Ergänzung beider Geschlechter zu einem vollmenschlichen Dasein auf, macht die Frau zur Gehülfin des Mannes, erhebt die bloße Empfindung der Liebe zum echten Gefühl der Liebe, welche stark ist wie der Tod, und bewirkt, daß den Gatten der Abend des Lebens von einem herrlichen Alpenglühen verklärt wird. Die Vergeistigung der Liebe ist aber der Segen der Arbeit. Ohne Arbeit gibt es kein volles, menschenwürdiges Dasein, keine körperliche und geistige Gesundheit, kein ruhiges Gleichgewicht, kein Glück. Es singe daher jeder, dem Gesang gegeben! Es trachte nach den höhern geistigen Gütern, wer dazu die Fähigkeit besitzt; es begnüge sich mit einfachem, nützlichem Walten, wem die intelleetuelle Anlage mangelt. Nur dem Manne steht indeß die heilende, erlösende Arbeit unter jeder Form zur Verfügung. Er darf sich sattsam an dem Lebensquell des Wissens laben. Die Frau ist bisjetzt noch in drückend enge Schranken gebannt und einer Art von geistiger Verhungerung ausgesetzt; nur ungewöhnlich kräftige Naturen vermögen sich über die Hindernisse hinweg geistige Nahrung zu verschaffen. Der Verfasser tritt daher mit Wärme für die Aufhebung der ausschließlich geschlechtlichen Erziehung und ihre Ersetzung durch eine Erziehung ein, welche beiden Geschlechtern in gleicher Weise die Kenntniß des Menschen, seines körperlichen und geistigen Lebens und der Welt vermittelt, sie hierdurch zur Selbsterkenntniß anleitet und für die richtige Wahl ihres Berufs vorbereitet. Zugleich fordert er von den in dieser Beziehung zurückgebliebenen Staaten die Anerkennung des Rechts der Frauen auf den Besuch der Mittelschulen und Universitäten und die freie Verwerthung des an ihnen erworbenen Wissens. Mit dieser Forderung schießt Remmersdorf jedoch weit über das Ziel hinaus, weil die streng systematische Geistesbildung im Gegensatze zu der Ausbildung der den wahren Zweck setzenden Vernunft ganz danach angethan ist, das eheliche Glück der Frauen zu untergraben. Wissenschaftlich geschulte Frauen können sich naturgemäß nicht mit unter ihnen stehenden Männern vertragen; allein es ist auch kein Platz für sie an der Seite ebenbürtiger Männer, weil das, was zusammenpassen soll, nicht schlechterdings gleich sein darf, sondern in einem gewissen Gegensatze stehen muß, gleichwie auf die Fingerreihe der einen Hand nur die umgekehrte der andern paßt.

Leider läßt das lesenswerthe Buch in formeller Hinsicht manches zu wünschen übrig. Um nur einige wenige Stilblüten anzuführen, sei hingewiesen auf S. 31: „Viele Menschen gleichen den Eintagsfliegen, den großen Act des geschlechtlichen Lebens verrichtet, lebt deren Dasein ziellos dahin"; S. 38: „Welche Früchte sind daraus zeitige, das steht bei den Betreffenden"; S. 54: „Solcher ätherischen Liebe übrigens den drastischen Gegensatz derber Sinnlichkeit nicht ausschließend, correspondirte die damalige nebelhafte Auffassung"; S. 169: „Die akademische Jugend bewies dabei, auf gleich sittlicher Stufe mit den römischen Kellnern zu stehen." Der Verfasser gebraucht auch gern Fremdwörter, wo er ohne weiteres mit deutschen Worten das Auslangen hätte finden können. Es sei mir gestattet, als Probe folgenden Satz festzunageln: „Nachdem selbst die Panacee constitutionelle Regierung sich . . . unfähig erwies gegen Seditionen, und der Corruption gegenüber ihre gänzliche

Impotenz documentirte." Nemmersdorf flechtet auch mit Vorliebe lateinische Brocken ein, wenn er auch mit der lateinischen Grammatik auf nichts weniger als vertrautem Fuße steht. So citirt er Ovid's „Art amanti"; auf S. 35 spricht er von der philosophischen Eintheilung in den homo phaenomenon und homo noumenon; auf S. 78 wirft er Eduard von Hartmann vor, daß er es liebe, „über res omnes et quibusdam aliis zu schreiben", und führt ihn mit den Worten: „Roma locutus est!" ein; auf S. 153 läßt er als einzige Hoffnung winken „die Civitate Dei des Augustinus"; S. 114 legt er der Fürstin A. die Worte: „tacent ut muros, solvent ut reges" in den Mund. Alles weist darauf hin, daß hinter dem Pseudonym ein Frauenname sich verbirgt.

2. Die um Lohn lieben. Studien aus dem Leben von Jörg Ohlsen. Leipzig, Elischer Nachf. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine treffende Beleuchtung erhält Nemmersdorf's Ansicht, daß die sittliche Wiedergeburt sich durch logisches Denken, allgemein menschliche Bildung und Arbeit vollziehet, durch die vorliegenden Studien nach dem Leben, welche eine bunte, schillernde Reihe gefallener Frauen von der, die von Jugend auf die sittliche Entartung vor sich gesehen hat, bis zu der unter den Gesunkenen am tiefsten Stehenden, der aristokratischen Zweckdirne, vorführen. „Nicht im Dienste der realistischen Bewegung", sagt der Verfasser in der Einleitung, „sind die nachfolgenden, vielleicht wenig erquicklichen Skizzen geschrieben. Wenn sie aber der Wahrheit zu dienen vermöchten, so wäre eine stolze Hoffnung des Verfassers schöne Wirklichkeit geworden." Die von Ohlsen gehegte Hoffnung ist in Erfüllung gegangen, denn seine Skizzen legen ein lautes, beredtes und eindringliches Zeugniß dafür ab, daß die Priesterinnen der Aphrodite pandemos Kinder ihrer Zeit sind, welche die philisterhafte Moral der sogenannten Gesellschaft und die aus ihr hervorgegangene verfehlte Erziehung auf ihrem Gewissen hat.

3. Modernes Leben. Skizzen aus der Gegenwart von Harro Köhncke. Erster Theil. Hamburg, Kloß. 1891. Gr. 16. 50 Pf.

Die markigen, packenden Skizzen, von denen je zwei als Gegenstücke zusammengehören und sich ergänzen, zeigen mit einer nichts zu wünschen übrig lassenden Offenheit die Schäden, an welchen die gegenwärtige Gesellschaft krankt, und sind ein schlagender Beweis für die drängende Nothwendigkeit durchgreifender socialer Reformen. Doch würde das Büchlein zweifellos auf alle die Männer und Frauen, „die sich ein warmfühlendes Herz in der Brust bewahrt haben und die bisher nur aus Unachtsamkeit an den Schäden theilnahmlos vorübergegangen sind", einen viel bessern Eindruck machen, wenn es nicht das zu lebhaftem Widerspruche herausfordernde Evangelium von dem alleinseligmachenden Atheismus verkündete.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue critique" enthält am 7. December eine Beurtheilung von Johannes Petersen's Werk: „Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge." „Der Verfasser dieser beiden Vorträge ist nicht mehr, und die pietätvolle Hand eines Freundes hat es auf sich genommen, sie drittehalb Jahre nach seinem Tode zu veröffentlichen. Verdienten sie diese Ehre nach dem Tode des Verfassers? Oder war es besser, sie in der Vergessenheit, in welche sie, der erste schon seit 1879, gefallen waren, zu lassen? Wer sie liest, wird dies nicht glauben und es dem Herausgeber Dank wissen, sie ans Licht gezogen zu haben. Nicht als ob Johannes Petersen ein außergewöhnlicher Kritiker wäre; aber seine Ansichten sind mehr als einmal originell, seine Urtheile oft geistreich, seine Darlegungen klar, kurz er besitzt unstreitig das Talent eines Berichterstatters." Speciell über den ersten Vortrag wird gesagt: „Alles mögliche ist schon über den «Faust» gesagt worden, und Johannes Petersen hat in der Analyse, die er von diesem Stücke gibt, nichts Neues darbieten wollen; aber er hat den glücklichen Gedanken gehabt, Goethe's Drama mit dem «Manfred» Byron's zu vergleichen, und den noch neueren Gedanken, ihm den «Brand» des Dichters Henrik Ibsen entgegenzustellen. Ich sage: entgegenzustellen, nicht zu vergleichen; denn wie wäre es möglich, eine Parallele herzustellen zwischen dem Helden Goethe's und dem Ibsen's, zwischen Faust, der alles der unersättlichen Begier zu wissen und zu besitzen opfert, und Brand, der seine berechtigtsten Gefühle dem opfert, was er für seine Pflicht hält?" Ueber den zweiten Vortrag Petersen's heißt es: „Johannes Petersen hat den «Hamlet» eingehender studirt als den «Faust», als ob Shakespeare's Stück mehr ästhetische Probleme hervorriefe als das Goethe's. Daher hat er sich nicht darauf beschränkt, ihn zu analysiren und zu erläutern, er hat den Helden des englischen Tragikers unter einem neuen Gesichtspunkte zeigen wollen; nicht den schwachen und unentschlossenen Charakter, der unfähig ist, die ihm auferlegte Aufgabe zu erfüllen, hat er nach so vielen andern Kritikern in den Vordergrund zu stellen gesucht, sondern die Ironie seiner Natur hat er sich bestrebt, in allen Handlungen seines traurigen Daseins zu entdecken; von diesem neuen Gesichtspunkte aus will er die Oekonomie des Shakespare'schen Dramas erklären. Es zeigt sich darin offenbar etwas Geistreiches, aber zugleich eine zweifellose Uebertreibung. Wenn es weder schwer noch unmöglich ist, in der Sprache und in der Haltung Hamlet's Ironie zu finden, so scheint es mir doch eigenthümlich ungenau, darin den charakteristischen Zug seines Charakters zu erblicken, und nicht minder falsch, sein ganzes Betragen durch eine angebliche Verkehrtheit seiner Natur erklären zu wollen; aber das hindert nicht, daß man den Vortrag Johannes Petersen's mit Interesse liest."

— In der „Revue bleue" findet sich am 12. December ein längerer Aufsatz von M. T. de Wyzewa über Theodor Fontane als naturalistischen Romanschriftsteller. Einleitend wird über seine Gedichte gesagt: „Seinen Versen fehlt es oft an Schwung, und das lyrische Gefühl ist nicht sehr hervortretend; aber die Bilder sind greifbarer und besser durchgeführt als bei irgendeinem andern Dichter seit dem Aufhören der classischen Schule, und die Form ist von außerordentlicher Reinheit." Die Eigenheiten der Romane Fontane's werden angeknüpft an eine eingehendere

Betrachtnug von „Irrungen, Wirrungen". „Man denke sich, daß in dieser Geschichte die berliner Wäscherin durch eine Näherin der Allee Saint-Ouen und der Baron von Rienacker durch einen Studenten des gelehrten Viertels ersetzt sei. Man denke sich, daß die beiden Liebenden sich etwas mehr mit Kleidern und Hüten und etwas weniger mit dem Monde beschäftigen, der in der That, wie man weiß, im deutschen Leben eine bedeutende Rolle spielt. Mit diesen kleinen Aenderungen — und nichts ist einfacher — würde man das Vorbild des naturalistischen Romans bekommen, wie er vor zehn Jahren in Frankreich gepflegt wurde. Es ist nicht ganz der Roman Zola's; es ist ein noch naturalistischerer Roman, noch mehr den Lehren Zola's entsprechend. . . . Alle Eigenheiten des naturalistischen Romans finden sich in Fontane's Erzählung wieder. Das Liebesverhältniß der Wäscherin und des Barons ist recht eigentlich ein Stück aus dem Leben. Wir sehen diese Liebe, ohne im geringsten zu sehen, was ihr vorausgegangen, und fast ohne zu sehen, was ihr gefolgt ist. . . . Die Ereignisse sind ferner aus der gewöhnlichsten Wirklichkeit genommen. Das Abenteuer gehört zu denen, die alle Tage vorkommen; es hat nicht eine Einzelheit, die unwahrscheinlich, noch selbst ungewöhnlich wäre, und die Charaktere sind, wie die Abenteuer, einfach, mittelmäßig, alltäglich. . . . Nicht Champfleury selbst in den «Bourgeois de Molinchart» noch Céard in «Une belle journée» haben so viel Sorgfalt darauf verwandt, alle Einzelheiten der Bewegungen, der Worte, der Oertlichkeiten hervorzuheben. . . . Das charakteristische Merkmal der Romane Fontane's ist eine gewisse Wärme; nicht eine intensive und strahlende Hitze, wie sie sich in den Romanen Dickens' kundgibt, sondern eine laue, ruhige Wärme, die Wärme eines berliner Sommers. . . . Im Gegensatz zu den Franzosen, welche ihre Personen verachten, weil sie zu sehr von ihrer Wirklichkeit überzeugt sind, scheint er weder auf die Wirklichkeit der von ihm beobachteten Welt, noch auf die Wirklichkeit des daraus entnommenen Bildes großes Gewicht zu legen. . . . Fontane ist nicht ein Romanschriftsteller von Genie; wie er es anfängt, um die hinzureißen, die sich ihm nahen, will ich nicht zu erklären versuchen; aber jeder findet ihn zuerst langweilig und zuletzt entzückend."

Dasselbe Heft enthält die französische Uebersetzung eines Teils von Fontane's „Kriegsgefangenen" („Die Citadelle von Besançon").

— Die englische Uebersetzung der Briefe Hellmuth von Moltke's von Bell und Fischer hat noch eine ganze Reihe von Besprechungen in Zeitschriften hervorgerufen. Besonders eingehende Betrachtungen darüber stellen an Archibald Alison in „Blackwood's Edinburgh Magazine" und Archibald Forbes in „The Nineteenth Century".

— „The Athenaeum" bespricht am 12. December Hermann Sudermann's Roman: „Frau Sorge", welcher von Bertha Overbeck ins Englische übertragen worden ist. „Hermann Sudermann's «Frau Sorge» war wol eine Uebersetzung werth, und trotz gelegentlicher Ungenauigkeiten ist es von Fräulein Overbeck so treu übertragen worden, daß das einfache Pathos des Originals ungetrübt erhalten bleibt. Es ist eine Frische und eine Romantik in dieser Geschichte aus einem deutschen Marschlande, welche sie in der Art und Weise der Erzählung weit über den gewöhnlichen Durchschnitt erhebt, während die Hauptcharaktere sich selbst offenbaren, ohne irgendwelche Nachhülfe des Verfassers durch das Aufzählen ihrer Eigenschaften oder irgendeine müßige Beschreibung. Der Held insbesondere — der zuweilen an Daudet's Jack erinnert — ist eine gut angelegte Schöpfung, deren einsamer Kampf um ihr Ideal den Leser mit einer wirklich herzlichen Theilnahme erfüllt. Da Herrn Sudermann's Name mit andern Werken von pessimistischem und abstoßendem Charakter verknüpft ist, so ist es nur gerecht zu sagen, daß «Frau Sorge», wenn auch nicht frei von anfregenden Episoden, im wesentlichen so rein ist, wie nur irgendeine schöne Geschichte."

Die folgende Nummer des „Athenaeum" bespricht eine neue Ausgabe der Crane'schen Uebersetzung der „Kinder- und Hausmärchen" Jakob und Wilhelm Grimm's. Die zahlreichen Ungenauigkeiten und Irrthümer der Uebersetzung werden scharf getadelt.

Am 26. December behandelt dieselbe Zeitschrift C. A. Buchheim's Sammlung von „Balladen und Romanzen" („Golden Treasury Series"). „England kann behaupten, das poetische Feuer entzündet zu haben, welches, in Deutschland weitergreifend, die belebenden Balladen dictirte, die Dr. Buchheim in diesem prächtigen Bande gesammelt hat. Seine vortreffliche Auswahl, die alle oder fast alle berühmten Balladen enthält, verdient den Erfolg, den schon seine «Deutsche Lyrik», auch in der «Golden Treasury Series» davongetragen hat. Als die deutschen Dichter es unternahmen, eine neue künstlerische Wiedergabe von Stoffen, aus alten Legenden entnommen, zu bieten, hatten sie vor sich ein weites Feld von Gegenständen, woraus sie wählen konnten, und sie verschafften der Literatur ihres Landes ein edles Kapitel. Sie nahmen einige von den Geschichten, die Percy der Welt gegeben hatte, aber andere fanden sie in ihrer Umgebung, und sie verachteten es nicht, derartige romantische Ereignisse, die zu ihrer eigenen Zeit vorkamen, zu verwenden. . . . Wir können ohne Zögern diese neue Bereicherung der «Golden Treasury Series» loben als eine durchaus geistreiche Sammlung, die gut herausgegeben ist mit einer sorgfältigen Auswahl nützlicher und anregender Anmerkungen."

Bibliographie.

Am Vorabend des Weltkriegs. Von einem deutschen Parlamentarier. Kassel, M. Brunnemann. 1891. Gr. 8. 30 Pf.

Brennekam, O., Der treue Jochen von Ellersell. Sage und Geschichte aus der Vergangenheit der Mark Brandenburg. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 4 M. 80 Pf.

Brümmer, F., Deutschlands Helden in der deutschen Dichtung. Eine Sammlung historischer Gedichte und ein Balladenschatz für Schule und Haus. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. Lex.-8. 4 M. 80 Pf.

Bürger's Gedichte. Herausgegeben von A. E. Berger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1891. 8. 2 M.

Dillmann, E., Eine neue Darstellung der Leibnizischen Monadenlehre auf Grund der Quellen. Leipzig, O. R. Reisland. 1891. Gr. 8. 10 M.

Hansjakob, H., Schneeballen. Heidelberg, G. Weiß. 8. 2 M. 50 Pf.

Haugwitz, Cathinka Gräfin v., Eines Kaisers Traum. Dichtungen in vier Gesängen. Berlin, G. Grote. 8. 3 M.

Klein, O., Schmerzliche Wonnen. Roman. Elberfeld. (Wien, Literarische Anstalt Aug. Schulze.) 1891. 12. 2 M.

Kneißler, V. v., Gedichte. Graz, F. Pechel. 1891. 12. 2 M.

Köhler, H., Daheim in Gott. Lieder. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 3 M.

Matthys, Emma, Gesammelte Gedichte. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck. Bern, Nydegger u. Baumgart. 1891. Gr. 16. 3 M.

Möllhausen, B., Die beiden Yachten. Roman in 3 Bdn. Stuttgart, Union. 1891. 8. 10 M.

Mosel, K. J. v. der, Lisra, die germanische Fürstentochter. Historische Erzählung aus der Zeit Constantins des Großen. Trier, Paulinus-Druckerei. 1891. 8. 75 Pf.

Reiche, T., Ernste Klänge in plattdeutscher Mundart (niedersächsisch-ostfälisch). Braunschweig, O. Salle. 1891. 8. 1 M.

Roquette, O., Ul von Haslach. Der fahrende Schüler. Spindel und Thyrsus. Ambrogios Beichte. Paris der Bessere. Erzählende Dichtungen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 16. 2 M.

Saar, F. v., Frauenbilder. Zwei neue Novellen. (Der Novellen vierte Sammlung.) Ginevra. Geschichte eines Wienerkindes. Heidelberg, G. Weiß. 8. 3 M.

Schmidt, T., Kriegs- und Garnison-Erinnerungen. Ernste und heitere. Quakenbrück, Rackhorst. 1891. 12. 1 M.

Trützschler, H. v., Monatsbilder aus dem Soldatenleben. Mit 99 in den Text gedruckten Abbildungen nach Original-Zeichnungen von R. Knötel. Leipzig, J. J. Weber. 1891. Gr. 8. 1 M.

Wagner, A., Mittel und Wege zur Errettung des deutschen Volkes aus seiner Verarmung. Ein praktischer Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Zur Beherzigung für alle Aerzte, Socialpolitiker und Volkswirthe. Breslau, J. Marx u. Comp. 1891. Gr. 8. 75 Pf.

Wilms, W., Vernunft und Glaube. Eine Kritik der herrschenden Religion vom Standpunkte des Laien. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint die

Erste wohlfeile Lieferungsausgabe von

Arthur Schopenhauer's

Sämmtlichen Werken

in 45 wöchentlichen Lieferungen (von 5—6 Bogen) zum Preise von 40 Pf. für die Lieferung.

Diese **Originalausgabe** zeichnet sich durch **deutlichen Druck, gute Ausstattung** und **Vollständigkeit** aus und wird hier zu einem außerordentlich wohlfeilen Preise, sowie in einer die allmähliche Anschaffung ermöglichenden Lieferungsausgabe dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von **H. S. Holland** und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **Hedwig F. Schoell.**

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall" hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat", eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin Paschas Entsatz

und

Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika".

Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt von

Dr. Berthold Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 61 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Eine gedrängte Bearbeitung von Stanley's Werk „Im dunkelsten Afrika" zu wohlfeilem Preise, ein Seitenstück zu dem bereits in fünfter Auflage vorliegenden Werke desselben Verfassers: „Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mostar und sein Culturkreis.

Ein Städtebild aus der Hercegovina.

Von **Carl Peez.**

Mit drei Abbildungen und einem Plan.

8. Geh. 4 M.

Die erste eingehende Darstellung der eigenartigen Hauptstadt der Hercegovina. Außer langjähriger Anschauung benutzte der Verfasser amtliche Quellen und die Ueberlieferung des Volksmundes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von

Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternimmt es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt, sodaß sie jetzt bereits in achter Auflage vorliegt.

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 7. — 18. Februar 1892.

Inhalt: Ein classischer Findling aus Aegypten. Von Otto Immisch. — Von berühmten Federn. Von Benno Rüttenauer. — Poetische Nenigkeiten. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Deutsche Fürsten und Fürstinnen. Von Wilhelm Müller. — Allerlei vom Büchermarkte. Von Theodor von Sosnosky. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein classischer Findling aus Aegypten.

„Wie viel Liebenswürdigkeit und Anmuth!" So schmeichelt Plinius einem befreundeten Dilettanten. „Wie zierlich und echt im Ton, wie fein und treffend! Mich dünkte, ich hielt Callimachus oder Herodes oder noch Besseres in der Hand!" Wer ist dieser Herodes, der neben dem berühmtesten Namen der hellenistischen Dichtung genannt wird? Bisher wußte man nur, er sei Verfasser von Mimiamben, einer leider fast völlig verschollenen Spielart der griechischen Poesie. Ein paar elegante Verse, durch Zufall gerettet, steigerten nur die Empfindung eines großen Verlustes. Jetzt ist der für immer verloren geglaubte Poet aus dem Dunkel ägyptischer Grüfte auferstanden. Einen Classiker nannte ich ihn, und er ist in seiner Art der ausgesuchtesten und feinsten einer.

Die Papyrusrolle, bei einer im Jahre 13 v. Chr. beigesetzten Mumie gefunden und jetzt im Besitz des Britischen Museums, entzifferte und veröffentlichte Herr Kenyon, der verdienstvolle Herausgeber des Aristoteles-Papyrus. *) Sie enthält die Reste von mehr als achthundert Versen, überwiegend in gutem Zustande und nur in der Minderzahl so schwer beschädigt, daß auch die erfahrenste Hand auf die Wiederherstellung des zerstörten Kunstwerks wird verzichten müssen. Diese Verse vertheilen sich auf sieben mit Ueberschriften versehene Gedichte. Von einem achten und neunten sind nur der Anfang und lose Brocken erhalten. Gleich fünf von den zehn bisher allein bekannten Citaten aus unserm Dichter fanden sich im Zusammenhange vor und sicherten seine Urheberschaft. Ob freilich der Dichter Herondas, Herodas oder Herodes hieß, vermochte die namenlose Rolle nicht zu entscheiden. Am sichersten gehen wir, wenn wir ihn Herodas nennen, ein Name, der im hellenistischen Orient auf Inschriften nicht selten erscheint, insbesondere auch in der Heimat des Dichters.

Diese nämlich ergibt sich jetzt daraus, daß die Gedichte (wie ich glaube, alle) als Scene die Insel Kos (an der kleinasiatischen Küste) voraussetzen. Im zweiten wird sie direct genannt. Das vierte beginnt mit einem Gebete an Asklepios, das an die Stiftungslegende eines berühmten Tempels dieses Gottes in Kos anklingt. Die Heldin des fünften Gedichtes (Bitinna) führt denselben Namen wie die Geliebte des koischen Dichters Philetas (Bittis, Koseform von Bitinna). Mit der benachbarten Insel- und Küstenwelt von Abdera bis Phaselis, mit Milet, Chios, Erythrae, zeigt sich der Dichter wohl vertraut. Er schreibt in ionischer Mundart, wie sie in seiner dorischen Heimat schon vor mehreren Jahrhunderten geschrieben wurde, und wendet sich an die Söhne des Xuthos, das heißt an Jonier.

Von seinen persönlichen Verhältnissen hat er, wie es scheint, selbst gesprochen, doch ist von der betreffenden Stelle (eines Prologs?) nur ein nichtssagender Fetzen erhalten. Dagegen ist seine Lebenszeit hinreichend festzustellen. Schon Stil und Inhalt seiner Gedichte weisen auf die sogenannte alexandrinische Zeit. Eine Stelle, die vom Maler Apelles neben dem Eindruck seiner Werke auch den seiner Person rühmt, konnte nur jemand schreiben, der den gefeierten Meister entweder selbst noch sah, oder doch lebte, da man noch erfüllt war von dem Zauber seiner Persönlichkeit. Das weist auf das erste Viertel des dritten Jahrhunderts. Genaueres lehrt eine Stelle, die in neckischem Potpourri die Herrlichkeiten der neuen Weltstadt Alexandria aufzählt (1, 26 fg.):

Was existirt und vorgeht, such's in Aegypten:
Gut Wetter, Reichthum, Sport, Vergnügen, Ruhm, Einfluß,
Galans, Spectakel, Philosophen, Goldfüchse,
Der Gottgeschwister Tempel, wacker der König,
Das Musenheim, auch Wein, was nur das Herz wünschet,
Und Frau'n, so viele wie — Persephone weiß es! —
Zu tragen Sterne sich der Himmel nicht rühmet,
Von Angesicht, wie die vor Paris einst traten — —

*) „Classical Texts from Papyri in the British Museum" (London 1891). Natürlich hat sich bereits eine ganze Literatur um den neuen Fund krystallisirt.

Das Museum, nach einem geistvollen Spötter die „Vogelvolière der Musen, darin Büchergeier gefüttert werden", ist eine akademische Stiftung des zweiten Ptolemäers (Philadelphus, seit 285). Die „Gottgeschwister" sind nach der Formelsprache des ägyptischen Fürstencultus niemand anders als eben Philadelphus und Arsinoë, seine Schwester-Gemahlin. Doch wird dieser Cult erst gestiftet worden sein von Philadelphus' Nachfolger Euergetes (seit 247) und zwar alsbald nach seinem Regierungsantritt. Früher als 247 kann also das Gedicht nicht geschrieben sein. Setzen wir es in dieses Jahr selbst, so bekommt die Huldigung des koïschen Dichters an den neuen Fürsten aus dem kunstliebenden Ptolemäerhause ihre besondere Pointe. Damals war Krieg zwischen Aegypten und Syrien ausgebrochen, und mit andern griechischen Inseln und Küstenstädten konnte auch Kos zwischen den streitenden Großmächten nicht neutral bleiben, sondern mußte sich Aegypten anschließen, unter dessen kräftige Schutzherrschaft die Inselbewohner ihr maritimes Interesse schon längst gezogen hatte. Auch fällt ins Gewicht, daß Philadelphus in Kos geboren, und daß er erzogen worden war von Philetas, dem schon genannten berühmten Landsmanne unsers Dichters.

Herodas ist also ein wohl etwas jüngerer Zeitgenosse des Theokrit und Callimachus. Damit eröffnet sich ein merkwürdiger Ausblick. In Kos muß in jener Zeit ein festgeschlossener Kreis befreundeter Dichter seinen Sitz gehabt haben, eine Art arkadischer Akademie, auch dem Hainbund vergleichbar, oder andern derartigen Dichterverbänden. Das Haupt war wol Philetas; Theokrit und andere berühmte Namen gehörten dazu. Mit allerliebster Neckerei hat uns Theokrit in einem seiner feinsten Gedichte, allerdings mit Räthseln und Masken spielend, ein anmuthiges Bild aus dem Leben und Treiben dieses koïschen Poetenkränzleins entworfen, zu dem, darauf deutet alles, auch unser Herodas gehörte.

Seine Poesie wurzelt zwiefach, im heimischen wie in fremdem Boden, in der Lyrik wie im Drama. Im alten Jonien war der schlanke und graziöse iambische Vers im Gegensatz zu der conventionell stilisirten heroischen Poesie der Träger einer in unverkünstelter Sprache redenden subjectiv-realistischen Dichtung geworden, besonders aber auch das scharfblitzende Instrument für boshaften Scherz und verwundenden Hohn. Seit dem 6. Jahrhundert begegnet er dann mit gebrochenem Schlußtakt (⏑ – | – ⏒, statt ⏑ – | ⏑ ⏒). Das sind die „Pfeile mit Widerhaken" des galligen Hipponax, als dessen Nachfolger Herodas sich ausdrücklich bekennt. Doch verlor der „Hinkiambus" allmählich seine Schärfe und milderte sich zum harmlosen Spott des über den Dingen stehenden Beobachters. Jene bald leis ironische, bald wohlwollende Ueberlegenheit, mit der ein feingebildeter Geist das Leben und Treiben in seiner Umgebung zu betrachten liebt, schien sich in dieser Form am artigsten auszusprechen. So ward der Hinkiambus ein bei Griechen wie Römern beliebter Vers für die elegante Plauderei des poetischen Feuilletons, das bald polemisch und pikant, bald ernsthaft über Personen wie Dinge unterhält, bald in realistischen Schilderungen sich gefällt, zierlich und genrehaft, wie die gleichzeitige Kunst. Ein mit Herodas gleichzeitiger Hauptvertreter solcher Poesie ist der Kolophonier Phönix, eine anziehende Dichtererscheinung, dessen allerliebste Sächelchen (darunter das Krähenliedchen der Bettelkinder in dramatischer Form) eine wohl zu beachtende, nahe Verwandtschaft mit Herodas zeigen. Doch gerade das dramatische Element konnte Herodas dieser heimischen Poesie nur unvollkommen entnehmen. Seine Mimiamben sind aber wirkliche Mimen, nur im iambischen Maß. Die Technik seines Verses stammt nicht aus der Lyrik, sondern aus dem Drama. Seine Scenen sind wirklich für die Aufführung bestimmt. Bei ihrer Kürze mag uns das befremden, aber es sind ja selbst Virgil's Hirtengedichte im Theater vorgetragen worden. Die Mimiamben werden unter reichlicher und ausgelassener Mimik als pikante und bisweilen scharf gepfefferte Entrefilets bei größeren Schaustellungen, vielleicht auch bei Gelagen, beliebt gewesen sein.

Das erste Stück „Die Kupplerin" führt uns ins Haus einer hübschen jungen Frau, Metriche, deren Mann, in Geschäften offenbar, nach Aegypten verreist ist. Es klopft. Die Sklavin öffnet. Echauffirt tritt eine ältliche Person herein, Gyllis, die alsbald ohne Umschweif ihre Verführungskünste spielen läßt. Sie will Metriche zu einem Rendezvous mit Gyllos, einem Sportsmanne, bewegen, für den sie vermittelt und den sie lebhaft empfiehlt. Metriche aber bekennt sich mit warmer Herzlichkeit zur Treue für ihren Gatten und weiß mit guter Manier den zweifelhaften Besuch loszuwerden. Die Sklavin muß Gyllis einen guten Tropfen vorsetzen, und wie alle ihres Gelichters dafür nicht unempfänglich, zieht diese beschwichtigt von dannen. Natürlich müssen wir uns den Schluß des Stückes durch ein längeres und drastisches Geberdenspiel der weinliebenden Vettel auf das lustigste ausgefüllt denken. Das zweite Stück stellt eine Gerichtsscene dar. Der Bordellwirth Battaros hält eine stilgerechte Anklagerede gegen einen Seemann, der ihn und eine seiner Dirnen vergewaltigt hat. Mit köstlichem Humor bewegt sich der Dichter in den juristischen Formen und läßt geschickt alle Feinheiten eines rhetorisch wohlgeschulten Advocaten spielen, wie ein solcher im Wahrheitsfall dem scharf ausgeprägten Typus seines Clienten keine bessere Rede auf den Leib hätte schreiben können. Von den übrigen Gedichten führt uns das dritte in die Schulstube des Magisters Lampriskos, dem eine Mutter ihren hoffnungsvollen Sprößling zur Züchtigung ausliefert, weil das Haus ihn nicht mehr bändigen kann. Seine Max- und Moritznatur wird höchst ergötzlich geschildert. Der vierte Mimiamb zeigt uns zwei koïsche Damen, die, auf den Ausgang eines Opfers wartend, im kunstgeschmückten Bezirke des Tempels einherspazieren. Ihre naiv-plaudernde Bewunderung von Statuen und Bildern berühmter Meister (deren Aufzählung für die Archäologie wichtig ist) gibt dem Dichter Gelegenheit, dem

künstlerischen Naturalismus (auch damals schon ein Modeprincip) zu huldigen; aus voller Seele, denn seine Poesie wächst auf demselben Grunde. Wie er denn selbst in der Sprache die pretiöse Manier seiner Zeit gemieden und fast überall unverschnörkelt geredet hat. Einen wahren Sturm von Leidenschaft entfaltet das fünfte Gedicht, das die Wuth der Bitinna schildert, die aus Eifersucht einen von ihr geliebten, aber treulosen Sklaven züchtigen will. Gastron (Schmerbauch) heißt er und war wohl im drolligsten Contraste zu dem feurigen Temperament seiner Herrin dargestellt. Auch Nr. 6 führt uns ins Boudoir. Die Dame Koritto empfängt eine Freundin, Namens Metro, die sich nach der Bezugsquelle für einen gewissen Toilettenartikel erkundigt, den ein Schuster Kerdon gefertigt hat. Näher darauf einzugehen, erlasse man mir. Es ist in diesem Gedichte mit der üppigsten Frivolität, aber freilich auch mit dem Geist etwa eines Boccaccio, die dunkelste Seite des antiken Frauenlebens in das grelle Licht der Bühne gezerrt worden. Eng hängt mit dem sechsten der siebente Mimiamb („Der Schuster") zusammen, der uns in Kerdon's Werkstatt führt. Der Gegenstand ist aber in diesem arg verstümmelten Gedichte nicht ganz klar. Ein Bild aus dem Handwerkerleben war es offenbar, wie „Der Traum", das achte Stück, eins aus dem Leben der derben, abergläubischen Bauern. Das würde sich einigermaßen mit dem Virgil'schen „Moretum" vergleichen lassen, dessen Scene auch die ländliche Morgenfrühe ist und das sicher nach irgendeinem griechischen Muster gemacht ist. Auch Virgil's zierliches „Schenkmädchen" steht der Mimiambendichtung recht nahe, die in Rom im ersten vorchristlichen Jahrhundert besonders beliebt gewesen ist. Doch fehlt in jenen beiden Stücken die volle Durchbildung zur dramatischen Form.

Diese hat Herodas nicht aus den Anregungen seiner Heimat entnommen. Die große Verwandtschaft seiner Kunst mit zwei berühmten Prachtstücken Theokrit's („Die Zauberinnen" und „Die Weiber am Adonisfest") lehrt, woher ihm die Anregung gekommen. Theokrit schöpfte aus der frischesten Quelle, aus dem dorischen Mimus Siciliens und Unteritaliens, seiner Heimat. Auch Herodas wird durch Theokrit den eigentlichen, uns leider verlorenen Classiker des dorischen Mimus kennen gelernt und studirt haben, Sophron aus Syrakus, durch dessen kunstvolle Charakterzeichnung sogar Platon bei der scenischen Ausgestaltung seiner Dialoge sich anregen ließ. Aus der Annahme dieses Einflusses erklärt sich die nahe Verwandtschaft der Typen des Herodas mit den Typen der Komödie und das unverkennbare Vorhandensein fester Gemeinplätze, wie die ewigen Klagen der Frauen über die Dienstboten. Sophron's Mimen zerfielen in männliche und weibliche: unter unsern Mimiamben sind die Mehrzahl in scharfer Begrenzung dem Frauenleben gewidmet.

So strahlt von dem neuen Funde nach allen Seiten hin Licht aus, auch auf andere dramatisch-satirische Spielarten der Literatur, bei Griechen wie Römern (die Cyniker, Varro, Seneca, Petron). Aber damit ist sein Werth noch nicht erschöpft. Um von rein fachgelehrten Dingen zu schweigen, mag hier besonders hingewiesen werden auf das kostbare Stück Culturgeschichte, das in Herodas lebt! In den großen Handelsstädten der griechischen Levante, die durch die Erfüllung von Alexander's Orientmission damals in eine zweite Blütezeit eingetreten waren, pulsirte zur Zeit unseres Dichters der Herzschlag der hellenischen Geschichte, ein geistig wie materiell hochgespanntes Leben, dessen bunten Reichthum die Verschmelzung von mehr als ein Dutzend Nationen und Culturen hervorrief. Schon die Fülle karischer Namen bei Herodas zeigt, wie völlig das Hellenenthum vom Orient durchsetzt war. Das erklärt auch die üppige Ueberreife und das Raffinement, in dessen Banne das Leben bei Herodas allenthalben steht. In greifbarer, warmer Wirklichkeit hat er dieses Leben geschildert, keck, derb und doch wiederum unendlich graziös. Der Dichtung Schleier, in den dieser Realist die Dinge einhüllt, ist ein luftiges, kunstreiches Gewebe, den berühmten koischen Gewändern seiner Heimat vergleichbar, das Umhüllte den Blicken weniger verbergend, als mit reizvoller Koketterie darbietend.

Otto Immisch.

Von berühmten Federn.

1. Margarethe. Novelle von Marie von Ebner-Eschenbach. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 2 M.
2. Frauenbilder. Zwei neue Novellen von Ferdinand von Saar. Ginevra. Geschichte eines Wienerkindes. Heidelberg, Weiß. 1892. 8. 3 M.
3. Novellen aus der Heimat von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Im Zwing und Bann. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1892. 8. 10 M.
5. Hobelspäne. Novellen von Karl Strecker. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 2 M.

Nicht lediglich um eine Geschichte zu erzählen hat Marie von Ebner-Eschenbach ihre Novelle „Margarethe" (Nr. 1) geschrieben, sondern wol mehr, um ein Problem damit aufzustellen und zu lösen. Und darin liegt allerdings eine höhere Aufgabe.

Doch nicht immer wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken. Als die hochgeschätzte Schriftstellerin ihr „Gemeindekind" dichtete, das sie berühmt machte, ist sie wol ein gutes Stück naiver verfahren als bei dieser „Margarethe". Ich meine: eine Idee, ein Problem, oder wie man es nennen will, muß jede wahre Dichtung enthalten, wie jeder lebende Organismus eine Seele; aber deswegen

dürfen beide nicht auseinanderliegen als eine Zweiheit, in der das eine nur des andern wegen da zu sein scheint. Wir werden in der Natur nicht zugeben, daß das Körperliche bloßes Mittel ist. Und ebenso wenig dürfen wir es in der Kunst. Es hört im Gegentheil die wahre Kunst auf, wo der Demonstrator anfängt. In der Kunst gerade stört nichts mehr als die Absichtlichkeit. Das so oft ganz falsch in moralischer Anwendung citirte Goethe'sche Wort kann nur in diesem, im ästhetischen Sinne verstanden werden.

Und eine gewisse Absichtlichkeit tritt uns in dieser „Margarethe" entgegen. Die Heldin der Novelle hat sich dem Dichter offenbar nicht aus dem Leben heraus in greifbarer Erscheinung aufgedrängt, in Wirkung auf seine Sinne, aber auch nicht in visionärer Weise in dichterischem Somnambulismus; sie erscheint vielmehr als ein Geschöpf des rechnend zusammensetzenden Verstandes. Der Dichter hat sie sich so gedacht. Und so hat sie etwas Construirtes. Warum ich das behaupte? Einfach, weil sie mir nicht durch und durch glaubhaft ist, weil es dem Dichter nicht gelungen ist, mit seinen Zauber-, ich will nicht sagen Darstellungsmitteln den verneinenden Zweifel zu bannen. Bleibt ein Zweifel bestehen, so gibt es keine befriedigende Wirkung in der Kunst. Nicht genügt es, daß man zugibt, es kann ja wohl so sein, nein es muß so sein. Bei „Margarethe" bekam ich dieses Gefühl nicht. Das ist die große Schwäche dieser Novelle. Ihre Erklärung habe ich angedeutet: der Dichter hat, um ja interessant zu werden, einen Griff über die Welt seiner lebendigen und zusammenhängenden Anschauungen hinausgethan. Zu seinem Schaden.

Aber nur für die Heldin gilt das Gesagte, die übrigen Gestalten sind unzweifelhaft lebendige Menschen, wie wir sie sicher kennen und erkennen. Und da doch auch die Heldin neben viel Bedenklichem manche unzweifelhaft wahre Züge aufweist und die Problemstellung und -Lösung — Rettung vor moralischer Gemeinheit durch geniale Geistesveranlagung — die Arbeit eines bedeutenden Geistes heißen muß, so ist „Margarethe" zwar ein geringeres Buch als einige andere der gleichen Verfasserin, aber doch ein viel besseres als die unserer meisten weiblichen und auch männlichen Autoren.

Vortrefflich sind die zwei Erzählungen von Ferdinand von Saar: „Frauenbilder" (Nr. 2). Die erste sehr einfach, eine alltägliche Geschichte, wenn man will, aber wirkungsvoll erzählt und sehr anziehend durch das Bild Ginevra's: eine rührende Verherrlichung jungfräulicher Unbefangenheit und reinen Vertrauens, aber auch ein rührender Gesang der Untreue, der menschlichen Schwachheit.

Bedeutender ist das zweite Stück: „Geschichte eines Wienerkindes". Das ist keine Novelle, das ist trotz seiner Kürze ein Roman, und ein bedeutungsvoller; deshalb, weil er zu dem Gemälde, das Kunst und Literatur von unserer Zeit etwa auf die Nachwelt überliefern mögen, eine charakteristische und wesentlich nothwendige Farbe abgibt, ja weil er darin möglicherweise ein merklicher Pinselstrich sein wird.

Man könnte das interessante Product, von den Schlußseiten abgesehen, „Die Naturgeschichte einer Schriftstellerin" betiteln. Und sicher ist es nicht nur die einer einzelnen. Der Fall hat im Gegentheil etwas sehr Typisches — woher eben seine höhere künstlerische Berechtigung. Dessen scheint sich der Verfasser wohl bewußt gewesen zu sein; man merkt es an der warmen Liebe, womit er die heikle Geschichte vorträgt. Und noch eins läßt sich nicht verkennen: daß in Wirklichkeit das Erzählte viel Selbsterlebtes enthält, wofür der Erzähler es der Form nach auch ausgibt, und daß die Heldin vielleicht nach einem berühmten Modell gearbeitet ist. Ein um so lebendigeres Interesse bringt man dem Künstler entgegen, um so lieber glaubt man ihm. Wenn ein sechzehnjähriges Mädchen an einen Roman glaubt, den sie liest, und um den Helden bangt und zittert oder in Jubel aufjauchzt, so ist das ein ganz schöner Erfolg, meinetwegen, aber doch nicht allzu schwer zu erreichen; wenn aber ein Recensent bei seiner Lektüre sich darüber ertappt, das Gedruckte vor sich nicht mehr als eine mit Kunst „zusammengelogene" Geschichte, sondern für baare Wahrheit gehalten zu haben, Wort für Wort, etwa wie den brieflichen Reisebericht eines Freundes, von dem er gewiß weiß, daß er Selbsterlebtes erzählt: wenn das ein Autor fertig bringt, dann, meine ich, hat er mehr gethan als jener alte Grieche, der mit seinen gemalten Trauben Spatzen kirre gemacht hat; man mag immerhin den Recensenten für so naiv halten als man will.

Scheint übrigens die alte Fabel nicht zu beweisen, daß schon die alten Heiden, die Zeitgenossen der Venus von Milo und der Aspasia, nicht so schlecht auf den Naturalismus zu sprechen waren? Ferdinand von Saar ist es dafür um so mehr, wenn er sich auch nur sehr zurückhaltend, nur andeutungsweise ausspricht. Auch mit der Musik Richard Wagner's kann er sich nicht befreunden, und er scheint damit zwischen den beiden Erscheinungen neuzeitlicher Kunstäußerung einen innern und innigen Zusammenhang festzustellen. In der That geschieht das von Freund und Feind. . . . Daß man nur solche Wörter auf geistigem Gebiete gebrauchen muß! Und daß doch unter den Wenigen, die zu den höhern geistigen Regionen hinaufgelangen, es wieder so viel Trennendes geben muß. Denn nur Schranken wirken trennend. Daß sie auch so eng sind, wo sie am weitesten sind. . . .

Aber Zola mag noch so eifrig tolle Theorien aufstellen, im eigenen Schaffen gibt er nicht bloße farbige Bilder, sondern Bilder von tiefsinnigster gewaltigster Symbolik, Bilder mit aufsprühenden Funken, an denen zu hellerer Flamme sich die Fackel entzündet, womit der Genius das Räthsel des Lebens beleuchtet.

Und Ferdinand von Saar mag seine kleinen Abneigungen hegen, das verhindert nicht, daß er in der Geschichte seines „Wienerkindes" thatsächlich dem Realismus gehuldigt hat; denn in ihrer täuschenden Lebenswahrheit

beruht die Vortrefflichkeit dieser Erzählung. F. von Saar schreibt zwar die Sprache der alten Schule — weil sie eben die seinige geworden ist, und weil er sie mit Meisterschaft beherrscht; er vermeidet auch gewisse Details — weil seinen Geschmack die Erziehung einer gewissen Zeit beeinflußt hat, und er hat eine Reihe intimer Farben, die für gewisse jüngere Künstler charakteristisch sind, nicht auf seiner Palette — weil sie zur Zeit, als er in der Lehre stand, noch nicht existirten. Sind nun diese Thatsachen unter allen Umständen ein Nachtheil, ein Mangel, ein Abbruch? Ich möchte diese Frage nicht bejahen. Was soll man aber davon halten, wenn im Gegentheil behauptet wird, daß sie bedingungslos einen Vortheil, einen Vorzug, eine Ueberlegenheit bedeuten, ja daß sie geradezu eine Kunst höhern Ranges feststellen. Es sollte sich wirklich jeder einmal ruhig und ernstlich fragen, was für ein Sinn in einer derartigen Behauptung liegt, ob überhaupt einer darin liegt, und ob der daraus geschöpfte Parteihader vernünftig ist! Eins ist gewiß: wenn die Geschichte eines Wienerkindes noch weniger — Intimitäten (ich finde kein anderes Wort) enthielte, so wäre sie weniger werth.

In sehr starkem Gegensatze zu Saar's „Geschichte eines Wienerkindes" steht der „Lotsencommandeur", die erste der „Novellen aus der Heimat" von Adolf Wilbrandt (Nr. 3). Es ist das recht eine Novelle nach der Heyse'schen Definition. Aber diese hat ihr Gefährliches. Die Forderungen einer absonderlichen, einer unerhörten Situation oder Handlung verleitet leicht zu Gesuchtem und Gezwungenem.

Dem Lotsencommandeur (zu Warnemünde oder Rostock) ist vor alter Zeit die einzige Schwester verführt und zu Grunde gerichtet worden. Der Verführer lebt glücklich in Veracruz. Eines Tages geht ein Schiff bei Warnemünde unter. Der Lotsencommandeur rettet mit höchster Gefahr seines Lebens einen Menschen — den Sohn jenes Verführers. Dieser, kaum vom Scheintod erwacht und fast noch erst „künstlich athmend", verliebt sich in die Lieblingstochter des Lotsencommandeurs, in die „romantische" Korallina. Darüber Wuth und Zornschnauben des Vaters, Flucht der Liebenden; aber auch Lösung des Verlöbnisses der Tochter Sophie mit „ihrem Doctor", weil dieser keinen Grund hat, Wuth zu schnauben wie der Herr Schwiegerpapa. Nun Traurigkeit und Elend, Sophie hinsterbend. Da soll denn doch „ihr Doctor" wiederkommen. In derselben Nacht neuer Schiffbruch. Von dem Krankenbette des eigenen Kindes soll der Lotsencommandeur hinweg, um fremden Menschen das Leben zu retten. Es wird ihm schwer, aber er überwindet sich. Er rettet zwei Leben, das seiner Tochter Korallina und ihres Mannes, die beide direct aus Veracruz kommen. Darauf Verzeihung, Versöhnung, Genesung, allgemeine Zufriedenheit.

Von derartigen Darstellungen reizt es einen, den Inhalt anzugeben. Mehr braucht es aber auch nicht. Der Kundige denkt dabei: mit Speck fängt man Mäuse; denn ihm bleibt kein Zweifel, mit welcher Art Literatur er es hier zu thun hat: nicht mit jener, die ein lebendiges Studium des lebendigen Lebens sein will, nichts mehr und nichts weniger, sondern mit jener, die Unerhörtes erzählen will um jeden Preis; mit einer Literatur nicht für Männer, d. h. für ernste Leser, die sich bewußt sind, daß Dichtung etwas ist, wozu z. B. Goethe's und Shakespeare's Werke gehören, und das sie ernst nehmen so gut wie Wissenschaft oder Kunst oder Religion; nicht für Männer, sondern — eben für solche, die sie lesen. Natürlich kann ein solches Erzählungswerk sehr geistreich ausgeführt sein, und jeder wird mit Recht vermuthen, daß das bei Wilbrandt im höchsten Grade der Fall ist.

Die zweite Erzählung des Bandes, „Der Gast vom Abendstern", ist von anderer Art. Es ist die Geschichte einer „wunderbaren" Frau, einer Witwe, die, aus Herzensgüte, einen zweiten Mann nimmt, einen, der tief unter ihr steht, worüber sie hysterisch wird, weil sie, aus Opfersinn, sich weder gesetzlich noch ungesetzlich befreien mag. Zum Glück gibt ihr dieser Mann, der durch die Erzählung eines ziemlich abgeschmackten Märchens ihre Hand gewonnen, Gelegenheit, ihn vor dem Ertrinken zu retten, wobei sie selber in den Wogen untergeht. Den Schluß abgerechnet, ist das ein interessantes Thema; es fragt sich nur, wie es behandelt ist. Der Dichter selber hat sich offenbar etwas darauf zugute gethan, alles recht zart und fein gesagt zu haben. Er sagt es sogar so zart und fein, daß er, wo es darauf ankommt, einfach nicht sagt, sondern den Leser denken läßt, was er mag. Das ist in der Darstellung ein ewiges Versteckspielen. Man merkt auch hier, daß der Dichter bei jedem Satze ängstlich an sein Lesepublikum denkt. Ei, wenn's euch nicht ernst ist, was zu sagen, wenn ihr heikle Dinge nicht fest angreifen mögt, dann laßt doch lieber die Finger davon; überlaßt die Sache den Männern der Wissenschaft. Vielleicht habe ich aber auch die ganze Geschichte falsch verstanden; es ist auch möglich.

Die letzte Erzählung des Bandes, „Der Mitschuldige", ist dagegen ein ganz köstliches Stück. Sie ist wol auch sehr kunstreich componirt, aber zugleich so glücklich, daß selbst der feinste Wirklichkeitssinn nicht dadurch verletzt wird. Ist dies aber einmal der Fall, dann allerdings mag man gern die Kunst und die Erfindungsgabe des Fabulisten bewundern, um so lieber, wenn sein Zweck eine heitere Wirkung ist. Und man wird hier von dem zugleich geistreichen und gemüthlichen Humor um so mehr und um so angenehmer überrascht, als man ihn von dem Verfasser des Vorausgegangenen kaum erwartet hätte. Diesmal ist aber auch die, obwol sehr spannend gerathene Verwickelung nur der arabeskenhafte Rahmen und die Menschen dazwischen sind wirklich die interessantere Hauptsache, derentwegen allein der Rahmen vorhanden ist. Und so hängt auch der Humor, wo er am feinsten ist, nicht an den Situationen, sondern liegt tiefer, im Wesen des so armseligen und doch so herrlichen Helden Gottlieb Wenzel. So muß es sein. In diesem Sinne und in künstlerischer

Betrachtung ist darum diese heitere Geschichte ernster, als die so furchtbar ernst drohende des „Lotsencommandeurs".

Alles in allem werden die „Novellen aus der Heimat" — sie liegen in zweiter Auflage vor — kaum als ein bedeutendes Blatt im Ruhmeskranze ihres Urhebers bezeichnet werden können, und so ist es nur gut, daß der Dichter der „Messalina", der Biograph Heinrich Kleist's, der tiefsinnige Ausleger Hölderlin's, der Verfasser classischer Dialoge nicht darauf angewiesen ist.

„Im Zwing und Bann" heißt der neueste Roman von Wilhelm Jensen (Nr. 4). Der Titel ist diesmal nicht symbolisch oder moralisch gemeint, sondern er ist der Eigenname für gewisse vom ehemaligen Kloster Sanct-Blasien abhängige Gebiete, in der die Handlung des Romans sich abspielt. Dieser ist ein Buch von höchster Eigenart, durch das er den Leser ebenfalls in Zwing und Bann nimmt, auch wenn er nicht mit allem einverstanden ist. Das Charakteristische an dieser Dichtungsart ist die kühne Mischung einer fast märchenhaften, über alle gemeinen Wirklichkeitsbedingungen sich naiv hinwegsetzenden Naturssymbolik mit einer derben, bis zur Brutalität gehenden Realistik. Jene kommt hauptsächlich zum Ausdruck in dem Klosterbruder Wunibald und der Müllerstochter Madgard. Auch hat der Dichter das Bedürfniß gefühlt, ihre von aller menschlichen Umgebung abweichende Art, sowol im innersten Wesen wie auch in der äußern Erscheinung, besonders zu begründen, auf ihre Ursache hin zu erklären, und er thut dies sehr einleuchtend durch die Geschichte ihrer geheimnißvollen fremdartigen Abstammung. Madgard ist zwar die Tochter des Müllers, aber ihre ganze Wesenheit hat sie von der Mutter ererbt, wie diese von der ihrigen und so in weiblicher Folge zurück bis zu jener plötzlich in dem Thal auftauchenden Ahnfrau, die in ihrer Unbestimmtheit und Namenlosigkeit wie ein außermenschliches Wesen in mythischem Nimbus erscheint — wozu bedeutungsreiche Geschlechtsfolgen ja gerne zurückzuleiten pflegen. Und so erscheint auch Madgard als nicht recht zur Menschenwelt gehörig, sondern eher als ein in der Wassermühle bei gelegentlichem Besuch zurückgebliebenes Wasserfräulein des Märchens der deutschen Volksmythe. Sie ist aber doch mehr als ein willkürliches Spiel der Phantasie, als das sie kaum eine Berechtigung hätte. Sie trägt an sich einen sehr bestimmten Charakter, sie ist mit bedeutungsvollen vielsagenden Farben gemalt: sie ist mit einem Wort der poetische genius loci, die Nymphe des Thals, die verkörperte Stimmung der Landschaft. Wilhelm Jensen liebt solche dichterische Vermenschlichungen und Verkörperungen der geheimnißvollen Wirkungen der Natur auf unser Gemüth. Und sie sind recht seine Stärke, sein eigenstes Vermögen, sie gelingen ihm wie keinem, er übt mit ihnen einen wunderbaren Zauber. Er ist in diesem Sinn der Böcklin der Literatur.

Er ist überhaupt der stimmungsvollste Landschaftsmaler aller lebenden Novellisten. Dies beweist auch das neue Buch wieder. Denn nicht nur in mythischer Verkörperung, auch als unmittelbares landschaftliches Gemälde liegt hier der ganze Schwarzwald vor uns ausgebreitet und umflüstert uns mit seinen tausend heimlichen Stimmen, die uns von still einsamen Sommerwanderungen her so vertraut sind.

Darin hauptsächlich liegt der Werth dieses „sogenannten" Romans: „Im Zwing und Bann!" Die realistischen Gestalten des Buches sind dagegen nicht immer unanfechtbar. Gut gelungen ist der Abt Johannes, der blumenliebende, schönheitsschwelgerische, frieden- und liebebedürftige Prälat, der in seiner faulen Weichlichkeit doch nur Noth und Herzeleid stiftet. Und ein noch lieblicheres Ungeheuer ist die junge Gräfin Rotrude von Stühlingen. Wenn der Dichter bei ihr einige Uebertreibungen vermieden hätte, wäre sie eine geradezu wunderbare dichterische Schöpfung. Am meisten wirklichkeitstreu sind die „Hotzen" geschildert, die Bauern der Landschaft Hauenstein. Ihr sehr seltsam gemischter Charakter ist von dem stammlich so fernstehenden Dichter überraschend gut getroffen worden. Und wer die „Hotzen" kennt und ihre trotzige Verschlossenheit und Unzugänglichkeit, der weiß, daß sie nicht gerade leicht zu verstehen sind.

Karl Strecker ist zwar noch keine Berühmtheit; aber hoffentlich wird er's bald werden. Von ihm habe ich hier bereits den Roman „Die Familie Knippe" angezeigt, als ein Werk des feinern Humors, jenes einzig dichterischen, der manche Dinge nur deshalb so lustig zu nehmen scheint, weil er sie in Wahrheit, in der Tiefe seines Innern so sehr ernst nimmt, und dessen Wohlgefallen an den Menschen auf Erden die geheime schmerzliche Sehnsucht nach dem Himmel, ich will sagen, nach dem Besseren, nach der reinen, der göttlichen Schönheit nicht ausschließt, vielmehr nothwendig in sich begreift.

Strecker's zweites Buch „Hobelspäne" (Nr. 5) hält glücklicherweise, was das erste versprochen hat. Gleich die kleine Vorrede dazu ist köstlich. Es ist rührend zu sehen, wie dieser Mann der Elektrotechnik, der er im bürgerlichen Leben ist, als Dichter sehnsüchtige Blicke nach jenen Zeiten und Zuständen richtet, da die Menschheit noch keine leise Ahnung hatte von dem modernsten göttlichen Funken — und doch auch lebte.

In einzelnen Theilen sind die „Hobelspäne" ernster, in andern lustiger als die „Familie Knippe". Lustig ist die Mitte: die Erlebnisse des Herrn Karl Hase in Lohme, ein übermüthiges Stück, besonders verdienstlich durch reichhaltige humoristische Zeichnungen von Menschen und Situationen, womit der Dichter beweist, daß er sich seine lieben Nebenmenschen sehr genau angesehen hat, mit scharfen Augen, als einer, der menschlichen Verstand, Herz und Nieren prüft. Zum Ueberfluß ist die launige Geschichte mit unendlichen berliner Wortwitzen ausgestattet, und mehr als zum Ueberfluß sind sie noch durch Sperrdruck hervorgehoben. Beides hätte ich Karl Strecker gerne geschenkt. Wie er nur dazu kommt, er, dessen Wiege am Rheine stand!

Von den beiden ernsten Erzählungen gebe ich der erstern,

kürzern den Vorzug. Sie ist ein wahres Kleinod von Erzählungskunst. Das Ganze ist höchst poetisch in die stimmungsvolle Beleuchtung der Herdflamme gerückt, welche die Geschichte gleichsam an die Wand malt, in dem sie mit ihren unbestimmten Schatten und Lichtern in dem Erzähler längst eingeschlafene Erinnerungen weckt. Und in diese melancholische Dämmerung ist eine peinlich correcte Darstellung des Rennsports gestellt, so sportsmäßig correct, daß man staunen muß. Wir haben für eine derartige gleichmäßige Erfassung und Ineinander-Verarbeitung des Aeußerlichsten und Innerlichsten nicht allzu viele Beispiele.

Benno Rüttenauer.

Poetische Neuigkeiten.

1. Aniligka. Eine poetische Erzählung aus dem hohen Norden von Emil Bessels. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Otto Baisch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 12. 3 M.

Die Poesie soll — so scheint es — allmählich ihre Souveränetät verlieren und zur Dienerin der Wissenschaft herabsinken. Die ganze sogenannte historische Schule in unserer modernen Romanliteratur — ich nenne nur Georg Ebers — bezweckt ja im Grunde nichts anderes, als den Leser in schmackhafter Form über die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zu unterrichten. Einem ganz ähnlichen Zwecke dient das vorliegende Büchlein, nur mit dem Unterschiede, daß der Verfasser seine Absichten ganz unbefangen äußert und durchaus nicht nach besonderem Dichterruhme strebt, während der archäologische Roman mit dem Anspruch auftritt, als Dichtung genommen und nach den Regeln der Aesthetik beurtheilt zu werden. In einer Einleitung spricht sich der gelehrte Verfasser ganz verständig darüber aus, was ihn zu der Niederschrift seiner „Aniligka" veranlaßt hat. Im Jahre 1872 erlitt er mit der amerikanischen Nordpolexpedition in der Nähe des 76. Breitengrades und des 66. Grades westlicher Länge Schiffbruch. Mit einigen Gefährten rettete er sich nach der Insel Ita, deren Einwohner er während eines neunmonatlichen Aufenthaltes ziemlich genau in ihren Sitten und Gebräuchen kennen lernte. Der ganze Stamm bestand aus etwa 100 Personen, die sich für die einzigen Bewohner der Erde hielten.

Ich habe — so äußert sich Bessels in der Einleitung — fast sämmtliche Eskimoschädel, die sich in europäischen und amerikanischen Sammlungen finden, gewissenhaft ausgemessen, sie gezeichnet und ihre sogenannte Gehirncapacität bestimmt; alle die Arbeiten jedoch, welche die Ergebnisse dieser Untersuchungen enthalten, vertragen sich nicht mit der eingehenden Schilderung dessen, was in diesen Gehirnen vorgeht, solange sie von rothem, warmem Blut durchströmt sind. Ich aber hatte das aus eigenster Anschauung kennen gelernt, bis zu einem gewissen Grade mit erlebt, und so wurde denn der lebhafte Wunsch in mir rege, einem größeren Leserkreis in einer diesem Zweck und meinem eigenen Bedürfniß genügenden Form das Denken und Fühlen, das Leben und Treiben eines Völkchens zu schildern, welches inmitten der großartigen starren Landschaft seiner Heimat so ganz anders erscheint, als jene verkommenen schwindsüchtigen Grönländer und Bewohner Labradors, die man in neuerer Zeit dem Publikum gleich Wunderthieren vorführt.

Seine Absichten hat der Verfasser in einer recht ansprechenden Form durchgeführt, wenngleich eben der rein dichterische Gehalt allein nicht ausreichen würde, um dem Büchlein das nöthige Interesse zu sichern. Immerhin ist es auch vom ästhetischen Standpunkte aus werthvoller, als unzählige andere Dilettantengedichte, wie z. B.:

2. Ein Mönch. Epische Erzählung von Theodor Salburg-Falkenstein. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Wir haben es hier mit einer ganz gruseligen Schauergeschichte zu thun, deren Zweck nicht recht erkennbar ist. Ein Vater sperrt seinen Sohn gegen dessen Willen ins Kloster. Der Abt ist der Onkel des Unglücklichen, den er auf jede mögliche Weise zur Verzweiflung treibt und schließlich lebendig einmauern läßt. Das alles thut der Brave, um sich an seinem Bruder zu rächen. Derartige unnatürliche Scheusale wie dieser Abt pflegen sonst nur in Colportageromanen aufzutreten. Schließlich ereilt auch ihn die Nemesis. Die Erzählung endet mit einem allgemeinen Gemetzel, bei dem so ziemlich alle handelnden Personen ums Leben kommen. An Gemeinplätzen und gereimter dürrer Prosa ist kein Mangel. Was hat sich denn der Verfasser eigentlich dabei gedacht, als er die folgenden Verse gesperrt drucken ließ:

O die Welt ist schön! — Doch alles
Sich die Menschen selbst zerstören
Durch die wilden Leidenschaften,
Die sich selbst zuletzt verzehren! . .

Diese Verse enthalten doch wirklich keinen überwältigend neuen Gedanken! Der Trochäus ist im allgemeinen auch recht ungeschickt gehandhabt. Es fehlt nicht an so zerhackten und dabei trivialen Strophen, wie:

Liebe, die sich selbst vergißt, und
Weiß, wie andrer Wunden brennen. —
Weiß, daß alle Menschen sind, die
Wenig sich beherrschen können!

Auch diese Stelle hat der Verfasser gesperrt drucken lassen. Hoffentlich wird niemand darüber tiefsinnig. Nur ganz vereinzelt taucht gelegentlich ein Bild oder Gedanke auf, der an poetische Anschauungsweise streift.

3. Laetate. Fröhliche Lieder von V. F. L. Steger. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M.

Ein sehr unschuldiges, harmloses, aber gar zu unbedeutendes Büchlein. Gedichte wie „Wassernoth", „Leidener Flasche" und andere können doch nur als seicht bezeichnet

werden. Inhalt der „Leidener Flasche“: Um dem Pluto das Naschen abzugewöhnen, kauft der Studio eine Leidener Flasche, mit der er einen Faden in Verbindung bringt. Pluto geht natürlich auf den Leim, und der Funken wird entladen:

Ohnmächtig liegt der Hund darnieder.
Kalt Wasser und ein Stock von Flieder
Erwecken ihn zum Leben wieder.

Derartiges paßt doch wohl mehr in Kinderfibeln oder „unzerreißbare Bilderbücher“. Dort hätte es auch von keinem bösen Kritiker zerrissen werden können. Im übrigen ist es nicht ausgeschlossen, daß der Verfasser, dem es ja an froher Laune nicht fehlt, späterhin einmal Annehmbares bietet.

4. Wiener Elegien von Logos. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M.

Diese Elegien sind meist recht formvollendete Distichen und zeichnen manches treffende und charakteristische Zeitbild. Nur selten wird man durch mangelhafte Handhabung des antiken Versmaßes unangenehm berührt. Das geschieht unter anderm auch, wenn die Cäsur an ungeeigneter Stelle stattfindet. Jedenfalls machen Einschnitte, wie beispielsweise

Eint Antipoden in Hu | manität zu gemeinsamen Werke —

stets einen gewaltsamen Eindruck. Und nun schließt die eine Hälfte des Hexameters gar mit einem „Hu!“ Ich mache diese kleine Ausstellung nur aus dem Grunde, weil sich der Verfasser in einer Einleitung über die Technik des Distichons verbreitet. Der Dichter ist ein warmfühlender österreichischer Patriot und Wiener. Seine Charakterisirung Berlins wird vielen zwar als scharf und einseitig erscheinen, ist aber im Grunde doch nicht ganz unzutreffend:

Volk von Berlin! Dein Geist, wie würzt er so beißend die Sprache,
Dreist, voll Dünkel und Hohn, glaubst du dich Areopag.
Selbstisch und speculativ, anbetend den Gott des Erfolges,
Kanntest du anderer Recht nimmer, — das eigene nur!
Stolz mag üppig gedeihn, wo Intelligenz die Parole,
Wehe dem warmen Gefühl, sucht es Befriedigung dort!
Wehe auch dir, Poesie, wenn dorthin je dich verirrend,
Uniformirt du wirst, unter die Garde gesteckt,
Unter Rekruten gedrillt und erzogen im strammen Berufe,
Stimmst dein Lied du herab fürder zum schrillen Signal.
Schnöde Vergötterungssucht, weihräuchernd mit Lobhudeleien,
Lähmt des Pegasus Flug, schändet zur Mähre das Roß.
Nicht an dem Herzen des Volks vermöchtest du, Muse, zu blühen,
Nicht an der Pracht der Natur . . . Fläche empfängt dich und Sand.
Schüttle, o Muse, den Staub von den Füßen und wende den Rücken,
Suche den deutschen Parnaß eher im herzigen Wien.

Und an einer andern Stelle:

„Wat ick mir davor koofe!“ So lautet die traurige Losung, —
Volkswitz schlägt Kapital aus den Gesinnungen selbst.
Was nicht unmittelbare Verwandlung gestattet in Geldwerth,
Werthlos ist es zur Zeit, dient dem Berliner zum Hohn.

Das heißt zwar nur eine Seite, diese aber auch scharf beleuchten. Der Verfasser ist Idealist und verleugnet sich als solcher auf keiner Seite. Etwas befremdend wirken nur seine philosophischen Auseinandersetzungen, die mir nicht besonders tief erscheinen wollen:

. . . Brav so! Räthsel bestehen nicht länger im Wesen des Weltalls:
„Kreislauf“, ewiger Reih'n, waltet als Weltengesetz.
— — — — — — — — — — — — — —
„Kreislauf“, schlichter Gedanke, du lösest den gordischen Knoten,
Unserem Geiste geschürzt, lösest die Räthsel des All.

Nun, so ganz „schlicht“ ist die Sache denn doch nicht. Das sollten Sie doch wissen, Herr — „Logos“.

5. Skizzenbuch eines Einsamen. Von Hermann Menkes. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M.

Hatten wir es in den „Wiener Elegien“ mit einem klaren verständigen Idealismus zu thun, so finden wir in dem „Skizzenbuch eines Einsamen“ den genauen Gegensatz vertreten. Dem Heftchen ist eine Reihe von Kritiken über frühere Veröffentlichungen desselben Verfassers angehängt. Nach diesen Urtheilen wäre Herr Menkes jedenfalls einer der bedeutendsten deutschen Dichter. Ich bedaure, mich dieser so günstigen Meinung nicht ohne weiteres anschließen zu können. Ich vermisse in den vorliegenden Gedichten und Skizzen vor allem verständliche Gedanken. Oder kann man sich bei Rhythmen, wie die folgenden, überhaupt etwas Vernünftiges denken:

. . . Da weinen sie zu ihm (dem „Leidensgott“?) auf,
Die jungen Seelen
Unschuldiger Kinder:
Zeige, zeige uns das Thor der Gnade! . . .
Und horch,
Da tönt wieder
König David's Harfe —
Ein Erlösungslied,
Ein Zionsruf!
Doch noch trauert
Und seufzt
Und klagt
Die Weltseele . . .
Vor der leuchtenden
Pforte der Gnade
Sank leblos hin
Die alte Leidensmenschheit —
Doch der Weltschoß gebar
Ein neues Geschlecht . . .
Und auf ihre Stirnen schrieb
Der Leidensgott:
Erlöst werden eure Leiden
Im ewigen Leide nur! — — —
— — — — — —
War es ein Traum nur —
Meine Seele?

Das klingt ja ungemein tiefsinnig, erweist sich aber bei näherer Betrachtung als eine Phrasensammlung schlimmster Sorte. Was ist das für ein entsetzlicher Rattenkönig von philosophischen Begriffen, dieses Ragout, in dem „Gott“ „Weltseele“, „Weltschoß“, zusammengekocht werden! Und derartiger Stellen gibt es viele, ja, sie bilden den Haupt-

inhalt der Schrift. Der Verfasser ergeht sich in Phantasien, die jeder Plastik, in pessimistischen Ergüssen, die aller Gegenständlichkeit entbehren. Dieser unwahre Weltschmerz wird nachgerade unerträglich. Wir verstehen eine wahrhaft pessimistische Weltanschauung und sind weit davon entfernt, dem Dichter das Recht zu bestreiten, diese Weltanschauung in poetische Formen zu kleiden. Wir wollen aber dann auch von der inneren Begründung, Wahrheit und Berechtigung eines solchen Pessimismus überzeugt werden und nicht nur Klagen hören, für die uns jede innere Erklärung fehlt. Daß die modernen pessimistischen Philosophen dem Verfasser bei der Arbeit über die Schulter geschaut haben, ist wol selbstverständlich. An einer Stelle wird sogar in einer Fußnote bemerkt: „nach E. von Hartmann". Aber schon eine derartige Bemerkung ist durchaus unkünstlerisch. Es zeugt davon, wie wenig der Verfasser den philosophischen Gedanken innerlich zur Empfindung verarbeitet, wenn er in einem lyrischen Gedichte die Aussprüche anderer als Eideshelfer heranzieht. Was soll weiter mit Sätzen, wie die folgenden ausgedrückt werden:

. . . O Gedanken=
Seeleneinsamkeit,
Nichts gleicht deinem Weh,
Du bist das Blut, niemandem geopfert, (?)
Das Licht, das nutzlos das graufe Weltchaos beleuchtet.
Flackere, lösch' aus, du Feuer meines Herzens!
Wie gleichst du ganz einem Grabhügel
Eingesargter Hoffnungen, erstorbener Wünsche.

Ist das wohl etwas anderes als rhetorischer Schwulst? Und wie schief, wie unplastisch sind die poetischen Vergleiche! Das „Feuer" wird mit einem „Grabhügel" verglichen! Die Sprache des Herrn Menkes ist übrigens auch sonst gesucht, manierirt und geschmackslos bis zum Ueberdruß:

. . . Sie hielt krampfhaft fest ein armseliges Bündel, gleichsam ein Ausrufungszeichen des Elends. Sie hätte schön sein können, die Arme — aber sie war nur ein unerfüllter Traum . . . ein Fragezeichen der Natur.

Gleichwol zeigt Menkes Spuren von Talent und poetischer Empfindung. Er bewegt sich aber zweifellos in einer ungesunden Richtung; daß er in dieser durch gar zu gefällige Kritiker bestärkt wird, ist sehr bedauerlich. Damit wird ihm sicherlich kein guter Dienst erwiesen. Ernstes, unermüdliches Ringen nach Klarheit und Wahrheit, Einfachheit und fester Gegenständlichkeit könnte ihm allein zu wirklichen literarischen Erfolgen verhelfen. Vorläufig hat seine Muse die Kinderkrankheiten noch nicht überwunden.

6. Gedichte von Adele Klein. Dresden, Pierson. 1891. 12. 2 M.

Dilettantenwaare! Es ist immer schon ein sicheres Merkmal des Dilettantismus, wenn ein „Dichter" vorwiegend sein eigenes „Lied" besingt. Und Adele Klein verfügt über wenig andere Stoffe, als ihre eigene Dichtergabe. Was sie uns alles davon zu erzählen weiß, was wir ihr alles aufs Wort glauben sollen! „Aphroditengleich" steigt ihr Lied „aus dem weißen Schaum der Wellen".

Und was ich singe, ist die Thräne,
Und was ich schreib', schreib' ich mit Blut.

Aber, aber, Frau Adele! Wer hat Ihnen denn was zu Leide gethan? Sie sagen doch selbst an einer andern Stelle:

Ich flieg' ins Nest der Dreißiger
Mit lautem Jubelsingen,
Und fliege um so fleißiger
Aus auf der Schönheit Schwingen.

Nun also! — Das Büchlein schließt mit den Worten:

. . . So komme nun heran, was kommen mag!
Ob ihr als Träumerin mich laut verlacht,
Ob Lorber mir das Haupt umkränzen will,
Ob ihr ein Zeichen nach der Stirne macht — (!)
Ich bleibe, wo ich bin und halte still.

Ich glaube, die Verfasserin gibt sich unbegründeten Besorgnissen hin. Ich meinerseits möchte nicht so ungelant sein, ihr „ein Zeichen nach der Stirn" zu machen, aber mit Lorber möchte ich ihr Haupt auch nicht gerade bekränzen. Gedichte, wie die von Adele Klein, mögen im engsten Familien= und Freundeskreise ein persönliches Interesse finden, auf den Büchermarkt gehören sie nicht. Und war es denn wirklich so ganz unumgänglich nothwendig, diese Gedichte drucken zu lassen?

7. Traumeskinder. Erzählende Dichtungen von Adyr Seyth. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.

Nonum prematur in annum! Auch dieser Verfasser hätte mit der Veröffentlichung seiner Geisteserzeugnisse ruhig noch warten können, ohne dadurch einen Verrath an der deutschen Nationalliteratur zu begehen. Einzelnes ist ja ganz hübsch, und wäre das ganze Buch aus Stücken zusammengesetzt, wie beispeilsweise „Am Elfbronnen", dann hätte man es immerhin eine leidliche Gabe nennen können. In seiner vorliegenden Gestalt ist es aber von sehr fraglichem Werthe. Ansprechende, von freundlichen Empfindungen getragene Strophen werden von blutarmen Phantasien und sentimentalen lyrischen Gemeinplätzen überwuchert. An der Form läßt sich gleichfalls viel aussetzen. Mit der Steigerung durch das Wörtchen „so" wird besonders viel Unfug getrieben. „Sie hat ihn geküßt so schweigend" — was heißt das? Wie schweigend kann man denn küssen, und kann man denn überhaupt in verschiedenen Graden schweigen. Unschön berührt der häufige Apostroph bei „es": „'s ist nur der Sonne Flimmern", „'s ist nur des Abends Röthe", „'s ist nur die schlanke Birke". Falsch ist das künstlich eingeschobene letzte „e" in „verscheuchet", „versteckет" u. s. w., falsch sind auch Reime wie „Schneee" auf „Höhe". Häufig fällt der Verfasser (oder Verfasserin?) ganz vom Pegasus — will sagen aus dem Rhythmus:

Glück zu! es naht ein Steuer,
Geborgen bist du, Matros;
Und bald — andres Schiff, andre Heuer!
Das ist des Seemanns Los.
— — — — — — — — —

Obeliske sieht er ragen;
Steinsphynxe ruhn im Sand,
Traumhaft wie in alten Tagen:
Der Pyramyden Land.

Dem lieben Reim werden auch zu weitgehende Zugeständnisse gemacht:

Einst wohnte in den Alpen,
So künden Sagen leis' —

Warum denn „leis'"? Doch nur wegen des elenden Reimes auf „Edelweiß"!

8. Kleine Lieder. Gedichte von Hermann Kiehne. Diamantausgabe. Nordhausen, Verlag des „Hausbuch deutscher Lyrik". 1892. 16. 1 M. 50 Pf.

Hermann Kiehne hat eine große Vorliebe für das Kleine. Sein „Hausbuch" erscheint in Miniaturformat, und auch das vorliegende Büchlein ist von rührender Kleinheit. In frühern Zeiten, als man nicht ausgehen mochte, ohne sich einen Band Gedichte in die Tasche gesteckt zu haben, da hätte eine derartige Rücksichtnahme auf die Bequemlichkeit des Lesers nur dankbar begrüßt werden können, heutzutage aber haben derartige Spielereien à la Bosco in der Westentasche keinen Zweck. In der Tasche des modernen Deutschen wird man keine Gedichtbücher finden, an deren Stelle wol aber häufig ein Spiel — Skatkarten. Doch wir wollen mit Herrn Kiehne über diese Aeußerlichkeiten nicht länger streiten. Das sind schließlich Geschmackssachen. Es freut mich, laut anerkennen zu dürfen, daß der Verfasser ein wirklicher Dichter ist, kein Titan zwar, der die Götter des Parnasses stürzen wird, aber doch ein liebenswürdiger Sänger, dem manche schöne Weise, mancher gute Klang gelungen ist. Ein Gedicht, das mich ganz besonders angesprochen hat, will ich hier wiedergeben:

Stört mir meine Kreise nicht,
Wenn in einsam stiller Klause,
Fern vom hohlen Weltgebrause,
Zum Gebete, zum Gedicht
Sich die Seele will erheben;
Wenn wie mildes Mondenlicht
Nach des Tages Mühn und Streben
Sich ein holdes Angesicht
Zu dem Träumer niederbeugt,
Aller Sorgen tiefe Schatten
Lächelnd von der Stirne scheucht —
Im Gebete, im Gedicht,
Stört mir meine Kreise nicht!

Stört mir meine Kreise nicht,
Trübt mir nicht die schönsten Stunden,
Wenn die Herzen sich gefunden
Und zum Sohn die Muse spricht;
Wenn ich träumne, wenn ich sinne,
Wenn mein Leben zum Gedicht,
Wenn zum heil'gen Lied der Minne
All mein Wesen sich verflicht;
Wenn den Bann mir vom Gemüth
Nimmt ein warmer Sonnenregen,
Daß es wieder grünt und blüht —
Im Gebete, im Gedicht,
Stört mir meine Kreise nicht!

Auch sonst findet sich manches hübsche Gedicht in der Sammlung. Kiehne verfügt über lyrische Stimmung und sinnig-innige Naturempfindung. Nicht alles ist gleichwerthig, einzelne „Spielmannslieder" z. B. wären ihres allzu harmlosen Inhalts wegen am besten gar nicht aufgenommen worden; aber das Ganze ist doch die Gabe eines Talents und kann deshalb den paar Freunden lyrischer Dichtung, die es heute in Deutschland vielleicht noch geben mag, mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Deutsche Fürsten und Fürstinnen.

1. Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern von A. Freund. München, Beck. 1891. 8. 4 M.
2. Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus den Lebenstagen der Zollernfürstinnen von Johanna Baltz. Zwei Bände. Düsseldorf, Bagel. 1891. Gr. 8. 6 M.
3. Hohenzollern-Besuche in Erfurt. Zur Feier der Anwesenheit Ihrer Majestäten des Kaisers Wilhelm II. und der Kaiserin Augusta Victoria vom 13. bis 17. September 1891 in Erfurt. Verfaßt von Albert Pick. Erfurt, Neumann. 1891. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.
4. Prinz Heinrich von Preußen. Ein seemännisches Lebensbild von Adolf Lauggnth. Halle, Niemeyer. 1891. Gr. 8. 6 M.

Unter den durch Geist und Charakterstärke ausgezeichneten deutschen Fürstinnen hat sich der Verfasser der „Frauengestalten" A. Freund (Nr. 1) einige der hervorragendsten zur Porträtirung ausgewählt. Die erste ist die bairische Prinzessin Elisabeth, die in erster Ehe den stanfischen König Konrad III., in zweiter den Grafen Meinhard von Görz und Tirol heirathete. Sie war die Mutter Konradin's, des letzten Stanfen, somit die Frau, die sich von seinem Geschick am meisten getroffen fühlte. Das letzte der Frauenbilder ist das der Königin Luise von Preußen, jener wundervollen Rose von Mecklenburg-Strelitz, welche durch ihre Feinfühligkeit, durch ihr richtiges Verständniß für politische Lagen und Aufgaben, durch ihre heroische Ergebung in den drohenden Zusammenfall der preußischen Monarchie auf Jahrhunderte sich ein treues Andenken gesichert hat. Von den andern Frauen erwähnen wir die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, die durch die kurzsichtige Politik ihres Vaters Herzogin von Orléans und Schwägerin des Königs Ludwig XIV. von Frankreich wurde. Sie hatte immer Heimweh nach ihrem Heidelberg, vollends als es sammt dem Schloß auf Ludwig's Befehl in einen Schutthaufen verwandelt worden war, blieb stets die fière Palatine und kam der intri-

guanten Frau von Maintenon, mit welcher der König eine heimliche Ehe eingegangen hatte, nur so weit entgegen, als sie dazu gezwungen wurde. In ihren Briefen heißt sie dieselbe „die alte Zott", „die alte Hex", nöthigt aber trotz dieses Hasses dem alten König Achtung ab. Sie zeigte sich in allem als eine kerndeutsche Natur, bis auf die Speisen und Getränke hinaus, von denen sie Krautsalat mit Speck, Schinken und Knackwürste und den bacharacher Wein den Erzeugnissen der französischen Küche und den köstlichen Weinen Frankreichs weit vorzog. Als sie 1722 starb, hielt der berühmte Kanzelredner Massillon die Leichenrede und sprach das schöne Wort: „Son caractère est son éloge." Eine andere deutsche Prinzessin, welche am Hofe von Versailles und Paris namenlos unglücklich geworden ist, war Marie Antoinette, die Tochter der Kaiserin Marie Theresia. Von den vielen Fehlern, die ihr, namentlich von dem sittenlosen und ehrgeizigen Herzog von Orléans, angedichtet worden sind, ist wol nur der der Verschwendung, die sie bei ihren Festen in Trianon ausübte, begründet. Ihr Gemahl, König Ludwig XVI., hielt es für angemessen, die ihm an Geist überlegene Gemahlin am Conseil mit dem Recht der Abstimmung theilnehmen zu lassen. Graf Mirabeau hätte vielleicht das königliche Haus retten können, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Das Mislingen der Flucht nach Varennes nahm alle Hoffnung. Es kam der 10. August 1792, die Einsperrung im Temple, die Hinrichtung des Königs, die Trennung des Dauphin von ihr, die Guillotinirung der Königin. „Mir kann nichts mehr wehe thun", sagte sie den Tag vorher, als sie die Stirn an den niedern Thürrahmen stieß und gefragt wurde, ob sie sich wehe gethan habe.

Eine andere Galerie von deutschen Fürstinnen und zwar von „Rosen am Zollernstamme", gibt uns Johanna Baltz (Nr. 2). Sie hält sich nicht blos an das Historische, sondern liebt es, an jenes Erzeugnisse der Phantasie anzuknüpfen und beides zu einem lebensvollen Ganzen zu verschmelzen. In „Schön Elslin" bespricht die Verfasserin die Vermählung der Prinzessin Else von Baiern-Landshut mit dem Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg aus dem Stamme der Hohenzollern, der unter dem König Sigismund Statthalter der Mark Brandenburg wurde und große Mühe hatte, die dortigen Ritter, welche von Raub lebten, an Ordnung zu gewöhnen. Sobald Else, die in der fränkischen Kadolzburg wohnte, von der mislichen Lage ihres Gemahls hörte, brach sie mit einem bewaffneten Haufen nach Brandenburg auf und half ihrem Gemahl den räuberischen Adel, unter welchem sich besonders die Quitzow auszeichneten, zu unterwerfen oder zu vernichten. Eine andere Erzählung, „Walpurgisnacht" betitelt, versetzt uns in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, wo die Schweden unter Gustav Adolf vor Berlin stehen. Der Kurfürst Georg Wilhelm befindet sich mit seiner Gemahlin, der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, in der Stadt und letztere seufzt vor sich hin: „O Gott, was sollen wir thun?" worauf der elfjährige Friedrich Wilhelm, der spätere „Große Kurfürst", ausrief: „Mit dem Schwert dreinschlagen!" Das hätte wol weniger genützt als der Gang, den sie am 1. Mai 1631, in der Walpurgisnacht, mit ihren Kindern antrat, um den Schwedenkönig durch ihre Bitten zum Abschlusse eines Bündnisses mit Georg Wilhelm und zum Abzug zu bewegen. In ähnlicher Weise sind die beiden Erzählungen „Die Wasserrose von Rheinsberg" und die „Alpenrose" gehalten, von denen erstere aus dem Leben der Gemahlin Friedrich's des Großen, letztere aus dem Leben der Prinzessin Elisabeth von Baiern, der nachherigen Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, einiges mittheilt, Dichtung und Wahrheit geschickt miteinander verbunden. Auch die andern Erzählungen zeugen von dem schönen Talent der Verfasserin, die Prosa des Lebens durch die Rosen der Poesie zu beleben und zu verschönern.

Die kleine Schrift „Hohenzollern-Besuche in Erfurt" (Nr. 3) beginnt mit dem Jahre 1289, in welchem der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, Graf von Hohenzollern, zugleich mit König Rudolf von Habsburg, dem jener viele wichtige Dienste geleistet hatte, längere Zeit in Erfurt verweilte, und schließt mit dem Besuche, den der jetzige Kaiser Wilhelm mit seiner Gemahlin während der Manöver von 1891 dort machte. Wir vermissen aber gerade hier die Wiedergabe des vom Kaiser am 14. September beim Paradeessen gehaltenen Trinkspruches, der unter anderm die Worte enthielt: „Hier in Erfurt ist ein ernster Punkt in der preußischen Geschichte. An diesem Orte hat uns der corsische Parvenu aufs tiefste erniedrigt, aufs scheußlichste geschändet, aber von hier ging 1813 auch der Rachestrahl aus, der ihn zu Boden geschmettert." Von den vielen Hohenzollern-Besuchen in Erfurt ist keiner so interessant wie der des Prinzen Wilhelm von Preußen, des Bruders des Königs Friedrich Wilhelm III. Vom 27. September bis 14. October 1808 tagte in Erfurt der Fürstencongreß, bei dem Napoleon und Kaiser Alexander von Rußland sich als Herren der Welt aufspielten und ein „Parterre von Königen" den Machtsprüchen dieser Großherren lauschte. Dort wurde auch die zwischen Frankreich und Preußen obwaltende Differenz über die Höhe der Kriegscontribution durch die Bemühungen des Prinzen Wilhelm und des Kaisers Alexander beigelegt. Dem grausamen Hohn Napoleon's, der am 7. October auf dem Schlachtfelde von Jena eine Hasenjagd veranstaltete, begegnete der Prinz durch Ablehnung der Einladung.

Das Leben des „Prinzen Heinrich von Preußen" (Nr. 4) ist von M. Langguth ebenso treu als anziehend geschildert. Am 14. August 1862 geboren, hatte er unter den sorgenden Augen seiner kronprinzlichen Aeltern eine glückliche Kinderzeit. Am 11. September 1874 kam er mit seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, nach Kassel, um dort, wie bisher in Potsdam, zunächst Privatunterricht zu erhalten und 1876 in das Realgymnasium einzutreten. Die beiden Brüder bewohnten mit ihrem Gou-

verneur, Generallieutenant von Gottberg, das Fürstenhaus in Kassel und siedelten im Sommer nach Wilhelmshöhe über. Im Januar 1877 verließen sie Kassel, nachdem Wilhelm das Abiturientenexamen abgelegt, Heinrich das Reifezeugniß für die Obersecunda mit dem Prädicat „gut" erhalten hatte. Letzterer hatte sich zunächst für die Confirmation vorzubereiten, die am 28. März 1877 erfolgte; verließ am 16. April aufs neue das Aelternhaus, um in Begleitung seiner Gouverneure, des Generals von Gottberg und des Kapitänlieutenants Freiherrn von Seckendorff, sich nach Kiel zu begeben und dort die Cadetten-Eintrittsprüfung abzulegen. Nach erfolgter infanteristischer Ausbildung und nach kurzer Anweisung im Segelexerciren fuhr er auf der „Niobe" in die Ost- und Nordsee und wurde während sechs Monate mit den übrigen Seecadetten in die Geheimnisse des Seedienstes eingeweiht. Es folgte der Besuch der Marineschule zu Kiel, die Ablegung des Seecadettenexamens, ein einmonatliches Commando mit praktischem Cursus auf dem Artillerieschulschiff, mit Urlaub bis zum October 1878. Als alles das glücklich beendigt war, wurde die große Reise um die weite, weite Welt angetreten, welche von October 1878 bis September 1880 dauerte. Prinz Heinrich machte die Reise auf der Corvette „Prinz Adalbert" als Unterlieutenant zur See mit; sein militärischer Gouverneur war Freiherr von Seckendorff, Commandant des Schiffes war Kapitän MacLean. Vor der Einschiffung kamen die Aeltern, die Brüder Wilhelm und Waldemar. Auf dem Verdeck des „Prinz Adalbert" stellte der Kronprinz seinen Sohn vor und empfahl ihn der Obhut des Kapitäns, welchen er bat, den Prinzen zu einem tüchtigen, sich selbst vertrauenden Seemann heranzubilden, ihn würdig vorzubereiten auf die verantwortliche Stellung, die er in der deutschen Marine einst einzunehmen bestimmt sei. Seinen Sohn erinnerte er, stets zu bedenken, daß es bei den Prinzen ihres Hauses althergebrachter Brauch sei, gehorchen zu lernen, um später nach erlangter Berufsthätigkeit befehlen zu können. Darauf folgte der Abschied von den Aeltern und den Brüdern, die Fahrt durch Belt und Kategatt, die Ankunft in der Nordsee, das Einlaufen in Plymouth, die Ausfahrt in den Atlantischen Ocean, wo Porto Santo und Madeira besucht, unter heftigem Sturm nach Teneriffa abgefahren und im Hafen von St.-Vincent vor Anker gegangen wurde. Die Fahrt nach Rio de Janeiro mußte aufgegeben werden, da die Nachricht vom Ausbruch des gelben Fiebers in dieser Stadt zur Vorsicht mahnte. Der Commandant beschloß daher, von St.-Vincent die Richtung nach Montevideo einzuschlagen. Beim „Passiren der Linie" wurde an denjenigen Seeleuten, die zum ersten mal den Aequator durchquerten, die Schiffstaufe vollzogen, auch die Aufführung eines heitern Volksstückes damit verbunden. Darauf fuhr das Schiff nach Montevideo, passirte die Magelhaensstraße, besuchte Valparaiso und Lima, Panama und Acapulco und landete in Honolulu, wo der Prinz die Nachricht von dem Tode seines Bruders Waldemar erhielt. Die weitere Fahrt, auf welcher das Schiff vom Teifun erfaßt und dem Untergang nahe gebracht wurde, ging nach Japan und China, von da nach Java und der Capstadt. In Sankt-Helena wurde halt gemacht, und der Prinz betrat oben auf der Hochebene in der einsamen Meierei Longwood jenes bescheidene Haus, wo der geniale Feldherr und Eroberer, der Bezwinger der abendländischen Welt, als Gefangener Fluchtpläne schmiedete. Rasch ging die Rückfahrt weiter, nach Ferrol und Plymouth, und am 29. September 1880 lief die Corvette im Hafen von Kiel ein, wo Aeltern und Bruder den glücklich Heimgekehrten begrüßten. Darauf machte der Prinz die Seeoffiziersprüfung und kehrte am 7. October nach Potsdam zurück. Die nächsten zwei Jahre brachte Prinz Heinrich bei den Seinigen zu, mit Ausnahme von fünf bis sechs Monaten, die er zu einer Erholungsreise nach Aegypten, Italien und der Schweiz verwandte. Bald darauf wurde die zweite größere Seereise angetreten, welche vom 10. October 1882 bis zum 13. März 1884 dauerte und dem Besuch Westindiens und Südamerikas galt. Die für diese Fahrt ausgewählte Corvette „Olga" hatte gleich im Beginn der Reise einen heftigen Sturm auszuhalten. Die Reise ging nach den Antillen, nach Venezuela und Brasilien, in welchem Lande die Hafenstädte Pernambuco und Bahia besucht und längere Zeit in der Hauptstadt Rio de Janeiro verweilt wurde. Auf der Rückfahrt wurde noch einmal Westindien besucht, in Jamaica und Cuba verweilt und in Plymouth gelandet. Nach einem kurzen Besuche in Windsor und in London fuhr der Prinz am 13. März 1884 im Hafen von Kiel ein, wo Vater und Bruder ihn erwarteten.

Wilhelm Müller.

Allerlei vom Büchermarkte.

1. Ein Jägergulden. Jagdliche Humoresken, Skizzen und Gedichte von Heribert Hülgerth. Brünn, Knauthe. 1891. 8. 2 M.

Auf dem Umschlage dieses Buches ist zu lesen: „Ein Jägergulden. Diese neue Note bildet einen kleinen Theil des gemeinsamen weidmännischen Humors im Reiche der Diana und wird in allen Buchhandlungen für einen noch nicht vertrunkenen Gulden ö. W. ausgegeben. M. d. 5. 3.05554 Lugenbrunn im Jahre 1891 Lateinmeier Director."

Aus dieser Ueberschrift kann man auf den Inhalt des Buches schließen und auch auf die Art des Humors, der in ihm herrscht. Man hat es nämlich mit harm-, nicht selten aber auch geistlosem Humor zu thun, der sich in allerlei Kalauern und Münchhauseniaden bethätigt, die

anspruchslosen Lesern gewiß Vergnügen machen werden. Manches dürfte sich besser für komische Vorträge eignen als für ein Buch. In den Geschichten „Die drei Beduinen" und „Die Jägerinnen" zeigt sich der Autor als gewandter Makamendichter. Im großen Ganzen ist dieser „Jägergulden" als literarisches Erzeugniß nicht die 100 Kreuzer werth, aus denen ein Gulden zu bestehen pflegt.

2. Zickzack. Humoristische Geschichten von H. d'Altona. Hirschberg i. Schl., Meißner. 1891. 12. 1 M.

Die zwölf Geschichten dieses Buches stehen durchweg auf einer höhern Stufe als die eben besprochenen. Unter dem Worte „humoristisch" ist zwar auch nur komisch zu verstehen, aber diese Bezeichnung verdienen die Geschichten auch vollauf. Wiewol sie nicht gerade neue Stoffe behandeln, unterhalten sie doch, wie eben eine gute Posse unterhält, ja die Geschichte „Der grüne Erbe" darf man sogar als eine gelungene Parodie auf die Colportageromane bezeichnen. Freunden leichter lustiger Lektüre ist das kleine Buch warm zu empfehlen, und für den Bücherkritiker bedeutet es eine erfrischende Oase in der Wüste von Langeweile, die zu durchstreifen sein Beruf ist.

3. Kaleidoskop. Bilder aus allen Zeiten, Zonen und Sphären von Emil Leo. Erste Mappe. Leipzig-Anger, Greiner. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.

Von einem Buche, das den Titel „Kaleidoskop" führt, sollte man glauben, es werde doch einigermaßen dem wörtlichen Sinne dieses Namens entsprechen; bei diesem Buche ist das jedoch durchaus nicht der Fall. Denn die wörtliche Uebersetzung von Kaleidoskop paßt durchaus nicht darauf: was man zu sehen bekommt, ist nichts weniger als schön; aber der Autor muß es wol dafür halten.

Man empfängt von den sieben Bildern, die man da ansehen zu müssen in der unangenehmen Lage ist, den Eindruck, als habe sie ein Gymnasiast geschrieben, der sich den Kopf an Romanen und philosophischen Büchern voll gelesen hat und das so erworbene „Wissen" nun auskramt, um den Leuten zu zeigen, was er alles wisse. Man kann sich wirklich kaum etwas Kindischeres, Plan- und Formloseres denken, als diese Geschichten, die überdies noch in einem salbaderuden Tone gehalten sind. Man kann von dem Buche nachgerade sagen, es leide an Hypertrophie der Moral; und um diese nur ja recht wirksam zu machen, läßt der Autor den Heiland, die Jungfrau Marie und den heiligen Joseph auftreten, was, so fromm die Absicht auch sichtlich ist, als arge Ungehörigkeit verurtheilt werden muß; denn wenn ein Erzähler in einer Geschichte überhaupt schon biblische, als heilig verehrte Personen einführt, so darf er ihnen — er mag nun fromm oder freisinnig denken — nicht Statistenrollen zuweisen, wie es hier geschehen ist. „Es liegt" zwar, wie es heißt, „oft tiefer Sinn im kind'schen Spiel"; hier aber liegt er so tief, daß man ihn durchaus nicht finden kann.

Mit der Casuslehre scheint der Verfasser auf etwas gespanntem Fuße zu stehen; er schreibt S. 2: „Während das menschliche Schwatzen Einem oft daran zu hindern pflegt"; S. 3: „durch den ihn servil schmeichelnden Künstler".

Dieses Buch ist auf dem Titel als „Erste Mappe" bezeichnet. Hoffentlich ist diese Drohung nicht ernst gemeint.

4. Künstlerleben. Heiteres und Weiteres aus der Künstler- und Musikerwelt. Novellen, Humoresken und Erzählungen von C. Haaß. Köln, Bachem. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Die zwölf kleinen Geschichten, die dieses nett ausgestattete Buch enthält, bezeichnet man am besten als Künstleranekdoten in Novellenform. Sie sind von einer Naivetät und Schlichtheit, die etwas altväterisch anmuthet, werden aber anspruchslosen Lesern vermuthlich ganz gut gefallen, freilich auch nur solchen.

Eins möge sich der Verfasser gesagt sein lassen: wenn ein Erzähler seine Personen in einem Dialekte sprechen läßt, so muß er diesen auch kennen; hätte Haaß die Wiener, die in einigen seiner Geschichten vorkommen, hochdeutsch sprechen lassen, so wäre das gewiß unnatürlich gewesen, immerhin aber noch besser als das greuliche Kauderwelsch, das er für wienerisch ausgibt, das man aber wol nirgends auf der Welt zu hören bekommt. So läßt er einmal eine Wienerin sagen: „Bübeli, das war der schönst Moment mein's Lebens! I hoab halt nit anders meint, als zwei Flügeln wachset mir und ich flög' wie a kloans Engele aufi und in' Himmel eini." Und das soll wiener Dialekt sein!

5. Die Mexicanerin. Reata. Roman von E. D. Gerard. Genehmigte Uebersetzung von Johannes Holm. Köln, Bachem. 1891. 8. 6 M.

In einem mehr als 600 Seiten starken Bande wird die Geschichte einer Mystification erzählt, die aus Scherz begonnen worden, aus verschiedenen Gründen fortgesetzt wird und zu argen Verwickelungen führt, aber sich schließlich doch in Wohlgefallen auflöst.

Sowol zur Fortsetzung als zur Lösung dieser Tragikomödie der Irrungen bedient sich der Verfasser (oder die Verfasserin?) verschiedener unerlaubten Mittelchen, wie das in Romanen schon so Sitte oder vielmehr Unsitte ist.

Aber nicht nur die Wahrscheinlichkeit der Handlung läßt manches zu wünschen übrig, auch die Technik, die häufig dilettantenhaft ist; und was das Personal des Romans betrifft, so ist es durchaus in der seltsam bekannten Schablone gehalten. Die Heldin Reata ist der schöne Wildfang, der ja eine Stereotype des deutschen Romans geworden ist gleich dem stolzen ernsten Manne, der ihm das Trotzköpfchen zurecht setzt und hier Arnold heißt. Nicht minder wohlbekannt ist der schöne, aber leichtsinnige, haltlose Offizier, der hier unter dem Namen Otto auftritt.

Ein halbwegs gewandter Leser durchschaut den Schleier des Geheimnisses schon bei dessen Beginn. Hätte der Autor die Geschichte nicht so sehr in die Länge gezogen, so hätte er sich manche Unwahrscheinlichkeit erspart, deren er sich zu jenem Zwecke bedient hat, und das Buch hätte

an Werth entschieden gewonnen. Indeß kann man ihm auch so, wie es ist, keineswegs die Fähigkeit absprechen zu unterhalten. Vielen Lesern dürfte es sehr gefallen. Es enthält gar nicht so üble Stimmungsbilder, und die Schilderungen des Lebens in Galizien sind wahrheitsgetreu und machen den Eindruck persönlicher Erfahrung.

In welcher Sprache das Buch ursprünglich geschrieben worden ist, gibt der Titel merkwürdigerweise nicht an, und aus dem Inhalt kann man keinen Schluß auf die Nationalität des Autors schließen, denn der Schauplatz wechselt zwischen Mexico, Steiermark, Galizien und Wien.

6. Irgend ein Anderer. Roman in zwei Bänden von B. M. Croker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. Stuttgart, Engelhorn. 1891. 8. 1 M.

Ein schrullenhaftes Testament und verhängnißvolle Mißverständnisse zwischen einem Liebespaare bilden die Handlung dieses Romans; wie man sieht, ein keineswegs neuer Stoff. Aber trotzdem und obwol man sich sagen muß, die beiden Liebenden verständen sich nur darum so lange nicht, weil die Geschichte zwei Bände haben muß, so kann man den Roman nicht als verfehlt bezeichnen. Ein besonderer Vorzug liegt in der natürlichen Ausdrucksweise der vorkommenden Personen. Auch zeigt die Verfasserin unverkennbare Spuren echten Humors und Lebendigkeit der Darstellung. Das Buch verdient es, übersetzt worden zu sein, jedenfalls weit mehr als viele andere Bücher aus fremden Sprachen, und daß dies in so gefälliger ungezwungener Art geschehen, ist um so erfreulicher.

7. Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge von Julien Gordon. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. Stuttgart, Engelhorn. 1891. 8. 50 Pf.

In beiden Erzählungen wird das Seelenleben einer Weltdame geschildert und zwar nicht ohne psychologische Wahrheit; die zweite Geschichte ist entschieden interessanter, wird aber gewaltsam beendet. Der Zufall muß eben wieder einmal helfend eingreifen, um die Sache dorthin zu bringen, wohin sie der Autor haben will.

8. Künstlerehre. Roman von Octave Feuillet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, Engelhorn. 1891. 8. 50 Pf.

Dieses Buch enthält eine Ehebruchsgeschichte, in der Mißverständnisse zu einem tragischen Ende führen; abermals ein abgenutztes Motiv. Das Beste in dem Roman ist das Kapitel „Fin de siècle", in dem die Verschrobenheiten eines hypermodernen Menschen in ergötzlicher Weise verspottet werden. Das Buch ist in der Tonart und Sprache geschrieben, die man aus den französischen Schauspielen zur Genüge kennt.

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Unter dem Titel „Das Wilhelm Müller-Denkmal in Dessau" ist im Verlage von P. Baumann in Dessau ein Büchlein erschienen, das der Erinnerung an die am 30. September 1891 erfolgte Enthüllung des Denkmals gewidmet ist. Es enthält in ansprechender Darstellung eine Geschichte des Denkmals, einen Bericht über die Feier nebst den Reden des Geheimen Regierungsraths Rümelin und des Sohnes von Wilhelm Müller, Prof. Max Müller, u. a. Eine Beschreibung des Denkmals mit mehreren trefflichen Abbildungen bildet den Schluß.

— Eine große und würdige Ausgabe der Reden Bismarck's wird von dem bekannten Verfasser der „Bismarck-Regesten", Dr. Horst Kohl in Chemnitz, vorbereitet. Sie soll in zehn Bänden erscheinen; die beiden ersten sind noch im Laufe dieses Jahres zu erwarten. Den Verlag hat die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart übernommen.

— Wir haben in der ersten Nummer dieses Jahrgangs von einem sehr wichtigen Beitrage zur Keller-Literatur gesprochen, von den Erinnerungen an Gottfried Keller, die sein langjähriger jüngerer Freund Adolf Frey veröffentlicht hat, und schon liegt uns ein neues Buch über den Dichter vor: „Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch von Emil Brenning" (Bremen, Heinsius Nachf., 1892). Eine Parallele zwischen diesen zwei Büchern zu ziehen, wäre allzu ungerecht, denn Frey konnte infolge seiner persönlichen Kenntniß des Dichters in der That ganz originale Mittheilungen machen, indeß Brenning's Verkehr mit Keller doch nur auf einen oder den andern sehr vereinzelten Ferienbesuch des im Norden lebenden Gelehrten beim züricher Meister beschränkt war. So hat denn auch Brenning's Buch eine ganz andere Absicht: Frey unterrichtet uns wesentlich über den Menschen Keller, oft so recht zum Unterschied vom Dichter; Brenning weiß vom Menschen eben nur so viel als vor Frey bekannt war, und das ist nicht viel. Er beschäftigt sich darum um so ausführlicher mit den Werken des Dichters und der ihm aus diesen entgegentretenden Persönlichkeit. Von den einzelnen Dichtungen Keller's gibt Brenning sehr ansprechende Analysen, die im einzelnen viele feine Beobachtungen aufweisen. Er nimmt nicht, wie Brahm, verschiedene Perioden in Keller's Dichtung an; er unterscheidet keine Stilunterschiede zwischen dem „Grünen Heinrich" und „Martin Salander". Ihm ist Keller von Anfang an aus einem Guß fertig — worüber sich doch noch streiten ließe. Auch will er ihm so rechte Größe nicht zugestehen, so lieb er ihn hat; er ist ihm kein Weltdichter. Darüber dürfte die Zukunft allein doch erst das letzte Wort haben. Brenning schließt sich der Schrift des St.-Gallener Pfarrers Kambli rückhaltlos an, die bei aller Anerkennung seiner dichterischen Kraft Keller's Verhalten zu Religion und Kirche scharf tadelt; doch erklärt Brenning diesen seinen Anschluß an den Pfarrer erst im Nachwort, seine Darstellung selbst ist weitaus vorsichtiger und darum — besser. Brenning's Buch ist eine schätzbare Leistung, doch bereichert es nicht unsere Kenntnisse vom Dichter, sondern vereinigt sie nur. Es ist entweder zu früh oder zu spät — wie man will — erschienen.

— Rudolf von Gottschall wird demnächst im Verlage der Schlesischen Buchdruckerei und Verlags-Anstalt (A. Schottländer) in Breslau einen neuen Roman, „Verkümmerte Existenzen", erscheinen lassen.

— Der Dichter von „Dreizehnlinden", F. W. Weber, hat soeben eine neue epische Dichtung, „Goliath", vollendet, welche ein norwegisches Liebesidyll zum Gegenstande hat und demnächst

auch im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn erscheinen wird.

— Der vierte Band der „Gesammelten Schriften" Moltke's wird zu Anfang März erscheinen; er wird einen Lebensabriß Moltke's von einem hohen Generalstabsoffizier enthalten. Der militärische Nachlaß Moltke's wird vom Großen Generalstabe unter dem Titel „Moltke's militärische Werke" veröffentlicht werden.

— Die Vorarbeiten zu der sechsten Internationalen Kunstausstellung in München der münchener Künstlergenossenschaft lassen bereits, wie die „Kunstchronik" meldet, mit Sicherheit erkennen, daß sie sowol hinsichtlich ihres Umfanges, als in Betreff ihrer künstlerischen Bedeutung allen Erwartungen entsprechen wird. Aus allen Ländern und aus dem Reichsgebiete laufen die günstigsten Nachrichten von den namhaftesten Künstlern und Künstlercorporationen ein. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der königliche Glaspalast, für dessen innern Umbau eine Reihe von wichtigen Veränderungen geplant sind, eigene Annexbauten erhalten müssen, um allen Anforderungen gerecht werden zu können. Unter anderm ist für die Architektur zum ersten male ein besonderer Repräsentationssaal geplant. Der japanischen Kunst — mit Ausschluß des Kunstgewerbes — soll versuchsweise ein besonderer Raum zur Verfügung gestellt werden. Eine große Galerie wird die Monotonie der ineinandergehenden Säle und Cabinete unterbrechen, kurz, eine Reihe von neuen Veranstaltungen werden dem Unternehmen Originalität und besonderes Interesse verleihen. Für die Beschickung der Ausstellung durch Amerika hat sich ein eigenes Comité gebildet. In Deutsch-Oesterreich hat das Ministerium unter Bewilligung von 5000 Gulden Staatszuschuß die Genossenschaft bildender Künstler in Wien offiziell mit der Inseenirung der österreichischen Abtheilung betraut. Italien hat den königlich italienischen Generalconsul Herrn A. Oldenbourg zum königlichen Commissar für die Ausstellung ernannt. Als Mitglied des Centralcomités wurde der Director der königlichen Akademie der bildenden Künste in München, Professor von Löfftz, gewählt. Für das Ausstellungsplacat hat Professor Gysis den Entwurf geliefert.

— (Preisausschreiben.) Die von Dr. A. Bauer herausgegebene „Wiener Literatur-Zeitung" erläßt ein Preisausschreiben über folgende drei Fragen: 1) Was soll man der Jugend zu lesen geben? 2) Ist Schiller noch lebendig? 3) Gibt es ein Repertoire für eine wiener Volksbühne? Als Preis für die beste Beantwortung jedes Themas sind 10 Ducaten bestimmt. Das Preisrichteramt haben aus besonderer Gefälligkeit übernommen die Herren Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Moritz Necker und Dr. Rudolf Lothar. Die nähern Bedingungen über dieses Preisausschreiben enthält die Januarnummer der „Wiener Literatur-Zeitung", die auf Wunsch von der Administration, Wien, I., Wollzeile 2, gratis zu erhalten ist.

Bibliographie.

Abel, C., Christentum, Sozialdemokratie und wahrer Freisinn. Eine Betrachtung. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 1891. 8. 60 Pf.

Anders, F., Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Leipzig, F. W. Grunow. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Becker, F. W., Schäden moderner Kultur. Eigentum des Instituts für Genealogie und Heraldik in Dresden. Dresden, Druckerei Glöß. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Bellman, C. M., Der Weingott des Nordens. Dichtungen, übertragen von P. J. Willatzen. Mit dem Bildnisse und 6 Kompositionen Bellman's. Bremen, M. Heinsius Nachf. 16. 2 M.

Berendt, M., und J. Friedländer, Spinoza's Erkenntnisslehre in ihrer Beziehung zur modernen Naturwissenschaft und Philosophie. Allgemein verständlich dargestellt. Berlin, Mayer u. Müller. 1891. Gr. 8. 5 M.

Berg, C., Der Herr Hofprediger hat gesagt . . . und Anderes. Moderne Zeitbilder. Berlin, S. Cronbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Bewer, M., Grabschriften auf Bismarck. Dresden, Druckerei Glöß. 1891. 16. 50 Pf.

Cherbuliez, V., Der Roman einer ehrbaren Frau. Berechtigte Uebersetzung. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Collection Verne. Autorisirte Angabe. 59. u. 60. Bd. Mistreß Branican. Von J. Verne. Autorisirte Ausgabe. Mit je 1 Titelbild. Wien, A. Hartleben. 1891. 8. à 75 Pf.

Daudet's, A., Romane. Deutsch von H. Brand, A. Rosé u. a. 10 Bde. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 8. 7 M. 50 Pf.

Ebers, G., Per aspera. Historischer Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Fleischmann, H., Zur Reform des Gymnasialwesens. Wien, C. Konegen. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Gross, K., Einleitung in die Aesthetik. Giessen, J. Ricker. 1891. Gr. 8. 7 M.

Janitschek, Maria, Lichthungrige Leute. Novellen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Kurtz, H., Trier und der heilige Rock. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Eduard Langhans. Ein Zeuge der Geistesfreiheit. Aufsätze — Vorträge — Reisebriefe. Mit Lebensbeschreibung und Bildniß. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 1891. 8. 3 M. 20 Pf.

Lechleitner, F., Der Schreiber von Konstanz. Eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesangs. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 8. 3 M. 50 Pf.

Mallachow, C., Der Herzogsmüller. Volksdrama. Posen, J. Jolowicz. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Marcus, A., Gibt es einen persönlichen Gott als Schöpfer und Regierer der Welt und eine Unsterblichkeit der Seele oder nicht? Zürich, Verlags-Magazin. 8. 40 Pf.

Margarete oder ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. (2. Kor. 6, 14.) Von A. de B. Mit Genehmigung des Autors aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von O. Pant. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1891. 8. 1 M. 30 Pf.

Matthes, A., Reisebilder aus dem Morgenlande. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Minerva. Jahrbuch der Universitäten der Welt. Herausgegeben von R. Kukula und K. Trübner. 1. Jahrgang. 1891—1892. Strassburg i. E., K. J. Trübner. 1891. 12. 3 M.

Monsalo, H., Für Volk und Staat. Finanzielles und Commerzielles. Wien, J. Dirnböck. 1891. 8. 70 Pf.

Olbrich, C., Goethe's Sprache und die Antike. Studien zum Einfluß der klassischen Sprachen auf Goethe's poetischen Stil. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1891. Gr. 8. 2 M.

Prohl, H., Tropfen im Meer. Gedanken auf einsamen Wegen. Breslau, C. Dülfer. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Reichard, P., Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirthschaftliche Entwickelung. Mit 36 Vollbildern nach Original-Photographien. Leipzig, O. Spamer. Gr. 8. 8 M.

Richelmann, G., Meine Erlebnisse in der Wissmann-Truppe. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 2 M.

Roeber, F., Börsenringe. Schauspiel. Leipzig, F. Baedeker. 1891. 8. 75 Pf.

Schilf, H., Faust. Tragödie. St. Petersburg, H. Schmitzdorff. 1891. 8. 2 M.

Schmid, S., Einige freimütige Kapitel über die schweizerischen Hochschulen. Aarau, H. R. Sauerländer. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Schönthan, P. v., Aus der großen und der kleinen Welt. Novellen. Berlin, J. H. Schorer. 1891. 12. 1 M. 50 Pf.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Wenn man liebt. Eine Geschichte in vier Büchern. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 M.

Schuppe, W., Das Recht des Besitzes, zugleich Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. Breslau, W. Koebner. 1891. Gr. 8. 4 M.

Schwann, M., Das neue Bayern. Illustrierte Geschichte des bayerischen Lands und Volks seit der Wiedervereinigung Altbayerns (1508) bis auf die neueste Zeit. 1. Lfg. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1891. Gr. 8. 40 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Pflicht. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Sittard, J., Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Nach Original-Quellen. 2. Bd. 1733—1793. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1891. Gr. 8. 3 M.

Springer, A., Albrecht Dürer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, G. Grote. Gr. 8. 10 M.

Stinzing, W., Zur Besitzlehre. Kritische Streifzüge. München, Th. Ackermann. 1891. Gr. 8. 3 M.

Treller, F., Vergessene Helden. Eine Erzählung aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege. Kassel, M. Brunnemann. 8. 6 M.

Twardowski, K., Idee und Perception. Eine erkenntniss-theoretische Untersuchung aus Descartes. Wien, C. Konegen. 1891. Gr. 8. 1 M.

Voigt, Welche Aufgaben stellt die Gegenwart an die Arbeit der Volksschule? Leipzig, F. Richter. 1891. Gr. 8. 30 Pf.

Walloth, W., Neue Dramen. Semiramis. — Das Opfer. — Alboin. Leipzig, W. Friedrich. 1891. 8. 4 M.

Weigand, W., Essays. (Voltaire. Rousseau. Taine und Saint Beuve. Zur Psychologie der Décadence. Zur Psychologie des 19. Jahrhunderts.) München, C. Merhoff. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Weismann, H., Gedichte. Mit biographischer Einleitung nach des Verfassers Tode herausgegeben von H. Bulle. Mit 1 Bilde Weismanns. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1891. Gr. 8. 3 M.

Wippermann, K., Fürst Bismarck im Ruhestande. Sammlung von Kundgebungen über den Rücktritt des Fürsten, der Berichte über politische Gespräche desselben, sowie der auf seine Eingebungen zurückgeführten oder in seinem Sinn erfolgten Veröffentlichungen. Berlin, W. Zimmermann. 1891. Gr. 8. 5 M.

Zenker, E. V., Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Mit einem bibliographischen Anhang. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von

Dr. Georg Schweinfurth und **Dr. Friedrich Ratzel**

mit Unterstützung von **Dr. R. W. Felkin** und **Dr. G. Hartlaub.**

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die Rückkehr Emin-Pascha's in die so lange von ihm erfolgreich verwaltete Provinz lenkt die Aufmerksamkeit von neuem auf die an werthvollen Naturprodueten aller Art unerschöpflichen Gebiete am oberen Nil, deren Eigenart Emin-Pascha in den vorliegenden Reisebriefen nach dem Zeugniß der hervorragendsten Afrikaforscher, wie z. B. Junker, trefflich schildert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sahărâ und Sûdân.

Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.

Von

Dr. Gustav Nachtigal.

Dritter Theil (Schluss). Herausgegeben von **E. Groddeck.**

Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Theil.

8. Geh. 15 M. Geb. 16 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band hat das classische Werk Gustav Nachtigal's: „Sahărâ und Sûdân" zum erwünschten Abschluss gebraeht. Er umfasst die Heimreise von Kûka durch Wadâï und Dâr-Fôr. Gerade Wadâï und Dâr-Fôr sind dureh die mahdistische Bewegung allen Europäern unzugänglich geworden, wie der auf dem Gebiete von Wadâï erfolgte Untergang der französischen Expedition Crampel neuerdings bewiesen hat. Nachtigal's eingehende Schilderungen sind dadureh um so werthvoller geworden. Ein ausführliches Register zu allen drei Bänden erhöht den Werth des Bandes.

Cotillon-

und Carneval-Artikel.

Papierlaternen. — Photogr. Apparat „PUCK". — Künstliche Pflanzen.

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Man verlange Preisbuch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstraetionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Prineip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Elfter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans. Von Königl. Rath und Bibliothekar Dr. Eduard Bodemann in Hannover. — Der Kriegszug des Datis und die Schlacht bei Marathon. Von Dr. Heinrich Welzhofer in München. — Desiderius Erasmus von Rotterdam und die Päpste seiner Zeit. Von Gymnasialprofessor D. Dr. Karl Hartfelder in Heidelberg. — Beiträge zur Geschichte Nürnbergs in der Reformationszeit. Von Realschullehrer Dr. Gustav Heide in Fürth. — Katharina von Medici und die Zusammenkunft in Bayonne. Von Dr. Benno Hilliger in Leipzig.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit interessanten Beiträgen.

CHOCOLADE

Hartwig & Vogel

Dresden

UND CACAO

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 8. — 25. Februar 1892.

Inhalt: Anton Springer's Lebenserinnerungen. Von Fn. — Zur Alterthumskunde. Von Richard Opitz. — Neues von Ossip Schubin. Von Theodor von Sosnosky. — Aus Heimat und Fremde. Von Karl Schrattenthal. — Pädagogische Schriften. Von Eduard Haug. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Anton Springer's Lebenserinnerungen.

„Aus meinem Leben" betitelt sich der kleine, aber inhaltreiche Band, den Anton Springer als literarisches Vermächtniß *) seinen Freunden und Schülern geschenkt hat. Sowol um des Schicksals willen, das es enthüllt, als auch der Person wegen, die darin von sich selbst Rechenschaft gibt, wird es hoffentlich zu den dauerhaften Erscheinungen des deutschen Büchermarktes gehören. Denn es war ein seltener Mann, der es schrieb. Selten in seiner Eigenschaft als Bahnbrecher einer jungen Wissenschaft, die beim Beginn seiner Laufbahn noch in den Kinderschuhen steckte, bei seinem Tode aber an allen größern Universitäten das volle Bürgerrecht gewonnen hatte; selten auch als das Ideal eines akademischen Lehrers; denn mit einer umfassenden allgemeinen Bildung verband sich in ihm nicht blos der Scharfblick des Forschers und ein staunenwerthes Wissensvermögen, sondern auch die schöne Gabe der freien Rede, die, aus dem tiefsten Innern quellend, durch einen eigenthümlichen Wohlklang den Hörer wie mit Naturgewalt fesselte und fortriß.

Als ein seltener Mann in rein menschlichem Sinne erscheint er nun auch in diesen Lebenserinnerungen, die er in den letzten Jahren, die ihm im fortwährenden Ringen mit einem schleichenden Uebel vergönnt waren, zu Papiere brachte, um den Nachlebenden Zeugniß von seinem äußern und innern Wachsen und Wirken abzulegen. Die Geschichte des Knaben, des Jünglings, ja selbst noch des gereiften Mannes ist ein fast unausgesetzter Kampf mit der Sorge um die Sicherung der materiellen Existenz, ein „Kampf ums Dasein", wie er mit zäherem Heldenmuth nur von wenigen groß angelegten Geistern gekämpft und siegreich durchgeführt worden ist.

Ein besonders lebhaftes Interesse haben diese Aufzeichnungen zunächst für alle, die dem trefflichen Manne im Leben nähergetreten sind, im geselligen Verkehr seine edle Gemüthsart schätzen gelernt, oder ihm als akademischen Lehrer und geistvollen Schriftsteller den Zoll der Verehrung dargebracht haben. Aber auch für Leute, die von der Bedeutung Springer's als Historiker nur eine schwache Vorstellung haben, wird das Buch eine erfrischende und anregende Unterhaltung gewähren, vorausgesetzt freilich, daß sie einigen historischen Sinn besitzen und der politischen und geistigen Entwickelung der deutschen Nation in der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht mit ödem Stumpfsinn gegenüberstehen. Denn mit der Geschichte des einzelnen Mannes verknüpft sich auch ein gutes Stück der Zeitgeschichte. Die großen Wandlungen, denen das Schicksal Deutschlands seit den Märztagen von 1848 unterworfen war, übten fortdauernd einen wesentlichen Einfluß auf den Lebenslauf und den Schicksalswechsel des „dreifachen Renegaten", der „Sprache, Religion und Nationalität wechselte und aus freier Ueberzeugung ein Deutscher und ein Protestant wurde".

Und noch ein anderes gewichtiges Moment tritt hinzu, das dem Buche von vorherein einen Platz in der vordersten Reihe lesenswerther Bücher sichert: das ist die anmuthige Form, der schöne Fluß der Erzählung, der man es nirgends anmerkt, daß sie von einem müden Manne, einem Sterbenskranken niedergeschrieben wurde. Frisch und lebendig sind die sonderbaren Verhältnisse und Zustände geschildert, unter denen Springer aufwuchs, höchst anschaulich, nicht selten mit neckischem Humor die Personen, namentlich die „wunderbaren Heiligen" charakterisirt, deren Obhut seine Erziehung und Bildung anvertraut war. Die ruhige Objectivität der Darstellung und des Urtheils, das epische Gleichmaß des Tones wird nur selten unterbrochen durch eine leise Aufwallung bitterer Empfindungen, zu denen ihm die seinen Schicksalslauf hemmenden bösen Geister in der „Stromzeit" seines Lebens oft genug Veranlassung gaben. Da ist nirgends eine Spur von Selbst-

*) Aus meinem Leben von Anton Springer. Berlin, Grote. 1892. 8. 6 M.

gefälligkeit oder Ruhmredigkeit, nirgends ein polemischer Zug, der uns den Genuß der Unterhaltung verleiden oder verkümmern könnte.

Aber lassen wir das Buch für sich selbst reden, wie es auch des Verfassers Art im Leben war, nur das, was er geleistet, und nichts anderes für sich reden zu lassen. Die Mittheilung einiger Bruchstücke, die wir an den Faden der Lebensgeschichte anreihen, wird besser, als es das Lob des Kritikers zu thun vermag, über Werth und Wesen seines Inhalts Aufschluß geben.

In frühester Kindheit verwaist — er war der Sohn des Braumeisters in Kloster Strahof bei Prag — wurde Springer einem Verwandten, dem Verwalter des Klostergutes, zur Erziehung übergeben.

Es fehlte nicht — so lautet die Schilderung der klösterlichen Zustände — an buntem Leben, nicht an heitern Scenen, auch nicht an einem gewissen höfischen Prunke. Denn das Kloster war nicht etwa von schmutzigen Bettelmönchen bevölkert, die von den Wohlthaten anderer lebten und wenigstens äußerlich den Schein der Armuth und strengen Entsagung festhielten, sondern von schmucken Chorherren, Kanonikern, bewohnt, welche sich eines reichen Grundbesitzes erfreuten, an keine strenge Regel gebunden waren und selbst den linden Zwang der Regel des heiligen Augustinus abzustreifen gelernt hatten. An der Spitze der Klostergemeinde stand mit unumschränkter Gewalt der Abt oder Prälat, einer der wichtigsten Magnaten des ganzen böhmischen Landes und in der Hierarchie gleich hinter den Bischöfen kommend, deren Insignien und Gewänder er auch trug. Er besaß die Gewalt eines kleinen Dynasten und trat auch mit dem Glanze eines vornehmen Herrn auf. Seiner unmittelbaren Gemeinde brauchte er sich nicht zu schämen. Wenn die Chorherren in ihren schneeweißen Gewändern, über welchen sie an Festtagen kurze Pelzmäntel trugen, in langer Procession durch die Kirche schritten, am Schlusse der stattlichen Reihe unter dem Thronhimmel der Prälat, von seinen Beamten und Bedienten (auch der Jäger und Büchsenspanner fehlten nicht) umgeben, so konnte man wähnen, einem fürstlichen Aufzuge und nicht einem geistlichen Bittgange beizuwohnen.

Kirche und Kloster waren mir bis zum dunkelsten Winkel wohlbekannt. Nur zur Erntezeit fesselte mich das freie Feld mehr als die Hallen des Klosters und der Kirche trotz ihrer angenehmen Kühle. Ich lebte ja in der Familie des Gutsverwalters, sah, wie ihn die Ernteforgen vollständig in Anspruch nahmen, hörte viele Wochen täglich keine andere Rede, als vom guten und schlechten Ertrag der Ernte. Da wäre es seltsam zugegangen, wenn nicht auch mich und meine Kameraden die Landwirthschaft beschäftigt hätte. Bot sie doch eine so unterhaltende Abwechslung und gab sie einige Zeit unsern Spielen eine neue Richtung. Die Felder des Klostergutes streiften bis nahe an das Stadtthor, an welches der Klosterbezirk unmittelbar grenzte. Wenige Schritte brachten uns schon in die Mitte der singenden Schnitter. Und wenn auch einzelne Felder ferner lagen, so durften wir auf einen leeren Erntewagen rechnen, der uns willig aufnahm und auf das Feld brachte. Munter tummelten wir uns zwischen den Garben. Aufgethürmt dienten sie als Wälle, die zur Erstürmung lockten; im Halbkreise aufgestellt, wurden sie als Haus benutzt; auch zu Höhlen ließen sie sich, wenn wir vorsichtig einzelne untere Garben herauszogen, verwerthen. Da wir als Hausgenossen des Verwalters zu den privilegirten Wesen zählten, so wurde uns mancher Unfug nachgesehen. Daß wir es nicht zu arg trieben, dafür sorgten schon die Hitze und der Sonnenbrand. Sie lehrten uns, die Wonne des reinen Faulenzens bis zum Grunde auskosten. Das Feld war meine Sommerheimat, sonst aber weilte ich in freier Stunde am liebsten im Kloster; nicht im Klostergarten allein, dem natürlichen Schauplatze unserer Räuber- und Soldatenspiele, sondern auch in den Zellen, wo ich manche Gönner zählte, und namentlich in der Kirche selbst. Bei keinem Kirchenfeste, bei keinem feierlichen Gottesdienste fehlte ich. Dem Rufe der großen Glocken folgte ich wahrscheinlich viel pünktlicher als die Mehrzahl der Geistlichen. Mein Platz war entweder auf dem Musikchore, wo ich mich gern bereit finden ließ, die Bälge der Orgel zu treten, oder in der unmittelbaren Nähe des Hauptaltars, mitten unter den Klerikern, welche im Chorgestühl saßen. Zeuge aller Cultushandlungen, verschaffte ich mir bald eine genaue Kenntniß selbst der Details, wie sie sonst nur Küster zu erwerben pflegen. Ich betrachtete mich als zum Handwerke gehörig, wußte genau, wenn die Glocke angeschlagen, das Rauchfaß geschwenkt, die Monstranz erhoben werden müsse, und konnte ich auch die Gebete nicht mitsingen und mitsprechen, so verstand ich doch den Tonfall gut nachzuahmen und merkte die Schlußworte aller Responsorien. Diese auf das einzelne gespannte Aufmerksamkeit und diese intime Kenntniß des ganzen Mechanismus war wohl die Ursache, daß ich nur selten in fromme Andacht versank. In eine erhöhte Stimmung versetzten mich am meisten noch die Vorabende großer Feste. Wenn namentlich an lauen Frühlingsabenden das Geläute aller Glocken in der Stadt — bei der freien und hohen Lage des Klosters waren sie alle vernehmlich — an mein Ohr schlug, zuletzt auch die durch ihre Harmonie berühmten großen Glocken der eigenen Kirche in das Concert einsprangen, und wenn sie verstummt waren, aus der Kirche heraus der getragene Chorgesang und der Orgelklang ertönte, die Bäume rauschten, die Sonne die in der Ferne sichtbaren Berge vergoldete, die große Stadt zu unsern Füßen sich langsam in Schatten hüllte, dann wurden wol in meiner Seele wunderbare süße Empfindungen wach, die noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, in mir nachzittern. Mächtig ergriff mich auch der Gottesdienst in der Charwoche, namentlich die Lamentationen, die während derselben vier Nachmittage gesungen wurden. Die Kirche war spärlich beleuchtet, keine Kerze brannte am Altare, nur auf einem Gerüst vor demselben waren in Pyramidenform dreizehn brennende Kerzen aufgestellt. Die sorgfältig geübten Gesänge, abwechselnd Solo und Chöre, von den kräftigen Männerstimmen vorgetragen, gingen für mich immer viel zu früh zu Ende. Nach jedem Abschnitt wurde eine Kerze ausgelöscht, am Schlusse der Lamentationen hüllte uns tiefes Dunkel ein. Die Priester versanken in stilles Gebet und verließen leise, einer nach dem andern, die Kirche. Auch mir war dann ganz feierlich zu Muthe; kaum wagte ich aufzutreten, und vollends ein lautes Wort zu sprechen hätte ich für die ärgste Sünde gehalten.

Nicht minder befremdlich wird dem heutigen Geschlechte das Bild des Gymnasiums erscheinen, auf dem Springer den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte. Wir möchten es vor allen dem Studium der Schulreformer jüngsten Datums empfehlen.

Im zweiten Kapitel gibt der Verfasser eine Schilderung der Universität Prag und des ebenfalls von schlimmen Brüdern bevölkerten Kreuzherrenklosters, wo er während zweier Jahre die Nachmittagstunden bei dem Professor Smetana zu verbringen pflegte, der sich seiner mit besonderer Vorliebe annahm und ihn in die Hegel'sche Philosophie, wie er sie verstand, einführte. Vor dem bedenklichen Einfluß dieses sonderbaren Kauzes und verschrobenen Philosophen bewahrte ihn glücklicherweise sein gesunder Menschenverstand.

Das dritte Kapitel zeigt uns den Studenten „auf

eigenen Füßen", der sich durch Stundengeben zu erringen sucht, was er an geistiger Nahrung bedurfte.

Wie der erste Sonnenstrahl reinen menschlichen Glücks in sein Leben fiel durch seine Einführung in die Familie Czermak's, des nachmals berühmt gewordenen Naturforschers und Professors der leipziger Universität, schildert Springer in dem nachfolgenden Kapitel:

Endlich schien der Bann des Verwaistseins gebrochen, endlich ein fester Zusammenschluß mit lieben Menschen gewonnen. Glückliche Tage, wie ich sie niemals gekannt, kaum geahnt, brachen für mich an. Die Hauptquelle meines Glücks war Frau Czermak, oder „die Mama", wie ich sie bald nennen durfte. Mit begeisterter Verehrung, mit förmlicher Andacht hing ich an ihr, bereit, für sie jedes Opfer zu bringen, mich ihrem Dienste ganz zu widmen. Zartfühlend ging sie gleich von allem Anfang auf meine Verhältnisse ein, theilnehmend ließ sie sich von meiner trüben Vergangenheit erzählen. Sie sprach mir liebreichsten Trost zu, weckte meinen Muth und zeigte mir sonnige Tage im Spiegel der Zukunft. Ich brauche mich nicht mehr verlassen und aus der Gesellschaft wie ausgestoßen zu fühlen, sie wollte mütterlich für mich sorgen, als Pflegesohn mich annehmen, natürlich müsse ich ihr aber auch das Recht zum Tadel einräumen, wenn ich dazu Anlaß böte. Und dieses Recht nahm sie eifrig für sich in Anspruch. Verfiel ich, was damals häufig geschah, in Trübsinn, so rüttelte sie mich kräftig zusammen; ließ ich es an guter äußerer Haltung fehlen, so konnte ich einer scharfen Mahnung sicher sein. Noch heute erinnere ich mich lebhaft, als mir Mama einmal bei der Mahlzeit, in Gegenwart vieler Gäste, über den Tisch zurief: „Aber, Springer, Sie schnappen schon wieder zusammen, wie ein Taschenmesser!" Jaroslav carikirte sofort meine Stellung, die andern Jungen lachten, der Hausherr war selbst in einiger Verlegenheit. Aber Mama wandte gleich die Sache zum Guten, indem sie erzählte, ich hätte nie eine Mutter gehabt, die mich auf diese Dinge aufmerksam gemacht hätte, und da thue sie es an ihrer Stelle. Ich schämte mich, gab seitdem besser Achtung auf mich und blieb ihr im Herzen für die freundliche Rüge dankbar. Die Abendgesellschaften allein, zu deren Besuch mich Mama gleichfalls aus pädagogischen Gründen verpflichtete, warfen einen leichten Schatten auf mein Glück. Einen Frack, grün mit großen Hornknöpfen, hatte ich mir zwar zusammengespart, zum Besitze aber von Gummischuhen mich noch nicht aufzuschwingen vermocht. Wie sollte ich aber an regnerischen Winterabenden in den Salon treten, ohne die Spuren des langen schmutzigen Weges mitzuschleppen. Ich steckte meine Kleider- und Stiefelbürste, einen kleinen Napf mit Schuhwichse und einen Pinsel in die Manteltasche, vermied nach Kräften alle Pfützen, und begann auf der Treppe des Czermak'schen Hauses meine Gesellschaftstoilette, nicht auf der Haupttreppe des palastartigen Gebäudes, sondern auf einer stillen, glücklicherweise beleuchteten Hintertreppe. Geduldig wartete ich ab, bis an Beinkleid und Stiefeln der Koth getrocknet war, bewaffnete meine Hände mit alten dicken Handschuhen und wichste und rieb und bürstete, bis mir die Treppenlampe von meinem Untergestelle ein reinliches Bild zurückwarf. Sorgfältig verpackte ich mein Handwerkszeug in der Manteltasche, zog in Benzin gesäuberte helle Handschuhe an und eilte über die Haupttreppe in den hell erleuchteten Salon. Mit schrecklichem Herzklopfen legte ich im Vorzimmer den Mantel ab. Denn, welches Hohngelächter würde erschallen, wenn der Zufall aus der Manteltasche meine Bürste und Tiegel geschüttet hätte. Diese Furcht vergällte mir den ganzen Genuß der Gesellschaft, der ohnehin ziemlich mäßig war.

Das sechste Kapitel enthält „Die italienische Reise", die für die Gelehrtenlaufbahn Springer's von entscheidender Bedeutung wurde und ihn zum ersten mal veranlaßte, sich als Kunstschriftsteller in den „Jahrbüchern der Gegenwart" bemerkbar zu machen.

Im siebenten Kapitel finden wir Springer in Tübingen, wo er in vollem Zuge die frische Luft einer deutschen Universität einathmet und seine Doctordissertation vorbereitet.

In dem Kreise von Vischer, Schwegler, Köstlin, Uhland und andern bedeutenden Männern wachsen die Schwingen seines Geistes und entwickelt sich der formgewandte Schriftsteller, der als Mitarbeiter an der „Schwäbischen Chronik", der Beilage zum „Schwäbischen Merkur", in die Journalistenlaufbahn eintritt. Das war im Revolutionsjahre 1848, wo der ruhige Bürger zur Wehr griff und selbst „ehrsame Spießbürger in Werwölfe verwandelte". Eine köstliche Schilderung von den in dem Universitätsstädtchen zur Abwehr der Franzosen, die das Gerücht den Rhein hatte überschreiten lassen, getroffenen Maßregeln bildet den Schluß des interessanten Kapitels.

Der Sieg der Revolution in Wien war für Springer das Zeichen zum Aufbruch und zur Rückkehr nach Prag, wo er auf Veranlassung seines Lehrers Exner zunächst die Leitung der „Constitutionellen Zeitung" übernehmen und sich als Docent der Geschichte und Kunstgeschichte niederlassen sollte, „bis zum Herbst Zeitungsschreiber, vom Herbst an Universitätslehrer". Sein Debut als Privatdocent — er hatte das Revolutionszeitalter zum Gegenstande seiner Vorlesungen gewählt — war von durchschlagendem Erfolge begleitet. Der Eintritt der Reaction trieb ihn indeß wieder hinaus in die Fremde, wo er seine kunstgeschichtlichen Studien fortsetzen sollte. Sein Weg ging über Antwerpen, wo Jaroslav Czermak die Kunstakademie bezogen hatte, nach Paris (October 1849), von da zurück nach Antwerpen und Holland, sodann nach England, wo er, mit Hülfe seines Freundes Noël in die vornehme Schriftstellerwelt eingeführt, eine glückliche Zeit verlebte. Mit schwerem Herzen kehrt er im August nach Prag zurück, um auf Veranlassung seines Gönners und spätern Schwiegervaters, Dr. Pinkas, die Redaction der „Union" zu übernehmen, die als Organ der Opposition zur Bekämpfung der reactionären Tendenzen des Ministeriums Schwarzenberg gegründet worden war. Am 12. November 1850 erfolgte die polizeiliche Unterdrückung des Blattes und die Befreiung Springer's von einer unhaltbaren, seine Kräfte durch eine nahezu fieberhafte Tagesschriftstellerei aufreibenden Stellung. Der Revolutionär und Wortführer der politischen Mission Preußens, der sich nun um Zulassung an der prager Universität für das Fach der Kunstgeschichte bemühte, wurde von der philosophischen Facultät schroff zurückgewiesen. Er sah, daß für ihn in Oesterreich kein Boden mehr sei und richtete nun seine Hoffnungen auf eine deutsche Universität. Eine Einladung seines Freundes Noël führte ihn zunächst für einige Zeit nach Dresden, wo er mit Gutzkow und Auerbach zusammentraf, die in demselben Hause wohnten und Noël's tägliche Gäste waren.

Im Juni 1852 machte sich Springer, der schon vor Jahresfrist sich verlobt hatte, seine „Entdeckungsreise" nach der neuen Heimat, zu der er Bonn ausersehen hatte. In Halle und Berlin findet er ein freundliches Entgegenkommen bei den persönlichen Freunden und politischen Verwandten. In Berlin sucht er Fühlung mit den Vertretern der Kunstwissenschaft zu gewinnen. Hier sollte er einen Vorgeschmack der schlimmen Enttäuschungen erfahren, die seiner in Bonn harrten.

Die Habilitation in Bonn verlief zwar „glatt und rasch", aber der junge Privatdocent war dem Minister Raumer wegen seiner politischen Antecedentien ein Dorn im Auge und bis zu Raumer's Abgange hat Springer vergeblich auf Professur und Besoldung warten müssen, obwol seine Lehrthätigkeit gleich vom Anfang an von glänzendem Erfolge begleitet war. Mit dem Muth eines sich seiner Kraft bewußten Mannes, zunächst nur gestützt auf ein Abkommen mit der serbischen Regierung, die ihm für journalistisch-politische Dienste ein Jahrgehalt von 2000 Gulden bot, wagte er es, seinen eigenen Herd zu gründen und die Braut heimzuführen. Was der Universitätslehrer nicht zu erwerben vermochte, mußte der Schriftsteller und Redner für des Lebens Nothdurft herbeischaffen. Es fehlte denn auch nicht an Gelegenheit zur Mitarbeiterschaft an Tagesblättern und Wochenschriften. Freilich die Aufgaben, die ihm gestellt wurden, waren mitunter absonderlicher Natur. Unter andern verfaßte er im Auftrage der wiener Creditanstalt eine Denkschrift über die böhmische Westbahn. Erfreulicher war der Erwerb, den ihm die öffentlichen Vorträge brachten, die in jener Zeit in den rheinischen Städten mehr und mehr in Aufnahme kamen. Immerhin stand fortdauernd die Sorge vor der Thür und warf ihre Schatten in das junge, durch den Verkehr mit der geistigen Aristokratie Bonns verklärte Eheglück. Dazu kamen Anfechtungen von klerikaler Seite, nachdem der Versuch der Vertreter der „katholischen" Wissenschaft, mit August Reichensperger an der Spitze, Springer in ihre Netze zu fangen, an der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit seiner Natur gescheitert war. Sie trieben ihn schließlich zu dem Entschluß, mit seiner Frau zum Protestantismus überzutreten.

Doch genug von dem Inhalte des Buchs, das auf jeder Seite für den, der ihn gekannt, die wehmüthige Erinnerung an den trefflichen Mann wachruft, der es niedergeschrieben. Was er als Gelehrter, als Historiker geleistet, deutet er nur hier und da leise an. Aber der Wunsch liegt nahe, den gemüthvollen Erzähler auch von der Seite seines Geistes kennen zu lernen, auf die sich sein Ruhm gründet und die ihm in den Annalen der Wissenschaft ein bleibendes Andenken sichert. In dieser Hinsicht hat denn auch der Herausgeber des Buchs, der einzige Sohn Springer's, Jaro, in dankenswerther Weise Vorsorge getroffen. In einem Anhange führt kein Geringerer als Gustav Freytag, mit welchem Springer die Mitarbeiterschaft an den „Grenzboten" in freundschaftliche Beziehung brachte, ein Charakterbild des Journalisten und Historikers vor, und Hubert Janitschek, Springer's Nachfolger an der Universität Straßburg, lehrt uns ihn in seiner Bedeutung als Kunsthistoriker kennen. Endlich wird auch dem ausgezeichneten Redner sein Recht durch den Abdruck zweier Festreden, die Springer bei ganz besonders merkwürdigen Anlässen gehalten hat, die eine zur Feier des Frankfurter Friedens in Bonn am 22. Mai 1871, die andere zur Einweihung der straßburger Universität am 1. Mai 1872, Reden, die, erfüllt von der edelsten Vaterlandsliebe und getragen von begeisterter Beredsamkeit, in den Tagen des politischen Misvergnügens, wie wir sie heute durchleben, allen bekümmerten Patrioten als Labsal und Herzensstärkung nicht genug empfohlen werden können. Sn.

Zur Alterthumskunde.

1. Petronii Cena Trimalchionis. Mit deutscher Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen von Ludwig Friedländer. Leipzig, Hirzel. 1891. Gr. 8. 5 M.

Ein Buch Friedländer's über das Gebiet der Wissenschaft, das er so meisterlich beherrscht, die Cultur- und Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit, darf auf freundlichste Aufnahme rechnen, zumal wenn es, wie das vorliegende, nicht blos für Gelehrte, sondern auch für einen weitern Kreis von Gebildeten berechnet ist. Das Buch trägt durchaus das Gepräge genauester Sachkenntniß und sorgfältigsten Studiums. Der ausgezeichnete Kenner des Petron, Bücheler, hat zahlreiche werthvolle Beiträge dazu geliefert, aber auch Autoritäten auf andern Gebieten als dem der classischen Philologie sind zu Rathe gezogen worden.

Im ersten Theile der Einleitung, der „Literarhistorisches" betitelt ist, bezeichnet es Friedländer als wahrscheinlich, daß jener Gaius Petronius, von dem Tacitus erzählt und den Nero als „Schiedsrichter in Geschmackssachen" stets um Rath fragte, Verfasser des Romans sei, dessen werthvollstes Bruchstück das „Gastmahl des Trimalchio" ist. Er nimmt ferner mit Th. Mommsen Cumä als den am Golf von Neapel gelegenen Wohnort Trimalchio's an. Als Zeit, innerhalb deren die Handlung zu denken ist, setzt er „etwa das Jahr 57 n. Chr." an.

Friedländer weist auf die Beliebtheit Petron's im vorigen Jahrhundert hin. Am Hofe von Hannover wurde im Carneval des Jahres 1702 das „Gastmahl des Trimalchio" aufgeführt. Die Beschreibung, die Leibniz auf

den Wunsch der Königin Charlotte von Preußen — die selbst an der Aufführung theilgenommen hatte — für die Fürstin Luise von Hohenzollern-Hechingen verfaßte, hat Friedländer beigefügt. Das Fest war, wie er sagt, von einer solchen Ausgelassenheit, daß der König und Gemahl Sophie Charlottens ein Jahr lang den Theilnehmern grollte. Im Jahre 1773 gab Heinse, der Dichter des „Ardinghello", eine Uebersetzung des Petron heraus. Inzwischen haben wir diesen Roman viel besser verstehen gelernt. Pompeji ist aus der Asche erstanden, die römische Volkssprache, die im „Gastmahl" eine so große Rolle spielt, ist eingehend untersucht, zahlreiche Inschriften sind verwerthet worden und das Interesse für Culturgeschichte ist mächtig gewachsen. So kann denn auch der dritte Abschnitt der Einleitung, „Städtewesen in Italien im 1. Jahrhundert", auf allgemeines Interesse rechnen. Er ist schon im neunzehnten Bande der „Deutschen Rundschau" gedruckt, aber an einzelnen Stellen abgeändert oder erweitert worden. Das ganze Getriebe des Lebens in den italischen Landstädten entrollt sich hier vor den Augen des Lesers. Er thut einen Einblick in ihre Verwaltung und in die wahrhaft staunenswerthe Opferwilligkeit der wohlhabenden Bürger. Man kann, meint Friedländer, die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß Armen- und Krankenpflege auch in der heidnischen Zeit in viel umfassenderer Weise organisirt gewesen sind, als man bisher angenommen hat. Die Allgemeinheit der Wasserleitungen im römischen Reiche nennt er beschämend für das 19. Jahrhundert. Für solche, die weiter eindringen wollen, sind kurze Verweise auf sein berühmtes Buch: „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms", und auf andere umfassende Werke beigefügt.

Der Leser fühlt sich nach dieser Einführung schon ziemlich heimisch in dem Kreise, in dem das „Gastmahl" sich abspielt. Dessen Stellung in der Weltliteratur zu erörtern, ist hier nicht unsere Aufgabe. Aber ich meine, unsere Modernen könnten daraus lernen, wie man naturgetreu und doch künstlerisch das Leben darstellen kann. Wenn irgendwo, so muß eine Uebersetzung hier ein Nothbehelf bleiben. Wer vermag die in die Reden der einzelnen Spießbürger durch die Formen der Volkssprache hineingebrachte Färbung wiederzugeben? Das Original, mit den nothwendigsten kritischen Anmerkungen versehen, ist deshalb Seite für Seite neben die Uebersetzung gestellt.

Friedländer's Anmerkungen, die nebst einem sehr brauchbaren Register den Schluß bilden, bieten bei knappster Form eine Fülle feiner Beobachtungen. Im „Gastmahl" ist von einem die Rede, „der mehr lehrt als er selbst weiß". Das gilt von Friedländer nicht. Er macht selbst auf Bedenken gegen einzelne Erklärungen aufmerksam und regt damit zum Mitforschen an. Ich bezweifle nicht, daß seine Anregungen dem Studium Petron's sehr förderlich sein werden. Jedenfalls kann niemand, weder der Philologe noch der Laie, der das „Gastmahl des Trimalchio" ordentlich kennen lernen will, seine Ausgabe entbehren.

2. Dramen des Euripides. In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von Karl Bruch. Drei Bände. Minden i. W., Bruns. 1883—92. 8. 15 M.

In dem eben erschienenen dritten Bande ist die Uebersetzung aller Stücke des Euripides abgeschlossen. Der erste Band ist schon im Jahre 1883 erschienen, der zweite vor mehr als Jahresfrist. Darüber ist übrigens aus dem Buche selbst nichts zu ersehen. Der Verfasser schweigt auch über die Grundsätze, die ihn bei seiner Arbeit geleitet haben. Nach dem vernichtenden Urtheile, das von Wilamowitz-Möllendorff in der Einleitung zu dem im vorigen Jahre erschienenen „Hippolytos" des Euripides über so ziemlich alle deutschen Uebersetzungen griechischer Dichter gefällt hat, gehört einiger Muth dazu, sich mit einem neuen Versuche hervorzuwagen. Was heißt denn eigentlich übersetzen? „Der Geist des Dichters — erklärt der genannte Gelehrte — muß über uns kommen und mit unsern Worten reden. Die neuen Verse sollen auf ihre Leser dieselbe Wirkung thun, wie die alten zu ihrer Zeit auf ihr Volk. . . . Es gilt auch hier, den Buchstaben verachten und dem Geist folgen, nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben . . . es bleibt die Seele, aber sie wechselt den Leib: die wahre Uebersetzung ist Metempsychose."

Wie kann nun Bruch vor diesen Forderungen bestehen? Wir erkennen zunächst an, daß seine Sprache fließend und im allgemeinen correct ist — schon dies verdient ja so vielen Uebersetzungen gegenüber hervorgehoben zu werden — und daß er Gefühl hat für poetischen Ausdruck. Manche Verse sind überraschend gut übersetzt. Freilich überträgt er oft sehr frei. Er bedient sich zur Uebersetzung der iambischen Trimeter desselben Versmaßes. Ob mit Recht, ist eine viel erörterte Frage. Wilamowitz meint, daß der iambische Trimeter vollkommen dem Charakter der aischyleischen Poesie entspreche, hält es aber für eine gründliche Zerstörung des eigenthümlich euripideischen Tons, wenn man seinen Dialog in demselben Maße wiedergeben wollte. Er hat deshalb für den „Hippolytos" den Blankvers angewendet. Ich kann die innere Berechtigung dieses Unterschiedes noch nicht recht einsehen. Sollte es nicht möglich sein, auf beide Arten den euripideischen Ton zu treffen?

An mislungenen Versen fehlt es bei Bruch keineswegs. Dann und wann schleicht sich ein überflüssiges *da* oder dergleichen ein. Stilwidrig finde ich das wiederholte *mal*; z. B.: „Versuch's mich anzurühren, komm und wag' es mal." Geradezu unverständlich aber ist mir, wie Bruch gewisse nun einmal verrufene Modewendungen gebrauchen konnte. Zum Beispiel soll Herakles sagen: „Da mach' ich ja zweifache Mühe mir und kann doch alles *fertig stellen* schon mit einem mal." Ferner ruft Thetis in der „Andromache" dem Peleus zu: „Dein Verhängniß muß sich *voll und ganz* erfüllen", und Teiresias erklärt in den „Bakchen": „Dann ehrten wir nicht *ganz und voll* den hohen Gott." Bisweilen vergreift sich der Uebersetzer im bildlichen Ausdruck wie in den Versen: „Nichts ist dem

Gott, wenn anders wirklich Gott er ist, von nöthen: faule Märchen tischen das uns auf."

Auch in den Chorliedern hat sich Bruch an die Versmaße des Originals gehalten. Hier ist jedes Versmaß berechtigt, wenn nur die Stimmung des einzelnen Liedes wiedergegeben wird. Und ich glaube, daß dies Bruch oft recht gut gelungen ist. Hören wir eine Probe aus den „Bakchen":

Nahst du wieder mir, sel'ge Nacht,
Wo jubelnd ich schwingen
Darf den weißen Fuß und den Hals
Baden darf in dem frischen Thau,
Wie auf blumiger Au das Reh
Hüpft in wonniger Fröhlichkeit,
Wenn's der grausigen Hatz entrann
Aus ringsbewachtem Revier,
Wo ihm lauert das dichte Garn
Und der Jäger mit lautem Ruf
Spornt zum Lauf den kläffenden Hund?
Durch die Fluren an Bachesrand
Fliegt's wie Wolken im Sturm dahin,
Bis gerettet es hin sich streckt,
Dem Menschen fern, des Friedens froh,
In schattiger Waldnacht.

Was nun die philologische Behandlung des Textes betrifft, so scheint Bruch hierin wenig selbständig zu sein, sondern sehr im Banne Hartung's zu stehen. Unrichtiges findet sich mancherlei. Alles in allem ist auch die neue Uebersetzung von dem Ideal, namentlich wie es Wilamowitz vorschwebt, noch entfernt. Bis einmal diese Idealübersetzung, die aber das Original doch nicht ersetzen kann, oder wenigstens eine vollkommenere Uebersetzung erscheint, wird die vorliegende, die vor allem lesbar und auch vorlesbar ist, vielen gute Dienste zu leisten im Stande sein.

Richard Opitz.

Neues von Ossip Schubin.

Wer sich für Ossip Schubin's literarische Thätigkeit interessirt und sie aufmerksam verfolgt, wird die bedauerliche Wahrnehmung machen, daß sich ihre Arbeiten dem Werthe nach in einer absteigenden Linie bewegen. Besonders deutlich zeigt sich das in ihrem zu Ende 1890 erschienenen Roman „O du mein Oesterreich!". Welcher Unterschied zwischen dieser seichten weitschweifigen Schablonengeschichte und Schubin's erster größern Arbeit, dem ergreifenden Roman „Ehre", der trotz einiger anfängerhaften Schwächen ihr bestes Werk geblieben ist! Ebenso unwürdig ihres Talents ist die bald nach dem früher erwähnten Roman erschienene Erzählung „Heil dir im Siegerkranz!", von der man den Eindruck empfängt, als habe Schubin sie nur geschrieben, um ein Gegenstück zu „O du mein Oesterreich!" zu haben.

Die Erklärung für diesen unleugbaren Rückgang dürfte in nichts anderm zu suchen sein, als in Schubin's allzu großer Fruchtbarkeit: man setzt eben nicht ungestraft jährlich ein paar Bände in die Welt. Und wenn sie noch kleine Lebensbilder oder Skizzen schriebe, aber nein: sie schreibt lange Erzählungen, ja mehrbändige Romane.

Jeden, der dieser begabten Schriftstellerin wohl will, muß es darum mit Besorgniß erfüllen, daß sie nicht weniger als drei Werke fast zu gleicher Zeit hat erscheinen lassen, darunter einen dreibändigen Roman. Er heißt:

1. Gräfin Erika's Lehr- und Wanderjahre. Roman von Ossip Schubin. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1892. 8. 18 M.

An die Lektüre eines dreibändigen Romans geht ein erfahrener Leser in jedem Falle mit einem gewissen Mistrauen heran; es gehört eben sehr viel dazu, drei Bände zu schreiben, ohne in weitschweifige Redseligkeit zu verfallen oder zu allerhand unwahrscheinlichen Zufällen und andern Gewaltmitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Ossip Schubin hat dieses Kunststück schon allerdings einmal zu Stande gebracht: ihr Roman „Gloria victis!" gehört trotz seiner drei Bände zu den wenigen wirklich guten Büchern, die die deutsche Erzählungsliteratur aufzuweisen hat. Freilich ließ schon der nächste dreibändige Roman „Boris Lansky" manches zu wünschen übrig und in „O du mein Oesterreich!" wandelt Schubin schon ganz in ausgetretenen Gleisen.

Aber immerhin läßt sich der Titel des neuen Romans ganz wohl mit dessen drei Bänden in Einklang bringen; „Gräfin Erika's Lehr- und Wanderjahre", das läßt auf eine ausführliche Lebensgeschichte schließen und für die mögen drei Bände nicht zu lang sein.

Wer jedoch erwartet, in diesem Buche die psychologische Entwickelungsgeschichte eines Mädchens zu finden, der wird einigermaßen enttäuscht sein: es ist ein Roman wie tausend andere; das heißt eine Liebesgeschichte mit allerlei Hindernissen und Misverständnissen, die damit endet, daß sich Held und Heldin zum Schlusse „kriegen", wie das löblicher Romanbrauch ist und wie es die deutsche Familie, dieser Moloch der Erzählungsliteratur, durchaus haben will.

Freilich versteht es Schubin prächtig, durch eine glänzende Inscenirung über die Armseligkeit des Inhalts hinwegzutäuschen, und durch ein zahlreiches und meist interessantes Personal die Aufmerksamkeit abzulenken; und der Zauber ihrer Eigenart, der alle ihre Werke wie ein schwüler Parfüm umgibt, thut das Seine, um auch diesem Romane einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Ein nüchterner Beobachter aber wird dennoch erkennen, daß er es nicht mit einem ungewöhnlichen, bedeutenden Werke zu thun hat, sondern mit einer Schablonengeschichte, die nur geschickter gemacht ist als die meisten andern.

Nur das erste von den sechs Büchern, in die der Roman zerfällt, macht eine rühmliche Ausnahme: es enthält

Scenen der wirksamsten Lebendigkeit und Stimmungsbilder von geradezu plastischer Anschaulichkeit und zarter Poesie. Dieses Buch hat Böhmen zum Schauplatze, und Schubin ist hier ganz zu Hause; die andern fünf Bücher spielen sich in Berlin, Bairenth und Venedig ab; in der letztgenannten Stadt ist Schubin auch auf vertrautem Boden: in der internationalen Gesellschaft, wo die große und die Künstlerwelt, und ein bischen auch die halbe, einander vielfach berühren. In Berlin dagegen ist Schubin nicht auf heimischem Gebiete, man vermißt das Localcolorit, das sie sonst so glänzend zu geben weiß, vollständig, und die Gestalten, die dort zu Hause sind, sehen ganz so aus wie die Leute, die man aus Schubin's österreichischen Geschichten kennt. Es ist auch keineswegs erklärlich, warum sie sich auf ein Gebiet begeben hat, das ihr fremd oder doch keineswegs so vertraut ist wie das, auf dem sie sich sonst bewegt.

Die Personen sind mit wenigen Ausnahmen alte Bekannte mit neuen Namen, so der Held, der in den ältern Werken Schubin's unter den Namen Ruysbruck, Truyn, Rohretz vorkommt. Die originellste Figur ist die der alten Gräfin Lenzdorff, die freilich mit geistvollen Aphorismen zu freigebig ist, um ganz lebenswahr zu sein. Natürlich kommt auch der bei Schubin so beliebte interessante Künstler vor, nur ist er diesmal nicht Musiker, sondern Maler. Bemerkenswerth ist, daß auch in diesem Romane, sowie in „O du mein Oesterreich!" und „Unter uns", ein Pole vorkommt, mit dem die Verfasserin recht übel umgeht; sie scheint dieser Nation nicht eben wohlgesinnt zu sein.

Alles in allem charakterisirt man diesen Roman vielleicht am besten, wenn man ihn mit einer ganz gewöhnlichen Speise vergleicht, die durch pikante Gewürze und sonstige Zuthaten so zubereitet ist, daß viele, ja vielleicht die meisten glauben, einen seltenen Leckerbissen vor sich zu haben.

Das zweite Buch Schubin's ist die Erzählung

2. Ein müdes Herz. Erzählung von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 12. 2 M. 50 Pf.

Schubin behandelt darin ein schon ziemlich ausgenutztes Thema: die unglückliche Künstlerehe. Sie selbst hat es schon einmal gebraucht, in „Asbeïn"; Ernst Eckstein hat es zum Gegenstande seines jüngsten großen Romans „Dombrowsky" gemacht. Mit diesem Werke hat Schubin's Erzählung auch sonst manches gemeinsam. In ihr kommt jene verschwommene sentimentale Stimmung, die Schubin trotz ihres Sarkasmus eigen ist, besonders deutlich zum Ausdrucke.

Wiewol die Geschichte keineswegs bedeutend ist, eignet sich das kleine Buch bei der allerliebsten Ausstattung, die ihm der Verlag hat zutheil werden lassen, vorzüglich zu einem zierlichen Geschenk, das namentlich sentimental angehauchten Damen hochwillkommen sein dürfte.

Schubin's drittes Werk, gleichfalls eine Erzählung, heißt:

3. Thorschlußpanik. Erzählung von Ossip Schubin. Zweites Tausend. Dresden, Minden. 1892. 8. 4 M.

In diesem Buche hat Schubin nach langer Zeit sich selbst wiedergefunden. Ihre Eigenart, diese seltsame, pikante Mischung von geistsprühendem Sarkasmus und schwärmerischer Poesie, prägt sich hier besonders scharf aus. Diese beiden gegensätzlichen Elemente ihrer Art treten diesmal verkörpert auf als Gräfin Betty und Comtesse Lisa. Jener, einer alten Dame, die ihr Vergnügen daran hat, die Leute mit ihren geistvollen Bosheiten zu ärgern, ist die Erklärung des Titels in den Mund gelegt. Sie sagt: „Thorschlußpanik, das ist so eine Art Krankheit, die gewöhnlich ein Mädchen zwischen dem fünfunddreißigsten und vierzigsten Jahre befällt — ein Zustand, in welchem einem der Heirathsantrag irgendeines Mannes, wer es auch immer sei, als ein Ultimatum erscheint, dessen Entscheidung unsere Existenz ein für allemal bestimmt." Dieser Gedanke ist zwar nicht neu, denn schon mancher dürfte sich Aehnliches gedacht haben; aber er ist geistreich ausgedrückt, wirksam benannt und wird geschickt durchgeführt, doch nicht etwa in humoristischer Weise, wie man leicht glauben könnte, zumal da die Erzählung lustig einsetzt. Die Gestalten sind zwar sehr lebendig gezeichnet, doch kennt man ihnen etwas zu sehr an, daß Schubin sie geschaffen hat. Etwas weniger wäre mehr; und das gilt nicht nur in diesem Falle, Schubin sollte sich's für ihre schriftstellerische Thätigkeit überhaupt gesagt sein lassen. Hätte sie auf den letzten Weihnachtsbüchermarkt nur diesen einen Band gelegt, statt der fünf: es wäre mehr gewesen!

Theodor von Sosnosky.

Aus Heimat und Fremde.

1. Seraphine. Eine Erzählung von Ursula Zoege von Manteuffel. Dritte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, E. Ungleich. 1891. 8. 6 M. 75 Pf.
2. Zwei Frauen. Roman von B. Riedel-Ahrens. Zwei Theile in einem Bande. Hamburg, A. B. Laeisz. 1891. 8. 6 M.
3. Im frischen Wasser. Von Helene Böhlau. (5. und 6. Band des 8. Jahrgangs von „Engelhorn's allgemeiner Roman-Bibliothek".) Stuttgart, Engelhorn. 1891. 8. 1 M.
4. Eine Blitzfahrt rund um die Welt von Elisabeth Bisland. Berlin, Cronbach. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow. Ein Lebensbild von Ernst A. Freiherrn von Goeler. Leipzig, G. Böhme Nachf. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Diesmal war mir das Schicksal insofern hold gesinnt, als mir die Lektüre der vorliegenden Werke im großen Ganzen Vergnügen bereitete. Besonders auf den Roman

„Seraphine" (Nr. 1) war ich aus dem doppelten Grunde begierig, weil ich dessen dritte Auflage vor mir sah und seinerzeit einmal Gelegenheit hatte, ein Werk der Verfasserin, nämlich die Erzählung „Il Romano", ziemlich günstig zu beurtheilen. Frau Ursula Zoege von Manteuffel verfügt über die beneidenswerthe Gabe, spannend zu erzählen und schon dieser Umstand allein wird ihr stets einen großen Leserkreis sichern. Außer den beiden genannten Romanen sind auch ihre Werke „Mark Albrecht" und „Lora" bereits in neuen Auflagen erschienen.

Was nun „Seraphine" anbelangt, so gestehe ich gerne zu, daß uns die Verfasserin damit ein an Spannung reiches Product ihrer erzählenden Muse geboten hat. Sie fabulirt mit fühlbarem Behagen darauf los, kommt aber auf diese Weise leider immer mehr und mehr in die Breite, sodaß der Leser, der auch gerne einen Blick in die Tiefe macht, sehr häufig ganze Seiten überschlägt. Ich erlaube mir die Behauptung, daß von den 672 Seiten, welche die beiden Bände dieses Romans bilden, ganz gut ein Drittheil hätte wegbleiben können — und zwar zum Vortheil für das Werk. Sie hat einen großen Apparat entfaltet; eine Unzahl von Personen tritt da auf, — aber manchmal droht dadurch das Opus an Einheitlichkeit zu verlieren, denn der Leser wird in unliebsamer Weise durch eine Menge von zu behaglich ausgeführten Details von dem Wege abgelenkt, auf den ihn die Verfasserin leiten sollte. Daß sie aber prächtig schildert, die Landschaften mit anmuthigem Zauber verklärt, die Heldin insonderheit, aber auch die meisten Personen tüchtig charakterisirt, muß anerkannt werden. Der echte Künstler freilich ist stets Idealist und Realist zugleich; den Idealismus zeigt er in seiner künstlerischen Gesinnung, den Realismus in der lebenswahren Darstellung dessen, was er uns mittheilt — und gegen diesen Realismus vergeht sich die Verfasserin zuweilen. Sie gemahnt hie und da sogar an der „Vorzeit holde Romantik". Nicht alles ist lebenswahr; eine Gräfin Sibylla z. B. glaube ich, könnte man im weiten Reiche kaum finden. Sie hat mehr Blicke ins Buch und wenige ins Leben gethan. Man kann sich bei der unstreitig fesselnden Lektüre des Gedankens nicht erwehren, als hätte sie all das, was sie erzählt, all die Personen, deren Geschicke sie uns vorführt, im holden Dämmer ihrer Schreibstube im Beisein zweier freundlichen Göttinnen, nämlich der Phantasie und Erfindungsgabe, sich zusammengedacht, und dann niedergeschrieben und geschildert. Sie hat ihre Helden mit äußerst sympathischen Zügen ausgestattet, deren Geschicke schließlich zum Guten gewendet, kurz einen Roman fürs Herz, fürs Gemüth geschrieben, und es würde mich nicht wunder nehmen, wenn „Seraphine" noch weitere Auflagen erlebte; dafür werden die „deutschen Leserinnen" schon sorgen.

Auch Frau Riedel-Ahreus weiß spannend zu erzählen, nur krankt die Einleitung ihres Romans „Zwei Frauen" (Nr. 2) an dem absoluten Mangel tüchtiger Motivirung. Dieses Verliebtsein und Sichnichtbekommen der beiden Helden, die im Werke dann eine so große Rolle spielen sollen, gehört zum sogenannten abgestandenen Romanfutter und ist hier aus dem Grunde doppelt abgeschmackt, weil sich im spätern Verlaufe die Entwickelung der Handlung darauf gründet. Das ist ein Cardinalfehler des Buchs, denn wir nennen das, was da im Anfange geschieht, unter gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen eine Dummheit, und können uns fürder nicht mehr erwärmen, so sehr sich die Verfasserin auch Mühe gibt. Das Beiwerk dagegen weist große Schönheiten auf. Einzelne Personen, so besonders der Maler Redlin und seine Schwester Josepha, sind liebenswürdig charakterisirt; der letzteren Liebesleben ist einem duftigen Märchen vergleichbar.

Was nun die Erzählung „Im frischen Wasser" (Nr. 3) betrifft, haben wir es mit einem Producte realistischer Dichtungsweise zu thun. Der Maler Obrist ist an ein schönes, liebes und gesundes Weib „gekettet". Gekettet will hier sagen, daß die prächtige Frau Anna Obrist in ihrer Harmlosigkeit nicht zur Einsicht kommen kann, ihr geliebter Gatte sei nur aus dem Grunde seiner Kunst untreu geworden, weil er auf Schritt und Tritt, selbst im Heiligthum seines Ateliers durch Kinder und Tanten, durch Singen und Lärmen gestört wird. Der Schwächling siecht dahin in Grübelei und Thatlosigkeit und bringt es endlich bis zum Selbstmordversuch. Ich halte dieses Fundament des Romans für schwach, denn es drängt sich dem Leser die Frage auf: was hätte Obrist gethan, wenn sein Weib krank gewesen wäre? Da stände die Sache anders. Da wäre es begreiflich, daß seine trüben Stimmungen den Schaffensdrang in seiner Künstlerbrust getödtet hätten. Aber diesem prächtigen, lebensfrohen, gesunden Weibchen hatte er ja nur unter vier Augen, ernst und eindringlich, vorzuhalten, daß eine solche Wirthschaft ihn um den Verstand bringen müsse, und die Anna, wie die Verfasserin sie uns schildert, hätte der Sachlage ein Ende gemacht. Er ringt uns also absolut keine Sympathie ab. Dagegen ist sein Freund, Hans Schmidt, der ihn vom Selbstmord abhält, ein prächtiger Mensch. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, seinen Freund aus den Ketten der Ehe und den damit verbundenen unliebsamen Consequenzen zu retten, und thut es auch. Sie gehen beide nach Konstantinopel, dort der Kunst zu leben. Also die Türkei ist das gelobte Land, wohin der unglückliche Ehemann flüchtet; die Wogen des Bosporus sind also das „frische Wasser", durch dessen Taufe der deutsche Maler Obrist seelisch gesunden muß — da dürfte bei den Lesern „allgemeines Schütteln des Kopfes" entstehen —, so sehr sich die Verfasserin Mühe gibt, die Lebensverhältnisse in den Ländern des Sultans als ganz besonders günstige zu schildern. Maler Obrist gesundet auch.

Wenn ich in den Grundzügen des Romans mit der Verfasserin nicht einverstanden sein kann, so gestehe ich doch gerne zu, daß gerade die Schilderung der Ehe des Malers Obrist ein Stück braver Gedankenarbeit ist. So schreibt und schildert nur eine grundgescheite Frau, die

mit offenem Auge die Wunden des gesellschaftlichen Lebens beschaut; die zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß gar viele Menschen in anscheinend glücklicher Ehe leben und dabei geistig und seelisch verkümmern, weil es eben die sogenannten Rücksichten gegen die Gesellschaft erheischen. Sie sieht es und überzuckert in ihren Schilderungen nichts, gar nichts, sondern schildert im Interesse der Wahrheit all das, was sie erfahren hat. Daß ihr die dabei nöthige Vertiefung nicht mangelt, zeigt der ganze erste Band der Erzählung; der zweite Band verflacht, so anziehend auch die Flucht des Malers Obrist aus seinen häuslichen Verhältnissen geschildert ist. Der stoffhungrige Leser wird kaum Befriedigung finden, denn es handelt sich nicht darum, ob Hans und Grete sich kriegen; sie haben sich eben schon, und dieses Sich-haben bildet ja die Achse des ganzen Werkes. Der Schluß ist ebenfalls nicht befriedigend, denn er bringt keine Lösung der interessanten Aufgabe.

Das Eldorado Helene Böhlau's ist die Türkei; Elisabeth Bisland aber findet in Japan das Paradies der Erde, so wenigstens geht es aus ihrem Buche „Eine Blitzfahrt rund um die Welt" (Nr. 4) hervor. Daß eine junge Dame allein eine Reise um unsere verpfuschte Lehmkugel unternimmt, ist an sich schon eine That. Noch bedeutsamer wird sie in unsern Augen, wenn wir lesen, daß die „harmlose Vertreterin des schwachen Geschlechts", wie sich Fräulein Bisland selbst nennt, binnen fünf Stunden zu der fünfundsiebenzigtägigen Fahrt bereit war. Sie kann nicht umhin, im Bewußtsein dieser außergewöhnlichen That folgende Bemerkung zu riskiren:

> Weshalb das „herrliche Geschlecht" unsere Fähigkeiten dermaßen unterschätzt, haben wir Frauen trotz eines Zusammenlebens von nahezu sechstausend Jahren noch nicht entdeckt. Es ist eine jener unergründbaren dunklen Stellen im Manneshirne, welche mein Geschlecht sich nicht mehr begreiflich zu machen und zu erforschen bemüht ist; das ist einfach unheilbar; wir haben uns darein gefunden und ignoriren diese Ueberschätzung soweit als möglich.

Trotz dieser selbstherrlichen Aeußerung gesteht sie zum Schlusse, auf ihrer Fahrt durch England bereits so schachmatt gewesen zu sein, daß sie ohne ausgiebige Hülfe eines freundlichen Reisegefährten kaum im Stande gewesen wäre, weiter zu kommen. Der Geist ist eben willig, doch das Fleisch ist schwach. Die Verfasserin ist in den Haupttheilen ihres Reisewerks eitel Begeisterung. Japan ist der Glanzpunkt ihrer Schilderungen; sie entfaltet ein farbenreiches Bild dieses interessanten Inselreichs und seiner Bewohner. Man liest das alles mit aufrichtiger Hingabe, mit Spannung, denn sie weiß auch schön zu schildern. Daß sie dabei oft den Boden der Objectivität verliert, ist sicher. In die Tiefe geht sie nirgends — das aber ist bei einer „Blitzfahrt" kaum zu verlangen. Sie schildert, was sie geschaut, und da mag der blaue Himmel, der über einzelnen Ländern lachte, viel dazu beigetragen haben, das Gesammtbild zu verklären. So nimmt denn auch die Beschreibung Japans und Singapores den größten Theil des Büchleins ein. Die weitere Fahrt von Suez über Brindisi, Italien, die Schweiz, Frankreich und England wird auf wenigen Seiten abgemacht. Europa wird überhaupt nur gestreift, und es wäre doch gerade anziehend gewesen, die Ansichten einer amerikanischen Dame über europäisches Leben zu vernehmen. Sie aber fühlt sich nur zu einem überschwenglichen Lobe Englands veranlaßt. Sie sagt (S. 152):

> Vor zwei Monaten war ich von einem ungeheuern Continent aufgebrochen, welchen die englische Rasse zu ihrem Eigenthum gemacht, wo die englische Zunge, englische Gesetze, englische Sitten und Gebräuche von Ocean zu Ocean herrschen. Während des ganzen Verlaufs meiner Reise um die Erdkugel habe ich dieselben Gesetze und Sitten gesehen, dieselbe Rasse gefunden, meine eigenen Augen haben mir den Glanz ihres Reichs bezeugt, ihrer Macht, ihrer Herrschaft, ihrer vorzüglichen Armee, ihrer großartigen Besitzthümer — und nun finde ich, daß von einem einzigen, von der großen See umspülten Inselland dieser Stamm von Königen hervorgegangen ist. Es fühlt meine Seele mit leidenschaftlichem Stolz, daß auch ich ein Sproß der Angelsachsen bin. In meinen Adern rinnt dasselbe Blut, welches durch das Herz dieser Herren der Erde pulsirt; das Blut dieser reinen, schönen, edlen, englischen Rasse.

Fräulein Bisland hat das Wagestück der Reise fertig gebracht, ihr Büchlein ist eine ganz liebenswürdige Gabe, die wir trotz mancher Mängel freundlich begrüßen.

Nun noch ein Lebensbild der im Vorjahre heimgegangenen Schriftstellerin „Adelheid von Rothenburg" (Nr. 5). Der Verfasser ging von der richtigen Ansicht aus, daß man in Biographien, die für die große Leserwelt bestimmt sind, weniger Reflexion, sondern mehr Erzählung verlangt und in diesem Sinne hat er uns auch die nähere Bekanntschaft mit den Schicksalen der in protestantischen Kreisen äußerst beliebten Dichterin vermittelt. Man liest das Buch mit stets regem Interesse und dies ist insonderheit bei einer Lebensbeschreibung ein nicht genug anzuerkennender Vorzug. Adelheid von Rothenburg nimmt auf dem Gebiete des modernen Frauenschriftthums keine besonders hervorragende Stelle ein — dies ist meine Meinung jenen gegenüber, die sie gern den ersten Schriftstellerinnen an die Seite stellen wollen. Der religiöse Hauch, der ihre Erzählungen durchweht (manchmal sogar eine frömmelnde Richtung ihrer Schriften), hat eine nicht genügend objective Kritik zur Verhimmelung ihrer Werke verleitet. Es ist leider wahr, daß bei ihr die religiöse Tendenz oft zu sehr in den Vordergrund tritt, und wenn dagegen, ganz besonders auch in diesen Blättern, mit mehr oder weniger Schärfe aufgetreten wurde, so war es eben nur der Ausfluß ernster Pflichterfüllung im Interesse des Schriftthums. Die schönen Seiten ihres unleugbaren Talentes wurden auch stets anerkannt. Daß der Verfasser des Lebensbildes auch auf einseitigem Standpunkte steht, glaube ich aus vielen Stellen seines Buchs gelesen zu haben. Doch das hindert mich nicht, ihm hier meinen warmen Dank dafür auszusprechen, daß er mich mit den Geschicken dieser kreuzbraven deutschen Frau und Schriftstellerin bekannt gemacht hat. Sein Buch ist mit anheimelnder Wärme geschrieben, und ganz besonders der Theil, welcher der Verklärten Jugendleben schildert, liest

sich wie eine hübsche, zum Herzen gehende Erzählung. Man lernt die Dichterin schätzen und lieben — und das ist wol der Hauptzweck. Den hat der Herr Verfasser erreicht und sein Buch wird gewiß von den Verehrern Adelheid von Rothenburg's freundlichst begrüßt werden.

Karl Schrattenthal.

Pädagogische Schriften.

1. Die Fragen der Schulreform. Zwölf Vorlesungen von Theobald Ziegler. Stuttgart, Göschen. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Ueber Erziehung, Bildung und Volksinteresse in Deutschland und England. Von M. M. Arnold Schröer. Dresden, Damm. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Schulreform und Turnunterricht. Eine turnpädagogische Streitschrift als ernstes Mahnwort an die Schulbehörden und den deutschen Lehrerstand, zugleich eine kritische Betrachtung über die elfte deutsche Turnlehrer-Versammlung. Bielefeld, Helmich. 1891. Gr. 8. 1 M.
4. Vorschläge zu einer natur- und zeitgemäßen Reform unserer städtischen Volks- und Mittelschulen. Ein Beitrag zu den schulhygienischen Bestrebungen der Gegenwart. Von Ph. Zimmermann. Frankfurt a. M., Reitz u. Köhler. 1892. Gr. 8. 50 Pf.
5. Die Hebung des Gymnasiums bei leichterer Mühe, Wahrung des classischen, Erweiterung des neusprachlichen Unterrichtes, zum Besten des Einzelnen, des Volkes, des Staates. Von H. Buchholtz. Leipzig, Gestewitz Nachf. 1891. Gr. 8. 35 Pf.
6. Comenius als Mensch, Pädagog und Christ. Von A. Nebe. (Meyer-Markau's Sammlung pädagogischer Vorträge, IV, 7.) Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 50 Pf.
7. Comenius' Mutterschule. Mit einer Einleitung herausgegeben von Albert Richter. (Richter's Neudrucke pädagogischer Schriften, VIII.) Leipzig, Richter. 1891. 8. 80 Pf.
8. Vom Schulwesen. Von Balthasar Schupp. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Paul Stötzner. (Richter's Neudrucke pädagogischer Schriften, VII.) Leipzig, Richter. 1891. 8. 80 Pf.
9. Das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz in der Volksschule. Von Hopp. (Meyer-Markau'sche Sammlung pädagogischer Vorträge, IV, 6.) Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 40 Pf.

Eine der besten Schriften zur Frage der Schulreform, Theobald Ziegler's Vorlesungen (Nr. 1), ist nicht mitten im heißen Streit entstanden, vielmehr erst eine Folge der berliner „Friedenseonferenz", wol ein Zeichen, daß mit dieser die große pädagogische Frage noch lange nicht erledigt ist, ein Zeichen aber auch, daß in dem ruhigeren Fahrwasser, in das sie gelangt ist, sich nun ruhiger, sicherer, tiefer tauchen läßt. Der Schärfe einer unmittelbaren Tagesfrage entzogen, werden die Erörterungen nun wieder sachlicher, wissenschaftlicher, ohne den großen praktischen Zug zu verlieren, den sie durch den Schulsturm erhalten haben. Und das ist gut so; stillestehen soll ja weder die Schule noch die Wissenschaft von der Schule; sie sollen fortschreiten, aber nicht in Sturm und Drang, sondern in organischer Entwickelung, wie das Leben des Volkes auch, dem sie dienen. Diese organische Entwickelung wieder gesichert zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst der sonst so viel angefochtenen und auch mannichfach anfechtbaren Schuleonferenz.

Ziegler's Buch ist der Abdruck von Vorlesungen, die er im Sommer 1891 als Professor an der Universität Straßburg gehalten hat. Eine Zeit- und Streitfrage Gegenstand akademischer Vorlesungen? mag da mancher in unwilligem Erstaunen fragen. Nun, die Wissenschaft ist zum Glück für sie selbst wie für das Leben heutzutage nicht mehr so weltverloren und weltabgezogen, wie sie es einst war; mit Recht wird jetzt immer wieder die Pflicht der Universitäten betont, sich mehr dem Leben zuzuwenden, die Pflicht der Wissenschaft, zu den Lebensfragen des Volkes Stellung zu nehmen. Und die Pädagogik, eine so hervorragend praktische Wissenschaft, sollte es nicht thun dürfen, zumal wenn es sich um die höchsten Güter der Nation, ihr geistiges Eigenthum, handelt?

Ziegler's Erörterungen sind durchweg von großen Gesichtspunkten getragen: sein Thema ist ihm keine bloße Schulmeisterfrage, sondern eine große nationale und sociale und sittliche Frage. Seine Darstellung ist klar und warm; Humor und Satire sind ihm nicht fremd; jeder Gebildete kann ihn verstehen. Sein Standpunkt ist im allgemeinen conservativ, nicht ohne daß er ihn manchmal auf überraschende Weise verläßt; es ist kein kritikloser Conservatismus, er will scheiden zwischen Bleibendem und Vergänglichem in unserem Schulwesen. Gar manchmal scheint seine Meinung paradox, und nicht immer verliert sich unser Widerspruch unter der Macht seines Wortes; aber immer bewundern wir seine Dialektik.

Nachdem Ziegler kurz Ursachen, Veranlassung und Verlauf des Schulstreites dargestellt hat, schließt er seine Erörterungen im weitern an die Beschlüsse der berliner Conferenz an, indem er diese auf die Goldwage seiner Kritik legt. „Erziehen und unterrichten", „Der Sturm auf die classischen Sprachen", „Bildungseinheit oder Mannichfaltigkeit", „Das Realgymnasium und das Gymnasialmonopol", „Die Realschule und der Freiwilligenschein", „Der staatliche Lehrplan und die Freiheit der Bewegung, Concentration und Ueberbürdung", „Geschichte und Deutsch", „Turnen und Spielen", „Schule und Haus", „Das Abiturientenexamen und der Schulrath", „Lehrerbildung und Lehrerstellung" — schon aus diesen Kapitelüberschriften ist der reiche und bedeutungsvolle Inhalt der Ziegler'schen Vorlesungen zu ersehen. Es sei im Folgenden nur einiges herausgehoben, was theils besonders meinen Beifall, theils besonders meinen Widerspruch hervorgerufen hat. Kürzlich las ich in einem Aufsatz, der „Pädagogische Ketzereien" überschrieben war, die Behauptung, es sei eine Sünde, auch nur 30 Buben in der Schule zusammenzunehmen,

statt jeden individuell zu behandeln. Bestände dieser Satz zu Recht, so wäre er das Todesurtheil der Schule. Aehnliche extreme Aussprüche waren es wol, die Ziegler zu dem nicht minder extremen Satz führten: „Die Schule erzieht am besten, indem sie unterrichtet, und am wirksamsten, wenn sie ihre Aufgabe im Generalisiren und nicht im Individualisiren sucht." Ziegler selbst gibt zu, daß der Widerspruch es war, der den Satz so scharf herausgebildet hat. Seine Ausführungen hören sich denn auch viel discutabler an, als sein Leitsatz; und doch ist auch in ihnen noch vieles einseitig und ungerecht gegen die neuere Pädagogik, der Ziegler nicht wohl will. Manches bringt er selbst durch ein Hinterthürchen wieder herein, nachdem er es feierlich zum Portal hinausbecomplimentirt hat, z. B. wenn er der Behauptung, der Unterricht erziehe in der Schule, beifügt: „der gute natürlich!" Eben das ist es ja! Ziegler's Ausführungen über diesen Gegenstand beweisen, daß geistreiche Leute auch paradoxe Sätze mundgerecht zu machen verstehen, daß aber weder die Klarheit der Sache noch die Stärke der eigenen Stellung gefördert wird, wenn man sich durch die Schärfe des Gegners verleiten läßt, mehr zu sagen, als man ohnedas sagen würde. Die classischen Sprachen will Ziegler natürlich im bisherigen Umfang beibehalten wissen: 1) wegen der sprachlichen Schulung, die an der fremden Sprache besser als an der eigenen geschieht, und zwar am besten am Lateinischen, das der beste grammatische Knecht für alle übrigen Sprachen sei; 2) wegen der Einführung in den Geist des Alterthums, das die Grundlage auch unserer heutigen Zeit sei. Von der Einheitsschule will Ziegler nichts wissen; sie hat nach ihm den einzigen Vorzug der Billigkeit. Dagegen bezeichnet er den gegen die Realgymnasien gerichteten Beschluß der Conferenz als ihren verfehltesten. Hier übrigens vermisse ich die großen Gesichtspunkte, die sonst Ziegler's Vorlesungen auszeichnen. Schließlich verräth sich nach allerhand Sachen und Sächelchen, daß er die Realgymnasien (und zwar nach württembergischem Vorbild mit viel Latein) hauptsächlich (oder nur?) will, damit die Gymnasien nicht zu mehr Zugeständnissen an den realistischen Bildungsstoff gezwungen werden — also eine Art Blitzableiter in den Stürmen des realistischen Gewitters! Für diese Begründung werden Ziegler nicht viele dankbar sein. Um so dankenswerther ist sein entschiedenes Eintreten für eine wohlfeile höhere Bürgerschule: „Mehr Bildung für die kleinen Leute! Mehr Bildung fürs Volk!" Damit kommt er auch auf den Unfug des Berechtigungswesens zu sprechen (ohne gerade tief auf dieses Thema einzugehen); er beschränkt sich auf die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen und beklagt die Verquickung derselben mit der Schule. Die staatliche Regelung des Schulwesens will er nicht preisgeben, denn ihm graut vor dem lachenden Erben, der Kirche; aber er wünscht eine Lockerung des staatlichen Zügels besonders für die höheren Bürgerschulen. Sehr gut ist, was Ziegler zur „Ueberbürdungsfrage" bemerkt: „Daraus folgt, daß es nicht die Schule als solche ist, die überbürdet; sondern Zeit und Ort, Schule und Lehrer, Familie und Schülerindividualität — sie alle wirken zusammen und lassen hier ein Allgemeines überhaupt nicht aufstellen." „Was man im landläufigen Sinne des Wortes «Ueberbürdung» nennt —, ich meine, dabei läuft nachgewiesenermaßen so viel Uebertreibung mit unter und damit ist schon so viel Schwindel getrieben worden, daß sich das Geschrei doch endlich einmal legen müßte." „Der Staat aber, solange er der Arbeiterbevölkerung den Achtstundentag nicht gewähren kann, möge er sich auch nicht so zimperlich besorgt zeigen um die Verminderung der Arbeitszeit für die Söhne der obern Zehntausend." Man sieht hier zugleich, wie unbefangen sich Ziegler außerhalb aller Parteischranken bewegt, eine erfreuliche Wahrnehmung, die in seinem Buche noch öfters zu machen ist. Die Geschichte soll nicht zu einem Hauptfach aufgebauscht werden. Ganz schlimm kommt die Göring'sche Methode des Krebsgangs in der Geschichte weg; mit wahren Keulenschlägen erlegt Ziegler die pädagogischen Scherenschleifer der Herren Stenzler und Lindner. Die Gegenwart ist für ihn mit Recht nicht Geschichte, sondern Gegenwart; nur Byzantinismus oder pädagogischer Unverstand oder historische Unkenntniß vermögen sie der Schule aufzudrängen. Dem Turnen möchte Ziegler gerne seinen ursprünglichen einfachen, natürlichen, frischen, fröhlichen Charakter zurückgeben — doch darauf kommen wir weiter unten zu reden. Den officiellen Spielcultus haßt er als Negation des Wesens des Spiels; — ob er nicht auch hier, durch Uebertreibung zum Widerspruch gereizt, das Kind mit dem Bade ausschüttet? — Geradezu bedenklich aber ist mir der Grundzug dessen, was er über Schule und Haus sagt, trotzdem daß es in diesem Kapitel auch des Treffendsten sehr viel gibt. Er übersieht nämlich die vielfache Gemeinsamkeit des sittlichen Bodens der beiden Erziehungsfactoren, weist jedem seine besondere Aufgabe zu, verlangt bloße gegenseitige Ergänzung, anstatt wirkliches Ineinander ihrer Erziehungsarbeit. Soll wirklich die Schule um das Wirthshauslaufen u. s. w. ihrer Schüler nur dann sich kümmern, wenn die Schularbeit darunter Noth leidet? Hat sie nicht Mitbildnerin der sittlichen Persönlichkeit ihrer Schüler zu sein? Ich bin weit entfernt, ein Freund drakonischer Schulgesetze zu sein, glaube vielmehr, daß schon auf dem Gymnasium in diesen Dingen allmählich zur Selbständigkeit erzogen werden soll; aber eben dazu muß und kann die Schule sicher mithelfen. Die Abiturientenprüfung will Ziegler trotz ihrer Mängel nicht opfern; aber er will sie erleichtern durch Vermehrung der schriftlichen Arbeiten, Abkürzung der mündlichen Quälerei und besonders durch gute Schulräthe, die die Prüfung vernünftig betreiben.

Oft wurde aus Anlaß der Schulreform auf England hingewiesen, nicht immer mit viel Verständniß. Einer der berufensten Vermittler englischer und deutscher Verhältnisse ist der Professor des Englischen an der freiburger Universität, Dr. Arnold Schröer. Dies zeigen seine Aufsätze über „Erziehung, Bildung und Volksinteresse in

Deutschland und England", die, erst vereinzelt in Tagesblättern erschienen, nun zu einem Ganzen vereinigt sind (Nr. 2). Abgesehen von der etwas künstlichen Art, wie die einzelnen Aufsätze zusammengeleimt sind, ist ihr Erscheinen in Buchform ganz gerechtfertigt; sie sind so verständig und anregend, von pädagogischem und patriotischem Geiste durchweht, daß sie verdienen, aus dem Tagesstrudel herausgehoben zu werden. Der erste Aufsatz ist gewissermaßen ein Programm, in dem die Aufgaben der Jugend- und Volkserziehung in Deutschland durch eine Gegenüberstellung der Zustände in England beleuchtet werden sollen. Schröer knüpft dabei an den Roman „Cyril" des Engländers Drage an, ein Buch voll nationalen englischen Geistes, voll vaterländischen Ehr- und Pflichtgefühls — der herrlichsten Tugend der Engländer —, dem er noch den letzten Aufsatz ganz besonders widmet und das er mit Recht so leichtfertigen deutschen Büchern, wie „Rembrandt als Erzieher", als Muster nationaler Literatur gegenüberstellt. Ganze Menschen mit jugendfrischen Herzen, Sinnen und Gliedern zu erziehen, sollen wir von den Engländern lernen. Doch ist Schröer darum nicht blind gegen unsere Vorzüge. Er betont energisch, daß unsere deutsche Wissenschaftlichkeit die unbestrittenste all unserer Errungenschaften sei und daß ihre Pflege und Ausbreitung im Volke zu dessen Lebensinteressen gehöre. Um so größer sei die Gefahr, wenn Wissenschaft und Nation aufhören, einander zu verstehen, wenn zwischen zünftiger Gelehrsamkeit und Bildung ein Riß entstehe; diese Gefahr hervorzuheben und ihre Ursachen zu erörtern, ist der Zweck der weitern vier Aufsätze: „Die Lehr- und Lernfreiheit an unsern Universitäten", „Wissenschaft und Publikum", „Literarische Production und Ueberproduction", „Unsere Bibliotheken". Schröer verlangt in ihnen besonders gegenüber dem einseitigen gelehrten Specialistenthum auf den deutschen Universitäten auch encyklopädische Orientirungscollegien und enge Verbindung von Wissenschaft und Leben, damit so die ganze Wissenschaft in planmäßiger Verbindung wissenschaftlicher und praktischer Bestrebungen ins Leben hineingetragen werde — hier also ist, wie bei Ziegler und Kähler, die Nothwendigkeit einer Universitätsreform energisch betont und damit eine Frage angeregt, die an Bedeutung die Schulreformfrage weit überragt. Auch hier zieht Schröer die englischen Verhältnisse theils rühmend, theils tadelnd zum Vergleich herbei. Er glaubt die Vergleichung der beiden Nationen, der deutschen und der englischen, sei um so mehr geboten und fruchtbringend, als die sittliche Grundlage und die weltgeschichtliche Stellung beider analog seien. Wenn er dann die politischen Consequenzen zieht und einer Gemeinsamkeit der Wege beider Völker das Wort redet, so ist freilich zu fürchten, daß diesem Appell das Echo jenseits des Kanals fehlen wird; bis jetzt wenigstens verhalten sich die Engländer so verzweifelt kühl gegen deutsche Liebeswerbungen, daß die Würde unserer Nation uns abwartendes Verhalten auferlegt.

Mehr körperliche Ausbildung der Jugend! Das können wir von den Engländern lernen, und im Schulstreit war es ein oft gehörter Ruf, den denn auch die Conferenz in ihr Programm aufnahm. Leider bedeutet aber jener Ruf bei vielen nur Vermehrung des Turnunterrichts, und was für eines Unterrichts! Jenes militärischen Drills im Staube der Turnhallen, gegen den auch Ziegler sich wendet! Immer lauter wird darum eine Reform des Turnunterrichts verlangt, so sehr energisch in der Schrift eines Volksschullehrers: „Schulreform und Turnunterricht" (Nr. 3). Sie besteht aus einem Aufsatz über „Moderne Verirrungen auf dem Gebiete des Turnunterrichts", der seinerzeit schon in der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung" erschien und viel Staub aufwirbelte, aus einem Vortrag, den ein Dr. W. A. zur Abwehr gegen jenen Aufsatz auf dem elften deutschen Turnlehrercongreß hielt, aus einer Entgegnung hierauf und aus allgemeinen Betrachtungen über jenen Congreß und seine Forderungen und über Turnvereine. Ihre Tendenz ist, Front zu machen gegen das Turnmonopol der in der berliner Centralanstalt gebildeten „Turnlehrer", gegen den Turnhallencultus und gegen den Turndrill, und zu erstreben die Einreihung des Turnunterrichts unter die übrigen Fächer des Volksschulunterrichts als ein Stück der Volksschulpädagogik und eine Sache des ganzen Volksschullehrerstandes und die Reform des Turnunterrichts im Sinne des alten turnlustigen und turnkräftigen „Frisch! Fromm! Fröhlich! Frei!" — So sehr diese Tendenz meinen Beifall hat, so muß ich doch die Schrift als eine unerfreuliche Erscheinung bezeichnen. Der Standpunkt ist in Rede und Gegenrede einseitig, der Ton gereizt, die Kampfesweise nicht immer ehrlich, indem dem Gegner unlautere Motive untergeschoben werden; immerhin sind die Ausführungen des Volksschullehrers von mehr sittlichem Ernst getragen und pädagogisch ernster zu nehmen, als der hochtrabende, ziemlich windige Vortrag seines Gegners.

Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit wäre auch einer andern Errungenschaft der Neuzeit, der Schulhygieine, zu wünschen. Ursprünglich von sehr bescheidenen Anfängen ausgegangen und gegenüber früherem Schlendrian eine wirkliche Errungenschaft, hat sich die Schulhygieine allmählich zu einem unersättlichen Moloch herausgebildet. Immerhin blieb es bis jetzt so ziemlich den Aerzten und den Aeltern von Muttersöhnchen überlassen, immer neue Opfer von Schule, Staat und Gemeinde für ihn zu fordern, und die Lehrerwelt verhielt sich ihm gegenüber sehr zurückhaltend. Sie fand mit Recht, Krankheit und Heilmittel würden übertrieben, fand namentlich auch, daß die Ursachen zu einseitig in der Schule gesucht würden, und daß vieles von dem, was man heutzutage Schulkrankheiten zu nennen liebt, oft mit viel mehr Recht dem Haus, der Familie, dem Leben auf die Rechnung zu setzen wäre. Die Schrift von Zimmermann (Nr. 4) zeigt leider, daß der Hygieine-Fanatismus nun auch Lehrer ergreift. Jeder einsichtige Lehrer hält es ja gewiß für seine Pflicht, von dem physischen Leben unserer Kinder nicht nur alle Nachtheile möglichst

fern zu halten, sondern ihm auch positiv jede mögliche Förderung angedeihen zu lassen. Aber von dieser natürlichen „Hygieine" jedes verständigen und gewissenhaften Lehrers bis zu den kostspieligen, zeitraubenden, arbeitstörenden Forderungen der modernen Schulhygieine ist noch ein weiter Schritt. Zimmermann ist ein waschechter moderner Schulhygieine-Apostel, der ebenso übertrieben erst sein Wehe ruft, als er nachher sein Hallelujah singt. „Unsere Jugend wird zu früh auf die Schulbank gefesselt und zum Stillsitzen gezwungen!" klagt er. Gut — einsichtige Pädagogen haben darum verlangt, daß man die Kinder erst mit sieben Jahren zur Schule zwinge. Aber nein! Da würden ja die lieben Aeltern ihre Kinder ein ganzes Jahr länger hüten, ein ganzes Jahr länger die bequeme Kindsmagd Schule entbehren müssen, und darum schlägt Zimmermann vor, die Kinder zwar mit sechs Jahren zur Schule zu schicken, aber nicht zum Lernen, sondern zum Spielen, Märchen hören und erzählen, Auge, Ohr und alle Sinne üben, Singen, Sprechen und Turnen — das alles nicht nur im Schulsaal, nein, auch in Hof, in Wald und Feld, auf freiem Wiesenplan, wie unter schattigem Baume. Auch früher hat man es ja daran nicht fehlen lassen; aber man hielt es für die herrliche Aufgabe der Mutter und glaubte, die Schule sei denn doch zum Lernen da, zum Arbeiten, das mit der Kraft des Schülers wächst. Freilich moderne Mütter haben am Ende dazu „keine Zeit" mehr! Und das Arbeiten muß man die Schüler nicht lehren, sondern es ihnen möglichst ersparen! Darum zweiter Satz: ein Theil des Unterrichts muß auch in den obern Klassen ins Freie verlegt werden! — Freilichtunterricht! Der Ausdruck ist gut; man kann da gleich an die Unnatur der „naturgetreuen" Freilichtmalerei denken! Und endlich dritter Satz: man schließe jede Unterrichtsstunde mit drei bis fünf Minuten langen Freiübungen! Den Kleinen biete man diese Uebungen aber öfter, alle 20 Minuten ungefähr! Und damit sie ja nun nicht etwa dadurch angestrengt werden, keine Hausaufgaben und viel Schlaf! Sollten unsere Jungen solche Püppchen sein, die nur auf diese Weise aufgepäppelt werden könnten, so möchte man fast zum Heil unserer Nation spartanischen Gebrauch herbeiwünschen. „Eisen ins Blut unserer Jugend! Das heißt nicht spielen und am Gängelband führen, sondern das heißt immer wieder: arbeiten und die Knaben zur Pflicht anhalten, Ansprüche machen an ihren Muth und an ihre Kraft und ihnen körperlich und geistig etwas zumuthen!" sagt Ziegler in seiner oben besprochenen Schrift, die Herr Zimmermann besser thäte zu lesen, als Güßfeldt's „Erziehung der deutschen Jugend", ein Buch, das er in kritikloser Bewunderung „epochemachend" nennt!

Eins der werthlosesten Erzeugnisse der Schulreformliteratur — und das will etwas heißen, denn es gibt deren viele! — ist Buchholtz' „Die Hebung des Gymnasiums u. s. w." (Nr. 5). Schon die Darstellung und sprachliche Einkleidung ist eine beleidigende. Wer seine Ansichten über eine Sache gebildeten Leuten gedruckt vorlegen will, sollte sich doch wenigstens die Mühe geben, seinen Stoff ordentlich zu verarbeiten und einzukleiden. Buchholtz aber stellt erst seine Ansichten dar, findet dann selbst, die Begründung sei doch gar zu oberflächlich, fängt darum mitten in seiner Schrift fröhlich wieder von vorne an und muthet dem Leser zu, nun selbst Vortrag und „Nachtrag" in eins zusammenzuarbeiten. Seine Sprache ist nachlässiger Conversationston, die Interpunktion eines Frauenzimmers würdig. Und nun erst die Weisheit selbst, die hier vorgetragen wird! Das Griechische sollte man früher beginnen und nicht, wie es jetzt geschieht, dem Französischen opfern! Den lateinischen Aufsatz und lateinische Verse sollte man beibehalten! Den Schülern sollte man mehr Freiheit lassen, also z. B. eine Arbeit nicht aufgeben, sondern nur vorschlagen (diese Kenntniß einer Gymnasiastenseele)! Die betriebenen Sprachen sollten fleißig gesprochen werden (auch Latein und Griechisch?)! Latein lernt man dann statt in zehn in sechs Stunden „mit gutem Erfolg!" Und nun die Krone! Nicht nur Italienisch und Englisch, sondern auch Slawisch soll am Gymnasium als facultativer Gegenstand gelehrt und gelernt werden! Polnisch! Böhmisch! Russisch! Wendisch! Natürlich mit der bekannten schönen Begründung: Man könnte es im Leben brauchen! Liest man dann noch Sätze wie: „Nur zwei Stunden erläßlichen Unterrichts auf unserem Gymnasium in einer der slawischen Sprachen würden die friedliche Stimmung Europas wesentlich heben!" oder: „Die Deutschböhmen und die czechischen Böhmen sehen einander freundlich an!" u. s. w., so greift man sich an den Kopf und fragt, ob es möglich sei, daß ein Mann, der auf dem Titelblatt vier Linien braucht, um alle seine Titel und Würden aufzuzählen, derlei Zeug verzapfe. O heilige Reform! Den hast du auch auf dem Gewissen!

Von dem krausen Zeug, mit dem uns die moderne pädagogische Literatur, besonders seit dem Ausbruch der Reformwuth, häufig beschenkt, wendet man sich immer wieder gerne dem klaren, frischen Quell unserer pädagogischen Classiker zu. Einem der größten unter ihnen, Amos Comenius, feiern wir in diesen Tagen den dreihundertjährigen Geburtstag. Ein Scherflein zu dieser Feier will der Vortrag Nebe's sein: „Comenius als Mensch, Pädagog und Christ" (Nr. 6), und er ist mehr: er ist eine massiv goldene Ehrenmedaille, ein Muster gebildeter, auf festem Wissensgrund ruhender, populärer Vortragsweise. Von der Gegenwart ausgehend, leitet Nebe unter höhern Gesichtspunkten zur historischen Betrachtung über. In fünf ergreifenden Bildern, an die sich der ganze Lebensgang des Comenius anschließt, weiß er uns seinen Helden als Menschen im Kampfe des Lebens zu zeichnen; dann zeigt er ihn uns in seinem Werden und Wesen als Pädagog, und hebt zum Beleg, statt eines Grundrisses seiner Pädagogik, zwei Punkte heraus, die uns die Weite seines Blicks und die Tiefe seines Gemüths besonders deutlich erkennen lassen: die pädagogische Ausnutzung der Sprachvergleichung und die reizende Behandlung der

Mutterschule; und endlich stellt er in dem Christen Comenius die Verkörperung des Wesens und Gehalts der Böhmischen Brüdergemeinde, ihrer Bruderliebe und ihrer Frömmigkeit, dar. Der Vortrag, dem auch eine schöne schwungvolle Sprache eigen ist, ist eine Perle der Meyer-Markau'schen Sammlung.

Dem gleichen Zwecke, wie der Vortrag Rebe's, dient der Abdruck der „Mutterschule" des Comenius (Nr. 7) in den „Neudrucken pädagogischer Schriften", diesem sehr verdienstlichen Unternehmen Albert Richter's. Es bringt, mit ausführlichen Einleitungen und wo nöthig mit erklärenden Anmerkungen, zu erstaunlich billigen Preisen Schriften, von denen jetzt selten mehr ein Exemplar zu erlangen ist, und zwar nicht nur pädagogische Meisterwerke, sondern auch Schriften, die für die Geschichte der Schule und für die Culturgeschichte im allgemeinen als Quellenschriften zu betrachten sind. Bisjetzt ist das Unternehmen in mustergültiger Weise seinem Programm nachgekommen.

Einen Theil desselben Unternehmens bildet Balthasar Schupp's Schrift „Vom Schulwesen", neu herausgegeben von Stötzner (Nr. 8). Die Einleitung ist sehr gelehrt, zum Theil beruht sie auf sehr mühsamen Untersuchungen. Freilich habe ich Bedenken, ob Schupp's Schrift den Wiederabdruck und den ganzen darauf verwendeten gelehrten Apparat lohnt.

Immer mehr sucht man von verschiedenen Seiten heutzutage die Schule in den unmittelbaren Dienst des Lebens zu zwingen. So verlangt auch Hopp (Nr. 9), daß die Volksschule sich mit dem neuen Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz, dem „Klebegesetz" des Volksmundes, abgebe. Ich könnte mir eine Berücksichtigung des Gesetzes in unserer Schule nur so denken, daß künftig in die Sammlungen von Rechenaufgaben auch Aufgaben aus seinem Gebiete aufgenommen würden. Wer weiter geht, muthet der Schule zu, dem Leben Magddienste zu leisten. Die Schrift gehört zu der Sammlung der pädagogischen Vorträge von Meyer-Markau. Eduard Haug.

Feuilleton.

Eine sehr beachtenswerthe Abhandlung „Ueber die Möglichkeit einer normativen Aesthetik" hat Hermann Fleischer herausgegeben (Breslau, Koebner, 1891). Der junge Verfasser ist ein Schüler des bekannten Aesthetikers von Köstlin in Tübingen; er folgt aber seinem Meister keineswegs blind. Mit seinem Grundgedanken stimmen wir überein, wenn wir auch vielfach eine begrifflich schärfere Fassung empfehlen und so manches absprechende Urtheil vermissen möchten. Wir unsererseits unterscheiden zwischen allgemein und stets geltenden Urgesetzen einer jeden Kunst, und zwischen Regeln (Normen), welche nur eine vorübergehende und untergeordnete Bedeutung haben. Jene Urgesetze sind uns aber etwas viel Höheres als die wohlgefälligen Urverhältnisse des Herbart'schen Formalismus. Wenn aber Fleischer sagt, daß das Schöne von jedweder Art metaphysischer Weltanschauung gänzlich unabhängig sei, so schießt er über das Ziel hinaus. Die Begründung einer normativen Aesthetik kann allerdings nur auf kunstgeschichtlich-empirischem Wege geschehen, aber die Verknüpfung der also gewonnenen letzten Ergebnisse führt, wenn anders sie Wissenschaft werden soll, ganz von selbst zu Sätzen einer Kunstphilosophie und diese wiederum münden ein in die für alle Wissenschaften überhaupt geltende Metaphysik. Die Wendung bei Fleischer: „Es gibt nichts, das an und für sich schön sei", ist in dieser Form mindestens missverständlich. Allzu gewagt ist der Satz: „Jede ganz isolirte Farbenempfindung wie auch jeder einzelne Ton eines musikalischen Instruments hat einen ganz bestimmten Gefühlston." Abgesehen davon, daß diese Behauptung ihrem Inhalte nach nicht durchführbar wäre, ist sie formal mangelhaft, denn statt „hat" müßte es heißen „entspricht einem Gefühlston". Desgleichen: „Was uns harmonisch berühren soll, das muß selbst wieder etwas Seelisches, menschliches oder menschenähnliches Leben sein" (anstatt „haben"). Wie kann man freilich von einem noch so begabten jungen Mann etwas Besseres verlangen, wenn sein Lehrer R. von Köstlin sich folgende Logik leistet: „Schön ist eine solche Erscheinung oder Form eines Dinges, welche bei der Anschauung desselben irgendwie den Eindruck der Vollkommenheit auf uns macht." Die Begriffe „irgendwie" und „Vollkommenheit" schließen sich aus; Köstlin verwechselt „Vollendung" mit „Vollkommenheit" und meint mit „Vollkommenheit" das seiner Bestimmung, seinem Zweck, seinem Urbild Entsprechende. Selbst dann aber gibt es noch viele Grade des Schönen, weil Stufen der zunehmenden Vollendung, während das Vollkommene nur sich selbst gleich ist.

— Gottfried Bauer hat unter der Aufschrift „Wach auf!" die sociale Frage auf 48 Seiten behandelt. Das bei F. Schneider u. Comp. in Berlin erschienene Schriftchen kostet nur 60 Pfennige, gehört aber zu dem Besten, was wir nach dieser Richtung hin gelesen haben. In gedrängter, aber klarer Sprache macht er eine ganze Reihe von Reformvorschlägen, welche tiefem Nachdenken und warmem Herzen entsprungen sind und sich durch ausgezeichnete Realpolitik als ausführbar empfehlen. Es ist nicht nöthig, jeder besondern Darlegung des Verfassers zuzustimmen, wohl aber diese Schrift als ein Muster zu nehmen, wie man die nationalen und religiösen Elemente im Volke gegen den Ansturm der goldenen und rothen Internationale sammeln muß. Das Ganze enthält eine solche Fülle von Gedanken, daß man nicht zwei Zeilen herausfinden kann, welche gehaltlos wären. Wir wünschen diese meisterhafte Leistung in Millionen von Exemplaren unter unserm Volke verbreitet zu sehen. Als kleine Probe genüge folgende Stelle: „Wir kämpfen einen Verzweiflungskampf zur Wahrung unsers eigenen Deutschthums. Wer sich vor diesem Kampfe scheut, der mag zum vaterlandslosen Ebräer übergehen, daß er vor dessen Zeitungsgeißel sich knechtisch beugen lerne! Immer mehr macht sich rücksichtsloses Geldprotzenthum geltend; verantwortlich dafür ist allein unsere Gesammterziehung nach den Grundsätzen eines auf der morschen Grundlage des unumschränkten Kapitals stehenden vernünftelnden Liberalismus." Befreiung aus den Fesseln des wucherischen Kapitalismus erstrebt auch diese Schrift. Nachdem der Verfasser in treffendster Weise das heutige Judenthum charakterisirt hat, gelangt er zu dem Vorschlag: Gleiches Recht und gleiche Pflicht für Deutsche und Juden, aber beides in richtigem Verhältniß! In jede Berufsgenossenschaft müssen und dürfen so viele von jedem Volksstamme aufgenommen werden, als ihm im Verhältniß zur deutschen Gesammtbevölkerung zukommt.

— Hermann Popp hat die hundert- und tausendmal wiederholten Phrasen von neuem zusammengestellt, um „den Glauben

als eine Illusion" zu erweisen (Leipzig, Elischer Nachfolger, 1891). Die geistige Fassungskraft des Verfassers charakterisirt sich durch folgende Sätze: „Will der Glaube das Glück der Kindheit wieder heraufzaubern, so müssen auch die Gehirnfunctionen der Betreffenden in Kinderschuhen bleiben." „Das Bewußtsein, als willkürliches Product in der Gewalt eines Stärkeren zu existiren, vernichtet jeden Mannesstolz und macht nicht glücklich. Erst derjenige, der niemand (d. h. auch nicht Gott!) über sich anerkennt, fühlt sich als einen freien Sohn der Natur." „Die Wissenschaft zeigt uns das eiserne Gesetz der Causalität und blinde Naturkräfte, ohne uns einen individuellen Machthaber aufzuoctroyiren." „Böse Gedanken und Thaten sind unbedingt nothwendig, denn — durch Irrthum zur Wahrheit!" „Schopenhauer, L. Büchner und Feuerbach sind die großen Geister, welche allein noch Wissenschaft haben." Armer Schopenhauer! Also ein L. Büchner hängt sich an deine Rockschöße!

— Aus der periodischen Literatur heben wir hervor das vierte Heft des sechzehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Belser, 1891). Es enthält „Die Südstaaten der nordamerikanischen Union", von Edwin Schulze. Ferner das zweite und dritte Heft der ersten Reihe von „Deutsche Schriften für Literatur und Kunst", herausgegeben von Eugen Wolff (Kiel, Lipsius u. Tischer, 1891). Darin befinden sich 1) „Lebenserinnerungen von Klaus Groth"; 2) „Ueber den Einfluß des Zeitungswesens auf Literatur und Leben", eine Zusammenstellung von Urtheilen bekannter Tagesschriftsteller. In gleichem Verlage erscheint das vierte Heft der „Deutschen Schriften für nationales Leben", welches „Deutschland im Jahre 2000", von G. Erman, enthält. Wir empfehlen besonders die zwei zuletzt angeführten Hefte als höchst interessant in ihrer Art. Die Ueberfülle des Stoffs verbietet uns leider einzelne schlagende Stellen hier zu wiederholen.

— Im Cotta'schen Verlage in Stuttgart erscheint demnächst „Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte von Johannes Proelß. Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube." „Das junge Deutschland" will für die in ihm geschilderten Zeitverhältnisse annähernd dasselbe sein, was R. Haym in seinem Werk: „Die romantische Schule" für die Erkenntniß der vorausgehenden Geistesbewegung geboten hat.

— Auf der Kantonsbibliothek in Aarau entdeckte der Kantonsbibliothekar Dr. Herzog die erste Ausgabe der „Bilder des Todes" von Hans Holbein, gedruckt zu Lyon 1538. Sie enthält 41 Holzschnitte. In demselben Bande befinden sich außerdem noch 46 andere Holzschnitte Holbein's zum Alten Testament.

— Die von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig veranstaltete billige Lieferungsausgabe von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken ist bis zur dreiunddreißigsten Lieferung gediehen. Die Lieferungen 18—31 enthalten die „Schriften zur Naturphilosophie und Ethik" und die „Parerga" (I und II).

— Der frühere Secretär des Hofburgtheaters Dr. Alfred Freiherr von Berger ist mit der Abfassung einer Geschichte des Burgtheaters betraut worden.

Bibliographie.

Aus Oesterreichs deutschen Gauen. Beiträge von L. Anzengruber. — L. Bauernfeld. — C. Emil u. A. Prag, H. Dominicus. 1891. 8. 60 Pf.

Benkard, C., Schwarz-weiß-rot. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Badische Biographieen, herausgegeben von F. v. Weech. 4. Thl. Karlsruhe, G. Braun. 1891. Gr. 8. 10 M.

Blok, P. J., Friesland im Mittelalter. Social-politische Studie. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von O. G. Houtrouw. Leer, W. J. Leendertz. 1891. Gr. 8. 75 Pf.

Chroust, A., Tageno, Ansbert und die Historia Peregrinorum. Drei kritische Untersuchungen zur Geschichte des Kreuzzuges Friedrichs I. Graz, Styria. 1891. Gr. 8. 5 M.

Dahn, F., Rolandin, Erzählung in Versen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. 16. 3 M.

Daniel, A., Aus Natur- und Menschenleben. Vier Vorträge. Emden, W. Haynel. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dillmann, C., Astronomische Briefe. Die Planeten. Tübingen, H. Laupp. 1891. 12. 3 M.

Döderlein, J., Unsere Väter Kirchenrath Christof Döderlein, Obereonsistorial-Rath Immanuel von Niethammer und Hofrath Ludwig von Döderlein. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1891. 8. 1 M.

Drummond, H., Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der neuesten Auflage des englischen Originals. Neu übersetzt. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Dukes, E. J., und A. Fielde, Alltagsleben in China. Bilder aus dem chinesischen Volksleben nach Schilderungen von D. und F. Frei nach dem Englischen von Luise Öhler. Basel, Missionsbuchhandlung. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Litterarisches Echo. Rundschau für Litteratur und populäre Wissenschaft. Herausgegeben von V. Ottmann. 1. Jahrg. Oktober 1891—September 1892. 24 Hefte. Leipzig, V. Ottmann. 1891. Gr. 8. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

Egidy, M. v., Ernstes Wollen. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Einert, E., Aus den Papieren eines Rathauses. Beiträge zur deutschen Sittengeschichte. Arnstadt, E. Frotscher. 1891. Gr. 8. 3 M.

Ellissen, O. A., Aus frohen und trüben Stunden. Gedichte. Einbeck. (Leipzig, H. Elliffen.) 1891. 12. 1 M.

Erhardt, F., Der Satz vom Grunde als Prinzip des Schließens. Halle a. S. (Rudolstadt, H. Dabis.) 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Ernst, A. W., Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildniß Leuthold's nach einem Gemälde von F. von Lenbach. Hamburg, C. Kloß. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Eschstruth, Nataly v., In Ungnade. Roman. 2 Bde. Berlin, J. H. Schorer. 1891. 8. 10 M.

Feldmann, A., Ateliergeheimnisse. Licht- und Schattenbilder aus dem Künstlerleben. Schilderungen. Mit Zeichnungen von A. Mandlick. Dresden, Verlag des Universum. 1891. 4. 2 M.

Fischer, H., Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens. Tübingen, H. Laupp. 1891. Gr. 8. 4 M.

Fischer-Sallstein, Der schwarze Conrad. Roman eines modernen Dichter-Vagabunden. Berlin, R. Wilhelmi. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Flemming, W., Die Universitätsferien bei uns und im Auslande. Braunschweig, H. Bruhn. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Freudig bereit. Lebensskizze Harry Mac Innes' von der Hand seiner Mutter. Nach dem Englischen von M. Karstens. Basel, A. Geering. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Fricke, W., Religion und Schule. Ein Wort zur Lösung einer brennenden Frage. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Friedrich, J. (Mähliss), Der glaube Schillers. 2. tl. zu: „Der glaube Goethes und Schillers". Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Comp. 1891. Gr. 8. 2 M.

Gedenkblatt zur Kerner-Feier (Anton Kerner Ritter von Marilaun), am 12. November 1891. Ausgabe vom Comité. Wien, F. Deuticke. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Gellert's Dichtungen. Herausgegeben von A. Schullerns. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1891. 8. 2 M.

Genthe, A., Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten. Straßburg, K. J. Trübner. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

Germania irredenta. *_* Dresden, Druckerei Glöss. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Hamburg vor 200 Jahren. Gesammelte Vorträge von T. Schrader, K. Jacoby, K. J. W. Wolters, O. Rüdiger und R. Ehrenberg. Herausgegeben von T. Schrader. Hamburg, L. Gräfe u. Sillem. 1891. Gr. 8. 10 M.

Ingersoll, R. G., Moderne Götterdämmerung. Deutsch von W. Schaumburg. Leipzig, Schaumburg-Fleischer. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Meinecke, F., Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1891. Gr. 8. 2 M.

Ratzel, F., Die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang: Ueber die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine anthropo-geographische Studie. Leipzig, S. Hirzel. 1891. Lex.-8. 3 M.

Das Recht der Feder. Halbmonatsschrift für die Berufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten. Organ der deutschen Schriftsteller-Genossenschaft. Red.: M. Hildebrandt. 1. Jahrg. November 1891—Oktober 1892. 24 Nrn. Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 110, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1891. Gr. 8. Vierteljährlich 1 M.

Samson, H. v., Gustav Heinrich Kircheupauer. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit dem Porträt Kirchenpauers. Reval, F. Kluge. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Sartori, A., Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1891. Gr. 8. 2 M.

Schmidt, K. E., Von Masurens Seen. Historische und landschaftliche Schilderungen. Wien. (Lötzen, M. Fischer.) 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Schubring, J., Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn-Bartholdy und Julius Schubring, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Schuler, B., Dante's göttliche Komödie, in erzählender und beschreibender Form dargestellt. München, B. Schuler. 1891. Gr. 4. 7 M.

Sommer, W., Erzählungen. 1. u. 2. Bd. Elsässische Geschichten. 2 Bde. Basel, B. Schwabe. 8. 8 M.

Tiemann, H., Johann Amos Comenius. Ein Bild eines Schulmannes aus alter Zeit für Freunde der Schule in neuer Zeit. Festgabe zur 300jährigen Geburtstagsfeier des Comenius, am 28. März 1892. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff. 1891. 8. 50 Pf.

Wilhelm II. König von Württemberg. Ein Lebensbild. Ludwigsburg, J. Aigner. 1891. 12. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

The English Library

embraces the best works of all popular novelists of the day. List postfree from Leipzig on application. Each Volume sold separately. Price M 1.60.

Leipzig. Paris. Berlin. Vienna. Heinemann & Balestier, Ltd.

Recent additions to **The English Library** *contain works by*

RUDYARD KIPLING. — R. L. STEVENSON. — W. BESANT.
RIDER HAGGARD. — GEORGE MEREDITH. — EDNA LYALL.

Sold by all booksellers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Mit Einleitung und Anmerkungen von **Max Müller.**

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Zwei Theile. (Doppelband.) 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Ausgewählte Gedichte

von

Wilhelm Müller.

8. Cart. mit Goldschnitt 2 M.

Die Dichtungen Wilhelm Müller's haben sich durch die Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, regen Natursinn und einfache melodische Sprache seit langem beim deutschen Volke fest eingebürgert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch

von

Friedrich Bodenstedt.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.

Außer diesen billigen Ausgaben erschienen noch folgende elegantere Ausgaben:

Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. m. G. 6 M.
Pracht-Ausgabe. 4. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Der „Nachlaß" Mirza Schaffy's bildet ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy", die schon in mehr als 100 Auflagen erschienen; wie diese ist er ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.

Posse in 4 Akten

von

Karl Bilke.

Preis: eleg. brosch. 2 M.

Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lerne, liebe, lebe.

Dichtungen von **Julius Hammer.**

Fünfte Auflage. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Julius Hammer zählt bekanntlich zu den gediegensten und anmuthigsten Vertretern der didaktischen Dichtkunst. Die Dichtungen „Lerne, liebe, lebe", die hier in fünfter Auflage vorliegen, waren sein Schwanengesang. Noch einmal ließ er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankenschätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Julius Sturm.

Sechste Auflage.

8. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Zweiter Theil.

Vierte Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Zur Charakterisirung des Dichters heißt es treffend in einer eingehenden Besprechung seiner Poesien: „Sturm's Dichtungen, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zum Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, die Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Der erste Theil der „Frommen Lieder" ist bereits in elfter Auflage erschienen (geb. m. Goldschn. 3 M.).

(Mit einer Beilage der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 9. — 3. März 1892.

Inhalt: Gustav Theodor Fechner. Von L. Weis. — Vom deutschen Volks- und Kunstdrama. Von Ludwig Fränkel. — Erzählungsliteratur. Von Adolf Brieger. — Johann Nestroy. Von Friedrich Kummer. — Russische Literatur. Von Bernhard Münz. — Zwei Zeitungsjubiläen. Von Julius Deckel. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gustav Theodor Fechner.

Das eben erschienene, von einem Pflegesohn in Liebe und Treue, aber vorurtheilslos gezeichnete Lebensbild des am 18. November 1887 als ein Sechsundachtzigjähriger verstorbenen leipziger Physikers, Humoristen und Philosophen Gustav Theodor Fechner*) gibt uns willkommenen Anlaß, auf eine Weltanschauung aufmerksam zu machen, für deren Bedeutung die heutige Zeit mehr Verständniß haben wird, als die Zeit vor vierzig Jahren, in der sie zuerst ausgesprochen wurde. Wie Kant an Königsberg, ist Fechner an Leipzig gebunden, in das er als Student 1817 einzog. Leipzig, damals noch vom Stadtgraben eng zusammengefaßt, zählte noch nicht 40000 Einwohner und als Fechner starb, Hunderttausende. Welche Veränderungen unter den Augen Eines Mannes! Deshalb ist dieses Lebensbild bei den geselligen und wissenschaftlichen Beziehungen Fechner's in dieser sich reich entwickelnden Stadt zugleich ein lebhaft anregendes Zeitbild von Leipzig, ja sogar ein Culturbild des 19. Jahrhunderts. Aber nicht blos in seinem Wohnsitz war Fechner wandellos. Er hatte auch die letzten vierzig Jahre seines Lebens dieselbe Wohnung inne, die seine treue Gattin zu einem friedlich-traulichen Heim machte und mit seinen Lieblingen, den Blumen, schmückte. Er aber hatte, da seine Augen ein Zimmer nach Norden bedurften, den kleinsten Raum inne, eine einfenstrige Stube mit einem erhöhten Schreibtisch, an dem er stundenlang stand oder auf einem lehnenlosen Sessel saß; kein Platz war für ein Sofa oder sonstigen Zimmerschmuck, nur ein Holzkasten stand noch da als wichtiger Papierkorb. Denn sinnend schrieb Fechner, schreibend sann er, und vieles Unbrauchbare wanderte in den Papierkorb. Diese Studirthätigkeit ward in der Regel nur nach Tische unterbrochen durch einen Gang nach dem Rosenthal, wo er einsam wandernd sich seinem Denken hingab.

Nicht immer war Fechner einsiedlerisch. Er ward als zweiter Sohn des Pastors Samuel Traugott Fechner zu Großsärchen in der Niederlausitz, woselbst schon sein Großvater Pastor war, geboren als Sonntagskind am 19. April 1801. Auch seine Mutter, Johanna Dorothea Fischer aus Alt-Golßen, war eine Pastorentochter. Leider starb der Vater bereits 1806; die Witwe mit zwei Söhnen und drei Töchtern hinterlassend. Theodor kam später aufs Gymnasium nach Sorau, der ältere Bruder, Eduard, später in Paris als Maler gestorben, kam auf die Malerakademie nach Dresden. Dies war Veranlassung, daß auch die Mutter mit Theodor 1815 dahin zog. Nachdem er die Kreuzschule schnell durchlaufen hatte, zog er 1817 zur Fastenzeit in Leipzig ein. Er studirte Medicin, machte auch 1822 sein Doctorexamen, aber er prakticirte nie. Hatte er doch nicht einmal einen Verband anlegen oder eine Ader schlagen gelernt! Dabei fühlte er zu tief das Ungenügende und Geistlose der damaligen Medicin, wie der Naturwissenschaft überhaupt. Dazu aber kam noch anderes:

> Ich war, sagt der Pastorensohn, beim Studium Atheist geworden, religiösen Ideen entfremdet, sah in der Welt ein mechanisches Getriebe; da lernte ich im Februar 1820 Oken's Philosophie kennen, die mir Welt und Wissenschaft in neuem Licht erscheinen ließ.

Fechner studirte nun Schelling und Steffens; er wurde am 13. Februar 1823 Magister, dachte naturphilosophische Vorlesungen zu halten, aber es wurde nichts daraus. Um so weniger, als sein verständiger Sinn bald erkannte, daß auf diesem Wege kein Wissen von der Natur gewonnen würde. Er ließ unter dem Namen „Dr. Mises" einige Schriften erscheinen, worin er damalige Wissenschaft und Philosophie humoristisch behandelte, und es fehlte nicht an Freunden, die ihn ganz für diese Belletristik gewinnen wollten.

Da zog seine Mutter 1824 nach Leipzig. Die friedliche Häuslichkeit gab ihn der Ruhe und dem Ernst der Arbeit hin. Gleichzeitig eröffneten ihm freundschaftliche

*) Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises). Ein deutsches Gelehrtenleben von J. E. Kuntze. Mit drei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. Gr. 8. 6 M.

Beziehungen den Zutritt zu tonangebenden Familien der Stadt und ließen ihn theilnehmen an den schon erwähnten gesellschaftlichen Verhältnissen Leipzigs. Wir nennen nur das Haus des Senators Dr. Volkmann, mit dessen Söhnen Fechner befreundet war. Als der Physiologe Dr. Alfred Volkmann mit Adele Härtel, der Tochter des Chefs der Firma Breitkopf und Härtel, vermählt war, bildete das junge Ehepaar „den Mittelpunkt eines von frischem, fröhlichem Idealismus erfüllten Kreises", in welchem der geistvolle, gewandt redende, humoristische und gern ernst aber friedlich disputirende junge Fechner sich heiter bewegte. Hier lernte er auch in Clara, der Schwester des Freundes, die treue Gefährtin seines Lebens kennen. Die silberne und die goldene Hochzeit durften beide feiern. Die Freude an eigenen Kindern blieb ihnen versagt; dennoch blieb das Haus an Kindern nicht leer. Die Treue, welche er selbst als Pflegesohn erfahren, vergalt er an Söhnen einer Schwester; und die „Tante" war als Märchenerzählerin beliebt.

Von 1824 bis zur Verheirathung 1833 waren aber Jahre der Sorge und der angestrengtesten schriftstellerischen Thätigkeit. Endlich 1834 erhielt er die freigewordene und erbetene Stelle als Professor der Physik an der Universität. Damit war Fechner frei von Nahrungssorgen; aber die Stelle war ihm Last, da der Zwang des Unterrichts ihn in dem freien Ergehen seines Denkens hinderte. Mit Schrecken sollte diese Thätigkeit aufhören und die Sorge wiederkehren.

Die geistigen Arbeiten hatten Fechner's Nervensystem geschwächt, trotzdem fing er mit seiner Gewissenhaftigkeit und Ausdauer an, Gesetzmäßigkeiten bei den durch Goethe berühmt gewordenen subjectiven Licht- und Farbenerscheinungen aufzusuchen. Die Ueberanstrengung der Augen dabei erzeugte 1840 eine solche Lichtscheu, daß Fechner es nur im Dunkeln oder mit einer Binde vor den Augen ertrug. Dazu stellte sich eine Magenstörung ein, die ihn wochenlang dem Verhungern nahe brachte. Als dies Uebel gehoben, trat eine Kopfschwäche ein, die eine Geistesstörung fürchten ließ. Endlich October 1843 zeigte sich in Kopf und Augen Besserung, er konnte von 1844 an wieder seine Thätigkeit aufgreifen. In beiden Fällen war die Besserung auf eine für Fechner und alle wunderbare Weise eingetreten, und diese Verwunderung nährte wol sein späteres Interesse an den Räthseln des Spiritismus.

Während der Krankheit war die Lehrstelle der Physik seinem Freunde Wilhelm Weber übergeben worden. Wohl war Fechner jetzt frei von dem lästigen Unterrichtszwang, aber der verminderte Gehalt weckte in der ersten Zeit wenigstens wieder frühere Sorge; auch machte Fechner sich Unruhe wegen des Fortbezugs von Gehalt überhaupt, bis es ihm möglich war, Vorlesungen nach Neigung wieder zu halten. Das Wichtigste aber ist, daß mit der Krankheit Fechner's Thätigkeit als Physiker ganz aufhörte. An Stelle des Physikers trat nun der Philosoph Fechner. Und die Bedeutung seiner Lehre? Sein Augenleiden trieb ihn jahrelang ins Dunkel, zwang ihn auch wol von da an zu seinem zurückgezogenen Leben; 1873 erlitt er eine Staaroperation am linken, 1874 am rechten Auge, 1876 eine Schieloperation und 1877 eine Nachstaaroperation am linken Auge, und trotzdem ist seine Philosophie: Licht, Leben, Freiheit und Sonnenschein!

Wir führten an, wie Fechner 1820, ehe er die Oken'sche Anschauung kannte, sich als Atheist fühlte und in der Welt nur ein mechanisches Getriebe sah. Neunundfunfzig Jahre später, in seinem letzten philosophischen Glaubensbekenntniß: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht", 1879, sagt er:

> Um Gott von der heidnischen Zersplitterung in die Welteinzelheiten zu retten und über deren Niedrigkeit zu heben, hat die Theologie im Widerspruch mit Sprüchen ihrer eigenen Quelle Gott von der Welt abdestillirt, hat die Götter in dienende Engel verwandelt und auch diese über die Sterne erhoben. Nun ist die nicht nur entgötterte, sondern aus Gott mit einer Gabe mechanischer Kräfte entlassene, ja sündhaft von ihm abgefallene Welt als Caput mortuum für die Messungen und Experimente der Physiker, für die Lucubrationen der Philosophie und für die Schelmworte der Theologie zurückgeblieben. So hat das göttliche Bewußtsein seinen Inhalt nach unten, die sinnliche Erscheinung ihren Zusammenhalt von oben verloren; jenes ist bis ins Unfaßbare verflüchtigt, dieses bis auf einige Reste verschwunden.

Nun ist eine Theologie noch kein Christenthum, und trotz der Entgötterung der Natur kann man sich freuen der Sonne, die „wie ein Bräutigam aus ihrer Kammer" tritt, der „Lilien, die herrlicher als Salomo gekleidet sind". Humboldt schildert in seinem „Kosmos", bei Betrachtung des Einflusses der Naturanschauungen der Völker auf ihre Dichtungen, die Erhabenheit der Psalmendichtungen, welche in der sinnlichen Welt als dem von Gott Angeordneten seine Herrlichkeit preisen; er schildert wie in den ersten Jahrhunderten das christliche Gemüth allüberall in der Schöpfung Gottes Größe und Güte erblickend, in Land und Wald Gefühle entwickelte, die sich nur mit Gefühlen der modernen Zeit verschmelzen.

Es ist daher nicht nothwendig, daß bei Annahme einer Schöpfung zwischen Gott und der erschaffenen Welt eine dunkle Kluft gedacht werde, zumal der geistig gesunde Mensch in seiner Unvollkommenheit der Allgegenwart des lebendigen, alles schauenden, liebenden Gottes allzeit bedarf. Der Naturforscher Fechner aber, der von Vater, Mutter und Pflegevater her ein lebendiges Christenthum in sich aufgenommen hatte, sah nur die Kluft, welche eine Natur und Welt verachtende Theologie zwischen Gott und seine Schöpfung gemacht hatte. Er dachte, die todtgemachte, entgottete Welt wieder durch Götter beleben zu müssen. Und wie die alten Religionen überall da, wo im Gegensatz zu dem zaudernden, zweifelnden, vielfach gehemmten oder Falsches ergreifenden Thun und Treiben der Menschen, eine wanklos sicher und harmonisch sich vollziehende und dauernde Bewegung erblickten, wie bei den Sternen, Pflanzen und dem Instinctleben der Thiere, diese Bewegung als eine übermenschliche, eine göttliche verehrten, so sah auch

Fechner in all solchen harmonisch dauernden Bewegungen seelische Aeußerungen. Gestirne und Pflanzen, der Erdball selbst sind daher nach ihm beseelt, sind Götter. Aber stünden diese Götter sich und Gott gegenüber, so wäre es nicht blos Vielgötterei, sondern die Kluft bliebe zwischen allen bestehen. Vielmehr Gottes Selbstbewußtsein umfaßt alles. Gott ist der Inbegriff der ganzen Existenz; die geistige oder innere und die materielle oder äußere Welt sind nur unterscheidbare Seiten in Gott.

Mit dem pietätvollen Zeichner von Fechner's Leben und Denken sind wir gewiß, daß die Philosophie eine christliche zu werden hat, daß aber Fechner's Philosophie, obgleich er es meinte, kein Christenthum ist, sondern im Pantheismus stecken blieb. Wir begreifen indeß Fechner's des Naturforschers Bedürfniß, einer leblosen Theologie gegenüber die Kluft zwischen Gott und der verachteten Welt verschwinden zu lassen. Sein Eifer für den Spruch: „In Gott leben, weben, sind wir und er in uns", führte freilich ihn, den Vertheidiger des Christenthums, auf den gemeinsamen Boden mit seinen Gegnern, welche sagen: „Im Pantheismus stehen wir der Wahrheit der Worte: In Gott leben wir u. s. w., näher als im Christenthum." Es ist ebenfalls das Bedürfniß nach Ausfüllung der Kluft zwischen Gott und der verachteten Welt, welches dem von Schopenhauer ersonnenen Pantheismus in unserer Zeit Verbreitung brachte. Bei Schopenhauer und bei Fechner ist Gott das Eine, das aber als innere oder geistige und als äußere oder materielle Seite unterschieden werden kann. Und doch, welch ein Unterschied zwischen dem Pantheismus Schopenhauer's und dem Fechner's!

Mit Fechner sagen wir: Wo Bewußtsein ist, da denkt man an Licht, Sonnenschein, Tag, an Freiheit, Leben, an Gutes und Schönes; wo Unbewußtes, unbewußter Wille ist, da denkt man an Dunkel, Finsterniß, Nacht, Nothwendigkeit, Tod, Schlechtes und Häßliches. Fechner, vom Bewußtsein ausgehend, stellt daher seine Anschauung als Tagesansicht den Anschauungen Schopenhauer's, Hartmann's und freilich auch der die Kluft machenden Theologie als Nachtansicht gegenüber. Darin, Tagesansicht zu sein, liegt die Bedeutung von Fechner's Philosophie. Schon die Sprache dieses Humoristen athmet Licht und Freiheit, und es wäre Gewinn, sie mehr zu hören. Auch Fechner hat Gegner zu bekämpfen und er bekämpft sie gern mit Witz und Spott. Aber der Spott des Humors verwundet nicht, beleidigt nicht, macht nicht schlecht, nicht verächtlich. Der große Botaniker Schleiden, zu einer Zeit, in der es Narrheit hieß, bei Pflanzen von Lebenskraft oder von Seele zu reden, goß seinen ganzen wissenschaftlichen Zorn über Fechner aus, als dieser seine „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" hatte erscheinen lassen. Und Fechner? Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit sucht er in „Professor Schleiden und der Mond" die Bedeutung des Botanikers hochzuhalten und weist nur mit liebenswürdigem Spott nach, wo und wie er in seinem Eifer blind war und zu weit ging. Er sagt:

Schleiden hat das Kind nicht mit dem Bade ausschütten wollen; er hat es mit einer Flut von oben ersäufen wollen und hat es darum nicht einmal ernstlich angefaßt. Das Kind aber lächelt ihm, nachdem es die Flut abgeplantschert, aus dem Bade entgegen.

Das ist Humor, und mit Freude lesen wir im Lebensbild den Sieg dieses Humors: Schleiden besuchte seinen Gegner und reichte ihm die Hand zur Versöhnung. Heutzutage würde Schleiden kaum noch spotten. Deshalb wird unsere Zeit Fechner's Philosophie auch mehr Verständniß entgegenbringen. Denn, wenn die Naturforschung auch fortfahren muß, bei ihren Untersuchungen die Pflanzen als Mechanismen zu behandeln, so ist doch durch Schopenhauer's „Welt als Wille" die Vorstellung vielfach lebendig geworden, daß die Materie ein, natürlich unbewußtes, wollendes und empfindendes Etwas sei. Damit wurden die materiellen Körper, auch Gestirne und Pflanzen das, was sie für Fechner waren, beseelte Körper, der ja ebenfalls verschiedene Stufen des Bewußtseins der Seelen annimmt. Dadurch aber, daß Fechner überhaupt vom Bewußtsein, von einem Gott der Wahrheit, Schönheit und Güte ausgeht, baut er seinen Pantheismus als Tagesansicht auf. Das Wiederaufleben dieser Lehre wäre in unserer pantheistischen Zeitströmung ein reicher Gewinn; denn wie soll man es der Mühe werth finden, gegen Schlechtigkeit und Schmutz zu kämpfen, wenn die Zuversicht fehlt, das Licht werde die Nacht überwinden? Und eigentlich ist unsere Zeit zu ernst, um in pessimistischer Behaglichkeit nur in trüben Illusionen zu schwelgen oder mit Vorliebe nur das Schlechte hervorzuheben. Auch Fechner kannte das Schlechte der Welt und achtete es nicht gering; er erfuhr den Ernst des Lebens und ließ es sich sogar die Gesundheit seiner Augen kosten, um zum Licht des Geistes durchzudringen: um so mehr verdient dieser Mann, daß man an seiner Tagesansicht die Zuversicht stärkt, daß in allem Ernst, in aller Noth und Nacht die Sonne das Gestirn des Lebens bleibt. Der Uebergang aber von dieser Ansicht zu der von Fechner gewollten ist nicht schwer.

Mit Freude und Dank begrüßen wir daher das, wie wir denken zu guter Zeit erschienene, trefflich gezeichnete Lebensbild, das mit den Bildnissen des Knaben und des Mannes Fechner und dem seiner Gattin geschmückt, die reichhaltige Thätigkeit des schlichten Denkers, dessen Aesthetik, Atomistik, Psychophysik wir der Tagesansicht wegen unberührt lassen mußten, vorführt in den Abschnitten: „Fechner's Bild"; „Herkunft und Jugendzeit"; „Der unheimliche Freund"; „Der Belletrist Dr. Mises"; „Der Physiker Fechner und sein Haus"; „Die Krisis"; „Der Philosoph Fechner"; „Der Naturforscher Fechner"; „Der Aesthetiker Fechner"; „Der Psychophysiker Fechner"; „Der ganze Fechner". Werthvolle Zugaben sind: die von Professor Dr. W. Wundt am Sarge gesprochenen Worte; ein chronologisches Schriftenverzeichniß von Dr. med. Rudolf Müller. Möge es dem trefflichen Buche gelingen, die Bedeutung Fechner's mehr, wie es seither der Fall war, zum Bewußtsein zu bringen!

L. Weis.

Vom deutschen Volks- und Kunstdrama.

1. Die deutsche Schulkomödie und die Dramen vom Schul- und Knabenspiegel. Von Paul Bernhard Raché. Leipzig, Baldamus. 1891. 8. 2 M.
2. Der Laufner Don Juan. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels. Herausgegeben von Richard Maria Werner. (A. u. d. T.: Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. III.) Hamburg, Voß. 1891. 8. 3 M.
3. Des Faustbuch des Christlich Meynenden, nach dem Drucke von 1725 herausgegeben von Siegfried Szamatólski. Mit drei Faustporträts nach Rembrandt. (A. u. d. T.: Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.) Stuttgart, Göschen. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.
4. Die Sprache in J. M. R. Lenzens Dramen. Von Kurt Pfütze-Grottewitz. Braunschweig, Westermann. 1890.
5. Zur Goethe-Forschung. Neue Beiträge von Heinrich Düntzer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 6 M.

Wir besitzen bisher weder für die Geschichte des deutschen Dramas noch für die des deutschen Theaters eine große Darstellung, die in einem weitgespannten Rahmen die ganze Fülle der allmählich festgestellten Einzelheiten erschöpfte und in gefälligem Gewande zu einem übersichtlichen Bilde zusammenschlösse. Es scheint fast, als ob auch der Kundigste und Muthigste sich nicht an ein Unternehmen herangetraue, dessen unerläßliche Vorarbeit in der Bewältigung eines außerordentlich umfänglichen Kleinmaterials bestehen müßte, wie es sich seit Gottsched's und Lessing's Tagen angehäuft hat. Und ohne Unterlaß schießen pilzähnlich die neuen Hilfsmittel aus der Erde, um Themata und Fragen wieder aufzurühren, die selbst der gewissenhafte Fachmann schon erledigt wähnte. Aus diesem Ueberflusse die Spreu abzuscheiden und blos das dem Fortschritte der Erkenntniß Dienliche herauszuheben, namentlich soweit es der Theilnahme der gebildeten Allgemeinheit begegnet, dünkt fürwahr keine leichte Aufgabe. Gottlob regt sich neuerdings in weitern Kreisen eine kräftigere und wärmere Neigung für das Schauspiel; man erkennt endlich, volle hundert Jahre nach Lessing's und Schiller's dramaturgischen Antrieben, seine culturelle Bedeutung, seinen Werth für allgemeine Bildung und öffentliche Moral. Frühere Jahrhunderte schoben der Bühne selbst eine erzieherische Pflicht zu und ließen die pädagogischen Ansichten der Zeit unmittelbar von den Bretern herab der zahlreich lauschenden Zuhörerschaft verkündigen. Man thut mit dem Büchlein des Dr. Raché, „Die deutsche Schulkomödie und die Dramen vom Schul- und Knabenspiegel" (Nr. 1),*) einen guten Einblick in diese merkwürdige Art praktischer Sittenreform. Eine nach Stoff, Tendenz und Motiven fast ausschließlich didaktische Richtung ist die Vorhalle des neuern deutschen Dramas, und wie das Schauspiel in deutschen Landen überhaupt blos in der Begleitschaft kirchlich anerkannter Religionscere-

*) Einen brauchbaren Abriß lieferte Raché in seinem Aufsatze „Die deutsche Schulkomödie" in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung", 1891, Nr. 111 (17. September).

monien aufkommen konnte, so ruhte die junge Entwickelung im Gefolge der umsichgreifenden Reformationsideen in der Hauptsache auf einem schulmäßigen Boden. Raché führt in raschem, aber genügendem Ueberblick die ältesten deutschen Schüleraufführungen vor, deren erste gesicherte die des Leiters der Ulrichsschule zu Augsburg, Gerhoh von Reichersberg (geboren 1093) scheint. Jedoch darf man von regelmäßigen dramatischen Darstellungen der Gelehrtenschüler nicht vor dem Ausgange des 15. Jahrhunderts sprechen. Damals erblühte dieser theatralische Dilettantismus, durch die auf Neuerkenntniß der Antike gegründeten humanistischen Bestrebungen genährt, zu einer eigenartigen Gattung, der sogenannten Schulkomödie. Zu den auf diesem Felde thätigen Männern gehören anerkannte Führer des alle Geistesgebiete durchsickernden Humanismus, wie Jakob Wimpheling, Reuchlin, Conrad Celtes, Jakob Locher, Sebastian Brant. Namentlich sind es Luther und sein Freund Melanchthon, die Vorurtheile über den angeblichen Schaden des Schauspiels mit starken sittlichen Gründen niederzukämpfen und einer freiern Anschauung über die Gymnasialaufführungen Bahn zu brechen suchten. Und der Erfolg begünstigte ihr nachdrückliches Eintreten für das Recht dieser didaktischen Kunst, wenn eben auch das in unserer Muttersprache geschriebene Drama dadurch für eine längere Weile auf einen einseitigen Pfad praktischer Tendenz gedrängt worden ist. Man sieht dies sehr bald ein, wenn man die lange Reihe trockener Decrete durchläuft, die Raché's reichhaltige Auszüge aus Schulordnungen des 16. Jahrhunderts darbieten. Ueberall dieselbe formelhafte Auffassung des Komödienspielens, der der Zopf kahlster Pedanterie im Nacken hängt. Als nun gar seit der Mitte des 16. Jahrhunderts Männer von der Genialität und dem Einflusse eines Joh. Sturm, N. Frischlin, Valentin Trotzendorf mit eingestandener Absicht der kaum im Schulleben eingebürgerten deutschen Sprache Schritt auf Schritt zu Gunsten des allmächtigen Lateins abzuringen begannen, sank die Schulkomödie binnen kurzem auf eine niedrigere Stufe hinab. Die Lieblingsquelle all jener Stücke, den alten Terenz, wollte selbst Luther, der eifrige Befürworter des nationalen Wortes, nicht übersetzt haben; Leonhard Stöckel, 1539—60 Gymnasialrector zu Bartfeld, bat um Verzeihung, als er sein deutsch geschriebenes Drama „Susanna" aufführen ließ, und in Leipzig kam es noch 1660 zu einem Zusammenstoß zwischen Lehrerschaft der Thomasschule und dem Consistorium, als die erstere den Alumnen unter schicklicher Begründung ein deutsches Stück neben dem lateinischen einstudirte. Trotz alledem hielt sich, wie Raché's Angaben zeigen, namentlich in Mitteldeutschland die Schulkomödie, nachdem sie, den Forderungen der breitern Oeffentlichkeit nachgebend, in ein mehr volksthümliches Fahrwasser übergegangen war. Aus ihrer pädagogischen Wurzel aber entfaltete sich eine selbständige

Pflanze, das „Schulspiegel" oder meist „Knabenspiegel" benannte Problem. Raché, dem als Hauptverdienst eine genaue schematische Uebersicht des recht weitschichtigen Stoffes nachzurühmen ist, nimmt sodann die ganze Reihe der thatsächlichen Schuldramen („Der Jungen Knaben Spiegel", „Der Jungen Mannen Spiegel" u. s. w.) in chronologischer, sachlicher und quellengeschichtlicher Reihenfolge dem Einzelinhalte nach durch und ergänzt durch diese saubern Analysen unser Wissen vom dramatischen Schriftthum des 16. Jahrhunderts in dankenswerther Weise.

Bei Raché heißt es S. 30 in einer äußerst zutreffenden Bemerkung:

> Dieses Heraustreten an die große Oeffentlichkeit hat zur Folge, daß die Schulkomödie immer mehr den Charakter eines Volksschauspiels annimmt. Dem Publikum genügt die trockene Belehrung schließlich nicht mehr, es wollte vor allem unterhalten sein, und um diese Wirkung herbeizuführen, scheute man sich nicht, zu den Mitteln einer rohen und unanständigen Komik zu greifen. Man machte derartige Zugeständnisse schon um des lieben Friedens willen, denn wenn die Zuschauer sich durch das Stück gelangweilt fühlten, so suchten sie sich auf eigene Faust und zumeist auf Kosten der Darsteller zu belustigen.

Damit ist der Weg bezeichnet, den während und in größerer Menge am Ausgang der Renaissance die Behandlung derjenigen gelehrten, antiken und ausländischen Stoffe nehmen mußten, die auf volksthümliche Wirkung rechneten. Ein Musterbeispiel für solche willfährige Anpassung an die Gedankenwelt und künstlerischen Wünsche niederer Zuschauerschichten erhalten wir durch Richard Maria Werner's „Der Laufner Don Juan. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels" (Nr. 2). Sein vortreffliches Buch liefert zum ersten male ausführlichere Kunde über einen heute noch fortlebenden Abkömmling des alten volksmäßigen Wandertheaters, der als Erbstück die verballhornte oder für die einfachsten Ansprüche zugestutzte Fassung mancher einstmals berühmter Dramen besitzt.

Einwohner der zu beiden Ufern der Salzbach belegenen kleinen Stadt Laufen und der ehemaligen Vororte Oberndorf und Altach (die 1815 im Gegensatz zu dem bei Baiern belassenen Laufen wieder österreichisch wurden) pflegen bis in unsere Tage in den strengen Wintermonaten, die durch das Zufrieren des Flusses sie erwerblos macht, ererbtem Brauche getreu das Salzburgische, wo sie auch die Vorstädte Salzburgs besuchen, Oberösterreich und die nächsten Striche Baierns als fahrende Schauspielergesellschaften alten Schlags zu durchwandern. Die aufgeführten Stücke sind bisweilen die alten selbst; die Principale entäußern sich auch ihrer überlieferten Handschriften, sodaß das salzburger Museum Carolina-Augusteum eine lange Reihe ansammeln konnte. Aus diesem und werthvollem eigenen Besitz heraus arbeitete Werner die Fülle seiner authentischen Mittheilungen zur Geschichte der deutschen Volksbühne. Ein guter Bruchtheil jener Stücke stößt schon im Repertoire der „englischen Komödianten" des 17. Jahrhunderts oder unter den officiellen „Haupt- und Staatsactionen" am wiener Hofe in der ersten Hälfte des 18. auf, sodaß also die Möglichkeit zu lehrreichen vergleichenden Ausblicken auf die Fortpflanzung und Veränderung der beliebtesten Motive im vollsten Maße zur Hand liegt. Dieser Zusammenhang muß schon allein deshalb hergestellt werden, weil kein Zeugniß für das schauspielerische Auftreten der laufner Schiffsleute über das Jahr 1762 zurückreicht. Dann allerdings wachsen die Liebe des stetig wechselnden Publikums und die freundliche Anerkennung der Behörden rasch und intensiv, wie namentlich die verschiedenen salzburger amtlichen Erlasse wider allerlei zweifelhaftes Gauklervolk und artistisches Jahrmarktsgesindel deutlich belegen. Hier gewährt man nämlich den laufner Schiffer-Mimen den Ausschluß von jenen Verboten, sofern ihre Stücke, nachdem sie die Censur durchlaufen haben, keinerlei nachträglichen Einschub bringen. Der Spielplan, dessen ehrwürdigste Nummer, „Johann von Nepomuk", dem 17. Jahrhundert entstammt, enthält unter anderm Genoveva, Schinderhannes, die vier Haimonskinder und romantische Sagen- und Räubergeschichten aller Art, aus der neuern Zeit aber auch Umformungen Babo'scher, Kotzebue'scher, Angely'scher Benedix'scher, Nestroy'scher Erzeugnisse. Verdreht und durch schier unglaubliche Anachronismen entstellt wurde die Sachlichkeit der Stoffe durch das nachdrückliche Eingreifen des Hanswursts und früher außerdem durch die regellose Willkür des Stegreifspiels, die mit lustigen Capriolen über die Schranken der quellenmäßigen Handlung der geltenden Allmacht der classischen drei Einheiten ein stichhaltiges Schnippchen schlug.

Im zweiten Abschnitt des Werner'schen Buchs gelangt das laufner Volksschauspiel von Don Juan zum ersten Abdruck, von einer gediegenen Auseinandersetzung des Verhältnisses zu den ältern Parallelen begleitet, die einen vorläufigen Ersatz für die noch ungeschriebene Geschichte des Don Juan-Problems bieten möchte. Das letztere trat bekanntlich auf spanischer Erde in den literarischen Horizont mit dem Mönch Gabriel Tellez (Tirso de Molina) 1630. Seines nächsten Nachfolgers, des Italieners Giliberti (1652), Bearbeitung vermögen wir lediglich aus ihren Ableitungen zu beurtheilen, deren hauptsächlichste das Drama des Franzosen de Villiers (1660) ist. Neben dem letzteren stehen in Frankreich eine Stegreifburleske im Stile der commedia dell' arte, 1657 in Paris aufgeführt, ein ebenfalls auf italienischer Vorlage ruhendes Stück von Dorimond (1659), endlich Molière's selbständig gestaltete Charakterkomödie von 1665, die er wie de Villiers und Dorimond „Le festin de Pierre" betitelte. Im J. 1676 ging die anlockende Fabel nach England hinüber, wo sie Shadwell erneuerte; aber sonst ward sie ihrem Ursprunge entsprechend — hat man sie doch das romanische Faustproblem genannt — während des 17. und des 18. Jahrhunderts in Spanien, Frankreich und Italien gern und oft aufgefrischt. Von den ältesten deutschen Aneignungen aus der Blütezeit der Wandertruppen des Haupt- und Staatsactionen-Repertoires weiß man nur, daß der bekannte norddeutsche Theaterdirector Magister Velten 1690 in Torgau eine Uebersetzung

des Molière'schen Werks vorführte, und der wiener Komiker Gottfried Prehauser um 1716 als „Don Philipp im Don Juan den Ruhm geerntet" hat. Später löste das Ballet die bisherige Form ab: Gluck und Fr. Ludw. Schröder sind hier in erster Linie zu nennen. Bald trat nun der Stoff ins wirklich volksthümliche Gebiet hinüber, und wenn wir auch von dem alten Volksschauspiel selbst den Wortlaut nicht kennen, so entschädigt doch dafür die längere Anzahl von Varianten in der modernen Puppenkomödie.

Neben dem Don Juan hat keine Gestalt die Phantasie des Volks so beschäftigt wie der Faust. Der Unterzeichnete hat im Laufe der letzten Jahre mehrfach Gelegenheit genommen, die Leser d. Bl. mit den nennenswerthesten Neuerscheinungen auf dem umfänglichen Gebiete der Faust-Literatur bekannt zu machen. Angesichts der zahllosen nutzlosen und völlig überflüssigen Nummern in dieser Reihe berührt es angenehm, daß das jüngste Glied der Gottlob allgemach zusammenschrumpfenden Masse ein sehr anziehender und wohlgelungener Beitrag ist. Szamatólski, der vor den Fachleuten schon einigemale eine genaue und einsichtige Kenntniß der ältern Faustdichtungen bewährt hat, legt den ersten Neudruck der letzten Auffrischung jenes alten frankfurter Faust-Volksbuchs von 1587 vor, die 1725 von dem sich unter dem Namen des Christlich Meynenden verbergenden Anonymus C. M. veröffentlicht wurde. Diese Fassung der volksthümlichen Geschichte ist durch verschiedene Eigenheiten, die sie sich von den Vorgängern scharf abheben läßt, charakterisirt. Namentlich ist der durch die Mittelmänner Widmann (1599) und Pfitzer (1674) durch allerlei Beiwerk aufgeschwellte Stoff hier stark verkürzt und der ihm innewohnende Spiritualismus aufs äußerste verdünnt. Man merkt außerdem deutlich, wie die naive Art der Anschauungs- und Vortragsweise, die in den vorausliegenden Bearbeitungen noch entschieden vorherrscht, fast ganz geschwunden ist. Denn, was nicht zu vergessen, wir befinden uns bereits in dem Bannkreise der gelehrten Forschung über Faust mittendrin. Der Held der Fabel selbst ist aus der Sphäre der überweltlichen Magie in die niederer Lebenskreise herabgedrückt. Nur unersättliche Genußsucht realistischer Art, der zügellose Wunsch zu prassen und zu schwelgen, verleitet ihn zum Bunde mit dem Satan: „Der schändliche Müßiggang lehrte ihn auf Mittel sinnen, sich durch ein teuflisches Bündniß auf der Welt glücklich zu machen." Schriftstellerische Bedeutung hat diese Umformung des Faustproblems, die alle titanischen Motive und der Prometheus-Fabel ähnlichen Züge des 16. Jahrhunderts kurzerhand ausmerzt, überhaupt nicht; sie ist hinsichtlich der Darstellung ungelenk, dunkel und langweilig. Dagegen beansprucht sie unser Interesse durch ihre vermuthliche Eigenschaft der sachlichen Quelle für Goethe's erste Entwürfe, allerdings neben dem Faust-Puppenspiel. Hier findet sich beispielsweise auch schon die Spur der Gestalt Gretchen's in einer „schönen, doch armen Magd", zu der Doctor Faust in Liebe entbrennt.

Der Herausgeber hat für eine saubere Wiedergabe des Textes gesorgt und diesen mit einer gediegenen Einleitung ausgestattet, die anfangs die verschiedenen alten Ausgaben zeitlich anordnet sowie das Verhältniß des Büchleins zur ältern Faustüberlieferung und der ersten Periode des Faststudiums in gewissen Punkten zu umgrenzen sucht. Insbesondere beschäftigt sie sich jedoch auf Grund neuen Materials noch mit den sogenannten Faustbildern. Das einzige aus der Reihe der Bilder, dem man am ehesten eine relative Authenticität zugestehen mag — Faust erscheint darauf untersetzt, etwas rundlich, mit Kahlkopf, pfiffig munterm Blick, Schnurr- und kleinem Kinnbart, in Wams und Kragen —, wird nun auf eine bisher unbekannte Zeichnung Rembrandt'scher Schule zurückgeführt. Letztere schuf nach einem Entwurfe Rembrandt's sein Schüler Jan Joris van Vliet. Szamatólski hat dies Bild entdeckt und hierfür nacharbeiten lassen. Faust aber war wol kaum der ursprüngliche Vorwurf des niederländischen Meisters. Szamatólski's Leistung verdient warmen Dank.

Daß die sogenannte um 1770 anhebende Genieperiode des literarischen Sturms und Drangs, die doch auf dramatischem Felde die meisten und saftigsten Früchte hervorbrachte, so reichlich Einflüsse des gerade damals vielgepflegten Volksstücks verspüren läßt, ist kaum auffällig. Dies beobachtet man vielleicht am schärfsten an dem revolutionärsten jener Neuerer, Johann Michael Reinhold Lenz, dem hochbegabten Jugendfreunde Goethe's. Insbesondere gewährt „Die Sprache in J. M. R. Lenzens Dramen", wie Kurt Pfütze-Grottewitz, der derzeitige Mitredacteur des „Magazins für Literatur", seine Arbeit (Nr. 4) überschreibt, helle Schlaglichter in die Ansichten des radicalen Reformers über das, was ihm thatsächlich als aufnahmewürdige Volksthümlichkeit galt. Sein Ausdruck ist anschaulich, oft sogar malerisch und fast sinnlich greifbar, genügt also dem durch die realistische Theorie gestellten Verlangen der „Gegenständlichkeit". Mit Vorliebe entlehnt er der Redeweise des Alltags ganze Wendungen und damit Anschauungen, und schwelgt andererseits in Formen, Constructionen, Gleichnissen, die der gewähltern Sprache der Volkspoesie als Wiedergabe für das Innenleben des Volks Farbe und Klang geben. Ich glaube, diese Dinge verleihen der Sprache Lenzens den bezeichnenden Anstrich, und demgemäß nehmen sie auch in Pfütze's mit großem Fleiß und gutem Verständnisse angelegten Sammelhefte einen breiten Raum ein. Von den daselbst aufgestellten Rubriken betrachten einschlägige Punkte: „Das Bestreben zu elidiren"; „Neigung zu volksthümlichen Formen"; „Sonstige formale Eigenthümlichkeiten"; „Casusgebrauch"; „Pronomina"; „Die Stilistik"; „Der Wortschatz" (mit dem eigenen Unterabschnitt „Volksthümliches"); „Sinnveränderungen". Es ist nun jedoch eine unbestreitbare Thatsache, daß Lenz, der damals am tiefsten einem echt volksthümlichen Ausbau der Nationalbühne entgegenstrebte, vom verfasserlosen Volksschauspiel so gut wie nichts gesehen oder gar gelesen hat. Um so höher ist seine im Antrieb eigener Ueberzeugung wurzelnde Bereitwilligkeit

zur Anlehnung an der breiteren Zuschauerkreise Stil und Sprechweise anzuschlagen, die sich, wie Pfütze's Uebersicht ergibt, glücklich mit einer gemäßigten Sucht zu Neubildungen und verständlichen Alterthümlichkeiten paart.

Um dieselbe Zeit wie Lenz trat ein Größerer in den Bannkreis der volksthümlichen Bewegung im deutschen Schriftthum, wenn auch weniger mit seinem dramatischen Schaffen. Goethe's Theaterdichten liegt weit ab von Lenzens Tendenz, wie er ja auch seinen Widerwillen gegen des Genossen zügelloses Ueberschäumen ohne wärmere freundschaftliche Rücksicht in die That umsetzte. Seine Stellungnahme zur naiven Poesie, wie Schiller später die ursprüngliche, der Natur folgende Art taufte, neigt schon stark zu der eines überlegen und ziemlich kühl außenstehenden Kunstrichters. Wenn man viele der überaus ausgesponnenen Untersuchungen der „Goethe-Philologie" durchnimmt, kann man sich dieses Eindrucks noch weniger erwehren. Goethe nimmt dann fast das Aussehen eines scholastisch schaffenden Stubenpoeten an. Man darf auch ohne Vorurtheil den Nestor der „Goethe-Philogogie", Heinrich Düntzer, beistimmen, daß diese

häufig nur ein nicht immer geistreiches Spiel ist, mehr auf blendende Entdeckungen und dadurch zu gewinnendes Ansehen bei Unkundigen als auf die Sache und die sie einzig fördernde Wahrheit gerichtet.

Im übrigen schießt der alte unermüdliche Erläuterer der neuhochdeutschen Classiker bedenklich über das Ziel hinaus. Einer der bedeutendsten Wortführer der von ihm hart angegriffenen wissenschaftlichen Goethe-Forschung, Professor Ludwig Geiger, ist der neuesten Sammlung Düntzer'scher Abhandlungen, „Zur Goethe-Forschung. Neue Beiträge" (Nr. 5) unlängst („Die Nation", 1891, November) dem ehrwürdigen Literaturkenner mit einem anmuthigen Märchen entgegengetreten, ohne irgend die schuldige Achtung zu verletzen. Auch wir wollen der Gründlichkeit der Düntzer'schen Untersuchungsmethode den gebührenden Ruhm nicht vorenthalten. Er ist berechtigt, eine volle Dankessumme einzuheimsen, nachdem er eine wahre Unzahl von Einzelheiten aus dem Gebiet der weimaraner Literatur richtiggestellt und ergänzt hat. Seine meisten und gelungensten Forschungen widmeten sich dem classischen deutschen Drama, insbesondere Goethe's, und so beschäftigen sich auch unter den elf jetzt dargebotenen Aufsätzen fast alle mit den Dramen. Sie sind nach der Reihenfolge der Entstehung abgedruckt und sämmtlich vom Frühling 1889 bis in den Hochsommer 1890 niedergeschrieben. Mit gewohnter Vielseitigkeit des Themas erstreckt sich Düntzer's Betrachtung diesmal auf Folgendes: „Goethe's «Befreiter Prometheus»", „Wieland's Matinée «Goethe und die jüngste Niobetochter»"; „Goethe's Unterstützung des jungen Klinger"; „Herder und der junge Herder in Straßburg"; „Zu Goethe's «Natürlicher Tochter»"; „Die Göchhausen'sche Abschrift von Goethe's «Faust»"; „Die Sendung der Lenzischen «Lustspiele nach Plautus» an Merck"; „Das Ghasel auf den Eilfer in doppelter Fassung"; „Die Entstehung der beiden ersten Acte des zweiten Theiles des «Faust» bis zur classischen «Walpurgisnacht»"; „Die Entstehung der beiden letzten Acte des zweiten Theils des «Faust»"; „Shakespeare und der junge Goethe". Ein gesegnetes Stück redlichster Arbeit liegt in ihnen vor, verbrämt mit allen Zeichen Düntzer'scher Art, Umsicht, Materialreichthum, Sachkenntniß, aber leider auch mit Einseitigkeit des Standpunktes, Verbitterung, persönlicher Gereiztheit.

Es sei hier betont, daß besonders zwei Gesichtspunkte Düntzer's wol aufmerksamer erwogen werden müssen: die schärfere Nachprüfung der unsern jetzigen Ausgaben zu Grunde liegenden Ueberlieferung des Faust-Textes und sodann die Einschränkung der Abhängigkeit Goethe's von Herder, namentlich in Bezug auf das Verhältniß zu Shakespeare.

Ludwig Fränkel.

Erzählungsliteratur.

1. Moderne Romane. Von Felix Holländer. II. Magdalene Dornis. Berlin, S. Fischer. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Die Sünde. Geschichte eines Offiziers von Georg Egestorff. Leipzig, Friedrich. 1891. Gr. 8. 6 M.
3. Gemischte Ehen. Roman von Luise von Knobloch, geb. Waagen. Leipzig, Friedrich. 1891. Gr. 8. 6 M.
4. Unter altem Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 3 M.

Felix Holländer's „Magdalene Dornis" (Nr. 1) wird ausdrücklich als „moderner Roman" bezeichnet. Als solcher zeigt er schon äußerlich die überbietende Nachäffung französischer Vorbilder. Mit Gedankenstrichen und gehäuften Punkten treibt Holländer einen unglücklichen Unfug. Die Stottersprache wird selbst da angewendet, wo es sich um einen Gedanken handelt, der jemand plötzlich durch den Kopf schießt. „Wenn der Knabe st...ü...r...b...e — —." Das ist buchstabirt — ganz sinnlos! Als Schüler der Franzosen und ihrer Nacheiferer zeigt sich Holländer auch in dem Bestreben „die Psychologie in die Nerven zu verlegen". Man merkt überall ein genaues Studium der Nervenzustände und der ihnen entsprechenden unbewußten Geberden und Bewegungen. Bei Persönlichkeiten von geringem innern Gehalte erreicht es der Verfasser in der That, durch solche äußern Mittel sie uns recht lebendig nahe zu bringen. Auch bei andern zeichnet er Temperament, Stimmung und ein mehr sinnliches Pathos mit einer gewissen Virtuosität. Das ist aber auch alles. Ein Ethos kennt der Verfasser nicht.

Ein junges Mädchen wird die Braut eines Lieutenants, dessen Großmuth sie es verdankt, daß sie keine Dirne geworden ist. Zum Dank dafür verführt sie mit

schändlichem Raffinement dessen Bruder, einen Geistlichen, den wir vorher aus der Darstellung des Verfassers als ehrlich, treu, fromm ohne Fanatismus, kurz als eine edle Natur kennen gelernt haben. Der Verfasser gehört offenbar zu denen, die nur zwei Mächte als Herrscher der Seele anerkennen: Sinnlichkeit und Illusion. Aber deshalb brauchte er Mann und Weib doch nicht durch „die Liebe" — man weiß, was das bei Bahr und Genossen heißt — bis zur niedrigsten Stufe der Gefühllosigkeit hinabsinken zu lassen. Der Sohn des Pfarrers hat sich schwere Brandwunden zugezogen und am Schmerzenslager des Knaben will Magdalene Dornis mit ihrem Buhlen schäkern. Eine andere charakteristische Scene, welche vor jener liegt: Der Pfarrer kniet vor einem elfenbeinernen Crucifix: „Christus", schreit er unter anderm, „schone deinen Knecht ... Christus ... Christus ... hörst du nicht." Der Verfasser denkt sich offenbar den Pfarrer als einen Baalspriester oder als einen Fetischanbeter. Endlich zerschmettert der Rasende das Crucifix. Holländer weiß von dem Seelenleben eines gläubigen Christen offenbar ebenso viel wie — man sehe die Zeichnung der Pastorsfrau — von dem Gefühl eines Weibes, die keine Dirne ist. Höchst unkünstlerischerweise bricht die Geschichte plötzlich ab.

Wenn man von „Magdalene Dornis" zu Georg Egestorff's „Sünde" (Nr. 2) kommt, so hat man das Gefühl, als habe man sich aus einem Sumpfe herausgerettet auf festen und reinlichen Grund. Hier ist ein treffliches Deutsch, ein trotz gelegentlicher Verwendung verschiedener Dialekte reiner und edler Stil, eine keusche Vornehmheit, die, bei allem Verständniß für die Macht der Sinne, es verschmäht, das Sinnliche pornographisch zu malen, eine weise Mäßigung in der Erwähnung bedeutsamer Bewegungen und Geberden und endlich eine echte, den Geist nicht in den Nerven suchende Seelenkenntniß. Beklagenswerth ist nur, daß der Verfasser, wie wir sehen werden, ein Moralprincip vertritt, dessen Sieg in den Gemüthern der Menschen zum Untergange der Gesellschaft führen müßte. Die Geschichte beginnt mit der Schilderung eines Festes, das in einer kleinen Stadt unweit Berlin ein dort liegendes Reiterregiment gibt. Wir lernen die kleine Welt kennen, welche den Helden umgibt und deren Einwirkungen er sich nicht ganz und nicht dauernd entziehen kann. Später leuchtet diese Welt noch einmal vor uns in breitem Bilde: es ist die Darstellung eines Rennens, welches für den Helden verhängnißvoll wird. An solchen Stellen liebt auch Goethe figurenreiche und bewegte Gemälde. Die Offiziere und Offiziersdamen sind zum Theil nicht ohne Komik, aber nie als Carricaturen gezeichnet. Alle sind Menschen mittlern Schlages, wie auch der Held selbst, Herr von Harff. Der reizend unbeholfene Brief einer jungen dänischen Chansonnettensängerin lockt ihn noch in der Festnacht nach Berlin. Das unschuldige Mädchen hat eine ahnungsvolle Furcht vor der Gegenliebe des Mannes, den sie liebt: „Sie dürfen nicht sein wie die andern und einem armen Mädchen ... ich weiß die Worte nicht ... sagen was nicht ist." Sie bleibt immer gleich rührend in ihrer demuthvollen Güte: mag sie in verhängnißvoller Stunde dem Geliebten alles gewähren, mag sie um seine erlöschende Liebe weinen, mag sie, bereit in den Tod zu gehen, dem harten Manne die letzten Abschiedsgrüße senden. Und als sie einmal in gerechter Empörung aufwallt, da adelt sie ihr Zorn. Die Gestalt Dagmar's ist mit dem Herzen geschaffen und lebt in des Lesers Herzen weiter. Aber der Zauber, der die Gestalt des Mädchens umgibt, ist für den Dichter eine gefährliche Klippe. Egestorff hat seinen Helden als einen guten, feinempfindenden, starken Gewissensregungen zugänglichen Mann gezeichnet: nun soll er es glaublich machen, daß dieser Mann jenes rührende Wesen brutalisirt und in den Tod treibt. Er hat als Künstler die Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl erkannt und gar vieles herangezogen, was Harff's Verhalten begreiflicher macht, aber ganz begreiflich hat er es doch nicht gemacht, so klug er auch den bösen Zufall mit den Mängeln eines von Natur ungraziösen und dabei unerzogenen Mädchens zusammenwirken läßt. So mag selbst das dem tiefern Kenner der Menschennatur verständlich sein, daß er, der Geliebten überdrüßig, an diese eine rohe Frage über ihr früheres Leben richtet; aber das stimmt nicht zu seinem Charakter, daß ihn der edle Zorn, mit dem sie ihm die Antwort verweigert, nicht sofort zu sich bringt. Wir begreifen den Helden nicht recht und damit verliert er unsere Sympathie. Durch eine Depesche, welche er richtig auf Dagmar's Tod deutet, verwirrt, stürzt Harff beim Rennen, liegt lange bewußtlos, klagt sich, als er wieder zum Bewußtsein gelangt ist, als Dagmar's Mörder an und verfällt in eine hitzige Krankheit. Körperlich ziemlich genesen, erinnert er sich erst später der Ursache seiner Krankheit. Es geschieht dies in einem Gespräche mit einem „Seelenarzte", dem er im Fieberdelirium verrathen hat, was ihn bedrückt. Dieser heilt sein Gemüth, indem er ihm eine höchst wunderliche Moral predigt. „Der Begriff «Sünde» bedeutet das Vergehen wider eine Satzung, die, als geltend angenommen, einen Verstoß gegen sie als Unrecht erscheinen läßt." Diese Lehre, welche den Einzelnen das Urtheil der Menge respectiren heißt, bedeutet die tiefste sittliche Unfreiheit. Begreiflicher und immerhin noch vernünftiger ist die Moral der jüngern Sophisten, welche lehrten: weil die sogenannten sittlichen Forderungen nur auf dem Herkommen beruhen, d. h. auf dem Urtheil einer — urtheilslosen Menge, so braucht sie der geistig Höherstehende nicht zu erfüllen." Weiter unten heißt es: „Nicht die That (des außerehelichen Verkehrs) an sich, denn sie entsprang dem natürlichen Gefühl ... die That angesichts des Verdammungsurtheils der Menschen gegen das Mädchen: das ist die Sünde!" Die Sünde ist also die Rücksichtslosigkeit gegen das Mädchen, der Mangel an selbstloser Liebe. Wie stimmt es nun dazu, daß gesagt wird, wenn Harff keine Liebe mehr für das Mädchen empfunden hätte, so wäre es sittlich gewesen, sich von ihr zu trennen (S. 401). Da haben wir sie, die brutale

„Herrenmoral", welche übrigens nicht erst eine Ausgeburt moderner Sophistik ist. Schon ein Kritias hat gelehrt: „Das einzige Naturgesetz ist für jeden sein Vortheil." Diese Lehre ist wenigstens klarer als die Egestorff'sche. Zur Sühne soll der Held auf seine Carrière und, auf zehn Jahre, auf den Genuß seines Vermögens verzichten und von seiner Arbeit leben. Was thut nun ein Sünder, welcher auf keine Achselklappen mit Sternen und auf kein Vermögen verzichten kann, weil er beides nicht hat, und der so wie so von seiner Hände Arbeit lebt? Vielleicht soll er ein härenes Hemd anlegen. Schade um das an Schönheiten so reiche Buch! Desinit in piscem mulier formosa superne.

Der Roman „Gemischte Ehen" von Luise von Knobloch (Nr. 3) predigt sittliche Anschauungen, gegen die nichts einzuwenden ist. Gegen den Schluß hin spricht ein ehemaliges Wundermädchen im Traume: „Vor Gott sind wir alle gleich! so hat er (ein Diakonus) mich gelehrt. Ob Christ, ob Heide, wenn nur die Liebe unser ist. Denn Gott ist die Liebe! Er verdammt nicht die Ungläubigen u. s. w." Eine trivial gewordene Weisheit, die nicht gerade von einer Trauenden offenbart zu werden braucht. Mischehen kommen genug vor: zwischen einem Katholiken und einer Evangelischen, zwischen einem Evangelischen und einer Katholikin — der Beichtvater heißt Clemens — zwischen einem Juden und einer Katholikin, und eine Mischverlobung krönt das Werk. Aber die Verfasserin behandelt die Frage, welche ihr wichtig genug war, den Roman nach ihr zu benennen, mit großer Oberflächlichkeit. Der Titel ist übrigens kaum gerechtfertigt, denn den Haupttheil des Buchs bildet die bekannte Geschichte von der armen, wunderschönen, von Frauen abscheulich behandelten, von ihrem kleinen Zöglinge vergötterten, von Männern geliebten Gouvernante, deren Glück durch eine Intrigue nicht zerstört, sondern nur vertagt wird. Die Intrigue ist so plump, daß ihr Gelingen auf die Verstandeskräfte ihrer Opfer ein ungünstiges Licht wirft. Die Gestalt des kränklichen Knaben ist gut gezeichnet. Der Stil ist nicht unter dem Durchschnitte.

„Unter altem Himmel" von Wilhelm Fischer (Nr. 4) ist ein herzerquickendes Buch. Der alte Himmel ist, wenn ich richtig deute, der Himmel, der über die Erde gespannt ist wie ein Zelt, der Himmel, der Gottes Thron ist. In dieser engern Welt ist es traulicher, wenigstens für unsere Vorstellung, als in der jetzigen, ins Grenzenlose erweiterten. Von den Geschichten behandeln zwei altdeutsche Motive, die andern sind in verwandtem Geiste frei erfunden. Die erste Geschichte erzählt die Schuld und Buße jenes Königs, welcher das Wort: „Er stößt die Gewaltigen von ihren Stühlen und erhöht die Niedrigen", in den Exemplaren der Heiligen Schrift auszustreichen befohlen hat. Ein Engel, der in seiner Gestalt erscheint, verdrängt ihn von seinem Thron und aus seinem Hause, sodaß er ein Gegenstand des Spottes und der Mishandlung wird, bis er Buße thut und nun wieder seinen Platz einnehmen darf. „Das Märchen vom Glück" ist nicht fehlerfrei. Frau Saelde gibt ihrem Liebling als dritte Gabe die Minne. Auch diese befriedigt ihn nicht. Warum nicht? Weil seine Frau herrschsüchtig ist. Nun, dann ist ihm eben nicht die rechte Minne zutheil geworden. Zuletzt begehrt er Frau Saelde selbst, die ihn abweist und zum Himmel entschwebt. „Ingwar und Ingrid". Eine stolze Königstochter muß erst dienen lernen, damit sie lieben lerne. Dies Motiv findet sich auch bei Wilhelm Jordan im „Hildebrandsliede". Es ist auch hier anziehend durchgeführt. Höchst eigenartig ist „Schicksalsweg". Ein gutgearteter junger Mann wird der Genosse von Wegelagerern, wird durch Muttertreue vor dem Tode, aber nicht vor dem Pranger bewahrt und findet endlich, Menschenleben rettend, einen schönen Tod. „Liebeszauber" behandelt die vielgesungene Sage vom großen Karl und seiner schönen Fastrade. Sinnreich hat Fischer die Holde zur Heidin gemacht. Die Mär fließt über vom Zauber der Romantik. „Die Rebenbäckerin" erinnert, trotz ihres mittelalterlichen Gewandes, an Gottfried Keller's „Drei gerechte Kammmacher", nur daß hier kein brutaler Schluß verletzt.

Adolf Brieger.

Johann Nestroy.

Johann Nestroy's gesammelte Werke. Herausgegeben von V. Chiavacci und L. Ganghofer. Zwölf Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891—92. Lex.-8. 36 M.

Nestroy war, wie Grillparzer, der Sohn eines Advocaten, der im altbürgerlichen Stadttheil von Wien lebte. Er wurde am 7. December 1801 (nicht 1802) geboren, wie sein erster kritisch prüfender Biograph, Moritz Necker, feststellte, der die nunmehr abgeschlossen vorliegende Sammlung der Nestroy'schen Werke, herausgegeben von Ganghofer und Chiavacci, mit einer sorgfältigen und werthvollen Lebensbeschreibung bereichert hat. Der Knabe Nestroy kam erst spät dazu, sein Talent zu entdecken. Er genoß eine standesgemäße bürgerliche Erziehung, besuchte das Gymnasium und betrieb schon zwei Semester Rechtsstudien an der wiener Universität. Damals, in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, herrschte in Wien eine Leidenschaft für das Theater, von der sich die heutige politisch und social so ereignißvolle Welt kaum einen Begriff machen kann. Das Burgtheater stand unter Schreyvogel in seiner Blüte, auf der Wieden verfolgte Graf Palffy große Pläne, in der Leopoldstadt standen wiener Originaltalente in voller Blüte und Raimund's

Stern ging in hellem Glanze auf. Die Wiener begnügten sich nicht, die öffentlichen Schauspielhäuser allabendlich zu füllen, sie spielten selbst leidenschaftlich gern auf Dilettantenbühnen. Der allgemeine Enthusiasmus für das Theater ergriff auch den angehenden Rechtsgelehrten; seiner jugendlichen Phantasie, seinem reichen, genußfreudigen Sinn sprachen die Aufregungen des bunten Schauspielerlebens mehr zu als die schlichten, langsam in Erfüllung gehenden Hoffnungen des juristischen Berufs. So sagte er den Pandekten Lebewohl, ging zu dem Hofkapellmeister Weigl, sang Probe und wurde sofort als Bassist in der Oper engagirt. Das erste Auftreten Nestroy's erfolgte im Hoftheater nächst dem Kärntnerthor, wie damals das Opernhaus hieß. Mozart's Sarastro hatte sich der Neuling als Debut gewählt, obgleich seine Stimme die nöthige Tiefe noch keineswegs besaß, um die berühmte Partie beherrschen zu können. Aber der jugendliche Anfänger interessirte; seine Keckheit in der Uebernahme der Rolle und das in ihm schlummernde Talent wurde freundlich begrüßt; mit einem Gehalt von 600 Fl. trat Nestroy in das Opernensemble ein. Aber ein Jahr später verließ er seine Vaterstadt, um ein neues Engagement in Amsterdam unter wesentlich bessern Bedingungen anzunehmen. Hier erfahren wir zum ersten mal, daß der erst dreiundzwanzigjährige Künstler schon Familie besaß. Näheres wissen wir über seine Frau nicht. Ein romanhaft ausgesponnenes Gerücht, das der verdienstvolle Biograph jedoch als gut verbürgt aufführt, weiß viel von Nestroy's unglücklicher Ehe und den abenteuernden Launen seiner Frau zu berichten. Thatsache ist, daß die Frau getrennt von ihm lebte und bis zuletzt ein Jahrgehalt von ihm bezog. In Amsterdam spielte Nestroy, der fabelhaft leicht lernte, viele und die allerverschiedensten Rollen, aber mit geringer Anerkennung. Er wurde während eines vollen Contractjahres nicht ein einziges mal herausgerufen. So kehrte er im Herbst 1825 wieder nach der Heimat zurück, und fand in Brünn schnell ein beifallfreudigeres Publikum. Er wäre vermuthlich hier, wo es ihm gefiel und man ihn nur zu sehr verhätschelte, mehrere Jahre geblieben, aber die Polizei, die in den vormärzlichen Tagen das unschuldigste Vorkommniß bestrafte, vertrieb ihn aus der angenehmen Stellung — weil er in einem Stück im dritten Act absichtlich schlecht und im vierten hervorragend gut gespielt hatte. Die Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden Brünn zu verlassen, war die Folge einer solchen Künstlerlaune.

Nestroy's Aufenthalt am brünner Theater war übrigens für seine Entwickelung sehr wichtig, denn hier spielte er in den Possen, die später seine ausschließliche Domäne geworden sind. Die erste Rolle, die Nestroy in Graz und später auch in Wien einen schauspielerischen Erfolg brachte, war der Sansquartier in einem Angely'schen Vaudeville. Die Maske, die er darin wählte, ist uns erhalten und die groteskeste, die man sich denken kann. Sein ganzes Leben zählte Nestroy den Sansquartier zu seinen Paraderollen. Friedrich Vischer sah ihn 1860 darin und sein Urtheil, das freilich sehr herb ist, vermag am besten ein Bild von Nestroy's *innerstem* Wesen und Schaffen zu geben, das gar nicht zu den lockendsten und reinsten gehört, sobald man es nicht von einem duldsam behaglichen, sondern von einem ideellen Standpunkt aus betrachtet. Vischer sagt:

> Schon 1840 trat mir der Verfall der Volkskomödie unter den Händen Nestroy's entgegen. Er ist noch immer da, und ich sah ihn zuerst in einer französischen Posse „Orphens", die eben viel Glück machte, im leopoldstädter Theater. Schon das ist bezeichnend, daß das liederliche Stück in Wien überhaupt Eingang fand. Französische Frivolität ist überhaupt erträglich im specifischen Elemente der spielenden Leichtigkeit, worein die Phantasie auch das Bedenklichste zu tauchen weiß; in der geraden, derben, deutschen Weise wird derselbe Stoff gemein und ekelhaft. Ein Göttercancan (buchstäblich) auf einer deutschen Bühne! Nun aber dieser Nestroy: er verfügt über ein Gebiet von Tönen und Bewegungen, wo für ein richtiges Gefühl der Ekel, das Erbrechen beginnt. Wir wollen nicht die thierische Natur des Menschen, wie sie sich just auf dem letzten Schritt zum sinnlichsten Genuß geberdet, in nackter Blöße vor das Auge gerückt sehen, wir wollen es nicht hören, dieses kothige „eh" und „oh" des Hohns, wo immer ein edleres Gefühl zu beschmuzen ist, wir wollen sie nicht vernehmen, diese stinkenden Witze, die zu errathen geben, daß das innerste Heiligthum der Menschheit ein Phallus verberge. Ich sah Nestroy noch in den „Sieben Mädchen in Uniform", wo er eine Reihe von schmierigen Wachtstubenzoten über die „Jungfrau von Orleans" losließ. Von unsern Theatern — und wir verstehen doch wol auch einen Spaß — würde solche Gemeinheit mit Fußtritten gejagt, hier wurde gerade bei den widerlichsten Stellen am meisten geklascht, und es sitzt vor diesen Vorstadtbühnen zwar nicht das Publikum des Burgtheaters, aber doch auch nicht lauter Pöbel; man bedenke aber, daß immer auch Jugend unter den Zuschauern ist, und mache sich eine Vorstellung, wie die Phantasie eines zum Jüngling reifenden Knaben, zur Jungfrau reifenden Mädchens vergiftet werden muß, wo Auge und Ohr solche Dinge sehen und hören. Es bedurfte natürlich eines so bedeutenden Talents, wie es in Nestroy *versumpft* ist, um ein Publikum gegen das tiefer und tiefer gehende Versinken ins Gemeine abzustumpfen, den Uebergang vom gesunden Lachen ins Meckern des Bocks ihm unvermerkt einzugeben. Einer der Wege zur Verrottung des ästhetischen Gefühls sind die ins Volkslustspiel eingelegten Liedchen. Die herkömmliche Sitte, daß der Sänger oder die Sängerin abgeht, wieder hervorgerufen wird und dann auf das schon Gesalzene noch Gesalzeneres bereit haben muß, verdirbt den Gaumen.

Man mag den Standpunkt einen zu strengen und zu hohen nennen, das Urtheil über den *Künstler* Nestroy scheint damit gegeben zu sein. Denn man darf sich nicht verhehlen, bei aller Urwüchsigkeit und allem Humor in Nestroy doch nur einen untergeordneten Geist, einen carikirenden Schauspielerverstand und in sittlicher Beziehung einen schwachen Charakter vor sich zu haben. Moritz Necker, dessen biographischer Betrachtung ich gerne bis hierher und weiterhin folge, hat Vischer's Urtheil nicht als grelle Lichtquelle in den Mittelpunkt gestellt, er schwächt ab und mildert, was eine starke unumwundene Aussprache verdiente. Dadurch wird allerdings das gesammte Lebensbild wie der Charakter der Arbeit freundlicher, der Mehrzahl der Leser sympathischer.

Nestroy fand in Graz eine zweite Lebensgefährtin, Marie Weiler, mit der er, da die Ehe mit seiner Frau

nach kanonischem Recht unlösbar war, in wilder Ehe lebte. Nestroy's dramatische Production, die die Quelle seines Ruhms und seines Reichthums werden sollte, begann hier in Graz mit einem Zauberstück: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen."

Ein Benefiz war die Veranlassung, daß Nestroy sein Talent entdeckte. Im Jahre 1831 hatte er zwei Contracte vor sich liegen, einen an das Kärntnerthor-Theater, also an die Oper, wo er seine ersten Versuche gemacht hatte, und einen andern an das wiener Volkstheater unter Carl, die Blütestätte der wiener Localposse. Die nackte Geldfrage entschied. Hätte Nestroy den Contract mit der Oper unterschrieben, so wäre er Baßbuffo geworden, hätte keinen Anlaß gehabt, Carl mit Komödien zu versorgen, oder wenn er gedichtet hätte, so würde er, wie sein Biograph selbst zugesteht, im Geschmack jener Bühne geschrieben haben, kurz, Nestroy wäre nicht Nestroy geworden. Bevor der Dramatiker zu eigenen originellen Schöpfungen gelangte, setzte er sich in Gegensatz zum Geschmack seiner Zeit und schrieb Parodien von eben gefeierten Werken, deren Schwächen er mit scharfem Blick erkannte. Den ersten großen — und vielleicht seinen größten Triumph brachte ihm im Jahre 1833 „Der böse Geist Lumpazi Vagabundus oder das liederliche Kleeblatt", das in funfzig Jahren weit über tausend Vorstellungen erlebte. Der Gedanke, der der Posse zu Grunde liegt und in dem kleinen Vorspiel „In der Geisterwelt" seinen Ausdruck findet, ist Nestroy's Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit der Charaktere. An die Erfolge des Lumpazi knüpft sich folgender Umstand:

Raimund war bestürzt, nicht aus Neid über die Erfolge seines antipodischen Rivalen (Nestroy), aber daß all das, was er mit seinen geweihten Händen aufgebaut und mit seinem Herzblut gekittet, nun wieder von einem Lästergeiste (Nestroy) niedergerissen, mit Füßen getreten, verlacht, verspottet, verhöhnt werde, und zwar zum zweifellosen Gaudium der Massen, die bisher seine gläubige Gemeinde gebildet, das trieb ihm die Thränen in die Augen und er besuchte selbst (Anfang 1836) eine Vorstellung des „Lumpazi", um Zeuge dieses Hexensabbats zu sein. Raimund saß, wie man mir erzählte, auf der ersten Galerie stumm und still und horchte und schüttelte nur zuweilen den Kopf. Rings um ihn brausender Jubel, tobendes Geklatsche, schallendes Gelächter. Da zwang eine närrische Situation, dann ein pyramidaler Einfall, ein ätzender Witz, ein scharfes Wort auch ihn, zu lächeln und allmählich zu lachen. Als die Komödie zu Ende und alles sich erhob, erwachte er förmlich wie aus einem Traum, stand auf, fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirn und sagte zu seiner Begleiterin: „Das kann i nit! Aber ich sieh', das g'fallt, i hab' selber lachen müssen — no, so is 's halt mit mir und meine Stück gar. Alles umsonst!" — Nach einigen Monaten gab er sich den Tod. Wie man weiß, nicht aus Schmerz über Nestroy, sondern aus Angst, daß der Hund, der ihn gebissen hat, toll gewesen wäre. Raimund war Zeit seines Lebens schwermüthig, schließlich ein arger Hypochonder. Sein großer und nervöser Ehrgeiz mag allerdings durch die Erfolge Nestroy's sehr verstimmt gewesen sein, und die tiefen Gegensätze zwischen den zwei schöpferischen Naturen, die Schlögl hervorhebt, bestanden ja in Wahrheit.

Bei der massenhaften Production Nestroy's kann es niemand wunder nehmen, wenn bisweilen seine Stücke eine deutliche Ablehnung und eine vernichtende Kritik erfuhren, aber immer wieder wußte sich der unerschöpfliche Humor und die sichere Theatertechnik Nestroy's aus seinen Niederlagen zu neuen Erfolgen zu erheben. Das Jahr 1835 brachte die Localposse „Zu ebener Erde und im ersten Stock" — also eine ganz moderne Vorder- und Hinterhauskomödie nur in origineller Anordnung — und damit den internationalsten Erfolg seiner dramatischen Thätigkeit überhaupt. Wie wir es auch in unsern Tagen gesehen haben, daß sich ein soziales Contrastdrama schnell über alle Bühnen Europas verbreitete, so auch damals. Das Stück behauptete sich in Frankreich, Rußland und Polen auf dem Spielplan.

Die Folge des großen Ruhmes von „Zu ebener Erde" war die, daß Nestroy nun selbst höher hinausstrebte, über die Localposse hinaus, und sich an einem „dramatischen Gemälde" versuchte. Aber es erging ihm wie Raimund vor und Anzengruber nach ihm bei ihren Versuchen, sich über den Boden, wo sie wurzelten, zu erheben: sie hatten keinen Erfolg. Und so kam denn Nestroy gar bald zu seinem frühern Bekenntniß zurück, das er einer seiner Figuren in den Mund legt:

G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten, lachen sollen d'Leut', und mir soll die G'schicht' a Geld tragen, daß ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'spaßige Sachen schreiben und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, das ist g'rad so, als wenn einer ein' Zwetschgenkrampus macht und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus.

Nach dem Tode Carl's übernahm Nestroy 1854, dem einstimmigen Rufe der Oeffentlichkeit folgend, die Leitung des Carltheaters. Im Herbst eröffnete er die Saison und die sechs Jahre seines Directoriums gelten als die glänzendsten Zeiten des Carltheaters. So misliebig Carl war, so allgemein gepriesen ward Nestroy wegen seiner Güte. Seine Genossin Marie Weiler, deren Kinder durch einen Gnadenact des Kaisers legitimirt wurden, war die stille und geschäftskundige Leiterin der Bühne. Der materielle Ertrag war sehr bedeutend. Während seines Directorats war er weniger schriftstellerisch thätig als in den frühern Jahren. Er schrieb die Parodie auf Wagner's „Lohengrin" und die Posse „Umsonst", die keine besondere Bedeutung hat, als daß sich an sie die Erinnerung des letzten Worts knüpfte, das Nestroy von der Bühne herab sprach: „Alles umsonst!" Es soll auch Raimund's letztes Wort gewesen sein.

Im Jahre 1860 zog sich Nestroy von der Leitung des Carltheaters wie von einer regelmäßigen Bühnenthätigkeit zurück:

Er kaufte sich — erzählt Bauerfeld — in Ischl an, wo ich häufig mit ihm zusammentraf. Er lebte da ziemlich philisterhaft, ging nach Tisch ins Casino, wo er sein Piquet spielte. Beinahe jeden Abend konnte man ihn im Ischler Theater in seiner (bezahlten) Loge erblicken. Nestroy gastirte im Treumanntheater noch im letzten Jahre seines Lebens, lernte auch noch neue Rollen zu, in den Offenbach'schen und andern Operetten. Seine letzte Rolle war der Pan in „Daphnis und Chloe". Er starb am 25. Mai 1882.

Die Nachwirkungen Nestroy'scher Komik waren dauernd. Heinrich Laube hatte mit ihnen und mit der gesammten

wiener Art, deren Vertreter Nestroy war, einen Kampf zu bestehen, in dem schließlich nicht Laube'scher, sondern Nestroy'scher Geist siegreich blieb. Ob dies zu bedauern? die Frage bleibt offen, mindestens kann man sie nicht leicht beantworten.

Für die Tragödie, wie sie seinem nüchternen Theatersinn vorschwebte, hat Laube freilich recht, wenn er Nestroy als einen gefährlichen Gegner erkannte. Aber inzwischen ist die alte, ewig nachahmende Jambentragödie mit ihren Figuren der Lächerlichkeit und der Vergessenheit anheimgefallen, und die neuere Tragödie, die den modernen Menschen in allen seinen Fibern packt, braucht Nestroy's derben Realismus und faunischen Spott nicht mehr zu fürchten.

Friedrich Kummer.

Russische Literatur.

1. Fürst Noni. Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines Weltmannes. Von Wladimir Fürst Meschtscherskу. Deutsch von F. Leoni. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.

Fürst Noni ist der Typus jener russischen Weltmänner, welche in der Ueberzeugung leben, daß alle sie umwogenden Menschen nicht ihren kleinen Finger werth sind und im Vergleiche zu ihnen nichts als Zwerge vorstellen. Er fühlte und erkannte die Welt rund um sich her nur insofern an, als sie sich um ihn gleichsam wie die Erde um die Sonne bewegte und seiner bedurfte. Dieser Gedanke war seine Kraft und diese Kraft seine Lebensbedingung. Er liebte nichts, weder Menschen noch Ideen. Nur sich selbst liebte er mit der leidenschaftlichsten Liebe eines Liebenden, mit der Liebe eines ausschweifenden Menschen. Er war von einer verzehrenden Sehnsucht nach den höchsten Aemtern, Ehren, Reichthümern und Macht beseelt, er war ein vorwitziger, intriguanter Mensch, welcher dem Satze: „Der Zweck heiligt die Mittel", huldigte, ein Streber von echtem Schrot und Korn. Es gab für ihn kein Heiligthum und kein Ideal; das Vaterland lag ihm ebenso wenig am Herzen, als der erste beste Pope auf der Straße. Das schloß jedoch nicht aus, daß ihm in Gesellschaft der Mund von honigsüßem Patriotismus und selbstlosen Phrasen überfloß, daß er sich als das Haupt einer schöpferischen und erlösenden Kraft betrachtete und sich an der Spitze einer für Rußlands Ordnung und Fortschritt kämpfenden Partei stellte. Und er glaubte an sich und seinen Stern, weil eine halbberauschte französische Kokette sich einmal beim Souper über ihn geäußert hatte: „Oh! ce Noni — il ira loin avec sa caboche à la Bismarck!" Von diesem Augenblicke an trug er sich vom Morgen bis zum Abend mit dem lockenden Gedanken, der Bismarck des in ein allgemeines Chaos aufgelösten nordischen Kolosses zu werden. Der Mangel an Ernst und Pflichtgefühl und die daraus hervorsprießende Leere und Oberflächlichkeit trieben ihn dieser Selbsttäuschung in die Arme.

Wie verwandelten sich aber die Seelen der „Blüte der Gesellschaft", welchen doch wol wie allen übrigen kindlichen Seelen die Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne einst innewohnte, in Blüten, welche nicht duften? Fürst Meschtscherskу beantwortet diese Frage mit einer donnernden Anklage gegen das heimische Erziehungssystem: „Ein ganzer Mischmasch von albernen Lebensepisoden, ein ganzer Wirrwarr von Zufälligkeiten in Gestalt von verschiedenen Subjecten, die einem jeden von ihnen schon von seiner Kindheit an in den Weg treten — die kosmopolitischen Mütter und die allem Lebensernst gegenüber sich gleichgültig verhaltenden Väter, die nur in sich selbst verliebt sind und die im Beisein ihrer Kinder von Dingen sprechen, die diese zuerst nicht verstehen und später in ihrem kindlichen Instinct zu verachten anfangen — englische und französische Bonnen, die viel sprechen, aber der Seele nichts sagen und auf sie nicht einwirken — Lehrer und Hofmeister, die gleichsam von der Straße aus aufgelesen sind, denen man die Seele der Kinder anvertraut, ohne sie nur zu fragen, ob sie selbst an die Unsterblichkeit der Seele glauben und ob sie die Sittlichkeit und die Moralität hochschätzen — alles dies hat die allmähliche Metamorphose der Seele hervorgebracht. Später kommen die jungen Leute dann ins Pagencorps. . . . Andere erhalten ihre Erziehung in Schulen, in denen den Mangelhaftigkeiten und Schwachheiten des Lebens mehr Rechnung getragen wird, als den Idealen und den ernsten Nöthen und in denen das Religiöse und das Volksthümliche nicht gepflegt wird."

2. Tag für Tag. Aufzeichnungen eines Landgeistlichen. Von Fürst W. W. Meschtscherskу. Aus dem Russischen. Leipzig, Slavische Buchhandlung. 1891. 8. 4 M.

Das vorliegende Buch enthält die Aufzeichnungen eines russischen Landgeistlichen, welcher nach seiner Beförderung zum Geistlichen eine Pfarre erhielt, in der der Nihilismus, Atheismus und Materialismus ihre Orgien feierten. Von einem glühenden Eifer für das Reich Gottes auf Erden beseelt, ließ er es nicht wie sein schwacher Vorgänger dabei bewenden, sich lediglich auf die kirchlichen Amtshandlungen zu beschränken und im übrigen das Brutnest des Lasters, der Arglist und des ruchlosen Reichthums seinem Schicksale preiszugeben; er nahm vielmehr, unbeirrt durch die teuflischen Ränke, welche seine zahlreichen Widersacher gegen ihn schmiedeten, mit seiner ganzen jugendlichen Manneskraft den Kampf gegen den Geist des Bösen und der Unwissenheit auf und hatte die Genugthuung zu sehen, wie David den Goliath besiegte. In

sinniger, frommer Weise zeigt der Verfasser, wie Gott, indem er diejenigen bestraft, welche sich gegen ihn versündigen, auch in den schwersten Augenblicken des Lebens die ihm Verbündeten nicht verläßt. Das Buch verdient, ein wahrhaft religiöses Volksbuch genannt zu werden.

3. Warum die Menschen sich betäuben. Von Leo N. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte Uebertragung von R. Löwenfeld. Dritte durch einen Anhang vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelmi. 1891. 8. 1 M.

„Unser Leben ist nicht, wie es nach den Forderungen des Gewissens sein sollte. Das Leben diesen Forderungen entsprechend umzugestalten, dazu fehlt die Kraft. Die Zerstreuungen, die von dem Bewußtsein dieses Zwiespaltes ablenken könnten, sind für sittlich feinfühlende Menschen oft nicht ausreichend, und so trüben und verdunkeln sie es, indem sie nach Wein, Bier, Taback und andern betäubenden Mitteln greifen.“ Seltsam, wie diese Behauptung, ist der Weg, welcher den wunderlichen Heiligen von Jaßnaja Poljana zu ihr führt. Die Menschen ergeben sich dem Trunke, entweder damit sie das Gewissen nicht plage, nachdem sie eine ihm zuwiderlaufende Handlung begangen haben, oder um sich von vornherein in den Zustand zu versetzen, in welchem man eine Handlung vollziehen kann, welche dem Gewissen widerstrebt, zu der aber den Menschen seine sinnliche Natur hinzieht. Jedermann gibt dies zu und doch glaubt man, sonderbar genug, daß die betäubenden Stoffe, wenn sie nicht auf einmal in großer Menge, sondern regelmäßig mit Maß genossen werden, nicht auf das Gewissen einwirken und nicht zur Unterdrückung der nagenden Gewissensbisse, sondern nur um der Erheiterung und des Behagens willen gebraucht werden. Es ist dies eine gefährliche Selbsttäuschung, denn ein Glas Bier und eine Cigarrette verhindern die Klarheit der Gedanken, sie stören die Lösung der in uns auftauchenden sittlichen Fragen und leisten der Beantwortung derselben zu Gunsten der niedern thierischen Natur Vorschub, wie dies auch bei Raskolnikow, dem Helden des Dostojewski'schen Romans: „Verbrechen und Strafe“, der Fall war. In Gemäßheit dieses Ideengangs langt Tolstoi bei der Feststellung der entsetzlichen Thatsache an, daß die leitende Thätigkeit der Gesellschaft, die politische, gerichtliche, wissenschaftliche, literarische und künstlerische Thätigkeit, größtentheils von Menschen ausgeübt wird, die sich in einem abnormen Zustande befinden — von geistig und sittlich herabgekommenen Menschen. Wäre es denn möglich, daß Menschen, die nicht betrunken sind, ruhig alles das thun könnten, was in unserer Welt geschieht, vom Eiffelthurm an bis zur allgemeinen Wehrpflicht? Wäre es möglich, daß alle europäischen Völker sich schon seit Jahrzehnten damit beschäftigen, die besten Mittel zu ersinnen, um die Menschen todtzuschlagen, und die jungen Menschen, welche das reife Alter erlangt haben, zu lehren, wie man todtschlägt? Alle wissen, daß es Barbareneinfälle nicht geben kann, daß die Vorbereitungen zum Todtschlagen von christlichen civilisirten Völkern gegen christliche civilisirte Völker gerichtet sind, daß dies drückend, schmerzlich, unnütz, verschwenderisch, unsittlich, gottlos und vernunftlos ist, und alle bereiten sich zu gegenseitigem Morden vor: die einen, indem sie politische Combinationen ersinnen, wie sie mit diesem im Bündnisse sein und jenen tödten werden; die andern, indem sie über die sich zum Todtschlagen Vorbereitenden die Aufsicht führen; die dritten, indem sie sich gegen ihren Willen, gegen das Gewissen, gegen den Verstand diesen Vorbereitungen fügen. Nur trunkene Menschen, die nie nüchtern werden, können solche Thaten verrichten und in einem so schaudervollen Widerspruche zwischen den Forderungen des Gewissens und ihren Handlungen leben.

Zur letzten Ausführung sei mir die Bemerkung gestattet, daß Tolstoi nicht sieht, was in seiner nächsten Nähe vorgeht. Das heilige Rußland ist, wenn es sich auch mit Worten zum Christenthum bekennt, nichts weniger als ein christliches civilisirtes Land. Ein Staat, in dem ohne eine Regung des Erbarmens mit den Juden in der scheußlichsten, unheimlichsten Weise verfahren und bis auf die Wurzel ausgerottet wird, was irgend nach westeuropäischem Ursprunge schmeckt und sich nicht als Werkzeug der Vergewaltigungspolitik gebrauchen lassen will, ist trotz alles Sträubens ein barbarischer Staat. Es ist daher ein optimistischer Wahn, anzunehmen, daß Barbareneinfälle heutzutage außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegen. Auf eine Widerlegung des Tolstoi'schen Princips einzugehen, können wir uns füglich ersparen, da in dieser Richtung durch die in dem Anhange veröffentlichten Gutachten eines Charcot, P. F. Möbius, W. Preyer und L. Büchner vorgesorgt ist. Ich möchte nur die Frage aufwerfen, ob uns eine Enthaltsamkeit zur Nachahmung reizen kann, deren Aeußerungen einer öden russischen Steppe vergleichbar sind, Feindschaft gegen Bildung und Wissenschaft und Verzückung über das kalte, herbe, freudlose Urchristenthum athmen, welches die Selbstverleugnung, die selbstvergessene, der Neigung abgeängstigte Tugend und den Kampf gegen die warm empfundene, der Begeisterung sichtbare, der Liebe fühlbare Wahrheit, die sinnlich-geistige Kalokagathie der Lebenskünstlerin Antike auf sein Banner geschrieben hat.

Bernhard Münz.

Zwei Zeitungsjubiläen.

1. Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. 50. Jahrgang. Nr. 40. Fünfzig Jahre! 1. October 1841—1891. Leipzig, Grunow. 1891. Gr. 8. 1 M.
2. 150 Jahre Schlesische Zeitung im Verlage von Wilh. Gottl. Korn in Breslau (1742—1892). Ein Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte. Breslau, Korn. 1892. 4.

Es ist in unseren Tagen, die den Meinungskampf über

Fragen der verschiedenartigsten Gebiete mit lodernder Glut in den zahllosen Tagesblättern und Zeitschriften toben sehen, ganz besonders lehrreich, von den Geburtswehen und der Werdeperiode der geschriebenen Organe der öffentlichen Meinung zu hören. Nirgends spiegelt sich die geschichtliche Entwickelung des innern Staatslebens so scharf und treu, so unmittelbar ab wie in den Augenblicksergüssen der publicistischen Stimmen. Diese Bedeutung des Zeitungswesens ist seit dem Buche Heinrich Wuttke's: „Die deutschen Zeitschriften und die öffentliche Meinung" (3. Aufl. 1875) unbestritten, und man sucht sie neuerdings auch wirklich auszunutzen, wie z. B. der kürzlich erschienene Beitrag von Zenker zur Geschichte der wiener Journalistik. Die beiden Unternehmungen, auf deren Vergangenheit unser Blick heute gelenkt wird, bieten einen vortrefflichen Beleg für den Satz dar, daß die modernen Zustände und Begebenheiten im Chorus der publicistischen Kundgebungen selbständigen Geistes ihr greifbarstes Abbild finden. Sowol „Die Grenzboten" als die „Schlesische Zeitung" sind allenthalben bekannt genug, als daß man noch über ihre allgemeine Richtung und deren besondere Ausprägung angesichts der Kernpunkte im heutigen Ansichtsaustausch unterrichten müßte. Sie haben sich beide aus eigener Kraft und im Schoße der Familie der Begründer zu gebietenden und hochangesehenen Blättern emporgerungen, die „Grenzboten" aus bescheidenen Anfängen durch mehrfachen Rückschlag hindurch in starkem Selbstvertrauen aufwärtsstrebend, die „Schlesische Zeitung" stets von der förderlichen Bestätigung ihres Zukunftsglaubens durch die Ereignisse vorgeschoben. Was beide fast gleichmäßig auszeichnet, das ist, neben der nimmer verleugneten strammen und dabei nie übertriebenen deutsch-nationalen Gesinnung, die hellleuchtende Ehrlichkeit ihres Auftretens, die eigentlich auch niemals im Widerstreite der Gegensätze den guten Ton, den Takt des gebildeten Gesellschaftsmenschen verletzt, sondern alle unangebrachten, unsachlichen oder niedrigen Angriffe mit Festigkeit und Würde parirt, sodann ferner die unerschütterliche Beharrlichkeit der Ueberzeugung. Haben die „Grenzboten" auch manche plötzliche Schwankung in der Grundanschauung und im Einzelurtheil gezeigt, immer durften sie sich auf den sichern Idealismus und den tiefsittlichen Ernst berufen, in dem sie selbst unter häufigerem Sinneswechsel wurzelten. Mag die „Schlesische Zeitung" noch so oft Vertreter anderer Gedanken arg vor den Kopf gestoßen haben, ein ruhiger Beobachter, der die eigene Neigung vor dem reinen Gesinnungsausdruck über Außenliegendes beschneidet, muß unschwer die unabänderliche Verfechtung des allmählichen Culturfortschritts unter bedingungsloser Annahme des strengmonarchischen Constitutionalismus als den rothen Faden in jeder gedruckten Silbe des eifrigen breslauer Moniteurs herauslesen. Eine völlig ungetrübte Parteilosigkeit ist dabei ebensowenig vonnöthen, wie sie heutzutage, wo eben alles und jedes zum Entscheid hingedrängt wird, schlechterdings zur Unmöglichkeit ward. Man braucht aber noch längst nicht rückläufige Grundsätze und deren Einkehr in die neuzeitliche Civilisation zu befürworten, um über Absehen und Ziel jener beiden periodisch hervortretenden Dolmetscher conservativer Weltanschauung ein wahres Wort zu sprechen. Beide sind Pioniere ihrer Ideen und verfechten diese mit einer so ungescheuten und kantigen Aufrichtigkeit, daß sie gerade dem unabhängig denkenden Gegner, der nicht auf ihre Thesen schwört, verständlich und anerkennenswerth erscheinen müssen.

Die Lebensgeschichte beider Zeitungen verfolgt einen verschiedenen Gang. Während die „Grenzboten" ganz und gar ein Geschöpf der neuesten Epoche unserer innern Entwickelung sind und deshalb überall einen Zug ins Große bethätigen, erwuchs die „Schlesische Zeitung" erst aus einem leitenden Localblatt, an dessen Wiege freilich ganz besondere und ungemein günstige Umstände Pathe gestanden hatten, zu einer allgemeinen Tageszeitung großen Stils. Daß nunmehr beide, die „Schlesische Zeitung" nach hundertfünfzig-, die „Grenzboten" nach blos fünfzigjährigem Wandern, beinahe an einem und demselben Strange ziehen und in ähnlicher Rüstigkeit dabei verharren, ohne sogar unter wiederholt auftauchenden Widrigkeiten ein Erlahmen der rastlos angespannten Muskeln zu befürchten, ehrt sie besonders. Die „Grenzboten" arbeiten jetzt kaum noch mit einer einzigen Idee ihres geistvollen Vaters, des großdeutschen Liberalen Ignaz Kuranda; die „Schlesische Zeitung" gönnt in diesen Wochen des Kriegs über die preußische Schule der Erinnerung an den großen Friedrich, der sie, ihr angebeteter Held, 1741 aus der Taufe gehoben hat, keinen Raum — aber trotzdem glauben sie dem Zeitgeiste zu dienen auch nach seinen vielen Wandelungen. Die Selbstbiographien, die sie vorlegen, stellen wichtige Urkunden zur Erkenntniß der Gegenwart dar. Die reiche Fülle des Grenzbotenheftes, mit Beiträgen von Freunden herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig, beruht namentlich in dem, was zur geistigen und socialen Modelung der letztverflossenen Jahrzehnte gesagt ist, während die Bedeutung der Festschrift der „Schlesischen Zeitung", die Karl Weigelt wesentlich auf deren hervorstechenden Artikeln aufbaute, mehr nach der diplomatischen und reinpolitischen Hinsicht anzieht. Die Nummer der „Grenzboten" führt außer anderen Literaten vom Range eines Gustav Freytag, eines Julian Schmidt, vielgenannte Publicisten wie Konstantin Rößler, Moritz Busch, Hans Blum in unsern Gesichtskreis. Insbesondere läßt sie gegen das Ende hin den Fürsten Bismarck als den geistigen Pol ihrer gesammten neuern Pfade erkennen, dem sie auch nach seinem Abschiede von der Weltbühne einen bestimmenden Einfluß auf ihren eigenen Kompaß einräumt. Das Werk über die „Schlesische Zeitung" entrollt ein lebendiges Gemälde der Tagesgeschichte seit 1740 im Lichte der Zeitgenossen, indem „es auf selbständige historische Kritik verzichtet und ganz ausschließlich eine einzige Quelle für die Tagesgeschichte behandelt". Der Abschluß dieser gleichfalls mit gewandter Feder und ohne blendenden Farbenauftrag geschriebenen

Schilderung klingt weniger resignirt als der Ton der Grenzbotenschrift, gelangt aber ebenso zu einer warmen Vertheidigung des Bismarck'schen Régime und seiner Art. Man mag über die neuern und neuesten Geschicke des deutschen Volkes denken wie man will, diese beiden Führer über Marksteine unseres frischen vaterländischen Aufstiegs sollten verdientermaßen der Theilnahme und der eifrigsten Förderung gewiß sein. Julius Deckel.

Feuilleton.

Wie man der „Weser-Zeitung" aus Amsterdam vom 14. Februar schreibt, hat der dortige Stadtcharchivar Dr. de Roever im königlichen Palais daselbst ein neues Bild von Rembrandt entdeckt. In der Correspondenz heißt es: „Bekanntlich war das Gebäude ehemals Rathhaus, allein nachdem dasselbe zu einem Palais für König Ludwig Napoleon umgebaut war, wurde die große Galerie, welche den innern Hof umgab, in verschiedene Zimmer eingetheilt, wodurch die meisten Bogen mit den darauf gemalten Bildern das erforderliche Licht entbehren mußten. In einer dieser Bodenflächen befand sich ein großes Bild, fast ebenso groß wie die «Nachtwache», mit dem Namen: «Het Eedgenootschap der Batavieren onder Claudius Civilis» (Die Eidgenossenschaft der Bataven unter Claudius Civilis). Die Darstellung zeigt ein Festmahl der Bataven, nach welchem das Stammhaupt Claudius Civilis seine Landsleute zum Kampfe gegen die Herrschaft der Römer auffordert. Dieses Bild, das im Halbdunkel und außerdem sehr hoch gestellt war, galt bisher für ein Kunstwerk des holländischen Malers Jurriaan Ovens, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte. Nach einer genauen Untersuchung hat der Archivar jetzt die Beweise gefunden, daß dieses Bild von Rembrandt gemalt ist. Eine zweite genauere Prüfung, nachdem das Bild heruntergeholt worden ist, muß noch erfolgen, bevor das Festmahl der Bataven nach der Rembrandt-Galerie im Reichsmuseum gebracht werden kann."

— Der verstorbene König Karl von Würtemberg hat, wie nach einer Meldung der „Magdeburger Zeitung" aus Stuttgart erst jetzt bekannt wird, der Königlichen Staatsgalerie daselbst fünf höchst werthvolle Gemälde vermacht, und zwar „Italienische Mädchen" von Gussens, „Studienkopf" von Landelle, „Interieur" von van Hove, „Campagna" von Bürkel und ein maurisch-spanisches Architekturbild von Bossuet. Auch der plastischen Sammlung hat König Karl zwei Werke vermacht. Seine gesammten Musikalien, über 1000 Nummern, darunter außerordentlich werthvolle Stücke, sind durch die letzte Willensverfügung des Königs Karl dem Conservatorium für Musik in Stuttgart zugewendet worden.

— Auf mehrfach geäußerten Wunsch hat der Besitzer der Briefe von Theodor Körner und Antonie Adamberger, die in dem Buche „Theodor Körner. Zum 23. September 1891" (Leipzig, Brockhaus) in Faesimile mitgetheilt wurden, Separatdrucke der letztern veranstaltet (zusammen 15 Seiten Quart und Octav), von denen eine kleine Anzahl in den Buchhandel kommt.

— Von dem großen Werke des kürzlich verstorbenen Afrikareisenden W. Junker: „Reisen in Afrika", erscheint zur Zeit die zweite Auflage in 61 Lieferungen zu je 50 Pf. bei Ed. Hölzel in Wien.

— Von Ernest Renan wird in diesen Tagen ein neues Buch unter dem Titel „Feuilles détachées" erscheinen; es wird Mittheilungen aus seinem Leben enthalten.

— Für die beste Lebensbeschreibung von Columbus hat der Amerikanisten-Congreß einen Preis von 30000 Francs ausgesetzt; für die beste Arbeit über die Entdeckung Amerikas Preise von 8000, 4000 und 3000 Francs.

— Das Literarische Vermittelungs-Bureau zu Hamburg setzt einen Ehrenpreis von 2000 M. auf die beste dramatische Arbeit. Einzureichen sind die Dramen bis spätestens 1. Juni d. J. Ausgeschlossen von der Bewerbung sind die Mitglieder der Prüfungs-Commission und die der Jury. Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren Friedrich von Bodenstedt, Generalintendant Bronsart von Schellendorff, Dr. Heinrich Bulthaupt, Intendant Emil Claar, Director Adolf L'Arronge, Director Siegmund Lautenburg, Director Theodor Lebrun, Director Gustav Mauriee, Professor Dr. Gustav Weiße, Friedr. Willibald Wulff. Das Recht der Veröffentlichung des preisgekrönten Dramas bleibt dem Verfasser.

— Gustav Rümelin's, des verstorbenen Kanzlers der Universität in Tübingen, 1848—49 geschriebene Berichte über die erste deutsche Nationalversammlung werden in Buchform bei G. J. Göschen in Stuttgart erscheinen unter dem Titel: „Aus der Paulskirche."

Bibliographie.

Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen. Herausgegeben von der Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen. I. und II. Hft. Danzig, Th. Bertling. 1891. Gr. 4. à 6 M.

Adelmann, A. Graf, Gesammelte Werke. 3. Bd. Novellen und Skizzen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Ahrens, H. L., Kleine Schriften. 1. Bd. Zur Sprachwissenschaft. Besorgt von C. Haeberlin. Mit einem Vorwort von O. Crusius. Hannover, Hahn. 1891. Gr. 8. 16 M.

Arnim, Eva A. von, Hallali! Erzählung. Leipzig, W. Friedrich. 1891. 8. 5 M.

Eine Bitte an Fürst Bismarck. Dresden, C. Schwager. 1891. Gr. 4. 10 M.

Breyding und v. Kortzfleisch, Geschichte des Füsilier-Regiments General-Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (Hannoversches) Nr. 73 1866—1891. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Berlin, R. Eisenschmidt. 1891. Gr. 8. 8 M.

Büdinger, M., Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. Mit Don Carlos' Porträt in Heliogravüre. Wien, W. Braumüller. 1891. Gr. 8. 8 M.

Caros, N., Der Candidat. Novelle. Chemnitz, B. Richter. 1891. 8. 2 M.

Des Großfürsten Constantin Gedichte. In freier Nachbildung von J. Grosse. Berlin, G. Grote. 1891. 8. 3 M.

Dessauer, A., Wahre Liebe. Roman. Dresden, H. Minden. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.

Einsiedel, R. v., Aus schöner Zeit. Ein Liederstrauß, gesammelt von R. v. E. Leipzig, R. Claußner. 1891. 12. 4 M.

Erika, Hans Markwarts Jugend. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1891. 8. 4 M.

Fontane, T., Unwiederbringlich. Roman. Berlin, W. Hertz. 1891. 8. 6 M.

Friedland, Alma, Gedichte. Wien, Kubasta u. Voigt. 1891. 16. 2 M. 40 Pf.

Gaedke, W., Die Jagd nach dem Glück. Ein Sang aus grünem Wald. Berlin, Freund u. Jeckel. 1891. 8. 6 M.

Grupp, B., Blütenhain. Gedichte profanen und religiösen Inhalts. Leutkirch. (Schw. Gmünd, J. Roth.) 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

Heidenstam, W. v., Endymion. Aus dem Schwedischen übersetzt von —h—. Leipzig, P. Hobbing. 1891. 8. 2 M. 25 Pf.

Rohe, Sophie, Drei Monate in Egypten. Reiseerinnerungen. Kaiserslautern, E. Crusius. 1891. Gr. 8. 2 M.

Schulz, Hermann von Gersdorff, königlich preußischer Generallieutenant. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1891. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Wendt, P., Hinter der Front. Ernste und heitere Erinnerungen eines Feldlazareth-Beamten aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Rathenow, M. Babenzien. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wittich, K., Dietrich von Falkenberg, Oberst und Hofmarschall Gustav Adolfs. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Magdeburg, L. Schäfer. 1891. Gr. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

Dem Wunsche des Publikums, mehr von dem Material, den Constructionen, den Schutz- und Kampfmitteln der Marine kennen zu lernen, kommt das vorliegende Werkchen in bester und dankenswerther Weise entgegen. 93 Abbildungen aller Art, darunter eine große Zahl solcher der verschiedensten charakteristischen Schiffstypen, erleichtern das Verständniß des durchaus gemeinfaßlich und sehr anregend geschriebenen Buchs, welchem man nur zum Nutzen unserer Marine und zur Mehrung des Verständnisses ihrer hohen Bedeutung für die Sicherung aller mit maritimen Beziehungen zusammenhängender vaterländischer Interessen die weiteste Verbreitung in Laienkreisen wünschen kann!

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eduard Stephani.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei.

Von

Dr. Friedrich Boettcher,

Mitglied des Deutschen Reichstags.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Mit Benutzung der hinterlassenen Tagebücher Stephani's gibt der Verfasser hier eine eingehende Darstellung von den Erlebnissen und Erfahrungen dieses verdienstvollen Mannes, der ein halbes Menschenalter als Reichstagsabgeordneter unentwegt für die Forderungen des gemäßigten und national gesinnten Liberalismus gewirkt hat. Anläßlich der fünfundzwanzigjährigen Gründungsfeier der nationalliberalen Partei ist die Biographie von erhöhtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die fünf Sinne des Menschen.

Von

Julius Bernstein,

Professor der Physiologie an der Universität zu Halle.

Zweite Auflage. Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 12. Band.)

In dem Werke sind die Sinne des Menschen nebst den damit zusammenhängenden physiologischen Vorgängen zum Gegenstande einer populären Darstellung gemacht, die ausserordentlich viel Neues und Interessantes bietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von G. Locella.

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in duc atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L' oro e l' orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger in Afrika selbst gesammelter Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des deutschen Colonisationswesens unter Befürwortung der Bestrebungen zur gedeihlichen Entwickelung von Deutsch-Afrika.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang

zur schnellen und leichten Erlernung der

Schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht und namentlich zum Selbstudium für Kaufleute.

Von **E. Funk.**

8. Vierte verbesserte Auflage. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in vierter Auflage vorliegt, ist im Schul- und Privatunterricht allgemein als vorzüglich anerkannt und hat sich namentlich auch beim Selbstunterricht von Kaufleuten bewährt. Zur eigenen Prüfung der übersetzten Uebungsstücke dient ein „Schlüssel" (80 Pf.).

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 10. — 10. März 1892.

Inhalt: Der Himmel auf Erden. Von Ernst Groth. — Das Grillparzer-Jahrbuch. Von Moritz Necker. — Geschichtswerke und Memoiren. Von Friedrich Bienemann. — Erzählungen und Schilderungen. Von Johannes Emmer. — Ibsen's Frauengestalten. Von M. Benfey. — Zur Philosophie. Von Th. Achelis. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der Himmel auf Erden.

Seitdem Thomas Morus in seinem Werke „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia" (Löwen 1516) nach platonischem Muster den Staatsroman geschaffen hat, ist diese literarische Gattung in allen Ländern Europas nicht nur eine Quelle geistreicher Unterhaltung geworden, sie hat auch zu agitatorischen Zwecken dienen müssen. Dem dichterischen Gewande kann immer ein Faltenwurf beigebracht werden, der selbst einen misgestalteten Körper in verlockender Schönheit und in natürlicher Gesundheit erscheinen läßt. Bemächtigt sich aber der politische Parteikampf dieser literarischen Form in Zeiten, wo die Gegensätze eine Versöhnung nicht mehr zulassen und die Verblendung durch ruhige Erwägungen der Vernunft nicht mehr zu beseitigen ist, dann erscheint in den politischen Romanen und Novellen noch ein anderes, wirksameres Streitmittel, die Satire. Bei ihrer Verwendung läuft der Schriftsteller leicht Gefahr, die politischen Schwächen, Mängel und Irrthümer des Gegners einseitig zu übertreiben und das ganze Bild zu einer fratzenhaften Caricatur zu verzerren. Eine Caricatur kann nun zwar abschreckend oder lächerlich wirken, aber überzeugen wird sie selten. Jede Uebertreibung eines charakteristischen Zugs läßt die ganze Darstellung sofort als unwahr und gemacht erscheinen. Nicht von der carikirenden Satire hat sich daher der politische Schriftsteller Erfolge zu versprechen. Seine Schilderung darf, wenn sie wirkungsvoll sein soll, weiter nichts enthalten als eine ruhige logische Entwickelung der Grundsätze und Ideen, auf die seine politischen Gegner eine neue Gesellschaftsordnung zu gründen gedenken. Er muß ihre ausgesprochenen Ideen verwirklichen, d. h. sie auf dem gegebenen Boden als wirkende und schaffende Kräfte in Bewegung setzen. Gelingt es ihm, die Hirngespinste der Gegner in Thatsachen umzusetzen, den erträumten Staatsorganismus mit mathematischer Genauigkeit aufzubauen und dabei selbst die scheinbar vernünftigen Gedanken ad absurdum zu führen, so kann solch eine Dichtung mächtiger auf den Geist des Volks einwirken als alle politischen, volkswirthschaftlichen und socialen Abhandlungen.

Auf diesem Wege hat Emil Gregorovius in einer social-politischen Novelle*) ein Bild von dem socialdemokratischen Zukunftsstaate zu geben versucht. Und man muß eingestehen, daß der Eindruck, den dieses Buch auf den Leser macht, geradezu furchtbar ist. Die völlige Auflösung aller durch die Ueberlieferung geheiligten Zustände, die gewaltsame Vernichtung aller Güter und Schätze der Cultur, die unerhörte Anmaßung, ohne Rücksicht auf das allmähliche Wachsthum in der Geschichte eine neue selbständige Gesellschaftsordnung zu gründen, die systematische Erweckung der blutgierigen Bestie im Menschen und die klägliche Hilflosigkeit der Führer, diese Bestie niederzuhalten, der plötzliche Zusammensturz dieses haltlosen Staatsbaues — das alles hat der Verfasser mit einer dichterischen Kraft und einer formvollendeten Meisterschaft dargestellt, die trotz des beabsichtigten Abscheus vor dem Inhalt unsern uneingeschränkten Beifall hervorruft.

Bei den Reichstagswahlen im Januar 1901 hat die socialdemokratische Partei einen völligen Sieg davongetragen. Von den 420 Vertretern des Volks gehören 399 zur Socialdemokratie. Schon einige Jahre vorher hat man sich im Staate wegen der wachsenden Verschuldung zur militärischen Abrüstung entschlossen, und so kommt es denn, daß in der Hauptstadt nur ein Bataillon zum Schutze der Monarchie bereit steht. Der Reichstag versammelt sich, ohne vom Fürsten einberufen zu sein. Es kommt zum Straßenkampf. Das Militär wird von der Masse des Volks erdrückt. Nur ein kleiner Rest zieht sich mit dem

*) Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901 bis 1912 von Emil Gregorovius. Leipzig, Grunow. 1892. 8. 1 M.

verwundeten Fürsten zurück. Der socialdemokratische Staat wird geschaffen. Das Parlament beschließt folgende Gesetze:

Die Monarchie und die bestehende Staatsregierung ist abgeschafft. Bis auf weiteres ist jeder religiöse Cultus verboten. Alle Schuld, alle Strafen — Folgen der Ungleichheit unter den Menschen — sind aufgehoben. Zuchthäuser und Gefängnisse sind zu öffnen. Das persönliche Eigenthum ist abgeschafft. Die neue Ordnung der Dinge regelt bis auf weiteres ein vom Parlament zu ernennender Ausschuß von 30 Mann. Dieser wird monatlich vom Parlament neu gewählt. Wiederwahl ist zulässig. Der Dreißiger-Ausschuß hat während seiner Dauer Vollmacht, zu thun, was er für gut hält. Er ist unverantwortlich, wie alle die, die in seinem Namen handeln. Er bleibt so lange in Permanenz, bis sich die Gründung der neuen Gesellschaft vollzogen hat.

Um 12 Uhr waren diese Beschlüsse zu Gesetzen erhoben worden, und um 1 Uhr schon trat der erste Dreißiger-Ausschuß zusammen, bestehend aus zwölf ehemaligen Cigarrendrehern, vier ehemaligen Setzern, fünf ehemaligen Schneider- und Schustergesellen, drei ehemaligen Zeitungsredacteuren, zwei ehemaligen Rechtsanwälten und schließlich aus vier Personen, von denen sich nicht angeben ließ, was sie früher getrieben hatten.

Der Verfasser fährt dann fort:

Die Machthaber handelten mit fabelhafter Schnelligkeit und Bestimmtheit. Vor allem Ordnung machen, jeden Widerstand ohne Erbarmen niederschlagen: das war die höchst einfache und man muß zugeben, höchst verständliche Instruction, die die Commissare erhielten. Es kam oft zu heftigem Widerstande, und nicht allein aus dem Volke der Reichen und der Begüterten, nein auch aus dem Volke der Arbeiter; denn den Commissaren fehlte meist jede Sach- und Personenkenntniß und vor allem die rechte Einsicht für das, was der neuen Ordnung der Dinge gefährlich, und für das, was ihr ungefährlich war. Sie schlugen einfach darauf los, ohne lange zu prüfen und zu überlegen, und trafen dabei manchen recht harmlosen und aufrichtigen Anhänger ihrer eigenen Sache. Wie hätte jemand in jener Zeit seine Tüchtigkeit auch besser als durch seine Rücksichtslosigkeit erweisen können? Die Hauptsache blieb doch immer der Erfolg, und der wurde denn auch erreicht. Jeder Widerstand erlahmte bald an dem Schrecken und an der Gleichgültigkeit, ja an dem Stumpfsinn, der alle die ergriff, die noch mit Erfolg einen Widerstand hätten leisten können.

Wie nun die socialdemokratische Ordnung gemacht wird, das erzählt uns Gregorovius an dem Schicksal des Käthners Klaus Jürgen, der mit Weib und Kind nach der Kreisstadt, dem Sitze der socialdemokratischen Commission, eilt, um sein bischen Besitzthum, sein Ackerland, sein Häuschen, sein Schwein dem neugegründeten Staat zu übergeben; denn persönliches Eigenthum ist Diebstahl, und jede Unterschlagung oder Vorenthaltung wird sofort mit dem Tode bestraft. In der Commission sitzt ein langer Schuster, der rothe Lude, der die Todesurtheile zu unterzeichnen hat. Dieser stellt Jürgen's Frau, dem hübschen Bauernweibe, nach, vergewaltigt sie und wird von Klaus Jürgen mit der Axt erschlagen. Jürgen flieht mit Weib und Kind:

Bewaffnete holten sie ein und machten beide nieder. Der Käthner erhielt einen Schuß durch den Kopf und seine Trine einen Stich mit einem langen Messer in den Rücken. Beide starben auf der Landstraße, während der Donner über sie hinwegrollte, und Blitz auf Blitz vom Himmel herableuchtete. Sie starben dicht beieinander. Ihre Hände hatten sie gefaßt und hielten sich auch im Tode noch fest. Ihr dicker Junge aber war glücklich in den nahen Wald entwischt.

Und solcher blutiger Opfer forderte die Sache der Freiheit recht viele. Mit äußerster Strenge wurden alle, die sich der neuen Ordnung nicht fügen wollten, niedergemacht:

Die meisten der Verurtheilten waren eigentlich mehr dumm als schlecht. Sie hatten nicht begreifen können, daß es in der neuen socialdemokratischen Weltordnung kein persönliches Eigenthum mehr gab. Da war eine alte Frau, die ein weißes Atlaskleid, das noch recht werthvoll war, ihr Ehrenkleid, in dem sie vor vierzig Jahren getraut worden war, versteckt hatte. Warum hatte sie es der Commission nicht ausgeliefert? Ihre Schuld war es, wenn ihr Haupt fiel, nicht die Schuld der Commission, die an allen Ecken der Stadt ausdrücklich und wiederholt hatte bekannt machen lassen, daß jeder sein Leben verwirke, der nicht alles abliefere. Da war weiter ein Schneidergeselle, der partout darauf bestand, seine ersparten Gelder — es waren lumpige hundert Mark — aus der Spar- und Leihkasse zurückzuerhalten. Zehnmal schon war ihm gesagt worden, daß alle Sparkassenbücher null und nichtig und werthlos wären, daß alles Geld, also auch das ersparte, dem Volke gehörte — vergeblich! Der Schneider kam immer und immer wieder auf das Rathhaus und fragte nach seinem Sparkassenbuch. Heute war dem Machthaber endlich die Geduld ausgegangen, und er ließ dem unruhigen Schneider den Kopf abnehmen. Nun war der Schneidergeselle ganz ruhig und fragte und klagte nicht mehr um seine Ersparnisse.

Nachdem einigermaßen Ordnung gemacht worden ist, wird das „arbeitende Volk" in genossenschaftliche Kasernen untergebracht. Diese hat man dadurch leicht bekommen, daß man einfach die Wände von Haus zu Haus durchbrechen ließ und so ganze Stadtviertel zur gemeinsamen Wohnstätte vereinigte. Wer zehn Stunden arbeitet, erhält zehn volle Stunden-Certificate; mit diesen Certificaten — Geld gibt's nicht — ist alles zu bestreiten: Ernährung, Kleidung und das Vergnügen. Damit alles Sparen ausgeschlossen sei, werden am ersten jedes Monats neue Certificate ausgegeben, und die vom vergangenen Monat für ungültig erklärt. Alle Arbeit wird in gleicher Weise bezahlt. Das Steinklopfen ebenso wie wissenschaftliche Thätigkeit. Gelehrte Stände braucht man nicht, höchstens Aerzte; aber auch die erscheinen unnöthig: denn die Krankheit war nur eine Folge des Reichthums und wird ja mit der Zeit aufhören. Ein ungeheures Heer von Beamten ist zur Aufrechterhaltung der Ordnung in diesem socialdemokratischen Arbeiterstaate nothwendig. Je zwei Arbeiter haben immer einen Aufseher; außerdem gibt es Arbeitervorsteher, Wohnstättenvorsteher, Verkehrs-, Wohlfahrts-, Gemeinde-, Viertelvorsteher u. s. w. Das Arbeiterleben schildert uns der Verfasser an seinem Helden Fritz Weber, der mit einem frühern Pastor — denn Kirchen und Geistliche gibt's nicht mehr — die Kloaken zu reinigen hat. Mit seinem Freunde Konrad Wilberg durchwandert Fritz die neuen demokratischen Einrichtungen, den ganzen Himmel auf Erden. Sie besuchen ein kostbar ausgestattetes Tanzlocal, das früher eine Kirche war, und nehmen an dem sogenannten Schwesternabend theil. Da ein Unterschied in Recht und Pflicht zwischen den Geschlechtern nicht anerkannt wird, so arrangiren die Weiber den Ball und die Männer sind verpflichtet, zu tanzen.

Hören wir den jungen Arbeiter über die Ehe des neuen Staates:

In unserm Staate kann jeder Mann mit zwanzig Jahren und jedes Weib mit achtzehn Jahren heirathen. Da Männer und Weiber ganz gleiche Rechte und Pflichten haben, und, wie ich schon sagte, ein Unterschied der Geschlechter bei uns grundsätzlich weder in staatlicher noch gesellschaftlicher Beziehung anerkannt wird, so machen die Weiber bei uns ebenso ihre Heirathsanträge wie die Männer. So kommen alle unter die Haube, und alte Jungfern gibt es nicht mehr. Und wie einfach ist jetzt bei uns eine Eheschließung! Wenn zwei sich heirathen wollen, gehen sie in ein genossenschaftliches Heirathsbureau, wie wir deren sehr viele haben — auch hier im Tanzhause befindet sich eins —, zeigen dem Heirathsbureauvorsteher ihre Karten vor — jeder zwanzigjährige Mann und jedes achtzehnjährige Weib erhält von der Behörde eine Bürgerkarte, wir nennen sie Genossenschaftskarte — und erklären einfach: Wir wollen uns heirathen. Dann trägt der Vorsteher beide Namen in das genossenschaftliche Eheprotokoll ein und drückt auf jede der beiden Karten ein kleines Siegel, das sogenannte Heirathssiegel. Nun sind beide Mann und Frau und können zusammen wohnen, essen, trinken, zusammen arbeiten, kurz zusammenleben wie ein paar Eheleute in der frühern Zeit, wenn sie wollen; sie können aber auch, wenn sie das vorziehen, getrennt leben, bleiben aber Mann und Weib. Kosten verursacht weder die Eheschließung noch die Ehe selbst. Beide, Mann und Weib, müssen arbeiten, sind und bleiben auch nach der Eheschließung Arbeiter, und eines hat genau so viel Rechte, Pflichten und Freiheiten wie das andere, und keines hat dem andern gegenüber irgendwelche Pflichten zu erfüllen. . . .

Die Kinder werden in Staatsanstalten von der Geburt an kostenlos erhalten und erzogen. Elternliebe gibt's nicht mehr. Endlich bricht die natürliche Mutterliebe bei den Weibern durch. Sie erstürmen die Anstalt, stechen die Aufseher nieder und holen sich ihre Kinder. Ueberall fängt es an zu gären und zu kochen. Die Bergleute und die Fischer halten schon lange nicht mehr mit und die Bauern wollen nicht mehr arbeiten, weil sie zu dumm sind, um die Großartigkeit des socialdemokratischen Staates zu begreifen.

Die Hungersnoth bricht aus. Entsetzliche Greuelthaten werden begangen, überall Mord und Todtschlag. Das Parlamentsgebäude in der Hauptstadt wird von der rasenden Menge erstürmt und die Mitglieder des socialdemokratischen Ausschusses werden buchstäblich zerrissen. Brot und Blut will die hungernde Masse. Der mit solcher Begeisterung geforderte und gegründete Gesellschaftsbau stürzt elend zusammen. Unter den alten Soldaten der Monarchie erwacht das Gefühl der Scham und der Entrüstung. Die alten Kriegervereine thun sich zusammen; sie endlich stellen die Ordnung und Sicherheit wieder her und holen den Landesfürsten wieder zurück.

Die socialdemokratische Partei, die sich stets auf ihre Realpolitik beruft, rechnet mit Gehirngespinsten und bringt die wichtigste Triebkraft bei allen ihren Berechnungen und Plänen niemals in Anschlag, nämlich die menschliche Natur selbst:

Der Trieb, sich selbst und andere, die man liebt, durch eigene Kraft und Arbeit über die andern zu erheben und höher als diese zu stellen, dieser Trieb ist uns von der Natur gegeben und kann aus keiner Menschenbrust entfernt werden. Es ist gleichgültig, ob man diesen Trieb Selbstsucht oder Eigennutz oder Kampf ums Dasein oder sonstwie nennen mag, Thatsache ist, daß durch ihn allein alles Fortschreiten der Menschheit veranlaßt wird. Diesen Trieb hat der socialdemokratische Staat nicht anerkannt, und als er ihn anerkennen mußte, mit blutiger Hand zu Boden zu drücken versucht. Das war die geistige Krankheit, eben jener Wahn, jener Glaube war es, daß man die Menschen anders machen könnte, als die Natur sie geschaffen hat.

Einige Seenen, die Gregorovius schildert, sind so widerwärtig und grauenhaft, daß man ihn der Uebertreibung beschuldigen möchte, wenn man nicht eingestehen müßte, daß sich ähnliche Vorgänge während der französischen Revolution mit derselben, oft noch mit größerer Bestialität abgespielt haben. Wer abschreckend wirken will, darf in der Wahl der Mittel nicht ängstlich sein, und in diesem Falle waren die kräftigsten die besten. Der Beifall, den das Buch in den weitesten Kreisen gefunden hat, ist nicht allein auf Rechnung des alle Welt beschäftigenden Stoffs zu setzen, auch die flotte fesselnde Darstellung, die kräftige farbenreiche Sprache und der gesunde sittliche Geist haben dazu wesentlich beigetragen. Ernst Groth.

Das Grillparzer-Jahrbuch.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Karl Glossy. Zweiter Jahrgang. Wien, Konegen. 1892. Gr. 8. 10 M.

Mit diesem neuen Bande hat das Grillparzer-Jahrbuch, dessen Werth, noch bevor es in die Oeffentlichkeit trat, so viel bestritten wurde, den ersten Schritt in jenen weitern Kreis wissenschaftlicher Studien gethan, der von seinen Schöpfern gleich im Beginne des Unternehmens ins Auge gefaßt worden war. Die Einwendung, die man vor zwei Jahren gegen das Jahrbuch erhob, war die: wie will man denn mit Grillparzer-Reliquien — mag man den Dichter so hoch schätzen, wie nur möglich — ein Jahrbuch, also ein periodisch, in einer hoffentlich langen Reihe von Jahren erscheinendes Werk vollfüllen? Eine berechtigte Furcht vor der „Waschzettel"-Literatur ergriff viele der besten Gelehrten, die ihr auch Ausdruck gaben. Die Antwort darauf gab die Gesellschaft, indem sie erklärte, ihr Jahrbuch soll nicht blos Beiträge zur Lebensgeschichte Grillparzer's im engsten Sinne bringen, sondern auch zur Literatur- und Culturgeschichte seiner Zeit und Heimat, die bisher nichts weniger als genügend erforscht ist. So arg es in dieser Zeit politisch zuging, da die Polizei und Censur herrschten, so war sie doch reich an eigenartigen Talenten. Das Jahrbuch soll ein Mittelpunkt sein, um den sich wissenschaftliche Forschungen sammeln können. Mit

diesem Plane hat das „Grillparzer-Jahrbuch" seine volle Berechtigung; aber auch nur mit ihm allein.

Mit dem zweiten Bande ist nun dieses weitere Programm auch schon in Angriff genommen worden. Freilich sind es wieder nur Grillparzeriana, die er enthält; aber sie sind doch nicht so ausschließlich für die Kenntniß des Dichters selbst von Werth, sondern das ganze Buch hat einen vorwiegend culturhistorischen Charakter, es stellt uns Grillparzer in seiner Eigenschaft als k. k. österreichischer Staatsbeamter dar. Es bringt uns eine große Anzahl von Actenstücken, die sich theils auf die Bestellung, theils auf die Beförderung des Dichters in den verschiedenen Aemtern, theils auf seinen Verkehr mit den einzelnen Behörden und Vorgesetzten beziehen: Gesuche, Referate, Eingaben, Berichte von Grillparzer und über ihn, während der langen Reihe von Jahren beinahe eines halben Jahrhunderts. Viele Persönlichkeiten, die in der österreichischen Politik und Verwaltung eine Rolle gespielt haben, treten hervor und wir lernen des Dichters Gönner und Gegner und ihn selbst von der bisher kaum bekannten Seite als Archivdirector kennen. Sind die Berichte, die der Dichter in dieser Eigenschaft auf eingelaufene Anfragen nach dunklen Punkten aus der Vergangenheit der österreichischen Verwaltung verfaßte, auch von keinem besondern literarischen Werthe; dürften sie den Vergleich mit den in Aussicht gestellten Amtsschriften des dichterischen Staatsschreibers von Zürich schon deswegen nicht aushalten, weil sie keine politischen Actenstücke, keine Manifeste, sondern sehr specielle historische Untersuchungen enthalten; so sind sie doch schon deswegen werthvoll, weil sie bezeugen, wie redlich und gründlich Grillparzer auch das betrieb, was er nur aus Pflicht, nicht aus besonderer Neigung zu thun hatte. Und ebenso tragen die andern abgedruckten Berichte des Archivdirectors der k. k. Hofkammer, z. B. der über die Säuberung des Amtes, so geringwerthig sie zu sein scheinen, doch auch dazu bei, den edlen Charakter des wahrhaft gütigen Mannes aufs wärmste zu beleuchten. Wer sich einmal auf den Standpunkt des für seinen Dichter begeisterten Herausgebers gestellt hat, der wird diesem schwerlich den Vorwurf machen, daß er zu viel veröffentlicht hätte. Glossy hat seine Aufgabe mit außerordentlichem Fleiße und, wie die vortreffliche Einleitung lehrt, mit Geist, von hohen Gesichtspunkten aus gelöst. Das Heraussuchen sämmtlicher Actenstücke aus den verschiedenen Archiven und die mit unsäglicher Sorgfalt dazu herbeigetragenen Anmerkungen fordern unsern aufrichtigen Respect heraus.

In der umfangreichen Einleitung zu dieser Ausgabe entwirft Glossy ein Bild des österreichischen Beamtenstandes zur Zeit des Kaisers Franz I. und lehrt uns, daß das traurige Schicksal Grillparzer's nicht blos darin bestand, überhaupt aus Mangel an andern Einkünften sich ins Joch der Kanzleien spannen lassen zu müssen, sondern daß es gerade auch in einer Zeit geschehen mußte, in der dem Beamten verboten war, andere Neigungen zu haben, als die zu seinen Kanzleigeschäften. Es war die Zeit des zum todten Mechanismus der Schreiberknechtschaft erniedrigten Staatsbeamtenthums. Die damaligen Staatslenker wollten im Beamten das Vorbild des gehorsamen Unterthans gewinnen, der sich der Mühe (oder Lust) des eigenen Denkens im Vertrauen auf die hohe Obrigkeit entziehe. Wer da nicht schmiegsam genug war, die Komödie mitzuspielen, der ward ein schlechter Beamter und kam nicht vorwärts. Der ehrliche Grillparzer konnte die Trennung zwischen Bureau- und Privatmenschen in sich nicht durchführen, und das ward sein Unglück. Er war ein ganzer Mann; was er auf sich nahm, that er gut; seine Vorgesetzten hatten öfters Gelegenheit, seine Tüchtigkeit im Amte — er war im Finanzministerium beschäftigt — anzuerkennen. Aber eben darum gerieth er in Conflict mit seinen künstlerischen Neigungen. Er versuchte es, zugleich den Musen und dem Kanzleichef zu gehorchen, bei Tag Acten, bei Nacht Literatur zu studiren; aber dieser doppelte Dienst brachte ihn körperlich dermaßen herunter, daß er öfters um Urlaub nachsuchen mußte (1819—21), um sich wiederherzustellen. Ergriff ihn dann die Begeisterung, dann fühlte er sich moralisch berechtigt, ihr ausschließlich zu dienen und vernachlässigte darüber das Amt. So lange der feinsinnige und wohlwollende Graf Chorinsky und der ausgezeichnete Finanzminister Graf Stadion, seine Gönner in diesem Kreise, lebten und ihm vorstanden, halfen sie ihm durch und beschützten ihn. Als aber ihre Hülfe wegfiel, da ward seine Ausnahmsstellung nicht mehr anerkannt, und es begannen seine Leiden unter dem Neid, der Bosheit, den Intriguen von Collegen und Rivalen. So wurde er im Dienst zurückgesetzt, bei Avancements übergangen, er fühlte sich verletzt, verlor die Lust am Amte und auch die Spannkraft des Widerstandes und Kampfes. Denn er war ein Dichter, ein zartes Seelchen mit der den meisten Dichtern eigenen Neigung zur Schwermuth und Selbstquälerei; er war solchem Kampfe ums Brot nicht gewachsen, da seine Seele voll von viel bedeutenderen Dingen war. Dann traten noch unglückliche Misverständnisse bei Veröffentlichung einzelner Gedichte hinzu, um ihn in dieser Zeit der Furcht vor dem Liberalismus den leitenden Männern politisch verdächtig zu machen — und damit war sein Schicksal als Beamter besiegelt. Sich frei zu machen, das Brot sich anderwärts zu suchen, fand er keinen Muth, seine Feder zum Geldverdienen zu benutzen, schien ihn wie eine Erniedrigung. Poesie war ihm Gottesdienst, er hielt auch gar nichts von poetischen Productionen, die anders als im Feuer der Begeisterung geschaffen wurden, er hielt nichts vom Commandiren der Kunst. So schmiedeten ihn Schicksal und Charakter an den Felsen seines Amtes, und er wurde so mit der Zeit der stille verdrossene Mann, als den wir ihn kennen. Freilich erlebte er noch die Genugthuung, daß das Vaterland zur Erkenntniß des ihm angethanen Unrechts kam und ihn, den Dichter des Gedichts „An Radetzky", als den treuesten seiner Söhne feierte — da war er aber ein Greis. Die productiven Mannesjahre hatte er im Schreiben von Acten

verloren, sein Talent als Dichter hatte damals keinen Mäcen gefunden.

Dies und noch mehr wird uns aus dem Glossy'schen Buche klar. In einigen Acten hört man das ganze qualerfüllte Herz des Dichters klagen, so wenn er in seiner Rechtfertigungsschrift wegen des eigenmächtig verlängerten Urlaubs an Chorinsky schreibt (1821):

Ich bin kein Müßiggänger, kein fahrlässiger Beamter, der die Stunden, die er dem Dienste stiehlt, in Vergnügungen und Unterhaltungen zubringt. Anhaltende Studien und angestrengte Arbeiten haben mir vor der Zeit die Jugend geraubt und ihre Freuden!

Die Art meiner Körperleiden zeigt deutlich die Quelle, aus der sie entspringen. Hat mich irgend jemand einmal lachen oder spazieren gehen und reiten und fahren gesehen, so sah er nicht einen übermüthigen Bruder Lustig, sondern einen gepeinigten Gemüthskranken, der sich auf Geheiß des Arztes und nach schwer gefaßtem Entschluß nöthigte, seinen Zustand auf Augenblicke zu vergessen und im Vergessen zu erleichtern. Ganz Deutschland weiß, daß und wie ich mich beschäftige.

Ich habe mir Ehre gemacht und meinem Vaterlande, und meine Arbeiten sind nicht von der Art derjenigen, die ein glücklicher Augenblick unvorbereitet gebiert, sie tragen die Spuren der Wehen oft nur zu deutlich an sich und zeugen von anhaltenden Studien und Vorarbeiten.

Man kann aber nicht zwei Herren dienen, sagt schon die Bibel, und die allgemeine Hofkammer hat mir durch oftmalige Verwerfung bei Dienstverleihungen nur zu deutlich gezeigt, daß sie sich nicht für den Herrn halte, dem ich mit Glück zu dienen im Stande wäre . . . . . (S. 31).

Solche Stellen findet man in der Sammlung häufig und das macht ihren sonst strengen Charakter menschlich warm. Am meisten dazu tragen die Auszüge aus den Tagebüchern Grillparzer's bei, die Glossy mit seinem bewährten Feingefühl geschickt herausgesucht hat. Sie werden hier ganz neu, zum ersten mal gedruckt und deswegen setzen wir schließlich die Schilderung Grillparzer's seiner Audienz bei Kaiser Franz hierher:

11. April 1833. Gestern nahm ich Audienz beim Kaiser, das erste mal in meinem Leben. Ich fand mich schon vor 7 Uhr ein, der dienstthuende Kammerherr aber, ein Husarenrittmeister, Graf Meraviglia, macht sich den Spaß, mich bis Dreiviertel auf 1 Uhr warten zu lassen, sodaß ich der drittletzte an die Reihe kam, als die Audienz schon beinahe zu Ende und der Kaiser offenbar so erschöpft war, dem eine Aufmerksamkeit zu schenken, was man ihm vorbrachte. Ich bemerkte, daß der Kammerherr, der Thürhüter und der wachthabende deutsche Gardist sich von mir unterhielten und sich das Wort gaben, mich nach Möglichkeit hinauszuhalten, übrigens auch der Hoffnung waren, der Kaiser werde mich hart empfangen, was für die an der Thür Stehenden leicht zu unterscheiden ist, da er, wenn er aufgebracht ist, sehr laut und polternd zu sprechen pflegt. Als ich schon an der Thüre stand, um eingelassen zu werden, sprach der Gardist, auf den Burgplatz hinaussehend, „da kommt ja der Prosoß! Wahrscheinlich hat er eine Ahnung, daß man ihn hier braucht." Ich benügte mich, den Tröpfen ein verächtliches Gesicht zu machen und kehrte ihnen den Rücken. Offenbar dachten sie den Kaiser sehr erzürnt auf mich wegen jenes Gedichts auf die Genesung des Kronprinzen. Dies kam übrigens nicht so. Ich trat ein, nannte meinen Namen und trug mein Gesuch um die Nachfolge und die Gehaltszulage meines Vorgängers im Archive vor. Der Kaiser hörte mich außerordentlich wohlwollend an. Sind sie der Nämliche, frug er, der Autor ist? Ich bejahte und sprach weiter von meinem Geschäfte. Er schien die Billigkeit meiner Forderung anzuerkennen. Haben Sie etwas Schriftliches bei sich? war seine weitere Frage. Ich hatte kein Gesuch. Er sprach von der Wichtigkeit des Archivs, lobte meinen Vorgänger, forderte mich auf, fleißig zu sein und „meine Untergebenen zusammenzuhalten" und entließ mich mit einer leichten Kopfneigung. Das Ganze mochte etwa fünf Minuten gedauert haben; aber wie gesagt, es war am Schlusse einer sechsstündigen Audienz, und wenn ich von meiner Ermüdung des Wartens auf seine des Zuhörens schließen soll, so wundert mich, daß er überhaupt nur noch ein Wort vorbringen konnte. Sein Ausdruck war vollkommen gutmüthig. Man spricht sich leicht, ohne übrigens angezogen zu werden. Seine Güte beruhigt, aber rührt nicht. Es ist eigentlich zu wenig Ehrfurchtgebietendes in seinem Aeußern. Wenn er zürnt, soll er völlig Gefaßte schon erschreckt haben. Ich kann mir das nicht denken. Es muß die Furcht vor den Folgen des Zornes gewesen sein. Der Kaiser ist ganz mager und scheint kleiner als er ist. Das Alter hat ihn nicht gekrümmt, sondern verkürzt, mumifiert, würde ich sagen, wenn das nicht einem spottenden Ausdruck ähnlich sähe, dergleichen ich von ihm nicht gebrauchen möchte, denn wahrlich, die Unterredung mit ihm hat einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen. Er war eigentlich gutmüthig und ich liebe ihn dafür. Bei mehrerer Muße hätte er sich vielleicht mehr um meine sonstigen Verhältnisse gekümmert und die Audienz wäre nicht so erfolglos geblieben, als sie es jetzt wol eigentlich ist. Denn die Entscheidung meiner Sache kommt nicht zu ihm, mein Besuch ist somit eine bloße Sache der Form gewesen.

Moritz Necker.

Geschichtswerke und Memoiren.

1. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Zweiter Band: Vermischte Schriften. Berlin, Mittler u. Sohn. 1892. 8. 5 M.

Dieser dritte Band in der Ausgabereihe von Graf Moltke's Schriften enthält seine frühesten literarischen Erzeugnisse, die beiden in Anlehnung an die Zeitereignisse entstandenen historischen Broschüren: „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I." (Berlin, Mittler, 1831) und „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen" (Berlin, Fincke, 1832), ferner zwei in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" 1841 und 1843 veröffentlichte Aufsätze: „Die westliche Grenzfrage" und „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?", endlich fünf in den Beilagen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" von 1841 bis 1844 veröffentlichte Artikel über das türkische Reich, die hier unter dem Titel „Zur orientalischen Frage" zusammengefaßt sind.

Bei einem Manne von der geschichtlichen Bedeutung und der vollverdienten Popularität Moltke's erscheint, zumal sich seiner unvergeßlichen praktischen Wirksamkeit für das Vaterland seine Anerkennung als einer unserer geist- und geschmackvollsten Schriftsteller gesellt, es ganz verständlich, ihn möglichst in allen seinen Aeußerungen kennen zu lernen und darum auch Jugendarbeiten aus der Vergessenheit hervorzuholen, in die sie versunken waren, nachdem sie ihrem Zwecke gedient hatten. Nur muß man sich gegenwärtig halten, daß eben einzig das persönliche Interesse für den Verfasser seine beiden ersten Schriften noch lesenswerth macht. Der dreißigjährige Offizier hatte bei dem Ausbruche der belgischen sowol wie der polnischen Revolution das Bedürfniß, sich über die Geschichte beider Länder zu unterrichten; wie gründlich er bei dem Studium der niederländischen Geschichte zu Werke ging, erfahren wir aus einem Briefe an seine Mutter: „über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Octav" habe er gelesen. Dann kam er auf den Gedanken, den Gewinn, den er aus seinen Arbeiten gezogen, in Kürze weitern Kreisen zu vermitteln. Vom mühsamen Schöpfen aus den Quellen merkt man der Schrift über Belgien nichts an. In gedrängter, kraft- und mitunter gedankenvoller Sprache faßt er den Gang der Ereignisse zusammen, bei einzelnem länger verweilend, anderes kaum oder gar nicht berührend. Die Uebersicht ist nicht gerade klar geordnet, nicht jedes findet sich an der rechten Stelle. Wer die Geschichte der Niederlande nicht kennt, wird beim Lesen wol einen Eindruck empfangen, aber nicht den Faden der Begebenheiten festhalten können. Als gute Tageserscheinung mag sie ihre Dienste gethan haben, heute ist sie nur als Moltke's Erstlingsschrift, die seine Begabung ausspricht, aber der Schulung ermangelt, uns interessant.

Das Gleiche gilt von der umfangreicheren Schrift über Polen, das der Verfasser von Posen her persönlich kannte, andererseits aber nur aus abgeleiteten Quellen kennen gelernt zu haben scheint. Doch dürfte in dieser Studie hinsichtlich ihres Werthes wie ihrer Darstellung ein tiefgreifender Einschnitt beim Jahre 1807 zu machen sein. Im ersten Abschnitte nahezu völliger Dispositionsmangel, es läuft eigentlich alles durcheinander sowol sachlich wie zeitlich — sogar der Beitritt der preußischen Städte zum Hansebunde wird in ihre polnische Zeit verlegt —; der Wunsch Moltke's im Jahre 1873, er sähe die Schrift gern der Vergessenheit anheimgegeben, ist ganz begründet. Urtheil und Darstellung von 1807 ab, die Daseinsbedingungen des Großherzogthums Warschau und die Geschicke der polnischen Lande unter den drei Theilungsmächten sind noch heute lesenswerth.

Von wärmstem Nationalgefühl getragen, in sehr bewegter Sprache und klarster Anordnung, voll eigenartiger und bemerkenswerther Gedanken ist Moltke's historisch-politische Entgegnung auf Thiers' Ruf nach dem Rhein: „Die westliche Grenzfrage". Sie ist im Augenblicke noch gerade so am Platze wie vor funfzig Jahren und dringend der Kenntnißnahme zu empfehlen. Wir lernen nicht nur Moltke durch seine Aussprache als den Patrioten kennen, als der er sich bethätigt hat, wir überschauen auch eine lange Reihe geschichtlicher Beziehungen in nationaler Beleuchtung. Wie Moltke des tapfern Widerstandes des straßburger Ammeisters Dietrich gegen die Anerkennung der Besitznahme seiner Stadt durch Ludwig XIV. gedenkt, so hat er auch ein Auge und Herz für den Verlust Livlands. Wie mag's dem siebzigjährigen großen Schweiger die Seele bewegt haben, als unter seiner Führung und durch seine Vorsorge mit erfüllt war, was der Vierzigjährige mit so beredter Feder gefordert hatte!

In den Aufsätzen zur orientalischen Frage gibt sich Moltke nach seiner Rückkehr aus der Türkei nicht nur als einen der berufensten Kenner des Orients, sondern auch als höchst gewandten „Zeitungsschreiber". Der erste Artikel, „Deutschland und Palästina", zeigt uns unsern Feldmarschall als einen der ersten Anreger zu deutscher colonialer Thätigkeit, der zweite schildert die Kurden, die beiden nächsten sprechen sich über die militärisch-politische Lage des Osmanischen Reichs in den Jahren 1841 und 1842 aus; der letzte beschäftigt sich mit der Donaumündung.

Für die nächste Auflage machen wir auf zwei sinnstörende Druckfehler aufmerksam. S. 181, Z. 17, muß Saane statt Saône stehen und S. 184, Z. 19, Pavia statt Paris.

2. Aus Philipp Albert Stapfer's Briefwechsel. Herausgegeben von Rudolf Luginbühl. Zwei Bände. (Quellen zur Schweizer Geschichte, herausgegeben von der Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Elfter und zwölfter Band.) Basel, Geering. 1891. Gr. 8. 20 M.

Durch das vorliegende, monumentale, allen an eine Briefausgabe zu stellenden Ansprüchen Genüge leistende Werk wird der Schatz, den die Schweiz an ihrer reichhaltigen und meist trefflich bearbeiteten biographischen Literatur besitzt, um ein werthvolles Stück vermehrt. Mit der Kleinheit des Landes, wo die Menschen gleichsam enger aneinander wohnen und ihre persönlichen Beziehungen vertrauter werden, wie mit der republikanischen Gesinnung, die den Antheil der Mitbürger am Staatsleben hoch bemißt und ihre Erfolge sich zur eigenen Ehre rechnet, hängt die Vorliebe zur Pflege der Geschichtschreibung in biographischer Gestaltung leicht zusammen. Daß die historische Forschung in der Schweiz sich dabei überwiegend der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts zugewandt hält, wird nicht nur aus der anziehenden allgemeinen Bewegung der Geister in jenen Jahren, sondern vornehmlich dadurch erklärlich, daß sie der Schweiz den tiefsten Einschnitt in ihr geschichtliches Leben, den weit verfrühten Einheitsstaat brachten, die Helvetik (1798—1803). Mag früher der bewußte Gegensatz gegen die aufgezwungene fremde Staatsform zur Betrachtung der Periode ihrer Geltung geführt haben, gegenwärtig scheint sie doch unter dem Gesichtspunkte die Aufmerksamkeit zu

fesseln, daß damals, wenn auch in brutaler Art, vorbildlich aufgestellt worden sei, wohin zukünftig, langsam aber sicher, die staatliche Entwickelung hinführen dürfte: zu immer strafferer Zusammenfassung der Centralgewalt, deren Gegengewicht nicht die Cantone, sondern die schweizer Gesammtbürgerschaft bilden würde.

Auch Philipp Albert Stapfer (1766—1840), der Mittelpunkt der uns beschäftigenden Veröffentlichung, hat die Blütezeit seines Wirkens in der bezeichneten Periode gehabt. Vom Sommer 1798 bis zum Sommer 1800 hat er sich als helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften außerordentliche Verdienste erworben, von 1800 bis 1803 war er Vertreter der Republik in Paris. Dann ist er in Frankreich, wo er seine Lebensgefährtin gewonnen hatte, geblieben. Als öffentlicher Charakter hat er im Herausgeber schon vor einigen Jahren den eingehenden Biographen gefunden; die zweite, den Studien und der Familie gewidmete Hälfte seines Lebens war dagegen verhältnißmäßig kurz behandelt.

In diese Zeit nun vornehmlich führt der Briefwechsel ein. Von den 900 Textseiten sind nur 168 den Jahren des Berufslebens angehörig und allerdings sehr interessant, wenngleich sie natürlich fast nur die schweizer Verhältnisse und schweizerisch-französischen Beziehungen betreffen. Mit dem Eintritt in das amtsfreie, aber durchaus nicht unbeschäftigte Leben eines begüterten und in den besten Gesellschaftskreisen sich bewegenden Mannes beginnt nach und nach der Austausch über laufende geschäftliche Dinge in der Heimat der Erörterung wissenschaftlicher Fragen und literarischen Mittheilungen, Betrachtungen der Zeitlage den Platz zu räumen, die die allgemeinste Theilnahme gefangen nehmen müssen. Stapfer in seiner Zweisprachigkeit — seine Mutter war eine Waadtländerin — gehörte zu den Menschen, die, an einer Völkerscheide stehend, von hoher Warte zwei gleich verwandte und vertraute Geistesgebiete überblicken, und der ununterbrochene briefliche Verkehr mit der Heimat bewahrte ihn davor, unter Franzosen allzu sehr Franzose zu werden. Seine Briefe an Friedrich Cäsar Laharpe und Paul Usteri und von diesen an ihn bilden den Hauptttheil der Sammlung, über die der Herausgeber in seiner gründlichen Einleitung von fast 150 Seiten allen erforderlichen Bericht gibt. Der Inhalt der nicht gedruckten Briefe dieses Correspondenzkreises wird durch Regesten kundgegeben; ebenso unterrichten in langer alphabetisch geordneter Reihe der Verfasser weitere Regesten und Auszüge über das gesammte sonstige Material des Stapfer'schen Briefwechsels. Zahlreiche, meist die Personalien erläuternde Anmerkungen unter dem Texte und sorgfältige Register verhelfen zur Verwerthung des Werks. Unter den Druckfehlern ist nicht verzeichnet S. CII: Jachmann; es muß Jochmann heißen.

3. Studienreisen eines jungen Staatsmannes in England am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Beiträge und Nachträge zu den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön, mit einem Nachwort von einem Ostpreußen und einer Lithographie. Berlin, Simion. 1891. Gr. 8. 10 M.

Die umfangreichen Veröffentlichungen aus den Papieren des preußischen Staatsmannes Theodor von Schön sind gegen Ausgang des letzten Jahres um einen weitern Band vermehrt worden, der als Seitenstück zur Publication der „Studienreisen eines jungen Staatswirths in Deutschland am Schlusse des vorigen Jahrhunderts" erscheint. Nicht ohne Absicht ist die Bezeichnung des Verfassers der beiden Reisetagebücher in den Buchtiteln verschieden gewählt; denn der Verfasser stand auch den beiden Besuchs- und Beobachtungsgebieten verschieden gegenüber und seine Wahrnehmungen in Norddeutschland und in England wirkten auf ihn in sehr anderer Art. Obwol beide Reisen sich unmittelbar aneinanderschlossen, die englische an die deutsche, sah der dreiundzwanzig- bis vierundzwanzigjährige ostpreußische Kriegs- und Domänenrath die seinen bisherigen Erfahrungen verwandten Erscheinungen der Oder- und Elbländer mit den kritischen Augen des Sachverständigen an, der zu suchen und zu fragen weiß, um das ihm bereits völlig klare System der bestehenden Wirthschafts- und Verwaltungsgrundsätze auf ihre Bewährung unter mannichfachen Verhältnissen zu erproben. In England, einer im Vergleiche zu seinem Vaterlande damals völlig anders gearteten Welt, stand der fünfundzwanzigjährige preußische Beamte dem frei entwickelten öffentlichen Leben einer auf Selbstverwaltung beruhenden Großmacht ohne die Fähigkeit kritischer Abwägung und systematischer Sammlung der auf ihn eindrängenden Thatsachen gegenüber. Gewiß verfolgte er nach in voraus entworfenem und an Ort und Stelle verbessertem und erweitertem Plane bestimmte Ziele landwirthschaftlicher Belehrung und er erreichte sie, aber daneben und über sie weit hinaus bot sich ihm eben täglich und überall der Gegensatz der Ergebnisse eines altbewährten Verfassungslebens zu den ihm bekannten des absolutistischen Beamtenstaates. So war der Gewinn seiner Reise zunächst eine Fülle von Einzelkenntnissen auf verschiedenen Gebieten, die im Tagebuche sich in einer Reihe von Notizen darstellen, deren Lektüre nicht gerade außerordentlich anziehend ist. Ein ungleich größerer Gewinn war aber der mächtige und unauslöschliche Eindruck, in England die Verwirklichung und Bewährung seiner idealen Theorien über Verfassung und Verwaltung kennen gelernt zu haben. Nicht was Schön als Staatswirth in England gelernt, sondern daß er die Anregung für seine Entwickelung zum Staatsmann dort empfangen hat und welche Momente besonders förderlich in dieser Richtung geworden sind — darin liegt die Bedeutung dieser Studienreisen und der während ihrer Dauer gemachten Aufzeichnungen.

Ihrem Abdruck mit Beilagen ist ein Auszug aus der 1844 geschriebenen Selbstbiographie beigefügt, in der der Verfasser die Ergebnisse seiner Reise zusammenfaßt. Dann folgt ein 200 Seiten langes „Nachwort" des „Ostpreußen", der bereits die frühern Veröffentlichungen aus dem Nach-

lasse Theodor von Schön's bearbeitet und commentirt hat. Es bezweckt den urkundlich geführten Nachweis, daß Schön die staatsmännischen Ueberzeugungen, welche er auf Grund seiner Studien und seiner in England gewonnenen Anschauung in sich entwickelt hat, durch sein ganzes langes Leben festgehalten und durch fortwährenden Hinblick auf englisches Staatsleben genährt hat; daß er in der Uebertragung und Anwendung in England erprobter Grundsätze und öffentlicher Gewohnheiten auf Preußen dessen staatliches Leben zu fördern suchte. Dieser Nachweis ist außerordentlich interessant und belehrend, ein dankenswerther Beitrag zur Beleuchtung mancher Ereignisse der preußischen Geschichte in den vierziger und funfziger Jahren. Daß die Verehrung Schön's und Englands und der doctrinäre Liberalismus des „Ostpreußen" ihn zur völligen Verkennung des Fürsten Bismarck verleitet, bleibt leider ein Flecken dieser Studie, mag man auch immer zugeben, daß er aus der starren Einseitigkeit ihrer Weltanschauung sich absondern mußte.

4. Erlebtes und Erstrebtes. Von H. Settegast. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1892. 8. 5 M.

Neben die Erinnerung an den Schüler Kant's und Kraus', an den Mitarbeiter Stein's und Hardenberg's treten die Aufzeichnungen eines noch lebenden Ostpreußen, dessen Ahnherr die wittenberger Lehre in das Ordensland getragen und dort ein Pfarrherrngeschlecht gezeugt hat, dessen Vater aber der Wurzelstock einer bereits reich verzweigten Sippe von Landwirthen und Lehrern der Landwirthschaft geworden ist. In schlichter Darstellung erzählt der Verfasser sehr ansprechend von seinen Vorfahren, von den Jugend- und Lehrjahren auf den Gütern der nun ausgestorbenen hervorragenden Familie von Fahrenheid, von den Studien in Berlin und Hohenheim, von seiner Verwaltung und Leitung der landwirthschaftlichen Akademien und Güter zu Proskau und Waldau und dem zuletzt bekleideten Lehramt an der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin, das er nach vollendetem 70. Jahre niederlegte. Durch die eingehende Behandlung der von ihm verfolgten Lehrziele und seiner diese unterstützenden schriftstellerischen Thätigkeit wird ein fesselndes Bild des Standes der Landwirthschaft vor mehr als einem halben Jahrhundert und ihrer innerhalb dieses Zeitraums zurückgelegten Entwickelung geboten, auf das die Fachgenossen nicht erst hingewiesen werden müssen, das aber auch dem Fernerstehenden einen willkommenen Einblick in dieses Gebiet nationaler Thätigkeit zu eröffnen geeignet ist.

5. Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. Von G. Stephan. Mit einem Vorwort von Karl Biedermann. Wiesbaden, Bergmann. 1891. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Bereits in einem Aufsatze des ersten Jahrgangs der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte": „Hofmeister und Gouvernanten im 18. Jahrhundert", haben wir den Verfasser kennen gelernt, der uns dies anziehende Buch von 160 Seiten dargeboten hat. Es ist die Frucht einer sehr ausgebreiteten Lektüre von Schriften zumeist aus dem vorigen, aber auch über das vorige Jahrhundert, soweit aus ihnen über den Gegenstand Beiträge sich entnehmen ließen. Das reiche Literaturverzeichniß wäre nur geordneter zu wünschen, da in dem jetzt gewählten Durcheinander nur recht mühsam sich ein Buch auffinden läßt. Alphabetische oder chronologische Folge! Aber beide Anordnungen vermischt gewähren keinen Ueberblick. Hie und da dürfte noch eine Fundgrube heranzuziehen sein; so werden Hippel's „Lebensläufe" und Garlieb Merkel's „Dastellungen und Charakteristiken" vermißt. Sehr dankenswerth ist das ausführliche, von Seite zu Seite leitende Inhaltsverzeichniß, das die umsichtige Anordnung des Ganzen klar herausstellt und die Beantwortung bestimmter Fragen sehr erleichtert. Der Anerkennung, die Professor Karl Biedermann, der Verfasser von „Deutschland im 18. Jahrhundert", dem Werkchen zollt, können wir uns anschließen. Für eine weitere Behandlung des Themas oder eine erneute Auflage erlauben wir uns einige Wünsche vorzubringen.

Am Schlusse des ersten Abschnitts betont der Verfasser mit allem Fug die Schwierigkeit, ein klares und allseits richtiges Bild zu geben, zumal bis in unser Jahrhundert hinein begeisterte Reden über die großartigen Erfolge auf dem Gebiete des Erziehungswesens und bittere Klagen über grenzenlose Lauheit und Nachlässigkeit der Erziehenden gleichberechtigt nebeneinander laufen. Wir glauben, dem gesteckten und bei diesem ersten Versuche in der That noch nicht erreichten Ziele könnte näher getreten werden, wenn bei den thatsächlichen Angaben, z. B. im zweiten Kapitel: „Die körperliche Erziehung", sehr viel mehr Jahreszahlen (in Klammern) geboten würden, als es geschehen ist; wenn ferner, gerade in diesem Kapitel, etwa in Fußnoten bemerkt würde, was von den geschilderten Gebräuchen heute noch ganz oder doch sehr vielfach üblich ist, wie die Amme, der Zulp, der Laufkorb (s. das Titelbild im wiener Krippenkalender f. 1891). Die Quellenangabe unter dem Text bietet keinen Ersatz für das Vermißte, weil es zu beschwerlich fällt, im Verzeichnisse nachzuschlagen, wann das betreffende Buch erschienen ist. Der Abschnitt „Jugendlektüre", S. 118—125, sollte wol ausgeführter werden. Der Bilderwerke für Kinder, der verschiedenen Orbis pictus, Stoy's „Bilderakademie" u. s. w. ist gar nicht gedacht. F. J. Bertuch's vorzügliches „Bilderbuch für Kinder" in zwölf Quartbänden, das in Weimar zuerst 1792 erschien und im laufenden Jahrhundert beendet wurde und durch sehr richtige pädagogische Bemerkungen sich auszeichnet, hätte kaum fehlen dürfen; ebenso wenig J. M. Bechstein's „Getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände" (Nürnberg 1793). Ferner könnte es dem Buche sehr förderlich werden, wenn es durch in den Text gedruckte Illustrationen aus dem unermeßlich reichen Schatze Chodowiecki'scher Bilder gleich die Anschauung belebte. Endlich möchten wir dem Verfasser

empfehlen, den doch sicher vorhandenen Familienüberlieferungen gerade Sachsens hinsichtlich des Hofmeisterthums nachzugehen, da kaum ein anderes deutsches Land so viel in diesem Exportartikel ausgeführt haben dürfte. Da ließe sich eine Fülle mannichfaltiger Einzelwahrnehmungen gewinnen, durch die eine günstigere Anschauung über das Hofmeistermaterial sich Bahn brechen könnte, aber auch die Erklärung erwüchse, warum es in Deutschland nicht so reichlich vorhanden war. Das Beste ging häufig ins Ausland. Erst im vorigen Jahre ist die Hofmeisterlaufbahn eines sächsischen Juristen veröffentlicht worden, des Vaters des verstorbenen marburger Historikers Hermann, des Verfassers der Geschichte Rußlands in der Heeren-Ukert'schen Sammlung. Und so gibt es sicher der Aufzeichnungen viele, die durch diesen Wink hervorgezogen sein mögen.

Friedrich Bienemann.

Erzählungen und Schilderungen.

1. Vier Novellen. Von B. Mercator. Gotha, F. A. Perthes. 1892. 8. 4 M.

Von den vier Stücken, die das Buch enthält, sind drei mit so prächtigem gesunden Humor geschrieben, daß der Leser sich wahrlich daran erquicken kann. Der Verfasser ist nicht darauf ausgegangen, Humoresken zu schreiben, sondern er hat nur mit frohsinnigen Augen schlichte Menschen und bescheidene Verhältnisse beobachtet und sie wahrhaft geschildert, wie Einer, der an der Welt seine Freude hat und sie nicht als einen großen Schmutzhaufen betrachtet. Dabei verfährt er aber keineswegs oberflächlich, es liegt so mancher gute Gedanke, manche Lebensweisheit in diesen anmuthigen und anspruchslosen Novellen verborgen, die um so mehr Wirkung auf den Leser ausüben, als sie ganz ungesucht sich aus den Charakteren oder den Situationen ergeben und mit echtem Humor vorgetragen werden. Insbesondere gilt dies von den Novellen: „Englische Zöglinge" und „Meine Tante Urgemüthlich"; welche beide Schwächen behandeln, die nicht selten bei Frauen zu finden sind; erstere das — allerdings wohlgemeinte — Streben nach Verbesserung der materiellen Verhältnisse; letztere den Mangel an Sinn für den Werth der Zeit und strengen Ordnung. Es sind liebenswerthe, an und für sich ganz prächtige Menschen, an denen der Verfasser uns diese Schwächen zeigt, und dadurch erzielt er, ohne zu übertreiben und starke Farben aufzutragen, eine große Wirkung. Ein weiterer Vorzug ist auch, daß auf alle auftretenden Persönlichkeiten gleiche Sorgfalt verwendet wird, um sie lebendig und anschaulich zu gestalten, so daß man für jede Interesse empfindet. In „Allein zu Hause" ist allerdings nur ein scherzhafter Vorwurf behandelt, sonst zeigt auch diese Novelle die Vorzüge der übrigen. „Das Weihnachtswunder" wendet sich mehr an das Gemüth und zählt zu der Gattung der beliebten „Weihnachtsgeschichten", unter denen sie jedenfalls zu den guten zählt. Alles in allem genommen, verdient das Buch der Lesewelt empfohlen zu werden.

2. Der schwarze Conrad. Roman eines modernen Dichter-Vagabunden von Fischer-Sallstein. Berlin, Wilhelmi. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Buch ist eine Satire auf die heutigen literarischen Zustände, genauer gesprochen, auf die Verhältnisse, unter denen der Schriftsteller zu leiden hat. In erster Linie werden daher auch die „literarischen Kreise" an dem Werke Interesse finden; Gefallen oder Misfallen, je nachdem. Die große Menge wird wol — und man muß sagen: leider — kaum Kenntniß davon nehmen wollen, obwol gerade das „Publikum" manches von dem, was der Verfasser mit grimmigem Humor ausspricht, sich zu Herzen nehmen sollte. Die schärfsten Geißelhiebe treffen eben die Gepflogenheit des Publikums, literarische Werke nicht an und für sich nach ihrem wahren Werthe, sondern nach dem „Namen" des Verfassers zu beurtheilen. Dies wird sehr ergötzlich ausgeführt. Der „schwarze Conrad", ein junger Dichter, hat einen Roman geschrieben, um den sich anfänglich niemand kümmert. Da erscheint in den Zeitungen eine Notiz, der Roman stamme aus der Feder einer „hohen Dame", und jetzt erregt das Werk Aufsehen; dem Dichter will aber niemand glauben, daß er der Verfasser sei. Im Zusammenhange damit werden natürlich noch verschiedene andere Misstände behandelt. Es wäre, wie bereits gesagt, erwünscht, wenn diese Satire viele Leser fände, die sie auch beherzigen wollten.

3. Der Herr Hofprediger hat gesagt . . . und Anderes. Moderne Zeitbilder von C. Berg. Berlin, Cronbach. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Der Mitgiftdoctor. Ein Bild aus der Gegenwart von C. Berg. Berlin, Cronbach. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Es ist erklärlich, daß die moderne Strömung, die unter dem Namen „Antisemitismus" bekannt ist, auch in der Literatur sich geltend macht, nicht nur in der Weise, daß eigentliche „Tendenz"-Schriften für und wider erscheinen, sondern auch darin, daß die Streitfrage in novellistischer, dramatischer und anderer Form behandelt wird. Mit solchen Werken haben wir es hier zu thun; der Verfasser will den Antisemitismus bekämpfen, indem er in seinen Zeitbildern entweder die Verwerflichkeit dieser Strömung darthun, oder die Lichtseiten des jüdischen Elements hervorheben will. In der Sammlung moderner Zeitbilder will die erste Skizze: „Der Herr Hofprediger hat gesagt . . ." zeigen, welchen Einfluß der Antisemitismus auf die Jugend ausübe. Die zweite: „Prinzessin Sabbath" ist eine Verherrlichung des strenggläubigen jüdischen Weibes; und die

zwei letzten: „Unberufen" und „Der Renegat" sollen nachweisen, daß der Jude seinen Glauben und seine Sitten, überhaupt seine Eigenart, nicht aufgeben soll. Sieht man von der Tendenz ab und betrachtet nur die rein literarische Seite dieser Skizzen, so wird man zugestehen müssen, daß der Verfasser — der natürlich mit wahrer Begeisterung seine Sache vertritt — wirksam und gewandt schreibt. Die Erzählungen sind lebendig, charakterisiren scharf die Persönlichkeiten und zeichnen sich auch durch Knappheit und Einfachheit des Stils aus. Wer also der Streitfrage, die den Grundton des Ganzen bildet, objectiv gegenübersteht, kann an den Geschichten immerhin Gefallen finden.

In dem zweiten Buche: „Der Mitgiftdoctor" tritt die Tendenz weniger stark hervor. Der jüdische Doctor Max Goldmann heirathet eine Christin, die ihn betrügt, und kehrt schließlich reuig wieder zu seiner Familie und seinen Stammesgenossen zurück. Das ist der Kern der Fabel, und dieser, sowie die Schilderung jüdischen Familienlebens und des Charakters der Hauptpersonen verrathen genügend die Absicht des Verfassers. Sonst gilt auch von diesem Werke, was von dem ersten gesagt wurde, und ist insbesondere hervorzuheben, daß die Schilderung der Verhältnisse eines polnischen Kleinstädtchens, sowie die Zeichnung der handelnden Persönlichkeiten gelungen sind.

5. Pontius Pilatus. Ein Zeitbild von A. Schaab. Karlsruhe, Reiff. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Der römische Landpfleger, dessen Namen jeder kennt, der das Evangelium gelesen hat, ist der Held dieser Geschichte. Der Verfasser macht ihn zu einem Germanen; als Jüngling folgt er halb freiwillig, halb gezwungen römischen Soldaten, gelangt nach Rom und kommt rasch empor. Als schlauer, rücksichtsloser Streber „avancirt" er nicht nur in der Armee, sondern schwingt sich zu einem Günstling des Tiberius auf, muß aber doch dem noch schlaueren Sejanus weichen, der ihn zwar nicht dem Henkertode zu überliefern vermag, aber doch aus Rom entfernt, indem er ihn von dem Kaiser nach Palästina senden läßt. In Rom hat Pontius Pilatus, der sich ganz als „Römer" fühlt und seine germanische Abstammung verleugnet, die Hand einer edlen Römerin gewonnen, die an Bildung des Geistes und Gemüths den Gatten weit überragt. In Palästina fühlt sich Pontius nicht behaglich, sein Ehrgeiz läßt ihn nicht ruhen, und er, der früher ein guter Gatte gewesen, behandelt jetzt seine Frau ziemlich rauh. Sie tritt schon hier in Verbindung mit den Jüngern Jesu Christi, und verwendet sich angeblich bei dem Gemahl, um diesen vor dem Kreuzestode zu bewahren. Die grausame Strenge, mit der Pilatus seine Provinz verwaltet, veranlaßt seine Abberufung und Verbannung nach Gallien, wo er verzweifelnd einige Zeit verbringt, bis er unter Nero wieder die Erlaubniß erhält, nach Rom zurückzukehren. Schon glaubt er, wieder emporkommen zu können, da trifft ihn ein furchtbarer Schlag. Seine Frau, die sich ganz der Christengemeinde angeschlossen hatte, ist nebst seiner Schwester Albruna, die als Sklavin in den kaiserlichen Gärten lebte, unter den zum Flammentode Verurtheilten. Als verzweifelter Flüchtling findet Pilatus im Rhodanus den Tod und Erlösung von seinem verfehlten Leben. Der Verfasser hat mit Sorgfalt und Geschick den Charakter des Pontius Pilatus herausgearbeitet und dessen Schicksal nach den Gesetzen des Dramas aus dem Charakter heraus begründet. Das ist ein Vorzug des Werks, der anerkannt werden muß. Minder scharf und plastisch tritt die Gestalt Claudia's, der Gattin des Pilatus, hervor, die den Gegensatz zu ihrem Gatten bilden soll; immerhin ist sie sehr sympathisch. Der Verfasser hat den Schwerpunkt auf die Charakterschilderung verlegt und vernachlässigte daher etwas das Beiwerk, hinsichtlich dessen man heutzutage etwas verwöhnt ist.

6. Elsässische Geschichten. Von Wilhelm Sommer. Zwei Bände. Basel, Schwabe. 1892. 8. 8 M.

Um es kurz zu sagen, diese zwei Bände elsässischer Geschichten gehören zu dem Besten, was die neuere Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Sommer zählt nicht zu den Schriftstellern von Beruf, aber zu den berufenen Dichtern, die schreiben, weil sie müssen. Die Eindrücke, welche der Verfasser von den Menschen und der Natur empfing, gibt er frei und ungezwungen in seinen Gestalten und Bildern wieder, und aus jeder Zeile fühlt man es heraus, daß man es mit einem reichen und starken Talente und einer liebenswürdigen Persönlichkeit zu thun hat. Echt deutscher, gemüthvoller und köstlicher Humor spricht sich in diesen Erzählungen aus, die vortrefflich in der Zeichnung der Charaktere und meisterhaft in der Wiedergabe des „Localtones" sind. Die Personen treten so leibhaft lebendig vor uns und sind so prächtige echte Menschen — mit Vorzügen und Schwächen —, daß man seine Freude daran hat, und die Landschaft wird so anschaulich geschildert, daß man sie vor Augen zu haben glaubt. Es ist wirklich realistische Darstellung, ohne Schönfärberei, ohne Gefühlsüberschwenglichkeit und falschen Idealismus; der Verfasser betrachtet aber Menschen und Dinge auch von der bessern Seite und sieht nicht in den menschlichen Fehlern das alleinige Kennzeichen des Menschenthums. Er übersieht sie nicht, sucht sie auch nicht zu beschönigen, aber er hebt auch die guten Seiten hervor, und indem er uns den „ganzen" Menschen zeigt und zwar mit wohlwollendem Humor, gewinnt er das Interesse des Lesers. Es wäre zu wünschen, daß diese Geschichten einen großen Leserkreis finden; niemand wird es bedauern, sie in die Hand genommen zu haben, denn sie sind erquicklich und anregend. Als besonders ansprechend seien nur hervorgehoben: „Basile Bossu", „Von dem Schulmeister von Hennezel", „Madame Simon" und „Moses", die ausgezeichnete Charakterbilder geben. Möge der Name des kürzlich verstorbenen Verfassers, wenn auch spät, noch zu Ehren kommen; sie sind redlich verdient.

6. Dorfdämmerung. Roman aus dem Elsaß von Hermann Stegemann. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Auch diese Erzählung spielt im Elsaß, der Verfasser bietet uns aber ein düsteres Nachtbild, eine Tragödie, in welcher die Personen, an denen man Antheil nimmt, unverschuldet leiden und elend enden. Es ist die neuere, pessimistische Anschauung und Auffassung des Lebens, der man hier begegnet, unbändige Leidenschaftlichkeit auf der einen Seite, Verzweiflung auf der andern. Aufregend wirkt die Geschichte und der Verfasser gestaltet die düstern Scenen ziemlich dramatisch; wenn der schließliche Eindruck kein wohlthuender ist, so liegt dies hauptsächlich an dem Stoffe. Stil und Ausdrucksweise sind etwas gesucht, wie das ja auch jetzt Mode ist. Zum Beispiel: „Die Nacht hatte ihre schwarzen Wimpel aufgezogen"; das klingt für den oberflächlichen Leser vielleicht recht schön, wer aber genauer zusieht, wird diesen bildlichen Ausdruck sehr geschraubt und unpassend finden. Oder: „Gleich blutendem Bernstein leuchtete das weiche Naß im Kelche." Es gibt keinen „blutenden" Bernstein, und was soll man sich denken unter „weichem Naß?" Manchmal verfällt der Verfasser auch in die Manier des seligen Temme, nur kurze, abgehackte Sätze hinzuschreiben. Das Unausgeglichene wirkt ebenso wie im Stoffe, so auch im Stile wenig anmuthend.

Johannes Emmer.

Ibsen's Frauengestalten.

Henrik Ibsen's Frauengestalten. Psychologische Bilder nach seinen sechs Familiendramen. Ein Puppenheim. Gespenster. Die Wildente. Rosmersheim. Die Frau vom Meere. Hedda Gabler. Von Lou Andreas-Salomé. Berlin, Bloch. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Enthusiastische Bewunderung wie absprechenden Tadel hat das energische Schaffen Ibsen's hervorgerufen. Bei genauerer Einsicht sind diese beiden schroffen Gegensätze Ibsen gegenüber nicht so unvermittelt, wie ihr Widerspruch vermuthen läßt. Der herbe Tadel geht vielfach vom offen ausgesprochenen, häufiger noch vom heimlich quälend empfundenen Nichtverständniß aus, und durch die enthusiastische Bewunderung klingt nicht selten gleiches quälendes Nichtverständniß hindurch. Und das ist auch ganz begreiflich bei einem so concentirten, schweigsamen Bildner, bei dem die leiseste Andeutung vollste Beachtung heischt, als integrirender Bestandtheil des Ganzen, das einzig durch verständnißvolles Zusammenfügen auch der scheinbar unbedeutendsten Einzelheit, als ein Harmonisches erfaßt werden kann. Ibsen fordert unermüdet hingebende Receptivität, nicht nur der Empfindung, sondern zugleich des verknüpfenden Gedankens. Solche Denkthätigkeit im Genuß ist dem großen Kreise des Publikums eine ungewohnte, ja unerhörte Anforderung; weit leichter entschließt es sich zu halbverstandener Bewunderung, zu verständnißlosem Tadel. Beide haben keine Entschuldigung mehr diesen „Bildern" gegenüber, die ein liebevolles Eingehen in jede der Einzelschöpfungen, die sie behandeln, mit einem zusammenfassenden Versenken in ihren Gedankengehalt als Ganzes in schöner, dichterisch anmuthender Form bethätigen. Volles Verständniß seines Wollens — wol die willkommenste Knappschaft für den Ritter vom Geiste, der mit voll eingesetzter Kraft mitten im Kampfe wüthender Parteiung steht, hoch auf der Bresche zwischen Vergehendem und Werdendem.

Mit zusammenfassendem Ueberblick wird jede Einzelheit als nothwendiger Bestandtheil dem Ganzen eingereiht, und auf diese Weise in der Folge der Frauengestalten, die den Mittelpunkt der Familiendramen bilden, die Entwickelung einer weittragenden Gedankenreihe klargelegt. Mit dem Gedanken im einzelnen nachbildend, was die Phantasie des Dichters als Ganzes dahingestellt hat, läßt Lou Andreas sein Werk sich gleichsam greifbar vor dem Auge des Lesers gestalten; Pfadfinderin auf verschlungenen Wegen, welche all die zerstreuten Spuren auffindet, sie sorgsam miteinander verbindet und so mit unlengbarer Deutlichkeit darthut, daß sie in dieser Verbindung zu einem festen Ziele hinführen. Mit feinstem, eingehendem Versenken in jeden noch so leise angedeuteten Zug wird all das, was der Dramatiker in seine Gestalten hineingeheimnißt, hervorgeholt an das klare Licht des Verständnisses, wird der tiefe Gedankenzusammenhang aufgedeckt, aus dem heraus sich die widerspruchsvollen Figuren entwickeln, in dem sie sich einen zu einem gewollten Ganzen. Der Faden der Entwickelung einer großen Idee, der sich durch die ganze Folge hindurchzieht, wird mit umfassendem psychologischen Feinblick sicher erfaßt und stetig verfolgt. Dem zusammenfassenden Ueberblick entgeht aber auch nicht die leiseste Andeutung des Details, nicht Stimmung, nicht Beleuchtung, denn bei Ibsen, dem Wortkargen, verlangt jede Andeutung ihr Recht: „Dieser Eindruck schließt sich wundersam der Gesammtstimmung an, die über der Schlußscene liegen muß, gleich der Sommermitternacht, in der sie sich abspielt: es ist nicht Mond- noch Sternenschein, was magisch darauf ruht, sondern das gewöhnliche Sonnenlicht — aber es ist eine Sonnendämmerung mitten in der Nacht, die nur dazu beiträgt, alles in eine seltsame, unglaubhafte und märchenhafte Helle zu rücken. Dem bis auf das äußerste gespannten Seelenleben eines jeden Einzelnen entringen sich Worte und Handlungen wie Zaubersprüche und werden mit Zaubergewalt empfunden. Aber in einem jeden Einzelnen entstammen sie in Wahrheit einer langsamen und nothwendigen Entwickelung, in welcher sie nüchtern und allmählich vorbereitet sind. Bis zuletzt

zieht alles Symbolische und Phantastische seine Nahrung ausschließlich aus der strengen Verknüpfung der psychologischen Vorgänge und Probleme — weit entfernt sie abzuschwächen, sie ersetzen zu wollen, oder ihnen gar entgegenzustehen."

All die feinen Gedankenfäden, die hinüber- und herüberspielen, werden liebevoll verfolgt. Mit entschiedenster Schärfe wie mit sinnigster Feinheit werden Züge von Verwandtschaft wie Verschiedenheit der Gestaltenfolgen charakterisirt: „Seine (Wangel's) Pietät gegen die verstorbene Frau gründet sich nicht, wie bei Rosmer, auf die starr festgehaltene Verpflichtung, mit «einer Leiche auf dem Rücken» durch das Leben zu gehen — nein, sie ist eine überlebende Innigkeit des Gefühls, eine warm bewährte Treue, welche die Unwandelbarkeit seiner Gesinnung gerade auch der Lebenden als echt verbürgen muß. Es ist jene Treue, die er in so seltenem Maße, in so ausharrendem Opfermuthe später auch Ellida beweist. Und damit ist schon auf dasjenige hingewiesen, worin er Rosmer einerseits am verwandtesten, andererseits am meisten überlegen erscheint, auf die Selbstlosigkeit seiner Natur. Auch in ihm ist sie das Vorherrschende, nur entspringt sie anderer Quelle; sie ist nicht, wie in Rosmer, eine Schwäche, der Mangel eines eigenen Selbst, die Unfähigkeit, ein solches zu entwickeln oder festzuhalten, nicht ein passives Untergehen in andern. In ihm ist sie eine Kraft — die Liebeskraft, sich in andere feinfühlig hineinzuleben, ihnen zu Hülfe zu kommen; sie ist Verständniß und Ueberlegenheit. Nur weil seine Liebesfähigkeit in einer solchen positiven Kraft wurzelt, bleibt sie wahrhaft selbstlos, während in Rosmer die scheinbare Selbstlosigkeit der Willensschwäche im entscheidenden Augenblick in eine selbstsüchtige Regung umschlägt, sodaß er Rebekka's Tod fordert, um sich zu eigenem Leben und Wirken zu ermannen. Wangel handelt im schroffsten Gegensatze hierzu, wenn er am Schlusse des Dramas Ellida freigibt. All sein eigenes Hoffen und Wünschen tritt mehr und mehr zurück vor dem tiefen Bedürfniß zu helfen und zu heilen." Die feinsinnig eingehende Betrachtung des Einzelnen wird zu der Erkenntniß des Grundgedankens zusammengefaßt: „Der Grundgedanke, der sich durch alle fünf Dichtungen («Hedda Gabler» wird speciell behandelt) hindurchzieht — jener Gedanke, daß alle Gebundenheit, alle Schranke und Verpflichtung die Kraft entnerven und schwächen, wenn sie die freie Entwickelung hindern, daß aber auch alles Freiheitsstreben zu Siechthum und Verkümmerung führt, wenn es bei der Negation stehen bleibt, wenn es nicht aus sich einen neuen Pflichtenkreis und freiwillige Verantwortlichkeit gewinnt. «Freiwillig — und unter eigener Verantwortung!» heißt der Gedanke, den die Selbstbefreiung einer Nora einleitet und die Selbstbeschränkung einer Ellida vollendet." In geistvoller Nachdichtung wählt die Verfasserin aus dem Stoffe selbst das Gleichniß, das all diese Frauennaturen verbindet, die, unabhängig von der Convention, ihr Gesetz und Recht in sich tragen: sie sind Wildvogelnaturen, „freigeborene Geschöpfe, welche niemals heimisch werden können in Zwang und Knechtschaft" . . . welche wohl „alles, was da, einer Coulisse gleich, um sie herum aufgebaut ist, für die große und einzige Wirklichkeit halten", bis „Kunde aus der Heimat, aus Wildniß und Freiheit zu ihnen dringt".

So anschmiegend, so liebevoll die Nachbildnerin sich eingelebt hat in das Werk des Meisters, so verliert sie sich doch nicht darin. Eine kleine Bemerkung, halbversteckt in einer Note zu Ellida, beweist, daß sie sich die Unabhängigkeit des ästhetischen Urtheils wahrt: „Dieser Umstand stellt «Die Frau vom Meere» in künstlerischer Beziehung noch über die andern Dramen Ibsen's, die, wie jene, sozusagen nur den letzten Act eines Dramas bilden, das Facit einer langen Entwickelung ziehen. Ellida's Wahnsinn beschwört die Vergangenheit in ganz anderer Lebensfülle, viel unwiderstehlicher und unmittelbarer herauf, mitten ins helle Sonnenlicht des Tages, als dies den Gewissensbissen Rebekka's oder Frau Alving's Reflexionen gelingt. Diese *erzählen* nur, jene aber *dichtet* gleichsam ihre Erinnerungen in die Dichtung hinein." Wenn sie dies Urtheil auch mit all der Pietät ausspricht, die der Bedeutende stets dem Schaffenden gegenüber hegt, so wird darin doch der einzige Vorwurf erhoben, der das Schaffen Ibsen's vom künstlerischen Standpunkte aus trifft.

Vor mehr als einem halben Jahrtausend, zu einer Zeit des Ueberganges, ähnlich der, in welcher wir stehen, versuchte eine kleine Schar kraftvoller Helden, die aus hohem Norden auf festgefügten Schiffen, durch Sturm und Brandung sich den Weg gebahnt zum linden Süd, mit gewaltiger Hand auf den Trümmern des Dahinsinkenden ein neues Reich zu gründen in urwüchsiger Kraft. Dem Wiking gleich, sucht der nordische Skalde mit der Schwerkraft des kämpfenden Wortes Raum zu schaffen für kraftvolle Neugestaltung inmitten der gärenden Gewalten einer Zeit, die alte Ideale eingebüßt, neue noch nicht gestaltet hat. Mögen diese „Bilder", die in das volle Verständniß seiner Dichtungen einführen, helfen, dem Dichter die Pfade zu ebnen.

M. Benfey.

Zur Philosophie.

Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Gehalten zu Frankfurt a. M. im Februar und März 1891 von J. *Volkelt*. München, Beck. 1892. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Um dem hartnäckigen Mistrauen erfolgreich entgegenzutreten, das sich der Philosophie in den weiten Schichten der höhern Bildung entgegenstellt, gibt es zunächst kein wirksameres Mittel als den rückhaltlosen Verzicht, daß etwa für sie irgendeine höhere Erkenntnißform nöthig sei,

ein besonderes Organ, das dem gewöhnlichen Sterblichen und den übrigen Wissenschaften verschlossen sei, eine Art übernatürlicher Inspiration und Offenbarung. Dieser verhängnißvolle Mysticismus, wie er freilich neuerdings im Occultismus wieder aufzuleben scheint, ist völlig unberechtigt, psychologisch und erkenntnißtheoretisch; umgekehrt knüpft die Philosophie unmittelbar an die Ergebnisse der fachwissenschaftlichen Forschung an, um sie zunächst freilich einer kritischen Sichtung zu unterziehen und sie dann nach einer andern Richtung weiter zu führen. Diese Prüfung, mit der sich die übrigen Wissenschaften zu Gunsten ihres speciellen Objects nicht befassen können, besteht in der Anwendung des schon im Alterthum genugsam bekannten und manchmal einseitig übertriebenen Zweifels an der Richtigkeit des Weltbildes, mit dem sich der Durchschnittsmensch begnügt, in der Erörterung also der Grenzen und der Leistungsfähigkeit unsers Erkennens überhaupt.

Man bezeichnet diese Wissenschaft als Erkenntnißtheorie oder Erkenntnißkritik, wol auch als Wissenschaftslehre. Diese Wissenschaft untersucht nicht irgendeinen Gegenstand, der dem Erkennen gegenüberstände, sondern das Erkennen macht sich hier selbst zu seinem Gegenstande. Das Erkennen blickt fragend und prüfend auf sich selbst; es will darüber ins Reine kommen, über welche Mittel es verfüge, wie viel sie auszurichten vermögen, welche Grenzen sich demnach dem Erkenntnißstreben entgegenstellen, welche allgemeinen Verfahrungsweisen dem Erkennen offen stehen, um zum Ziele zu gelangen u. s. w. Das Erkennen sieht sich hier gleichsam im Spiegel und sucht an diesem seinem Spiegelbilde zur Klarheit über sich selbst zu kommen. Kurz: die Erkenntnißtheorie ist Selbstbesinnung des Erkennens. (S. 47.)

In dieser Beziehung ist die Erkenntnißtheorie trotz ihres abstracten Charakters die unentbehrliche Grundlage aller übrigen Wissenschaften, die erst dadurch ihre theoretische Begründung und damit ihre wissenschaftliche Berechtigung erhalten; gelänge es ihrer kritischen Untersuchung, nachzuweisen, nicht nur, daß unsere gesammte Erkenntniß letzten Endes subjectiv sei, nie das Wesen der Dinge zu erfassen vermöge, sondern daß auch innerhalb dieser persönlich bedingten Sphäre überhaupt keine Stufe der Gewißheit zu erreichen sei, so würden dadurch alle Resultate der sogenannten exacten Wissenschaften unwiederbringlich in das Gebiet des blos Wahrscheinlichen und Hypothetischen herabsinken. Es bedarf somit wol keiner langathmigen Ausführung, von welch weitreichender Tragweite die Beweise jener rein formalen Prüfung unsers Bewußtseins ist. Und auch das darf gewissen selbstbewußten naturwissenschaftlichen Strömungen gegenüber nicht außer Acht gelassen werden, daß diese freilich recht mühselige Orientirung über die Möglichkeit unserer Erkenntniß nicht ersetzt werden kann durch einen sei es auch noch so genauen psychologischen Nachweis der Entstehung unserer einzelnen psychischen Kräfte. Denn selbst angenommen, diese inductive Zergliederung würde ohne Rest aufgehen, so wäre damit noch nichts über die zweite, wichtigere Frage, die des Erkenntnißwerthes und der Gewißheit unserer Urtheile entschieden. Eine Vorstellung, die psychologisch als völlig nothwendig erwiesen ist, kann darum erkenntnißtheoretisch werthlos sein, d. h. ohne jede allgemeingültige Verbindlichkeit.

Diese Nothwendigkeit einer philosophischen Kritik dem gesammten Inhalt unsers Bewußtseins gegenüber läßt sich nirgends einleuchtender zeigen, als gerade an der Disciplin, welche noch immer und zwar nicht nur von naturwissenschaftlicher Seite auf das heftigste bekämpft wird, an der Metaphysik. Wie leicht begreiflich, ist dieser Streit ein leichtes Spiel, wenn man dieser Wissenschaft im bewußten Anachronismus die Enträthselung von Fragen zuschiebt, die eine nüchterne Auffassung längst in das Gebiet des Glaubens verwiesen hat, in der gerechten Voraussetzung, daß es ihr zu deren Entscheidung schlechterdings an jedem kritischen Mittel fehle. Im übrigen nimmt gerade die Metaphysik, wie wir sie jetzt verstehen, d. h. die Wissenschaft der allgemeinen Principien, die Untersuchung eben da auf, wo sie die Fachwissenschaft verlassen hat, und insofern erfordert die eigene Entwickelung des wissenschaftlichen Denkens die Thätigkeit einer derartigen Wissenschaft, die sich mit der kritischen Reinigung der empirischen Beweisführung beschäftigt.

„Eine jede Wissenschaft hantiert mit einer Menge von Begriffen, die nicht blos dieses oder jenes Gebiet der Wirklichkeit betreffen, sondern überall, wo von Wirklichkeit die Rede ist, thatsächlich Anwendung finden oder doch als anwendbar in Frage kommen können. Hierhin gehören folgende Begriffe: Ding und Erscheinung, Substanz und Veränderung, Wesen und Erscheinung, ferner Raum und Zeit, Größe überhaupt und Qualität, sodann Causalität und Zweck, Gesetz und Kraft u. a. Es handelt sich hier um Begriffe, die gleichsam das logische Gerüst der Welt bilden. Untersuchen die Wissenschaften die Thatsachen, so müssen sie eben damit zugleich die Logik der Thatsachen untersuchen, die logische Quintessenz, die in allen Thatsachen zur Erscheinung kommt. Dies aber sind eben jene Begriffe. Wollte man diese ununtersucht lassen, so wäre dies gerade so, als ob jemand den thierischen Organismus studiren wollte, ohne das Gehirn, dieses Nervencentralorgan, einer Untersuchung zu würdigen. Auch ist das, was jene allgemeinsten Begriffe bedeuten, keineswegs selbstverständlich. Blieben sie ungeprüft, so würde damit ein dunkles, vieldeutiges Element in die Wissenschaften eingeführt werden, ein Element, das den Schlupfwinkel für alle möglichen Vorurtheile und groben Auffassungen bilden könnte.“ (S. 64.)

Aber Volkelt bestimmt der Metaphysik noch eine höhere Aufgabe. Abgesehen nämlich von ihrer Verpflichtung, die allgemeinen Gebiete menschlicher Erkenntniß und Forschung überhaupt (Natur und Geist, Unbewußtes und Bewußtsein u. s. w.) systematisch zusammenzufassen, müsse sie über die Erfahrung hinaus, zu dem absolut zu Grunde liegenden, zu dem Urbedingenden, zu dem ewig, unendlichen All-Einen, zu Gott hinaufzusteigen versuchen. Mag man nun auch diese letzten Grenzpunkte unsers Denkens lieber dem persönlichen Glauben überlassen, so wird man un-

ferm Gewährsmann doch nicht unrecht geben, wenn er für seine Wissenschaft eine Ergänzung und Erweiterung der Erfahrung fordert. Allerdings wird dadurch die Strenge eines mathematischen Beweises preisgegeben — dieser findet nur innerhalb der empirischen Induction seine Anwendung —, dafür tritt in verschiedenen Stufengraden eine hypothetische Deutung der Welt ein. Man kann dieses Verfahren nicht zurückweisen mit der Berufung auf die angeblich ganz anders geartete Methode der Fachwissenschaften, die nichts gegen die Erfahrung unternähmen und sich niemals von dieser strengen Richtschnur entfernten. Denn, wie in der That die ganze Außenwelt nicht, wie der naive Realismus sich einbildet, unmittelbare Wirklichkeit darstellt, sondern nur einen freilich höchst wahrscheinlichen Schluß, so liegen auch den Betrachtungen und Schlußfolgerungen der einzelnen Wissenschaften Voraussetzungen und Annahmen zu Grunde, die völlig die Schranke unserer gewöhnlichen Beobachtung und Wahrnehmung überschreiten.

„Die Welt von Bewegungen, welche die Physik construirt, ist ebenso erfahrungsjenseitig, wie die Welt von Leidenschaften und Thaten, von der die Geschichte handelt.“ Alle einsichtigen Forscher, die innerhalb des Getriebes ihres fachwissenschaftlichen Studiums nicht den allgemeinen Zusammenhang des menschlichen Erkennens außer Augen verlieren (von den eigentlichen Philosophen, wie Lotze, Wundt u. a., ganz abgesehen), gestehen diese Nothwendigkeit einer philosophischen Ergänzung der landläufigen empirischen Begriffe rückhaltlos zu, und gerade diesen Umstand sollten sich die beredten Vertreter der sogenannten reinen Erfahrung recht überlegen, ehe sie ihr Feldgeschrei von der Entäußerung aller metaphysischen Elemente anstimmen.

In feinsinniger, ungemein fesselnder Weise hat nun Volkelt in einer dreifachen Beziehung die Stellung und Aufgabe der Philosophie erörtert, zum Leben, zur Religion und zur Cultur. Daß die Philosophie nicht nur eine disciplina mentis ist, eine logische Spielerei, ist eine von den Tagen des Sokrates bis zu Dühring herab leidlich allgemein zugestandene Thatsache; ihre sittliche Erhabenheit gipfelt in dem hehren Charakter eines Spinoza, der die Welt sub specie aeternitatis zu betrachten liebte, eines Kant, der die ganze Größe seiner Gesinnung in den Postulaten des kategorischen Imperativs verherrlichte und anderen Genien der Menschheit, in denen die Schärfe des grübelnden und zergliedernden Verstandes sich paart mit einer seltenen Tiefe des sittlichen Bewußtseins. Diese weitreichende ethische Bedeutung offenbart sich besonders einem alles zersetzenden und unterhöhlenden Skepticismus gegenüber, wie er häufig in unsern Tagen als der Weisheit letzter Schluß mit einer gewissen übermüthigen Blasirtheit gepredigt wird, ja unser Gewährsmann betont das um so mehr, als ja die Ideale und Vorstellungen des Christenthums für die weitesten Kreise jegliche bindende Kraft verloren haben. Es handelt sich ihm also um einen völligen Läuterungsproceß des religiösen Bewußtseins und eine Weiterführung der christlichen Vorstellungen insbesondere. Da eben der Charakter des ursprünglichen Christenthums den vielseitigen Anforderungen unsers complicirten Zeitalters durchaus nicht mehr genügt, so soll sich diese organische Umbildung wesentlich in drei Punkten vollziehen, zunächst im pantheistischen Sinne, indem die endliche Welt unbeschadet einer in gewissem Sinne aufrechtzuerhaltenden Transscendenz zugleich als innerlich nothwendige Selbstverwirklichung Gottes zu gelten hat; zweitens wird ein tragisches Kriterium zur Anwendung gebracht, „indem Gott — bildlich gesprochen — als ein schuld- und schmerzvoll kämpfender Held erscheint, als ein Held, dessen unvergleichliche Größe nur durch Bruch, Entzweiung, Widerspruch mit sich selbst möglich ist“. Und endlich soll eine gesteigerte Selbstheit sich als Grundgefühl ergeben, „indem der Mensch sich so mit Gott eins fühlt, daß für ihn die Kraft Gottes, die in ihm wirkt, schlechtweg mit seiner eigenen Kraft zusammenfällt“. Die wichtigste Bestimmung aber — wenigstens wenn man die erbitterten Parteikämpfe unserer Tage berücksichtigt — erfüllt die Philosophie, wenn sie die überspannten und revolutionären Forderungen des modernen radicalen Naturalismus zurückweist, der freilich bei all seinem weltstürmenden Gebaren im letzten Grunde (schon durch sein kindisches Selbstlob) lächerlich wirkt. Dies Verfahren, statt jeder ethischen Auffassung eine ausschließlich biologische einzuführen, alle Verbrechen lediglich als pathologische Krankheitsformen zu betrachten und statt der einzelnen sittlich verantwortlichen Persönlichkeit das unfaßbare Abstractum des Durchschnittsmenschen im Milieu als ausschlaggebendes Kriterium jeder Beurtheilung zu verwenden, gehört zu den schlimmsten Folgen unserer naturwissenschaftlichen Halbbildung, an der unser Zeitalter bedenklich krankt.

Th. Achelis.

Feuilleton.

Der mit größter Spannung erwartete neueste Roman des Verfassers von „Fromont junior und Risler senior“, „Jack“, „Tartarin“, Alphonse Daudet, betitelt „Rosa und Ninette“, der das höchst interessante Thema von der Stellung der Kinder in einer geschiedenen Ehe und ihren Einfluß auf die Gestaltung des fernern Lebens der Ehegatten behandelt, ist soeben in Paris zur Ausgabe gelangt. Die deutsche Uebersetzung wird gegenwärtig in der von Joseph Kürschner herausgegebenen Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) veröffentlicht; in einer Buchausgabe wird diese Uebersetzung binnen kurzem in gleichem Verlag erscheinen.

— Im Verlage von Naumann in Leipzig wird in diesen Tagen der vierte Band von Friedrich Nietzsche's „Zarathustra“ erscheinen.

— Von den Werken Friedrich Stoltze's, des Dichters im frankfurter Dialekt, auf dessen Gedichte wir unsere Leser wiederholt

aufmerksam gemacht haben, ist jetzt eine Gesammtausgabe in zwei Bänden, geb. zu 8 M., in schöner Ausstattung erschienen, die allen Freunden seiner Dichtung bestens empfohlen sei.

— Bei Eduard Trewendt in Breslau werden im Mai erscheinen: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon. Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen. In zwei Bänden. Mit zwei Porträts und einem Facsimile" (Preis geb. 22 M., in zwei Halbfranzbdn. geb. 25 M.).

— Von Friedrich Spielhagen haben wir in nächster Zeit einen neuen Roman zu erwarten, dessen Stoff der Gegenwart entnommen ist.

— Die Comenius-Gesellschaft beabsichtigt, ein selbständiges Organ unter dem Titel „Monatshefte der Comenius-Gesellschaft" bei Voigtländer in Leipzig erscheinen zu lassen.

— Eine größere Bücher-Auction findet in den Tagen vom 28. März bis 2. April d. J. durch F. A. Brockhaus' Antiquarium in Leipzig statt. Der fast 3800 Nummern umfassende Katalog birgt eine Fülle werthvoller Bücher aus allen Wissenschaften.

— Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1892 folgende Preisaufgabe zu stellen: „Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volksthümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun?" Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 500 M. als Honorar gesetzt. Der Verfasser übernimmt keine weitern Verpflichtungen und behält das Recht, über seine Arbeit frei zu verfügen. Bewerber werden gebeten, ihr Manuscript spätestens bis zum 15. December d. J. unter der Adresse des Secretärs der Akademie, Professor Dr. W. Heinzelmann, einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches den Namen des Verfassers und das gleichlautende Motto enthält.

— In der „Vue populaire" ist am 20. Februar der Anfang von Zola's neuestem Roman „Débâcle" erschienen. Der Roman schildert die Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs und endigt mit dem Aufstand der Commune. Den Höhepunkt bildet natürlich die Schlacht bei Sedan, deren Schilderung sich über sechs Kapitel erstreckt.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" bespricht am 23. Januar die von Eugénie Sellers angefertigte englische Uebersetzung von Dr. C. Schuchhardt's Werk über „Schliemann's Ausgrabungen", mit einer Einleitung von Walter Leaf. „Der Zweck dieses Buchs ist, die verschiedenen Berichte über Dr. Schliemann's Entdeckungen, die in seinen Veröffentlichungen «Mykenae» (1878), «Ilios» (1881), «Troja» (1884), «Tiryns» (1886) enthalten sind, vollständig zusammenzustellen und in gewisser Hinsicht zu kritisiren. Dieser Dienst war sehr nöthig und ist mit anerkennenswerther Gründlichkeit zur Ausführung gebracht worden. Der große Forscher war nicht eifriger in der Verfolgung seiner Pläne als rasch in der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse. Es war eine natürliche Folge davon, daß er oft Grund hatte, seine Schritte rückwärts zu wenden und seine Angaben zu berichtigen. Indem er in einer bemerkenswerthen Weise Selbstvertrauen, Begeisterung und Aufrichtigkeit miteinander verband, machte er sich freimüthig jede brauchbare Unterstützung zu Nutze, die seine Fortschritte förderte . . . Der Anhang zu diesem Bande setzt das Interesse an einer Erzählung fortschreitender Forschung fort. Die Aufmerksamkeit richtet sich schließlich auf den Aufsatz Walter Leaf's, worin er die Tragweite dieser überraschenden Entdeckungen würdigt an gewissen Problemen des griechischen Alterthums, die diese zu lösen versprechen, ebenso wie an einigen andern, die sie augenscheinlich noch mehr verwickeln." Nach einer eingehenden Beurtheilung der Arbeit Leaf's heißt es zum Schluß: „Wir können sagen, daß für solche, die den Gegenstand, wie er bis jetzt vorgeschritten ist, studiren wollen, der Band in seinem ganzen Umfange schlechterdings unentbehrlich ist. Die Uebersetzung aus dem Deutschen von Fräulein Sellers ist ausgezeichnet."

— Nekrologe finden sich im „Athenaeum" am 9. Januar über P. de Lagarde, am 16. Januar über Oskar Schwebel und über Julius Rosen.

Bibliographie.

Alberti, C., Bei Freund und Feind. Kulturbilder. Leipzig, W. Friedrich. 1891. 8. 3 M.

Bequignolles, H. v., Dornrosen. Gedichte. Wiesbaden, R. Bechtold u. Comp. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.

Die Blinde. — Versuchung. Zwei Novellen von V. v. S. S. Dresden, E. Pierson. 1891. 8. 2 M.

Blos, W., Das Ende vom Lied. Sozialer Roman. Dresden, H. Minden. 1891. 8. 3 M.

Brun-Barnow, Ida v., Starke Herzen. Roman. Stuttgart, Deutsch Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Commer, Clara, Columbus. Ein episches Gedicht. Münster i. W., Aschendorff. 1891. 16. 1 M. 50 Pf.

Dreger, M., Peregrinus Proteus. Ein Leben aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Wien, Lesk u. Schwidernoch. 1891. 12. 3 M.

Elbe, A. von der, In seinen Fußstapfen. Roman aus Lüneburgs Vorzeit. Berlin, G. Grote. 1891. 8. 6 M.

Erbrich, E., Stradnna. Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Uebertragen von E. E. Breslau, F. Max u. Comp. 1891. 8. 1 M.

Frankl, L. A., Mozarts Manen! Zu Mozarts 100. Todestag (5. December 1891). Wien, C. Daberkow. 1891. 8. 50 Pf.

Friedrich, F., Die Frau des Arbeiters. Socialer Roman. 2 Tle. in 1 Bd. Mit Bildern von Hans W. Schmidt. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt. 1891. Gr. 8. 2 M.

Grüninger, H. M., Gedichte. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 12. 1 M. 80 Pf.

Heitemeyer, F., Sagen und Legenden aus fernen Landen. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1891. 12. 2 M. 40 Pf.

Hesse, A., Esther. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Dresden, E. Pierson. 1891. 8. 5 M.

Holz, A., und J. Schlaf, Neue Gleise. Gemeinsames. In 3 Thln. und 1 Bde. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1891. 8. 4 M.

Keben, G., Um ein Darlehn. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Keck, K. H., Gedenkbuch eines Schleswig-Holsteiners aus fünf Jahrzehnten. Gedichte. 1. Tl.: Politisches. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Persall, A. Freih. v., Unterwühlter Grund. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Plöhn, R., Moderne Märtyrer. Erzählungen. Dresden, E. Pierson. 1891. 8. 2 M.

Polko, Elise, Unser Glauben, Lieben, Hoffen. Fromme und ernste Lieder und Verse neuerer und neuester Dichter. Mit 4 Chromolithographien nach Aquarellen von A. Brager. Hannover, L. Ost. 1891. 12. 3 M.

Pötzl, E., Wiener von Heute. Gesammelte Skizzen, nebst einem Anhang Wienerischer Ausdrücke. Wien, G. Szelinski. 1891. 16. 1 M. 20 Pf.

Rehm, H. S., Die Unverwüstlichen. Kölner Sittenroman. Hagen i. W., H. Risel u. Comp. 1891. 8. 3 M.

Relten, W. v., Das gnädige Fräulein. Roman. Dresden, E. Pierson. 1891. 8. 2 M.

Rocholl, H., In des Lebens Feierstunden. Eine Festgabe christlicher Poesie und Prosa. Ausgewählt von H. R. Leipzig, G. Strübig. 1891. Gr. 8. 4 M.

Roteg, C. v., Cypressenlaub. Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 16. 2 M.

Rovetta, G., Mater dolorosa. Roman. Autorisirte Uebersetzung von A. Berger. 2 Bde. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1891. 8. 6 M.

Rüdiger, M., Die Ritter von der Hopfenburg. Cöthen, Schriften-Niederlage des evangelischen Vereinshauses. 1891. 8. 4 M. 60 Pf.

Schaffer, H., Lichtbilder. Heitere Erzählungen. 2 Bde. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1891. 8. à 50 Pf.

— — Noblesse oblige. Erzählung. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1891. 12. 1 M.

Straumer, F., Allerlei aus dem Erzgebirge in Bildern und Geschichten. Annaberg, H. Graser. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Trojan, J., und J. Lohmeyer, Ein Kriegsgedenkbuch aus dem Kladderadatsch in Ernst und Humor aus den Jahren 1870—1871. Vers und Prosa. Breslau, C. T. Wiskott. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Waldheim, K., Wunderbare Wege. Eine Hugenottengeschichte aus der Zeit der Dragonaden. Seinen jungen und alten Freunden erzählt. Cottbus, Gotthold-Expedition. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Westermann, A., Die Schildner von Alt-Zürich. Ein Gedicht. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 12. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Soeben erscheint:

9000 Abbildungen. | **16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf.** | **16000 Seiten Text.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

14. Auflage.

600 Tafeln. | **300 Karten.**

120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Das nothwendige Buch. Neue Freie Presse.
Ein Ehrendenkmal deutscher Geistesarbeit und technischer Leistungsfähigkeit. Hamburgischer Correspondent.
Ein Kunstalbum ersten Ranges. Berliner Tageblatt.
Ein Kapital, welches hundertfache Zinsen trägt. Ueber Land und Meer.

Ein Prospect, zahlreiche Stimmen der hervorragendsten Blätter aller Parteirichtungen enthaltend, ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eduard Stephani.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei.

Von

Dr. Friedrich Boettcher,

Mitglied des Deutschen Reichstags.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Mit Benutzung der hinterlassenen Tagebücher Stephani's gibt der Verfasser hier eine eingehende Darstellung von den Erlebnissen und Erfahrungen dieses verdienstvollen Mannes, der ein halbes Menschenalter als Reichstagsabgeordneter unentwegt für die Forderungen des gemäßigten und national gesinnten Liberalismus gewirkt hat. Anläßlich der fünfundzwanzigjährigen Gründungsfeier der nationalliberalen Partei ist die Biographie von erhöhtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von Dr. **Julius Frauenstädt.**

Siebente Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden.

Die freundliche Aufnahme, welche dem Buche zutheil geworden ist und erlaubte, bereits eine siebente Auflage erscheinen zu lassen, beweist, daß die Sammlung ihre Aufgabe erfüllt.

IX. Bücher-Auction von F. A. Brockhaus' Antiquarium in Leipzig,

vom 28. März bis 2. April 1892.

Soeben erschien der Katalog vorstehender Auction, enthaltend eine reiche Sammlung von Werken zur

Litteratur- u. Gelehrtengesch. Bibliographie. Deutschen, ausserdtschen. Litt. u. Sprachwissenschaft. Geschichte nebst Hülfswiss. Militaria. Theologie. Philosophie. Pädagogik. Class. Philologie. Rechts- u. Staatswissenschaft. Naturwiss. Medizin. Kunst u. Musik. Curiosa, nebst einem werthvollen Anhange zur **Geographie u. Reiselitteratur.** 3764 Nrn.

Der Katalog wird unberechnet und postfrei versandt; auch ist er durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig. F. A. Brockhaus' Antiquarium.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage.

Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Haus. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln verkäuflich.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 11. — 17. März 1892.

Inhalt: Johann Amos Comenius. Von Jakob Wychgram. — Zur Schiller-Literatur. Von Wilhelm Buchner und Max Groeben. — Epik und Lyrik. Von Fritz Lemmermayer. — Zur Memoirenliteratur. Von F. W. — Schriften zur socialen Frage. Von Ludwig Huberti. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Johann Amos Comenius

(geb. 28. März 1592).

Das deutsche Volk rüstet sich, den großen Slawen zu ehren, der in seiner Mitte gelebt und gewirkt hat und dem es für eine seiner grundlegenden Institutionen, die Schule, unendlich viel verdankt. Eine internationale Gesellschaft hat sich gebildet, mit einem Deutschen an der Spitze, um das Andenken des Comenius zu pflegen, die Kenntniß seines Wesens und seines Lebens zu erweitern und zu verbreiten. Eine umfangreiche Literatur ist erschienen, die sich dieselben Ziele gesetzt hat.*)

Es war ein buntbewegtes Leben, das dem vor nun bald 300 Jahren geborenen Knaben bevorstand. Wenige Sterbliche haben die Sonne des Erfolgs glänzender scheinen, aber auch die dunklen Wolken des Elends trüber auf sich lasten sehen als Comenius.

Im südöstlichen Mähren, in einem kleinen vergessenen Orte stand seine Wiege. Gleich Pestalozzi verlor er seinen Vater früh, aber es blieb ihm nicht, wie diesem, eine treusorgende Mutter. Der älternlose Knabe kam in die Hand beschränkter und gleichgültiger Vormünder, die seine Erziehung so vernachlässigten, daß er erst im 16. Lebensjahre das erste Wort Lateinisch lernte. 1612 zog er nach Deutschland und nahm von deutschen Universitäten, wie Herborn und Heidelberg, fruchtbare wissenschaftliche und religiöse Anregungen in seine Heimat zurück. 26 Jahre alt wurde er durch das Vertrauen seiner Glaubensgenossen, der Mährischen Brüder, zum Prediger in Fulneck bei Olmütz ernannt, zugleich mit der Leitung der Schule betraut. Hier verlebte er die drei glücklichsten Jahre seines Lebens, geachtet von den Mitbürgern, in gesegneter Häuslichkeit, und beschäftigt mit den Gedanken, die später in seinen epochemachenden pädagogischen Werken ausgestaltet worden sind. Aber der Dreißigjährige Krieg machte diesem stillen Glück ein jähes Ende. Spanier brachen ein und verbrannten das Städtchen; sein Haus, all sein Hab und Gut, seine Bücher und Handschriften wurden der Flammen Raub; und was schlimmer war, sein Weib und sein einziges Kind starben ihm im Elend jener Tage dahin. Ueber ihn selbst aber brach bittere Verfolgung herein. 1624 erging von Wien der Befehl, daß alle evangelischen Prediger in österreichischen Staaten das Land verlassen sollten; Comenius legte das Amt, das ihm unendlich lieb und in dem er seiner Gemeinde unentbehrlich geworden war, nieder und wanderte aus, zunächst ins böhmische Gebirge, wo ihn ein freundlicher Edelmann beherbergte. Aber dem Schlage gegen die Prediger folgte ein herberer Schlag gegen die Gemeinden; 1628 kam der Befehl, wer in Böhmen sich nicht zum Katholicismus bekehren wolle, der müsse auswandern. Es mag ein ergreifendes Schauspiel gewesen sein, als 30000 böhmische Familien in Schnee und Eis von Haus und Hof vertrieben in langem Zuge über die Berge ins Elend zogen. Comenius war unter ihnen, Trost spendend und die Hoffnung belebend, sein starkes Herz in der allgemeinen Verzweiflung bewahrend. Er selbst erzählt uns, wie, von dem Kamme des Gebirges noch einmal zurückschauend auf das böhmisch-mährische Heimatland, er und alle seine Begleiter auf die Knie sanken und beteten, daß der Herr das Samenkorn des Brüderglaubens in jenem Lande nicht ganz absterben lassen möchte. Dann ging es einem neuen Leben entgegen.

In Lissa ließ er sich nieder, eine Lateinschule errichtend, die bald weit und breit berühmt wurde. Hier legte Comenius den Grund zu seinem europäischen Rufe. In der Stille dieses entlegenen polnischen Ortes reifte das erste seiner großen Werke: die „Janua linguarum reserata", ein Buch, in dem eine radicale Umwandlung des lateinischen Unterrichts gelehrt wurde. Ich kann mich hier

*) Uns sind neuerdings noch zugegangen: „J. A. Comenius. Sein Leben und seine Werke. Von W. Kayser" (Hannover-Linden, Manz u. Lange, 1892. Gr. 8. 2 M.). — „J. A. Comenius. Von G. A. Lindner" (Wien, Pichler, 1892. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.) — „Comenius als Mensch, Pädagog und Christ. Von A. Nebe" (Bielefeld, Helmich, 1891. 8. 50 Pf.).

nicht auf das Wesen dieser Reform einlassen; wie ungeheuer aber das Aufsehen war, das sie machte, möge die Thatsache anzeigen, daß die „Janua" in zwölf europäische und drei asiatische Sprachen — das Arabische, Türkische, Persische — übersetzt wurde.

Hier in Lissa entstand denn auch des Comenius Hauptwerk, die „Didactica magna", in der er alle seine Gedanken über den Unterricht und die Erziehung des Menschen von den frühesten Kinderjahren bis in das späte Jünglingsalter hinein zusammenfaßte. Der Erfolg war außerordentlich. Fürsten und regierende Körperschaften reißen sich um den Mann, der, wie sie glauben, das Geheimniß entdeckt hat, alle Schäden der Gesellschaft durch das Universalmittel einer Erziehungsreform zu heilen. Er wird nach England eingeladen. Das Parlament setzt seine Reformpläne auf die Tagesordnung. Mächtige Freunde erwachsen ihm. Aber leider kam das hoffnungsvolle Werk nicht zu Stande. Die bürgerlichen Unruhen der Revolution unterbrachen es. Da ging Comenius nach Schweden, wohin ihn ein reicher und hochgebildeter Kaufmann, Ludwig de Geer, eingeladen hatte. Wir sehen den mährischen Priester vor dem allgewaltigen Kanzler Axel Oxenstierna; in oft wiederholten, stundenlangen Gesprächen beredet er mit ihm den Plan einer durchgreifenden Neugestaltung des ganzen schwedischen Unterrichtswesens. Der Kanzler der Universität Upsala wohnte den Unterredungen bei.

Mit dem Auftrage, umfangreiche Studienpläne für die schwedischen Schulen auszuarbeiten, reiste Comenius nach Deutschland, und in Elbing brachte er dann mehrere Jahre zu, bis jene Pläne fertig waren. Die schwedische Regierung ließ sie durch eine eigens dazu niedergesetzte Commission prüfen und billigen.

Im Jahre 1648 finden wir ihn wieder in Lissa. Eine hohe Vertrauensstellung hatten ihm seine Glaubensgenossen angetragen: er wurde Bischof der sämmtlichen böhmischen Brüdergemeinden. Diese Würde hat er bis an sein Lebensende innegehabt.

Man muß nicht meinen, daß Comenius seine eigentliche Lebensaufgabe in der pädagogischen Wirksamkeit sah, diese war ihm nur ein bedeutender Theil derselben; im Grunde hat es Comenius noch mehr am Herzen gelegen, für die protestantische Glaubensfreiheit einzutreten. Sehnsüchtig hatte er gehofft, daß, während der Westfälische Frieden zum Abschluß kam, Oxenstierna, zu dem er ja ausgezeichnete Beziehungen hatte, dafür sorgen werde, daß Böhmen, in dem die Gegenreformation einen vollständigen Sieg davongetragen hatte, den Vertriebenen wieder geöffnet würde. Er hatte sich in dieser Erwartung getäuscht und von der Zeit an ließ er sein Verhältniß zum schwedischen Kanzler erkalten.

Von seinem Leben ist nun nicht viel mehr zu berichten. Comenius blieb der gefeierte Mann, zu dem ihn seine Schriften gemacht hatten. Nach allen europäischen Ländern verlangte man junge Lehrer, die unter ihm gearbeitet hatten und darum im Rufe besonderer Tüchtigkeit standen; ganz so wie man zu Beginn unseres Jahrhunderts Pestalozzi's Zöglinge in aller Welt begehrte. Noch einmal hat er eine pädagogische Mission erhalten: der Fürst Rakoczy rief ihn nach Ungarn, nach Saros-Patak; hier lebte er vier Jahre und stand dem aufgeklärten Fürsten bei umfassenden Schulgründungen zur Seite. Das dritte der berühmten Werke des Comenius ist hier entstanden, der „Orbis pictus", dessen sich meine nichtpädagogischen Leser wol aus den ersten Büchern von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" erinnern werden. Auf dieses Werk geht in der Geschichte der Pädagogik der sogenannte Anschauungsunterricht zurück: das Wort sollte nur zusammen mit der Sache an den jugendlichen Geist herantreten. Ich brauche kein Wort über die hohe Bedeutung dieses Werks und dieses Grundsatzes zu verlieren; er ist einer der heute selbstverständlichsten Grundsätze jedes guten Unterrichts geworden.

Comenius' Lebensabend ist trübe gewesen. Einige Zeit nach seiner Rückkehr nach Lissa wurde die Stadt von den Polen verbrannt; wieder wurde sein Haus verbrannt und mit dem Hause wurden seine Bücher, seine Manuscripte und alles, was er an irdischen Gütern besaß, dem Untergange preisgegeben. Er zog fort, zunächst nach Schlesien, dann nach Brandenburg, Stettin; in Hamburg lag der mittellose, aber überall gern und reichlich unterstützte Mann zwei Monate krank. Endlich fand er Ruhe in Amsterdam, wo er nun, alsbald durch die Schüler, die von allen Seiten herandrängten, wieder zum Wohlstand gelangt, seine letzten Jahre verlebt hat. 80 Jahre alt ist er sanft verschieden.

Comenius ist eine sehr eigenartige Erscheinung in der Geschichte des geistigen Lebens. Wie bei Pestalozzi ist der Hauptzug seines Wesens völlig selbstlose Hingebung an den Nächsten und an die Unternehmungen, die er zur Beglückung der Lebenden und der kommenden Geschlechter ins Werk setzte. Ein bedeutender und weitsichtiger Mann, hat er doch den naiven Glauben beibehalten, daß durch ein verbessertes Schulwesen auch die schwersten Schäden seiner — an Schäden überreichen — Zeit geheilt werden könnten. Er entsinnt sich des mangelhaften Unterrichts, den er selbst bekommen hat und der in den mangelhaften Methoden seinen Grund habe; schmerzlich ruft er im Beginn seiner „Didactica magna" aus: „O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!" Und den Verlust der Jugendjahre möchte er dem nachgeborenen Geschlechte ersparen. —

Die Reformen, die der Schulmann Comenius ersann, sind eng verknüpft mit denen, die der Bischof Comenius erträumte. Alles Unheil des Dreißigjährigen Kriegs erwuchs aus den confessionellen Gegensätzen der Welt; sie abzuschwächen, ja auszugleichen ist ein mit vieler, unsäglicher Mühe vergeblich verfolgtes Ziel des Comenius gewesen. Er hat mit Feuereifer an Religionsgesprächen theilgenommen, in denen evangelische und katholische Christen versuchen sollten, eins zu werden. Die Fruchtlosigkeit solcher Versuche machte ihn nicht muthlos — wohl aber lehrte sie ihn, daß dazu die Zeit nicht reif war. So suchte er Trost in

der Hoffnung auf eine späte Zukunft. Und hier setzte nun ein Zug seines Wesens ein, der je älter er wurde, desto mehr zur Herrschaft gelangte — ein ausgesprochener Mysticismus. Er schloß sich mehr und mehr denen an, die in den Wirren der Zeit als einzigen Anker die Hoffnung auf eine nahende Wiederkunft Christi und auf ein reinigendes Weltgericht erblickten. Eine Schrift „Lux in tenebris", die kurz vor seinem Tode auf kaiserlichen Befehl von Henkershand verbrannt wurde, zeigt uns den auf seinem eigentlichen Gebiete so klar sehenden, praktischen Mann befangen in einem wunderlichen Gespinst mystischer Deutungen der Heiligen Schrift.

So ist Comenius' geistige Art so wenig frei von Widersprüchen, wie die irgend eines andern hervorragenden Menschen gewesen: wohl aber gab der einheitliche Grund, auf dem nachher diese Widersprüche erwuchsen, seiner ganzen, auch äußern Erscheinung das Gepräge, das vorübergehende Wallungen nicht wesentlich zu verändern im Stande waren. Ein österreichischer Historiker, Gindely, sagt von ihm: „Comenius hatte etwas wahrhaft Patriarchalisches an sich; eine tiefe sittliche Würde, eine Einfachheit ohnegleichen, eine stete Dienstfertigkeit und ein gutes, das Elend der Armen mitfühlendes Herz bekundet sich bei ihm."

Mir läge die Versuchung nahe, auch an dieser Stelle etwas über die pädagogische Bedeutung des Comenius zu sagen. Die Thatsache, daß man in fast allen europäischen Ländern seinen dreihundertsten Geburtstag festlich begehen will, zeigt, daß man in ihm allgemein einen der großen Förderer geistigen Fortschritts sieht. Mit vollem Rechte nennt der vorsichtige Karl von Raumer seine Schriften „die reichste Schatzkammer scharfsinniger und tiefer pädagogischer Gedanken". Manche seiner Aussprüche sind gleich gemünztem Golde; so fiel mir vor kurzem noch einer in die Augen, der jeden Lehrer zu fruchtbarstem Nachdenken anregen könnte: „Die Faulheit des Schülers muß durch den Fleiß des Lehrers ersetzt werden." Und beim Wiederlesen der „Didactica magna" ist mir mehreremale der Gedanke ganz natürlich erwachsen, wie segensreich es doch wäre, wenn alle die Menschen, die heutzutage in Zeitungen und Versammlungen den Schulen und den Lehrern Inhalt und Form ihrer Thätigkeit vorschreiben wollen, einmal dieses Buch des Comenius läsen. Sie würden alle — sogar den sinnigen Bergsteiger Paul Güßfeldt kann ich nicht ganz ausnehmen — zu der heilsamen Einsicht kommen, daß man vor ihnen von diesen Dingen schon viel mehr gewußt und viel besser gesprochen hat.

Ich kann hier nicht im einzelnen auf Comenius' pädagogisches System eingehen; ich brauche es auch nicht. Auf seinen Grundsätzen beruht die Unterrichtsmethode in unsern niedern wie höhern Schulen, und selbst Pestalozzi bedeutet in der Geschichte der Pädagogik nur einen Abschnitt auf dem Wege, den Comenius vorgezeichnet hat. Ja sogar die so oft verlangte Reform unserer Methoden wird auf die Theorien des Comenius zurückgehen müssen, wenn sie dauernd Gutes schaffen will. Läge nicht etwa das Geheimniß ihrer Lösung darin, das Mittel zu finden, wie man die Schule und den Unterricht dem Schüler zu einer Freude machen könnte? Und gerade das ist es, was Comenius immer und immer wieder verlangt und was er selbst zu vollbringen meisterlich verstanden hat.

Auf eins sei es gestattet, unsere Leser noch aufmerksam zu machen; das ist das Verdienst, das der Slave um unsere deutsche Sprache gehabt hat.

Comenius theilt alle Schulen, die der gebildete Mensch zu durchlaufen hat, in vier sich zeitlich aneinanderschließende Gattungen. Das Kind bis zum sechsten Jahre macht die Mutterschule durch — schola materna —, ein Mittelding zwischen der Kinderstube und dem Kindergarten, etwas schulmäßiger als jene und etwas ernsthafter als dieser, etwa das, was neuerdings die französische Regierung für die Minderbemittelten in der École maternelle eingerichtet hat. Vom sechsten bis zwölften (oder dreizehnten) Jahre hat der Knabe die schola vernacula, die muttersprachliche Schule, zu besuchen. Daran schließt sich etwa unser Gymnasium — die schola latina — und endlich für die erwachsenen jungen Leute die Academia, die Hochschule. Jene schola vernacula nun ist eine ganz neue und eigenartige Forderung des Comenius. Er verlangt, daß jedes Kind, ob es nun dem gelehrten Studium sich widmen soll oder nicht, zuvor sechs bis sieben Jahre in seiner eigenen Muttersprache unterrichtet werde. Nur die Muttersprache kann uns die Gewähr geben, daß die Vorstellungen und Begriffe, die jedes Kind in der Schule zu empfangen hat, mit voller Klarheit ergriffen, sein geistiges Eigenthum werden. Bis dahin war man geneigt und auch gewöhnt, diejenigen Kinder, die überhaupt fremde Sprachen lernen sollten, von vornherein an das Lateinische zu führen; alle Dinge, die nicht schon vor dem Beginn des Unterrichts ihnen in der Muttersprache geläufig waren, lernten sie in dem Gewande des lateinischen Wortes kennen. Comenius aber sagt: „Dem Kinde eine fremde Sprache beibringen wollen, bevor es in der eigenen beschlagen ist, heißt jemanden reiten lassen, bevor er auf dem Pferde gesessen hat." Nicht aus Liebe zu dieser oder jener Sprache hat Comenius diesen Grundsatz aufgestellt, sonderlich lediglich um der Klarheit der Elementarbegriffe willen, von der ihm nicht nur die geistige, sondern auch die moralische Wohlfahrt der Menschen in wesentlichem Maße abhing.

Von einem allerdings war Comenius weit entfernt, was die heutigen Neuerer vielfach anstreben: er hat nie daran gedacht, die Muttersprache im höhern Unterricht an die Stelle der fremden Sprachen zu setzen. Er war sich viel zu deutlich der objectiven Nothwendigkeit des Lateinischen bewußt, um zu solcher Forderung zu schreiten.

Aber durch die schola vernacula ist der berühmte Slave ein großer Förderer auch unserer deutschen Sprache und ihrer Werthschätzung im Volke geworden. So mag seiner denn auch in Ehren gedacht werden in diesen Blättern, die mit deutscher Sprache und deutschem Schriftthum eng verknüpft bleiben wollen.

Jakob Wychgram.

Zur Schiller-Literatur.

1. Schiller. Von Otto Brahm. Zweiter Band. Erste Hälfte. Berlin, Hertz. 1892. 8. 3 M. 60 Pf.

Die neuern Schillerbiographien scheinen die Eigenschaft langsamen Wachsthums zu besitzen; das Buch von Weltrich rückt nur zögernd vorwärts und auch von dem Werke von Otto Brahm, dessen ersten Band wir in Nr. 6 d. Bl. f. 1889 besprachen, scheint ein Gleiches zu gelten. Nunmehr liegt des zweiten Bandes erste Hälfte vor uns, ein Band von etwas über 300 Seiten. Der erste Band führt bis zu Schiller's Uebersiedelung von Mannheim nach Leipzig, Frühling 1785, der vorliegende bis zur Heimkehr aus dem Schwabenlande, Frühjahr 1794; von äußeren Ereignissen wird der Schlußband nicht gerade viel, um so mehr von innerer Entwickelung und dichterischen Hervorbringungen zu berichten haben; hoffen wir, daß er in nicht allzu langer Frist erscheine und daß er als zweiter Halbband in seinem Umfange den beiden übrigen Abtheilungen des Werks entspreche.

Die früher dem Werke ausgesprochene Anerkennung können wir auch nach dem Durchlesen dieses Halbbandes nur wiederholen. Der Verfasser versteht es trefflich, seinen Stoff zu gliedern, die Darstellung von Schiller's Lebensgeschick durch feine Schilderung der Oertlichkeiten, wo es sich abspann, wie der Persönlichkeiten, mit denen er zusammentraf, zu beleben und zu vertiefen. So wird z. B. Schiller's Aufenthalt in Gohlis eingeleitet durch eine ansprechende Schilderung des leipziger Rosenthals:

Hier waren einst Paul Fleming und Christian Günther sinnenden Gemüths geschritten; hier „dans le petit bois agréable, nommé le Rosendal", hatte Leibniz ganze Tage meditirend verbracht, und Gellert war auf seinem berühmten Schimmel einhergetrabt; hier hatte, vor Schiller, Goethe geweilt und spät noch erinnerte er sich des „wirklich herrlichen Rosenthals". Zu Fuß und zu Schiffe, in Gondeln und Gesellschaftskähnen durchzog man das von der Pleiße und der Elster umflossene Gehölz: doch sei bei dieser Flußfahrt, meinte ein Chronist, „vorher Geduld zu empfehlen, welche in Hinsicht der Langsamkeit dieser Fahrzeuge nöthig ist." Durch wechselnd enge und weite Pfade wandelnd, durch schweigendes Gebüsch und schönen Laubwald, dessen freien Wuchs die französische Schere nicht gehemmt hatte, an Schneisen und malerischen Durchblicken vorüber, gelangte man, immer zur Rechten des Thales an der bannbestandenen Pleiße verbleibend, an eine Wassermühle inmitten des Holzes, deren Räder der Fluß munter trieb; umsäumt vom Laub lag die Schenke „zum geselligen Vergnügen" da, und das kräftige Grün ringsum ward von dem Grau der Esche und der dunklern Tanne gedämpft; der Sang der Vögel begleitete den Wandernden, Friede der Natur umfing ihn, bis er zuletzt an breiten Wiesen, an weidenden Kühen vorbei, nach Gohlis gelangte, zu den ehrwürdigen Lindenalleen und allem Duftenden und Blühenden ringsum, das der Frühling gebracht hatte. Bis unmittelbar an das Dorf hin reichte damals noch das Gehölz, und eben hier nahm Schiller die Wohnung, mit hübschem Blick auf das grünende Thal und die Mühle: in einem kleinen Bauernhause miethete er sich ein, im obern Stockwerk der Besitzung, welche dem ehrsamen Gohliser Christian Schneider gehörte. Die ganze rührende Anspruchslosigkeit der Zeit und der Menschen stellt sich uns vor Augen, in dieser nichts weniger als geräumigen und einladenden Wohnung: zu winzigen Fensterchen drang das Licht herein in die niedrige, holzgetäfelte Mansarde und auf das bescheidene Tischchen am Wandpfeiler, das Schiller zu seinem Schreibtische erhoben hatte; die Wände waren einfach gekalkt, die Möbel spärlich. Aber draußen vor der Thür, zwischen Haus und Scheune, erhob sich ein großer Lindenbaum, und er ward ein Lieblingsplatz für den sinnenden Poeten, dessen früh erschlossener Natursinn in dieser Zeit von neuem emportrieb. Und wie ihm überall die Einsamkeit nicht einsam genug war, wie an allen Orten das Andenken die Plätze bezeichnet, an denen die Naturliebe des Dichters geweilt, die Buchen über Bauerbach, das Gartenhaus auf der Mühlau und den Freischützengarten zu Mannheim, so fand er auch hier, im großen Park des Schlosses und bei gastfreundlichen Nachbarn, stille Orte zum Träumen und Schaffen sich aus.

Und ein Gleiches gilt von der Darstellung der Persönlichkeiten. Es verlohnt sich wohl, hier das eine oder andere dieser Charakterbilder herauszuheben, oder später die Charakteristik der beiden Schwestern von Lengefeld, wohl auch Dannecker's. Wie die Sache liegt, sind ja schon seit geraumer Zeit neue ergiebige Quellen für das Leben des Dichters nicht aufgedeckt worden, der Stoff ist mehr oder weniger bekannt; es galt nur, ihn in neuer geschickter Weise künstlerisch abgerundet zusammenzustellen, und das ist dem Verfasser, dem ja das ganze weite Gebiet von Schiller's und seiner Freunde Briefwechsel, wie der Quellenschriften über sein Leben klar vorliegt, trefflich gelungen. Von größeren Dichtungswerken ist in diesem Zeitraume nur eins zu verzeichnen, der „Don Carlos"; gerade hier ist die Darstellung der Entwickelung, des Wachsthums und der gegenwärtigen Gestalt des Dramas als meisterhaft zu bezeichnen; ein gleiches Urtheil gilt von der Darstellung von Schiller's geschichtlichen und philosophischen Arbeiten, durch welche er sich für den Höhepunkt seiner dichterischen Thätigkeit vorbereitete. Indem uns so der Verfasser in warmherziger Darstellung bald des Dichters tägliches Leben, seine Freuden und Schmerzen in Leipzig, Dresden, Weimar, Rudolstadt, Jena, dem Schwabenlande schildert, nicht selten mit Herbeiholung allerlei kleiner, weniger bekannter aber bezeichnender Züge, und uns dazwischen wieder in die dichterische und wissenschaftliche Werkstatt seines bei aller Lebensart und allem Krankheitsleid rastlos thätigen Geistes hineinführt, gibt er uns ein überaus ansprechendes Bild von dem stetigen Wachsthum des edeln Menschen und großen Dichters. So dürfen wir auch von dem Schlußbande, welcher uns Schiller auf der Höhe seiner Entwickelung zeigen wird, gleich Erfreuliches erwarten. Möge er nicht allzu lange auf sich warten lassen!

Wilhelm Buchner.

2. Schiller als Philosoph. Von Kuno Fischer. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. In zwei Büchern. Zweites Buch. Die akademische Zeit 1789—1796. (Schiller-Schriften, IV.) Heidelberg, C. Winter. 1892. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Von den neubearbeiteten Schiller-Vorträgen Kuno

Fischer's liegt hier der letzte Theil vor, das zweite Buch der Abhandlung über „Schiller als Philosoph", welches die Jahre von 1789 bis 1796 oder die akademische Zeit, wie der Verfasser sie nennt, umfaßt. Das tiefsinnige Gedicht „Die Künstler" steht am Ende der Jugendzeit Schiller's, in der er nur tastend und mit unsicherm Schwanken die philosophischen Probleme, die seinem Gesichtskreis nahe lagen, ergriff und leitet zugleich zu Schiller's philosophischer Reifeperiode hinüber, die in der vorliegenden Schrift zur Darstellung gelangt, bis zu dem Punkte, wo Schiller das Feld philosophischer Reflexion ganz verläßt, um fortan nur noch als schaffender Künstler im Meisterschaftsbunde mit Goethe thätig zu sein. Noch ehe er aber diese Meisterschaft als Dichter errungen hat, erwirbt er sie — und das war für jene die nothwendige Vorbedingung — auf philosophischem Gebiete, indem er innerhalb eines fest umgrenzten Ideenkreises neue Resultate von bleibender Bedeutung gewinnt. Den Wendepunkt nach dieser Rücksicht hin bezeichnet das eindringende Studium der Kant'schen Philosophie.

In fesselnder Weise schildert der Verfasser in den ersten Abschnitten der vorliegenden Schrift — sie haben unter allen die durchgreifendsten Aenderungen erfahren — die aus seiner äußern Lage sich ergebenden Antriebe wie die innern Motive, welche Schiller's hingebende Versenkung in die Kant'sche Philosophie, die in des Dichters ganzer Entwickelung Epoche macht, veranlaßten oder begünstigten. Durch den Edelmuth des Herzogs von Augustenburg war er zunächst in den Stand gesetzt worden, eine Zeit lang frei von drückenden materiellen Sorgen sich dem freien Schaffen hinzugeben; er war zur selben Zeit durch seine Verheirathung mit einer innigst geliebten Frau nach den heftigen Stürmen seiner Jugendzeit zu einem ruhigen, friedlich begrenzten Dasein gelangt. „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt", schrieb er damals seinem Freunde Körner. Vor allem wurde Schiller aber durch seinen Beruf als akademischer Lehrer in Jena auf die Beschäftigung mit der Philosophie erneut hingewiesen. Obwol er zunächst das Fach der Geschichte amtlich zu vertreten hatte, so hielt er doch später, soweit ihm nicht fortdauernde Kränklichkeit die Lehrthätigkeit überhaupt ganz unmöglich machte, hauptsächlich philosophische Vorlesungen, so im Sommer 1790 über die „Theorie der Tragödie", im Wintersemester 1792—93 ein Privatissimum über Aesthetik, wovon uns Bruchstücke erhalten sind. Mit Rücksicht hierauf geschah es wol auch hauptsächlich, daß man Schiller, als er seine Lehrthätigkeit hatte einstellen müssen, zum „ordentlichen Honorarprofessor der Philosophie" ernannte. Kuno Fischer theilt, indem er diese Thatsache erwähnt, eine ergötzliche Probe des collegialen Neides mit, der innerhalb der akademischen Hierarchie sich nicht selten zu finden pflegt: „Es hatte über zwei Jahre gedauert, bevor die Zustimmung der vier Höfe zu dieser Ernennung erledigt war und nun von Prorector und Senat dem Hofrath Schiller den 14. März 1798 feierlich verkündet werden konnte. In dem Entwurfe ihres Schreibens war gesagt, daß es dem Collegium der ordentlichen Professoren «zur Ehre» gereiche, ihn näher mit sich verbunden zu sehen. Bei näherer Erwägung fand man, daß dem Dichter des «Don Carlos» damit der Ehre zu viel angethan werde; man verbesserte den Ausdruck und ließ ihn wissen, daß seine Collegenschaft den ordentlichen Professoren «zu großem Vergnügen» gereiche. Als unlängst die Universität Jena das hundertjährige Jubiläum *ihres* Schiller feierte, kam diese diplomatische Großthat ihres damaligen Synedriums zum Vorschein. Die Herren von damals ahnten wol nicht, daß ihre Namen nach einem Jahrhundert in der großen Welt vergessen, dagegen die Bildsäulen und Büsten Schiller's, man möchte sagen, allgegenwärtig sein würden."

Zu seinen Vorlesungen über Aesthetik suchte Schiller zuletzt einen festen Stützpunkt zu gewinnen, indem er sich für sie durch das Studium Kant'scher Schriften vorbereitete. Zuerst war er mit Kant's geschichtsphilosophischen Aufsätzen bekannt geworden, dann studirte er mit Begeisterung die eben damals im Jahre 1790 erschienene „Kritik der Urtheilskraft" und bahnte sich von hier aus unter dem anfeuernden Zurufe Körner's seinen Weg in das ganze Kant'sche Lehrgebäude. Sein Interesse für den königsberger Denker wurde gleichzeitig mächtig gefördert, als Reinhold, der begeisterte Apostel Kant's, nach Jena berufen wurde und hier eine glänzende akademische Wirksamkeit entfaltete.

Die wirksamsten Antriebe aber zum Studium Kant's und zur Fortbildung seiner Lehre kamen Schiller aus seinen eigenen Anschauungen und der Eigenart seines ganzen geistigen Charakters. Schiller verbindet das philosophische und das künstlerische Element zu einer untrennbaren Einheit, aber weil das letztere bei ihm überwiegt, mußte er erst vom rein philosophischen Standpunkte aus Klarheit darüber gewinnen, daß und in welcher Weise ihn seine ursprüngliche Anlage auf das künstlerische Schaffen hinwies. Bevor er diese Klarheit erlangt hatte, schwankt er selbst über seine Bestimmung hin und her. Als er den Plan der ästhetischen Briefe hegt, schreibt er (25. Mai 1792): „Eigentlich ist es doch nur die Kunst *selbst*, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen. Da bin ich blos ein Dilettant"; und einige Jahre später, als er bereits den Plan zum „Wallenstein" im Kopfe trägt, schreibt er (4. September 1794): „Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht."

Den festen Glauben an seinen künstlerischen Beruf und das Vertrauen auf seine poetische Schaffenskraft gewinnt Schiller erst, nachdem er die Bedeutung des Schönen und der Kunst sich philosophisch bestimmt und seine besondere Art, künstlerisch zu empfinden und zu gestalten — er nannte sie zuletzt die sentimentalische —, man möchte sagen

sich aus allgemeinen Voraussetzungen construirt hat. Den Weg dazu bahnte ihm das Studium der Kant'schen Philosophie, die er an einem wichtigen Punkte fortbildete, indem er zugleich für sich selbst die künstlerische Reife theoretisch mühsam eroberte. Dieser Weg wird bezeichnet namentlich durch die drei großen philosophischen Abhandlungen „Ueber Anmuth und Würde", „Briefe über ästhetische Erziehung" und „Ueber naive und sentimentalische Dichtung", denen eine Reihe kleiner Aufsätze parallel geht. Den Abschluß dieser Entwickelung bezeichnet das philosophische Gedicht „Ideal und Leben": Schiller hat hier ebenso weit von Kant sich entfernt, als er sich Goethe genähert hat. Mit bewunderungswürdiger Consequenz und Stetigkeit vollzieht sich diese Entwickelung fast wie mit der Nothwendigkeit eines Naturvorganges. Kuno Fischer weiß namentlich diese strenge Einheit in dem philosophischen Ideengange des Dichters vortrefflich darzulegen und die Analyse der einzelnen Schriften nach dieser Rücksicht hin meisterhaft durchzuführen. Alle Vorzüge der Darstellungsweise des Verfassers kommen dabei hier noch mehr als in andern Schriften zur verstärkten Geltung.

3. Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß. Von Ludwig Bellermann. Zweiter Theil. Berlin, Weidmann. 1891. 8. 9 M.

Die Besprechung des ersten Theils des vorliegenden Werks wurde vor zwei Jahren an dieser Stelle (Nr. 8 des Jahrgangs 1889) von dem verstorbenen Boxberger mit den Worten eingeleitet: „Mit einer außerordentlichen Belesenheit in unserer classischen und ästhetisch-philosophischen Literatur ebenso wol wie mit Liebe und Verständniß für unsere großen Dichterwerke, sowie mit dem pädagogischen Geschick ausgerüstet, die erkannten Wahrheiten klar und faßlich in systematischer Uebersichtlichkeit vorzutragen, dürfte es der Verfasser des vorliegenden Buchs wohl wagen, den vielen Werken über unsern deutschen Shakespeare ein neues, auf mehrere Bände angelegtes Werk hinzuzufügen."

Diesen Worten kann ich mich auch in Bezug auf den zweiten Theil des Bellermann'schen Werks im allgemeinen anschließen. In diesem Bande werden die Meisterdramen Schiller's aus seiner classischen Periode mit Ausschluß der Fragmente behandelt. Meistens ist die Anordnung festgehalten, daß zunächst die Handlung des Dramas übersichtlich entwickelt, dann ihre Einheit und die Verknüpfung der einzelnen Theile gezeigt wird, endlich noch besondere Momente je nach der Eigenart des Dramas, namentlich auch die Hauptcharaktere zur Besprechung kommen und endlich an einzelnen Stellen commentirende Erläuterungen geknüpft werden.

Von allen Dramen scheint mir der „Wallenstein" am meisten mit zielsicherm ästhetischen Urtheil behandelt worden zu sein. In vortrefflicher Weise zeigt der Verfasser, daß dieses Meisterwerk der dramatischen Kunst Schiller's nicht — wie z. B. auch Gustav Freytag annimmt — eine Trilogie im eigentlichen Sinne, ein Nebeneinander selbständiger Dramen, sondern ein untheilbares Ganze ist; er analysirt dann die Handlung wie den Charakter Wallenstein's mit großer Sorgfalt und weist nach, daß der Vorwurf, als ob Schiller gerade hier eigentlich einen undramatischen Stoff undramatisch behandelt habe, gänzlich verkehrt ist, daß nicht das Schicksal, wie manche meinten, hier den Faden der Handlung lenkt, sondern diese einzig aus dem Charakter des Helden sich ergibt, und daß andererseits Wallenstein auch keineswegs, wie es oberflächlicher Beobachtung wol scheinen könnte, blos passiv an den Begebenheiten betheiligt ist, sondern umgekehrt seine ursprüngliche Charakteranlage es ist, die ihn überall zum Handeln nöthigt.

Besonders gelungen erscheint mir auch die Analyse von „Maria Stuart". Indem der Verfasser die Grundzüge der Handlung darlegt, zeigt er, daß, trotzdem der Ausgang des Dramas, der Tod Maria's, bereits in den ersten Scenen festzustehen scheint, es dennoch der Kunst des Dichters gelingt, ihn von dem eigenen Charakter Maria's in allen Stadien abhängig zu machen und so die dramatische Spannung bis zum Schlusse aufrechtzuerhalten. Gerade in dieser Rücksicht — abgesehen von rein dramatischen Gesichtspunkten — bildet darum auch der Streit der Königinnen den Höhepunkt des ganzes Werks. „Das Verbrechen ihrer Jugend, worauf diese sittliche Nothwendigkeit (des Todes Maria's) beruht, konnte uns der Dramatiker nur durch Bericht geben, und es blieb dabei ein Uebelstand, daß die gegenwärtige, geklärte Seelenstimmung Maria's, ihre tiefe Reue, ihre edle Hoheit und Würde, für eine so schreckliche Verirrung wie den Mord des Gatten keinen rechten Anhalt bot. Darum war es nothwendig, daß uns einmal wenigstens in der Dulderin die wilde, maßlos ausbrechende Leidenschaft gezeigt wurde. Denn aus ihr wird jenes Verbrechen erklärlich, das einerseits ihren Tod als sittlich verdient erscheinen läßt. Und dies wird in der That durch die Scene erreicht. Wir hören Töne von solcher Gewalt, wie sie nur einem Gemüth von ursprünglicher, dämonischer Leidenschaftlichkeit eigen sind, zuerst die siegreichen Schläge, welche die überraschte Gegnerin förmlich betäuben, und sodann den wilden Aufschrei des Triumphes, mit dem sie sich der Kennedy an den Hals wirft: „Sie geht dahin! Sie trägt den Tod im Herzen!"

Nach diesen treffenden Ausführungen kann ich es aber nun um so weniger verstehen, warum der Verfasser daran Anstoß nimmt, daß Schiller Maria's in der Jugend verübte Frevelthat, die Beihülfe zur Ermordung ihres Gatten Darnley, zum Schlusse, da sie sich völlig bußfertig zeigt, in ein milderes Licht rückt.

Der Verfasser übersieht hier völlig, daß diese mildere Beurtheilung der Frevelthat Maria's durchaus ihrem wirklichen Charakter entspricht. Denn in der That ist der Leichtsinn, wie Hanna Kennedy bemerkt, ihr eigentliches Laster: es fehlt ihr keineswegs an Empfindung für das sittlich Gebotene, aber diese ist nicht stark genug, um den sophistischen Eingebungen der Selbstliebe, der Eitelkeit und

Genußsucht gegenüber das Feld zu behaupten. Diesen mildernden Gesichtspunkt, den auch das historische Vorbild wol für sich in Anspruch nehmen darf, fordert schon die Einheit des Charakters. Denn müßte man annehmen, daß Maria mit voller Ueberlegung und völliger Unempfindlichkeit zu jener schrecklichen That die Hand geboten hätte, — wie würde dann die still ergebene, bußfertige Stimmung, die schon vor der Gewißheit ihres Todes hervorbricht, und wie endlich das Schwankende und Zaghafte in ihren Entschlüssen dazu stimmen? Das sind keine Züge, die dem raffinirten Verbrecherthum eigen zu sein pflegen. Diese mildere Beurtheilung ihrer That wird aber auch im Interesse des Dramas selbst gefordert: denn sonst würde kein Anlaß vorhanden sein, der Heldin trotz ihrer Schuld, wie es doch geschieht, so starke Sympathien entgegenzubringen, von einem Auslösen tragischer Empfindungen könnte keine Rede mehr sein, sondern nur von Abscheu und Entsetzen. Ueberdies: bei einem Manne kann vielleicht das consequente Verbrecherthum, die mit zielsicherer kalter Ueberlegung ins Werk gesetzte Frevelthat noch — wie es z. B. bei Shakespeare's Richard III. geschieht — eine tragische Wirkung erzielen, die den bloßen sittlichen Abscheu überwindet, weil wir hier immer noch die Kraft bewundern, die an solche Werke verschwendet wird; bei einem Weibe jedoch fällt dieses formale ästhetische Motiv weg, hier wäre diese kalte Consequenz und Energie nach der Seite des Schlechten hin unerträglich.

Ich habe hier einen Einwand vorgebracht, den man gegen eine einzelne Ansicht des Verfassers erheben kann. Es ließen sich deren leicht noch mehrere anführen, wie das ja kaum ausbleiben kann, wo es sich um die Interpretation eines Kunstwerkes handelt. Nicht selten hat man den Eindruck, als wenn es dem Verfasser an festen, ästhetischen Grundsätzen fehle. Indessen wird dadurch der allgemeine Werth des vorliegenden Werks nicht beeinträchtigt, es bietet nach allen Seiten eine reiche Fülle von Belehrungen und darf allen denen als zuverlässiger Führer und Rathgeber empfohlen werden, die den Meisterwerken unseres großen Dichters ein eingehendes Studium widmen wollen.

Max Groeben.

Epik und Lyrik.

1. Rolandin. Erzählung in Versen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. 16. 3 M.

Ein reizendes Büchlein, das förmlich trieft von Poesie. Felix Dahn, als Historiker und Germanist gefeiert, als Dichter mit den Besten genannt, offenbart sich in der vorliegenden Erzählung mit allen seinen poetischen Tugenden: tüchtig in der Gesinnung, fein in der Empfindung, kräftig in der Darstellung. Das Geschick Rolandin's wird besungen, des edeln Sohnes Roland's, der bekanntlich einer der ruhmreichsten Paladine Karl's des Großen war. Der alte Kaiser sendet den Jüngling als Freiwerber aus, um für dessen Sohn, den schwachen und frömmelnden Ludwig, Jolanthe heimzuführen, die Tochter Oliver's, ebenfalls eines der Besten unter Karl's Helden. Aber der Gott der Liebe will es anders. Jolanthe trägt kein Verlangen danach, Königin zu werden; das schöne Mädchen verliebt sich in den kräftigen Rolandin — Venus und Mars gehören zusammen. Ludwig schnaubt Rache, der alte Kaiser zürnt; aber die Liebenden leben wohlverborgen und selig auf Haute-Garde, einer Felsenburg in den Pyrenäen. In dem Egoismus der Liebe vergessen sie auf die ganze Welt, sie kennen nur sich und ihr Glück. Da kommt der treue Hüter Fidele mit der Schreckensbotschaft, daß sich der Saracene, den gefürchteten Rolandin todt glaubend, wieder rühre und Rom bezwungen habe. „Was geht Rom mich an?" ruft der in der Minne Lebende. Aber nicht allein Rom und Italia hat der Heide überströmt wie ein Heuschreckenschwarm, er brach auch ins Frankenreich ein. Da wird dem Jüngling doch die Wange bleich. Es gibt weiter kein Bedenken, er zieht in die Feldschlacht, Jolanthe mit ihm. Die Saracenen fliehen vor Rolandin, dem Sultan Nurredin schlägt er den Kopf ab. Als Sieger tritt er vor seinen Herrn und Kaiser. Karl ist gerührt und muß den geliebten Helden doch strafen. Der feigherzige Ludwig fordert sein Recht: Roland's Sohn soll unters Henkersbeil. Da geschieht es, daß sich ein Häuflein Mohren zu neuem Kampfe zusammenschart. Wieder besteigt Rolandin mit Jolanthe sein weißes Roß. Sie siegen, doch werden sie hingestreckt von den feindlichen Pfeilen. Und der Kaiser —:

Da brach er mit der greisen Hand
Zwei Rosen, die er blühend fand
An Einem Ast: zwei Zweige auch
Brach er von einem Lorberstrauch
Und legte stumm sie auf die Todten.
Die Wunden küßt er noch, die rothen:
Dann hat er Feuerbrand geboten.
Er stand dabei, wie man verbrannte
Jung Rolandin und schön Jolanthe.
Und ihrer Asche Rest zusammen
Verzehrten heiße, reine Flammen.

Das Gedicht ist ein Liebeslied, so schön, so freudig und traurig, als nur je eins geschrieben wurde. Liebe, Kampf und Untergang, das ist der Sinn und die Bedeutung — Harfenton und Schwertschlag. Das Buch, für welches der Verleger das Seinige gethan hat, wird in vielen deutschen Herzen einen hellen Widerhall finden.

2. Gedichte von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1892. 12. 3 M. 75 Pf.

Der allbeliebte Romandichter wird vielen als Lyriker

eine ebenso neue als willkommene Erscheinung sein. Ein Buch, das Spielhagen's Namen trägt, wird von vornherein Sympathie einflößen und auf einen gediegenen Inhalt hoffen lassen. Auch der Leser seiner „Gedichte" sieht sich nicht enttäuscht. Aus ihnen spricht ein gebildeter, tief in das Wesen der Dinge dringender Geist — doch das wäre wenig in Bezug auf Lyrik; aber aus den Gedichten spricht auch ein Mann, der aus der eigenen Empfindung hervorholt, was treibt und drängt, und allem einen poetischen Ausdruck zu verleihen vermag. Und das ist Lyrik, die persönlichste unter allen Künsten, und um so besser, je persönlicher sie ist. Er hat, was alle tiefern Naturen in diesem irrthumsvollen Leben haben: Freud und Leid, Verlangen und Entsagen, Hoffnung und Enttäuschung, und er findet für diese Gefühle und Stimmungen allezeit ein begrenzendes und überzeugendes, d. h. ein dichterisches Wort:

Armselig Stübchen, du, im Vaterhause,
Das ich mit solchem Stolze nannte mein,
Wie oft, du faustisch dumpfe, stille Klause,
Kehrt die Erinnerung sehnend bei dir ein!

Da sitz' ich in des Lämpchens milder Helle
Verdrossen, an den Bücherhauf gebannt;
Die Schularbeit, sie rückt nicht von der Stelle,
Dafür wie rasch der Ritt ins Fabelland!

Ha, wie der Rappe durch die grünen Auen,
Wie er durch dunkle Wälder rastlos jagt
Mit seinem Reiter, der für holde Frauen
Das frische junge Leben furchtlos wagt!

Hervor aus deinem Zelte, Tempelritter!
Ich, Ivanhoe, ich rufe dich zum Streit!
Da liegt mein Handschuh! Schließ des Helmes Gitter!
Dir oder mir die schwarzgelockte Maid!

Nun wieder ragen classisch hohe Zinnen:
Der stolzen Troja Mauern steigen auf —
Mein Weib! mein Kind! hier gilt es kein Besinnen;
Ich muß ihn hemmen in dem Siegeslauf! —

O, Hektor, du mein Held! Du kühne Lanze!
Du hoher Mann mit adlig stillem Muth!
Es sonnt Achill sich in des Ruhmes Glanze,
Und seine Sache scheint den Göttern gut, —

Ich halt's mit dir! Mit dir und allen Braven,
Die unterliegen in dem Kampf fürs Recht;
Mit euch mein Herz, ihr armen Römersklaven;
Ich bin, wie ihr, aus Spartaens' Geschlecht! —

Wie denn, mein liebes Lämpchen? brennst so düster?
Vorüber schon die kurze Sommernacht?
Im wilden Wein am Fenster ein Geflüster,
Im Ost erglänzt der Morgenröthe Pracht.

Das Fenster auf! Heil dir, du goldne Sonne,
Die du die junge sehnsuchtsschwere Brust
Erfüllst mit strahlenheller Hoffnungswonne:
Es werde einst gestillt die Thatenlust!

Einst, einst! — Und heute nach so manchen Jahren,
Denk' ich an dich, mein Stübchen, bang zurück;
An dich, den Ort, von dem ich ausgefahren,
Zu finden nirgends das ersehnte Glück.

3. Die Schildner von Alt-Zürich. Ein Gedicht von Albert Westermann. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1892. 12. 3 M.

Zu Zürich, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, in einer Zeit von gewaltiger Raufluft, spielt die Dichtung. Wir lesen viel von den muthigen Thaten der Schildner, wir hören von Krieg und Kriegsgeschrei, von Noth und Tod, aber auch von lustigen Gelagen, von Wonne und Liebe. Leider ist die Composition zerrissen. Es fehlt an einem festen Mittelpunkte, an einer einheitlichen, sicher gegründeten Handlung. Die liebenswürdigen, leichtfließenden Verse mögen dafür entschädigen. Unschöne Wendungen wären hin und wieder auszumerzen. Wie kann ein Poet „Einstzeit" singen? Das Wort ist so häßlich wie „Jetztzeit" und mehr einer Schlangensprache als einer Menschensprache würdig. Aber so wollen wir von dem Büchlein nicht scheiden — die züricher Schildner sind sympathische Leute.

4. Ofterdingen's Lieder. Gedichte von Franz Christel. Der Gedichte dritte Lese. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 1892. 16. 2 M.

Ofterdingen ist bekanntlich unter den deutschen Dichtern der mystische. Nur sein Name ist erhalten, aber keins seiner Werke. Und sein Name ist am bekanntesten geworden durch den schönen Roman von Friedrich Novalis. Wenn man an Ofterdingen denkt, so werden alle Mythen und Sagen der deutschen Vorzeit lebendig, Götter und Helden in ihren wonnigen und wehvollen Geschicken ziehen an uns vorbei, Minnesangs Frühling thut sich vor uns als ein romantischer Zauberhain auf. Wenn nun der Verfasser des vorliegenden Büchleins seine Gedichte kurzweg „Ofterdingen's Lieder" nennt, so will er sich nicht etwa mit jenem alten Sänger vergleichen, den man sich nicht anders als prächtig und groß vorstellen kann; er will nur sagen, daß er die grünen Pfade der alten deutschen Romantik wandelt und nichts gemein hat mit den „modernen" Schwarmgeistern, die mit den Ueberlieferungen aller Poesie und Kunst brechen zu können glauben. Und was Franz Christel mit seinem Titel andeutet, entspricht dem Geist und Wesen seiner Lyrik. Er wirft mit modernen Schlagworten nicht um sich, er prahlt nicht mit neuen, unverdauten Ideen; er kämpft auch nicht, er greift nichts an, er steht als ein naiver Träumer gewissermaßen außerhalb der Gegenwart. Seine Poesie entspringt nicht zuckenden Nerven, sondern einer vollen Empfindung. Sie ist ganz Gefühl und Stimmung, sie ist innerlich und sangbar, und darum deutsch und wirklich poetisch. Eine stille Wehmuth ist über seine Lieder gebreitet, doch finden sich auch starke Töne der Freude. Hier aufs gerathewohl eine kleine Probe:

Die Morgenglocke will mit ihren Klängen
Fast das Herz mir sprengen.
Laßt mich die Pfade
Finden zum fernen Ort!
Ich ahne ein Offenbarungswort
Und ein Auge voll himmlischer Gnade!

Besonders seien noch die Strophen an Fercher von Steinwand erwähnt, einen der wenigst bekannten, einsamsten und doch bedeutendsten unter den Dichtern Oesterreichs.

5. Gedichte von J. J. David. Dresden, Minden. 1892. 12. 2 M.

Der Verfasser, dem es an Talent nicht fehlt, lehnt sich mitunter an ein neuzeitliches Vorbild an, zum Glück an ein hervorragendes. Es heißt Konrad Ferdinand Meyer. Er ahmt den eigenartigen Stil, die kernhafte Kürze und Gedrungenheit des Kilchbergers nach; aber es bleibt häufig bei der Aeußerlichkeit, man empfindet die Seele nicht. Diese hat man, nehmen kann man sie nicht. An Theodor Körner z. B.:

Ein Eichwald. Drüber Morgenroth;
Aus tiefem Grund ein Ruf der Hörner.
Ein Jünglingssein, ein Mannestod,
Umschreib's in einem Namen: Körner!

Das ist formell betrachtet ein Stücklein Meyer. Nur würde dieser kaum das Wortungeheuer „Jünglingssein" gebraucht haben. Es finden sich Spuren von Poesie, man merkt ein angestrengtes Ringen nach Schönheit, doch nur selten die Schönheit selbst. Er fehlt das, was zum Herzen dringt, was mitreißt, das unmittelbar aus dem Innern quellende Ueberzeugende; es fehlt die Poesie der Poesie: das Lied, das deutsche Lied mit seinem Liebreiz und seiner Süßigkeit. Der Leser empfängt zu oft den Eindruck des Erklügelten. Bezeichnend für den Verfasser ist die folgende Strophe aus dem Gedicht „Ein Zug des Todes":

Hier findet sich, wer stark und laut
Zu dem, dem träge Tage schlichen;
Hier halst den Bräutigam die Braut,
Den Lieben, der ihr früh verblichen;
Hier hebt der Tod ein Kind aufs Roß,
Daß nicht das Wegemüde weine —
Dann stürmt er fort, voraus dem Troß,
Umzuckt vom fahlen Wetterscheine.

Das und alles übrige ist correct und mit bemerkenswerther Sorgfalt ausgewählt. Nun ist die Correctheit zwar eine löbliche Eigenschaft, doch wenn ihr Wärme und Begeisterung mangeln, so läßt sie kalt im Leben wie in der Kunst.

6. Aus die boarisch'n Berg. Gedichte in oberbairischer Mundart von Anny Schaefer. Mit Illustrationen von W. Graf Bülow von Dennewitz. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert u. Comp. 1892. Gr. 8. 2 M.

Seit Nithart von Reuenthal das Stoffgebiet der deutschen Poesie dadurch erweiterte, daß er das Dorfleben zum Gegenstande seine Lieder machte, haben die Dichter nicht mehr aufgehört, dieses Leben zu schildern. Der alte höfische Dorfpoet hat eine zahlreiche Nachfolgerschaft gefunden bis in unsere Tage hinein. In einer Anzahl von Gedichten, die dem Gegenstande entsprechend in verschiedenen Mundarten abgefaßt sind, kehren dieselben Motive immer aufs neue wieder, besonders Freud und Lust des Landvolks, dessen Spiele und Feste, Tänze und Schwänke, Schlägereien und Rüpeleien. Dieser langen Poetenreihe gehört auch Anny Schaefer, die Verfasserin des Buchs „Aus die boarisch'n Berg", an. Sie schildert das Leben und Treiben des Gebirglers vom Tegernsee, wie sie es in jahrelangem Zusammenleben kennen gelernt hat, also Selbsterlebtes. Und sie schildert gut, anschaulich und bündig, mit Treuherzigkeit und Humor. Gewisse Gewohnheiten und Eigenschaften der Bauern, wie das „Fensterln", der „Suff", Verschmitztheit, naive Schwerfälligkeit, werden in dem Buche ebenso berührt wie in seinen Vorgängern. Es gehört Talent dazu, um die Theilnahme des Lesers für diese uralten oft gesagten Dinge zu erregen. Anny Schaefer hat es bewiesen. Die Illustrationen des Grafen Bülow von Dennewitz gereichen dem Buche zur Zierde.

7. Dämmerlicht. Neue Lieder von F. Bopp. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine eigenthümliche Erscheinung dieser F. Bopp! Er ist ein züricher Landmann, der hinter dem Pfluge geht, das Stroh schneidet und die Kühe melkt, und er ist ein Poet von beachtenswerther lyrischer Begabung. Nun ist es merkwürdig, daß er sich in seinen Gedichten nicht mit den Sitten und Gebräuchen seiner Thalgenossen beschäftigt, nicht mit ihrem Arbeiten und Genießen, nicht mit ihren Sagen und Mären, daß ihn auch die Natur nicht zunächst zum Liede begeistert, daß er nichts Volksthümliches in seinen Gedichten hat, weder im Inhalte noch in der Form. Sie sind beschwert von dunkeln Gedanken und erfüllt von einer empfindungsreichen Sehnsucht nach einem idealen Dasein. Aber diese Sehnsucht und diese Gedanken treten nicht todt vor uns hin, sondern lebendig geworden durch den Ausdruck und verinnerlicht durch die Poesie. Bopp's Sprache hat Flügel. Sie stimmt überein mit seinen Grübeleien und seinen Stimmungen, die sich weniger auf die von ihm bebaute Erde beziehen, als auf höhere, ewige Dinge. Der junge Landmann hat etwas Asketisches. Seine Losung ist Weltflucht; in den Bergen sucht er sich ein stilles Reich. Das Glück ging ihm verloren, und als er es wieder zu gewinnen trachtete, fand er es todt im eigenen Herzen. Er weiß sich keine bessere Wohnstatt

Als die Kirche aller Müden:
Weltverachtung, Sterbensfrieden,
Schopenhauer's Trümmerwelt.

Seine Schwermuth, die sich hin und wieder bis zur Bitterkeit steigert, ist der seines unglücklichen Landsmannes Leuthold verwandt. Er ist eine anziehende, stille, träumerische, in sich gekehrte Poetennatur, und seine Gedichte sind ein schöner Ausdruck jenes Weltschmerzes, den nicht Lord Byron aufgebracht hat, sondern der so alt ist als die Poesie selbst und der entspringt dem drängenden Gefühle von der Vergänglichkeit und dem vollkommenen Widerspruche aller irdischen Dinge. Möge er sich und seinem Heimatdorfe allezeit treu bleiben!

8. Wotan's Heer. Eine Märe aus dem Odenwald von Heinrich von Reder. Dresden, Pierson. 1892. 8. 5 M.

Der Werth und Reiz des Buchs besteht in der poetischen Gestaltung uralter Ueberlieferungen aus der deutschen Heidenzeit, wie sie in zahlreichen Sagen, Mären und Liedern, in Sitten und Gewohnheiten, in Worten und Namen bis auf die Gegenwart lebendig geblieben sind in unserm Volke. Heinrich von Reder ist ein echter Dichter, in der Darstellung sowol als in der Wahl des Stoffs, den er nicht erfunden, sondern gefunden und glücklich erneuert hat. Auf den Ueberlieferungen beruhen die unsterblichsten Werke der Weltliteratur, und kein Schriftsteller ist thörichter als der, der glaubt, mit ihnen brechen zu dürfen. Die Ueberlieferungen, gleichgültig ob sie in der Gesindestube, im Bauernhause oder im Königspalaste festgehalten wurden, sind heilig. Sie sind ein rauschender und erquickender Quell, in welchem jeder, der Augen hat, die Volksseele spiegelklar erschauen kann. Schön sagt Reder:

Ehrwürd'ger Bruder, wechselnd sind die Zeiten,
Stets wird das Neue mit dem Alten streiten,
Doch nur die Liebe wird den Pfad uns lehren,
Auf dem wir einst zum Lichte kehren.
Uralte Sitte, unsern Vätern theuer,
Die sollten Enkel ehren um so treuer,
Je mehr sie ist ein heilig Angedenken,
Das fromm wir den vergangnen Zeiten schenken.
Ist aus der Form der Inhalt auch verschwunden,
Erinnrung bleibt ihr immerdar verbunden,
Sodaß es wunderbar uns will gemahnen,
Als wehte noch um uns der Geist der Ahnen.

Der Dichter beschreibt und besingt den Lebenslauf Wolfer's, eines abenteuerlichen Herrn aus dem Geschlechte der Rodensteiner, die in dem sagenumwobenen Odenwald, dem Walde Wotan's, gehaust haben. Wolfer selbst stand in seinen Mannesjahren, als im Deutschen Reiche die Bauern unter dem Zeichen des Bundschuhes wider die großen Herren im Aufruhre sich befanden. Schon Wolfer's erste Lebenstage sind geheimnißvoll. Als er am Hollaborn, wo unter dem ihr geheiligten Wasser die gütige Frau Berchta wohnt, getauft wird, da erscheinen zwei gespenstige Reiter, der eine wie „nahende Nacht", der andere wie „Sonnenlicht", Wotan und Eckart. Und das Geheimnißvolle, Geisterhafte, Mystische zieht sich durch sein ganzes Dasein, von der Geburt bis zur irdischen Vollendung. Der alleinige Gott und dessen Sohn, der am Kreuze gestorben, leben nicht in Wolfer's Herzen. Seinem wilden Sinne entspricht nicht der Gott der Liebe und nicht der christliche Geist asketischer Entsagung. Die Götter der That, des Muthes, des Kampfes, der Kraft, sie sind seine Helden. Noch leben sie in der Welt rings umher. Freilich nicht in den Gestalten der altheidnischen Germanenanschauung, sondern von den Sendboten des Christenthums, weil sie sie nicht völlig abzuschaffen vermochten, als feindliche Unholde dargestellt. So wurde aus Wotan, dem größten Herrn der Welt, ein schlimmer Dämon: Wod, der Führer der wilden Jagd, der boshaft vernichtet, was ihm in den Weg tritt. Zu dem rauhen, unsteten Wolfer gesellt sich nun Wotan als dunkler Weidgeselle, begleitet von seinen Hunden Skuld und Reve, Abkömmlingen des furchtbaren Fenriswolfes. Aber auch der getreue Eckart gesellt sich ihm als Warner, wenn auch vergebens. Die höchst sinnvolle und ergreifende Darstellung des Lebens des Helden, das von diesen Gegensätzen hauptsächlich bewegt wird, verfolgen wir mit Spannung bis zum Untergange Wolfer's in der Schlacht für Karl den Fünften.

Wie nun Reder mit dieser Lebensgeschichte Sitten und Sagen verwebt, wie er das Treiben in der Kunkelstube, das Leben der Köhler und Zigeuner, das freudige große Zechen, düstere Jagden und Kämpfe schildert, wie er mythische Traditionen und historische Geschehnisse an geeigneter Stelle anbringt und alles mit fester Hand zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügt, das gibt der Dichtung einen besondern Reiz.

Die Verse, aus Nibelungenstrophen, volksthümlichen Liedformen und verschiedenen iambischen und trochäischen Maßen bestehend, sind schwunghaft, rein und charakteristisch. Man hört manchen edeln Brunnen der deutschen Sprache rauschen.

9. Cypressenlaub. Gedichte gesammelt von C. von Roteg. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 16. 2 M.

Ernst wie das Laub der Cypressen sind diese Gedichte. Die Verfasserin verfügt weder über einen Reichthum an äußern Formen, noch über einen Reichthum an Gedanken und Anschauungen; es ist vielmehr eine einheitliche, stille Grundstimmung in dem zierlichen Gedichtenbüchlein bemerkbar, die sich nur in den Liebesgedichten zu Kraft und Leidenschaft steigert. Aber der Mangel an äußerem Reichthum wird durch einen innern Reichthum, durch ein persönliches, ursprüngliches Gefühlsleben vollauf ersetzt.

10. Gedichte von Paul von Friedheim. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 16. 2 M. 40 Pf.

Der erste Theil der reizenden, freundlich ausgestatteten Sammlung enthält Minnelieder, die so hell, freudenvoll und sangbar sind wie die eines der guten alten Minnesinger. Gleich das erste gibt den Ton an, auf den alle übrigen gestimmt sind:

Auf dem Rasen
Blühn die Blumen
Und die Sonne scheint hinein;
Und wir sitzen unter Blumen
Still und froh im Sonnenschein.

Und wir sagen
Zueinander:
Sieh, wie alles rings sich freut!
Aber schöner ist's im Herzen,
Wo der Lenz die Blüten streut.

Und wir fragen
Eins das andre,
Ob ihm solches Ruhn gefällt? —
Und wir sprechen alle beide:
Nirgend ist so schön die Welt!

Im zweiten Theile werden verschiedene sinnige Gedanken durch einen echt lyrischen Ausdruck zur Poesie erhoben und ernste Weisen klangvoll angestimmt. Den Beschluß machen religiöse Gedichte von edler und sanfter Empfindung, die zu dem Besten gehören, was in unserer Zeit auf diesem Gebiete geschaffen wurde. Für Lesebücher und Gesangbücher würden Friedheim's Gedichte eine gute Ausbeute liefern. Wohl dem Lyriker, von dem man das sagen kann!

11. Gedichte von Heinrich Weismann. Mit biographischer Einleitung nach des Verfassers Tode herausgegeben von H. Bulle. Mit einem Lichtbilde Weismann's. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1891. Gr. 8. 3 M.

In einer pietätvollen Einleitung erzählt Heinrich Bulle den Lebensgang des verstorbenen Verfassers Heinrich Weismann. Er erzählt von der fruchtbaren pädagogischen Wirksamkeit des geistvollen Schulmannes, von seinem hohen, begeisterungsvollen Sinn, von seiner kräftigen Vaterlandsliebe, von seinem gläubig frommen Herzen, von seiner feinen musikalischen Empfindung, von seiner Liebe für Kunst und Poesie. Und in der That, in den Gedichten, die der Enkel nach dem Tode des bescheidenen Großvaters sammelte und herausgab, finden sich alle diese Elemente, die das Sein und Wesen Weismann's ausmachten. Die Gedichte umschließen einen Zeitraum von mehr als funfzig Jahren und sind der geläuterte Ausdruck eines reichen innern Lebens. Die patriotischen Lieder, größtentheils in Musik gesetzt, haben Schwung und Klang. Das „deutsche Lied" ist den Deutschen in Oesterreich längst zu einem Trutz- und Trostliede geworden. Die religiösen Gedichte sind mit warmer Andacht verfaßt; die seinen Schülerinnen gewidmeten Verse deuten auf eine ernste und edle Lebensauffassung hin und was das Buch sonst noch an Persönlichem und Schicksalsvollem mitbringt, wird nicht verfehlen, in dem Freundeskreise Weismann's eine dankbare Erinnerung hervorzurufen und festzuhalten.

12. Selige Stunden. Neue Gedichte von Ambros Mayr. Dresden, Ehlermann. 1892. 12. 2 M.

Eine Anzahl der Gedichte verherrlicht die Poesie und den Poeten, dessen Dasein, wie leidvoll es auch sein mag, doch reich ist an „seligen Stunden". Der Verfasser Ambros Mayr freut sich ihrer und nöthigt den Leser, sich mit ihm zu freuen. Das ist auch eine Wirkung. Als Probe seiner hellen Art stehe hier „Unsterblich":

Die Erde ruht im Frost erstarrt,
Der Vögel Lied ist ausgeklungen,
Und meine Blumen licht und zart —
Sie hat der kalte Nord bezwungen.

Doch sieh, wie kühn im Ackerland
Saftgrüne Spitzen sich erheben:
Wenn alle Schönheit uns verschwand,
Das Gute hat ein ewig Leben.

Fritz Lemmermayer.

Zur Memoirenliteratur.

Napoleon III. und sein Hof. Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs 1851—1870 von Adolf Ebeling. Erster Band. Köln, Alb. Ahn. 1892. 8. 6 M.

Die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen", die der Verfasser seinen Lesern verspricht, beschränken sich auf zwei oder drei Erlebnisse so untergeordneter Art, daß sie ruhig hätten wegbleiben können, ohne daß an Charakter und Inhalt des Buchs das Geringste geändert worden wäre. Herr Ebeling hat sich durch erzwungene Herbeischaffung zweier Steine zu einer am 2. December errichteten Barrikade zu diesem Staatsstreich in Beziehung gesetzt, Dumas den Aeltern einmal bei seinem Friseur gesehen und endlich dem Publikum angehört, an welchem Napoleon III. und seine Gemahlin zuweilen vorüberfuhren. Diesen „Erinnerungen" an das zweite Kaiserreich reihen sich die an ein paar bedeutungslose, bisher noch nicht gedruckt gewesene Anekdoten an — alles übrige ist aus Geschichts- und Memoirenbüchern zusammengeschrieben und — was das Schlimmste ist — durchaus unzuverlässigen und unkritischen Büchern entnommen, oder von dem sogenannten Memoirenschreiber falsch wiedererzählt worden. Aus der großen Zahl grober und handgreiflicher Irrthümer dieser Art seien einige besonders merkwürdige angeführt.

Zum Beispiel wird S. 19 erzählt, die spätere Königin Hortense sei 1794 an der Hand ihres Bruders zu dem General Bonaparte gegangen, um dessen Verwendung für ihre dem Schaffot verfallene Mutter zu erbitten.

Wie allbekannt, wurde Josephine am 10. Thermidor, dem Tage von Robespierre's Sturz, gleichzeitig mit ihrer Freundin, der spätern Frau Tallien, aus dem Kerker geholt, während Bonaparte, als Freund von Robespierre's Bruder, um jene Zeit verhaftet wurde. Er gehörte der besiegten Partei an, während seine spätere Gemahlin die Geliebte des Führers der siegreichen Partei zur Freundin und Schicksalsgenossin hatte!

S. 206 wird berichtet, während der Sansculottenzeit hätten die pariser jungen Mädchen den Anzug der „Göttin der Vernunft" nachgeahmt und das Haar à la guillotine getragen.

Jedes historische A-b-c-Buch gibt darüber Auskunft, daß antike Trachten erst nach dem Sturze der Sansculottenherrschaft aufkamen, daß die Mode, das Haar à la victime (nicht à la guillotine) zu tragen, derselben Zeit angehörte und vornehmlich von Gegnern der Revo-

lution befolgt wurde. Zur Sansculottenzeit wären dergleichen Herausforderungen der Gewaltherrscher lebensgefährlich gewesen.

An einer andern Stelle (S. 209) wird die kaum glaubliche Behauptung aufgestellt, Madame Adelaide, die Schwester Ludwig Philipp's und Tochter Egalité's, sei „als Schwester des unglücklichen Dauphin in den Temple gesteckt worden". Danach scheint Herr Ebeling anzunehmen, daß Madame Adelaide mit der spätern Herzogin von Angoulême (der geschworenen Feindin des Hause Orléans) eine und dieselbe Person gewesen sei! Wo so grobe Verstöße überhaupt möglich sind, kann man sich über nichts wundern — auch darüber nicht, daß der heimlichen Ehe Adelaidens mit dem General Baron Athalin in dem „intim" thuenden Buche keine Erwähnung geschieht.

Etwas später (S. 225) heißt es, Baron Heeckeren, der von Napoleon III. an verschiedene Höfe gesendet worden, sei „so viel wir wissen, aber nicht in Berlin und Petersburg gewesen".

An der gesammten Mission Heeckeren's ist nur der eine Umstand wichtig und interessant gewesen, daß Napoleon den unbegreiflichen Fehler beging, einen Mann an den Kaiser von Rußland abzusenden, der früher russischer Offizier gewesen und auf Befehl Nikolaus I. wegen eines historisch gewordenen Duells aus St.-Petersburg gewaltsam entfernt worden war. (Heeckeren hatte den berühmten Dichter Puschkin im Jahre 1837 erschossen.)

Endlich auf S. 273 soll dem Leser eingeredet werden, Mentschikow's berühmter „Paletot" sei gelegentlich einer Audienz bei dem Sultan angelegt oder nicht abgelegt worden! Das hat ein Mann glauben und weiter erzählen können, „dem vergönnt gewesen . . . nicht nur in Paris zu leben, sondern auch in den höhern Gesellschaftskreisen zu verkehren".

Nach dem Vorstehenden wird man sich vorstellen können, welche Bewandtniß es mit den übrigen Berichten des Verfassers hat, „der vornehmlich nach gewissenhaft niedergeschriebenen, umfangreichen Tagebüchern" und „unter Vergleichung zuverlässiger Quellenwerke" gearbeitet haben will. Er beginnt mit dem Herzog von Reichstadt und schließt mit dem Höhepunkt des zweiten Kaiserreichs, ohne auch nur eines der dazwischenliegenden Ereignisse anders als anekdotenhaft behandelt zu haben. Dabei will das Unglück, daß die besten und charakteristischsten Anekdoten fehlen: Napoleon's Worte an die Prinzessin Mathilde am Vorabende des Staatsstreichs — Eugeniens Zeugenschaft bei der zweiten Verhaftung ihres spätern Gemahls —, der wahre Zusammenhang, den es mit der Werbung um die Prinzessin, spätern Königin Carola gehabt. — Napoleon's geistreiche Antwort auf des Kaisers Nikolaus Anerkennungsschreiben hat Herr Ebeling offenbar ebenso wenig gekannt wie die Jugendgeschichte Josephinens und den Zusammenhang zwischen Madame Adelaide und der Herzogin von Angoulême.

Um seinerseits bekannt zu werden, hat der Verfasser dem Buche (dessen Fortsetzungen sich schon jetzt errathen lassen) sein Bildniß beigegeben. F. W.

Schriften zur socialen Frage.

1. Das Problem der Armuth. Vorlesungen über die sociale Frage von Karl Rausch. Berlin, Stande. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Der Darwinismus gegen die Socialdemokratie. Von Otto Ammon. Hamburg, Verlagsanstalt. 1891. 8. 1 M.
3. Socialdemokratie und Socialliberalismus. Von Theodor Hertzka. Dresden, Pierson. 1891. Gr. 8. 75 Pf.
4. Zur Versöhnung des Besitzes und der Arbeit. Von Karl Walcker und E. von Schenckendorff. (Deutsche Schriften für nationales Leben, herausgegeben von Eugen Wolff. Erste Reihe. Heft 2.) Kiel, Lipsius u. Tischer. 1891. Gr. 8. 1 M.
5. Wider die Socialdemokratie. Eine Streitschrift von Otto Fleischmann. Kaiserslautern, Tascher. 1891. Gr. 8. 2 M.
6. Was hat der Landmann von der Socialdemokratie zu erwarten? Von August Trümpelmann. Leipzig, R. Werther. 1891. Gr. 8. 25 Pf.

> Sieben Sechserbrote sollen hinfür in England für einen Groschen zu haben sein; die dreireifige Kanne soll zehn Reifen halten, und ich will es für ein Criminalverbrechen erklären, wenn einer Dünnbier trinkt.
> Aus Shakespeare's „Heinrich VI."

Als die beiden Formen des socialen Lebens hat Herbert Spencer in seinem lesenswerthen Aufsatz „Von der Freiheit zur Gebundenheit" die freiwillige und die erzwungene Genossenschaft hingestellt: erstere ist nicht etwa eine solche, bei der man thun und lassen kann, was man will, sondern eine solche, in welcher man sich zu Leistungen durch Verträge, die man indeß wieder aufheben kann, bindet; letztere ist eine Genossenschaft, in welcher man sich dem Willen des Vorgesetzten unbedingt zu unterwerfen hat, wie es im Heerwesen geschieht. Eine solche Zwangsgenossenschaft war in vergangenen Jahrhunderten die bürgerliche Gesellschaft; an Stelle jener ist heute in Europa mehr und mehr die freiwillige Arbeitsgenossenschaft getreten: in ihr ist die Entwickelung der Gegenwart begründet. Das Misvergnügen, welches manche ihrer Einrichtungen im Gefolge haben, hat jetzt das Verlangen nach einem neuen System hervorgerufen. Mit der Kritik dieser neuen Systeme beschäftigen sich die mir zur Besprechung vorliegenden und oben angezeigten Schriften.

Eine Anzeige dieser Broschüren muß sich hier darauf beschränken, den Inhalt im allgemeinen anzugeben und die Eigenthümlichkeiten hervorzuheben.

Karl Rausch (Nr. 1) schildert die Noth der arbeitenden Klassen, die Erscheinungen der Armuth bei den un-

qualificirten und qualificirten Arbeitern, in den Kreisen der kleinern und mittlern Bourgeoisie. Er schildert den Haß der Enterbten gegen die Organisation der Gesellschaft, zeigt die unverhüllte Noth des vierten Standes, und erhebt im Namen der Erhaltung und der Fortentwickelung der menschlichen Civilisation die Forderung nach Umgestaltung der jetzigen Organisation der Arbeit und der Gesellschaft. Seine Forderung sucht aber an das Gegebene anzuknüpfen, baut sich auf einer geschichtlichen Darstellung der Ursachen auf, die unsere jetzige Organisation der Gesellschaft und der Arbeit veranlaßt haben. Er gibt dabei in gedrängter und fast durchaus faßlicher Weise eine Einführung in die Grundgedanken von Henry George's „Fortschritt und Armuth", ja er hält sich bei der Darlegung der Ursachen des Uebels ziemlich eng an die Untersuchungen des berühmten Amerikaners „über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armuth bei zunehmendem Reichthum", abgesehen von dessen Anschauungen über die Grundrente, deren Begriff er neuerdings prüft, und dabei die von Henry George gezogenen Schlüsse als unzulänglich nachweist. Sein Ergebniß ist, daß die Wurzel des Uebels in der uneingeschränkten Ausnutzung aller Besitzprivilegien zu suchen sei, folglich das Heilmittel in deren Einschränkung. Dazu bedürfe es keiner revolutionären Umwandlungen, sondern einer allmählichen Anpassung auf dem Wege der Gesetzgebung, die auf ein wachsendes Pflichtgefühl jedes einzelnen Menschen sich stützen müsse. Was der Verfasser in dieser Hinsicht beibringt, ist nicht immer neu, aber stets treffend. Druck und Ausstattung ist sorgfältig, und der von der Verlagshandlung beigegebene Auszug brauchbarer als die sonst üblichen; aber ohne ein bischen Reclame am Schluß geht es auch hier nicht ab.

Otto Ammon's (Nr. 2) anthropologische Plaudereien sind einzelne zu einem Ganzen verbundene Aufsätze, die innerhalb eines längern Zeitraums im Feuilleton der „Konstanzer Zeitung" erschienen waren. Sie sollen ein Versuch sein, zu zeigen, daß die Darwin'sche Lehre keine umstürzende Tendenz besitze, vielmehr zu den Umsturzbestrebungen der Socialdemokratie den schroffsten Gegensatz bilde: „Selection", Zuchtwahl, Auslese, diese Theorie wird auch auf die gesellschaftlichen Zustände angewendet, und eine Lehre von der „socialen Auslese" aufgestellt. Der Verfasser, ein verständiger Anhänger Darwin's, mit anthropologischer Forschung und Literatur wohl vertraut, scheint mir auch seine eine These richtig bewiesen zu haben (vor allem gegen Bebel), daß die Folgerungen der Lehre Darwin's nicht demokratisch, noch weniger socialdemokratisch, sondern durchaus erhaltend, antinivellistisch, aristokratisch, monarchisch sind. Misglückt scheint mir aber der Versuch, die gesellschaftlichen Zustände auf allgemein gültige Naturgesetze zurückzuführen, und zwar aus innern Gründen, nicht blos deshalb, weil etwa gerade die gegenwärtige Staatswissenschaft von „mit Naturnothwendigkeit wirkenden Gesetzen" nichts wissen will. Immerhin darf man auf die in Aussicht gestellte, streng wissenschaftliche Darstellung gespannt sein, in der zur Begründung der Lehre von der „socialen Auslese" ein umfassendes anthropologisches Material herangezogen werden soll.

Auch Theodor Hertzka's (Nr. 3) Schrift ist aus einer Reihe von Artikeln gebildet, die gegen Schluß des Vorjahres in dessen wiener „Zeitschrift für Staats- und Volkswirthschaft" erschienen sind. Auch hier werden nur auszugsweise die Gedanken angedeutet und auf ein künftiges Werk über „einen neuen Werthbegriff" verwiesen. Mit genügender Klarheit dargelegt ist der Grundgedanke:

> Daß nicht ein Wechsel in den Formen der wirthschaftlichen Knechtschaft, sondern Befreiung der Arbeit von jeder wie immer gearteten Fessel, nicht widernatürliche Gleichheit der Leistungen und der Genüsse, sondern ungeschmälertes Anrecht auf die Vollfrucht des eigenen Fleißes das Ziel der socialen Entwickelung sei.

Betreffs seiner Anschauungen über die Organisationsformen freier Arbeit verweist der Verfasser auf sein soziales Zukunftsbild „Freiland". Die Ausführungen über den die theoretische Grundlage seiner Anschauungen bildenden, „von allen bisher bekannten durchaus abweichenden Werthbegriff" bleiben dem neuen Werke vorbehalten. Die bei dieser Arbeit verfolgte Tendenz ergibt sich aus folgenden Worten:

> Ich fürchte von einem Siege der Socialdemokratie durchaus nichts, halte alle für diese Eventualität in Aussicht gestellten Schrecken für leere Hirngespinste, während ich von einer endgültigen — nicht blos materiellen, sondern geistigen — Unterdrückung ihrer Bestrebungen den Untergang aller Freiheit, Cultur und Gesittung besorgen würde. Das hindert nicht, daß ich das positive Programm der Socialdemokratie — wie ja aus dem Nachfolgenden sattsam hervorgehen wird — verwerfe, für schlecht und unsinnig erkläre; aber für ebenso schlecht und unsinnig erkläre ich das Bestehende, welches jedoch dem socialdemokratischen Uebel gegenüber in meinen Augen den einen ungeheuern Nachtheil besitzt, daß es zu den unsinnigen Dingen gehört, die möglich sind, während der socialdemokratische Unsinn — glücklicherweise unmöglich ist.

Was ist nicht alles in dem kleinen, 44 Seiten umfassenden Schriftchen behandelt, das, von Walcker und von Scheuckendorff (Nr. 4) bearbeitet und „Zur Versöhnung des Besitzes und der Arbeit" betitelt, das zweite Heft in der ersten Reihe der „Deutschen Schriften für nationales Leben" bildet! Walcker, in einer Anmerkung als „maßvoller Freihändler" bezeichnet, gibt zunächst am Anfang des ersten Aufsatzes eine Art „Geschichte der Arbeiterfrage"; dann wird gegen den „unpraktischen Utopismus der Socialdemokratie" ins Feld gezogen; dann werden die „Bildungsfragen" erörtert, die „Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber", im Anschluß daran die „Absatzkrisen", weiter die „Arbeitgebervereine und Gewerkvereine" (Empfehlung der Hirsch-Dunker'schen Gewerkvereine), es folgt eine Besprechung der „Handelspolitik" und noch mehr. Einmal sind die letzten „Merowinger" rois fainéants genannt. Gemeint sind wol die letzten „Karolinger in Frankreich", die wenigstens durchweg in geschichtlichen Forschungen unter diesem Namen verstanden werden, im besondern Ludwig V., der roi fainéant κατ' ἐξοχήν. Der zweite Aufsatz stammt aus der Feder des Begründers und Leiters des „Deutschen

Vereins für Knaben- und Handarbeit" und bildet eine kurze Darlegung der Grundgedanken einer neuerdings erschienenen Schrift: „Der Arbeitsunterricht auf dem Lande" von E. von Schenckendorff, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. An dritter Stelle folgt ein Bruchstück aus einer Reichstagsrede des Prinzen Heinrich zu Schönaich-Carolath vom 25. Januar 1890. Den Schluß bildet ein Nachwort des Herausgebers, Privatdocenten Wolff. — Gewiß! „Wer vieles bringt, wird u. s. w."

„In hoc signo vinces!" — Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! — Es ist das Motto der Streitschrift Otto Fleischmann's (Nr. 5) „Wider die Socialdemokratie." Dort ist Darwin, hier das „Kreuz" ins Feld geführt. Wahrlich, an neuen Weltbeglückern ist in unserer Zeit kein Mangel. Aber alles so theoretisch! Der Verfasser dieser Schrift tritt vom Standpunkte des Christenthums aus der Socialdemokratie entgegen: er will nicht etwa den Arbeiter und dessen berechtigte Bestrebungen zur Verbesserung seiner Lage bekämpfen, sondern dem Materialismus entgegentreten, welcher sich der ganzen Bewegung bemächtigt habe und dieselbe zu seinen Zwecken auszubeuten, in seinem Sinne zu leiten suche. In 12 Kapiteln wird nachzuweisen versucht, wie auf allen Lebensgebieten diese materialistische Weltanschauung durchbreche und wie dieser unsere gesammte Cultur und Gesellschaftsordnung mit Untergang bedrohenden Bewegung nur durch die idealen Principien des Christenthums mit Erfolg begegnet werden könne.

August Trümpelmann's (Nr. 6) Broschüre, in feuilletonistischem Stil gehalten, behandelt die Folgen, welche seiner Ansicht nach aus einer Durchführung der socialdemokratischen Ideen für den Bauern sich ergeben würden:

Was hat der Landmann von der Socialdemokratie zu erwarten? Er wird aus einem Freien zu einem Unfreien, aus einem selbständigen zum unselbständigen Manne, aus einem Besitzer, der sein Land bewirthschaften kann, wie er will, zu einem bloßen Arbeiter unter der Controle des Aufsehers.

Werden viele aus diesen Büchern etwas lernen? Wird die Entwickelung der socialen Ordnung durch sie gefördert? Nur wenige Bücher wird man nach dem Durchlesen aus der Hand legen mit einem bleibenden Gewinn, bei wenigen wird man die beiden Fragen bejahen können.

Ludwig Huberti.

Feuilleton.

Wie wird ein Conversations-Lexikon gemacht? Ueber den gewaltigen Organismus, welcher bei Herstellung eines solchen Riesenbuchs in Bewegung ist, hat man vielfach keine richtige Vorstellung, obwol es einleuchtet, daß ein Werk wie der „Brockhaus" nicht von wenigen Personen geschrieben und gedruckt sein kann. Aber wer hätte geglaubt, daß allein mit der Ausarbeitung und Redaction der nahezu 100000 Artikel, in welchen die vierzehnte Auflage das Wissen und Können der Gegenwart zu umfassen sucht, an 400 Gelehrte und Fachmänner aller Disciplinen beschäftigt sind, daß die Herstellung des Werks außerdem ein technisches und buchhändlerisches Personal der Firma von 600 Köpfen mehr oder weniger regelmäßig beansprucht, also insgesammt 1000 Personen jahrelang daran thätig sind! Trotz der schlimmen Folgen, welche der lang andauernde Buchdruckerstreik auf die Herstellung eines derartigen Werks haben mußte, scheint es der Verlagshandlung und Druckerei zu gelingen, das Versäumte nachzuholen, da sie den zweiten Band für das jetzige Frühjahr verspricht. Derselbe soll sich wie der erste Band durch eine Fülle von trefflichen Chromos, Karten und sonstigen Abbildungen und durch wichtige und reichhaltige Artikel, welche von neuen Gesichtspunkten aus bearbeitet sind, auszeichnen. Wie lang muß wol der Artikel Berlin werden, wenn Aachen im ersten Bande beinahe vier Seiten füllt? Wie wir hören, findet das monumentale Werk eine so günstige Aufnahme, daß dem sehr hoch bemessenen ersten Druck schon jetzt ein Neudruck des ersten Bandes gefolgt ist. Es müssen Berge von Manuscripten und Correcturen die Redaction und die Druckerei passiren, bis auch nur die 1000 Seiten und Abbildungen eines der sechzehn Bände mit einwandfreiem Texte in die Hand des Käufers gelangen!

— Gegen Ende März wird in dritter verbesserter und, was den illustrativen Schmuck anbetrifft, sehr vermehrter Auflage erscheinen: „Goethe's Mutter, ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann" (Leipzig, A. Seemann). Von den zahlreichen, zum Theil bisher unbekannten neuen Abbildungen der dritten Auflage seien erwähnt: ein Bild von Lili, nach einer Zeichnung ihrer Tochter; das Goethehaus in Frankfurt vor dem Umbau (1755); eine Silhouette von Agnes Klinger, von Goethe's Hand; der goldene Brunnen, die zweite Wohnung der Frau Rath, der Roßmarkt um 1725, die Hauptwache in Frankfurt a. M. Ende des vorigen Jahrhunderts, die Beschießung Frankfurts durch die Franzosen 1796 und ein Bild von dem Scharmützel der Franzosen und Oesterreicher am 22. April 1797, das Frau Rath ausführlich beschreibt u. a. m. Die vier dem Buche beigegebenen Heliogravüren bringen das Bild der Frau Rath, das May'sche Bild von Goethe, die Goethe'sche Familie von Seekatz und die Statue der mecklenburgischen Prinzessinnen Luise und Friederike von Schadow.

— Professor Dr. Heinrich Nabert's „Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa" (Glogau, Flemming), deren vier westliche Sectionen in Nr. 38 d. Bl. f. 1891 besprochen worden, liegt mit der gleichzeitigen Ausgabe der vier östlichen Sectionen nun vollendet vor. In ihrem Maßstabe von 1:925000 hat sie die Gesammtgröße von 1,53 Meter Höhe und 3,13 Meter Breite erreicht, Ausmessungen, die es dem Privatmann selten gestatten werden, die Karte auf Leinwand gezogen in seinem Zimmer aufzuhängen. Zum genauen Studium gehört sie ohnehin auf den Arbeitstisch. Und solch aufmerksamster Betrachtung ist diese kartographische Arbeit werth, deren äußerer Riesenumfang dem ungeheuern Maße auf sie gewandter Mühe und Gewissenhaftigkeit entspricht. Unter dem Eindrucke, den die Treue des Bearbeiters in der Erfüllung der selbstgestellten Lebensaufgabe auf den Beschauer hervorbringt, gereicht es ihm zur Freude, der vierten Section ein kleines Schriftchen aus der Feder Richard Boeckh's beigefügt zu finden, das den Lebenslauf und das ideale Schaffen des für sein deutsches Volk begeisterten Mannes einfach erzählt, der wol noch die Freude hatte, sein Werk für die Veröffentlichung sicher bestimmt zu wissen, aber durch den Tod am 15. Mai 1890 verhindert wurde, es auch im Stich und Druck vor sich zu sehen.

Von den neuen Sectionen gibt die siebente die noch fest dastehenden deutschen Siedlungen im Banat, die sich ostwärts immer mehr auflösen und über eine Strecke völlig rumänisirten Landes

mit einstmals deutschen Ortsnamen zur Grenze des siebenbürgischen Sachsenlandes führen, das zunächst auf weitem Gebiete vor den Walachen zurückgewichen ist. Während ehemals der Sachsenboden bis an den Kamm der transsylvanischen Alpen gereicht, stets die Mitte ihres Nordabhangs ausgenommen, sind jetzt Hermannstadt im Westen und Kronstadt im Burzenlande fast zu den Südpunkten deutscher Zunge geworden. Wie namentlich das Burzenland, die deutsche Südostecke, von Rumänen und Magyaren angefressen wird, ist trostlos anzuschauen; aber sehr bemerkenswerth ist es, daß viel mehr die Rumänen der Deutschen mächtig geworden sind als die Magyaren. Das deutet doch auf eine sehr große wirthschaftliche Schwäche der Sachsenbauern. Das Nösnerland im Norden Siebenbürgens, um Szamos ist schon den Rumänen verfallen, an der Bistritz beginnt es im Süden angegriffen zu werden. Wir gelangen zu dem geschlossenen deutschen Coloniallande Bessarabiens, das unter Alexander I. meist von Schwaben nach den Befreiungskriegen besiedelt wurde, an die Namen wie Borodino, Tarutino, Dennewitz, Katzbach, Kulm, Leipzig, Arcis, Paris erinnern. Dann auf der achten Section zu den Colonien am untern Dnjestr, zu den pfälzer Niederlassungen am untern Bug, zu den Mennoniten an den untern Dnjeprschwellen, zum ausgedehnten Colonialbezirk an der Molotschnaja in der Nogaiersteppe und zu den zerstreuten Gemeinden der Krim. Die dritte Section schließt sich an die zuerst erschienene zweite an; sie enthält den Ostzipfel des deutschen Reichs und die ehemals polnischen Provinzen Rußlands, die ihre einstige politische Zugehörigkeit durch ihre Durchsetzung mit polnischer Bevölkerung zu erkennen geben, aber auch jenen Strich deutscher Niederlassungen in Wolhynien in sich schließen, der jetzt ganz besonders die Besorgniß der russischen Regierung und Presse erregt. Ein großer Carton im Maßstabe der Hauptkarte gibt die von Katharina II. zwischen 1763 und 1770 gegründeten deutschen Ansiedelungen an der Wolga, am rechten Ufer, der Bergseite, wie weit ausgedehnter am linken, der Wiesenseite, heute einer der Schauplätze grenzenlosen Elends der Hungersnoth. Die ganze Uebersicht der deutschen Colonien in Rußland ist äußerst dankenswerth und war bisher gar nicht möglich. Die vierte Section bringt noch ihre letzten Reste, die Colonien am mittlern Dnjepr und Sarepta, die große Herrnhutercolonie unterhalb des Wolgaknies. Seinen Hauptinhalt sollen die Ostseeprovinzen bilden; sie zeigen aber leider ein völlig falsches Bild, sodaß wir, aufrichtig dankbar für die vortrefflichen sieben Sectionen, über diese, durch Unkenntniß des Landes und Benutzung werthloser Hilfsmittel verunglückte Section in schonendem Schweigen hinweggehen.

— Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig wird demnächst erscheinen: „Dante-Handbuch. Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften Dante Alighieri's. Von Dr. G. A. Scartazzini". Der erste Dante-Forscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das größere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie", anschließt. — Aus demselben Verlage wird als Neuigkeit angezeigt: „Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes. Dem deutschen Volke dargeboten von Bernhard Baehring." Das hier aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages gebotene Lebensbild Bunsen's, der als Gelehrter wie als Staatsmann in vielseitiger Weise für die Entwickelung des deutschen Staatswesens gewirkt hat, erscheint in wesentlich gedrängterer Form als die früher in demselben Verlage veröffentlichte umfassende, von der Witwe Bunsen's verfaßte Biographie.

— Ein neuer Roman von Wilhelm Jensen erscheint im März unter dem Titel „Der Schatzsucher" im Verlage von C. Reißner in Leipzig. — Auch die bekannte Schriftstellerin Bertha von Suttner veröffentlicht wieder ein neues Buch, einen zweibändigen Roman, „An der Riviera", der im Verlage von J. Bensheimer in Mannheim herauskommt.

Bibliographie.

Brandes, W., Balladen. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Braun, F. A., Lanze und Feder. Ernst und Scherz aus großer Zeit. Jubiläumsausgabe zum 5. November 1891. Berlin, P. Stankiewicz. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Büchle, A., Vaterländische Festspiele. Den deutschen Gymnasien gewidmet. Karlsruhe, G. Braun. 1891. Gr. 16. 1 M.

China. Von einem früheren Instructeur in der chinesischen Armee. Leipzig, O. Wigand. 1891. Gr. 8. 1 M.

Dusmann, S., Gold, Weihrauch und Myrrhen. Dramatisches Weihnachtsspiel. Regensburg, J. Habbel. 1891. 12. 40 Pf.

— — Zwei Landschaftsgemälde. Ein Weihnachtsdrama. Regensburg, J. Habbel. 1891. 12. 60 Pf.

Erbach, E. Graf zu, Wandertage eines deutschen Touristen im Strom- und Küstengebiet des Orinoko. Leipzig, Th. Thomas. 1891. Gr. 8. 10 M.

Flaischlen, C., Toni Stürmer. Eine Alltagsgeschichte. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1891. 8. 1 M.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann. IV. Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas. Von J. Zeidler. I. Hamburg, L. Voß. 1891. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Frank, E., Erläuterungen zur Missa solemnis von L. van Beethoven. Den Ausführenden und Zuhörenden dargeboten. Hannover, Ad. Nagel. 1891. Gr. 8. 25 Pf.

Geißler, K., Paoli. Ein Drama aus der Zeit der französischen Revolution. Berlin, C. Ulrich u. Comp. 1891. Gr. 8. 2 M.

Georg, Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Vaterländisches Zeitbild aus dem 30jährigen Kriege von M. v. R(eitzenstein). Bremen. (Hannover u. Celle, Schulbuchhandlung.) 1891. 8 50 Pf.

Gumplowicz, L., Sociologie und Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Hausrath, A., Arnold von Brescia. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Heckel, C., Die Bühnenfestspiele in Bayreuth. Authentischer Beitrag zur Geschichte der Entstehung und Entwickelung. Leipzig, E. W. Fritzsch. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Keim, F., Die Spinnerin am Kreuz. Schauspiel. Wien, C. Graeser. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.

Kennan, G., Aus Sibirien und Rußland. Neue Beiträge zur Kenntnis des Gefängnis- und Verbannungswesens. Deutsch von L. Katscher. Autorisirte Ausgabe. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kohut, A., Aus dem Zauberlande Polyhymnias. Musikalische Geschichten und Plaudereien. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. Gr. 8. 6 M.

Liebe, Licht, Luft, Leben. Ein nicht gehaltener Vortrag. Zu einem wohlthätigen Zweck geschrieben von Veritas. Stuttgart, Strecker u. Moser. Gr. 8. 1 M.

Lubliner, H., Der kommende Tag. Schauspiel. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Badische Neujahrsblätter, herausgegeben von der badischen historischen Kommission. 2. Blatt: Badische Truppen in Spanien 1810—1813, nach den Aufzeichnungen eines badischen Offiziers von F. v. Weech. Karlsruhe, G. Braun. Gr. 8. 1 M.

Ostermann, G., Feldmarschall Radetzky oder ein folgenschwerer Irrthum. Schauspiel. Gelegentlich der Errichtung des Radetzky-Monumentes verfaßt. (Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze.) 1891. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Riedel, L., Alle Riet a Luth allaa. Derlebbts und Derdachts. Plauen, F. E. Neupert. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

Risy, A., Das Kometenkrügel. Ein Märchen aus den Sittersdorfer Weinbergen. Klagenfurt, J. Heyn. 1891. 16. 80 Pf.

Rubinstein, A., Die Musik und ihre Meister. Eine Unterredung. Leipzig, Barth. Senff. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Scheffel, J. V. v., und B. v. Aruswald, Wartburg-Sprüche. Ausgewählt und angebracht. Neu aufgeschrieben, vervollständigt und herausgegeben von F. Lechleitner. Weimar, H. Böhlau. 1891. 12. 2 M.

Schwebel, O., Markgraf Woldemar. Der echte oder der falsche? Ein vaterländisches Geschichtsbild. Düsseldorf, F. Bagel. 1891. Gr. 8. 6 M.

Sodom und Gomorrha oder der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse. Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire. In zwanglosen Heften. III. München, F. A. Ackermann. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Spurgeon, M., Zwölf Christblumen. Erblüht aus den „Westwood-Leaflets". Leipzig, G. Böhme Nachf. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Stinde, J., Humoresken. Berlin, Freund u. Jeckel. 1891. 8. 3 M.

Tamms, M., Jemand's Liebling. Roman. Stralsund, Bremer. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Térey, G. v., Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Halle'sche Heiligthumsbuch von 1520. Eine kunsthistorische Studie. Strassburg i. E., J. H. E. Heitz. 1891. Gr. 8. 5 M.

Tücking, K., Geschichte der Stadt Neuss. Düsseldorf, L. Schwann. Gr. 8. 5 M.

Weigand, W., Dramatische Gedichte. (Savonarola. — Gottfried. — Wilbrand.) München, C. Merhoff. 1891. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Windschild, K., Fürst Wolfgang von Anhalt. Geschichtliches Volksschauspiel aus der Reformationszeit. Cöthen, O. Schulze. 1891. 8. 1 M.

Zellner, L. A., Vorträge über Akustik. 2 Bde. Wien, A. Hartleben. 1891. Gr. 8. 18 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Roman
von
Georg Engel.
2 Bände eleg. Format.
Brosch. 7 Mk., geb. 9 M.

Ahnen und Enkel.

„Ahnen und Enkel" ist aus der Feder eines Schriftstellers hervorgegangen, der als ein Erzähler nach dem Herzen des Volkes gelten darf; denn wie **Georg Engel** zu packen und zu erschüttern weiß, so licht und erquickend ist auch sein Humor, der immer und immer wieder siegreich hervorbricht. Dieser innerliche — geradezu an **Fritz Reuter** gemahnende — Humor stempelt Georg Engel zu einem gern gelesenen Autor.

Würdige und sinnige Konfirmationsgaben.

Allzeit im Herrn. Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung.

Herausgegeben von **P. Rogge,** Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von Karl Gerok. Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 2. Auflage. In Kleinquart. Prachtband 12,50 M. Velin-Ausgabe 20 M.

Auf der Schwelle des Lebens.

Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild und Widmungsblatt. In reichem Goldschnittband 4 M. (☞ **Soeben erschienen!**)

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte
von
Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.
Ein Band von 812 Seiten in Großoktav.
Preis geheftet M. 12 —. In geschmackvollem Halbfranzband M. 14 —.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Der Volksschulgesetzentwurf

vom pädagogischen und sozialpolitischen Standpunkt beleuchtet.
Von Hauptlehrer **J. Greßler.**
25 Ex. 11 M., 50 Ex. 20 M., 100 Ex. 35 M., 1 Ex. f. 55 Pf. franco von
A. Helmich, Bielefeld.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte (Gesammtausgabe m. d. Bildnis des Dichters). 2. verm. Aufl., brosch. 3 M. 45 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche. 4. verm. Aufl. brosch. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.

Otto Weddigen, Epische und Dramat. Dichtungen. 2. Aufl. brosch. 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.

Weddigen's „Gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.
Verlag von Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's
Selbstbiographie.
Bis zu seinem Tode vervollständigt.
Herausgegeben von **Sophie Schliemann.**
Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.
8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

„Diese Lebensbeschreibung des grossen Wiedererweckers der homerischen Kultur sollte in keinem gebildeten Hause fehlen." Berliner Tageblatt.

Soeben erschien und versende gratis

Antiquariatskatalog 84

I. Schönwissenschaft. II. Geschichte, Geographie.

Dieser umfangreiche Katalog enthält viele wertvolle und interessante Werke.

R. Sachsfeld's Antiquariat, Potsdam.

Einzelne Werke sowie ganze Bibliotheken kaufe zu höchsten Preisen.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 12. — 24. März 1892.

Inhalt: Theodor Fontane. Von Robert Lange. — Wildenbruch's „Heiliges Lachen". Von Edmund Lange. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Richard Weitbrecht. — Culturgeschichtliche Charakterköpfe. Von Friedrich Bienemann. — Aus Afrika, Venezuela und Sibirien. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Theodor Fontane.*)

Ein Dichter, der im 73. Lebensjahre steht und mit der Schaffenslust und Schaffenskraft eines Jünglings dem deutschen Volke alljährlich mehrere Werke schenkt, die als Früchte eines reichen Geistes, tiefer Lebenserfahrung und scharfer Beobachtung in weiten Kreisen Beifall finden, ein solcher Dichter ist gewiß keine häufige Erscheinung. Theodor Fontane ist erst im höhern Lebensalter — er war fast ein Sechziger — unter die Romanschriftsteller gegangen und hat dann, beginnend mit „Vor dem Sturme", einem Romane aus dem Winter 1812 auf 1813, eine ganze Reihe größerer und kleinerer Romane und Novellen geschrieben: „Grete Minde", „Unterm Birnbaum", „Ellernklipp", „L'Adultera", „Schach von Wuthenow", „Graf Petöfy", „Cécile", „Irrungen Wirrungen", „Stine", „Quitt", „Unwiederbringlich". Die meisten dieser Geschichten spielen in Norddeutschland, zumal in der Mark, der Heimat des Dichters, die er kennt und liebt, wie kaum ein zweiter. Dem liebevollen Studium der Natur und Geschichte der Mark verdanken wir das Hauptwerk seines Lebens, seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", zu denen neuerdings eine Ergänzung („Fünf Schlösser") erschienen ist. Es sind das, zwanglos aneinandergereiht, höchst anziehende Skizzen, historische Erinnerungen und Studien, Culturbilder und herrliche Naturschilderungen. Hier schon zeigt der Dichter die Meisterschaft, Land und Leute in ihrem tiefsten Kern und Wesen zu erfassen und zu zeichnen, die wir auch in seinen Romanen bewundern. Schon vorher hatte Fontane Reisebilder veröffentlicht und die Eindrücke wiedergegeben, die er bei seinem Aufenthalt in England und Schottland gewonnen. Jene Tage in England wirkten auch auf seine dichterische Begabung vielfach anregend und befruchtend: in seinen Balladen (1860) und seinen Gedichten (1875) ist der Einfluß der englischen Balladendichtung unverkennbar. Zu dieser stattlichen Zahl von Werken kommen dann noch die Schriften, die den letzten deutschen Kriegen vom schleswig-holsteinischen bis zum französischen gewidmet sind.

Das Büchlein „Kriegsgefangen", das in dem großen Kriegsjahre spielt, hat erst jetzt, nach zwanzig Jahren, seine zweite Auflage erlebt. Eine fast unglaubliche Thatsache. Freilich ist die Zahl der Kriegserinnerungen aus den Jahren des großen Kriegs Legion, sodaß das eine oder andere Werk wol vergessen wurde; wie aber gerade das von Fontane diesem Schicksal verfallen konnte, das erscheint uns jetzt ganz räthselhaft. Denn es steht hoch über allen ähnlichen Büchern, unter denen sich ganz tüchtige Leistungen befinden, die wiederholt aufgelegt worden sind. Hoffentlich findet es in der neuen Gestalt, die mit dem wohlgelungenen Bildniß des Dichters geschmückt ist, recht viele Leser. Niemand wird es bereuen, das Buch in die Hand genommen zu haben, im Gegentheil, man wird von Anfang bis zu Ende angeregt, gefesselt, theilweise gerührt und erschüttert. Es ist nicht die bunte Fülle der Erlebnisse, nicht der reiche Wechsel aufregender Abenteuer, was uns so sehr fesselt, in diesem Punkte ist wol manches ähnliche Buch dem unsern überlegen, es ist vielmehr der tiefe Gehalt des Erzählten. Vom ersten Augenblick an packt uns die Persönlichkeit des Dichters, nehmen seine Schicksale unsere vollste Theilnahme in Anspruch. Wir bewundern seine scharfe Beobachtung der Menschen und der Natur, die Vornehmheit der Gesinnung, die Unbefangenheit seines Urtheils, die sich besonders angenehm bewährt, wo er die Vorzüge und liebenswürdigen Eigenschaften des französischen Volkscharakters bespricht. Die persönlichen unangenehmen Erfahrungen haben seinen Blick und sein Urtheil nicht getrübt. Eine Stelle aus dem Kapitel „Rückblicke" mag als Beleg hier Platz finden:

*) Kriegsgefangen. Von Th. Fontane. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1892. 8. 5 M. — L'Adultera. Von Th. Fontane. Zweite Auflage. Berlin, Fontane. 1891. 8. 3 M. — Unwiederbringlich. Roman von Th. Fontane. Zweite Auflage. Berlin, Fontane. 1892. 8. 6 M.

Hier schon, als am passendsten Platz, versuche ich die Eindrücke wiederzugeben, die ich in fast dreiwöchentlichem Zusammenleben mit französischen Soldaten und Civilpersonen verschiedenster Art, von dem Charakter des Volks, von den Vorzügen und Schwächen desselben empfangen habe. Es ist Pflicht zu sagen, daß diese Eindrücke die allerangenehmsten waren, und daß ich mir keine Nation denken kann, die in so vielen ihrer aufs gerathewohl gewählten Repräsentanten im Stande wäre, ein günstigeres Urtheil hervorzurufen. Im allgemeinen wird man sagen können, daß, je nach den Landestheilen, in denen man lebt, auf zehn oder sieben oder fünf Individuen immer ein unleidlicher Mensch kommt; hier lebte ich mit 70 oder 80 Gefangenen zusammen, die in der Zeit meiner Anwesenheit zwei oder dreimal wechselten (sodaß ich etwa 200 verschiedene Personen kennen lernte), und nicht die geringste Unannehmlichkeit, geschweige Unart habe ich zu erfahren gehabt; sie waren alle verbindlich, rücksichtsvoll, zuvorkommend, dankbar für jeden kleinen Dienst, nie beleidigt durch Widerspruch, vor allem ohne Schabernack und ohne Neid. Wir könnten nach dieser Seite hin viel von ihnen lernen. Es offenbarte sich mir ein unerschöpflicher Schatz von Gutmüthigkeit, leichtem Sinn und heiterer Laune. Lauter Sanguiniker. Viele waren eitel, andere ruhmredig. Wenn ich aber den Rodomontaden dieser letzteren scherzhaft erwiderte, hatte ich jedesmal die Lacher auf meiner Seite. Von nationaler Gereiztheit keine Spur, wiewol sie alle, ohne Ausnahmen, voll lebhaften, patriotischen Gefühls waren. Auch ihr Bildungsgrad, um das noch zu bemerken, hatte mindestens, bei sonst gleichen Voraussetzungen, das Niveau des unsrigen, wie ich denn überhaupt glaube, daß wir uns nach dieser Seite hin allzu selbstgefälligen Vorstellungen hingeben.

Ebenso beherzigenswerth für uns ist, was Fontane später über die französischen Gensdarmen und die Beamten sagt:

Sie waren nie ärgerlich und gereizt, nie schlechter Laune und sind mir nach dieser Seite hin geradezu als ein Muster erschienen. Es spricht sich darin entweder eine gewisse Wohlerzogenheit oder ein tiefgehender, längst Allgemeingut gewordener humaner Zug, oder aber drittens eine richtige Vorstellung vom Metier, von der Beamtenpflicht aus. Wahrscheinlich wirkt alles drei zusammen. Alle diese Beamten wurden unsertwegen aus dem ersten Schlaf geholt, die Unbequemlichkeit war groß; aber ich habe keine unfreundliche Miene, keine gerunzelte Stirn gesehen. Im Gegentheil, man war artig und zeigte eine gewisse Theilnahme. Es war Dienst, und damit abgemacht.

Man darf aber nicht denken, daß diese Urtheile einer gewissen Vorliebe Fontane's für französisches Wesen entspringen, o nein, an anderer Stelle hebt er Mängel und Gebrechen ebenso unparteiisch hervor.

Kommen wir zum Inhalt des Buchs: Fontane war, wie so mancher andere deutsche Schriftsteller, mit dem deutschen Heere nach Frankreich gezogen und bis Toul gekommen. Von hier aus beschloß er einen Ausflug nach der Heimat der Jeanne d'Arc, nach Domremy, zu machen. Als er dort eben arglos und harmlos die Statue der Pucelle einer genauern Prüfung unterzog, wurde er festgenommen und nach kurzem Verhör als Spion nach Neufchateau geschafft, wo er in dem von Ratten bevölkerten Gefängnisse eine entsetzliche Nacht zubrachte. Von da ging die Fahrt nach Langres, die Lage des Gefangenen verschlimmerte sich; er sollte vor das Kriegsgericht gestellt werden, und das würde — es war vorauszusehen — unter den gegenwärtigen Verhältnissen kurzen Proceß machen. Die Worte des Gefängnißdirectors: „Demain matin, Mr. le Général, en présence des autorités civiles et militaires, décidera votre sort", ließen ihn die volle Gefahr seiner Lage erkennen. Des Dichters Darstellung erhebt sich hier zu wahrhaft dramatischer Kraft; mit stockenden Pulsen folgen wir der Schilderung seines Zustandes, und wir athmen erst wieder auf, als der Gefangenwärter am nächsten Abend dem Gefangenen freundlich zuflüstert: „Tout va bien; tranquillisez-vous"! Das gefürchtete Kriegsgericht trat nicht zusammen, den qualvollen Stunden der Todesangst folgten idyllische Tage, die Fontane mit dem dreizehnjährigen Sohne seines Wärters unter allerlei kindlichen Spielen verbrachte, bis die Fahrt weiter nach Besançon ging, von wo er durch die Schweiz nach Deutschland entlassen zu werden hoffte. Hier abermalige Enttäuschung — achtzehn Tage lang wurde er im Militärgefängniß festgehalten. Das war eine schlimme Zeit für ihn. Der Dichter verlebte sie in einem erbärmlichen Massengefängniß, ohne jede Bequemlichkeit, in Schmutz und Unordnung, schlecht verpflegt, der furchtbarsten Langeweile preisgegeben, in einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, die an Bildung weit unter ihm stand, deren hervorragende Vertreter er aber gleichwol in feiner und liebenswürdiger Weise schildert, wobei er, wie schon gesagt, dem französischen Volkscharakter alle Ehre widerfahren läßt.

Endlich hatte sich das Kriegsgericht von der Wahrheit der Aussagen des Gefangenen überzeugt, gleichwol war der General der Ansicht, daß Fontane als Kriegsgefangener in Frankreich verbleiben müsse, und zwar sollte er mit einer Anzahl badischer Gefangener nach der Insel Oléron im Atlantischen Ocean gebracht werden. Der einzige Trost war, daß er durch Verwendung des Cardinals als officier supérieur angesehen und so einer relativen Freiheit theilhaftig werden sollte. Am 29. October begann die Reise nach Oléron, die in jenen Tagen der Verwirrung nicht ohne Gefahren für die Gefangenen war. Endlich war das Ziel erreicht; der Schilderung der Tage in Oléron ist das dritte Buch gewidmet. Gefangene aus allen Gegenden Deutschlands waren hier beisammen, und Fontane schildert die einzelnen Typen mit großer Kunst unter Hervorhebung des den einzelnen Stämmen Eigenthümlichen. Ganz meisterhaft aber ist die Art, wie Fontane einzelne Gefangene ihre Erlebnisse erzählen läßt. Am 26. November endlich erhielt er vom Vicecommandanten der Festung die Nachricht, daß er frei sei. Die vorgeschriebene Rückreise über Cette am Mittelländischen Meer nach Lyon und Genf ohne jeden militärischen Schutz, war in jenen Tagen vollständiger Anarchie sehr gefährlich, wurde aber glücklich ausgeführt, und im Victoriahotel zu Genf entläßt uns der Dichter. Wir wissen ihn gerettet. Das ist kurz der Inhalt des vortrefflichen Buchs.

Zu gleicher Zeit erlebte die berliner Novelle „L'Adultera" eine zweite Auflage und wurde ein neuer Roman

„Unwiederbringlich" veröffentlicht. Ueber „L'Adultera" können wir uns kurz fassen; der Roman ist bereits in d. Bl. besprochen und gewürdigt worden. Man mag am Stoff und am Schluß mancherlei auszusetzen haben, jedenfalls geht P. Heyse in seiner herben Kritik im fünften Bande des „Neuen deutschen Novellenschatzes" zu weit, wenn er darin eine Verirrung von Fontane's Talent sieht.

Der neueste Roman des Dichters „Unwiederbringlich" hat es bereits wenige Wochen nach seinem Erscheinen zu einer zweiten Auflage gebracht, ein Beweis für die Beliebtheit des Dichters. Wir fürchten, er hat manchem Verehrer Fontane's eine Enttäuschung bereitet. Während Fontane in seinen letzten Werken („Stine", „Irrungen Wirrungen") ganz im berliner Boden wurzelte und faule und vergiftete gesellschaftliche Zustände der Reichshauptstadt mit einer Treue schilderte, die ihm den Verdacht einbrachte, in den Bahnen der Modernsten zu wandeln, versetzt er uns diesmal nach Schleswig-Holstein und Kopenhagen in die Jahre 1859—61. Der Roman weist die bekannten Vorzüge des Dichters auf, zunächst stimmungsvolle Naturschilderungen, die aber nicht Selbstzweck sind, sondern mit den Stimmungen und Gefühlen der handelnden Personen in Wechselwirkung stehen; die Landschaftsbilder sind gewissermaßen mit den Augen der Helden der Erzählung, nicht mit denen des Dichters gesehen. Ferner bewährt, wie zu erwarten, Fontane auch in diesem Werke seine Meisterschaft, Völker und Menschen lebensvoll und lebenswarm uns vor Augen zu führen; der erfahrene, fein beobachtende Welt- und Seelenkenner verleugnet sich auf keiner Seite des Buchs. Aber der Inhalt des Buchs steht nicht im rechten Verhältniß zum Umfang, die Darstellung geht mehr, als es sonst bei Fontane der Fall ist, in die Breite. Wir können für die Personen der Geschichte nicht recht warm werden, geschweige denn, daß wir uns für sie begeistern. Die Fabel ist überaus einfach. Graf Holk auf Holkenäs bei Glücksburg fühlt sich nach siebzehnjähriger glücklicher Ehe seiner Gattin Christine mehr und mehr entfremdet. Die beiden verstehen sich nicht mehr und empfinden die Gegensätze ihrer Naturen drückender als je zuvor. Der Riß wird stärker, als Holk von der Prinzessin zur Dienstleistung als Kammerherr nach Kopenhagen berufen wird. Er verliebt sich in die Hofdame der Prinzessin, Ebba von Rosenberg, und beschließt, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Christine, die schon aus Holk's Briefen erkannt hat, daß sie seine Liebe verloren, kommt ihm zuvor und so gehen die beiden Ehegatten auseinander. Ebba hat mit Holk nur ein übermüthiges Spiel getrieben und gibt ihm jetzt, wo er um sie anhält, einen Korb. Nach längerem, ruhelosem Umherwandern kehrt Holk in die Heimat zurück und versöhnt sich wieder mit seiner Gattin. Sie werden zum zweiten male getraut, aber das Glück ist unwiederbringlich verloren. Wenige Monate darauf gibt sich Christine den Tod im Meere.

Robert Lange.

Wildenbruch's „Heiliges Lachen".

Wenn man annehmen könnte, Ernst von Wildenbruch habe mit seinem neuesten Bühnenwerk*) nichts weiter gewollt, als Aufsehen und Ueberraschung zu erregen, so hätte er seinen Zweck aufs vollkommenste erreicht: erst wenige Wochen sind seit der ersten Aufführung verflossen und schon hat das Stück eine wahre Flut von Besprechungen und sonstigen Erörterungen hervorgerufen; ja man hat aus der feststehenden Thatsache, daß unser Kaiser sich lebhaft dafür interessirt, allen Ernstes den Schluß gezogen, die vielbesprochene Rede auf dem brandenburgischen Provinziallandtage sei veranlaßt durch die Opposition, die sich eben bei jener ersten Aufführung gegen das „Heilige Lachen" geltend machte.

Jedenfalls also ist dieser Märchenschwank ein literarisches Ereigniß, aber als eine literarische That im höhern Sinne vermögen wir ihn nicht anzuerkennen; er ist doch mehr eine Curiosität, als eine werthvolle Bereicherung unserer dramatischen Literatur. Wenn wir nun auch die boshaften Urtheile einiger Recensenten — denen der Dichter in seinem Werke mehrere scharfe Stiche versetzt hat — unterschreiben möchten, und wenn wir auch geneigt sind, mit ihnen „Das heilige Lachen" für ein werthloses Machwerk zu erklären: so viel steht fest, des Dichters Absicht, gegen den Pessimismus in der modernen Kunst und die ganze durch ihn vertretene Lebensanschauung durch ein humoristisch-satirisches Stück einen wirksamen Schlag zu führen, ist gescheitert — gescheitert nicht deshalb, weil das Publikum für die Anschauungen, die Wildenbruch vertritt, nicht mehr zugänglich ist, sondern weil für die Lösung einer solchen Aufgabe seine Kraft nicht zureichte. Und was den ohnehin nicht unbestrittenen Bühnenerfolg angeht, so wird man der unerhört glänzenden Inscenirung und der reizvollen Musik einen nicht geringen Antheil zuweisen müssen.

Doch wenden wir uns dem Stück selbst zu und zwar in der Form, in welcher es auf der Bühne erschien. Zunächst mußte es dem Dichter darauf ankommen, die Zuschauer in eine Stimmung zu versetzen, in der sie geneigt wären, von den Bedingungen der Wirklichkeit abzusehen, seinem kühnen Fluge in ein phantastisches Märchenland willig zu folgen, und diese wahrlich nicht leichte Aufgabe hat er durch das erste Bild „Die große Apotheke" vortrefflich gelöst. Die harmlose Märchenstimmung

*) Das heilige Lachen. Märchenschwank von E. von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1892. 8. 2 M.

ist so ausgezeichnet getroffen, daß, wer Wildenbruch nur aus seinen Dramen und nicht auch als Novellisten kennt, dadurch aufs höchste überrascht werden mußte. Gar anmuthig wird uns zunächst das Treiben der Heinzelleute, der nützlichen kleinen Diener des „großen Principals" vorgeführt; echte Märchenpoesie waltet dann vor allem in der Unterredung, die dieser mit seinen Kindern, der Nacht und den Sternen führt. Auf seine Frage, ob die Sterne sich brav gezeigt, kann die Nacht erwidern:

Sie haben gewirket zu deiner Ehr'
Und haben treu ihres Amtes gewacht.
Sie haben geleuchtet über dem Meer,
Und wo ein Schiff seinen Weg nicht fand,
Dem gaben sie Rath und wiesen ihm Pfad. —
Sie haben geleuchtet über dem Land,
Und wo sich ein Seufzer, bang und schwer
In einsamer Kammer dem Herzen entwand,
Da schoben sie sacht
Mit goldenen Fingern den Vorhang beiseit'
Und blickten hinein in die einsame Pein
Und erzählten dem stummen, finstern Leid
Von deiner Güte und Herrlichkeit.

Nur ein kleines Ding, das sich neuerdings eingefunden, ein Komet, gibt ihr Anlaß zu sanftem Tadel. „Er könnte so schön leuchten, aber er will nichts, als spazieren gehn", sagt sie hübsch von ihm. Die Sterne gehen zur Ruhe, und die Sonne, durch ihre Strahlen herrlich angekündigt, erscheint in hellem Glanz mit den Worten:

Glück auf! Frisch auf!
Jedem frohen Gemüth eine fröhliche Stund'!
Dich Vater und Herr, dich begrüß' ich zuerst
Mit beugendem Herzen, mit jauchzendem Mund!
Der du bist in dir selbst und dich täglich vermehrst
In jedem Geschöpfe und wiederkehrst,
Umwandelnd das ewige Rund!
Ich grüße danach jede Hand, die sich hebt,
Jedes Haupt, welches denkt, jedes Herz, das erbebt,
In welchem das ew'ge Geheimniß lebt
Vom großen allmächtigen Leben!

Vor allem aber liegt dem großen Principal doch das Schicksal seiner Menschen am Herzen. Die Wahrheit, seine Buchführerin in der Stadt Terra, kann ihm nur Gutes berichten. Dann flüstert sie ihm einen Herzenswunsch des neuvermählten Bürgermeisterpaares, des Animus und der Schönheit, ins Ohr: er läßt sofort den Adebar anschirren und sendet ihnen ein reizendes Knäblein, den Lachegott. Er öffnet ihm die Augen, die heilige Schönheit der Welt zu schauen. Nie soll er dieser Stunde vergessen, den Menschen Kunde bringen vom ewigen Lichte, die finstere Trauer verscheuchen, zum Muthe der Freude sie erwachen lassen. Dann erklärt er dem Provisor Optimus seinen Entschluß, sich jetzt andern Welten zuzuwenden; er setzt ihn zu seinem Stellvertreter ein mit den Worten:

Sorg' nicht um das Gesetz — denn das besteht —
Auf meine Menschen achte, Optimus! —

und übergibt ihm den Schlüssel zur großen Apotheke, wo, wie er weiß, Glaube, Liebe, Hoffnung und all die andern herrlichen Mittel reichlich vorhanden sind. Das erste Bild ist dichterisch das gelungenste und in sich einheitlich; es mußte die Erwartung erregen, der Dichter wolle uns ein harmloses, aber echt poetisches Märchenspiel bieten. Diese Hoffnung wird schon durch das zweite Bild: „In der Höhle des Pessimus", abgeschwächt; schon hier tritt das satirische Element neben das märchenhafte. Pessimus braut eben einen höllischen Trank, den „Pessimismus"; aber er ist wirklich ein „dummer Teufel"; auch als er erfahren hat, daß der große Principal dem verhaßten Optimus die Herrschaft übergeben habe, weiß er diese Gunst zunächst nicht zu benutzen. Erst die Lüge gibt ihm den Rath, den verhaßten Nebenbuhler mit seinem Tranke der Besinnung zu berauben, ihm dann den Schlüssel zur Apotheke zu entreißen und endlich mit seinem „Pessimismus" den Wein zu verfälschen, der zum Kindtaufsschmaus auf Terra erwartet wird. Freilich muß er dafür versprechen, die Tochter der Lüge, die Häßlichkeit, zu heirathen. Der erste Theil des Plans ist bei der unglaublichen Naivetät des Optimus, der den Pessimus sogar einen „seelensguten Kerl" nennt, leicht durchgeführt.

Im dritten Bilde erscheint Pessimus, der sich jetzt nach dem Rath der Lüge „Ole Pessimóff" nennt, angeblich als Vertreter des Optimus auf dem Kindtaufsschmaus. Ihn begleiten die Lüge, unter dem Namen „Wahrheit", die Häßlichkeit als „Echtheit", der Neid als „kritisches Bewußtsein" und der Haß als „Unentwegtheit". Die braven Leute in der Stadt Terra machen, schon ehe sie den verfälschten Trank im Leibe haben, außer der Schönheit und ihren Begleiterinnen mild gesagt einen sehr unbedeutenden Eindruck; selbst die Gaben des Optimus haben ihnen keinen Geist einzuflößen vermocht: kein Wunder, daß Pessimus sie durch seinen Trank mit seinen recht durchsichtigen Sophismen sofort bethört. Sie erkennen alle, daß ihr bisheriges Glücksgefühl eine Täuschung war; sie wissen nun, „weil sie intelligent sind", daß sie krank und unglücklich sind, daß die Liebe „ein Schaukelstuhl für das Gewissen", das „sogenannte eheliche Glück der Marasmus des Mannes" sei und dergleichen schöne Dinge mehr. Die Warnungen der Wahrheit bleiben vergebens; Animus, der ebenso völlig bethört ist, wie die andern, verstößt die Schönheit; er tritt freiwillig seine Stellung an Pessimóff ab und wird dessen Standesbeamter; jener aber erläßt sofort unter allgemeiner Zustimmung einige Decrete über Abschaffung des großen Principals, des Lachens, der Phantasie u. s. w. Dieses ganze Bild, so manches Treffende es im einzelnen enthält, ist im ganzen doch mehr Caricatur als Satire; die Bekämpfung des Pessimismus hält sich durchaus auf der Oberfläche und erreicht auch später keine größere Tiefe.

In dem kurzen vierten Bild: „Abschied und Traum", sind die vorwiegend lyrischen Partien, in denen die Schönheit von der Stadt Terra und ihren Bewohnern und dann von dem schlafenden Animus Abschied nimmt, zwar nicht gerade bedeutend; aber sie hinterlassen doch einen reinen Eindruck. Die weitere Entwickelung wird auf doppelte

Weise verbreitet. Pessimus wird in Widerspruch mit seinen Principien von Liebe zur Schönheit ergriffen, und sucht sich ihr, wenn auch vergeblich, zu nahen. Die Schönheit aber läßt ihrem Gatten einen zarten Schleier zurück mit den schönen Worten:

Meines Hauptes flatternde Zier,
Meinen Schleier will ich dir reichen.
Auf dem Herzen bewahr' ihn hier.
Nur ein Duft — doch eine Mahnung
Der Vergangenheit, der sel'gen,
Und des unvergänglich Ew'gen
Eine Sehnsucht — eine Ahnung.

Das fünfte Bild führt uns in eine düstere Höhle, wo die verbannte Schönheit weilt. Eben noch hat sie den Lachegott als stammelndes Kind in den Armen gehabt, da steht er plötzlich als schöner und kluger Jüngling vor ihr: das hat die Erinnerung, die er von oben mit bekommen, bewirkt — eine Begründung, die freilich auch in einem Märchenschwank seltsam berührt. Mit seiner sieghaften Heiterkeit stimmt er nicht nur die Mutter wieder fröhlich, er verscheucht auch den Trübsinn des Optimus, der in tiefem Kummer über den verlorenen Schlüssel und über alle die traurigen Folgen, die er dadurch verschuldet hat, auf Krücken gestützt in der Höhle erscheint, und der zuletzt völlig verwandelt ausruft:

Ich höre die Stimme der freudigen Welt!
Das heilige Lachen ist wieder erwacht!
Es endet der Kummer, es sinkt die Nacht!

Aber Lachegott kennt auch Herrn Pessimóff's Leidenschaft für seine Mutter. Darauf baut er seinen Plan. Als jener in der Höhle erschienen ist und der Schönheit, die er allein glaubt, von seinen Gefühlen zu sprechen beginnt, da weiß Lachegott, indem er, unter dem Mantel der Mutter versteckt, für sie spricht, ihn völlig zu bethören. Pessimus legt schließlich sogar eine große Kette, die er um den Hals trägt — seine Principien — ab und verliert sie dabei; er läßt sich von Lachegott einen Plan eingeben, wie er in schlauer Weise der Heirath mit der Häßlichkeit entgehen könne, und stellt schließlich in Aussicht, daß er die Schönheit, doch unter anderm Namen, wieder in der Stadt Terra einschmuggeln werde.

Der Tag, an dem Pessimus die Häßlichkeit heirathen soll, ist bei Beginn des sechsten Bildes: „Das Ehescheidungsfest", erschienen. Er aber hält den als Zeugen erschienenen Bürgern und Bürgerinnen eine pomphafte Rede, worin er, den Rathschlägen des Lachegott folgend, erklärt, daß er die Schwäche glücklich sein zu wollen überwunden und seine Liebe seinen Grundsätzen opfern wolle: „Kampf heißt das Gesetz zwischen Mann und Weib." Lüge und Häßlichkeit gehen erzürnt ab. Die andern jubeln; die Ehe wird aufgehoben; es soll überhaupt nicht mehr von Mann und Weib, sondern nur noch von dem Geschlecht A und dem Geschlecht B gesprochen werden. Der Sieg des Pessimus scheint vollständig. Nur Animus, der den Schleier der Schönheit bei sich trägt und ihn mehrfach hervorzieht, wird dadurch an vergangene bessere Zeiten gemahnt und fühlt den Wahnsinn des ganzen Vorgangs. Der Anblick des Schleiers aber entfacht auch von neuem die Leidenschaft des Pessimus für die Schönheit; er verwickelt sich in Widersprüche und erleichtert es dadurch dem Optimus, der unerkannt der Versammlung beigewohnt hat, ihn völlig zu entlarven. Die größte Entrüstung bricht los; Pessimus soll „bammeln". Da sinkt die Hinterwand des Saales nieder, man blickt in eine herrliche Frühlingslandschaft. Lachegott erscheint und spricht die vielverspotteten und allerdings sehr anfechtbaren Worte:

Fenster auf! Thüren auf!
Hier kommt Ozon!
Draußen ist Frühlingsduft,
Hier ist ja Modergruft,
Das ist auf Himmelsluft
Spott ja und Hohn.

Er weiß die Erzürnten milder zu stimmen, Pessimus soll leben, aber eingeschlossen in einer großen Flasche und mit der Aufgabe, etwas Rhabarber zu kochen zu dem allzu vielen Zucker, der in des Optimus Mitteln war. Dieser soll Beschließer der Flasche werden und den Schlüssel zur großen Apotheke an die Wahrheit abgeben. Diesem Vorschlag stimmen alle zu; Freudigkeit herrscht wieder in ihren Herzen; auch die Schönheit mit ihren Begleiterinnen kehrt zurück und zuletzt erscheint auf der obersten Terrasse der große Principal, von allen mit Ehrfurcht begrüßt.

Man wird zugeben, das merkwürdige Stück hat viele Schönheiten, aber vielleicht noch mehr Schwächen. Nehmen wir einmal an, daß ein Bühnenwerk die Aufgabe überhaupt lösen könne, die Wildenbruch vorschwebte, er mußte jedenfalls daran scheitern, daß er die Harmlosigkeit des Märchens mit der Bitterkeit der Satire vereinigen wollte. Gerade auch durch das Schlußbild könnte man wol auf den Gedanken kommen, er habe überhaupt nur ein heiteres Spiel beabsichtigt; dagegen sprechen doch andere Theile gar zu deutlich. War aber der eigentliche Zweck des Dichters ein ernster, dann sind Optimus sowol wie Pessimus zu oberflächlich gehalten, um als vollgültige Vertreter zweier entgegengesetzter Principien zu gelten. Optimus durfte vertrauensselig sein und andere Schwächen haben, besonders da der Dichter seine Unzulänglichkeit zur Verwaltung der großen Apotheke am Schluß so entschieden betont; aber jedenfalls mußten wir den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit von ihm empfangen. So wie er gezeichnet ist, hätte der große Principal ihn gar nicht zu seinem Stellvertreter ernennen dürfen. Und wenn bei Pessimus jeder unwillkürlich an Mephisto denkt, so macht doch gerade dieser Vergleich die ganze Jämmerlichkeit des Wildenbruch'schen Pessimus klar.

Endlich wird die dramatische Wirkung des Stücks noch erheblich dadurch beeinträchtigt, daß wir ganz vorwiegend allegorische Figuren und keine Menschen von Fleisch und Blut vor uns haben. Uns scheint der herbe Tadel, der in manchen Besprechungen gegen einige der Haupt-

darsteller ausgesprochen wurde, ungerecht: wir sind überzeugt, wo etwas fehlte, liegt der Haupttheil der Schuld an den Rollen selbst.

Im Interesse des Dichters, wie der Sache selbst bedauern wir, daß sein ernster Wille von keinem größern Erfolg gekrönt worden ist: kehrt aber Wildenbruch wieder zum volksthümlichen historischen Drama zurück, so wird er gewiß noch Hocherfreuliches leisten.

Alle wahren Freunde der Wildenbruch'schen Muse hoffen, daß er der Aufnahme seines allegorischen Schauspiels die Mahnung entnehmen wird, zurückzukehren zu seinem eigentlichen Gebiete, dem tragischen, geschichtlichen Drama.

Edmund Lange.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Unauslöschlich und andere Novellen. Von Olga Wohlbrück. Berlin, Schweitzer u. Mohr. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.

Olga Wohlbrück hat sich mit ihrer Erstlingsgabe: „Aus drei Ländern" (s. Nr. 47 d. Bl. f. 1890) so gut in die deutsche Novellistik eingeführt, daß man mit Begierde nach einem neuen Buche von ihr greift. Ich möchte nicht sagen, daß diese neue Novellensammlung die erste übertrifft, sie theilt indessen mit jener alle Vorzüge; aber sie beweist, daß wir es mit einem starken Talent zu thun haben, das sich nicht in einer Novellensammlung ausgegeben hat und nun nach der Schablone arbeitet oder sich selbst copirt. Das pflegt bei denjenigen Frauen der Fall zu sein, welche für Familienblätter schreiben; davor ist Olga Wohlbrück wol schon durch die Wahl ihrer Stoffe bewahrt, und wer so köstliche Satiren auf die „geschätzten" Mitarbeiterinnen der Familienblätter schreibt wie Olga Wohlbrück in der letzten Skizze dieser Sammlung: „Der Mann seiner Frau", der ist wol dagegen gefeit, im großen Meere der weiblichen Familienblätterschriftstellerei dichterisch unterzugehen.

Nach einer nicht mehr auszutilgenden Unsitte benennt die Verfasserin ihre Sammlung nach dem Titel der Hauptnovelle, welche sie enthält. In der That ist auch die Novelle „Unauslöschlich" nicht blos, was den Umfang betrifft, die bedeutendste der Sammlung. Sie ist, wie übrigens alles von Olga Wohlbrück, ganz vortrefflich erzählt und, wie alles von ihr, äußerst spannend. Und zwar nicht spannend durch äußerliche Geschehnisse, sondern wie sich's für die richtige Novelle geziemt, durch die folgerichtige und doch überraschende Lösung eines Problems. Dieses ist hier kurz gesagt folgendes: Wie ein, einem raffinirten Wüstling zum Opfer gefallenes Mädchen, das sich Mutter fühlt, sich zu dem Antrag ihres verabscheuten Verführers, ihre Ehre durch die Heirath wiederherzustellen, verhält und unter welchen Voraussetzungen ein anderer Mann eben dieses Mädchen lieben und sie zum Weibe begehren kann, das ist in dieser Novelle bis in die feinsten und geheimsten Fäden hinein verfolgt und mit großer Kunst der Darstellung ohne Künstelei durchgeführt. Ganz vorzüglich ist auch die Darstellung in der Novelle: „Die Lebensgeschichte des Russen Boris", den eben seine Schicksale fähig machen, die Heldin zu lieben.

Eine Art Gegenstück dazu, wie die erste in Paris spielend, ist die Novelle „Sonntagsliebe", welche zeigt, wie ein junges Mädchen trotz den schwierigsten Verhältnissen der Verführung entgehen und die Frau eines redlichen Mannes werden kann. „Am verschwiegenen See" behandelt das alte Problem der Ehe zwischen Aristokrat und Schauspielerin, zwischen feiner Bildung und Bildungsunfähigkeit; aber es geschieht in durchaus eigenartiger Weise. Leider huldigt die Verfasserin hier ganz besonders der Untugend, die Aristokratie in ihrem internationalen Kauderwelsch reden, ja selbst in ihrer Erzählung Ausdrücke zu brauchen, zu lassen, wie „sie war sehr impressionirt von der Katastrophe" oder „als er degagirt auf die Schloßherrin zutrat". „Nur ein Haar" ist eine kleine Nichtigkeit aus den Gefahren des Bühnenlebens und den andern Erzählungen nicht ebenbürtig. Die letzte schon oben erwähnte Skizze: „Der Mann seiner Frau" verdiente eigentlich zwangsweise in allen Familienblättern „mit weiblicher Bedienung" veröffentlicht zu werden. Der berühmte Schriftsteller Hermann Dalwig verliebt sich in die kleine reiche Liddi Tonnert; sie steht weit unter ihm und ist im Grunde genommen ein Gänschen; aber ihre Empfindungsäußerungen sind echt. Das besticht den Schriftsteller. Ehe er Hochzeit hat, prophezeien ihm seine Freunde, daß er mit einer Frau, die seine Bedeutung nicht begreife, unglücklich werden und nichts mehr schaffen oder zum Schriftsteller für Frauenzimmer verflachen werde. Es kommt anders. In der Langweile des Ehelebens, in welchem die geistige Theilnahme der Frau an den Gedanken und Arbeiten ihres Mannes fehlt, verfällt Liddi eines Tags angesichts eines weiblichen Familienblattromans auf den Gedanken, auch zu schreiben: denn so etwas schreiben ist ja Kinderspiel. Nach kaum acht Tagen hat sie eine Novelle fertig:

Mit verhaltenem Lächeln griff Hermann zum ersten Manuscript seiner Frau. Die kindlich unsichern Schriftzüge blickten ihn so rührend unbeholfen an, und die Sätze . . . waren schier noch unbeholfener als die Schrift. Der Stoff? Na, der war nicht besser und nicht schlechter als der vieler anderer Erzählungen, und wenn er die ganze Geschichte in ein richtiges Deutsch übersetzte, dann ließe sie sich wol mit seiner Empfehlung leicht da und dort verwerthen. Liddi machte währenddessen ein ganz weinerliches Gesicht.

Aber du läßt ja keinen einzigen Satz stehen! Du corrigirst meine Novelle noch mehr, als ehedem der Lehrer meine Schulaufgaben.

Hermann fuhr seiner Frau beruhigend über das erhitzte Gesichtchen und sagte mit kaum merklicher Ironie:

„Mein liebes Kind, richtig schreiben ist mindestens ebenso schwer wie richtig häkeln."

Wie die Kugel ins Rollen, so kam Liddi ins Schreiben:

Das Corrigiren war jetzt übrigens auch nicht mehr eine leichte Sache. Liddi stand energisch für gewisse Wendungen ein, freilich nur mit der wenig stichhaltigen Motivirung, sie habe sich das gerade sehr hübsch gedacht. Das Glück, welches sie mit ihren anspruchslosen, ziemlich schablonenhaften, aber flott geschriebenen Erzählungen beim großen Publikum hatte, steigerte sich immer mehr, und die Blätter, welche ihr anfänglich nur durch die Empfehlung ihres Mannes zugänglich gewesen, baten sie nun selbst um weitere „freundliche Einsendungen".

Und nun bieten eines Tages beide demselben Verleger ein neues Werk an: Dalwig eine bedeutende schriftstellerische Leistung, an der er volle zwei Jahre gearbeitet, Liddi ihren ersten größern Roman. Der Verleger weist das Manuscript Dalwig's mit lebhaftem Bedauern zurück; das seiner Frau acceptirt er mit Vergnügen! Nun ist Dalwig geliefert, denn er wird verbittert, macht keine Concession an den Tagesgeschmack, ja „er entfernte sich immer mehr von dem Geschmack der großen Menge, die sich weder für tiefe Probleme, noch für freisinnige, künstlerische Form interessirt und nicht die Autoren schätzt, die den Leser zu sich emporheben, sondern diejenigen, die zum Niveau der Masse herabsteigen". Dalwig's Name wurde immer seltener genannt, er schrieb nur noch für einzelne Auserwählte und die Welt sprach:

„Dalwig? — Dalwig? Ach ja, ist das nicht der Mann von Liddi Dalwig?"

„Wie kommt er zu der Frau?"

„Er ist ja auch Schriftsteller!"

„So so! Ja, nun erinnere ich mich! Vor einigen Jahren hat man viel von ihm gesprochen."

Am unglücklichsten aber ist Dalwig's Schwiegervater, Papa Tonnert:

„Mein armes Kind," sagte er zu seiner nun auf der Höhe ihres Ruhms stehenden Tochter, „wie konnte sich nur ein so bedeutender Geist, wie der deinige, so verblenden lassen, einen ganz nichtssagenden, unbedeutenden Menschen zu heirathen! Wenn er noch eine Stellung hätte in der Welt! . . . aber das ist doch keine Stellung, nur der Mann einer genialen Schriftstellerin zu sein?"

„O Papa, du übertreibst", wehrte Liddi bescheiden ab.

Der alte Herr sprang in höchster Entrüstung von seinem Sitz auf, rang nach Worten und sagte endlich mit gen Himmel erhobenen Händen:

„Ich übertreiben? Im Gegentheil! Du bist eben ein großherziges Weib und darum vergißt du, was für eine Dichterin aus dir noch hätte werden können, wenn du einen Mann von deiner Begabung geheirathet hättest!"

Das ist ein so köstlicher ironischer Schluß, daß man vor Vergnügen sofort die Skizze noch einmal liest — ich kann sie beinahe auswendig und bin geneigt, sie jedesmal vorzutragen, so oft ich die Ehre habe, mit irgendeiner Liddi Tonnert zusammen zu sein. Und die Liddi Tonnerts sind am Ende des 19. Jahrhunderts viel häufiger, als man glaubt; eine Olga Wohlbrück aber leider um so seltener.

Würdig stellt sich ihr an die Seite Frieda von Bülow:

2. Deutsch-Ostafrikanische Novellen von Frieda von Bülow. Berlin, Fontane u. Co. 1892. 8. 3 M.

Die Verfasserin ist kein so ursprüngliches Talent wie Olga Wohlbrück, aber sie hat die Gabe, Gestalten zu schaffen, seelische Zustände zu entwickeln und gut zu erzählen — drei Eigenschaften, welche den Liddi Tonnerts von Haus aus abzugehen pflegen und überhaupt nicht immer Sache der schreibenden Frauen sind. Außerdem versteht die Verfasserin den Dialog gedankenreich zu gestalten — was sonst auch nicht die Art weiblicher Schriftsteller ist. Mit diesen Vorzügen verstünde Frieda von Bülow uns zu fesseln, selbst wenn der Schauplatz ihrer Erzählungen nicht Ostafrika mit den ihm eigenthümlichen Verhältnissen wäre. Eine eigentlich richtige afrikanische Geschichte ist übrigens blos die dritte: „Das Kind." Sie erinnert uns lebhaft an die Indianergeschichten unserer Jugendzeit. Was sie von diesen vortheilhaft unterscheidet, ist die Idee: der Sieg deutscher Tüchtigkeit über alle die tausenderlei Hindernisse, die sich der Colonisation entgegenstellen, die große Perspective, welche sich von so einem kleinen, zäh festgehaltenen Fleck Erde Ostafrikas auf die Zukunft des Landes eröffnet. Sie ist freilich einstweilen noch nicht sehr verheißungsvoll.

In den beiden andern Geschichten überwiegt das Psychologische das äußerlich Stoffliche, mit Recht wie mir scheint. Die Probleme sind keine specifisch ostafrikanischen, nur die Situation und einige Personen: in der ersten der ernste Missionar mit seiner reizenden kleinen Frau, welche als die einzige Weiße dem Colonial-Lieutenant Reginald Wittemann entgegentritt; in der zweiten das Zusammenwohnen Gerhard Rüdiger's mit der Frau seines ins Innere gezogenen Freundes. Beide mal ist es das gleiche Problem, und ein Problem, das im alten Europa unter veränderten Verhältnissen sich dutzendmal wiederholt. Auch die Lösung beider Geschichten ist nicht specifisch afrikanisch: die Missionarsfrau vermag ihr Herz nicht zu bändigen und erliegt der Versuchung. Das Tropenfieber, welches sie befällt, löst den Conflict tragisch, und zwar durchaus folgerichtig. Ebenso folgerichtig endet die zweite Geschichte mit der rechtzeitigen Abreise der Gattin des Freundes nach Sansibar, ehe der Funke in beider Herzen zur Flamme geworden ist. Sämmtliche Personen, auch die Nebenpersonen, sind mit sicherer Hand gezeichnet, und Gerhard Rüdiger ist eine Prachtgestalt, die aller Herzen gewinnt. Namentlich diese Erzählung würde nicht weniger anziehen, wenn der Reiz des Exotischen fehlte — ich denke, das ist ein großes Lob.

Richard Weitbrecht.

Culturgeschichtliche Charakterköpfe.

1. Culturgeschichtliche Charakterköpfe. Aus der Erinnerung gezeichnet von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 6 M.
2. Heinrich Schliemann's Selbstbiographie. Bis zu seinem Tode vervollständigt. Herausgegeben von Sophie Schliemann. Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1892. Gr. 8. 3 M.
3. Victor Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke von O. Schrader. Berlin, Calvary u. Comp. 1891. Gr. 8. 3 M.
4. Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Dritte durchgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 5 M.
5. Der Weingott des Nordens. Dichtungen von C. M. Bellman; übertragen von P. J. Willatzen. Mit dem Bildnisse und sechs Compositionen Bellman's. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1892. 16. 2 M.
6. Das junge Skandinavien. Vier Essays von Ola Hansson. 1. Die neue Richtung (Georg Brandes). 2. J. P. Jakobsen. 3. August Strindberg. 4. Arne Garborg. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.

Das für die Gruppe der hier zusammengefaßten Schriften namengebende neueste Buch W. H. Riehl's (Nr. 1) beanspruchte allein für sich einen bedeutenden Raum, um der Fülle der in ihm gegebenen Mittheilungen, Anschauungen und Anregungen nur einigermaßen gerecht zu werden. Aus dem Plane des Verfassers, Erinnerungen seines eigenen Lebens zu schreiben, sind Schilderungen geworden, wie er andere Leute erlebt hat und wie er im Bilde anderer seine Zeit erlebte. Und auf letzterem Gesichtspunkte liegt jedenfalls der Nachdruck der Darstellungen. Jener Gesichtspunkt verleiht den einzelnen mitgetheilten Zügen und Erlebnissen, die mitunter an und für sich auch entbehrlich wären, ihre Bedeutung als Kennzeichen der Zeit, der Jugend- und frühern Mannesjahre des Verfassers.

Im anmuthigen, doch vielleicht harmlosesten Abschnitte „Eine Rheinfahrt mit Victor Scheffel" macht Riehl gelegentlich ihres Besuchs bei den Honoratioren von Boppard die Bemerkung: „Von Scheffel hatten die Bopparder bis dahin offenbar noch nichts gewußt, aber sie lernten ihn jetzt von seiner liebenswürdigsten Seite kennen. Mein Name war damals (1857) bekannter in Deutschland als der Name Scheffel's; heute ist es umgekehrt." Allerdings ist es so. In unsern Tagen ist Riehl als Novellist und Meister des freien Vortrags weit bekannt; aber von der bahnbrechenden Kraft seiner „Naturgeschichte des Volks", von dem methodologischen Reize seiner „Culturstudien" kann man heute, und schon seit langen Jahren, kaum noch ein Wort hören. Nur vom letztgenannten Werke ließe sich behaupten, daß es durch die Anregung, die es gegeben, sich selbst überflüssig gemacht und werthvoll nur für den erhalten habe, der gerade über die dort behandelten Materien sich unterrichten wolle. Von „Land und Leuten", der „bürgerlichen Gesellschaft", der „Familie" hat die Gegenwart sich abgewandt. Daß nichtsdestoweniger viele Auflagen dieser Bücher erschienen sind, läßt sich auf frühere Jahrzehnte zurückführen. Wo war in den funfziger Jahren eine gebildete Familie, in der Riehl unbekannt geblieben wäre? Wo ließ man sich den gebotenen tiefen Blick in die eigenen, jeden umfangenden Zustände entgehen und merkte nicht auf die feinen Winke und Hinweise, wie mancher Gefahr vorzubauen, manches Gedeihen zu fördern wäre? Die Zeit wandte sich in ihrem Fortschreiten zu anderer Nahrung — das ist das Recht jeder Zeit, wenn sie ihr nur so gediegen gereicht würde.

In jene Jahre des Schaffens an seinem ersten großen und bedeutendsten literarischen Werke traf Riehl 1854 die Berufung König Maximilian's II. von der Mitredaction der „Allgemeinen Zeitung" nach München. In die ersten münchener Jahre greift ein guter Theil der Erinnerungen zurück. Einige sind früherer Zeit entnommen, ein paar andere ziehen die Summe einer gesammten Lebensbetrachtung.

Das erste Kapitel, „Die Idylle eines Gymnasiums", des Gymnasiums zu Weilburg an der Lahn in den Jahren 1837—1841, ist reizend, der Director Friedrich Trangott Friedemann der Charakterkopf, der sich auf dem culturgeschichtlichen Hintergrunde des köstlichen Schullebens abhebt, das ein halbes Menschenalter später an anderm Orte ähnlich genossen zu haben eine der glücklichsten Erinnerungen des Berichterstatters ist. Ein anderer Typus längst vergangener Zeiten ist der vormärzliche Redacteur der frankfurter „Oberpostamtszeitung" Hofrath Berly (gest. 1847). Aus den frankfurter Tagen des jungen Journalisten Riehl rühren noch die ersten freundschaftlichen Beziehungen zu Moritz von Schwind, die später in München weiter gepflegt wurden. Ganz der münchener Zeit und Gesellschaft entnommen ist das durch die höchste Originalität der Dargestellten fesselnde, trefflich gezeichnete Charakterbild der edeln schweizer Malerin Emilie Linder. Die beiden Skizzen von Maximilian II. von Baiern verdanken der Beobachtung des Fürsten in den Symposien der um ihn gesammelten geistigen Tafelrunde und auf einer „Fußreise" im Jahre 1858 ihre Entstehung. An und für sich in hohem Grade anziehend, gewinnen sie noch an Interesse im Vergleiche mit der Charakteristik, die Leopold von Ranke in Briefen und Reden vom Könige gegeben hat. Während aber der große Geschichtschreiber die Persönlichkeit des Fürsten mehr für sich allein betrachtet, sieht der Culturhistoriker sie auf dem Hintergrunde ihrer Zeit sich abheben,

jener „fünfziger Jahre" unsers Jahrhunderts, die in der deutschen Politik manch schlimmen Rückschlag brachten und darum jetzt eine Zeit der Reaction genannt werden. In der neuen Vertiefung unsers socialen, religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens aber sind sie ein Jahrzehnt mächtigen Fortschritts gewesen.

Dieses Zeugniß gibt Riehl den „fünfziger Jahren", wo er schildert, wie er in drei großen Absätzen seines

Lebens Ludwig Richter erlebt hat, und wo er namentlich den Siegeszug seiner Holzschnitte begleitet. Aber jene Bezeichnung der „fünfziger Jahre" ist auch mit ein Fingerzeig dafür, daß König Max mit seinem idealen Hange zu lernen und Wissen zu verbreiten, mit seinem Streben nach Vertiefung recht mitten im Strome der Zeit seiner Regierung stand, seiner eigensten Regierung nach seines Herzens Neigung, die nach Riehl 1859 ihr Ende erreichte.

„Der moderne Benvenuto Cellini" gibt sich als kühner Versuch, den neuen Bund der Kunst mit dem Gewerbe in einem nach dem Leben gezeichneten zeitgeschichtlichen Idealporträt zu verkörpern. Der letzte Aufsatz, „Richard Wagner", ist eine Studie über das Wagnerthum, das durch die Erzählung dreier sehr drolliger Erlebnisse Riehl's eingeführt wird; sie beleuchtet nur einen Theil der Wagner'schen Bewegung vom culturgeschichtlichen Standpunkte, sie bemüht sich gegen den Meister des Musikdramas gerecht zu sein, sie gibt ihm seinen Weg frei, verlangt aber energisch freie Bahn auch für die andern:

Die verschiedensten großen Meister und auch die tüchtigen kleinen Meister alter, neuer und neuester Zeit haben ebenso gut ihr souveränes Recht der vollen Beachtung und lebendigen Pflege wie Wagner. Die Alten waren nicht blos vorhanden, um Wagner vorzuarbeiten, sondern sie stehen und bleiben für sich selbst. Sie verbleichen nicht wie die Sterne, wenn die Sonne aufgeht. Und die lebenden Meister sind auch nicht da, um Wagner's Triumphzug zu folgen, sondern sie haben nicht minder das Recht, ihre eigenen Wege zu gehen und nach ihren eigenen Triumphen zu ringen. Wenn die herrlichsten Werke deutscher Tondichter mehr und mehr vom Programm unserer Bühnen und Concertsäle verschwinden, um immer ausschließlicher Wagner, Liszt, Berlioz u. s. w. Platz zu machen, so ist das kein Sieg unserer nationalen Kunst, sondern eine Niederlage.

Die Begründung des Schlußsatzes ergibt sich zu Ausgang der Studie aus der Prüfung, worin denn der „nationale Charakter" der Musik eigentlich bestehe. Das Schweigen, das dieser kraftvollen und wohlbegründeten Vertretung der Minderheitsmeinung gegenüber bisher beobachtet wird, ist beredt genug.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie (Nr. 2), wie sie sein Buch „Ilios" einleitet, seine Jugend und seine kaufmännische Laufbahn bis zum Jahre 1866 umfassend, bildet den ersten Abschnitt, gerade ein Viertel der vorliegenden Schrift, die von Dr. Alfred Brückner nach den übrigen Werken des großen Aufdeckers des homerischen Alterthums und nach den Ausgrabungsberichten im Auftrage der Witwe vervollständigt ist. Der Natur der Sache nach erhalten wir hier nichts Neues, aber wohl ist es anzuerkennen, daß die Schilderung der merkwürdigen Laufbahn und Entwickelung des Mannes, der der Forschung über die Anfänge der Kunst bei den Griechen neue sichere Bahnen gewiesen, um vieles zugänglicher gemacht worden und ein gedrängtes, doch übersichtliches Bild seiner Unternehmungen und Erfolge geboten ist. Schliemann verdient es, in weiten Kreisen, die für die Förderung der Wissenschaft weniger Sinn haben mögen, doch als ein Vorbild eines durch sich selbst gewordenen Mannes näher bekannt zu werden, eines Mannes, in dem sich mit hervorragend praktischem Geschäftssinn die Energie verband, das mit vollster Begeisterung festgehaltene Ideal seiner Kindheitsträume zur Verwirklichung zu führen und zugleich gegenüber den unumgänglich an ihn herantretenden Forderungen wissenschaftlicher Gründlichkeit Selbstzucht an seinem Eifer zu üben.

Zu den culturgeschichtlichen Charakterköpfen, wie Riehl sie gezeichnet und wie er nicht zum wenigsten einen in sich selbst zur Ausprägung gebracht hat, ist gleich Heinrich Schliemann, in dem die homerische Sagenwelt gegenständlich geworden, wie wol nie in einem andern Sterblichen, auch Victor Hehn als einer der denkwürdigsten neuerer Zeit zu zählen. Daß seine Eigenart einen verständnißvollen biographischen Porträtzeichner in Professor Otto Schrader in Jena gefunden hat, ist sehr erfreulich, zumal an dem Orte, wo „Victor Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke" (Nr. 3) zuerst erschien, es galt, den abgeschiedenen Gelehrten und Forscher in den bestimmten Umrissen gerade unter den Fachgenossen fortleben zu lassen. Ist doch Victor Hehn, den Livland längst mit Stolz einen seiner edelsten Söhne nennt, „im Kampfe der Gegenwart für eine humane Bildung und einer auf dieser beruhenden idealen Weltanschauung gegen das, was er gern «die amerikanische, d. h. mechanisch-chemisch-physikalische» Erziehung nannte, nicht durch kalte pädagogische Belehrung, sondern durch schriftstellerische Thaten ersten Ranges, die uns zu jenen Bildungs- und Lebensquellen selbst geleiten, ein kühner und sieghafter Streiter gewesen". Sind doch alle seine Schriften, so verschiedenartig die in ihnen behandelten Gegenstände auf den ersten Blick erscheinen, von einem einheitlichen Grundgedanken getragen, den der Verfasser in einer seiner frühesten Abhandlungen „Ueber die Physiognomie der italienischen Landschaft" (Pernau 1844) so ausdrückte:

Wo die Iphigenia Goethe's schon ist, dort liegt das Ziel der Alterthumsstudien, zu dem ihre gelehrten Forschungen nur Mittel sind: das Alterthum, seine humane Einheit und Kalokagathie für unser zwar vertieftes, aber auch zerrissenes und unseliges Leben wiederzugewinnen.

O. Schrader hat aus seinem Material, sämmtlichen Schriften Hehn's, auch seiner Erstlingsschrift, dem selbst uns unbekannt gewesenen Schulprogramm „Zur Charakteristik der Römer" (Pernau 1843), unterstützt durch dankenswerthe Mittheilungen der Angehörigen und Freunde Hehn's, aber ohne in dessen Briefwechsel Einsicht nehmen zu können, gemacht, was nur aus ihm allein zur Charakterzeichnung der geistigen Eigenart Hehn's zu gewinnen war. Die kleine Schrift sei aufs wärmste empfohlen und ihre Schlußsätze werden manche Leser reizen, sich mit ihr selbst bekannt zu machen:

Die Frage, welche Hehn in den verschiedensten Gestalten und zu allen Zeiten am meisten beschäftigte, war die nach der Absteckung der Grenzen der beiden Begriffe Natur und Cultur: In welcher Weise und in welchem Maße wurde die in den Umrissen der Landschaft, in der Fauna und Flora, in dem Menschenleben

selbst durch die Verwirklichung der göttlichen Idee gegebene Naturform im Laufe der Geschichte durch die Culturarbeit und die Culturbeziehungen der Völker unsers Stammes verschoben und umgestaltet?

Bei der Behandlung dieses Gegenstandes steht Hehn auf dem Boden einer universalen Bildung, deren Umfang und Tiefe den Sohn dieses specialisirenden und einseitigen Zeitalters mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Der Schwere seines Wissensstoffes gibt eine hohe künstlerische Beanlagung die Schönheit der Form. So ist er ein großer Gelehrter und zugleich einer unserer vornehmsten und edelsten Schriftsteller geworden.

Seine Bildung wurzelte ebenso in den Tiefen des classischen Alterthums wie in den Dichtern und Denkern des Zeitalters Goethe's und Hegel's.

Man hat Hehn als einen der letzten eines scheidenden Geschlechts bezeichnet, eines Geschlechts, in welchem der einzelne, welches Fach er auch immer betrieb, doch das Bedürfniß fühlte, ein Ganzes zu werden und wahre Menschlichkeit in sich zu entwickeln. Dies ist gewiß richtig, umfaßt jedoch nur die eine Seite seines Wesens; denn auf der andern war Hehn auch ein Sohn der Gegenwart, der sich moderne Aufgaben stellte und sie mit modernen Mitteln löste. Gerade in dieser glücklichen Verbindung zweier Bildungsstufen, einer verschwindenden und einer gegenwärtigen, liegt unsers Erachtens das Anziehende und Vorbildliche in Hehn's geistiger Persönlichkeit.

Mit Hehn ist recht angemessen Ferdinand Gregorovius in Vergleich gebracht worden, so von Karl Krumbacher in seinem Gregorovius gewidmeten Nekrolog in „Unsere Zeit" (1891, I, 561). Es sind dort auch die unterscheidenden Merkmale hervorgehoben. Wir wären geneigt, diese noch stärker zu betonen. Aber das gehört nicht hierher, wo wir Gregorovius auf Grund seiner Hehn verwandten Eigenschaften unter die culturgeschichtlichen Charakterköpfe einreihen und ihn wie Riehl als Zeichner culturgeschichtlicher Porträts zu nennen haben. Den Anlaß bietet die jüngst erschienene, vom Verfasser selbst noch gründlich durchgearbeitete und von Professor Franz Rühl in Königsberg zum Druck besorgte dritte Auflage der „Athenaïs" (Nr. 4). Daß diese „Geschichte einer byzantinischen Kaiserin" in einer Ankündigung jetzt zum „Roman" wird, zum einzigen, den Gregorovius geschrieben habe — das könnte allenfalls von „Euphorion" gelten —, ist recht befremdend, zumal der Verfasser sich in seinem Vorwort schon vor zehn Jahren so deutlich wie möglich über den Charakter seiner Studie ausgesprochen hat:

> Meine Leser werden in ihr überall die Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers finden, welcher jede willkürliche Zuthat abgelehnt und aus allen historischen Quellen geschöpft hat, um auf dem Hintergrunde der Zeit die Gestalt der Athenaïs in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit erscheinen zu lassen.

Diese schöne Vorstudie zur „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" zeigt des Historikers Vermögen, an einzelne Personen oder Stätten den Lebenszug der Zeit zu knüpfen, gerade beim knappen Umfange des kleinen Buchs im hellsten Lichte und ist als Skizze einer in culturhistorischer Beziehung äußerst anziehenden Epoche der Weltgeschichte wohl geeignet, Gregorovius vielen bekannt zu machen, die an seinen großen Werken oder den besonderes Interesse voraussetzenden Büchern über Italien und Corsica u. s. w., als ihnen zu fern liegend, vorbeigegangen sind.

Ein culturgeschichtlicher Charakterkopf Schwedens, der heute noch im freudigsten Bewußtsein des Volks von Stockholm lebende „Weingott des Nordens" (Nr. 5) Karl Michael Bellman (1740—95), ist von P. J. Willatzen durch treffliche Uebersetzungen einer ganz hübschen Zahl aus Fredman's Episteln und Liedern deutschen Lesern greifbar und verständlich vorgeführt. Eine literargeschichtlich-biographische Skizze sorgt für die etwa erforderlichen Vorkenntnisse. Bellman war einer der begabtesten und thatkräftigsten Anakreontiker; seine Dichtungen sind sämmtlich beim Becher aus dem Stegreif und im Gesang entstanden, oder die längern und in sehr künstlichen Strophen sich bewegenden wenigstens während der Gelage entworfen. Angesichts der ungemein großen Schwierigkeit, diese Dichtungen im engsten Anschluß an die Versmaße der Originale zu übertragen, was wegen der zu ihnen gehörigen Compositionen unumgänglich ist, darf Willatzen's Uebersetzung meisterhaft genannt werden. Schon in seiner „Nordlandsharfe" hatte er einige Proben geboten, von denen eine in der Besprechung jenes Buchs in Nr. 41 d. Bl. f. 1889 wiedergegeben wurde. Hier stehe ein ungemein flottes Trinklied, das man beim Lesen unwillkürlich singen muß:

Portugal, Spanien
Und Großbritanien —
Wären die Kronen mein, ha, wie famos!
Welche Noblesse!
Eine Prinzesse
Hätt' ich zum Liebchen und ruht' ihr im Schos!
Seliger Schlummer,
So ohne Kummer!
All' meine Bären, die wären wir los!
Bomben, Raketen,
Pauken, Trompeten
Sollten uns wecken mit Knall und mit Schall!
Unsre galanten
Schmucken Trabanten
Brächten ein Hoch aus im Kelch von Krystall!
Ich würde pred'gen:
Vivat, mein Mädchen,
Küsse und herze mich, Schatz, überall!
Austern und Weine,
Weine vom Rheine,
Labten alsdann meine Kön'gin und mich!
Pudding verputzend,
Wasseln ein Dutzend,
Säßen beim Frühstück wir, Liebchen und ich.
Schönster Kanaster —
Hundert Piaster
Jegliches Pfund — schnell in Wolken entwich'.
Hoch, euch Kam'raden!
Generalstaaten!
Hoch auch der Papst, der die Seelen macht wett!
Aus ist die Messe —
Leb' wohl, Prinzesse!
Fort ist die Krone, sie war, ach, so nett!
Aber mein schwanker
Gang führt zum „Anker",
Wo mir Credit winkt auf Wein und Cot'lett.

Dem letzten Buche, den vier Studien Ola Hanſſon's über vier jungſkandinaviſche Charakterköpfe (Nr. 6), über Georg Brandes, den Bahnbrecher der geſammten neuern literariſchen Bewegung im Norden, und über je einen däniſchen, ſchwediſchen und norwegiſchen Dichter, wünſchen wir recht viele Leſer. Das Buch eignet ſich vorzüglich, dem deutſchen Publikum, Kritikern wie Leſern, das beizubringen, was ihm insgemein bei der Beurtheilung der modernen ſkandinaviſchen Literatur — und das Gleiche gilt von der ruſſiſchen — fehlt: den allein richtigen Geſichtswinkel, unter dem Brandes und die in ihrem beſondern Heimatlande oder aus ihm heraus ſchaffenden Dichter zu betrachten ſind.

„Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptſtrömungen" iſt urſprünglich weder für die Welt noch für Deutſchland geſchrieben, ſondern für Dänemark und nur aus dem geiſtigen Leben oder dem geiſtigen Stillſtand Dänemarks vor zwei Jahrzehnten zu verſtehen. Der Verfaſſer mag ſicherlich das völlig unbegründete Aufſehen, das der erſte Band des Werks in Deutſchland erregte, auch nicht im Traume geahnt haben; als der Erfolg ihm aufgezwungen wurde, hat er ſich dann freilich auch als Praeceptor Germaniae aufgeſpielt. Auguſt Strindberg's, Arne Garberg's Werke ſollen nicht darauf angeſehen werden, wie ſie einem gefallen, wie weit ſie eine Bereicherung der Literatur darſtellen, wie weit ſie gewiſſen Forderungen der Aeſthetik entſprechen — darauf hin haben wir unſere deutſchen Originalwerke zu prüfen und zu beurtheilen. Bei literariſchen Erzeugniſſen fremder Völker hat die erſte Frage zu lauten: aus welchem geiſtigen Boden ſind ſie hervorgewachſen? wie ſind die Zuſtände des Landes beſchaffen, die den Inhalt der Dichtung ausmachen? Erſt die zweite Frage kann ſich auf den künſtleriſchen Werth und die allgemein menſchliche Geltung der Dichtung richten. Wenn in Schweden oder Norwegen dieſe und jene Sachlage nun einmal auf der Tagesordnung ſteht, kann ihre dichteriſche Behandlung nicht wohl verwehrt werden; ganz unnöthig kann es aber ſein, die deutſche Leſerwelt mit dieſer dichteriſchen Behandlung um ihrer ſelbſt willen bekannt zu machen. Zum Studium der geſellſchaftlichen Zuſtände des Volks iſt freilich die Kenntnißnahme ſolcher Dichtungen unumgänglich und werthvoll. Dieſer Geſichtspunkt wird nun aber von der ſpeculativen Ueberſetzungsfabrik nicht gewahrt, andernfalls müßten der übertragenen Dichtung gründliche Einleitungen vorausgeſchickt werden. So halten ſich die Leſer ſchlechtweg an das vorliegende Poem und werden in der Beurtheilung des Dings an ſich oft ſehr ungerecht. Der Dichter, der nicht daran gedacht haben mag, eine Menſchheitsfrage löſen zu wollen, ſondern nur eine norwegiſche, ſchwediſche oder ruſſiſche Geſellſchaftsfrage zu erörtern unternahm, wird der Einſeitigkeit, der Verranntheit geziehen, weil die Kritiker von den beobachteten und zur Darſtellung gebrachten Verhältniſſen nichts oder doch nur ſehr wenig wiſſen; umgekehrt wird ein Dichter von blinden Verehrern zum Apoſtel der Menſchheit geſtempelt, während er nur ſeinem Volke die Augen öffnen wollte.

Was hier als einfache Pflicht gewiſſenhafter und kenntnißreicher Kritik, die auch immer wieder dazwiſchen als ſolche anerkannt iſt, hingeſtellt worden, wird jetzt als ein Theil der Aufgaben eines beſondern Wiſſenſchaftszweiges, der vergleichenden Literaturgeſchichte, bezeichnet. Die ſtarke Betonung dieſer Aufgaben erſcheint uns ebenſo gerechtfertigt, wie die beabſichtigte Spaltung des literaturgeſchichtlichen Betriebes beklagenswerth. Denn iſt jeweilig wegen Mangels hiſtoriſcher Bildung die geſchichtliche Würdigung vernachläſſigt, ſo droht durch die Theilung der äſthetiſchen Werthſchätzung Vernachläſſigung. Jede der beiden Richtungen liefe Gefahr, ſich in Einſeitigkeit zu verlieren.

Ola Hanſſon hat in ſeinem Buche dem Verſtändniſſe der modernen ſkandinaviſchen Literatur einen vortrefflichen Untergrund geboten. Der geiſtvolle junge ſchwediſche Kritiker trat vor drei Jahren zum erſten male vor das deutſche Publikum und zwar mit der ſeitdem ausgeführten Studie über Auguſt Strindberg („Unſere Zeit", 1889, I, 398). Inzwiſchen hat er ſich einen beachteten und geachteten Namen gemacht. Uns will das vorliegende Buch als ſein bisher bedeutendſtes erſcheinen. Bei der ſehr zu empfehlenden Beſchäftigung mit ihm wolle hinſichtlich der Sprache der Leſer bedenken, daß der Verfaſſer ein Fremder iſt. Wir möchten ihm dringend ans Herz legen, die bei ihm ſo leicht erklärliche Neigung zu Fremdwörtern zu unterdrücken, wie die faſt zur Manier werdende Wiederholung gewiſſer Lieblingswendungen zu vermeiden, ſo das unzählige male ſich findende „par préférence", die zu häufige Wahl des ſehr guten Vergleichs ſcharfer Gedanken mit kaltem Stahl. S. 127 mußte im angewandten Farbenbilde ſtatt „Regenbogen*vertonungen*" es heißen „*abtönungen*". Das gebrauchte Wort, als dem muſikaliſchen Gebiete entnommen, paßt nicht in den Zuſammenhang. Eine ſorgfältigere Correctur wäre dem Drucke zu wünſchen geweſen. S. 126 unten ſteht „war ganz entgegengeſetzter", wo es heißen muß: „und zwar ganz". S. 127: „undifferentirten" ſtatt: undifferenzirten"; S. 160 fehlt in „Problemmuſter" das b.

Friedrich Bienemann.

Aus Afrika, Venezuela und Sibirien.

1. W. Junker's Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von dem Reisenden. Mit ca. 300 Originalillustrationen von L. H. Fischer, R. Buchta, G. Schweinfurth u. a. und zahlreichen Originalkarten. Dritter Band. Wien, Hölzel. 1891. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Mit diesem dritten Band hat das Junker'sche Reisewerk seinen Abschluß erreicht. Er reiht sich den beiden frühern voll ebenbürtig an in schlichter Klarheit und strengster Wahrhaftigkeit der Erzählung, in Reichhaltigkeit der Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, in vorzüglicher Veranschaulichung durch eine Fülle von guten Illustrationen und höchst werthvollen Specialkarten. Der berühmte Forscher selbst ist uns ja leider kürzlich, am 13. Februar d. J., durch den Tod entrissen worden.

Wir begleiten den Reisenden aus dem nördlichen Kongogebiet, nämlich dem Flußgebiet des Uelle-Mákua (welches uns geo- wie ethnographisch erst durch Junker klarer geworden ist) zurück an den Albert-See und in Emin's Aequatorialprovinz, der eben damals das Verhängniß durch die Mahdistenerobernng nahte, endlich von dort durch die Lande Unjoro und Uganda über Tabora an die Küste des Indischen Meeres, wo jetzt die deutsche Flagge weht.

Im Süden des Bomokandi, der gen Nordwest dem großen Uelle-Mákua zuströmt, kreuzte Junker Streifen jenes Urwaldes, in welchem Stanley mit seiner kopfreichen Begleiterschar am Aruwimi so viel zu leiden hatte.

Noch ehe Junker das Flußgebiet des Bomokandi verließ, machte er auch Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Zwergvolk, welches quer durch das äquatoriale Afrika von der Nil-Kongo-Wasserscheide bis an die atlantische Küste meist in kleinen, wie zersprengten Scharen mitten unter den normalwüchsigen Negern hie und da getroffen wird und bei den verschiedenen Völkern sehr verschiedene Namen führt: Akka, Tikkitikki, Affifi, Watwa oder Bátua. Diejenigen, die unser Reisender bei ihren kleinen, halbkugeligen Hütten unter dem majestätischen Gewölbe der Baumriesen des Tropenwaldes überraschte, nannten sich selbst Atschúa. So gar klein waren sie eigentlich nicht, sondern nur (wie Herodot bereits so zutreffend die afrikanischen Pygmäen kennzeichnet) „kleiner als gewöhnliche Menschen"; die meisten reichten bis zur Schulterhöhe eines mittelgroßen Mannes. Doch eins erinnerte an die Zwerggestalten der deutschen Märchendichtung: ihr Kopf war für den kleinen Körper etwas zu groß. Die Leutchen waren braun wie gebrannter Kaffee; die von etwas lichterer Hautfarbe hatten kein schwarzes Kraushaar, wie echte Neger doch fast immer, sondern rostfarbig bräunliches, manche zeigten starken Bartwuchs. Sie alle führen ein durchaus nomadisches Leben unter den Negerstämmen wie bei uns die Zigeuner, in Trupps von oft nur hundert Köpfen. Trotz ihrer Diebereien in den Culturfeldern werden sie geduldet; sie liefern dem Gebieter des Bezirks, in dem sie sich aufhalten, Fleisch von ihren Jagden und beanspruchen dafür Bodenerzeugnisse, am liebsten Bananen. Während die Männer, mit dem Bogen und Pfeilen bewaffnet, dem Weidwerk obliegen, selbst Elefanten erlegen, errichten ihre Frauen die vergänglichen Wohnhütten an Flußläufen im Waldesdunkel. Ganz wie die Buschmänner sind sie Meister in Nachahmung und frappantem Mienenspiel. So lernte Junker einen kleinen Atschúa-Burschen kennen, der ganz täuschend Sprechweise und Bewegungen Emin Pascha's nachzuahmen wußte, des „Mannes mit den vier Augen", wie Emin wegen seiner Brille bei den Leuten hieß (arabisch abu arba, d. h. Vater der vier).

Unter den zahlreichen Beiträgen zur Sittenkunde spielt natürlich auch der Kannibalismus seine Rolle, denn daß dieser in jenem tiefern Inneren des äquatorialen Afrika noch eine hauptsächliche Heimstätte besitzt, wissen wir ja schon durch Schweinfurth. Wir erfahren nun durch Junker, daß auch dort im nördlichsten Kongogebiet die schlimmste Schattenseite der Menschheit, der Aberglaube, die Neger zur Menschenfresserei treibt.

Und jenseits der Wasserscheide, im Stromgebiet des Nil, welch ein freundliches Culturbild inmitten der nämlichen Negerrasse, aber unter dem großartig erziehenden Einfluß unseres Emin! Wie fühlte sich unser Reisender nach Bestehen arger Reisestrapazen, ja Gesundheit gefährdender Entbehrung ausreichender Nahrung angeheimelt durch das Stück europäischer Civilisation, das er unter Emin's gastlichem Dach in der Nilstation Ladó für längere Dauer mitgenießen durfte! Saubere Wohnung mit Tisch und Bett, bei Tafel Serviette und Tellerwechsel, wohlhäbige Auswahl schmackhafter Speisen und abends ein geistig anregendes Geplauder mit dem wissenschaftlich und administrativ unendlich segensreich thätigen deutschen Pascha am traulichen Tisch unter freiem Himmel nahe den von ihm gepflanzten Citronenbäumen, neben den einfachen, aber durchaus wohnlichen Erdgeschoßhütten, dieser „Residenz", beim so lange entbehrten hellen Schein der Petroleumlampe und dem heimatlichen Erklingen der grünen Römer!

Bereits abgeschnitten vom ägyptischen Nilthal durch den weiter und weiter um sich greifenden Aufstand der Anhänger des falschen Propheten, des Mahdi, erhielt sich Emin's Provinz ganz selbständig, war folglich zu einem eigenen Staatswesen geworden. Nahrung und Geräth wie Kleidung wurde im Lande selbst durch die von Emin vortrefflich organisirte Negerarbeit beschafft. Auch Kirche und Schule, natürlich nach mohammedanischem Ritus, fehlte nicht.

Bei der Erzählung von der Rückreise gen Südost zur Küste treten uns noch drei andere, untereinander gar verschiedene und doch für die jüngste Aera der Geschichte des östlichen Aequatorialafrika ähnlich bedeutungsvolle Männer entgegen, mit denen uns der Verfasser nach selbstgewonnenen Eindrücken persönlichen Verkehrs näher bekannt macht:

der große englische Missionar Alexander Mackay in Uganda am Nordgestade des Victoria-Njansa, der Uganda-Herrscher Muanga, des berühmten Mtesa Sohn, und der mächtigste der arabischen Sklavenhändler, Tippo Tip. Im Gefolge des letzteren zog Junker schließlich durch die Lande des kurz vorher unter deutschen Reichsschutz getretenen ostafrikanischen Gebiets; seine wie stets vollkommen unparteiisch gehaltenen Mittheilungen über die Natur und über die Bewohner Deutsch-Ostafrikas fesseln uns trotz ihrer verhältnißmäßigen Kürze und werden für später eine gewichtige Grundlage abgeben bei Vergleichungen mit den nun unter deutscher Schutzherrschaft eintretenden cultnrellen Umwandlungen.

2. Tana-Baringo-Nil. Von A. von Tiedemann. Mit Karl Peters zu Emin Pascha. Nach Skizzen des Verfassers illustrirt von H. Looschen. Berlin, Walther u. Apolant. 1892. Gr. 8. 6 M.

„Die folgenden Blätter enthalten Auszüge aus dem Tagebuch, welches ich während der deutschen Emin Pascha-Expedition geführt, und Briefe, die ich in die Heimat geschrieben habe. Meine Aufzeichnungen sind fast ausnahmslos Kinder des Augenblicks. Sie bezwecken nicht eine erschöpfende Darstellung des Verlaufs und der Ergebnisse jener Expedition, sie wollen nichts sein als anspruchslose, unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten hingeworfene Federzeichnungen.“ Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser, der tapfere einzige europäische Begleiter von Dr. Karl Peters auf seiner trotz aller Hemmnisse und Gefahren thatkräftig durchgeführten Expedition, das Wesen seines Buchs. Innerhalb der Grenzen, die dem Werth solcher Augenblicksskizzen zukommen, werden diese Niederschriften auch neben der längst schon vorliegenden ausführlichen Berichterstattung des Expeditionsführers selbst von Interesse bleiben. Für das bessere Verständniß des Verlaufs der Scharmützel, welche mit den wilden Massai zu bestehen waren, bringt das Buch ein paar erwünschte Situationszeichnungen. Manche Stellen hätten allerdings, ohne der Lebendigkeit der Erzählung Abbruch zu thun, etwas durchgefeilt werden können; mitunter sticht der specifische Lieutenantsstil doch etwas gar zu ungenirt hervor.

3. Wandertage eines deutschen Touristen im Strom- und Küstengebiet des Orinoco. Von E. Graf zu Erbach. Leipzig, Thomas. 1892. Gr. 8. 10 M.

Ein sichtlich etwas schreib- und redseliger süddeutscher Edelmann ergeht sich auf den 460 Seiten dieses starken Bandes über seine Touren zu Land und zu Wasser in Venezuela, die er eingestandenermaßen unternommen hat, um darüber zu schreiben. Schon der Titel seines Buchs verräth etwas mangelhafte geographische Vorbildung; denn was hat die vom Binnenland getrennte Nordküste Venezuelas mit dem Orinoco zu thun, daß sie sein „Gebiet“ heißen dürfte? Demgemäß sind denn auch gar manche geographische wie ethnographische Belehrungen, die der Verfasser bringt, recht fragwürdiger Natur. Ueber Passate und Tropenklima äußert er etwas seltsame Ansichten, gewiß fest davon überzeugt, daß das einer „der dort gewesen“ doch viel besser verstehen müsse als die daheim. Die Orinocoquelle ist nach ihm noch heute nicht entdeckt. Daß die Stammesbrüder der Karaïben im innern Brasilien aufgefunden wurden, ist ihm gleichfalls entgangen; er läßt sie abzweigen „von der großen Völkerfamilie der Guaraní in den La Plata-Ebenen“ und fügt vertrauensvoll hinzu, das sei „schon rein etymologisch festzustellen“ (anderwärts kommen auch „Syrenen“-Gesänge und Aehnliches vor): „Karibe oder Karaibe ist aus Guaraní abgeleitet; der Anfangslaut Gua ging wegen Euphonie in Kar über.“ Wie einfach und wie „zweifelsohne“!

Wo jedoch unser Tourist bei der Stange bleibt, d. h. wo er treuherzig ausmalt, was er von Land und Leuten bei seinen (auf lauter bekannte Gegenden sich beschränkenden) Streifereien gesehen hat, da ist er ganz unterhaltsam. Ja mitunter entwirft er uns recht hübsche Stimmungsbilder. So z. B. bei der Eisenbahnfahrt längs der venezolanischen Küste nach La Guayra dicht hin an der weiß anschäumenden Brandung, hinter der das seichte Küstenmeer tiefgrün, sodann die Tiefsee ultramarinblau erglänzt:

> Ein Bild tropenländischer Schönheit und großartiger Gebirgsnatur, flog die Landschaft vorüber. Zur Linken stürzt die Felswand der 6—8000 Fuß hohen Cordillera fast senkrecht ab ins Meer. Da und dort schiebt sie ihre grünen Vorberge bis dicht an das Gestade voraus. Kaum daß zwischen ihnen und der See dem schroffen Hügelland eine schmalspurige Wegbreite für die Dampfbahn abgerungen wurde. Aus Thalsenkungen und Bergspalten der obern Region steigen Nebel empor. Ueber Hänge und Erdrutsche von dunkler, rother Farbe ist ein saftiger Pflanzenteppich ausgebreitet. Mimosen, Bananen und Büsche voll feuriger Blüten umsäumen den satten Rand, die Eingänge in die tiefgerissenen Spalten der Berge. Weithin werfen die Laubkronen mächtiger Tropenbäume, der Mangos, der Higueroten und Tamarinden, ihre Schatten. Das Land ist zum Theil gut angebaut. Zuckerrohre und Cacaopflanzungen wechseln mit Yucca- und Maisfeldern ab. Cereus-Cacteen wuchern kerzengerade an sandigen und steinigen Stellen mitunter 30—40 Fuß empor. Dicht am fleischigdornigen Hauptstamm setzen sie ebensolche aufsteigende Nebenarme an.
>
> Wir kamen an lehmgeformten Hütten der farbigen Bevölkerung vorüber. Nahe bei La Guayra durchschnitten wir ein Dorf derselben. Vor den Häusern am Boden kauerten kupferbraune, indianische Weiber mit strähnigem, schwarzem Haar. Mit Reibsteinen mahlten einige Welschkorn zu Brei; andere rösteten die aus diesem Teig geformten Kuchen, die sogenannten Arepabrote. Düster und unvertraut schauten sie drein.

Längere Zeit verweilte der Reisende in der Landeshauptstadt Carácas auf der kühlern Hochfläche hoch über dem glutheißen Haupthafen Venezuelas La Guayra. Dort zog ihn besonders das gesellschaftliche Leben der spanisch-amerikanischen Cultur, auch das der treu zusammenhaltenden, gar nicht unbedeutenden deutschen Colonie an, welche letztere großentheils Handel und Gewerbe von Carácas in Händen hat. Schuhmacherei und Schneiderei haben sogar die Deutschen erst dorthin gebracht; vorher kaufte man Kleider wie Schuhwerk als europäische Einfuhrwaare nur beim Kaufmann, warf defect werdende Schuhe und Kleider

einfach weg oder trug sie in echt spanischem Bettelstolz im zerrissenen Zustand ruhig weiter. Mit Kapiteln über die politischen und wirthschaftlichen Zustände Venezuelas und über seine Geschichte wechseln daher solche über das Leben der Gesellschaft mit sehr ausgedehnter Berücksichtigung des schönen Geschlechts. Der Verfasser nimmt übrigens die Frauen und Mädchen der höhern Stände gegen den üblichen Vorwurf der sittlichen Leichtfertigkeit ernsthaft in Schutz, hält trotz dem unablässigen Getändel der Liebe, welches den Ton der Geselligkeit im heißblütigen Süden weit mehr beherrscht als bei uns, die Venezolanerin „für eine tugendhafte Gattin und besorgte Mutter". An Tiefe des Gemüths und vollends an geistiger Bildung findet er die dortigen Damen tief unter den deutschen der gleichen Gesellschaftsklasse stehen, keineswegs aber an prangender, aus Spanien vererbter Schönheit, die er nicht genug zu rühmen weiß, und an Anmuth des Benehmens. Die Creolin ist Salondame, aber sie darf es auch in viel ausgedehnterem Maße sein, als man das einer deutschen Frau durchschnittlich zugestehen kann.

Die Beziehungen des Mannes zu ihr tragen mehr den Charakter der Ritterlichkeit, der Hidalgia, als der Innigkeit. Ihre Schöne pflegt und behütet der Gatte wie ein heiliges Feuer, das er seinen Penaten entzündet. Ihr Herz und Gemüth läßt er vielleicht völlig unbeachtet. Die Haushaltung ist nicht unter ihre Verantwortung gestellt — die farbigen Dienstboten besorgen sie. In den Ländern heißer Zone reift jede Jahreszeit die Früchte. Die angesammelten Vorräthe würden sich nicht halten. Man lebt von heute auf morgen. Ein haushaltender Wirkungskreis ist mithin der Gattin nicht gegeben. Das Herz ihres stets flanirenden Mannes hat sie mit mancher braunen Schönheit zu theilen. Sie hat füglich nichts zu thun, als sich in Putz zu kleiden und in der Hängematte oder auf dem Schaukelstuhl zu wiegen. Ihre Phantasie könnte vielleicht durch schlechte Romane erregt werden, wenn sie lesen würde — aber sie liest nicht; die Anstrengung wäre zu groß. Sie schaut matten Blicks dem lärmenden, aber schon frühzeitig koketten Treiben ihrer Töchter zu. Sie träumt und wischt hie und da mit wohlduftendem Musselintuch an dem Silberbeschlage ihres Meßbuchs. Aufschlagen wird sie dasselbe schwerlich. All das hat den sittlichen Werth der Creolin in den Augen des Auslandes weit unter das richtige Maß herabgesetzt.

Recht gelungen sind gegen den Schluß des Ganzen hin wieder die Naturskizzen vom Orinoco (den der Verfasser jedoch nur bis Ciudad Bolivar befuhr) und von der Großartigkeit des Urwaldes, der thatsächlich bis in den gewaltigen Strom hinein sich ausbreitet, sodaß namentlich die im seichtern Uferwasser wurzelnden und auf dem Wasserspiegel nach Art unserer Seerosen schwimmenden Gewächse die Grenze zwischen diesem Süßwassermeer und der Waldwildniß an beiden Ufern gänzlich verwischen. Ein Blick fällt auch auf die rasch zusammenschwindenden Guaranno-Indianer des Orinoco-Deltas, die dort harmlos von Jagd und Fischfang leben, ihre alte Unabhängigkeit sich immer noch bewahrend, indem sie friedlich, jedoch mit dem Mistrauen des Schwächeren mit den Weißgesichtern verkehren.

4. Aus Sibirien und Rußland. Neue Beiträge zur Kenntniß des Gefängniß- und Verbannungswesens. Von George Kennan. Deutsch von L. Katscher. Autorisirte Ausgabe. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Dieses Bändchen liefert fesselnde Nachträge zu den bekannten früheren Veröffentlichungen desselben Verfassers über das entsetzliche Elend der nach Sibirien Verbannten. Die zuerst im „Century Magazine" erschienenen Aufsätze, welche in Buchform hier vereinigt wurden, entrollen uns abermals wahrheitsvolle, keineswegs parteiisch übertreibende Schandergemälde der Unmenschlichkeit, welche nicht sowol der autokratische Zar als dessen herzlose, bestechliche Organe russischer Bureaukratie an den unglücklichen „Verschickten" ausübt. Aber auch auf das europäische Rußland fällt manch lehrreicher Blick: auf das bei uns viel verkannte Wesen des „Nihilismus", die russische Strafrechtspflege, die fürchterliche, arg gesundheitsschädliche Ueberfüllung der russischen Gefängnisse und deren Einrichtungen, die Geheimsprache und Geheimschrift der in ihnen Inhaftirten. Den Schluß bildet eine anziehende Schilderung eines Besuchs, welchen Kennan nach seiner Rückkehr aus Sibirien beim berühmten Grafen Leo Tolstoi abstattete.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar hat eine bedeutende Bereicherung erfahren. Der Nachlaß Karl Immermann's ist soeben demselben einverleibt worden. Die Tochter des Dichters, Frau Geheimrath Gefken, hat den Nachlaß ihres Vaters der Frau Großherzogin von Sachsen als Geschenk überreichen lassen. Werthvolle Stücke dieses Nachlasses werden auf der Ausstellung für Musik- und Theaterwesen in Wien zur Ansicht vorhanden sein. Wol kein zweiter Nachlaß eines deutschen Dichters dürfte an Vollständigkeit demjenigen Immermann's gleichen. Es befinden sich darunter die gesammten Acten, die Correspondenz, die Zettel, Rechnungen und Diarien des düsseldorfer Stadttheaters, welches der Dichter in den Jahren 1832—37 leitete. Die zahlreichen Souffleurbücher enthalten unter anderm die Immermann'schen Bearbeitungen von Dramen Shakespeare's, Schiller's, Kleist's und Calderon's. Von den Dramen Immermann's sind in Originalhandschriften nebst Entwürfen und Umarbeitungen vorhanden „Das Trauerspiel in Tirol" (Andreas Hofer), sowie zahlreiche, meist noch ungedruckte Fragmente, dramatische Skizzen und Festspiele. Die epischen und lyrischen Werke sind vertreten durch „Die Epigonen", „Tristan", „Der neue Pygmalion", „Düsseldorfer Anfänge", „Memorabilien", das Material zum „Münchhausen", viele zum Theil noch nicht veröffentlichte Tagebücher aus den Jahren 1831—36, juristische Schriften, kritische Aufsätze, die gesammte literarische Correspondenz von 1820 bis 1839, die Familienbriefe, die Personalacten, Auszüge, Zeitungsartikel, Curiosa, die Handschriften der lyrischen Gedichte u. s. w. Aus dem reichhaltigen Briefwechsel seien hervorgehoben Briefe von Heine, F. Mendelssohn-Bartholdy, Holtei, Tieck, Freiligrath, Michael Beer, Bauernfeld, Feuchtersleben, Schadow, Schnaase, Hildebrandt, Köchy, Ed. Devrient, O. L. B. Wolff, Rellstab, Graf Redern, Duller, Marianne Niemayer, Gräfin Ahlefeldt u. s. w.

— Die Bauarbeiten bei dem Hochschlosse in Marienburg

sind im Innern des Gebäudes im Laufe des Winters nicht ausgesetzt worden. Es ist das Gewölbe des obersten Geschosses des südlichen Kreuzganges vollendet, ausgerüstet und geputzt; die alten Thür- und Fensteröffnungen zu den angrenzenden Sälen sind hergestellt, und die Einwölbung des Dreipfeilersaales fortgesetzt. Der Ausbau des Herrendausk ist durch Abbruch des alten Dachs und der innern störenden Einbauten begonnen und durch Verding und Anlieferung des erforderlichen Baumaterials in die Wege geleitet. Auf den äußern Parcham sind Aufgrabungen nach Fundstücken und Aufräumungsarbeiten, sowie Umstellen von Mauersteinen u. s. w. vorgenommen. Die Ausschmückung der Kirchendachgiebel ist durch Entwurfszeichnungen im natürlichen Maßstabe und durch den Verding der erforderlichen Steinmetzarbeiten und Lieferungen vorbereitet worden. Die Ausschmückungsarbeiten im Innern der Kirche und des Kapitelsaales ruhen im Winter.

— Das erste Heft des funfzehnten Bandes vom „Repertorium für Kunstwissenschaft", redigirt von Hubert Janitschek (Stuttgart, Spemann, 1892), enthält einige belangreiche Aufsätze: 1) Hugo Graf knüpft an eine gründliche Untersuchung der Abteikirche zu Fulda und der St.-Wipertuskirche in Hersfeld neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte der kreuzförmigen Basilika, indem er nachzuweisen sucht, daß, entgegen der umlaufenden Meinung, die „Wiege" der kreuzförmigen Basilika nicht auf hessischem Boden gestanden habe. 2) Alfred Schmid weist einige Copien nach Kupferstichen von Schonganer bei oberdeutschen Malern und Bildhauern nach. 3) Professor Dr. Zucker erörtert Fragmente zweier karolingischer Evangeliarien und den Codex millenarius in Kremsmünster. 4) Ad. Seyboth gibt ein Verzeichniß der Künstler, die in Urkunden des straßburger Stadtarchivs vom 13. zum 18. Jahrhundert erwähnt werden. Aus den übrigen Mittheilungen des Heftes seien erwähnt: Frimmel's einläßliche Besprechung älterer wiener Gemäldesammlungen, Veit-Valentius' abwehrende Recension von Häberlin's Studien zur Aphrodite von Melos, endlich ein Auszug aus Anton Springer's Jugendaufsatz über die münchener Kunst (1845).

— Das erste Heft der von Richard Graul redigirten „Graphischen Künste" (funfzehnter Jahrgang, 1892, Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) ist ausschließlich der Thätigkeit des durch die letzte münchener Ausstellung in weiten Kreisen bekannt gewordenen Malers Hans Thoma gewidmet. Der Aufsatz, der eine Anzahl ausgewählter Werke des frankfurter Meisters in künstlerisch werthvollen Wiedergaben enthält, rührt von Henry Thode her; er erzählt das Leben des lange verkannten Künstlers und wird seiner originellen Thätigkeit in ausführlicher Würdigung gerecht. Dem vornehm ausgestatteten Hefte liegen Radirungen von Albert Krüger (Bottieelli) und William Unger (Liebermann) bei, die in spätern Heften besprochen werden sollen.

— Bei Max Spohr in Leipzig wird nächstens von L. Büchner, dem Verfasser von „Kraft und Stoff", ein neues Werk erscheinen, das sich betitelt: „Das Buch vom langen Leben".

Bibliographie.

Amira, K. v., Thierstrafen und Thierprocesse. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 M.

Der Anti-Rembrandt: Bismarck als Erzieher. Borussen gewidmet. Gotha, K. Schwalbe. Gr. 8. 2 M.

Avenarius, R., Der menschliche Weltbegriff. Leipzig, O. R. Reisland. Gr. 8. 4 M.

Aye, P., Aus Eutins vergangenen Tagen. Vorträge. 1. Serie. Eutin, W. Struve. Gr. 8. 3 M.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von C. Baeumker. 1. Bd. 1. u. 2. Hft. Münster i. W., Aschendorff. Gr. 8. 4 M. 75 Pf.

Binder-Krieglstein, K. Freih. v., Realismus und Naturalismus in der Dichtung. Ihre Ursachen und ihr Werth. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Braddon, M. E., Wer war der Mörder? Roman in 2 Bdn. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Helene Mordaunt. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 8. 7 M. 50 Pf.

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie 1. Thl. Uebersetzt von A. Bassermann. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 5 M.

Deym, Graf F. X., Friedrich Graf Deym (geb. 1801, gest. 1853) und die österreichische Frage in der Paulskirche. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M.

Dickel, A., Die Ritterbraut. Eine Dichtung. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 12. 1 M. 50 Pf.

Das 1. Dragoner-Regiment der königlich deutschen Legion (nachmals königlich hannoversche Garde du Corps) 1806—1816. Ein Kriegsbild von M. von M(eitzenstein). Bremen. (Hannover u. Celle, Schulbuchhandlung.) 8. 50 Pf.

Eberhardt-Bürck, Adelheid, Wie herrschest Du? Eine Frage, besonders an die Frauenwelt. Karlsruhe, J. J. Reiff. Gr. 8. 80 Pf.

Elster, O., Bilder aus der Kulturgeschichte des deutschen Heeres. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 4 M.

Flaubert, G., Madame Bovary. Ein Sittenbild aus der Provinz. Uebersetzt von J. Ettlinger. Mit einem Nachwort. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M. 50 Pf.

Flegel, J. C., Der Temperenzler. Volksstück. Berlin, K. Siegismund. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

Fourrière, E., Homers Entlehnungen aus dem Buche Judith. Autorisirte Uebersetzung von F. Endler. Warnsdorf. (Teplitz, H. Dominicus Nachf.) Gr. 8. 1 M.

Goltermann, H., Bremer Land und Leute. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen, J. Kühtmann. 8. 2 M.

Goethe's, J. W. v., Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1. Abth. 4. 9. und 46. Bd. und 4. Abth. 9. Bd. (Kleine Ausgabe.) Weimar, H. Böhlau. Gr. 8. 14 M. 40 Pf.

Goethe's Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von Clara Braun. Mit 8 Lichtdruck-Bildern nach Originalen von E. Klein. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 24. 3 M. 50 Pf.

Gradl, H., Gedichte. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Eger, E. G. Götz. 12. 2 M.

Grotefend, H., Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 1. Bd. Glossar und Tafeln. Hannover, Hahn. 4. 16 M.

Groß, F., Im Vorbeigehen. Geschichten und Skizzen. Leipzig, W. Friedrich. 8. 3 M.

Grumme, A., Die wichtigeren Beschlüsse der Berliner Schulkonferenz von 1890, nebst ein paar kurzen Betrachtungen über die Reform des höheren Schulwesens. Gera, Th. Hofmann. Gr. 8. 50 Pf.

Kurzgefasstes Handbuch der Geschichte. 1. Bd. Breslau, W. Koebner. 8. 3 M. 60 Pf.

Heimat-Lieder. Ein Album neuerer deutscher Lyrik ausgewählt von Frauenhand. Mit zahlreichen Illustrationen, sowie 8 farbigen Vollbildern. Leipzig, F. Cavael. 12. 2 M.

Heintzeler, Heilige Bande. Ehe und Familie, Vaterland und Kirche. Ein Blütenstrauß, aus dem Garten der heiligen Schrift und der christlichen Dichtung gepflückt. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 12. 4 M. 50 Pf.

Hermann, A., Ernst und Snack en lüttjen Pack. Plattdeutsche Gedichte in niedersächsischer Mundart. Braunschweig, F. Wagner. 8. 1 M. 20 Pf.

Hohenthanner, E., Lieder und Romanzen. Passau, Schulbuchhandlung u. Lehrmittelanstalt M. Krakowitzer. 12. 2 M.

Houtz, W., Freie Gedanken. Der Ring der Ewigkeit. Vergehen und Entstehen im Weltall. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 16. 1 M. 50 Pf.

Ihne, W., Zur Ehrenrettung des Kaisers Tiberius. Aus dem Englischen mit Zusätzen von W. Schott. Strassburg i. E., K. J. Trübner. 8. 3 M. 50 Pf.

Ilgen, Welt- und Gottesreichsklänge. Gemischte Gedichte. Wiesbaden, W. Mohr. 12. 2 M.

Jordan, W. A., Der Sieg der Liebe. Schauspiel. Goslar, L. Koch. Gr. 8. 80 Pf.

Jüngst, A., Vater Unser. Ein Cyclus von Gedichten. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M.

Kaminsky, W., Spuzze unn Bosse. Gedichte in Hessen-Darmstädter Mundart. Darmstadt, G. v. Aigner. 12. 1 M.

Kenschin, S., Japanische Briefe. Berichte eines Japaners über deutsche Kulturzustände und europäische Verhältnisse überhaupt. Bamberg, Handelsdruckerei. Gr. 8. 1 M.

Kern, F., Goethes Tasso und Kuno Fischer, nebst einem Anhang: Goethes Tasso und Goldonis Tasso. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 M.

Deutsche Klassiker-Bibliothek. Herausgegeben von R. v. Gottschall. Auswahl in 24 Bdn. Mit 8 Portraits. Berlin, Verlagsanstalt Urania. 8. 12 M.

Freie Kritik. Unterredungen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände. 1. Hft. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. Gr. 8. 50 Pf.

Die Loreley. Ein dramatischer Scherz mit einer Vorrede, in vogtländlicher Mundart von *** Plauen, F. E. Neupert. 12. 75 Pf.

Löwner, H., Merk- und Spruchbuch für alle Tage des Jahres. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M. 75 Pf.

Ludwig, O., Dramatische Fragmente. (Herausgegeben von A. Stern.) Leipzig, F. W. Grunow. 8. 3 M.

— — Gesammelte Schriften. (Herausgegeben von A. Stern.) 6 Bde. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 28 M.

Meyer, M., Schlern-Sagen und Märchen. Innsbruck, Wagner. 12. 3 M. 20 Pf.

Nagel von Brawe, H., Mansfall-Marie. Eine Künstlergeschichte. Glogau, C. Flemming. 8. 3 M.

Schawaller, F., Königin Luise. Ein Drama für die Volksbühne. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 12. 1 M.

Trotzendorff, F., Absalom. Trauerspiel. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1891. Gr. 8. 2 M.

Wichmann, F., Dichter-Ehe. Roman. Leipzig, R. Claußner. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 18.

Beiträge zur Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.

Hermann von Helmholtz

als Festgruſs zu seinem siebzigsten Geburtstag

dargebracht von

Th. W. Engelmann, E. Javal, A. König,
J. von Kries, Th. Lipps, L. Matthiessen, W. Preyer, W. Uhthoff.

Gesammelt und herausgegeben von Arthur König.

Mit Abbildungen im Text und sechs Tafeln. 1891. Preis ℳ 15.—, in Halbfranz. geb. ℳ 18.—.

Daraus einzeln:

Engelmann, Th. Wilh., Ueber elektrische Vorgänge im Auge bei reflektorischer und direkter Erregung des Gesichtsnerven. Nach Versuchen von G. Grijns mitgeteilt . . . ℳ 1.—
Javal, E., L'ophtalmométrie clinique . . . . . ℳ —.60
König, A., Ueber den Helligkeitswert der Spektralfarben bei verschiedener absoluter Intensität. Nach gemeinsam mit R. Ritter ausgeführten Versuchen. Mit 4 lithographierten Tafeln . . . . . ℳ 4.—
von Kries, J., Beiträge zur Lehre vom Augenmaſs . . . . . ℳ 1.—
Lipps, Theodor, Aesthetische Faktoren der Raumanschauung . . . . . ℳ 3.—
Matthiessen, L., Die neueren Fortschritte in unserer Kenntnis von dem optischen Baue des Auges der Wirbeltiere. Mit 2 lithogr. Tafeln . . . . . ℳ 3.—
Preyer, W., Ueber den Ursprung des Zahlbegriffs aus dem Tonsinn und über das Wesen der Primzahlen . . . . . ℳ 1.50
Uhthoff, W., Untersuchungen über das Sehenlernen eines siebenjährigen, blindgeborenen und mit Erfolg operierten Knaben . . . . . ℳ 2.—

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Bibel oder die Heilige Schrift

des Alten und Neuen Testaments.

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Mit Holzschnitten

nach Originalzeichnungen von E. Bendemann, J. Fischer, G. Jäger, Fr. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schubert, E. Steinle, A. Strähuber, F. von Stralendorf, L. Völlinger.

Dritte Auflage. 4. Geh. 15 M. Geb. in Leinwd. mit Goldschn. 22 M., in Leder mit Goldschn. 30 M.

Prachtausgabe auf Velinpapier geb. in Leder mit Goldschn. 36 M.

Auf vorherige Bestellung wird diese Bibel auch in andern Einbänden, in Sammt, Seide, mit silbernen oder goldenen Beschlägen u. s. w., zu angemessenen Preisen geliefert.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**

ca. 1 Million Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte

von

Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.
Ein Band von 812 Seiten in Großoktav.
Preis geheftet M. 12 —. In geschmackvollem Halbfranzband M. 14 —.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Empfehlenswerthe Dichtungen.

Gerhardt, Paulus. Gedichte. Herausgegeben von Karl Goedeke. 8. Geb. 5 M.
Gregorovius. Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geb. 5 M.
Hammer. Auf stillen Wegen. 3. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Fester Grund. 4. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Lerne, liebe, lebe. 5. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Zu allen guten Stunden. 5. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Schau um dich und Schau in dich. 32. Auflage. 8. Geb. 2 M. 25. Auflage (Jubelausgabe). 8. Geb. 6 M.
Sturm. Gedichte. 6. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Fromme Lieder. Erster Theil. 11. Auflage. Zweiter Theil. 4. Auflage. Jeder Theil geb. 3 M.
Sturm. Für das Haus. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Lieder und Bilder. 8. Zwei Theile, jeder geb. 3 M.
Sturm. Spiegel der Zeit in Fabeln. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.
Sturm. Gott grüße dich! 8. Geb. 4 M.
Sturm. Aufwärts! 8. Geb. 4 M.
Sturm. Natur, Liebe, Vaterland. 8. Geb. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgearbeitete Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 13. — 31. März 1892.

Inhalt: Die Begründung des ersten modernen Staatswesens. Von Julius Deckel. — Erzählungsliteratur. Von Adolf Brieger. — Neue Dramen. Von Friedrich Kummer. — Zur Kunstgeschichte. Von Friedrich Goeler von Ravensburg und R. Graul. — Sociale und politische Schriften. Von A. Hermann. — Zur Philosophie. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Begründung des ersten modernen Staatswesens.

Wer sich jemals mit der Entstehungsgeschichte des modernen Staatsbegriffs beschäftigte und hier beim wechselweisen Aneinanderreihen der Thatsachen und Facitziehen den vergleichenden Standpunkt einnahm, weiß, daß im europäischen Nordwesten, auf jenem merkwürdigen Eiland Großbritannien die Geburtsstunde der politischen Neuordnung im Sinne heutiger Civilisation schlug. Nur ist man meistens in Zweifel befangen, wann eigentlich der wahre und sichtbare Durchbruch erfolgte und wer dort die brandenden Wogen revolutionärer Gärung hinausrinnen hieß in das breite Bett neuzeitlichen Verfassungslebens. Gestehen wir unumwunden ein, daß die jahrhundertelange Erbfeindschaft mit unserem westlichen Nachbar und natürlichen Nebenbuhler den Schwerpunkt unserer Aufmerksamkeit zum Uebermaß nach der gallischen Erde verschoben hat. Das trotz formaler Schwerfälligkeit rührigste und fortgeschrittenste Culturvolk, jene kühnsicheren Inselbewohner angelsächsischen Kernursprungs, verknüpfte schier bis in die nächste Gegenwart mit uns kein Gefühl engster Blutsverwandtschaft, vielfach schlagender Charakterähnlichkeit, dringlich anklopfender Interessengemeinschaft. Wir wissen noch jetzt weit mehr von der französischen Revolution als von der englischen, wir begleiten den ungleich mechanischeren Verlauf der ersteren mit einer überreichlichen Theilnahme, die durch den allerdings beachtenswerthen Umstand, daß ihre Wirksamkeit fast ohne Unterlaß in deutsche Lande und Culturesphären hinüberspielte und auf deren Zustände einen gewaltig verändernden Einfluß übte, keinesfalls aufgewogen wird. Den Historiker, den geschichtsphilosophischen, wirklich geschichtskundigen Kopf, den unparteiischen Freund vom Studium verflossenen Menschenthums und seiner Nachwirkungen entschuldigt das Vorschützen dieser subjectiven Ablenkung nicht. Als Lessing auftrat und mit mächtigem Beweisnachdruck den Baun der literarischen Vorherrschaft des siècle de Louis XIV brach, sank sogar der prächtige allüberall unerreichte Molière mit in die Nacht des Vergessens, und bald strahlte das Gestirn Shakespeare's am deutschen Dichterhimmel im unverminderten heimischen Glanze. Besitzt das gewaltige Drama, das weniger als ein halb Jahrhundert nach seinem Tode auf dem Boden seines Schaffens in Scene ging, deshalb nicht dieselbe Anziehungskraft auf unser Auge und Ohr, weil seine Farben brennender, seine Töne tosender sind als die der abgeklärten Kunst des ausgewachsenen „Schwans vom Avon", Shakespeare's? Ueberaus kluge Methode, riesiger Stil bezeichnen auch das Wesen der echt tragischen Momente, die den furchtbaren Ereignissen des londoner Schauplatzes um die Wende des 17. Jahrhunderts erst Sinn, Gehalt und Kraft verleihen. Hier waltet nicht die unmenschliche Blutgier und trivial angehauchte Roheit der Titus Andronicus-Fabel; nein, hier blühen Vollbewußtsein, fester Zug, Charakter und der zwingende Realismus der nackten Thatsachen wie in der erschütternden Folgerichtigkeit des Bühnenbildes „Richard III."

Die würdige Fortsetzung der ausgezeichneten Lappenberg-Pauli'schen „Geschichte von England" aus der gewandten Feder des ungemein sachverständigen und kenntnißreichen Moritz Brosch*) führt mitten in diese Verhältnisse hinein. Die ganze Art dieses Schriftstellers spricht so eigenthümlich von den seltsamen Dingen des Themas und huldigt so ungescheut selbständig erzeugten und vorgetragenen Anschauungen, daß in unsern nivellirenden Tagen der gesetzlichen Gleichmäßigkeit seinem Werke schon um dessentwillen der Ruhm ehrlichen Verdienstes gebührt. Seine Darstellung liest sich nirgends wie wohlgefügtes Durchschnittsdeutsch, das der grammatikfeste Schulmeister mit einem beliebigen Parallelaufsatz über einen Kamm scheren kann. Stereotype Einwände auf sachlichem Felde kümmern ihn ebenso wenig wie der etwaige

*) Geschichte von England. Von Moritz Brosch. Siebenter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1892. Gr. 8. 10 M. (Vgl. Nr. 13 d. Bl. f. 1891, S. 203 fg.)

Vorwurf von „Sprachdummheiten", deren man ihm wohl einen hübschen Posten aufmutzen kann. Ohne Brosch's allgemeine Mängel — wie die öfters einseitige Quellenauswahl und die manchmal auf die Spitze getriebene moderne Subjectivität des Urtheils — oder Einzelfehler — so, von Details abgesehen, z. B. in der die geistige Seite theilweise arg herabschraubenden Kritik Cromwell's — irgendwie vertuschen zu wollen, begrüßen wir seines Fleißes jüngste Frucht für Neuenglands Geschichte als ein bedeutsames Ereigniß der Geschichts- und sämmtlicher Grenzwissenschaften, das eingewurzeltem gelehrten Aberglauben auf manchem Blatte rücksichtslos den Garaus macht und breitspurige Ansichten unfesten Rückgrats zu Brei zermalmt. Heute, wo man allenthalben, empirischer Ueberzeugungen voll, auf den Beobachtungen der Vergangenheit jugendfrisches Leben erwecken, neues Glück erbauen will, erscheint es als eine Hauptaufgabe, gerade für die Begebenheiten, die vermöge der gleichen Ziele und Mittel bis zu einem gewissen Grade als Vorbild dienen sollen, den Sachverhalt genau und unverfälscht zu gewinnen. Und eben die beiden großen Staatsumwälzungen der Westmächte beanspruchen neben den inländischen Geschehnissen des „tollen Jahres" 1848/49 die umfänglichste Achtsamkeit, wenn man lernen will, wie den Fortschrittsgelüsten der Zeit zu genügen ist ohne gewaltsamen Aufeinanderprall der feindlichen Principien.

In enggespanntem Rahmen die Fülle von politischen und militärischen Thatsachen, von psychologischen Erscheinungen verschiedenster Gattung, wie sie die englische Stuartperiode 1603—1688 in sich birgt, vorbeirauschen zu lassen, geht nicht wohl an. Auch verzichten wir lieber auf die wohlfeile Manier, aus einem fein berechneten Gemälde, wie Brosch's Erzählung nebst den eingemischten schildernden Abschnitten wirklich mit Recht heißen darf, den oder jenen strittigen Punkt durch doppelseitige Spiegel zu beleuchten. Denn wo dies ohne gleichzeitige Vorweisung des gesammten Rüstzeugs geschehen müßte wie an diesem Orte, ergibt sich daraus zumeist eher eine Verdunkelung des Thatbestandes. Kein redlicher Berichterstatter über hervorragende historische Veröffentlichungen sollte nebensächliche Irrthümer mit hämischer Kleinlichkeit vorrechnen.

Demgemäß bieten wir nur eine knappe Andeutung des Inhalts. In vierzehn Kapiteln gliedert Brosch die Behandlung der durch vier Königsregierungen und die mitteninne liegende zwölfjährige Republik ausgefüllten Epoche. „Jakob I. bis zum Falle Somersets"; „Buckingham und König Jakob"; „Beginn der Gründung von Colonien"; „Buckingham und Karl I."; „Laud, Strafford und der König (Karl I.)"; „Vor Ausbruch des Bürgerkriegs"; „Der Bürgerkrieg bis zur Schlacht bei Naseby"; „Ende des Kriegs und des Königs"; „Oliver Cromwell"; „Richard Cromwell, Monk und die Restauration"; „Karl II."; „Schottland, Irland und die Colonien zur Restaurationszeit"; „Fortschritte und Rückschritte auf geistigem Gebiet"; „Jakob II." Man sieht, die Gruppirung des Stoffs ist scheinbar oberflächlich, lehnt sich aber in der That, angemessen dem Wesen dieses ereignißvollen Jahrhunderts, an die leitenden Persönlichkeiten und die Marksteine ihres Thuns an. Ein gleichartiger Hauch lagert über dem ständigen Auf und Nieder dieser wildbewegten Jahrzehnte, und so versetzt uns auch Brosch sofort beim Eintritt in die durchgreifende Stimmung, indem er aus Edward Clarendon's Selbstbiographie einen prägnanten Satz über das Schicksal und den Familientypus des Stuarthauses heraushebt. Der schlaue Fuchs Clarendon, Karl's II. allmächtiger Günstling und Jakob's II. speculativer Schwiegervater, stellt so recht den verwerflichen Minister-Höfling des unglücklichen Geschlechts in einem Musterexemplar dar. Verschwunden ist die stolze Mannestreue und der opferwillige Eifer eines Strafford, der sich nicht durch Deuteln und durch Verkauf der eigenen Seele vom Blutgerüst erretten mochte. Die volle Niedertracht des schmeichlerischen Rathgeberrings, in dessen Banden der gutherzige Karl I., der einzige anständige Stuartfürst, schmachtete, offenbart erst die Absichtsreinheit der düstern Gegnerschar, voran eines Hampden, des unerschrockenen Volksparteilers, des Gemüthsmenschen General Fairfax, endlich der schrittweise wachsenden Riesengestalt Oliver Cromwell's. Dieser nur weltgeschichtlich faßbare Genius steht im Mittelpunkte der Revolutionswirren. Er schlug die letzten armseligen Trümmer des selbstherrlichen Absolutismus in den Staub, erneuerte den glorreichen Aufschwung der britischen Seemacht als der Vorkämpferin des glaubensstarken, glaubensfreudigen und doch duldsamen Protestantismus und behieb mit wuchtigem Meißel die Steinquadern für das hohe Haus, wo Jungengland wohnen sollte mit seiner freien Verfassung, der weit ausschauenden Pflege tropischer Colonialprovinzen, die sich mit Zinseszins erkenntlich erwiesen für die nährende Muttermilch der Heimat, mit seiner formfesten Gottesanhänglichkeit und seiner Schutzbereitschaft für alle Vaterlandsflüchtigen und Geistesgeknechteten. Aus seiner markigen Faust, die erst mit zweiundvierzig Jahren die Waffe führen lernte, sprang die politische Disciplin Neuenglands als des ersten modernen Verfassungsstaats fertig und rund hervor. Denn, obgleich er in wenigen Monden vom Rekruten zum General aufrücken mußte, gehört Cromwell doch zu den größten Feldherren aller Zeiten, und Karl Bleibtreu *) übertreibt gewiß nicht, wenn er im Anschluß an F. Hönig's — von Brosch übergangenes — bewunderndes Gemälde des Heerführers Cromwell ihn mit Hannibal, Cäsar, Friedrich dem Großen und Napoleon in eine Linie bringt. Niemand zweifelt, daß in den Tagen derartigen innerpolitischen Wettgetriebes für schöne Bildung und Zubehör wenig Raum vorhanden war und auch diese begrenzte Spanne unschwer einer nüchternen Afterkunst anheimfiel. Brosch's übersichtliches Kapitel 13 unterrichtet über diese wichtige Thatsache in seiner originellen

*) „Frankfurter Zeitung", 1890, Nr. 130 und 133.

Weise. Auch hier schimmert schon deutlich die Erkenntniß durch, daß erst damals das moderne England geboren ward, ein Hort vieler Tugenden der Humanität und Civilisation, aber auch eine Brut- und Heimstätte unleidlichen Wahns auf zahllosen Gebieten menschlicher Cultur.

Julius Dedel.

Erzählungsliteratur.

1. Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide. Von Friedrich Freudenthal. Oldenburg, Stalling. 1891. 8. 2 M.
2. Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben von Philipp Kniest. Zwei Bände. Oldenburg, Stalling. 1892. 8. 5 M. 50 Pf.
3. Hamburger Schlendertage. Von A. Trinius. Minden i. W., Bruns. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Um ein Darlehn. Von Georg Keben. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Nihilisten. Roman von Wilhelm Goldschmidt. Mannheim, J. Bensheimer. 1892. 8. 3 M.

Das Leben, dessen Bilder uns die drei ersten der hier bezeichneten Bücher entrollen, hat das nordwestliche Deutschland und zwar dessen dem Meer nahe liegenden Gegenden zum Schauplatze. So zeigen die Menschen, deren Wesen und Schicksal uns interessiren soll, auch eine gemeinsame Art.

Friedrich Freudenthal (Nr. 1) scheint auf dem Lande und zwar als Landwirth zu leben, in unmittelbarem Verkehre mit dem Volke seiner Heimat. Die Bilder, welche er zeichnet, tragen den Stempel der Echtheit, aber ebenso wie sie die Anschauungskraft und den Scharfblick des Verfassers bezeugen, bezeugen sie auch die Wärme seines Gefühls und die Gesundheit seiner Weltanschauung.

Freudenthal schildert ganze Klassen von Menschen, genauer von Vagabunden, wobei aber immer das Selbstbeobachtete, Selbsterlebte überwiegt: die Tater — was übrigens hochdeutsch doch die Tatern lauten müßte — und die Bettelmusikanten; manchmal gibt er einen fast protokollarischen und doch lebensvollen Bericht über Geschehenes und Gehörtes: „Katzhofer und Sonnenschmied", d. h. Schlächter und Klempner, „Ein Abend in der Penne", Kapitel, welche ein ebenso frisches Bild von der Erscheinung dieser Leute, wie echte Documente ihrer Denkweise und auch ihrer Sprache geben. Diese Sprache, welche in manchen Ausdrücken einen guten Humor bekundet — die Stiefel heißen „Trittchens", Schlafen auf der Bank „Bankarbeit", der Krämer, mit einem auch in die Sprache der Gebildeten übergegangenen Worte „Heringsbändiger" — und viel fremde, darunter hebräische Elemente enthält, ist gegenwärtig mehrfach ein Gegenstand des Studiums geworden. Die Gestalten, welche Freudenthal in der Penne beobachtet, dürfen für Typen gelten. Typisch sind aber auch die zum Theil zu Geschichten abgerundeten Bilder des Lebens und Schicksals einzelner Sonderlinge. Wer kann „Schmied Nedderburg" lesen, ohne sich mannichfacher Begegnungen mit Menschen zu erinnern, welche zu Grunde gingen, weil sie aus ihrem bescheidenen Lebenskreise hinausstrebten und Herren werden wollten? Wem ist, wenigstens wenn er zu uns Aelteren gehört, nicht einmal ein „Jan von Nicks" begegnet, oder „ein Krähenschäfer", wenn auch eine Aufraffung, wie die des durch seinen Hund Rugmmul geretteten Trunkenboldes im Leben selten ist? Wer hat nie ein Wesen kennen lernen, wie jene „unklooke Anna", ein armes, schönes und sittsames Mädchen, das, verführt und verlassen, in Wahnsinn verfallen ist? Dagegen kommen Gestalten, wie der überall gern gesehene fahrende Erzähler, Sänger und Zecher, der Bettelmann „Beste-Möm" und gar „Putt-Johann" in unserm Zeitalter, dem Zeitalter einer Vorsehung spielenden Polizei, schon lange nicht mehr vor. Der nach dem eisernen „Putt", den er als Bettler immer mit sich führte, benannte Moorreinsiedler spielt übrigens die köstlichste Rolle, als ihm bei der Reichsverweserfeier im Jahre 1848 der betrunkene Bürgermeister in seinem Verbrüderungseifer den Festvorsitz abtritt. Auch der Moorbrenner von der holländischen Grenze, der sich gegen den Neid der Lüneburger und die Ungunst der Naturgewalten mit seinem braunen Weibe auf neuem Grund ein neues Dasein erkämpft, erregt lebhaftes Interesse. Ein abgerundetes Kunstwerk endlich ist die Weihnachtserzählung aus dem Dorfarmenhause, „Stille Nacht, heilige Nacht".

An dieses auch für den Culturhistoriker so werthvolle, wahrhaft documentarische Buch reichen Kniest's „Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben" (Nr. 2) allerdings nicht heran. Der Verfasser kennt seine Hanseaten vortrefflich; er schreibt ihre Sprache mit Sicherheit und Gewandtheit, wie mir wenigstens scheint, auch erzählt er geschickt und man empfängt den Eindruck, daß seine Geschichten an wirkliche Begebenheiten angeknüpft sind — bei der einen: „Lübische Schläge", ist die geschichtliche Thatsache ja bekannt —; aber im ganzen überwiegt das Gefühl, als vernehme man Erfundenes, nicht Geschehenes. Doch kann ein solches Gefühl ja mehr in der Persönlichkeit des Lesenden als in der Darstellung selbst begründet sein. Jedenfalls erfindet Kniest ansprechend und erzählt geschickt.

Die „kaufmännische Erzählung" „Adam Jensen" berichtet, wie ein junger Mensch, der es mit Mühe erreicht, statt Fährmann zunächst Kaufmannslehrling zu werden, sein Glück macht. Es ist sein Werk, daß der ehrliche jüdische Makler Joel Levy die Nothlage des alten Slichting erfährt und ihn retten kann. Natürlich heirathet nun Adam Jensen die Tochter seines Principals. Eine gewisse Verwandtschaft mit der ersten Geschichte zeigt die letzte. Der „altmodische Kaufmann" rettet einen neu-

modischen, und auch hier steht am Schluß ein glückliches Paar. „Lübische Schläge" ist die Geschichte vom Kapitän Schumann überschrieben, welcher durch seine Klugheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit sein Schiff aus Korsarenhand rettet, eine That, an welche noch die bekannten Trophäen, der Säbel des Prisenmeisters und die Flinte des Korsarenführers erinnern, die man im Schifferhause zu Lübeck sieht. Kniest erzählt den Vorgang „in freierer Weise". Auf diese freiere Weise hätte man hier gern verzichtet. Flott und fesselnd ist die humoristische Erzählung von Kapitän Jan Ballast (Kapitän Dubbelblock) geschrieben. „Consul Franzen" erinnert an die alte Wahrheit und bezeugt sie auf das nachdrücklichste, daß es auch in der „alten guten Zeit" hochangesehene Betrüger gab. Uebrigens ist hier die Zeitfärbung besonders gut getroffen. „Kritische Tage" ist eine mehr komische Erzählung von den so wenig Mitleid erweckenden kleinen Leiden einer durch Unwetter in eine Leidensfahrt umgewandelten Lustfahrt, welche mit der allversöhnenden Verlobung schließt. „Papa Olivari" endlich ist eine Geschichte ohne den Rückgrat einer rechten Handlung. Die Sprache steht nicht immer auf der Höhe. Aus manchen Perioden wird sich der Verfasser selbst nicht herausfinden.

In die verjüngte und zur Weltstadt erblühte Königin der Hansestädte führt uns das jüngste Buch von August Trinius, seine „Hamburger Schlendertage" (Nr. 3). Der Titel ist glücklich gewählt: er schließt Anforderungen aus, welche der Verfasser zu erfüllen nicht gewillt gewesen ist, z. B. das Verlangen nach einer Aufklärung über die socialpolitischen Verhältnisse Hamburgs. Von diesen sieht ein flanirender Besucher nichts und will auch nichts von ihnen sehen. Da nun die unendliche Mehrzahl derer, welche Hamburg besuchen, sei es, wenn ein Geschäft sie hinführt, nebenbei, sei es, wenn sie zum Vergnügen reisen, mit Absicht schlendern, so wird das Buch gerade wegen der Beschränkung, die der Verfasser sich auferlegt, den meisten Lesern nur desto besser gefallen.

Das Kapitel „Allgemeine Eindrücke" zeigt Hamburgs Cultur und sein Kunstleben in einer Beleuchtung, welche Licht und Schatten gerecht vertheilt. Dies Bild erstreckt sich auch noch in das folgende Kapitel „Von Markt und Gassen" hinein. Die Wohnhausarchitektur des alten Hamburg und was die auf die Gassen hinaustretende Bevölkerung an Trachten und Sitten Eigenartiges hat, wird sehr anschaulich dargestellt. „In St. Liederlich" heißt, nach einer ortsüblichen Bezeichnung „In St. Pauli". Die Ueberschrift läßt vermuthen, daß dies Kapitel und damit doch auch das ganze Buch nicht gerade für junge Mädchen geeignet ist. Doch kommt hier kaum etwas Bedenkliches vor. Das für die meisten Leserinnen Anstößigere ist für das Kapitel „Bei Frau Venus" aufgespart. Es wäre thöricht und ungerecht, dem Verfasser einen Vorwurf daraus zu machen, daß er auch einen Theil der Nachtseite des Lebens der völkerwimmelnden Stadt enthüllt hat. Er hat es ohne jede Lüsternheit gethan und „die Sache will's". Wer solche Dinge nicht berühren will, der darf es eben nicht unternehmen, ein Gemälde des hamburger Lebens zu schaffen. Trinius hätte sich nur nicht so ungeschickt, durch Anklagen gegen Sudermann, entschuldigen sollen.

Vorangeht dem „Frau Venus-Kapitel" die höchst lebendige Schilderung des auf dem Festland Europas einzig dastehenden hamburger Hafens und der mit seinem gewaltig bewegten Leben wunderbar contrastirenden Vornehmheit des Alsterbassins und seiner Umgebung, und es folgt die Schilderung zweier besonders eigenartiger Kirchhöfe unter der sinnigen Ueberschrift „Unter stillen Leuten". „Elbabwärts" führt uns vor allem nach dem köstlichen Blankenese, aber nicht ohne uns auf dem Weg dahin Hamburgs jüngere Schwester Altona, die Klopstockstadt und — o Wandel der Dinge! — Fabrikstadt Ottensen und die herrlichen parkumgebenen Villen der königlichen Kaufleute mit großer Klarheit vor die Seele treten zu lassen. Das Kapitel „Nach Drüben" könnte ohne Schaden fehlen. „An der Bille", „Harburg und sein Wald" und „Im Sachsenwalde" endlich zeigen uns in die an Naturschönheiten und zum Theil auch an geschichtlichen Erinnerungen reiche, den Fremden meistens unbekannt bleibende Umgebung von Hamburg. Wenn das Buch mit einer Verherrlichung des gestürzten Titanen, des Schöpfers von Deutschlands neuer Macht und Größe, ausklingt, wer wäre undeutsch und undankbar genug, um das zu tadeln?

Wie der Verfasser des oben besprochenen Buchs „Sonderlinge und Vagabunden", so erachtet auch Georg Keben (Nr. 4) die Armen und gesellschaftlich Niedrigstehenden der theilnahmevollen Betrachtung werth. Aber während Freudenthal auf dem Standpunkte der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung steht und im Christenthum eine rettende Macht sieht, findet Keben, daß das Bürgerthum in seiner angeblichen Verderbtheit und Morschheit durchaus abgewirthschaftet habe, und hält den tröstlichen Verheißungen Jesu das Schreckensbild des von der „christlichen" Gesellschaft geduldeten Elends entgegen. Nur bei den socialistisch gesinnten Arbeitern findet er noch ein echtes Gefühl der Standesehre. In diesen Anschauungen läßt er auch seinen Helden, den Studiosus philosophiae Lothar Borwin leben und durch seine Erfahrungen immer mehr befestigt werden. Mit dem Darlehn, welches dem Buche den Titel gibt, verhält es sich folgendermaßen. Der selbst von Armuth bedrängte Lothar will einer bedrängten Witwe ein in der Zeitung von ihr erbetenes Darlehn bringen, geräth aber, als er sie sucht, in die Wohnung einer von Stufe zu Stufe zuletzt zur Dirne hinabgesunkenen Schönen, deren Huld er mit den mitgebrachten dreißig Mark bezahlt. Dann betrinkt er sich und leidet am nächsten Tage an physischem und moralischem Katzenjammer. Bald darauf stattet ihn ein Geheimrath und Lebemann mit abgelegten Kleidern aus, um ihn auf einen Ball zu schleppen, wo sich der Neuling theils albern, theils unverschämt benimmt. Später kommt er zu jener berüchtigten Lügenphilosophie, welche

den Egoismus durch Energie zur Tugend werden läßt — einer Philosophie, welche in Paul Bourget's „Le Disciple" gerichtet ist, aber er bleibt auf diesem Standpunkte nicht stehen, wenigstens praktisch nicht, was die Hauptsache ist. Er handelt im Sinne der alten Moral, indem er sich edel, hülfreich und gut zu sein entschließt. Er versetzt den geheimräthlichen Anzug und kann der bedrängten Witwe das empfangene Geld gleich auf dem Leihamt einhändigen. Für das weitere Wohl der Frau, ihres Säuglings und ihrer andern Kinder sorgt ein gutmüthiger Junggeselle.

Die Wirklichkeit wird in diesem Buche nackt dargestellt, mit großer Anschaulichkeit und ohne Cynismus. Vielfach bricht die Herzenswärme aufs wohlthuendste hervor. Auch der Zorn und die Empörung des Dichters ist dem unbefangenen Leser meistens verständlich, so gegenüber einer Wohlthätigkeit, wie sie sich in den Grundsätzen und der Praxis der Leihhäuser äußert. Nichts kann ja mit dem Geiste des Christenthums unvereinbarer sein, als die verletzende Art, wie die organisirte Gesellschaft ihre Armen pflegt. Dafür aber, daß auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung keine dem Geist echter Menschlichkeit entsprechende Wohlthätigkeit möglich sei, kann ich durchaus keinen Beweis aus dieser Geschichte entnehmen, und ebenso wenig, ja womöglich noch weniger dafür, daß eine socialistische Gesellschaftsordnung die Noth und das Elend, die Laster und die Verbrechen beseitigen würde. Eine Unwahrheit kommt übrigens in das Bild der Gegenwart dadurch hinein, daß die Leute, welche anders über die sociale Frage denken als der Verfasser, ohne jeden anständigen Vertreter gelassen sind. Der socialistische Schriftsteller ist in dieser Beziehung gerade so befangen und tendenziös, wie es seine Antipoden, die pietistischen Geschichtenschreiber, zu sein pflegen.

In scharfem Gegensatze zu denen von unsern deutschen Weltverbesserern, welche ein in philosophischem Geist ausgesonnenes neues Gesellschaftssystem durch friedliche Eroberung der Geister glauben verwirklichen zu können, stehen die russischen Nihilisten, welche, eine Art von richtender und rächender Feme, das Nachdenken über den Aufbau dessen, was dereinst werden soll, der Zukunft zu überlassen scheinen. Wilhelm Goldschmidt, welcher in seinen „Nihilisten" (Nr. 5) sich als einen gründlichen Kenner russischer Verhältnisse und russischen Wesens zu bekunden scheint, hat eine einfache und doch spannende Geschichte erfunden, deren Träger klar, bestimmt, ja plastisch hervortretende Persönlichkeiten sind.

Boris Sfergejewitsch, der zuerst als kranker und scheuer Bettler bei dem Leichenbegängniß seines Vaters auftaucht, ist ein ehemaliger Nihilist, der sich von den Verschwörern getrennt hat, aber auf den alten Weg zurückkehrt, als es nach seiner Meinung gilt, an einem alten Juden, dem Schwiegervater seines wegen eines nihilistischen Verbrechens hingerichteten Bruders, der seinem Schwiegersohne die Rettung verweigert hatte, Rache zu nehmen. Er macht auch seinen jüngern Bruder, einen harmlosen Lithographen, zum Genossen seines Verbrechens und verleitet seine von eben jenem Juden erzogene Nichte, mit ihm zu fliehen, um ihre Mutter, die Gattin des Hingerichteten, die ihn durch einen Pistolenschuß gerächt hat, zu retten. Er liefert sich aber so nur der Feme der Nihilisten aus: auf Befehl eines Oberen wird er heimtückisch ermordet. Das junge Mädchen rettet der jüdische Arzt Diamant, der Verwachsene mit dem Moses-Mendelssohn-Kopfe, dessen Stirn krause, schwarze Haare majestätisch umrahmen, eine Gestalt, welche sich uns in der ganzen Erzählung keinen Augenblick verwischt. Dieser Mann verurtheilt die Verbrechen der Nihilisten, aber er verabscheut auch die Zustände, welche aus sich heraus zu ihrer Strafe den Nihilismus geboren haben, mit der ganzen Kraft seiner menschenliebenden Seele. Boris hat ein Märchen geschrieben: „Das Märchen von einem Zaren." In dieser Dichtung hat Goldschmidt die bizarre Naivetät der russischen Märchenpoesie, welche die Satire nur desto pikanter macht, ausgezeichnet getroffen. Die Geschichte spielt im Lande Achrejánowka, dessen Zar die Lüge „mit wechselnden Augen" zur Buhle hat. Als die Wahrheit diese mit Krieg bedrängt, nimmt der Zar Achreján eine geweihte Kerze von sieben Pud und klopft bei Petrus, dem Wächter der Himmelsthür, an, findet aber eine schlechte Aufnahme.

Flogen zusammen Erzengel, Engel,
Schnürten dem Zaren die weißen Händchen,
Nahmen das zarische Pelzchen beim Wickel,
Schleppten Achreján in das Viertelchen.

Auch der Schutzpatron Mikóla, der zuerst den Gefangenen mitleidig losgebunden hat, spricht zuletzt zum Zaren: „Du bist so Einer! . . . ." — kehrt ihm den Rücken und geht seiner Wege.

Adolf Brieger.

Neue Dramen.

1. Dramatische Dichtungen von Julius Ernst von Günthert. Stuttgart, Kohlhammer. 1891. 8. 1 M.

Zwei Dramen: „Liudulf der Schwedenkönig" und „Der schwarze Hauptmann", sind in der vorliegenden Sammlung zu einem Band vereinigt. Das erste der beiden Dramen ist das vergleichsweise bedeutendere, ein mäßiges Lob, wenn man den herzlich wohlgemeinten, aber doch an keiner Stelle überwundenen Dilettantismus in Betracht zieht, der aus jeder Zeile hervortritt. Wenn Stoffreichthum zugleich Inhaltsfülle wäre, so hätte man in den beiden Stücken vortreffliche Dramen. Aber der geschichtliche Stoff bleibt hier im wesentlichen doch un-

organische Masse, auch wenn der Verfasser darauf hinweisen darf, keine Mühe, kein Ringen mit den widerstrebenden Elementen der Geschichte gescheut zu haben. Kaum ist ein Künstler mehr geneigt, die Bedeutung seines Werks nach dem Maß der aufgewendeten Kraft zu beurtheilen, als der Dramatiker, und keiner irrt leichter und verhängnißvoller als er. So mag auch der Autor der vorliegenden beiden Historien den guten Willen für die vollendete That sich angerechnet haben, ohne daß der Beurtheiler, wenn anders er mit künstlerischen Maßstäben zu prüfen gewöhnt ist, echtes dramatisches Leben, wirksame Steigerung der Gegensätze, kurz künstlerisches Vermögen anzuerkennen vermöchte. In den Inhaltsangaben, die den Stücken vorausgeschickt sind, ist hie und da der Versuch gemacht, Ursache und Wirkung dramatisch prägnant zu verbinden, im allgemeinen zeigt aber dieser Rechenschaftsbericht des Autors aufs deutlichste, daß der Stoff, der aus der Geschichte herübergenommen wurde, in seinen zahlreichen Lücken und Unebenheiten nicht durch psychologische und dramatische Momente ausgestaltet worden ist, sondern durch schwächliche, oft romantische Einschiebungen eine lyrische Ergänzung erhalten hat. Am stärksten tritt dies im Schluß des ersten Stücks hervor. Der Herzog Lindulf kämpft mit sich, ob er seine siegreichen Waffen gegen seinen Vater wenden und vor diesem in Rom die kaiserliche Krone für sich erwerben soll. Er hat wahrlich gute Gründe, eine eigene starke Politik zu treiben, auch der Papst, dessen Nuntius bei ihm ist, ermuntert ihn zum Zug nach Rom, und zwar schildert der Legat dem jungen Herzog, wie ihm im Dome von St.-Peter der Gesang entgegenschallen werde: Gesegnet, wer im Namen kommt des Herrn! Der Herzog fragt erstaunt: Der Sang des Friedens? Nicht die Stimme des Rachegottes? — Und bei diesen zehn Worten geht — wie merkwürdig! — eine innere Umwandlung in ihm vor. Das Vernünftigste und Menschlichwahrste wäre, dem Legaten für den Frieden zu danken, der alles aufs glücklichste beendet. Nein, statt dessen ist der Herzog untröstlich, bis zu dem Grade, daß er in die Zukunft schaut — ein untrügliches Zeichen, daß der Dramatiker am tragischen Endziel seines Opus angekommen ist. In der That! „Gesegnet, wer im Namen kommt des Herrn", ruft der Herzog aus, „ich bin es nicht, es ist der Kaiser!" Damit hat — nach des Verfassers ausspintisirter Auffassung Lindulf über sich selbst triumphirt, es bleibt nur noch ein Rest von Schuld ungetilgt, die sogenannte Vermessenheit, mit der er um das Glück seines Volks gespielt hat — dafür aber stehen wir am Ende eines fünfactigen Dramas, um den Tod als allein mögliche Folge und Strafe anzusehen. Der Herzog ist krank — flugs stirbt er nach seiner Umwandlung in zehn Worten, und alles ist gesühnt! Menschen hat der Autor, wie man sieht, nicht zu schaffen verstanden. Es kam ihm auch gar nicht auf den Ruhm eines Charakteristikers, eines tiefer denkenden Psychologen an. Er wollte ein buntes Gewebe von Ereignissen und Wechselfällen dialogisirt zeigen und deutschen Patriotismus betonen. Daß man damit keine Dramen schafft, ist freilich eine selbstverständliche Sache.

2. Oswald von Wolkenstein, der letzte Minnesänger. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Rudolf Christoph Jenny. Prag, Calve. 1891. 8. 3 M.

Nach einem Roman von Herman Schmid! Die Dramatisirung macht einen weichlichen und süßlichen Eindruck, kein straffer Zug beherrscht das Ganze und um recht kleinliche oder mindestens um recht kleinlich aufgefaßte philiströse Ereignisse handelt es sich. Offenbar eine dramatische Federübung, aber kein selbständiges Werk. Nachdem es aber einmal gedruckt ist und damit, weit über sein Verdienst hinaus, den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, heißt es feinfühlend sein und so wenig als möglich zur weitern Verbreitung beitragen. Darum keine Kritik! Wenn der Autor etwas Eigenes zu sagen hat, wird es für uns Zeit sein, weniger zart, aber etwas eingehender für seine Verbreitung zu sorgen.

3. Gemara. Charakterbild in einem Aufzug von Paul Rahn. Cöslin, Hendeß. 1892. Gr. 8. 1 M.

Ein Charakterbild, das im Palais Rothschild spielt und in dem der alte Baron Meyer Anselm handelnd auftritt, verspricht durch seinen Titel viel — leider zu viel. Ein Blick auf den Inhalt, und alle Illusionen verschwinden. Das Stück ist eine vollendete Harmlosigkeit, ein Dilettantenscherz, ein kunstloser Einacter, den man vielleicht einmal vor einem kleinen Kreis israelitischer Zuschauer aufgeführt hat, aber nicht im entferntesten etwas, das einer literarischen Leistung ähnlich sähe. An dieser Stelle eine Besprechung folgen zu lassen, liegt nicht in den Traditionen d. Bl.

4. Exodus. Dramatisches Gedicht in drei Acten von L. Calmoleone. Triest, Schimpff. 1891. 12. 3 M.

Der Autor legt uns ein recht freundlich ausgestattetes Büchlein in die Hand — das wäre, wenn man aufrichtig sein will, alles, was man zum Lobe des dramatischen Gedichts von Calmoleone sagen kann. So wenig als in den vorangegangenen Stücken ist hier ein kräftigerer Schwung zu bemerken, an keiner Stelle fühlt man die Spuren einer Künstlerhand. Eine von Natur aus schwache Phantasie, der es absolut an der Fähigkeit, Menschen und Charaktere zu bilden, gebricht, ist durch Lektüre Ebers'scher Romane nothdürftig und oberflächlich in Stand gesetzt worden, Pharaonen und Oberpriester reden zu lassen, denn zu Handlungen bringt es der Verfasser nicht. In dem eintönigsten Gleichmaß rieseln die Jamben am Anfang wie am Schluß daher, sodaß man sich gern das elegant gebundene Büchlein für schlaflose Nachtstunden bereit legt.

5. Luther. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Hindersin. (Schauspiele, VII.) Leipzig, C. G. Naumann. 1892. 8. 1 M.

Zahlreiche Schauspiele sind bereits aus der Feder Hindersin's erschienen, aber keins von ihnen hat bisjetzt

den Verfasser in weitern Kreisen bekannt gemacht. Auf die Bühne ist blos ein einziges Stück des Dichters gekommen. Herrn von Hindersin erfüllt zwar ein offenes und ehrliches Streben, er zeigt auch in einzelnen Scenen unzweifelhaft Talent, aber er erweist sich völlig unzulänglich gegenüber den Aufgaben einer großen Composition. Immer von neuem wählt Hindersin die bedeutendsten und weitschichtigsten Vorgänge aus der Geschichte aller Völker, und stets zu seinem Nachtheil: sein schöpferisches Auge vermag so große Ereignisse überhaupt nicht zu umspannen, Einzelheiten werden zum Theil vortrefflich behandelt, das Ganze bleibt immer zusammenhangslos und unfertig. Auch die Charakteristik gelingt dem Verfasser meist nur bei Nebenpersonen, die, da sie scharf und originell sind, das Interesse in Anspruch nehmen, während die Hauptgestalten unlebendig in gleichmäßiger, licht- und schattenloser Manier durchgeführt sind. Hindersin's erster Fehler ist die Stoffwahl. An seinen zu hohen Aufgaben, an den Gestalten eines Jesus, eines Nero, eines Cäsar und eines Luther scheitert der Dichter, den keine noch so herbe Enttäuschung auf das zu führen scheint, was aller Kunst Anfang ist: auf die freiwillige Selbstbescheidung. Er hat in seinem Drama „Luther" wiederum einzelne Bildchen, kein Bild geschaffen. Hindersin fängt mit einer Familientragödie von Nebenpersonen an, reiht daran eine Anzahl mehr oder minder gelungener Stimmungsscenen, geräth später in die dürre undramatische Geschichtserzählung und hört völlig zufällig auf, wenn das äußere Maß eines Dramas erreicht worden ist. Die Fäden, welche die einzelnen Scenen miteinander verbinden sollen, bestehen entweder gar nicht oder sie sind so dünn und zerreißbar, daß man sie ohne Mühe entbehren kann. Auf diese Weise entsteht alles andere, nur kein Drama; der eine oder andere glückliche Zug mag erfreuen, aber Charaktere bauen sich nicht vor dem Beschauer auf; gewöhnliche Zustände, aber keine Weltereignisse werden auf diese Weise dargestellt. Wenn Hindersin's Dramen nicht deutliche Spuren ernster Arbeit und manch einzelnes vortreffliche Nebenwerk zeigten, man wäre versucht, sie als Geschichtsstücke ältester Schablone abzulehnen. Von der Romantik, die in einigen frühern Stücken des Verfassers übermäßig wuchert, hält sich glücklicherweise das vorliegende Drama fern. Einen Lohn in Gestalt einer dramatischen Aufführung wird dieses Stück kaum finden, so sehr es sich auch zu seinem Vortheil von den vorher besprochenen Dramen unterscheidet.

6. Columbus. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Acten von Alexander Dedekind. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 1892. Gr. 8. 2 M.

Viel guter Wille, sehr viel Gelehrsamkeit tritt uns hier entgegen, aber auch nicht der leiseste Beruf zum dramatischen Schaffen. Ein Gelehrter mag der Autor sein, aber ein herzlich undichterischer Gelehrter, denn nicht die einfachste Wechselrede gelingt. Die Gerechtigkeit fordert jedoch, darauf hinzuweisen, daß nicht alle Scenen talentlos sind; kommt aber einmal der Autor unversehens in Schwung, so spielt ihm der Gelehrte unwiderruflich einen bösen Streich. Ein König von Portugal spricht sich um 1480 folgendermaßen aus: Es ist

Wohlgethan, sich auf
Ein einzelnes Gebiet zu concentriren!
Wir sind in unsern Tagen leider zu
Encyklopädisch, und die Gründlichkeit
Hat ganz unglaublich viel bei unserer
Vielwisserei verloren. Daher auch
Die Sucht so vieler Männer unsrer Zeit,
Gelehrter, als sie sind, zu scheinen.

Und an einer andern Stelle kommt der Gelehrte mit einer sehr undramatischen Eitelkeit zum Vorschein:

Ximenes.

Erst unlängst übersandte Perez mir
Das zwölfte Toleranz-Edict des Königs
Aschoka. Das gesammte Alterthum
Spricht nirgends sonst mit solchem Geiste von
Versöhnlichkeit und Menschenachtung.

Columbus.

Leider!
Von solcher Folie reinster eth'scher Spuren
Auf unserm eifersücht'gen, dünkelhaften
Planeten hebt sich manche schroffe Kanzel
Bedeutsam ab.

Ximenes.

Versucht nicht, trauter Freund,
Vor mir da offne Thüren einzurennen. —
Auch graphisch sind die Züge int'ressant.

Columbus.

Bedeutend! Keine ältern Schriften kennt
Nordindien. Diese felsen-eingeritzte
Edictenschrift erinnert bei Vocalen
An das Aethiopische.

Ximenes.

Gewiß! Entschieden!

Columbus.

Und ist die einz'ge ind'sche Schriftart, die
Nach links gelesen wird.

Genug, genug! Merkt man denn immer noch nicht, daß der Verfasser ein verdienter Herausgeber des zwölften Toleranzedicts des altindischen Königs Aschoka ist? Was hat aber Columbus in einem Drama damit zu schaffen? Folgen wir dem Beispiel des Königs Aschoka und seien wir tolerant. Der Fleiß, der deutlich aus dem Drama spricht, vermag das künstlerische Urtheil nicht im geringsten zu verändern.

7. Paoli. Ein Drama aus der Zeit der französischen Revolution in fünf Aufzügen von Kurt Geißler. Berlin, C. Ulrich. 1891. Gr. 8. 2 M.

Dieses Stück behandelt den Freiheitskampf der Corsen gegen ihre französischen Unterdrücker in den Jahren vor dem Ausbruch der großen Revolution. Erst die neuere Geschichtsforschung hat sich eingehend mit diesen merkwürdigen Ereignissen beschäftigt. Selbstverständlich war es die Gestalt Bonaparte's, die zu den tiefdringenden

Studien in der fernen, halb barbarischen Insel verlockte. Manch überraschender Aufschluß über den Charakter Napoleon's wurde durch das Studium der corsischen Freiheitskämpfe gewonnen. Die napoleonische Legende hat keine Periode ihres Helden so sehr verdunkelt und verwirrt als diese erste corsische Zeit. Und doch ist ein Verständniß Napoleon's ohne vorangegangene Kenntniß der Freiheitsbewegung seiner Heimatinsel völlig ausgeschlossen. Der Befreier Corsicas, Pasquale Paoli, war der erste, mit welchem der junge Titan seine Kräfte maß. Dies Ringen des jugendlichen Napoleon mit einem bedeutenden Mann von makellosem Charakter ist der Gegenstand des vorliegenden Dramas. Freilich hält sich der Verfasser an die historischen Vorgänge dieses Kampfes im einzelnen wenig genug. Dem großen Publikum ist die corsische Werdezeit vielleicht die unbekannteste Periode der gesammten Napoleon-Biographie, und besonders auf der Bühne wird eine Vorführung Napoleon's in dieser Epoche innerlich und äußerlich viel Befremden hervorrufen. Wirksame Momente bietet der Kampf der Corsen genug. „Zur Zeit seines heftigsten Wüthens", schreibt Geißler, „betrachtete man das tapfere Volk als Vorkämpfer für die Idee der Freiheit der Menschheit. Ueberall begeisterte man sich für die Corsen; Freiwillige zogen von Norden her zum Kampf nach dem Eilande, Friedrich der Große selbst sandte Paoli einen Ehrendegen, Katharina von Rußland wechselte Briefe mit ihm, Fürsten des Orients sandten ihm Deputationen mit kostbaren Geschenken. Der Geist der französischen Revolution hat sofort bei den Corsen im Jahre 1789 Bewegungen hervorgerufen, welche im kleinen die pariser Vorgänge wiederspiegeln. Corsica ist nicht blos durch Napoleon und die vielen in seinen Kriegen bedeutenden Corsen, sondern durch den vaterländischen Geist wichtig in der Zeit, deren Schreckuisse das Erwachen eines deutschen Vaterlandsgefühls vorbereitet haben." Das Drama „Paoli" leidet an einem Fehler, der allerdings auf eine spätere Abhülfe hoffen läßt. Um der Handlung den Schein starken dramatischen Lebens zu geben, ist durchgängig eine nervöse Beweglichkeit, eine übertriebene flackernde Unruhe des Dialogs angewendet, die auf die Dauer kaum weniger ermüdend wirkt, als das behagliche breite Hinrollen der Jamben in den gewöhnlichen Historien. Die ganze Exposition, die bei der Unbekanntheit der Vorgänge und wegen der zahlreichen Personen von größter Bedeutung für das einfachste Verständniß des Sinnes ist, geht durch das Hin und Her, durch das Flackern des Dialogs so gut wie verloren. Selbst beim Lesen empfängt man dadurch eine unklare Vorstellung der dramatischen Vorgänge. Es ist Täuschung zu glauben, daß sich auf der Bühne dies beim Lesen störende Element in einen wesentlichen Vorzug des Dramas verwandeln würde. Auch die Bühne verträgt nur ein gewisses Maß von Beweglichkeit. Wird dies überschritten, so ergeben sich noch stärker als bei der Lektüre Verschwommenheit und Abgespanntheit — die beiden gefährlichsten Hindernisse aller Bühnenwirkung. Nur wenn die nervös aufgeregten Massen des Dialogs durch überlegene Kraft klar und effectvoll gegliedert sind, wird der Fehler zu einem Vortheil von höchstem Werth. Dies ist jedoch in dem Drama „Paoli" durchaus nicht der Fall. In Bezug auf Charakteristik und den gesammten Inhalt der Handlung arbeitet das Stück mit verbrauchten Mitteln. Das Leben der Natur, Gewitter, zufällige, belanglose Ereignisse werden melodramatisch in den Gang der Handlung gezogen, und was am schlimmsten ist, bestimmend für innere Entschlüsse, die der Verfasser nicht durch Veranschaulichung der seelischen Motive völlig klar gemacht hat. Man höre folgende Stelle am Schluß eines Monologs, der im Mund des jungen Bonaparte wundersam klingt:

— O sprecht,
Ihr Geister der Natur zu mir! Ihr müßt
Mir Antwort geben. Laßt ihr mich zurück
(Das Gewitter zieht ab, Nebel erfüllt den Hintergrund.)
Im dunkeln Nebel der Vergessenheit?
Kein Hoffnungsstrahl für meinen Weg zur Welt?
— Die Wolke flieht, ein Schimmer Sonnenblick —
Dort drüben liegt die Welt in hellem Schein —
Und da — (Man sieht, während der Nebel schwindet, Lätitia und andere, im Sonnenschein rechts hinter dem Felsen auf dem Wege erscheinen, Lätitia in einem für die Reise geeigneten, halb kriegerischen Costüme heller Farbe, die in der Sonne roth schimmert; sie steigt empor und steht dann still.)
— Gestalten wie in Blut getaucht —
Ist das die Täuschung meiner Sinne oder —
Ah, meine Mutter! Ja, du bist es! Du
Gabst in den Bergen hier zum ersten mal
Mir einst das Leben unter Sturmesbeben,
Du bringst — ich ahnt' es — meiner Mannheit Wehen
Mit Frankreichs Noth des künft'gen Lebens Strahl!

Die Sentimentalität bei dem jugendlichen Napoleon, der den „Werther" selbst mit nach Aegypten nahm, wäre geschichtlich, und die Verkettung von Napoleon's Mutter mit den Entschlüssen ihres Sohnes sehr glücklich — von der Farbe der Röcke Frau Lätitia's aber den Strahl des Lebens und das Wesen der Mannheit eines Napoleon abhängig zu machen, zeigt von starker Veranlagung für unfreiwillige Komik.

Friedrich Kummer.

Zur Kunstgeschichte.

1. Helldunkel. Kunstgeschichtliche Studien von Wilhelm Seibt. Frankfurt a. M., Keller. 1891. Gr. 8. 1 M.

Der vorliegende Band vereinigt drei Abhandlungen, von denen zwei bereits im Jahre 1885 erschienen und in Nr. 9 d. Bl. vom 3. März 1887 besprochen wurden, die dritte, 1891 hinzugekommene, Abhandlung betitelt sich: „Chiaroscuro-Camaïeu-Holzschnitte in Helldunkel." Während die beiden ersten Abhandlungen Studien zur Geschichte des Helldunkels in der eigentlichen Malerei enthalten, beschäftigt sich die dritte mit dem Helldunkel in Handzeich-

nungen und Holzschnitten. Es ist bekannt, daß gerade die Helldunkelblätter, d. i. die mit Tonplatten gedruckten, zu den schönsten und interessantesten Schöpfungen des Holzschnittes im 16. und 17. Jahrhundert gehören, und es war eine dankbare Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat. Seine Absicht war in erster Linie, Kunstfreunde in dieses Gebiet einzuführen und sie auf die „Fülle von Schönheit, Anmuth und Erhabenheit" hinzuweisen, welche in diesen Holzschnitten mit Tondruck nach Handzeichnungen deutscher, italienischer und französischer Meister enthalten ist. In dem Ueberblick über die Entwickelung dieses wichtigen Kunstzweigs bewährt sich der Verfasser als trefflicher Führer, der den Kunstfreund in belehrender und anregender Weise über alles Wichtige orientirt. Doch nicht ausschließlich an den Kunstfreund, sondern auch an Fachgenossen wendet sich der Verfasser, denen er manches Schätzenswerthe bietet, wie z. B. den Nachweis des Zusammenhangs der französischen Miniaturmalerei des Mittelalters mit den antiken Gemmen, oder die Ausführungen über die Zeichentechnik der alten Meister, über die frühesten Handzeichnungssammlungen und anderes.

Auch in dieser Abhandlung treten die vielseitigen Specialkenntnisse und die umfassende Belesenheit des Verfassers hervor; sie veranlassen ihn allerdings mitunter zu Erörterungen und Excursen, die nicht nothwendig zum Thema gehören, andererseits wird seine Darstellung belebt durch die zahlreichen interessanten Details und Notizen. Ein abgerundeter Essay oder eine erschöpfende Monographie soll auch diese Abhandlung nicht sein; auch hier haben wir „Studien" vor uns, die aber niemand ohne reiche Belehrung und Anregung lesen wird.

Friedrich Goeler von Ravensburg.

2. Die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen. Von August Schmarsow. Berlin, G. Reimer. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Das leichterregbare Völkchen der deutschen Kunsthistoriker ist unlängst wieder einmal durch die Aeußerungen eines Directors der königlichen Sammlungen in Berlin und des Vertreters der Kunstwissenschaft an der berliner Universität über die oft erörterte Frage nach der Stellung der Kunstgeschichte an unsern Hochschulen in nicht geringe Unruhe versetzt worden. Wilhelm Bode bemerkte in den „Preußischen Jahrbüchern" (März 1890) im Hinblick auf die berliner Zustände, daß zwischen dem Inhalte der Museen und der Lehre an der Universität nicht derjenige nahe Zusammenhang bestände, der zu einer gedeihlichen kunstgeschichtlichen Unterweisung nöthig sei, und ferner, daß es weit weniger noth thäte, Fachleute, kunsthistorische Specialitäten heranzubilden, als im allgemeinen die Genußfähigkeit für die Kunst und das Verständniß ihrer Entwickelung zu pflegen und zu fördern. Dem gegenüber sah sich Herman Grimm veranlaßt, in einem von der „Deutschen Rundschau" im März 1891 veröffentlichten Aufsatze ein Bild zu entwerfen von seiner, Ausschluß der Anschauung fordernden Lehrthätigkeit, die allein durch das beschreibende Wort, durch die „sichtbare Rede" wirken will. Polemische Miscellen über den Betrieb der Kunstwissenschaft und die Art seiner eigenthümlichen Kunstauffassung waren zahlreich in diesem Plaidoyer vertreten. August Schmarsow in Breslau geht in seiner Schrift von diesem „Berliner Streit" aus. In vielseitig durchdachter und anregender Erwägung bespricht er die gegenwärtige „kritische Lage" der Kunstgeschichte an unsern Hochschulen, legt Nachdruck auf die Selbständigkeit dieser Disciplin und verwahrt sich gegen eine centralistische Pflege des Studiums in Berlin. Die methodologischen Erörterungen, welche er vorbringt, verdienen im allgemeinen Zustimmung, doch scheint uns seine Forderung nach dem „kunsthistorischen Doctor" als Abschluß des akademischen Studienganges zu weit zu gehen. Das möchte leicht gerade die mit Recht bekämpfte Specialisirung des Faches fördern. Wie aber die Entwickelung der Kunst eines Volks nur voll erfaßt werden kann in ihren Beziehungen zu dem Gesammtleben der Nation, so sollte auch die wissenschaftliche Lehre dieser Entwickelung in der Praxis nebengeordnet bleiben der historischen Wissenschaft, gerade wie die classische Archäologie neben der classischen Alterthumskunde einhergeht. Dieselbe Einwendung gegen Schmarsow's Forderung hat Dehio, gegen den unser Autor sich in manchen Punkten wendet, neuerdings in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" (Januar 1892) ausgesprochen. Das letzte Kapitel der Schmarsow'schen Schrift: „Kunstverständniß und ästhetische Erziehung", ist ein warmer Aufruf zur Pflege und Ausbildung des künstlerischen Sinnes. Denn in der That thut es vor allem noth, an der Erziehung zur Kunstbetrachtung von unten herauf, von der Volksschule anzufangen bis hinauf zum Gymnasium und zur Realschule. Nicht früh genug kann damit begonnen, nicht ernst genug damit fortgefahren werden. Denn erst wenn der bildenden Kunst wieder als einer der herrlichsten idealen — und auch volkswirthschaftlich praktischen — Mächte in der allgemeinen Volksbildung der Platz wird eingeräumt werden, den sie ebenso verdient wie ihre Schwestern die Musik und Poesie, deren „praktische" Werthe minder greifbar nachgewiesen werden können, erst dann wird auch in dem Organismus aller unserer Hochschulen die Kunstgeschichte diejenige Stellung behaupten können, um deren Befestigung sie gegenwärtig leider noch so sehr zu kämpfen hat. Der streng fachliche Standpunkt der Kunsthistorie, der nach Grenzberichtigung und methodischer Ordnung strebt, muß zurücktreten hinter dem wichtigern, der sie zu einem Hort und zur Wortführerin einer unserer idealsten Güter macht. Für den, der sich für diese wichtigen Fragen näher interessirt, sei noch hingewiesen auf einen lesenswerthen Aufsatz von K. Lange: „Die Kunstwissenschaft an unseren Universitäten" in der ersten Decembernummer 1891 der „Grenzboten".

R. Graul.

Sociale und politische Schriften.

1. Deutsche Schriften von Paul de Lagarde. Volksausgabe in zwei Bänden. Göttingen, Dieterich. 1891. 8. 4 M.
2. Unsere nationale Erziehung. Mit besonderem Bezug auf die Forderungen Paul de Lagarde's und des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher". Von einem Oberdeutschen. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Reuther. 1891. 8. 1 M.
3. Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrich von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Erster Theil: Kunst und Leben. Zwei Bände. Berlin, Behr. 1891. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
4. Prosaische Schriften von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Mit allerhöchster Autorisation übersetzt von Emil Jonas. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1891. Gr. 8. 4 M.
5. Goethe als Hemmschuh. Von einem Berliner. Dem Verfasser des „Rembrandt als Erzieher" gewidmet. Berlin, Scheller. 1892. 8. 50 Pf.

Unter den Schriften, die die Verkehrtheit der gegenwärtigen Zustände nachweisen und Mittel zur Verbesserung angeben wollen, nehmen die „Deutschen Schriften" von Paul de Lagarde (Nr. 1) ohne Zweifel die erste Stelle ein. Sie erscheinen als eine gewaltige Anklageschrift gegen den Geist Neudeutschlands, zeigen aber auch die Wege, die zu einem neuen Aufschwung deutschen Lebens führen können. Lagarde tritt seinem Volke wie ein Bußprediger des Mittelalters entgegen: schonungslos gegen jedermann hält er den Deutschen ihre Fehler vor, in einer Sprache, die, obwohl nicht leicht verständlich, ja manchmal sogar dunkel und schwerfällig, doch zum Herzen dringt, weil sie von Herzen kommt. Wir sind nicht gesonnen, mit Lagarde durch dick und dünn zu gehen, weil wir Manches in seinen Ausführungen für übertrieben und einseitig halten, aber davon sind wir überzeugt, daß es besser um uns stünde, wenn die Zahl eigenartiger und selbständiger Männer, wie Lagarde einer war, in Deutschland größer und verbreiteter wäre. Der Grundzug seines Wesens, der aus jeder Zeile seiner „Schriften" spricht, war rücksichtslose Wahrheitsliebe, erbitterte Feindschaft gegen allen Schein und alle Heuchelei. Daraus erklärt sich sein Kampf gegen die Theologie unserer Zeit, der er den Vorwurf macht, daß sie keine Wissenschaft sei und aus Gründen der Nützlichkeit und des Ernährungstriebes gegen besseres Wissen und Gewissen mit den herrschenden Kirchen je nach Bedürfniß pactire; daraus erklärt sich seine Verwerfung des durch Preußen in Deutschland eingebürgerten Unterrichtswesens mit seinen Berechtigungsbestimmungen, mit seiner Ueberschätzung der allgemeinen Bildung und seiner Erziehung zum künstlichen Patriotismus, oder wie sich Lagarde boshaft, aber treffend ausdrückt, zur „Hurrah-Canaille"; daraus erklärt sich seine Abneigung gegen die Herrschaft des Liberalismus in der Politik, gegen die graue Internationale, deren Anschauungen bis in die Kreise des Adels und der christlichen Orthodoxie vorgedrungen sind und sie zerfressen haben, weit mehr als die Betheiligten davon wissen und ahnen; daraus erklärt sich endlich seine Feindschaft gegen das Judenthum, das den Geist der Wahrheit verleugne und dessen aller Idealität bare Weltanschauung sich mit den Anforderungen, die ein christliches und deutsches Volk an alle seine Glieder stellen muß, nie vereinigen lassen wird. Auf diese vier großen Gesichtspunkte lassen sich im wesentlichen alle die Ausstellungen zurückführen, die Lagarde an unsern gegenwärtigen Verhältnissen macht. Aber er übt nicht blos Kritik, sondern er hat auch eifrig darüber nachgedacht, was geschehen müsse, um die vorhandenen Schäden zu heilen. Um der Theologie die Möglichkeit, sich frei wie jede andere Wissenschaft zu entwickeln, zu gewähren, fordert er die vollständige Trennung der Kirche vom Staat, wobei er die Hoffnung hegt, daß sich der Rest von wirklicher Frömmigkeit, den sich die verschiedenen Kirchen bis heute bewahrt haben, als Sauerteig wirksam erweisen und sich aus dem Wettstreit der Kräfte eine höhere, alle christlichen Bekenntnisse vereinigende Form der Religion entwickeln werde. Können wir ihm in dieser Hoffnung auch nicht folgen, so schließen wir uns in der Hauptsache mit aller Entschiedenheit den Vorschlägen an, die er in Beziehung auf die Reform des Unterrichts- und Bildungswesens macht. Lagarde, lange Zeit selbst als Lehrer an einem Gymnasium und an einer Mädchenerziehungsanstalt thätig und als Professor an der Universität Göttingen mit den Einrichtungen unserer Universitäten wohl vertraut, ist gewiß mit in erster Linie berufen, gehört zu werden, wenn die wichtige Frage nach einer Verbesserung unserer Jugenderziehung aufgeworfen wird. Wir stehen nicht an, die Abschnitte über diesen Gegenstand für den werthvollsten Theil seiner „Deutschen Schriften" zu erklären und sie in erster Linie unsern Lesern zur Beachtung zu empfehlen. Dabei rathen wir, gleichzeitig die Kritik ins Auge zu fassen, die Lagarde in Nr. 18 der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1890 über das Buch von Paul Güßfeldt, „Die Erziehung der deutschen Jugend", veröffentlicht hat. (Die Kritik ist auch als Sonderabdruck erschienen.) Sie ist die glänzendste Abführung eines oberflächlichen Vielschreibers, die sich denken läßt, und zeigt uns Lagarde nicht nur als Meister in der Polemik, sondern klärt uns auch am besten über seinen pädagogischen Standpunkt auf. Lagarde bezeichnet als die oberste Aufgabe des Unterrichts die Orientirung. Worüber jemand orientirt sein muß, das hängt davon ab, welchen Beruf er einzuschlagen gedenkt. Der Handwerker, der Kaufmann, der Ingenieur braucht, jeder für sich, eine besondere Vorbildung; es müssen also Fachschulen eingerichtet werden, in denen die Aussicht auf den dereinstigen Lebensberuf den Sporn für den Fleiß der Schüler abgibt. Vor allem sei mit dem Phantome einer allgemeinen Bildung zu brechen, das zu einer grauenhaften Oberflächlichkeit geführt und unsere ganze Erziehung zu

einem Spiel mit „Rechenpfennigen", statt zu einer Arbeit um „vollwerthige Münze" gemacht habe. Für alle diejenigen, die in irgendwelcher Hinsicht berufen sind, „zu regieren", als Beamte, Lehrer, Professoren u. s. w., empfiehlt sich der Besuch eines Gymnasiums, für dessen Reorganisation Lagarde eingehende Vorschläge macht, die darin gipfeln, daß das Gymnasium nicht bilden, sondern nur vorbilden soll. Die Fachbildung der „Regierenden" erfolgt erst auf der Universität, die zu diesem Zweck freilich auch erst reorganisirt, d. h. von dem bestehenden Schlendrian und Cliquenwesen gereinigt werden muß. Man sieht, daß in diesen Forderungen Lagarde's der Hauptnachdruck auf die Ueberschätzung der allgemeinen Bildung gelegt wird. Sie ist am stärksten in den sogenannten liberalen Kreisen Deutschlands, die eine Menge an und für sich ganz schöner Dinge aus dem Ausland bei uns eingeschleppt haben, z. B. Verfassungen, Parlamente, Rechtsanschauungen, ohne sich zu fragen, ob sie sich für unser Volk eigneten. So ist es gekommen, daß wir eine Menge Güter besitzen, die für uns keinen Werth haben, weil wir sie nicht selbst erarbeitet haben. Es kommt nicht darauf an, daß wir wie der Liberalismus meint, die wirklichen oder vermeintlichen Güter anderer kennen lernen, sondern darauf, daß wir durch thatsächliche Beseitigung unserer Mängel und Fehler diejenigen Güter zu erwerben verstehen, die nicht Fremde, sondern wir selbst wirklich brauchen. Diese Aufgabe aber wird nur durch Einschlagen einer wahrhaft conservativen Politik möglich sein, die sich bemüht, die bestehenden Kräfte des deutschen Volkes zu erhalten und zu kräftigen. Lagarde entwirft daher ein Programm für die conservative Partei, weicht aber in ihm von den Ansichten der heute maßgebenden Führer so weit als möglich ab. Er macht ihnen Mangel an Principien zum Vorwurf, hält ihnen ein langes Register von Charakterlosigkeiten vor, brandmarkt ihre schwankende Haltung, die alle Wandelungen der jeweiligen Regierung mitmacht, und ergeht sich in bittern Klagen über die zunehmende Anerkennung der Lehre von der Staatsomnipotenz. Nach seiner Ansicht ist der Staat nicht souverän: „Die Monarchie, die Religion, die Wissenschaft, die Kunst", sagt er, „stehen als sui generis alle über dem Staate, darum außerhalb desselben: und wenn der Staat sich unterfängt, sie nach seinem Willen zwingen zu wollen, stehen sie ihm als Feinde gegenüber." Von diesem Standpunkt aus fordert er „einen Kaiser, der nicht blos durch seine Persönlichkeit, sondern dem Rechte nach Kaiser ist, der neben sich nichts, unter sich nur Unterthanen, über sich Gott und das Jüngste Gericht hat". Er fordert weiter „Befreiung von dem unwürdigen Possenspiel unserer Wahlen, welche Wahlen gar nicht sind, und unserer Volksvertretungen, welche keine Macht besitzen, und doch immer so thun müssen, als besäßen sie sie". Die wichtigste Aufgabe für diesen Kaiser nach Lagarde's Herzen besteht in dem engsten Anschluß an Oesterreich. Er soll dazu dienen, durch Colonisation von Deutschland aus Oesterreich zu einem deutschen Staate zu machen. Dieses Großdeutschland wird allein im Stande sein, das Deutsche Reich dauernd zu sichern und im Bunde mit Rumänien ein deutsches Schutzzollgebiet darstellen, das als Grundbedingung für eine neue Blüte von Handel und Wandel angesehen werden muß. Auf diese Weise wird auch für Deutschland die Lösung der socialen Frage, mit der sich Lagarde nur ganz nebenbei beschäftigt, möglich werden: denn „Anarchisten bekehrt man, indem man sie zu regieren zwingt, Socialisten, indem man ihnen Grundbesitz zuweist". Man sieht, dieses Programm Lagarde's ist in der That, wie er sich selbst einmal ausdrückt, „radical conservativ". Hier haben wir offenbar die Grenze in Lagarde's Befähigung. Von jeher, wie er von sich selbst sagt, ein einsamer Mensch, der den Umgang in der Gesellschaft meiden und ihren Werth nicht zu schätzen versteht, hat er es verlernt, das Maß seiner Wünsche nach dem Möglichen und Erreichbaren zu richten. So kommt es, daß er, der tiefe Denker und sehr gelehrte Mann seine politischen Forderungen ganz unbekümmert um die Macht der historischen Verhältnisse aufstellt. Dadurch aber geräth er in die Gefahr, lächerlich zu werden und seinen zahlreichen Gegnern die Waffen zum Angriff selbst zu bereiten. Und doch thut es uns noth, daß der Kern von Lagarde's Anschauungen Gemeingut recht vieler Deutscher werde. Denn nur, wenn das Uebel unserer heutigen Afterbildung und des Mangels an Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit klar erkannt worden ist, wird es gelingen, im neuen Reich die deutsche Art in allen Beziehungen wieder herzustellen.

Die zweite Schrift ist das Werk eines Oberdeutschen, der die Schulreform im Sinne Lagarde's durchgeführt sehen will und seine Ausführungen durch die Ansichten des Rembrandtmannes über Kunst ergänzt. Seine Darlegungen bieten dem, der die Schriften Lagarde's und den ihm in vielem nahestehenden Rembrandtbuch gelesen hat, wenig Neues; sie können aber als eine verständige Beleuchtung anerkannt werden und erheben sich in dieser Hinsicht weit über das Meiste, was für oder gegen die beiden Männer bisher vorgebracht worden ist. Vor allem hat uns die Zurückweisung gefallen, die der Oberdeutsche der einseitigen Bevorzugung des niederdeutschen Elementes und des Holländerthums in dem Rembrandtbuch zutheil werden läßt. Hier spricht er offenbar pro domo, aber jeder Verständige, der die Kraft und Befähigung der süddeutschen Stämme unseres Vaterlandes aus eigener Anschauung kennt, wird dem Oberdeutschen in diesem Punkte recht geben. Es fehlt noch viel, bis die von dem Rembrandtmann geweissagte Führerschaft der Niederdeutschen auf geistigem Gebiet zur Wahrheit wird, und kein Vernünftiger kann wünschen, daß der entbrannte Wettstreit zu Gunsten des einen oder anderen Theiles entschieden werde, weil das Heil Deutschlands nur darin besteht, daß alle Stämme gemeinsam an dem großen Werke der geistigen Wiedergeburt mitwirken.

Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen die Mit-

theilungen, die H. Freiherr Langwerth von Simmern aus den hinterlassenen Papieren seines Freundes Friedrich von Klinggräff (Nr. 3) gemacht hat, erhöhtes Interesse. Sie zeigen uns, wie ein dem Norden unseres Vaterlandes angehöriger Adeliger mit begeisterter Vorliebe den trefflichen Charaktereigenschaften und Geisteskräften der protestantischen Stämme Süddeutschlands zugethan war, wie er der auf süddeutschem Boden erwachsenen althochdeutschen Kunst die höchste Bewunderung zollte und von solchen Anschauungen erfüllt in der Wiederbelebung der Gothik das einzige Heil für die Zukunft der deutschen Kunst erblickte. Insofern führen die Darlegungen Klinggräff's über die deutsche Kunst, die einen großen Theil der beiden vorliegenden Bände ausmachen, den norddeutschen Autor zu einer entschiedenen Gegnerschaft zu dem Rembrandtmann. Sie sind indessen in ihrer Ueberschätzung des süddeutschen Elementes ebenso einseitig wie die Lobpreisungen des Rembrandtfreundes. Mit derartigen Gefühlsdusseleien, deren subjective Berechtigung wir nicht bestreiten wollen, richtet man aber heutzutage nichts aus; sie haben für die Oeffentlichkeit wenig Interesse und werden uns hoffentlich in Zukunft erspart bleiben. Von weit höherem Werthe erscheinen dagegen die pädagogischen Gedanken Klinggräff's. Auch er war ein Gegner unserer heutigen, oberflächlichen Bildung und wünschte den Hauptnachdruck nicht sowol auf den Unterricht als auf die Charakterbildung gelegt zu sehen. In diesem Punkte berührt er sich auf das engste mit dem Rembrandtmann, während er in zahlreichen Einzelheiten seiner Vorschläge, namentlich in seiner Vorliebe für klösterliche Einrichtungen mit Lagarde zusammentrifft, obwol er dessen Schriften keineswegs gekannt hat. Leider hat Klinggräff seine Ansichten selbst nicht zu einer abschließenden Fassung gebracht, da er bei seinen Lebzeiten nie öffentlich als Schriftsteller aufgetreten und niemals über den Entwurf hinausgekommen ist. Der Herausgeber seines Nachlasses führt uns also eine Anzahl solcher Bruchstücke und außerdem zahlreiche Stellen aus Tagebüchern und Briefen vor. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise viele Wiederholungen unterlaufen, die die Lektüre der beiden Bände ermüdend machen. Zum Ueberfluß hat der Herausgeber am Schlusse des zweiten Bandes ein mehr als hundert Seiten umfassendes Nachwort folgen lassen, in dem er den unnöthigen Versuch macht, die Gedanken seines Freundes in eine Art von System zu bringen und sie auf ihren Werth oder Unwerth zu untersuchen. Dagegen darf das Lebensbild Klinggräff's, mit dem der Herausgeber den ersten Band seiner Mittheilungen eröffnet, als lesenswerth bezeichnet werden. Friedrich von Klinggräff war jedenfalls ein durchaus eigenartiger Charakter und selbständiger Denker; in seinen hinterlassenen Papieren steckt manches treffliche Wort, mancher gute Gedanke, für dessen Veröffentlichung wir dem Herrn von Simmern trotz seiner wenig geschickten Redaction dankbar sein müssen.

Von der an vierter Stelle aufgeführten Schrift können wir leider Gleiches nicht rühmen. Wir haben uns vergeblich bemüht, einen zureichenden Grund für die von Emil Jonas ausgegangene Uebersetzung der prosaischen Schriften König Oskar's II. von Schweden (Nr 4) ausfindig zu machen. Wir geben zu, daß es für Schweden ein gewisses auf Loyalität und Dankbarkeit begründetes Interesse haben mag, die Gelegenheitsreden des Königs bei Eröffnungen verschiedener Ausstellungen und Congresse, einzelne Partien aus seinem Tagebuche und ein Paar militärische Betrachtungen zu sammeln. Für uns Deutsche aber liegen diese Reden, die bis auf das Jahr 1853 zurückgehen und sich auf Vorgänge beziehen, von denen wir wenig oder gar nichts wissen, so fern, daß uns die Arbeit des Herrn Jonas höchst überflüssig erscheint. Wer die Geschichte König Oskar's II. zu schreiben wünscht, wird sich so wie so genöthigt sehen, diese Dinge in der Originalsprache zu studiren; für jeden andern aber sind sie gleichgültig, er kann Zeit und Geld besser als für das Buch des Herrn Jonas aufwenden.

„Ueberflüssig" — das ist das mildeste Urtheil, das wir schließlich auch über die Broschüre: „Goethe als Hemmschuh" (Nr. 5) fällen können. Sie soll, wenn wir sie richtig verstanden haben, was wir übrigens gar nicht behaupten wollen, da sie wegen ihrer crassen Phrasenhaftigkeit und gesuchten Geistreichigkeit eigentlich gar nicht zu verstehen ist, eine Satire auf den namentlich in Berlin und Weimar herrschenden Goethe-Cultus sein und gleichzeitig das Rembrandtbuch geißeln, in dessen Manier sie geschrieben ist. Offenbar aber reicht der Geist des Verfassers weder für den einen noch für den anderen Zweck aus; was er zu sagen hat, ist von andern längst besser und klarer gesagt worden; es war also überflüssig, daß auch er die Feder ergriff, um die bereits so angeschwollene Literatur über die angedeuteten Fragen um eine neue Schrift zu vermehren. Sie wird gewiß bald der Vergessenheit anheimfallen.

A. Hermann.

Zur Philosophie.

1. Die Weltanschauung Friedrich Nietzsche's. Dargestellt von Hugo Kaatz. Erster Theil: Cultur und Moral. Mit einem Bilde Friedrich Nietzsche's. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Wir verweisen zugleich auf einen geistvollen Aufsatz in der Zeitschrift „Unsere Zeit", 1889, II, 400 fg.: „Friedrich Nietzsche, die Umrißlinien seines Systems und seiner Persönlichkeit. Kritischer Entwurf von Ola Hansson."

Die Schrift von Dr. Kaatz ist ein erster Theil. Vielleicht bringt der zweite das, was wir bei Hansson finden: einen Blick in Nietzsche's Seeleninneres, und dieser Blick

ist nöthig zum Verständniß von Nietzsche's Philosophie. Seine erste Schrift: „David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller", ist gegen die Bildungsphilister gerichtet. Mit einer Heftigkeit, wie nie zuvor geschehen, kämpft er gegen die Einseitigkeit der seit über zweitausend Jahren herrschenden Vernunftwissenschaft, die den Menschen meinen macht, er stehe auf der Spitze der ungeheuern Entwickelungspyramide. Aber die gepriesene Bildung der Gegenwart ist keine Bildung, sie ist nur ein Wissen um Bildung; sie kann nur Gelehrte und Philister hervorbringen, keinen Menschen. Dieser Vernunftphilisterei gegenüber bildet Schopenhauer's Philosophie des Willens den rettenden Anker; sie kann uns aufklären über die Einseitigkeit und Beschränkung der Verstandescultur. Und noch ein anderer Helfer ist da: Richard Wagner, dessen Musik dem Allwillen zum tönenden Dasein verhilft. Welcher Schmerz nun, sagt Haussou, als Nietzsche „den stolzen Helden seiner Jugend, den Sieger, den Erstgeborenen der Cultur der Zukunft vor dem Kreuze des Mittelalters niedersinken sah; da wurde seiner Seele eine Wunde geschlagen, die nie ganz vernarbte." Denn Nietzsche's Zorn ist das Christenthum. Er sieht die Weltgeschichte aus dem Gleise gekommen, seit das Christenthum über die Schwelle der Welt stieg und der Schönheitstypus der Antike, der belvederische Apoll dem modernen, dem nervösen Krüppel weichen mußte; seit

die Juden an den Gewaltigen und Vornehmen die geistigste Rache nahmen und die aristokratische Werthgleichung: gut=vornehm=mächtig=schön=glücklich=gottgeliebt, umzukehren wagten und folgerten: die Elenden, Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen sind allein die Guten; die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Häßlichen sind allein die Frommen, Gottseligen, für sie allein gibt es Seligkeit: die Vornehmen, Gewaltigen sind in alle Ewigkeit die Bösen, Grausamen, Gottlosen, die Unseligen und Verdammten. (S. 23.)

Nietzsche findet nun das einzige Heil darin, daß man die einzelnen Werthe der seitherigen Moral prüfe und kommt zur Ueberzeugung, die seither als unantastbare Heiligthümer geltenden Begriffe müßten umgekehrt, umgewerthet werden. Die angeführte Stelle aus Kaatz läßt ahnen, wie die Prüfung und Umwerthung bei Nietzsche ausfallen wird. Der Verfasser gibt möglichst in eigenen Worten Nietzsche's dessen Umkehrungen in folgenden Abschnitten an: „Mitleid und Selbstlosigkeit"; „Gut und Böse, Gut und Schlecht"; „Schuld, Strafe, schlechtes Gewissen"; „Sitte und Sittlichkeit"; „Erziehung"; „Décadence"; „Wille zur Macht"; „Das asketische Ideal"; „Uebermensch". Kaatz bringt eine ruhige klare Darstellung dieser Umkehrungen und deshalb empfehlen wir diese Schrift. Denn, da Nietzsche's Anschauung heutzutage ausposaunt wird als Heil der Welt, so ist seine Lehre als Zeichen der Zeit wichtig. Der Verfasser enthält sich jeden Urtheils; warten deshalb auch wir damit, bis der zweite Theil die Gelegenheit bietet.

2. Psychopathia spiritualis. Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft. Von Kurt Eisner. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 2 M.

Das Urtheil über Nietzsche's Anschauung, mit dem wir bei Kaatz' erstem Theil zurückhielten, sprachen wir dem Nietzscheaner A. Kniepf (Nr. 5 d. Bl. f. 1892) gegenüber aus. Die gleiche Verwerfung dieser Lehre finden wir in der Schrift von Kurt Eisner, der darin sagt:

Ich schrieb eine Scene aus dem Schauspiel meiner geistigen Selbstbefreiung und Selbstwerdung; ich will Sprüche und Pfeile aussenden, keinen systematischen, gelehrten Kampf; denn ich will menschlich reden, weil die Schrift zu Menschen wirken soll.

Eisner hat längere Zeit im Bann von Nietzsche gelegen und eignete sich dabei dessen poetische Sprache etwas an. Er feiert ihn als gewaltigen Dichter unserer Zeit.

Es redet aus Nietzsche's Philosophie nicht die Lampe der Studirkammer, sondern die Großnatur der Alpen; nicht der einsame Kant, sondern der einsame Manfred. Sein Zarathustra ist ein Kunstwerk wie Faust. Die Lieder Zarathustra's fluten dahin breit und gewaltig wie Wagner's Musikströme. Die Philosophie ist hier in Musik gesetzt. Es braust in Zarathustra wie Brautchor und Liebessturmlied: Denken und Wahrheit ward eins! Winterstürme wichen dem Wonnemond! Vorbei der Winter lichtlosen Wahns! Der Lenzhauch des freien Geistes sprengte das Thor! Seht wie es quillt und rauscht und duftet auf allen Wegen — der Frühling kam, das Licht, die Wahrheit, die Freude, der Tanz! . . . . . O über den unsterblichen Zarathustra!

Und trotzdem: Ich lernte einsehen, daß dieser Gott nur ein Götze war, und wage den Kampf gegen den verschrobenen Geistesriesen; der ein Verführer ist, weil er ein Großer ist; der das Leben vergiftete, wie das Leben ihn. (S. 6, 8, 9, 95.)

Trefflich stellt der Verfasser das System Nietzsche's mit der Romantik am Anfang unseres Jahrhunderts zusammen. Hier wie dort das Verhöhnen des gesunden Menschenverstandes und das Erheben des durch Tief= und Wahnsinn kranken Ausnahmemenschen, die gleiche Verquickung von Kunst und Wissenschaft, der gleiche Cultus eines zurechtgefärbten Hellenismus, wobei der Philologe Nietzsche zuerst die apollinische Kunst als das ruhige Nachträumen des Daseins pries, dann aber die trunkene Begeisterung des Dionysus=Fanatismus. Wie die Romantik steht Nietzsche mit diesem Blick nach rückwärts auf dem Boden der Reaction. Und er, der Geistesherold, wird zum Philosophen des Kapitalismus.

Eine Hauptoriginalität Nietzsche's ist, daß er nichts beweist, sondern nur decretirt, nur behauptet und dabei blendet und hinreißt durch gehäufte Antithesen oder Gegensätze. Dieses ahmen seine Schüler nach, so auch der ihm persönlich befreundete Verfasser von „Rembrandt als Erzieher", der aber auffälligerweise von dieser Bekanntschaft schweigt. Wir stimmen dem Verfasser bei, daß das Rembrandtbuch „ein tolles Wortbacchanal" ist und verweisen auf seine nähere Ausführung. Die Größe der Griechen sieht Nietzsche, wie sich auch aus Kaatz ergibt, darin, daß sie kein Mitleid, kein Christenthum, keine Askese hatten; er ruft daher: Fort damit! Werdet hart! und sieht in Selbstsucht, Herrschsucht, Wollust die Herrenmoral, an deren Stelle in der Entartung der Völker die Sklavenmoral aufgekommen sei. Das Herrenprincip nennt er arisch, den Socialismus semitisch. Der Verfasser bekämpft

und widerlegt in kurzer aber schlagender Weise diese Popanze von Décadence, Rassenscheidung, Vererbung. Er schildert die falsche Geringschätzung des Weibes u. s. w. Auch der Kampf ums Dasein ist ihm ein Popanz; denn nicht um Herren- oder Sklavenmoral handele es sich, sondern um die Moral des Spenders; der Mächtige spende den Unterdrückten, sauge sie nicht auf! Deshalb schließt Eisner auch die einzelnen Abschnitte mit dem Rufe: „Werdet weich!"

Das Mitleid sitzt nur als nutzloses Prunkstück, gebunden als Fürstin auf dem Thron; nur wenn die Weihnachtsglocken läuten, überkommt die Menschen ein Taumel; es ist ihnen, als ob sie nach langer Irrfahrt in ihre Heimat zurückgekehrt wären. — Laßt euch nicht irre machen, öffnet das Auge für den Spruch, der noch unsichtbar in weißen Flammen lodert: Werdet weich! Ein neues Christenthum, ein von allem Finsteren, Engen, Klösterlichen befreites, diesseitiges Christenthum, das dem Liebesgedanken huldigt in griechischen Tempeln, wird erwachen. (S. 69, 95.)

Wir tadeln an der Schrift nur den Titel, welcher dem Inhalt nach „Seelenkrankheit" heißen müßte. Der unglückliche Nietzsche freilich war in erster Linie krank am Gemüth; seine gemüthlosen Schüler glauben aber Geistesfülle durch Geistreichsein ersetzen zu können.

L. Weis.

Feuilleton.

Seitdem Dr. Heinrich Pudor in Dresden das Directorat des dortigen Conservatoriums niedergelegt hat, entwickelt er eine außerordentliche Fruchtbarkeit in literarischen Erzeugnissen, welche äußerlich zwischen der Form der kleinen Broschüre und der des Flugblattes hin- und herschwanken, innerlich meist Ergüsse, Stoßseufzer und bunt zusammengewürfelte Einfälle darstellen. Wenn das so fort geht, so wird unsere Literatur bald aus dem Zeichen der „Plauderei" in das der bedruckten Papierserviette treten. Wenn doch Herr Dr. Pudor seine Miniatur-Ukase erst einem innern Gärungs- und Verschmelzungsproceß unterwerfen wollte; möchte er als ein literarischer Löwe auch nur ein einziges Geistesproduct hervorbringen, so wäre das sicherlich mehr als seine bisherige Fruchtbarkeit. Diese Gedanken würden wir nicht äußern, wenn nicht allmählich Pudor uns in seinen Flugschriften sympathischer geworden wäre. Es steckt ein brauchbarer Kern in dem Manne, und in der Hauptsache ist er auf richtiger Fährte; ehe er aber wirklich der Hahn wird, für welchen er selbst sich hält, die Morgenröthe einer neuen Zeit in der Musik verkündend, muß er aufhören, wie eine Henne bei jedem neugelegten Ei zu gackeln. Zu diesen Wünschen geben uns Veranlassung zwei neue Signale, welche Pudor erschallen läßt: „Krieg und Frieden in der Musik", „Die alten und die neuen Wege in der Musik" (Dresden, Damm, 1892). In der ersteren Broschüre bekämpft er den Doctrinarismus und den Materialismus in der Musik, um dann die Rückkehr zum Volksliede als Rettungsmittel zu empfehlen. Wenn nun Pudor sich mit dem Satze begnügt hätte: man solle die Sprache der Töne nicht in die der Begriffe übersetzen wollen, so hätte er recht; wenn er aber gegen das Analysiren in der Musik zu Felde zieht und überall nur ein unmittelbares Gefühlsverständniß gelten lassen will, so ist das ein laienhaftes Gerede. Was er über den Materialismus in der Wagner'schen Musik sagt, enthält manches Beachtenswerthe; sein Kampf gegen die Oper ist berechtigt. Wie aber der ausgesprochenste Anhänger Beethoven's auf ein und derselben Seite sagen kann: „Wir müssen die Musik wieder zur Kunst des Gesanges machen" und „In der Harmonie liegt der Werth der Musik", bleibt uns unerfindlich.

— Ein Herr C. Gerhard hat sich gemüßigt gefunden, eine kleine Broschüre zu veröffentlichen unter dem Titel „Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern" (Dresden, Damm, 1892). Was sollen solche flüchtig hingeworfene Auszüge aus größern Biographien, obendrein ohne Berücksichtigung der neuesten Forschungen? Der Buchhandel hat zwar einen noch viel größern Magen als die Kirche, aber die Leser sollte er denn doch nicht einer literarischen Influenza aussetzen.

— Eine ausgezeichnete kunstgeschichtliche Studie hat Professor Alois Raimund Hein, akademischer Maler in Wien veröffentlicht (Wien, Alfred Hölder, 1891). Seinen Beitrag zur allgemeinen Ornamentgeschichte nennt er: „Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika". Dieses mit dreißig Original-Illustrationen ausgestattete Werkchen ist ein Ergebniß der gründlichsten Quellenstudien und macht uns gespannt auf die vom Verfasser in Aussicht gestellte Schrift „Ornamentale Urmotive". Nach Hein begegnen sich die ursprünglichen Aeußerungen des Kunsttriebes bei den Naturvölkern in völliger Identität der zur Darstellung gebrachten Wurzelformen. Hein stellt sich die Aufgabe, universale oder urmotivische Typen des künstlerischen Schmuckwerks zu sondern von den charakteristischen Stiltypen. Die elementaren Kunstanfänge seien bei allen Völkern die gleichen. (Der Punkt, die gerade und die gebogene Linie, die geradegebrochene Linie, das Zickzackband in seinen verschiedenartigen Bildungen, das Dreieck, das Viereck, der Kreis, die Spirale.) Allgemein verbreitet sind der Mäander und das Kyma. Erstere enthielten eine symbolische Beziehung auf das Wasser. Weiter ist unter allen symbolischen und ornamentalen Urmotiven das Kreuz in seinen mannichfaltigen Gestaltungen das am weitesten verbreitete. Diese Ueberstimmung in den frühesten Schöpfungen kann nur auf die Organisation des menschlichen Geistes selbst zurückgeführt werden. Wir müssen bitten', die vortreffliche Untersuchung im Originale nachzulesen.

— Das sechste Heft des sechszehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Belser) enthält eine erschütternde Schilderung der Leiden unserer deutschen Brüder in den russischen Ostseeprovinzen: „Die lutherische Kirche im Kampfe mit Panslawismus und Orthodoxie" von Friedrich Waldorff. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich wol ein Mann, welchem das aetenmäßige Material in Fülle zugänglich gewesen sein muß. Wenn man diese Leidensgeschichte mit ihrer entsetzlichen Tragik liest, so glaubt man zu träumen, und fragt unwillkürlich, ist dies am Ende des 19. Jahrhunderts möglich?

— Im eben abgeschlossenen zwanzigsten Jahrgange hat die „Russische Revue. Vierteljahrsschrift für die Kunde Rußlands, herausgegeben von R. Hammerschmidt" (St.-Petersburg, Schmitzdorff, 1891) ihre im vorigen Bande begonnene volks- und staatswirthschaftliche Rundschau regelmäßig fortgeführt, als deren Verfasser jetzt Dr. Joh. von Keußler zeichnet. Auf diese Uebersichten kann nicht genug hingewiesen werden, mag der Verfasser nun die officiellen Mittheilungen und Voranschläge der Regierung oder die Ergebnisse seiner eigenen Studien zur Kenntniß bringen. Von besonderem Interesse sind im letzten Hefte die Aufstellungen des centralstatistischen Comités über die Ernteergebnisse des Jahres 1891 im Vergleich zu den Vorjahren, die Berechnung des Finanzministeriums über den bis zur nächsten Ernte reichenden Vorrath an Brotkorn und die Darstellung der Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes und der städtischen Liegenschaften. Von demselben

gewiegten Verfasser ist auch ein Aufsatz über den neuen Zolltarif. Georg Blau schildert die „Gegenwärtige Lage der Montan-Industrie in Rußland"; der Oberst des Generalstabes Woloschinow behandelt „Die sibirische Eisenbahn", Baron A. Heyking „Die Streitfragen wegen des Fischereirechtes im Behringsmeere und an der Küste von Neufundland vor ihrer schiedsgerichtlichen Entscheidung". Professor A. Brückner schildert im Serben Juri Krischanitsch einen Finanzpolitiker Rußlands im 17. Jahrhundert. Unter den übrigen Aufsätzen der Zeitschrift heben wir den sehr anziehenden und einen weiten Ausblick eröffnenden Artikel Dr. Hermann Brannhofer's, des Verfassers von „Iran und Turan", ‚Ueber Rußlands archäologische Aufgaben und Ziele" und das Gedenkblatt hervor, das Hermann Obst in Leipzig dem Gefährten Skobelew's und General Annenkow's, dem am 2. Juni 1890 zu Tscherdshui am Amu-Darja verstorbenen Dr. Oskar Heyfelder, widmet.

— Das zweite Heft des zweiten Bandes der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, Neue Folge", herausgegeben von Christian Meyer (Berlin, Lüstenöder), bringt eine werthvolle Studie Arthur Danecke's: „Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des gesellschaftlichen Anstandsgefühls in Deutschland", dessen bewußte Regungen der Verfasser, auf den ‚Ruodlieb" gestützt, bereits in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts beobachtet und dessen Entwickelung und Wandel er bis an den Ausgang des 18. Jahrhunderts verfolgt. Solche um einen Punkt gesammelte Monographien, die den festen Boden zu weiterm An- und Aufbau, zu Berichtigungen oder Ergänzungen gewähren, sind zur bestimmten Ausgestaltung einer Seite der nationalen oder allgemeinen Culturgeschichte außerordentlich förderlich. Sehr viel aphoristischer ist der Aufsatz des inzwischen verstorbenen Oskar Schwebel „Zur Trachtengeschichte von Alt-Berlin" gehalten. Beiläufig ist die Berechnung einer Mark Silbers im Jahre 1334 zu 150 M. unsers Geldes viel zu gering; unter 248 M. wird sie nicht anzusetzen sein. Aus dem „Hausbuch einer steirischen Bürgersfrau", der Maria Elisabeth Stampfer aus Vordernberg, das 1887 vom Landesarchivdirector von Zahn herausgegeben worden, theilt Anton Mell ansprechende Proben dieser von 1666 bis 1694 reichenden Familienchronik mit. Die Mittheilungen über „Brauch und Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang des 19. Jahrhunderts" enden in diesem Hefte mit der Schilderung ländlicher Festlichkeiten. Karl Schaefer erzählt dann nach einem münchener Weisheitsbüchlein vor 200 Jahren von altbairischen Sitten bei Ausgang des Dreißigjährigen Kriegs; ein Aufsatz Georg Steinhausen's aus der „Gegenwart": „Die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten", wird wieder abgedruckt. Paul Mitzschke bespricht das im Sächsischen gebräuchlich sein sollende Wort „Tautäschen", das sowol ein Spielzeug, ein munteres Geschöpfchen oder auch einen Zieraffen, endlich ein Backwerk bezeichnet. A. von Eye streift das Thema der Theateranzeigen vom 18. Jahrhundert. Eine eingehende Bibliographie von Franz Heyer und Bücherbesprechungen schließen das zehn Bogen starke Heft.

— Von der schon vor mehrern Monaten auch in unsern Blättern angekündigten „Kritischen Gesammtausgabe der Briefe Schiller's" ist soeben die erste Lieferung erschienen im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Sie bringt 22 Briefe vom 21. April 1772 bis 12. December 1781, eine Silhouette von Schiller und ein Bild des Herzogs Karl Eugen. Die Ausgabe ist auf etwa 95 Lieferungen berechnet zu je 25 Pf. Eingehende Anmerkungen am Schluß eines jeden der vier in Aussicht genommenen Bände vom Herausgeber Fritz Jonas werden das Verständniß erleichtern. Ausführliche Besprechung behalten wir uns vor.

— Mitte Mai wird im Verlage von Otto Meißner in Hamburg ein illustrirtes Werk, das der Erinnerung an den gerade vor 50 Jahren stattgehabten großen Brand in Hamburg gewidmet ist, erscheinen unter dem Titel: „Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Ein Denkmal an den 5. bis 8. Mai 1842, herausgegeben von Julius Faulwasser."

— Eine erschöpfende Behandlung des Verhältnisses Goethe's zu den Brüdern Grimm, in der die deutsch-nationale Gesinnung Goethe's auf das schönste hervortritt, hat R. Steig vollendet. Sie wird demnächst bei Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen.

Bibliographie.

Bunge, R., Camoëns. Ein Dichterleben. Roman in Versen. Leipzig, Abel u. Müller. 8. 5 M.

Delmau, G., Die Wissenschaft und das Strafrecht. Leipzig, C. Minde. Gr. 8. 4 M.

Dittmar, F., Vaterländische Gedichte zur Geschichte Bayerns. Für Haus und Schule gesammelt und herausgegeben. Bamberg, C. C. Buchner. Gr. 8. 3 M.

Ecker, J., Lilien. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 1 M. 60 Pf.

Eskucher, G., Hessische Kinderliedchen. In Kassel im Verein mit Joh. Lewalter gesammelt und erläutert von G. E. Kassel, E. Hühn. Gr. 8. 1 M.

Espenhahn, L., Artilleristenstreiche. Feldzugsgeschichten. Berlin, J. L. B. Laverrenz. 8. 1 M.

Gebhardt, B., Handbuch der deutschen Geschichte. 2 Bde. Stuttgart, Union. Gr. 8. 16 M.

Geyer, F., Gieb uns Brot, Kaiser! Ein Dichterwort an Wilhelm II. Berlin, Friedrichs u. Comp. Gr. 8. 30 Pf.

Die 700jährige Gründungsfeier der Stadt Bern 1191—1891. Festbericht, herausgegeben vom Organisations-Komite. Mit Illustrationen und Beilagen. Bern, Schmid, Francke u. Comp. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Hoffmeister, H., Der alte Rabe. Stimmungsbilder. Berlin, M. Schildberger. 12. 4 M.

Holz, A., und J. Schlaf, Der geschundene Pegasus. Eine Mirlitoniade in Versen von A. H. und 100 Bildern von J. Sch. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 4. 5 M.

Ilgen, T., Zur Herforder Stadt- und Gerichtsverfassung. Münster i. W., Regensberg. Gr. 8. 1 M.

Verstoßene Kinder der Musen. *** Leipzig, C. Minde. 16. 2 M.

Körper-Erziehung und Schulreform. Von einem rheinischen Juristen. Hannover-Linden, Manz u. Lange. Gr. 8. 50 Pf.

Kugler, B. v., Gedächtnisrede auf König Karl von Württemberg. Tübingen, H. Laupp. Gr. 8. 40 Pf.

Kuntzemüller, O., Die Lösung der Schulfrage den nationalen, socialen, wirthschaftlichen und pädagogischen Forderungen entsprechend. Dessau, R. Kahle. Lex.-8. 1 M.

Langkavel, B., Der Mensch und seine Rassen. Mit 4 Chromotafeln, 38 Vollbildern und 298 in den Text gedruckten Illustrationen. Stuttgart, J. H. W. Dietz. Gr. 8. 4 M.

Lauff, J., Die Hexe. Eine Regensburger Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Köln, Alb. Ahn. 8. 5 M.

Levetzow, F. v., Aus den Erinnerungen eines Schleswig-Holsteinischen Offiziers. 1. Bd. Schleswig, J. Bergas. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Mayr, A., Selige Stunden. Neue Gedichte. Dresden, L. Ehlermann. 12. 2 M.

Mehring, F., Herrn Eugen Richters Bilder aus der Gegenwart. Eine Entgegnung. Nürnberg, Wörlein u. Comp. 8. 30 Pf.

Memerty, v., Das Offizier-Korps des Füsilier-Regiments von Gersdorff (Hessisches) Nr. 80. 1866 bis 1891. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Minich, A., Eine Orientreise. Tagebuch-Blätter eines Ausflugs nach Griechenland, Egypten, Palästina und der Türkei. Wien, J. Hauler. 8. 1 M.

Literarische Monatshefte. Herausgegeben von O. Stauf von der March und H. Hadwiger. Redactioneller Vertreter für Deutschland: H. Grothe. I. Jahrg. 1892. 12 Hfte. Wien, C. Daberkow. Gr. 8. Vierteljährlich 2 M.

Mückenschnabel, H., Lerchegetriller. Gedichte. Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 1 M. 50 Pf.

Oncken, W., Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm. 2 Bde. Mit Porträt, Illustrationen, Karten und Beilagen. Berlin, G. Grote. Gr. 8. 45 M. 50 Pf.

Heinrich Otte. Zur Erinnerung an Heinrich Otte. Otte's Leben und Wirken, dargestellt von J. Schmidt. Zur Glockenkunde. Nachgelassenes Bruchstück von H. Otte. Mit 12 in den Text gedruckten Abbildungen. Halle a. S., O. Hendel. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Poinsignon, Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br. Freiburg i. Br., F. Wagner. Gr. 8. 2 M.

Ringseis, J. N. v., Erinnerungen, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis. 4. Bd. Regensburg, J. Habbel. 8. 4 M. 20 Pf.

Springer, A., Der russisch-türkische Krieg 1877—1878 in Europa. 2. Operations-Periode. 2. bis 6. Hft. Wien, C. Konegen. Gr. 8. à 1 M.

Velten, Helene v., Behüt' Dich Gott! Ausgewählte Lieder und Sprüche deutscher Dichter. Mit vielen Illustrationen, sowie 8 farbigen Vollbildern. Leipzig, F. Cavael. Gr. 8. 3 M.

— — Veilchengrüße. Perlen aus der Lyrik neuerer Zeit. Mit vielen Illustrationen, sowie 8 farbigen Vollbildern. Leipzig, F. Cavael. Gr. 8. 3 M.

Wiener, C., Die Freiheit des Willens. Festrede. Karlsruhe. (Leipzig, G. Fock.) Lex.-8. 1 M.

Die politische Wochenstube. Von einem deutschen Socialisten. Nossen i. S., P. Westphal. Gr. 8. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Confirmation.

Die Bibel oder die Heilige Schrift

des Alten und Neuen Testaments.

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Mit Holzschnitten

nach Originalzeichnungen von E. Bendemann, J. Fischer, G. Jäger, Fr. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schnbert, E. Steinle, A. Strähnber, F. von Stralendorf, L. Völlinger.

Dritte Auflage.

4. Geh. 15 M. Geb. in Leinwd. mit Goldschn. 22 M., in Leder mit Goldschn. 30 M.

Prachtausgabe auf Velinpapier geb. in Leder mit Goldschn. 36 M.

Diese mit gegen 250 Abbildungen illustrirte Ausgabe der Heiligen Schrift hat sich in den deutschen Familien wie in Kirche und Schule schon seit langer Zeit heimisch gemacht. Viele tausend Exemplare derselben schmücken Haus und Altar, dienen zur erbaulichen Lektüre, oder erfreuen und bilden zugleich durch ihre wahrhaft künstlerischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte den ästhetischen Sinn jugendlicher wie älterer Leser. Auf den Werth der bildlichen Darstellungen braucht nicht besonders hingewiesen zu werden; es genügt daran zu erinnern, daß sie sämmtlich von deutschen Künstlern ersten Ranges herrühren, von Meistern im Gebiete der religiösen Malerei, die sich in die Geschichten der Heiligen Schrift mit ernstem Sinn vertieften und sie in gleichem Geiste, fern von der Sucht nach blendendem, nicht in der Sache liegendem Effect, rein und wahr zur Anschauung brachten.

Auf vorherige Bestellung wird diese Bibel auch in andern Einbänden, in Sammt, Seide, mit silbernen oder goldenen Beschlägen u. s. w., zu angemessenen Preisen geliefert.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von

Friedrich Adolph Strauß und **Otto Strauß.**

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbilde in Stahlstich, 130 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

4. Geh. 20 M. Geb. in Leinwand 24 M., mit Goldschnitt 28 M.

Prachtausgabe auf Velinpapier.

Mit 30 farbigen Stahlstichen, 112 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

Geb. in Lwd. m. Goldschn. 40 M., in Leder m. Goldschn. 48 M.

Das in zweiter Auflage vorliegende reich illustrirte Prachtwerk bildet eine höchst werthvolle Ergänzung zu jeder Bibel, indem es den Schauplatz der Heiligen Schrift in landschaftlichen und Architekturbildern, in Trachten und Hantierungen vorführt und in dem erläuternden Text alles zusammenstellt, was durch Wissenschaft und Kunst für das Verständniß der Bibel nach dieser Seite hin bis auf die neueste Zeit erforscht und dargeboten wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Empfehlenswerthe Dichtungen.

Gerhardt, Paulus. Gedichte. Herausgegeben von Karl Goedeke. 8. Geb. 5 M.
Hammer. Auf stillen Wegen. 3. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Fester Grund. 4. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Lerne, liebe, lebe. 5. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Zu allen guten Stunden. 5. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Hammer. Schau um dich und Schau in dich. 32. Auflage. 8. Geb. 2 M. 25. Auflage (Jubelausgabe). 8. Geb. 6 M.
Sturm. Gedichte. 6. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Fromme Lieder. Erster Theil. 11. Auflage. Zweiter Theil. 4. Auflage. Jeder Theil geb. 3 M.
Sturm. Für das Haus. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Lieder und Bilder. Zwei Theile. 8. Jeder Theil geb. 3 M.
Sturm. Spiegel der Zeit in Fabeln. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.
Sturm. Gott grüße dich! 3. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Aufwärts! 8. Geb. 4 M.
Sturm. Natur, Liebe, Vaterland. 8. Geb. 4 M.

Predigten und Andachtsbücher.

Schwarz. Predigten aus der Gegenwart. Acht Sammlungen. 8. Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.
Hausrath. Religiöse Reden und Betrachtungen. 2. Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
Holtzmann. Akademische Predigten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
Brockhaus. Ausgewählte Predigten. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.
Caird. Die Religion im gemeinen Leben. 5. Auflage. 8. Geh. 60 Pf.
Zeller. Für stille Morgenstunden. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**
Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt, sodaß sie jetzt bereits in achter Auflage vorliegt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 14. — 7. April 1892.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Die Sophien-Ausgabe von Goethe's Werken. Von Karl Heinemann. — Zur Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Vergnügliche Lyrik. Von Richard Weitbrecht. — Naturwissenschaftliche Schriften. Von O. Taschenberg. — Populär-philosophische Schriften. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Sophien-Ausgabe von Goethe's Werken.

Als im Jahre 1885 das bis dahin wie ein verwunschenes Schloß unzugänglich gewesene Goethehaus in Weimar geöffnet und seine reichen Schätze in den Besitz und Schutz einer hochsinnigen und kunstverständigen Fürstin gegeben wurden, da fehlte es neben dem allgemeinen Ausdruck der Freude auch nicht an Schwarzsehern, die gerade in der zu erwartenden Flut von Notizen, Miscellen und anderm Kleinkram eine Gefahr für das wahre Studium der Goethe'schen Werke erblickten; man weissagte dem großen Dichter die Zukunft, die einst Frau Rath ihm und Schiller in hellem Zorn über die lateinischen Lettern in der Ausgabe ihrer Werke, aber wie immer launig prophezeit hat. Doch schon die Thatsache, daß man sofort zwei große Aufgaben ins Auge faßte, eine authentische Ausgabe aller Werke, Briefe und Tagebücher Goethe's und eine umfassende des Dichters und des deutschen Volks würdige Lebensbeschreibung, daß ferner die hochherzige Besitzerin im Bunde mit der weimarischen Regierung für die würdige Bewahrung und wissenschaftliche Ausbeute des großen Schatzes Sorge trug, zeigte deutlich, in welchem Sinne die Schenkung angenommen war und nutzbar gemacht werden sollte. Den ersten und schönsten Beweis dafür brachten die herrlichen Geschenke, die die Großherzogin Sophie aus dem ihr nun gehörenden reichen Erbe den Mitgliedern der neugegründeten Goethe-Gesellschaft machte. Wir nennen hier nur die Briefe von Goethe's Mutter an Anna Amalia, ein die Mutter des Dichters und des Fürsten gleich ehrendes Denkmal, ferner die Briefe von Frau Rath an ihren Sohn, einen wahrhaft köstlichen Schatz, dessen Veröffentlichung überhaupt erst eine Biographie dieser prächtigen, in ihrer Art großen Frau ermöglicht hat. Wie aber diese großherzige und schöne Thätigkeit in Deutschland aufgefaßt wurde, bewies unter anderm das überall freudig begrüßte Ereigniß, daß die Erben des Schiller'schen Nachlasses für diesen keinen bessern Platz wußten, als das Goethe-Archiv in Weimar.

Fast vierzig Bände der großen damals sofort begonnenen Ausgabe der Goethe'schen Werke im weitesten Sinne*) liegen jetzt vor uns. Freilich ist ihr Werth nicht unangefochten, mit schweren wuchtigen Hieben hat Düntzer die wissenschaftlichen Grundsätze der Herausgeber angegriffen; aber wir wollen uns hier nur darum kümmern, was die große Ausgabe Neues und Bedeutendes, nicht wie sie es gebracht hat.

Unter den vier Abtheilungen der Goethe'schen Werke hatten die Tagebücher die größte Erwartung erregt. Die Dichtungen Goethe's glaubte man in der Hauptsache zu besitzen, von den Briefen an bedeutende Männer und Frauen oder solche, die ihm nahe gestanden hatten, waren besondere Ausgaben vorhanden; aber von den Tagebüchern war, abgesehen von einigen höchst lückenhaften Mittheilungen Riemer's und Keil's, fast gar nichts bekannt. Nun liegen von den Tagebüchern vier starke Bände vor, die bis zum Jahre 1813 reichen. Sie beginnen mit dem Juni 1775, die weimarischen mit dem 11. März 1776, und sind ohne große Unterbrechung bis zum 14. Juni 1782 fortgesetzt. Hier klafft eine große Lücke bis 1789, die nur durch das allerdings sehr werthvolle Tagebuch aus Italien für Frau von Stein unterbrochen wird. Auch für die zweite italienische Reise haben wir nur Aufzeichnungen, von Goethe's Diener Goetze geschrieben; das Tagebuch aus Schlesien hatte schon vorher Zarncke's eindringender Scharfsinn entziffert. Es folgen kurze Berichte; erst mit dem Jahre 1797 setzen dann die ausführlichen bis zum Tode Goethe's

*) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, H. Böhlau. 1887 fg. Gr. 8.

nicht mehr unterbrochenen Einträge ein. Welch eine Fülle von bisher ungedrucktem biographischem Stoff ist hier ausgebreitet, welch eine Fundgrube für die Entstehung und Geschichte der Goethe'schen Werke erschlossen worden! Wie viel geistreiche Conjecturen sind durch sie der ewigen Vergessenheit anheimgefallen, wieviel Vermuthungen aber auch zur schönen Gewißheit geworden; über manche bisher unbekannte Pläne haben wir jetzt genaue Mittheilung. Die Entstehung vieler Gedichte ist nun erst sicher und daher auch ihr Zusammenhang mit dem Leben Goethe's bekannt geworden. Gerade in der nun gewonnenen bessern Kenntniß des Lebens des Dichters liegt die Hauptbedeutung der Tagebücher. Sie geben eine unwillkürlich von ihm selbst geschriebene, an Objectivität und Wahrheit durch nichts übertroffene Biographie des Dichters. Von den genial hingeworfenen Aussprüchen des jungen Weltstürmers auf der schweizer Reise, die uns schon in die Welt des „Faust" einführen und die ersten Spuren des Mignonliedes verrathen, oder von dem wildleidenschaftlichen Ausdrucke von Liebesleid und Liebeslust führen sie uns durch all die Phasen seiner Entwickelung bis zur abgeklärten, durch nichts beunruhigten Betrachtung des Weltweisen mit seiner gegenständlichen, immer über den Dingen stehenden Anschauung und der bewunderungswerthen Fähigkeit, auch dem Unbedeutenden Werth und dem Vergänglichen Dauer zu verleihen.

Freilich verrathen die Tagebücher ihre Geheimnisse nur dem, der sie zu lesen versteht; erst die beiden letzten Bände versuchen der berechtigten Klage vieler, daß sie mit den Tagebüchern nichts anfangen könnten, durch Erläuterungen abzuhelfen. Ganz anders steht es in dieser Beziehung mit den Briefen. Wenn die Tagebücher nur einige wenige ergötzen, die Briefe werden gewiß für Tausende eine Quelle edelsten und reinsten Genusses bilden. Neun stattliche Bände, die die gesammten Briefe zeitlich geordnet bis zum Jahre 1792 enthalten, sind bis jetzt erschienen; ein jeder von ihnen wurde mit Spannung erwartet und mit Befriedigung und Freude gelesen. Wenn auch manchem bei dieser Lektüre der Wunsch aufstieg, zum bessern Verständniß auch die Antworten und die Briefe an Goethe lesen zu können, wenn ein anderer die Anordnung beklagte, die die einzelne Briefsammlung auseinanderreißt, so bietet doch andererseits die streng zeitliche Folge die Möglichkeit, die Fülle der Beziehungen, die Goethe zu derselben Zeit pflegte, zu verfolgen und so sein gesammtes Empfinden und Denken, soweit es schriftlich fixirt und erhalten ist, durchzukosten. Gerade wie die Selbstbiographie Goethe's in ihrer Bedeutung weit über das Leben eines Einzelnen hinausreicht, so geben auch die Briefe nicht blos Aufschluß über den Absender, sondern auch über die geistigen Strömungen jener Zeit, an deren keiner Goethe ohne Antheil war.

Aus den reichen Funden der letzten Jahre haben aber auch die Werke Goethe's im engeren Sinne und zwar weit mehr, als man erwarten konnte, gewonnen. Greifen wir zwei aus der stattlichen Zahl der schon erschienenen Werke heraus, den „Faust" und „Dichtung und Wahrheit". Was der in Dresden vor einigen Jahren aufgefundene sogenannte „Urfaust", über den schon eine ganze Literatur vorhanden ist, zur Kenntniß der Entstehung des ersten Theils beigetragen hat, weiß alle Welt; aber auch die Funde zum zweiten Theil waren so groß, daß der verdiente Herausgeber, Erich Schmidt, ihnen und den Lesarten einen starken Band widmen mußte; weist doch der dritte Act allein gegen neunzig Handschriften größern oder kleinern Umfangs auf. Viele dunkle Stellen, viele Räthsel haben die Lesarten und Paralipomena gelöst und überraschend erklärt, nicht selten zur Freude eines scharfsinnigen Interpreten, der das Richtige vorausgeahnt hatte. In ihrer gewaltigen Fülle werden sie noch für viele Jahre neuen Stoff und Nahrung zur Fauserklärung geben. Wir können hier nicht all das aufzählen, was, früher unerklärt oder unverstanden, nun in neuem Licht erscheint, nur soviel sei hervorgehoben, daß die im „Faust" liegende Idee, die Goethe bekanntlich in spätern Jahren absichtlich verdeckte, sowie die eigentliche Bedeutung der Helena für Faust in den frühern Entwürfen klarer und bestimmter ausgesprochen wird und ferner wiederholt die Verbindungen und Voraussetzungen von Scenen gegeben werden, die bisher vermißt wurden.

Die seit kurzem nun auch vollständig in vier Bänden herausgegebene Selbstbiographie Goethe's, „Dichtung und Wahrheit", hat in der gewaltigen Fülle neuen Materials uns deutlich erkennen lassen, wie oft Goethe seinen Stoff bearbeitet hat, ehe er ihm die endgültige Gestalt gab. Ein im Archiv aufgefundenes Schema, von 1775 bis 1809 reichend, ergab die Unrichtigkeit der bisherigen Annahme, daß „Dichtung und Wahrheit" mit der Abreise des jungen Dichters nach Weimar seinen Abschluß finden sollte; nach diesem Schema war für die Ereignisse von 1775 bis 1786 ein fünfter Theil bestimmt, an den die „Italienische Reise" anknüpfen sollte; andererseits beabsichtigte Goethe, wie wir nun aus dem Schema für das siebente Buch wissen, den literargeschichtlichen Abriß bis zum „Simplicissimus" zurückgehen zu lassen. Wie ferner das Märchen von der neuen Melusine, indem es den tragischen Abschluß der Liebe zu Friederike vorausahnen läßt, auch innerlich den zweiten Theil beendigt, so sollte auch die Gretchenepisode durch einen Roman, den „Ritter Degrieux von Prevot", ihren Abschluß erhalten. In den Lesarten finden wir mehrere vom Schreiber John geschriebene, von Goethe durchcorrigirte Entwürfe zu einer Vorrede zum dritten Theil. Der erste beginnt mit einem Vergleich aus dem Pflanzenleben:

Ehe ich diese nunmehr vorliegenden drey Bände zu schreiben anfing, dachte ich sie nach jenen Gesetzen zu bilden, wovon uns die Metamorphose der Pflanzen belehrt. In dem ersten sollte das Kind nach allen Seiten zarte Wurzeln treiben und nur wenig Keimblätter entwickeln. Im zweyten der Knabe mit lebhafterem Grün stufenweis mannigfaltiger gebildete Zweige treiben, und dieser belebte Stengel sollte nun im dritten Beete ähren-

und rispenweis zur Blüte hineilen und den hoffnungsvollen Jüngling darstellen.

Aus dem zweiten Entwurf, der das Werk „mehr als Ausgeburt der Nothwendigkeit als der Wahl" darstellt und in geistreich launiger Weise die Vorzüge der Biographie vor der Geschichtschreibung erweisen will, sei Folgendes angeführt:

Die Biographie sollte sich einen großen Vorrang vor der Geschichte erwerben, indem sie das Individuum lebendig darstellt und zugleich das Jahrhundert wie auch dieses lebendig auf jenes einwirkt. Die Lebensbeschreibung soll das Leben darstellen, wie es an und für sich und um sein selbst willen da ist. Dem Geschichtschreiber ist nicht zu verargen, daß er sich nach Resultaten umsieht; aber darüber geht die einzelne That sowie der einzelne Mensch verloren. Wollte man die Herrlichkeit des Frühlings und seiner Blüten nach dem wenigen Obst berechnen, das zuletzt noch von den Bäumen genommen wird, so würde man eine sehr unvollkommene Vorstellung jener lieblichen Jahreszeit haben. Und doch hat der Gärtner das Recht, sein Jahr blos nach dem zu beurtheilen, was ihm Keller und Kammer füllt. Alles wahrhaft Biographische, wohin die zurückgebliebenen Briefe, die Tagebücher, die Memoiren und so manches andere zu rechnen sind, bringen das vergangene Leben wieder hervor, mehr oder weniger wirklich oder im ausführlichen Bilde. Man wird nicht müde, Biographien zu lesen so wenig als Reisebeschreibungen: denn man lebt mit Lebendigen. Die Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Todtengruft. Ja man kann sagen, sie wird immer verdrießlicher zu lesen, je länger die Welt steht: denn jeder Nachfolgende ist genöthigt, ein schärferes, ein feineres Resultat aus den Weltbegebenheiten herauszusublimiren, denn da zuletzt, was nicht als caput mortuum liegen bleibt, im Rauch aufgeht.

Soll aber und muß Geschichte sein, so kann der Biograph sich um sie ein großes Verdienst erwerben, daß er ihr das Lebendige, das sich ihren Augen entzieht, aufbewahren und mittheilen mag.

Der letzte Band von „Dichtung und Wahrheit" brachte uns die langerwartete „Aristeia der Mutter", einen Versuch des liebevoll dankbaren Sohnes, der zeigen sollte: „wie die Mutter einst sich herrlich hervorgethan hat unter den Frauen". Freilich wurde hier die Erwartung getäuscht. Denn die „Aristeia" beschränkt sich nur darauf, die sonst angezweifelten, nun beglaubigten Berichte Bettinens zusammenzustellen. Sie war für das achtzehnte Buch bestimmt und sollte an der Stelle eingeschoben werden, wo Goethe den Namen Frau Aja erklärt. Da aber Bettina mit der Veröffentlichung der meisten Stellen dieser Hauschronik in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" zuvorkam, so unterdrückten die Herausgeber die ganze „Aristeia". Die Einleitung, die Goethe ihr vorausgeschickt hatte, verdient allgemein bekannt zu werden:

Aristeia der Mutter.

Wie bedeutend das Leben eines Menschen sei, kann ein jeder nur an ihm selbst empfinden, und zwar in dem Augenblick, wenn er auf sich selbst zurückgewiesen das Vergangene zu betrachten und das Künftige zu ahnen genöthigt ist. Alle spätere Versuche solche Zustände darzustellen, bringen jedoch jenes Gefühl nicht wieder zurück. Deshalb sind Briefe so viel werth, weil sie das unmittelbare des Daseins aufbewahren, und der Roman in Briefen war eine glückliche Erfindung.

Ganz vergebens wär' es daher, obgleich hier am Ort, wenn ich von den Eigenschaften und den Eigenheiten meiner Mutter sprechen wollte, und doch ist es merkwürdig, wie in ihr das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgebornen sich in eigenthümlicher Weise hervorthat und zu welcher Gestalt ein solcher Charakter gerade in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ausbildete. Jedoch ist mir ein Mittel zur Hand, welches, wenn ich es zu ergreifen wage, nicht allgemein gebilligt werden dürfte.

Man hat getadelt und vielleicht mit Recht, daß die sogenannten Bekenntnisse einer schönen Seele den Hergang der Abenteuer Wilhelm Meisters unterbrechen, und doch mag man sie nachher nicht gerne vermissen. Schließen sie sich nicht unmittelbar an, bringen sie einen fremden Ton in die Stimmung, so wird man doch wieder versöhnt, weil durch diese Unregelmäßigkeit immer etwas gewonnen ward.

Und so stell' ich auch hier wunderbare Auszüge aus einer Hauschronik zusammen, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt im liebenden Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden. (Beurtheilen läßt sich bei einer künftigen Herausgabe, ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können, oder ob solche zu entfernen räthlicher sei.)

Besonders werthvoll unter dem übrigen neuen Material sind die kurzen, die Charaktere treffend erläuternden Notizen; so heißt es von der Mutter: „Indem man sie ehrte, gab sie sich immer zum besten; sie konnte sich nicht vollkommener als Mutter eines Poeten legitimiren"; von der Schwester Cornelie hören wir das scharfe, aber überaus charakteristische Wort: „Wundersame Natur meiner Schwester. Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung", oder über Herder: „Mit jemand leben oder in jemand leben ist ein großer Unterschied. Es gibt Menschen, in denen man leben kann, ohne mit ihnen zu leben und umgekehrt. Beides zu verbinden, ist nur der reinsten Liebe und Freundschaft möglich." Hübsch und treffend ist die kleine Notiz: „Bodmer wie später Gleim. Eine Henne für Talente". Einen schönen Ausspruch bekommen wir über Jung-Stilling zu hören: „Moralisch religiöses Leben auf Liebegefühl und wechselseitige Neigung gegründet. Wo man ihn nicht kannte, da war er stille; wo man ihn nicht liebte, war er traurig."

Von den andern Werken seien der werthvollen Ausgabe des „Divan", der „Nausikaa" und Winckelmann's gedacht; vor allem aber der Ausgabe der naturwissenschaftlichen Werke, die dazu angethan ist, das Urtheil über den Naturforscher Goethe in neue Bahnen zu lenken.

Die gesammte von Weimar ausgehende Thätigkeit hat das eine Ziel fest im Auge, eine möglichst genaue und unverfälschte Kenntniß Goethe's als Menschen und als Dichter der Welt zu überliefern. Gilt ja auch von ihm das prächtige Wort, das er einst auf Winckelmann angewandt hat: „Das schönste Denkmal des Mannes ist der Mann selbst."

Karl Heinemann.

Zur Literaturgeschichte.

1. Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach. Zehn gemeinverständliche Vorträge über die neueste deutsche Literatur von Georg Müller-Frauenstein. Hannover, L. Ost. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Heinrich von Kleist gehört nicht zur „neuesten" deutschen Literatur und Marie Ebner-Eschenbach bezeichnet keinen Markstein in ihr. Die ganze Abgrenzung des Stoffs ist unverständlich. Offenbar suchte der Vortragende, als er seine Reden dem Druck übergab, nach einem wirkungsvollen Titel und wurde auf solche Art verleitet, zwei völlig verschiedene, durchaus unter sich nicht vergleichbare Größen auf das engste zu verknüpfen. Es möchte noch angehen, falls der Verfasser ausschließlich erzählende Literatur im Auge behielte. Das ist aber nicht der Fall. So wird einer unserer geachtetsten Novellistinnen der Gegenwart die Ehre zutheil, unmittelbar neben dem größten Dramatiker einer durch zwei Epochen, die romantische und die jungdeutsche, von der jetzigen geschiedenen Periode zu erscheinen, während sich ruhmreiche Dichter an den Fingern herzählen ließen, welche den Zeitgeist und die Dichtkunst der Gegenwart ungleich vielseitiger und gedankentiefer widerspiegeln als die vortreffliche österreichische Erzählerin. So beklage ich Aufschrift und Abgrenzung als verunglückt, wie die gesammte Anlage und Durchführung des Ganzen.

Mag ein Vortrag innerhalb des Kreises, für den er gedacht und gehalten wurde, noch so freundlichen Erfolg gehabt haben, sobald er sich in das sichtbare Gewand greifbarer Sätze kleidet, wird er mit einem Maßstab gemessen, der sich über die Gunst des Augenblicks, über das Wohlwollen der Zuhörer, über das gefällige etwaige Mitwirken der rhetorischen Mittel, über die Flüchtigkeit des gelungenen Moments, mit einem Worte: über die Zufälligkeiten des subjectiven Theilnehmens schonungslos erhebt und sich objectiv verhärtet.

Wenn in einem Vortrag Behauptungen laut werden, wie auf S. 18 des vorliegenden Buchs: „Kleist steht in seinem Ausdrucke zwischen Schiller und Körner, dem erstern freilich erheblich näher", so mag ein Kopfschütteln des Hörers die einzige, durch anderes schnell versöhnte Kritik bleiben; tritt indessen der gleiche Satz vor die Schranken berufsmäßiger Prüfung, so wird er nicht ausgezogen werden können, ohne daß peinlichem Befremden Ausdruck gegeben wird, woher eine so schwache und geringe Kennerschaft Kleist'scher Sprache die Berechtigung ableite, sich zur Vermittlerin des Verständnisses Kleist'schen Wesens zu machen; ein tiefer schneidender Unterschied als zwischen der Schiller'schen Declamation und Wortfülle und der musikalischen Prunksucht seiner Rhythmik und der spröden Kargheit und Gemessenheit der metrischen Sprache Heinrich von Kleist's und ihrer harten Periodisirung und tyrannischen Versmessung ist innerhalb der skandirten Poesie unsers Jahrhunderts schwer nachzuweisen: es sind zwei durch und durch verschiedene Sprachcharaktere, deren Abstand gerade durch den Hinweis auf den an der Schiller'schen Jambenrhetorik haftenden Körner grelle Beleuchtung gewinnt: die Kleist'sche Sprachkunst feiert ihren schönsten Sieg in der markigen Kürze des Ausdrucks; sie schlägt ein paar Saiten an, wo Schiller, ohne höhere Wirkung zu erreichen, das volle iambische und daktylische Orchester spielen läßt; hier Prachtfülle und Verschwendung, dort ein peinliches, mit Silben und Versfüßen geizendes Ringen des Gedankens und der Gefühle mit dem zuströmenden Worte, dessen Fluß die Kleist'sche Prosa so meisterlich in ihrem Erzählungsstil zu classischen Formen zu klären weiß: denn Kleist ist in viel höherm Grade ein Meister der Prosa als Schiller ein Virtuos der iambischen Form.

Wenn wir das Ganze überschauen, so deckt sich der Inhalt räumlich nahezu mit dem Umfang unsers literarischen Jahrhunderts. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte, war also mindestens weitausschauend und bedurfte zu ihrer befriedigenden Lösung einer Gestaltungsgabe, welche des Stoffs in zehn Vorträgen Herr wurde. Da es nicht in der Absicht des Herausgebers lag, eine Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts zu schreiben, ein solches Unterfangen auch angesichts des soeben in sechster Auflage auflebenden Werks Rudolf von Gottschall's einigermaßen gewagt erschienen wäre, so mußte er sich mithin mit der Herausarbeitung von Segmenten und deren theilweiser Beleuchtung begnügen. Leider ist er in der Abgrenzung dieser Ausschnitte so wenig glücklich wie in ihrer kritischen Schilderung und Charakterisirung gewesen. Unsere Literatur scheidet sich seit den Classikern in drei Gruppen, welche durch die romantische Schule, das junge Deutschland und die Vertreter jener herrschenden realistischen Richtung gebildet werden, deren ersten Gärungsproceß wir zur Zeit genießen. Innerhalb dieser natürlicherweise wellenartig ineinanderfließenden Perioden bilden sich wol zeitlich und gesellschaftlich fester aneinanderhaltende und inniger verbundene Vereinigungen, aber diese bleiben doch, sei es nun bejahend oder verneinend, im Banne der herrschenden Strömung ihrer Epoche. In dieser Hinsicht ist Müller's Eintheilung zu zerfahren. Es fehlt das feste Princip der Gliederung. Bald sondert er nach geistigen, bald nach räumlichen, bald nach zeitlichen Gesichtspunkten. Er erkennt die nahe Verwandtschaft zwischen Heine und Lenau; trotzdem reißt er beide auseinander, um Heine mit Rückert und Platen zu verketten und so die denkbar unvereinbarsten Genien auf einem Sockel vorzuführen. Die Folgen sind selbstverständlich: er muß das sonderbare Triumvirat immer wieder auseinanderreißen und den Rahmen seiner Darstellung immer wieder aus den Fugen heben, um sodann durch Vergleiche künstliche Brücken zu schlagen, selbst dort, wo Vergleiche nur zu erzwingen sind, um desto deutlicher hinzustellen, wie wenig die drei Mata-

doren gemeinsam haben. Das Biographische, das hier breiter als sonst hereintritt, treibt das Kapitel in sich noch mehr auseinander. Der Leser wird in einem Athem durch die fremdartigsten Atmosphären gejagt. Immerhin befleißigt sich das Urtheil einer wohlthuenden Behutsamkeit; aber im allgemeinen huscht es mehr über die Dinge hin, als daß es sich einbohrt. Es mag zum Theil an der Gesammtanlage des Ganzen liegen. Wir sind indeß durch die Charakterisirungskunst und die literarische Porträtmalerei der bekannten, allvertrauten Geschichtschreiber unserer Poesie, durch Gervinus und Vilmar, Kurz und Scherer, und auf vorliegendem Felde vor allem durch Georg Brandes und Rudolf von Gottschall und die Essayisten unserer Rundschauen und vornehmeren Tagesliteratur so sehr verwöhnt! Nun verlangen wir sie hartherzig selbst von einem Buche, welches uns lehrend und deutend in die Geisteswelt unserer Dichter einzuführen unternimmt. Wir fordern abgerundete Charakteristiken sowol der Dichter wie ihrer Hauptwerke, und zwar Leistungen, die die vorliegenden überbieten oder ergänzen. Volksthümelnde Vorträge können weder Tieck noch Heine, weder Brentano noch Bettina vertragen. Vor allem aber vermißt der Leser jene Abgeschlossenheit der einzelnen Zeit- und Geistesbilder und farbige, lebensvolle Vorführungen der wahrhaft bedeutenden Schöpfungen am schmerzlichsten, wiewol in letzterer Hinsicht ansprechende Versuche, z. B. mit den Todtenkränzen des Freiherrn von Zedlitz gemacht werden. Auch unterschreibe ich das Lob, welches der Verfasser seiner von Cotta kürzlich neugedruckten Uebersetzung des „Childe Harold" zollt. Mit Recht wird hier H. Heine nachgerühmt, daß er das Schwert ergriffen habe, welches im Freiheitskampfe gegen die europäischen Rückschrittsmächte Lord Byron aus der Hand gesunken ist. Dahingegen widerspreche ich entschieden der Meinung, daß die Kürze der Heine'schen Liebeslieder eine Entfaltung des Gefühlslebens unmöglich mache. Sind denn Lenau's Schilflieder, ist denn die Goethe'sche Liebeslyrik strophisch umfangreicher? Gerade die Kürze ist hier überall das Geheimniß der unentrinnbaren Zauberwirkung dieser Ergüsse. Man denke an Goethe's:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte —

oder:

Holde Lili, warst so lang
All meine Lust und all mein Sang —

oder an Byron's Lied an das Mädchen von Athen: hier wird eine reiche, tiefe Gefühlswelt mit ein paar Worten entschleiert, und ein paar Verse führen Hörer und Leser mitten hinein in die jeweilige Liebesphase des Dichters. Jedes Urtheil durch die Masse biographischer und bibliographischer Notizen nun zu verfolgen, ist unangängig. Des Verfassers Weg ist zu weit, als daß er fruchtbringend, fördernd verweilen könnte. Von Gottschall beispielsweise erhalten wir auf solche Weise nicht mehr als eine biographische Skizze. Von seinem Roman „Welke Blätter" heißt es, er spiele vor 1848 in Königsberg. Das letztere ist nicht ganz richtig. Er spielt auch in Schleswig-Holstein. Und „vor 1848"? Ist 1847 oder 1837 oder 1827 oder 1817 gemeint? Der beste Charakter seiner „Arabella Stuart", die Figur Jakob's I., die Förster so vortrefflich wiedergab und der Dichter mit Recht selbst für wohlgelungen hielt, wird als „offenbar verzeichnet" hingestellt. So kann ich mich mit dem Buche nicht befreunden. Die Charakteristik Marie Ebner-Eschenbach's, die das Ganze schließt, ohne ihre meisterlichste, tiefergreifende Novellette „Crambambuli" nur zu nennen, ist so zerflossen, daß sie ebenso wohl auf Luise von François wie Ossip Schubin, Adalbert Meinhardt und sechs andere Damen passen könnte. Uebrigens vermisse ich Ludovika Hesekiel. Aber besser ein Name weniger, wenn er doch nicht in seiner Wesenheit hinlänglich und correct ergründet und in seiner Bedeutung erschlossen wird. Der Verfasser hätte in die Mitte jedes Vortrags irgendeinen typischen Repräsentanten seiner Gruppe stellen, diesen dann hinreichend beleuchten und in seinen Hauptschöpfungen nahe führen sollen, statt mit uns auf der Flugmaschine über Tiefen und Höhen, durch Licht und Nebel im Wirbelwind von Heinrich von Kleist bis zu Marie Ebner-Eschenbach zu sausen, ohne daß uns aus der Fülle der Gesichte, die wir erleiden, mehr als Dämmerschatten im Gedächtniß bleiben und höchstens ein paar verklungene Citate in uns aufgefrischt werden. Man halte sich an den vierten Band der Kurz'schen Literaturgeschichte, an Georg Brandes und Rudolf von Gottschall, und über diese Nebelbilder aus der Müller-Frauenstein'schen Vogelperspective senke sich der Schleier wohlwollenden Vergessens.

Um so dankenswerther sind die nachstehenden literarhistorischen Leistungen, welche in Einzelforschungen der Geschichte unserer Poesie wahrhafte Bereicherungen zuführen.

2. Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildniß Leuthold's nach einem Gemälde von Franz von Lenbach. Von Adolf Wilhelm Ernst. Hamburg, Kloß. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Es ist der Schatten eines beinahe vergessenen, einst in seinen Kreisen gleichwol hochgeschätzten Dichters, welchen die biographische, stilsichere Kunst Ernst's zu geschichtlichem Leben weckt, derart, daß an seinem Werke keine künftige Literaturgeschichte vorübergehen wird, ohne das hier mit liebevollem Bedachte ausgeführte „Dichterporträt" in ihren Annalen zu verewigen. Leuthold war einer der vielen „Berufenen"; leider keiner der Auserwählten; er verkam im Irrenhaus, wie Heine in seiner Matratzengruft; nur leuchtet über Heine's Grab ein unvergänglicher, noch heute Anfänger wie Meister berückender Stern, während der Leuthold's trotz vorliegender Schrift erloschen bleibt: Heine lebt, aber Leuthold's Name, wenn dieser auch, dank seinem Biographen gerettet wurde, wird nur als Name dauern, als „leerer Schall". Die Pietät der Literaturgeschichte wird ihn von Geschlecht zu Geschlecht vererben, aber seine geistige Bedeutung wird verloren bleiben. Er

war ein Mitkämpfer, aber nur die Führer, die Sieger, würdigt die Göttin des Kranzes; neben dem Namen und den geistigen Hinterlassenschaften Leuthold's glänzen zu viele in kameradschaftlicher Nähe, die ihn verdunkeln: es sind dies die bleibenden Größen jener Dichtergruppe, die unter König Max sich in München zusammenschloß. Leuthold war lediglich Trabant; freilich ein Trabant mit fürstlichen Aspecten. Aber die Geistesgeschichte rechnet nicht mit Aspecten und Verheißungen, sondern mit Erfolgen und Erfüllungen; dies sollte der Gesichtspunkt bleiben — wie er es vor Goedeke auch gewesen —, von dem aus sich die Sichtung zwischen den Wollenden und den Vollbringenden in der Literatur vollzieht. Goedeke verharrt in dieser Beziehung lediglich und bewußt auf dem Standpunkte des Sammlers; vielleicht hat er damit die Bahn mehr erschwert als erleichtert. Denn Erwägungen, die ihn zu Ausscheidungen hätten führen sollen, sind immer aufs neue zu wiederholen; seine Ausgrabungen, wenn auch noch so dankenswerth, ohne Sichtung, systematisch rubricirt, lassen den Plan der Literatur minder als einen Höhenzug des Geistes, als vielmehr nur zu oft wie eine Wüstenei mit geringen wellenförmigen Erhebungen erscheinen; da ist es in der That nicht Schuld der lebendigen Geistesströmung, wenn in ihren Wellenthälern die Wogenkämme verschwinden. So wird in derartigen Registern Leuthold stets eine bleibende Beachtung finden, wenn er auch für immer als Nebenstern der Talente figuriren wird, die dem münchener Hof zu ihrer Zeit eine so lichte poesieverklärte Folie verliehen. Die Biographie an sich empfehlen wir jedem Literaturfreund, wie wir ihr eine freundliche Aufnahme überall dort verheißen, wo man sich in die verklungenen münchener Tage gern zurückträumt und die Lyrik des Jahrhunderts selbst in erstorbenen Echos lieb behält: die Leuthold'sche Dichtung selbst eingehender zu besprechen, bietet hoffentlich eine neue vervollständigte Ausgabe seiner Werke bald Gelegenheit.

3. Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Ehwald. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 3 M.

Der vielseitig anziehende Briefwechsel führt uns in die Frühlingstage der Germanistik, welcher sich die verheißungsreiche Kraft Emil Braun's leider zu früh entzog, um sich völlig der classischen Alterthumskunde zu weihen. So ist es verständlich, schwieriger erklärlich, daß der Verfasser der Lebensskizze Braun's in der „Deutschen Biographie" (III, 264 fg.) innerhalb der Periode, aus der diese Briefe stammen, über die Pfade seines Helden nur unzulängliche Auskunft gibt und somit eine wesentliche Phase seines Seins unbeleuchtet läßt. Daher ist der Wunsch des Herausgebers dieser Documente, daß bald ein Berufener erstehen möge, der „diesem eigenartigen Manne das würdige Denkmal errichtet", auch im besondern begründet. Inzwischen versucht R. Ehwald durch Einleitung und gehaltreiche Anmerkungen, sowie durch ein autobiographisches Segment Emil Braun's diesen Briefen die verdiente Würdigung zu sichern. Besonders der Charakter des Freiherrn von Laßberg erscheint in ihren Blättern in seiner ganzen liebenswürdigen Eigenthümlichkeit, und mit froher Theilnahme folgt man dem Gedankenaustausch dieser wackern Männer und freut sich mit ihnen ihrer segensreichen Arbeit und der Funde, deren Gewinn ihr Dasein verschönt. Leider findet sich in den Anmerkungen des Herausgebers ein Urtheil über Moritz Retzsch, das in seiner Schroffheit zu lieblos anmuthet. Manchem ehrlichen, aber phantasiearmen Gemüth ist er doch ein anregender Führer in die Gestaltenwelt unserer Dichter gewesen und mancher geringern Vorstellungskraft hat er willkommenen Anhalt geboten, um Ungreifbares sich figürlich zu vergegenwärtigen. Das in einer höhern Anschauung Unhaltbare hat der reifende Geschmack dann selbst über Bord geworfen. Aber immerhin bleibt Moritz Retzsch ein unvergessener, oft überraschend glücklicher Illustrator Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und Bürger's, und wo man immer in seine Blätter sich versenkt, da drängt sich zwar sein romantischer Stil zwischen den Vorwurf und dessen malerisches Ideal, aber dem Geist der dargestellten Scene geschieht selten nur Abbruch.

4. Christian Hofmann von Hofmannswaldau. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts von Joseph Ettlinger. Halle a. S., Niemeyer. 1891. 8. 2 M. 80 Pf.

Das Werk ist Max von Waldberg gewidmet, als dem „hochverehrten Lehrer und Freunde" des Verfassers, und stellt sich würdig und rühmenswerth neben die bekannte breslauer Monographie über Lohenstein. Das Bild des Dichters tritt lebensvoll und lebenswahr aus dem mit bester literarhistorischer Methode gestellten Rahmen. Alle urkundlichen Reste sind aufgearbeitet und dem Stammbaum fehlen nur zur idealen Vollständigkeit überflüssige Varianten. Die Biographie ist bündig, und alles, was sie übel aufschwemmen könnte, wird in das Hintertreffen der üblichen „Anmerkungen" verwiesen. Die Dichtungen werden anschaulich charakterisirt, die Uebersetzungen scharf kritisirt. Die eigentliche philologische Untersuchung überwiegt sodann dem Herkommen gemäß. Geschichtschreibung und Philologie fahren sich in derlei Einzeluntersuchungen immer noch in die Haare; sie rechnen ja nicht mit dem Forum der Gesammtheit, sondern mit dem der Wissenschaft. Was ist auch heute Hofmann von Hofmannswaldau der Gesammtheit? So gibt auch Joseph Ettlinger natur- und sachgemäß ein akademisches Porträt; aber ein solches von schöner, in jeder Linie enthaltsamer Vollkommenheit. Es war so leicht hier, aufzubauschen und effectvolle Einzellichter zu verschwenden. Aber der Verfasser bleibt seiner kühlen, kritischen Darstellung überall treu, selbst wo er, höchst verdienstvoll, die sprachlichen Einflüsse der „italienischen Invasion" in Parallele zu den segensreichen Ueberschwemmungen des Nil stellt. Er rettet für Hofmannswaldau die Stellung eines wesentlichen literargeschichtlichen

Bindegliedes. Er zerstört den Wahn, daß er nur episodisch gewirkt habe, und betont seine bleibende Realität. So verbreitet er kritisches Licht über jahrzehntelang nachgeschriebene dunkelmännische Lamentos von den Greueln der zweiten schlesischen Schule. Daß er ihre Manier, wo sie über die Grenzen der Logik in die Gebiete ästhetischer Kraft- und Haltlosigkeit hinüberschwärmt, preisgibt und diese Scheidelinien mit aller Schärfe zieht, versteht sich schon aus der Charakterskizze seines Buchs von selbst.

5. Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamten-Vereins der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. 21. Jahrgang. Wien, C. Gerold's Sohn. 1892. 8. 4 M.

Der stattliche Band enthält ehrenvolle Zeugnisse für das zeitgenössische literarische Können und Vermögen Oesterreichs. Die besten Namen seiner Dichter und Dichterinnen sind hier vertreten mit zum Theil ansehnlichen Beiträgen. Den Mittelpunkt bildet eine geistreiche Novelle Karl von Vincenti's: „Sursum corda!" Den Inhalt bilden die Liebesabenteuer eines Frauenapostels, dessen Vorträgen wir allerdings eine höhere apostolische Weihe und vernunftgerechteren Inhalt gewünscht hätten. Um so vortrefflicher sind Charaktere und Landschaften gerathen. Der sonstige Inhalt des Buchs ist überaus reich. Uebrigens befremdet es, daß Ossip Schubin fehlt. Wenn die „Dioskuren" ihren alljährlichen Siegeslauf antreten, dürfen „solche Köpfe" in ihrem Bunde nicht fehlen. Dahingegen haben Betti Paoli, Marie von Ebner-Eschenbach und Bertha von Suttner um so dankenswerthere Spenden beigetragen. Höchst unterhaltend und für ehemals schöne Frauen bis in hohes Alter minnedurstiger Gatten beherzigenswerth ist das reizende Märchen von Francis Wolf: „Der Jungbrunnen". Mit großem Vergnügen haben wir sodann in diesen unerschöpflichen Album-Blättern die Bekanntschaft Helene Migerka's erneuert. Ihr satirischer Zug erfreut in alter Frische; zu ihren besten Leistungen freilich gehören diese Verse nicht. Fritz Pichler's „Helenenfeier" bewegt sich in zu schwerflüssigem Metrum. So flott wie farbenblühend in ihren Volks- und Straßenbildern sind die „Spaziergänge in Madrid" von Marie von Ernest geschrieben. Es hieße blind sein, wollte man verkennen, daß die Hauptträger des literarischen Geistes des deutschen Oesterreich, seit Grillparzer und Anzengruber, Bauernfeld und Hamerling geschieden, Damen sind. Ungern haben wir Rosegger vermißt. Wenn sich für solche Gesammtunternehmungen nicht die besten Talente zusammenschließen, so verfehlen derartige almanachartige Jahrbücher ihre ideale Aufgabe, die darin besteht, einen lebendigen Abdruck des schöngeistigen Charakters ihrer Zeit zu geben. Aber auch ohne die Beisteuer der Vermißten hinterläßt das schöne Album einen achtunggebietenden Eindruck und beweist, in wie hohem Grade in Oesterreich die deutsche Dichtung in Ehren steht und wie feinsinnig und vielseitig deutsche Dichtkunst in Oesterreich gehegt und gefeiert wird.

Adalbert Schroeter.

Vergnügliche Lyrik.

1. Lieder eines einsamen Spatzen. Gedichte von Rudolf Sperling. Dresden, Pierson. 1892. 8. 3 M.
2. Eines Lyrauten Lust und Leid. Lieder von Friedrich von Auer (F. C. Rokitansky). Troppau, Buchholz u. Diebel. 1891. 12. 1 M. 60 Pf.
3. Gedichte von Klara Forstenheim. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Geschick meint es doch manchmal mit uns Kritikern gut: wirft es mir da drei neue Sammlungen Lyrik auf den Kritikertisch und beschert mir damit eine Stunde ungetrübtester Heiterkeit. Das ist in diesen schweren Zeiten etwas so Dankenswerthes, daß ich den drei Verfassern im Geiste die edeln Dichterhände drücke. Die Erheiterung war freilich von den drei Dichtern nur theilweise beabsichtigt, und Humorist unter ihnen will eigentlich nur Sperling sein, während die beiden andern offenbar blos eine humoristische Ader zu besitzen glauben und ihren Ruhm in ernsthafter Lyrik suchen. Nun ist aber allen drei das Unglück passirt, daß sie uns mit ihren humoristischen Leistungen tief betrüben, mit ihren ernst gemeinten aber aufs höchste erheitern. Subjectiv betrachtet ist das bös; objectiv angesehen jedoch kommt das gleiche Resultat heraus: wir legen die Bücher erheitert aus der Hand — mein Leser, was willst du noch mehr? Ich sollte nun eigentlich die Leser d. Bl. an meinem Genuß theilnehmen lassen und ihnen die Perlen aus diesen drei Sammlungen vorlegen. Ich hätte dazu um so mehr Anlaß, als ich zweifle, daß irgendein Mensch im Deutschen Reiche, der nicht zur Verwandtschaft oder der Freundschaft der drei Dichter gehört, die Bücher lesen oder gar kaufen wird. Und doch bergen sie gewisse Schätze, die in andern lyrischen Sammlungen nicht zu finden sind. In den „Stephanie-Liedern" singt Sperling z. B. von der ersten Begegnung des Kronprinzen Rudolf und der belgischen Prinzessin im heiligsten patriotischen Ernste:

Er kam zu ihr und sah sie an, —
Sie bot so lieb „Willkommen!"
Da war es um sein Herz gethan!
Sie hat's ihm gleich genommen!
Und als, beglückt, „er" rief zur Stell':
„Laß mich auch dein's gewinnen!"
Da griff sie nach dem Busen schnell
Und — fand's nicht mehr darinnen!

Ja so geht's mit den Frauenherzen! Sie sind ein eigen Ding! Singt doch Sperling:

O hätt' zu Frauenherzen,
Den Schlüssel ich im Nu,
Daß ich sie nach Belieben
Könnt' schließen auf und zu:

Ich säh' in jedes Fältchen
Mit Augen hell und schnell,
Und was mir nicht gefiele,
Kratzt' ich heraus zur Stell'.

Hätt' ich alsdann gesäubert
Sie spiegelblank und rein,
Setzt' ich geschwind in jedes
Mein eigen Bild hinein,

Und sperrte zu und lüde
Den Schlüssel ins Gewehr
Und schöss' unwiederbringlich
Ihn in das tiefste Meer.

Der Schluß ist originell. Ins Meer werfen kann jeder Dichter einen Schlüssel, aber ins Meer schießen — das ist etwas ganz Neues. Wie vielkalibrig ein Gewehr sein müßte, in das man einen Schlüssel laden kann, darüber hat der Dichter wol nicht nachgedacht. Der Realismus hat doch auch sein Gutes!

Klara Forstenheim (Nr. 3) steht ihm schon näher:

Diese Welt ist schauerlich
Schlammerfüllt und faul und träg —

läßt sie den Teich sprechen; dagegen besitzt sie auch den nöthigen Idealismus:

Die Quelle murmelt leise,
Und du auch fühlst wie nie,
Daß herrlich, ach so herrlich
Des Lebens Poesie.

Freilich das Leben hat auch seine Schattenseiten:

An die Tage muß ich denken,
Da wir noch von Liebe schwärmten,
Wo wir Falschheit kühl verdammten
Und verlachten, die sich härmten,
Wo wir es unmöglich hielten,
Daß sich zwei, die sich gefunden,
Klaren Sinnes scheiden könnten,
Um von Liebe zu gesunden,
Wo wir schauern unsern Herzen,
Wenn sie Widerparte fänden,
Dürfte nur der Tod sie trennen,
Nur der Tod die Liebe enden.

Wenn wir derartige Poesien wenig anmuthend finden, so fallen wir vielleicht Friedrich von Auen (Nr. 2) zur Beute, der in „Abwehr und Trost" ganz ernsthaft klagt:

Die Herrschaft der Ideale
Ist wahrlich schon längst nicht mehr,
Denn nur für das gänzlich Reale
Hat heute die Menschheit Gehör!

Wo sich unser Geist in Systemen
Des praktischen Wissens ergeht,
Da sollte man wahrlich sich schämen,
Wenn man sich in Versen vergeht!

— — — — — — — —

Denn wahrlich, die solches mir sagen,
Für die hab' ich Antwort genug:
Ich kann es nur bitter beklagen,
Daß höher ihr Herze nie schlug!

Ich kann sie nur innig bedauern,
Wenn stets sie im Leben nur
Auf praktische Vortheile lauern —
Von höherem Schwung keine Spur!

Den höhern Schwung hat sich Friedrich von Auen bei Scheffel geholt, dem er das Räuspern und Spucken so genau abgeguckt hat, daß man manchmal wirklich eine Parodie auf Scheffel zu lesen meint oder während der Lektüre eines Auen'schen Gedichts unwillkürlich Scheffel'sche Strophen sich anmuthig durch den Sinn ziehen läßt, mit deren Fett Auen seine Bettelsuppen geschmälzt hat.

Merkwürdig ist, daß doch bei allen diesen drei der Dichtung Beflissenen ab und zu ein echter dichterischer Ton hindurchklingt — ein Beweis, daß heutzutage jedem ein wirkliches Gedicht geräth. Aber was soll ein gelungenes Gedicht unter hunderten mislungenen? Wer würde dem Verfasser der „Stephanie-Lieder" das prächtige „Osterlied" zutrauen, bei dem nur leider die dichterische Anschauung nicht bis zuletzt anhält:

Nun schmettert wieder „Rebellion"
Die Lerche hoch in Lüften,
Da kracht des Winters morscher Thron
Auf Bergen und in Klüften.

Hei, wie ihn rüttelt hin und her
Der Lenzeswind in Eile!
Hei, wie ihn treffen kreuz und quer
Der Frühlingssonne Pfeile! —

Da schmilzt er hin. Von Berg und Thal
Hebt sich ein freudig Drängen
Und schwingt sich auf zum Freiheitsstrahl
In Düften und in Klängen.

Und Baum und Strauch am goldnen Licht
Entflammt die Blütenkerzen,
Und flammend aus den Augen bricht
Die junge Lieb' im Herzen.

Der Lenz ist da! der Lerche Sang
Verkündet's mit Frohlocken,
Und fern und nah' ruft es der Klang
Der frommen Osterglocken.

Wer würde bei Klara Forstenheim ein Gedicht suchen wie „Der Mutter Sterbegebet", das trotz der formalen Mängel ein Gedicht ist:

Sie saß mit dem Gönner bei festlichem Mahle;
Es sprühte der Schaumwein im lichten Pokale;
Und fröhlich des Zechenden Stimme erklang:
„Es lebe das Weib und der Wein und der Sang!"
Wie leise die Gläser zusammen so klingen
Da hört sie des Mütterleins zitterndes Singen; —
Sie singt beim Waschen am hölzernen Trog:
„Der glitzernde Schein mir die Tochter belog!
O wehe der Unschuld der thörichten Jugend,
O wehe des Mädchens entflohener Tugend!"
Die Kleine springt auf in bebender Hast!
„Geliebter, ich war nun am längsten dein Gast!"
Sie flieht durch der Leute verwunderte Masse,
Sie eilt durch der Vorstadt verdunkelte Gasse,
Sie öffnet der Wäscherin niedrige Thür; —
Doch Mütterlein kommt nicht mild mehr herfür;
Sie liegt dort entseelt auf der niederen Bahre,
Das Antlitz umrahmt von silbernem Haare;
Des Töchterleins Schuld hat die Locken gebleicht
Durch Gram hat zu frühe den Tod sie erreicht.

Doch ehe sie folgte dem bleichen Gerippe
Entfloh noch ein Seufzer der sterbenden Lippe:
„Erhöre mich Herr! Die in weinender Qual
Verläßt dieses irdische, sündige Thal!
O laß mir nicht ferner die Tochter verderben,
O rette die Arme; denn ich, Herr, muß sterben!"
Und wie das Gebet von den Lippen so bebt
Es sanft durch die Lüfte zum Kinde hinschwebt. —
Erreicht es beim festlichen, buhlenden Mahle,
Erreicht es beim schaumweingefüllten Pokale,
Und durch klirrender Gläser Geklinge es weht,
Des sterbenden Mütterleins letztes Gebet.
O, Liebe der Mutter, du siegreiche Fraue
Vom göttlichen Throne hernieder nun schaue,
Und sieh, wie du glorreich, wie mächtig du bist:
Gerettet für immer dein Töchterchen ist!

Selbst bei Friedrich von Auen finden sich ab und zu ein paar Zeilen, die möglicherweise nicht aus dem großen Schatz der Lyrik, insbesondere der Scheffel'schen entlehnt, sondern eigenster dichterischer Besitz sind, und so mögen sich alle drei mit dem wirklich schönen „Verzage nicht" von Klara Forstenheim trösten:

Verzage nicht, wenn dir ein Werk mislang
Und an dein Ohr der Spötter Tadel drang.
Fliegt auch der Adler durch den niedern Forst,
Hängt doch am Felsen hoch der Adlerhorst;
Senkt sich der Königsvogel erdwärts nieder,
Ins Reich der Lüfte kehrt er siegreich wieder!
Drum zage nicht, wenn dir ein Werk mislingt,
Der Spötter Tadel dir zu Ohren dringt!

Richard Weitbrecht.

Naturwissenschaftliche Schriften.

Zoologische Vorträge. Herausgegeben von William Marshall. Heft 3 und 4: Leben und Treiben der Ameisen. Von William Marshall. Heft 5: Die großen Säugethiere der Diluvialzeit. Von Hans Pohlig. Heft 6: Unsere Schnecken. Von Heinrich Simroth. Heft 7 und 8: Pflanzengallen und Gallenthiere. Von Karl Eckstein. Leipzig, Freese. 1889—91. Gr. 8. Jedes Heft 1 M. 50 Pf.

Von den bisher erschienenen acht Heften (resp. Doppelheften) dieser Vorträge hat die erste Hälfte den Herausgeber auch zum Verfasser, während die andere Hälfte drei andern Autoren angehört. Wir reihen, der Heftzahl folgend, zunächst an die früher besprochenen beiden ersten Vorträge Marshall's den dritten an, der es nicht mehr mit Ornithologie, sondern mit Entomologie zu thun hat. Wir können dem Verfasser nur recht geben und dankbar sein, wenn er den hochinteressanten Ameisen, trotz der zahlreichen über sie veröffentlichten Mittheilungen, ein besonderes Büchlein widmet, da ein solches gerade uns Deutschen bisher fehlte. Es sind nicht eigene Beobachtungen, höchstens von eigenartigen Gesichtspunkten aus beleuchtete Forschungen zahlreicher anderer Männer, die uns Marshall hier in seiner bekannten Darstellungskunst vor Augen führt; dem Fachmanne bietet er eine willkommene Zusammenfassung der neuesten und keineswegs immer leicht zugänglichen Mittheilungen und dem Laien entrollt er in angenehmer Form ein belehrendes und fesselndes Bild von einer Thiergruppe, die auch bei der nüchternsten Betrachtung des modernen Forschers des Bewundernswerthen gar viel aufzuweisen hat. Das reichhaltige Material ist unter folgenden Ueberschriften behandelt: „I. Ueber den Bau und das individuelle Leben der Ameisen und vom Ursprung ihrer Staaten"; „II. Häusliches Leben der Ameisen"; „III. Die Ameisen als Räuber, Krieger, Sklavenhalter und Viehzüchter"; „IV. Die Ameisen in ihren Beziehungen zur Pflanzenwelt".

Von den kleinen, aber durch vereinte Kräfte Gewaltiges leistenden Ameisen der Gegenwart führt uns der Vortrag von Hans Pohlig fort zu jenen Riesen der Vorwelt, aus deren zerstreuten Gebeinen die Wissenschaft unserer Tage Kenntniß gewonnen hat von der Lebewelt einer Zeit, in welcher der Mensch auf seiner untersten Entwickelungsstufe mit noch niedrigern Thierformen gemeinsam einen schweren Kampf ums Dasein kämpfte. Der Darstellung unsers Verfassers ist es gelungen, den Leser wirklich der Gegenwart zu entrücken und ihn hinzuführen auf den Schauplatz längst entschwundener Tage, wo durch ungeheuere Eismassen und sintflutartige Schmelzwasser auf einen verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängt eine mannichfaltige Gesellschaft von Thieren lebte, liebte und unterging. Unser geistiges Auge erblickt die Riesengestalten der Elefanten, Rhinoceronten und Flußpferde neben Wiederkäuern, Pferden und Schweinen, die ihre Nachkommen ebenfalls um ein Bedeutendes an Größe übertrafen, und diese verschiedenen Pflanzenfresser im Kampfe mit mächtigen Löwen, Panthern, Bären und noch andern Raubthierformen, die zum Theil nicht bis zur Gegenwart ausgedauert haben. Weiter schildert uns der Verfasser Riesenformen von Faulthieren und Gürtelthieren aus Südamerika, von Beutelthieren aus Australien und schließt diesen diluvialen Säugern auch die Vogelkolosse von Neuseeland und Madagaskar an, die theilweise geeignet waren, unsern Vogel Strauß als Zwerg erscheinen zu lassen. Besitzen all diese ausgestorbenen, oft märchenhaften Thiergestalten schon an sich ein großes Interesse für die Wissenschaft, so wird dies noch um ein Bedeutendes erhöht, wenn wir sie in ihrem Verhältniß zur heutigen „Schöpfung" betrachten und schon für damals ein ähnliches Verbreitungsgebiet der einzelnen Formenkreise kennen lernen, wie es in der Fauna der Gegenwart zum Ausdruck gelangt. Durch Anführung der wichtigsten Fundstellen diluvialer Säugethiere gibt der Verfasser dem Leser die beste Gelegenheit, einen Vergleich zwischen Einst und Jetzt zu ziehen und sich in den Geist jener Zeiten zu versetzen!

So wenig der Inhalt des sechsten Heftes: „Unsere Schnecken", von Heinrich Simroth, mit dem soeben

besprochenen Thema etwas gemein zu haben scheint, so führt er uns dennoch gleich im Anfang der Darstellung ebenfalls in die Vergangenheit, und zwar nicht blos zu den Zeiten zurück, wo das Mammuth auf deutschem Boden graste, sondern noch viele Aeonen weiter abwärts in der Geschichte unsers Weltkörpers und seiner Thierwelt; nämlich in jene altersgraue Vorzeit, wo aus einem Strudelwurme eine Schnecke wurde! Aber, so wird man fragen, was weiß man denn überhaupt von so weit zurückgelegenen Perioden und von dem verwandtschaftlichen Verhältniß zwischen Planarien und Schnecken? Ehrlich gesagt: gar nichts! Aber in unsern Tagen, wo man sich so erhaben dünkt über die viel verlachte „Naturphilosophie", treibt man es häufig schlimmer als zu Oken's Zeiten und behandelt die Frage nach der Abstammung eines Thieres aus niedern Formen nicht viel anders als die Lösung einer einfachen mathematischen Constructionsaufgabe. Wer an dem Durste nach transscendentaler Zoologie leidet, sollte seine Visionen, wenn sie nun einmal zu Papiere gebracht werden müssen, wenigstens in einem besondern Buche der Offenbarungen niederlegen, um dadurch dem Laien die Möglichkeit zu geben, subjective Vermuthungen des Autors von den durch Untersuchung gewonnenen Thatsachen zu trennen. Nun damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß in dem Simroth'schen Vortrage die letztern fehlten. Man wird vielmehr über die Organisationsverhältnisse der bei uns heimischen Land- und Süßwasserschnecken, sowie über deren Lebensweise mancherlei Belehrung finden und auch diese meist wenig beliebten Wesen mit mehr Interesse betrachten lernen, als es die Nichtkundigen zu thun pflegen. Der Verfasser bespricht im ersten Kapitel nächst der problematischen „Entstehung der Schnecken" Mantel und Mantelorgane, sowie die mannichfach geformten und gefärbten Gehäuse, die bekanntlich für sehr viele Liebhaber das einzige von den Weichthieren ist, das sie sammeln und kennen. Alsdann wird gehandelt über „Haut-, Sinnes- und Bewegungswerkzeuge", „Die Färbung unserer Schnecken", „Die Verdauungswerkzeuge und die Ernährung", die sehr interessanten „Fortpflanzungswerkzeuge und Vermehrung", die nicht eben große „Praktische Bedeutung" und schließlich „Die Herkunft unserer Schnecken", ein Kapitel, in dem die paläontologischen Kenntnisse über ausgestorbene Formen mitgetheilt werden, während sonderbarerweise über die Entwickelung aus dem Ei gar nichts geschrieben steht. Uebrigens, die Schwärmerei des Forschers für seine Lieblinge in Ehren, den Schlußworten unsers Verfassers, „daß diesen unscheinbaren Thieren noch eine große Zukunft für das gesammte Welterkennen beschieden ist", können wir denn doch nicht beistimmen!

„Pflanzengallen und Gallenthiere", von denen im letzten uns vorliegenden Vortrage Karl Eckstein handelt, sind hochinteressante organische Gebilde, zu deren Erforschung Botaniker und Zoologen gleichzeitig ihren Scharfsinn aufgeboten haben, ohne bisher in jeder Beziehung befriedigende Antworten auf alle Fragen geben zu können. Der vielfach schwankende Begriff „Galle" wird in vorliegender Schrift definirt als „eine durch thierische Schmarotzer hervorgerufene abnorme Neubildung am Pflanzenkörper, die in der quantitativ vermehrten und dabei qualitativ veränderten Bildungsthätigkeit lebender Zellen besteht". Zu solchen „Neubildungen" gehören keineswegs nur jene auch allgemeiner bekannten, zum Theil sogar technisch verwertheten „Galläpfel", wie sie in verschiedenster Form den Eichenblättern ansitzen, sondern eine außerordentlich große und mannichfache Menge von Gebilden an allen möglichen Pflanzen und Pflanzentheilen, die in vielen Fällen nur vom kundigen Forscher ihrer wahren Natur nach erkannt, von den meisten Menschen aber für gewöhnlich ganz unbeachtet gelassen werden. Und noch mehr entziehen sich den allgemeinen Blicken die kleinen, oft sehr kleinen Thierchen, die auf die Pflanzen zur Gallenerzeugung einwirken. Sie gehören sehr verschiedenen Formenkreisen an: Würmern, Räderthieren, Milben und unter den Insekten den Käfern, Schmetterlingen, Wanzen, vor allem aber den Fliegen, Pflanzenläusen und Hymenopteren. Diese werden vom Verfasser, nachdem er in der Einleitung über den Begriff der Galle und deren sehr verschiedene Formen gesprochen hat, im einzelnen kurz geschildert, worauf „die Reizwirkung des Thieres auf die Pflanze als Ursache der Gallenbildung" einer nähern Erörterung unterzogen wird. Um den „anatomischen Bau und die physiologische Entwickelung der Galle" auseinanderzusetzen, werden die von verschiedenen Thiergruppen erzeugten Gallen, oder, wie man sie auch genannt hat, „Cecidien" wieder auseinandergehalten und als Helminthocecidien, Rotatoriocecidien (eine einzige Art), Acarocecidien, Dipterocecidien, Lepidopterocecidien, Heteropterocecidien, Phytophthyrocecidien und Hymenopterocecidien charakterisirt.

In weiteren Abschnitten ist die Rede von der „Gesammtzahl, Vertheilung und geographischen Verbreitung der Gallen", von den „Bewohnern der Gallen" — denn neben ihren Erzeugern finden sich häufig eine Menge von „Einmiethlern" darin —, von den sehr merkwürdigen „Feigeninsekten" und endlich vom „Nutzen und Schaden der Gallen". Der Verfasser hat einen äußerst umfangreichen Stoff zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt, und hat vieles nur andeuten können, um den angewiesenen Raum nicht zu überschreiten. Das, was er gibt, bringt des Belehrenden und Interessanten genug und ist wohl geeignet, den Freund der Natur zu genaueren Beobachtungen auf einem Gebiete anzuregen, welches auch für den Fachmann noch sehr viel Neues birgt. Die beigegebenen 4 Tafeln bringen in guter Ausführung eine geeignete Auswahl von Gallen und Gallenerzeugern und dürften dem Leser nicht nur willkommen, sondern nothwendig zum Verständniß der geschilderten Verhältnisse sein. O. Taschenberg.

Populär-philosophische Schriften.

Unter den Anthropologen und Philosophen der Gegenwart nimmt Paul Mantegazza sowol was die Fruchtbarkeit seiner Studien, als was die Fähigkeit philosophische Ideen in allgemein verständlicher Sprache auszudrücken anlangt, eine der ersten Stellen ein. Eine Reihe von Schriften, die jüngst von ihm erschienen, mögen uns heute zuerst beschäftigen.

1. Epikur. Physiologie des Schönen. Von Paul Mantegazza. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Jena, Costenoble. 1891. 8. 2 M.

Die „Physiologie des Schönen" ist ein köstliches, farbenprächtig geschriebenes Buch, welches indeß an großen Gesichtspunkten gar nichts Neues aufweist. Es ist durchaus keine Entdeckung Mantegazza's, daß das Schöne an sich weder in der Natur, noch in der Kunst, sondern in schönen Gegenständen vorhanden ist. Es ergeht uns mit dem Schönen, wie mit dem Süßen und Bittern, dem Weißen und Schwarzen, dem Guten und Schlechten. Es ist eine Abstraction unseres Gedankens, und es könnte nicht existiren, wenn wir nicht einerseits ein Object hätten, welches in uns eine Empfindung hervorruft, und andererseits ein Nervencentrum, das in dieser Empfindung einen Charakter erkennt, den sie mit vielen andern gemeinschaftlich besitzt und den wir „das Schöne" nennen. Das Schöne ist also eine Erscheinung des Bewußtseins, oder besser ein Charakter einer Empfindung. Es ist das, was dem erhabenen Typus eines Körpers, eines Gefühls, einer Erscheinung oder eines Gedankens nahe kommt oder ihn erreicht. Zu der Beurtheilung des Schönen trägt eine Vielheit von ästhetischen Elementen bei, welche sich addiren, multipliren und subtrahiren lassen.

Wenn aber auch das Schöne und das Wohlgefallen miteinander unzertrennlich verbunden sind, so sind sie doch nicht eins miteinander. Die beiden großen Quellen des Schönen sind Natur und Kunst. Das Schöne in der Kunst kann und darf von dem in der Natur nicht verschieden sein, denn sie ist eine Auswahl, ein Theil, eine Außenseite derselben. Die Kunst ist nur eine Tochter der Natur, denn der Künstler selbst ist ein Mensch und folglich auch ein Sohn der großen Mutter, die alle irdischen Geschöpfe hervorbringt. Gleichwie der Honig sich nicht blos in einer Blume findet, sondern jede einen Antheil davon enthält, woraus die Biene ihre Schätze sammelt, so sieht, bewundert und studirt der Künstler die schönen Dinge, die ihn umgeben, wählt aus, was ihm am besten scheint, und drückt ihm bei der Verarbeitung den Stempel des eigenen Ichs auf. Das Schöne in der Kunst ist somit die Harmonie zweier verschiedener Schönheiten, von denen die eine aus der Natur stammt und gleichsam das Skelett abgibt, die andere aber von dem Genie und der Hand des Künstlers, und das Fleisch, die Haut, das Kleid liefert. Der wahre Realist schöpft die Elemente seines Kunstwerks aus der Natur, er vermählt den Realismus mit dem Idealismus, die Objectivität mit der Subjectivität in der freischaffenden Gestaltungskraft, der Phantasie, er verfährt mit der Natur, wie der Weinbauer mit der Traube. Er mehrt hierdurch in der Natur die Natur, er schöpft aus dem Tage die Ewigkeit, er kehrt das Wesentliche, Allgemeine, Unveränderliche der Gegenstände hervor, indeß die Realisten, welche sich auf das Nachahmen, Abformen und Photographiren der Natur beschränken, alle Elemente derselben darstellen.

Sehr sinnig läßt sich Mantegazza vernehmen: „Jeder von uns wird mit einem gewissen Grade von Empfänglichkeit für Schönheit geboren, und diese verfeinert sich und stärkt sich durch Uebung und Erfahrung, also mit dem Alter, und dies ist ein großer Trost, denn während im Alter von dem Baume des Lebens ein Blatt nach dem andern abfällt, so wird, wenn der Geist kräftig bleibt, der ästhetische Sinn immer feiner, besonders was die Naturschönheiten betrifft. Vielleicht ist diese Zunahme einer Fähigkeit bei dem Verfall vieler anderer nur scheinbar und hängt von der Concentration unserer Empfänglichkeit auf ein immer engeres Feld ab. Wenn die Flamme der Liebe verlöscht, der Stachel des Ehrgeizes und Ruhmes sich abstumpft, so viele Blüten von Illusionen verwelkt sind, dann finden wir eine letzte Zuflucht in der Betrachtung des Schönen, welches uns über all das Elend tröstet, uns sanft zuspricht und um uns die göttliche Harmonie der Natur erklingen läßt, ohne Lohn zu fordern. . . . Ich weiß nicht, ob es allen ebenso geht, aber in mir ist diese Zunahme der ästhetischen Empfänglichkeit ganz offenbar; sie gewährt mir immer liebere und mannichfachere Freuden. In der Jugend wurde ich durch andere Gedanken und Sorgen zu sehr zerstreut, und jetzt in dem heitern Frieden des reifen Alters ist das Schöne der einzige und dreieinige Gott meines Olymps." Treffend knüpft er hierbei an Cicero's Apotheose des Alters und seinen Brief an Atticus an, in welchem er sich äußert, er habe bei ihrer Abfassung so viel Vergnügen empfunden, daß ihm nicht nur alle Beschwerden des Alters verschwunden seien, sondern es sei ihm freundlich und angenehm geworden.

Obwol also das Buch nichts wesentlich Neues enthält, sei es doch jedermann wegen seines künstlerischen, meisterhaften Stils und seiner volksthümlichen, allgemein zugänglichen Ausdrucksweise bestens empfohlen.

Mehr der berühmte Arzt als der Philosoph Mantegazza ist es, der in den folgenden Schriften zu uns spricht:

2. Die Hygiene der inneren Organe. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1891. 8. 1 M.

Die ganze Hygiene länft im Grunde genommen nach Mantegazza's Meinung darauf hinaus, die Eingeweide in

gesunden und arbeitsfähigen Zustand zu versetzen. Ein hohes Alter erreichen und lächelnd und sanft in den Tod hinüberschlummern, das ist der Wunsch aller und das Ideal der Hygiene der Zukunft. Den innern Organen Gesundheit, vollkommene Gesundheit verleihen, heißt schon vier Fünftel des Weges, der zu jenem hohen Ziele führt, durchlaufen; den Eingeweiden die richtige Pflege angedeihen lassen, heißt die Heilkunde fast überflüssig machen. Manzoni, der ein edles Herz und einen erhabenen Geist mit seltener Harmonie in sich vereinigte, hat uns unter andern schönen Dingen die göttlichen Worte hinterlassen, welche zugleich ein hygienisches Glaubensbekenntniß und eine Prophezeiung sind: „Wenn die Vervollkommnung der Menschheit und die Vervollkommnung der Gesundheitskunde in Zukunft in gleichem Schritte fortschreiten sollte, würde diese letztere durch eine vollkommene Hygiene repräsentirt werden, welche es verstehen müßte, die Heilkunde fast ganz überflüssig zu machen."

Krankheiten zu verhüten, wird die zukünftige Aufgabe der ärztlichen Wissenschaft sein, und die Gesunden behandeln, damit sie nicht erkranken, ist nützlicher und erhebender, als die Kranken behandeln. Ein italienischer Professor hat in einem ausgezeichneten Werke den Ausspruch gethan, daß die Krankheitsverhütungskunst mehr vermöge als die Heilkunst, und mit weitausschauendem Blicke dargestellt, auf wie mannichfaltige Weise man der Entwickelung ererbter oder drohender Leiden schon bei dem Erscheinen der ersten Symptome vorbeugen könne. Auch Mantegazza hat den Keim dieser Idee in seinen „Elementen der Hygiene" niedergelegt, und das zarte Pflänzchen hat bereits einige Früchte getragen. Jetzt will er es auf den ausgedehnteren Boden der allgemeinen Bildung verpflanzen, damit es kräftiger wachse und jugendlichere, frischere, thatkräftigere Gärtner in seinen verführerischen Bannkreis ziehe. Wie wir Chirurgen, Geburtshelfer, Augen-, Kinder- und Irrenärzte haben, so möchte er auch gerne „hygienische Aerzte" kennen, welche sich eines der schönsten und lohnendsten Sonderfächer der ärztlichen Kunst befleißigen müßten.

3. Die Hygiene der Sinne. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz 1891. 8. 1 M.

Auch im vorliegenden Bändchen seiner volksthümlichen hygienischen Schriften fesselt der vielgelesene Autor den Leser durch schwungvolle Sprache und Gedankenreichthum und regt Geist und Empfindung mächtig an. Die Recepte, die er ihm vorschreibt, sind in erster Linie psychologischer Natur; sie bestehen in der Einkehr in das eigene Innere. Er stellt eine hygienische Grundregel auf, welche für alle Sinne wie überhaupt für alle Formen der Sinnesthätigkeit gilt; diese läuft darauf hinaus, die wirksame Kraft des Gehirns und der Nerven durch Mäßigkeit und Keuschheit unversehrt zu erhalten. Mit wenigen auf zufällige Krankheiten zurückzuführende Ausnahmen werden, wie unser Arzt und Philosoph beweisen zu können glaubt, alle, die stets ein mäßiges und thätiges Leben geführt haben, auch im vorgerückten Alter ohne Brille lesen, ohne die Hand an das Ohr zu legen an einer Unterhaltung theilnehmen und im Frühling sich an den die Luft erfüllenden Düften laben können. Der Misbrauch gewisser Genüsse trägt mehr als alles andere zur Schwächung der Sinne bei. Der Gesichtssinn leidet zuerst, sodann folgen in einer gemeinsamen Abnahme der Gehörs- und der Gernchssinn. Der Geschmacks- und der Tastsinn widerstehen länger als die andern Sinne den Einflüssen der Ausschweifung, aber schließlich nehmen auch sie ab, und der Mensch, der zu viel kosten und genießen wollte, kommt dann in die Lage, daß er nichts mehr kosten und genießen kann. „O, wenn alle blinden Greise sprechen könnten oder wollten", ruft Mantegazza aus, „welche ausgezeichneten moralischen Lehren könnten sie uns nicht geben!"

An Mantegazza's populär-philosophische Schriften schließen wir am besten einige philosophische Betrachtungen, die ursprünglich einem größern Publikum vorgetragen nun in Buchform erschienen sind. Voran stellen wir die kleine Schrift:

4. Der psychologische Materialismus. Vortrag, gehalten am 21. Februar 1891 im schulwissenschaftlichen Bildungsverein zu Hamburg von W. Ostermann. Hamburg, Herold. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Wie das Thema des vorliegenden Vortrags besagt, beabsichtigt der Verfasser nicht das gesammte System des Materialismus, sondern nur seine psychologischen Lehren einer nähern Untersuchung zu unterziehen. Das größte und am tiefsten eingreifende Bedenken gegen die Einheit des Bewußtseins erblickt er in dem Hinweise darauf, wie schwierig, ja unmöglich es für den Materialismus, sofern er Atome annimmt, bleiben muß, von dem Orte der Empfindungen und überhaupt der bewußten Vorgänge Rechenschaft zu geben. Verlegen wir sie in die Verbindung der Atome, dann sind sie in einer Abstraction, d. h. objectiv nirgends. Suchen wir sie in der Bewegung, dann kommen wir zu dem gleichen Ergebnisse. Man kann nur das bewegte Atom selbst als Sitz der Empfindung annehmen. Wie setzt sich nun Empfindung zu einem Bewußtsein zusammen? Wo ist dies Bewußtsein? In einem einzelnen Atome oder wieder in Abstractionen oder gar im leeren Raum, der dann aber nicht leer wäre, sondern mit einer eigentlich immateriellen Substanz ausgefüllt?

Für die Einwirkung der Atome auf einander gibt es kein anschaulicheres Princip, als das des Stoßes. Eine zahllose, bald so bald anders aufeinanderfolgende Menge von Stößen sollte also in dem erschütterten Atome die Empfindung hervorbringen. Dies scheint noch ebenso denkbar, als etwa, daß die Erschütterung einer Saite oder eines Theils der Luft einen Schall hervorbringt. Aber wo ist der Schall? Schließlich, sofern wir uns seiner bewußt werden, im hypothetischen Central-Atom. Damit sind wir nicht weiter als zuvor. Es fehlt uns in dem

Atom das zusammenfassende, eine Vielheit von Stößen in die Einheit der Empfindung umsetzende Princip. Es ist immer dieselbe Schwierigkeit, vor welcher wir stehen. Man denke sich das Atom wie man wolle — mit starren oder beweglichen Theilchen, mit Unteratomen, „innerer Zustände" fähig oder nicht: auf die Frage, wo und wie die Stöße aus ihrer Mannichfaltigkeit in die Einheit der Vorstellung übergehen, ist nicht nur keine Antwort da, sondern es fehlt auch, sobald man der Sache auf den Grund geht, jede Denkbarkeit, geschweige denn Anschaulichkeit eines solchen Vorgangs.

Den bisherigen Ausführungen liegt das ausgesprochene oder verschwiegene Zugeständniß zu Grunde, es sei denkbar, daß aus rein materiellen Vorgängen in der Hirnsubstanz wenigstens die elementaren Geisteszustände des Empfindens und Vorstellens entstehen könnten. Wir würden jedoch mit diesem Zugeständnisse weit vom Ziele schießen. Vergleichen wir die geistigen Zustände mit den materiellen Vorgängen, auf welche sie der Materialismus zurückführt, was ergibt sich dann? Nicht blos überhaupt eine Verschiedenheit, sondern eine so ausgesprochene Unvergleichbarkeit, daß es durchaus unmöglich ist, das eine aus dem andern völlig zu erklären. Mögen daher die physiologischen Vorgänge im Gehirn immerhin als die veranlassende Bedingung betrachtet werden, an welche das Hervortreten des Geistigen mit Nothwendigkeit geknüpft ist, und mag auch sonst der Zusammenhang des einen mit dem andern ein noch so inniger sein; auf jeden Fall ist es gänzlich unstatthaft, in den körperlichen Vorgängen die ausreichende Entstehungsursache der geistigen zu erblicken. In der That ist die gegenwärtige Wissenschaft völlig einig darüber, daß durch keine zu ersinnende Anordnung und Bewegung materieller Theilchen eine Brücke in das Reich des Bewußtseins geschlagen werden könne.

Zuletzt mag uns noch ein Werk der Frau beschäftigen, die in letzter Zeit durch ihr Wirken für die Verwirklichung des Weltfriedens bekannt geworden ist, Bertha von Suttner.

—

5. Doctor Hellmut's Donnerstage. Von Bertha von Suttner. Dresden, Pierson. 1892. 8. 3 M.

„Doctor Hellmut's Donnerstage" sind aus vierundzwanzig freien Vorträgen von Bertha von Suttner zusammengesetzt. Es sei mir gestattet, unter ihnen besonders zwei hervorzuheben, die sich in einem gewissen Widerspruche zueinander befinden. Die neunte Stelle nimmt der Vortrag „Das Mitleid" ein, welcher von dem Gedanken getragen ist, daß das Mitleid ein Schmerz ist — aber ein Schmerz, der erst da entstehen kann, wo der Altruismus waltet. Der Egoismus ist eine nothwendige Grundlage des individuellen, — der Altruismus hingegen des socialen Lebens. Letzteres hat sich, wie wir wissen, erst in spätern Epochen zu entwickeln begonnen; daher ist das Gefühl der Nächstenliebe und das daraus entspringende Mitleid noch verhältnißmäßig jungen Ursprungs; der primitive Höhlenmensch hat gewiß noch nichts davon empfunden. Damit sich das einzelne Leben erhalte und die es bedrohenden Gefahren möglichst meide, herrscht als Wächter und Warner der Schmerz, d. h. das in der eigenen und für die eigene Person empfundene Leid; als Hüter und Schützer des Gemeinlebens ist später auch das Mitleid aufgetreten. Damit der Einzelne beitrage, das sociale Elend zu mindern und das Wohlergehen der Gesellschaft zu fördern, fühlt auch er das den Nächsten treffende oder ihm drohende Uebel als Schmerz. Je näher uns dieser Nächste steht, desto heftiger wird sein Leid in uns nachzittern. Es ist uns z. B. unmöglich, in schmerzliches Mitgefühl zu verfallen, wenn wir erfahren, daß ein Trupp von Grönländern auf Spitzbergen von Eisbären überfallen worden sei. Ist hingegen der Gegenstand unserer wärmsten Neigung von einem Schmerze ereilt, so quält uns dies so sehr, daß wir wünschen, lieber selbst von diesem Schmerz betroffen zu sein. Auf diesem Gefühle beruht die Aufopferung. Und nicht nur Personen sind es, mit denen wir nachzuempfinden gerne bereit sind, sondern auch Abstractionen, wie Vaterland und Religion. Haben uns diese eine Liebe einzuflößen vermocht, die unsere Selbstliebe an Stärke übertrifft, so fühlen wir die Gefahren, in denen sie schweben, in so hohem Grade mit, daß wir über uns selber Entbehrung, Folter und, wenn es sein muß, den Tod ergehen lassen möchten. Ein solches Verfahren wird allgemein als die höchste Tugend bewundert.

Im Gegensatze hierzu bekennt sich die Verfasserin im neunzehnten Vortrage „Das liebe, liebe Ich" zu der Anschauung, daß sie den Egoismus, der auf Kosten fremden Leides die eigene Freude erreichen will — erreichen kann, verachtet. Des Nächsten Selbstliebe will sie berücksichtigt wissen; dessen Recht, froh zu sein, will sie ebenso wie das ihrige unangetastet lassen. „Er soll sich mir zu Liebe nicht aufopfern, soll aber auch von mir nicht gebieterisch verlangen, daß ich es seinetwegen thue." Die Weltgeschichte zeigt freilich zahlreiche Beispiele von freudiger Aufopferung; diese Selbstentäußerung vollzieht sich jedoch auf zweierlei Weise, entweder gezwungen, sodaß man das Opfer fremden Eigennutzes ist, oder man befriedigt in freiwilliger Begeisterung den eigenen jeweilig glühendsten Wunsch, sodaß alle Bethätigung der Nächstenliebe im Grunde nur auf einem Motive der Selbstliebe beruht.

Eine köstliche Parodie auf den von unserer Schriftstellerin mit dem ganzen Aufgebote ihres Könnens bekämpften Spruch: „si vis pacem, para bellum" ist das ihr von einem Bürger von Hilariopolis plastisch veranschaulichte Bild: „Si vis quietem — dann bereite den Ball."

In dem vierundzwanzigsten und letzten Aufsatze gibt Frau von Suttner Auskunft darüber, warum sie die Lösungen der von ihr aufgeworfenen Lebens- und Weltfragen nicht zu einem Gesammtbilde ihrer Weltanschauung, zu einem ganzen, in sich abgeschlossenen System verdichtet habe. Sie ist einem sogenannten System abhold gesinnt, weil es von Einengung und Erstarrung begleitet ist: „Da

hat Einer drei oder vier gute Ideen, schnell reiht er sie aneinander und zeichnet verbindende und abgrenzende Linien darum, damit das Ding als festgefügtes Ganzes zusammenhalte und den prunkenden Titel System annehmen könne. Nun aber haben diese kunstgerechten Linien nicht nur den Uebelstand, daß sie die natürliche Weiterentwickelung der umfriedeten Ideen hemmen, sondern sie verlocken noch den Zeichner, auch andere, außerhalb liegende Vorstellungen und Thatsachen, an die er ursprünglich gar nicht gedacht, in die fertigen Formen hineinzuzwängen, denn so ein unseliges System will nicht nur «festgefügt», es will auch allumfassend sein. . . . . Eine schon im Alterthum bekannt gemachte Wahrheit, der gemäß man aber erst in neuester Zeit zu denken beginnt, das oft citirte: «Alles fließt», dem haben sämmtliche Systeme stets entgegengewirkt, denn ihr Wahlspruch ist: Alles steht fest. Dem Zeitwort «werden» sind sie feind."

Bernhard Münz.

Feuilleton.

In polemischer Anlehnung an das zum Uebermaß besprochene und zuletzt allgemein mit Recht verurtheilte Buch des Rembrandt-Freundes hat Felix Dahn das jüngste Kind seiner Muse „Moltke als Erzieher" getauft (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt, 1892). Und der alte Moltke, der große Feldherr, der zugleich ein großer Mensch war, hat gewiß mehr Anspruch und mehr Aussicht, ein „Erzieher" zu werden, als der helldunkle holländische Maler. Das Buch Moltke's über den Deutsch-französischen Krieg soll nach Dahn das Nationalbuch der Deutschen werden und mit schöner Warmherzigkeit, um deren willen wir gern ein kritisches Wort über die wenig gefeilte Darstellung unterdrücken, preist er, was aus diesem Buche an edler Mannestugend hervorleuchtet. Eine „weltliche Bibel", meint er, müsse das Buch dem Volke sein: „Bescheidenheit, stolzeste Verachtung der Ruhmrednerei, gerechte Würdigung, ehrende Anerkennung der Vorzüge, der Leistungen, der Eigenart des Gegners: das sind die Lehren dieses unsterblichen Buches." Und „um die strengste Selbstzucht zu befördern, sollte dies Buch vor allem ein Jugendbuch werden". Dahn bespricht das kriegsgeschichtliche Werk im Tone eines begeisterten Commentators. Wir wollen ihm nicht in die Einzelheiten folgen, in denen er fast durchweg auf den Beifall des patriotischen und gebildeten Lesers zu rechnen hat. Es mag gut sein, das Moltke'sche Buch in solcher Form dem Verständniß näher zu bringen, denn Tausende von Deutschen haben den Eindruck gehabt, daß zu seiner genußreichen Lektüre doch mehr militärische Kenntnisse und militärische Gedankengewöhnung nöthig sei, als im Interesse seiner Popularität wünschenswerth ist. Wir unsererseits glauben nicht an die „biblische" Mission des Buchs; wohl aber sollte, wer irgend an dem Alten von Creisau hängt und von seinem Wesen einen Abglanz in den Kreis der Seinen fallen lassen möchte, sich die Briefe Moltke's kaufen; sie sind das schönste und rührendste Denkmal des großen Mannes.

Dahn hat seinem Buche eine Einleitung vorausgeschickt über den Volksschulgesetzentwurf. Mittlerweile ist dieses Schmerzenskind des neuen Curses klanglos zum Orcus hinabgegangen. Dahn's mannhafte Worte für die Freiheit des deutschen Gewissens verdienen gleichwol noch gelesen zu werden; sie zeugen nicht von der tiefen politischen Einsicht, wie sie z. B. aus der großen Parlamentsrede Bennigsen's herausleuchtete, aber sie stellen das, was auch dem einfachen protestantischen und modern gebildeten Menschen sofort in die Seele kam, mit Schärfe und Wärme dar. Wir möchten sagen, die Schrift ist ein aus tiefster Seele kommender Entrüstungsschrei.

Im Zusammenhange mit dieser Schrift erwähnen wir den „Offenen Brief an Herrn Professor Dr. Felix Dahn" von Gotthard Freiherr von Richthofen (Breslau, Max u. Comp., 1892). Die Schrift ist ein mattherziger, von unverständlichen Prämissen ausgehender Widerlegungsversuch gegen Dahn's Worte über das Volksschulgesetz; zugleich ein Angstschrei. Der Herr Baron wird sich mittlerweile überzeugt haben, daß auch der neue Curs den Wagen des geistigen Fortschritts nicht zurückschieben kann.

— In der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge", welche der deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgibt, findet sich ein hübscher Vortrag von Adolf Hauffen: „Das deutsche Haus in der Poesie". Von Luther, dem Verfechter der Ehe als eines heiligen Werks, dem Urheber herzlicher Sprüche, mit denen wir noch heute unsere Wohnräume schmücken, dem Begründer des ersten deutschen Pfarrhauses, führt er uns über die dramatische Literatur des 16. Jahrhunderts mit ihren reizenden Familienscenen, Fischart's philosophische Betrachtungen über die Ehe, die poetische Kleinmalerei der Haller, hamburger und schweizer Dichter, Iffland's dramatische Familiengemälde, Voß' behagliche Schilderung des stillen Glücks des Hauses, Goethe's Hermann und Dorothea herauf bis in die neueste Zeit, deren Dichter immer wieder das häusliche Glück als höchsten Segen feiern. In „Hermann und Dorothea" findet Hauffen die typische, vom nationalen Standpunkte aus ewig gültige Darstellung der häuslichen Welt der Deutschen. Schiller erwähnt er nur honoris causa („Glocke") und thut ihm mit dieser Nichtachtung unrecht; findet sich ja doch die schönste häusliche Scene unserer dramatischen Literatur in seinem „Tell" (III, 1), wie denn dieses ganze Drama die Heiligkeit der Familie aufs schönste verherrlicht. Der Vortrag ist anmuthig mit Beispielen durchwirkt, belehrend und unterhaltend zugleich, besonders auch Frauen zu empfehlen.

— Eine vernünftige Aeußerung über die Frauenfrage aus Frauenkreisen — das ist eine seltene Erscheinung! Wir finden sie in Adele Crepaz, „Die Gefahren der Frauenemancipation" (Leipzig, Reißner, 1892). Nach einer geschichtlichen Uebersicht bekämpft sie die Bestrebungen der politischen und socialen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne vom idealen wie vom praktischen Standpunkte aus, mit der Stimme des Herzens, wie mit der des Verstandes: Veränderung der geistigen und der physischen Natur der Frau, vermehrte Ehelosigkeit, vernachlässigte Kindererziehung, gestörtes Familienglück, Verschlechterung der ökonomischen Verhältnisse durch die Concurrenz von Mann und Frau, Erzeugung eines weiblichen Bildungsproletariats — das sind ihr die Hauptgefahren, die daraus erwachsen, wenn man die Frau zu einem erwerbenden, berechnenden Neutrum macht, statt sie als Weib und Mutter ihrer natürlichen Bestimmung gemäß veredelnd und culturfördernd auf die Menschheit wirken zu lassen. Bei der Entwickelung ihres Themas verfährt die Verfasserin nicht immer ganz logisch, und darin zeigt sich die Frau; im ganzen aber vertritt sie klar und gewandt und mit warmem Herzen ihren vernünftigen Standpunkt.

— Eine sehr interessante Ergänzung zu dieser Schrift finden wir in der Rectoratsrede des namhaften baseler Professors Dr. Fehling: „Die Bestimmung der Frau, ihre Stellung zu Familie und Beruf" (Stuttgart, Enke, 1892). Aus dem Munde der medicinischen Wissenschaft finden wir hier bestätigt und begründet, was

jene Frau richtig gefühlt hat. Fehling kommt zu dem Resultat: „Die Geschichte der Medicin, der Vergleich der Natur beider Geschlechter, die praktische Erfahrung des Lebens, sie alle drängen mich zu dem Schlusse, daß in erster Linie die Bestimmung des Weibes auch heute noch die ist, die ihr im Plan der Schöpfung gegeben wurde, Gattin, Mutter, Hausfrau, Erzieherin der Jugend zu sein. Die Frau ist nicht gleich dem Mann, sie ist ebenso wenig seine Untergebene, sie soll die Ergänzung des Mannes sein. Es wäre demnach verkehrt, die bestehenden Schranken der psychischen Eigenart niederreißen zu wollen. Ein Volk, welches leichtsinnig so handeln wollte, legt damit Hand an die Wurzel des eigenen Daseins." Wo es nicht anders geht, mag die Frau einen Beruf wählen, der kein längeres Studium und keine zu lange Trennung vom Hause erfordert, und welche der Frau gestattet, den physiologischen Vorgängen nachgebend, Körper und Geist zu schonen.

— Eine bewährte pädagogische Zeitschrift ist die „Deutsche Aelternzeitung Cornelia", herausgegeben von Karl Pilz (Leipzig, Richter). Fern von allem trockenen Moralisiren sucht sie immer in hübscher Einkleidung den Aeltern ihre schwere Aufgabe der Kindererziehung zu erleichtern und lieb und werth zu machen. Aus dem reichen und gediegenen Inhalt des uns vorliegenden Heftes heben wir besonders hervor: „Ernestine Voß, ein deutsches Frauenbild von Albert Richter", „Kinderfragen", „Das Laufen" (in gesundheitlicher Beziehung); nützlich ist auch die Rubrik „Spiel- und Beschäftigungsmittel".

— Ungemein rührig zeigt sich der Central-Ausschuß zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland, wie das im Februar ausgegebene Protokoll seiner zweiten Jahresversammlung beweist. Eine seiner hauptsächlichsten Leistungen ist die Ausgabe einer Schrift: „Ueber Jugend- und Volksspiele. Allgemein unterrichtende Mittheilungen des Central-Ausschusses u. s. w. Herausgegeben von E. von Schenkendorf und F. A. Schmidt. Jahrgang 1892" (Hannover-Linden, Manz und Lange). Diese Schrift ist jedenfalls ganz geeignet, den Nutzen und die Nothwendigkeit einer zielbewußten Pflege der Bewegungsspiele in Schule und Volk zu zeigen und das Verständniß und das Interesse hierfür im deutschen Volke anzuregen, da sie in dreißig kurzen Artikeln der verschiedensten, erprobt sachkundigen Männer über Theorie, Geschichte und Praxis jener Bestrebungen Auskunft gibt, besonders auch über die für 1892 geplanten Lehrer-Spiel-Curse. So sei sie denn jedem, dem die Volkswohlfahrt am Herzen liegt, warm empfohlen; ist ja doch die Besserung der körperlichen Erziehung die nahezu allgemein anerkannte Forderung des Reformprogramms, und bricht sich doch immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß es mit dem Turndrill und dem Turnhalleneultus lange nicht gethan ist, daß vielmehr das Turnen seine schon von den alten Turnmeistern geforderte Ergänzung durch die Bewegungsspiele finden muß.

Eine warme, beredte und sachkundige Empfehlung dieser Spiele gibt auch der Vortrag, den A. Hermann in der vorjährigen Generalversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Leipzig gehalten hat und der nun als Separatabdruck aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege" erschienen ist: „Die Schulspiele der deutschen Jugend" (Braunschweig, Vieweg, 1892). Hermann zeigt erst in einem geschichtlichen Ueberblick, wie sich die Bewegung für die Jugendspiele in Deutschland entwickelt hat, und erörtert dann die Gründe, welche die Schulspielfrage zu einer höchst wichtigen pädagogischen Sache machen, sodaß es der Schule in erster Linie zur unabweisbaren Pflicht gemacht wird, den Spielen eine dauernde Stätte zu verschaffen.

— Von Marie von Ebner-Eschenbach werden in kurzem drei Novellen (Berlin, Gebr. Paetel) in einem Bande erscheinen. Außerdem steht ein neuer Band der Gedichte, Märchen und Parabeln von derselben Schriftstellerin baldigst zu erwarten.

Bibliographie.

Airy, Sir G. B., Die Gravitation eine elementare Erklärung der hauptsächlichsten Störungen im Sonnensystem, übersetzt von R. Hoffmann. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Allmers, A., Sämtliche Werke. I. II. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 M.

Andersen, E., Sieben Jahre um Rahel. Roman. Leipzig, G. Fock. 8. 2 M. 50 Pf.

Becker, K., Beate. Eine Erzählung in gebundener Rede. Neustadt a. H., Gottschick-Witter. 12. 2 M. 50 Pf.

Böhmen's deutsche Poesie und Kunst. Monatsschrift über alle Gebiete des Schönen. Gegründet, herausgegeben und geleitet von E. F. Kastner. 1. Jahrg. 1891. 10 Stücke. 2. Jahrg. 1892. 10 Hfte. Bad Eichwald und Wien. (Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze.) Lex.-8. à Jahrg. 7 M. 50 Pf.

Bonn, F., Für Herz und Haus. Gedichte. Regensburg, J. Habbel. 12. 5 M.

Böttticher, A., Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. 1. Hft.: Das Samland. Mit zahlreichen Abbildungen. Königsberg i. Pr., B. Teichert. Lex.-8. 3 M.

Brenning, E., Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch. Bremen, Heinsius Nachf. 8. 2 M. 40 Pf.

Gherghel, I., Zur Geschichte Siebenbürgens. Wien, C. Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M.

Gottschalk, L., und M. Osterberg-Verakoff, Betrogene Betrüger. [Wall-Street.] Lustspiel. Stuttgart, Strecker u. Moser. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gressct, V., Das Erwarten des Zuges. Scene im Salon. Autorisirte Uebersetzung von H. Link. Oppenheim, W. Traumüller. 12. 50 Pf.

Henneberg, H., Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich unter König Albrecht I. 1289—1308. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Judeich, W., Kleinasiatische Studien. Untersuchungen zur griechisch-persischen Geschichte des IV. Jahrhundert v. Chr. Marburg i. H., N. G. Elwert. Gr. 8. 9 M.

Kalbeck, M., Die Gärtnerin.. [La finta giardiniera.] Komische Oper. Mit neuem Text und Dialog. Musik von W. A. Mozart. Wien, A. W. Künast. 8. 60 Pf.

Kunz, H., Einzeldarstellungen von Schlachten aus dem Kriege Deutschlands gegen die französische Republik vom September 1870 bis Februar 1871. 2. Hft.: Die Kämpfe der preußischen Garden um Le Bourget während der Belagerung von Paris 1870/71. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Lutz, L., Geschichte des königlich bayerischen 3. Feld-Artillerie-Regiments Königin-Mutter von seiner Errichtung bis zur Gegenwart 1848—1890. Mit 7 Licht- und 3 Farbendruck-Blättern, sowie 14 Plänen. München, Th. Ackermann. Lex.-8. 16 M.

Max, M., Bilder aus einer kleinen Stadt. Gedichte. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, C., Aus dem Tagebuche des Obersecundaners Hans Leichtfuß. Leipzig, O. Gottwald. 12. 40 Pf.

Neuda, M., Das Gerichtsverfahren im modernen Drama. Vortrag. Wien, M. Breitenstein. Gr. 8. 90 Pf.

Neuert, H., 's Liserl von Schliersee oder die Brautschau. Ländliches Gemälde mit Gesang und Tanz, nach einer Erzählung von H. v. Schmid für die Bühne eingerichtet. Musik von F. Voith. Augsburg, B. Schmid. 8. 1 M.

Neumann, S., Aphoristische Streifzüge in verschiedene Rechtsgebiete. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 80 Pf.

Ottmann's Bücherschatz. Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller. Nr. 24 u. 25: Alfred Meißner. Erinnerungen von F. Wehl. Mit zahlreichen, bisher ungedruckten Briefen A. Meißner's. Leipzig, B. Ottmann. 8. à 20 Pf.

Pfleiderer, O., Die Entwicklung der protestantischen Theologie seit Kant. Populärer Vortrag. Berlin, G. Reimer. 8. 30 Pf.

Reder, H. v., Wotan's Heer. Eine Märe aus dem Odenwald. Dresden, E. Pierson. 8. 5 M.

Renierscb, J., Im Zickzack. Satyrische Betrachtungen der Jetztzeit vom Jahre 1950. Berlin-Friedrichshagen, Lemke u. Kunzke. 8. 1 M.

Eugen Richter's sozialdemokratische Zerrbilder beleuchtet von B. August. Leipzig, E. Thiele. Gr. 8. 20 Pf.

Ritter, H., Studien und Skizzen aus Musik- und Kulturgeschichte, sowie Musikästhetik. Dresden-Neustadt, O. Damm. Gr. 8. 3 M.

Ritschl, O., Albrecht Ritschls Leben. 1. Bd. 1822—1864. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 10 M.

Röhrich, W., Das Buch von Staat und Gesellschaft. Eine allgemeine Darstellung des gesamten sozialen Lebens der Gegenwart. 1. Bd. Leipzig, F. W. v. Biedermann. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Röhricht, R., Studien zur Geschichte des fünften Kreuzzuges. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Rüdiger, C., Feldblumen. Gedichte. Hameln, Th. Fuendeling. 8. 3 M.

Rudow, W., Harzblüten. Den Bewohnern und Freunden des Harzes. Wernigerode, W. Rudow. 16. 1 M. 20 Pf.

— — Lucifer. Ein Dichterleben. Wernigerode, W. Rudow. 8. 1 M. 60 Pf.

— — Mädchenliebe und Mannesliebe. Wernigerode, W. Rudow. 8. 60 Pf.

Schacht, M., Der Herr Director. Schauspiel. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. 8. 1 M.

Schaefer, Anny, Aus die boarisch'n Berg. Gedichte in oberbayerischer Mundart. Mit Illustrationen von W. Graf Bülow v. Dennewitz. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Verhandlungen des 9. deutschen Geographentages zu Wieu am 1., 2. und 3. April 1891. Herausgegeben von G. Kollm. Mit 9 Figuren im Text und 2 Karten. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 6 M.

Waldeck, L., Feierabend im Forsthause. Gesammeltes. Wien, A. W. Künast. Gr. 8. 3 M.

Weber, F. W., Marienblumen. Gedichte. Köln, A. Ahn. 8. 2 M. 60 Pf.

Wedel, H. v., Herr Heinrich Tuschel von Seldenau. Eine poetische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Leipzig, B. Hermann. 12. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Diehters, insbesondere der „Göttlichen Komödie“, anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials maeht das „Dante-Handbuch“ allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welehe sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Timbuktu.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

Oskar Lenz.

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Marokko sowie dessen Hinterländer haben in neuerer Zeit vielfach die besondere Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gelenkt, namentlich auch infolge der Bestrebungen der Franzosen in der Richtung nach Timbuktu, der altberühmten Handelsstadt im Sudan. Die in diesem Werke gebotene Schilderung der grossen Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Oskar Lenz in jene Gegenden Nordwestafrikas wird daher von neuem auf besondere Theilnahme rechnen können, zumal diese zweite Auflage durch wesentlich billigern Preis (die erste Auflage kostete 24 M.) viel weitern Kreisen zugänglich gemacht wird.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**

ca. 1 Million Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn“.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Robert Schumann.

Gesammelte Schriften über Musik u. Musiker.

4. Auflage. Neue kritische Ausgabe von F. Gustav Jansen.

2 Bde. gr. 8° geh. M. 12. —, fein geb. M. 15. —.

Diese neue sorgfältig durchgesehene, chronologisch geordnete, und mit einem Namenregister versehene Ausgabe bringt zum erstenmale Schumann's schriftstellerische Arbeiten **vollständig.** Die Schriften Schumann's wenden sich keineswegs nur an die Künstler; sie sind auch dem allgemein gebildeten Musikfreunde als eine Quelle hohen Genusses auf's Wärmste zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ersehien:

Cours abrégé

de la

Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après Bougeault, Paris, Albert, Demogeot

par **M. Asmus.**

Quatrième édition.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur hat sich in zahlreichen Schulen und Privatinstituten rasch eingebürgert, sodass binnen wenigen Jahren die vierte Auflage erscheinen konnte. Auch beim Selbstunterricht leistet der Abriss treffliche Dienste.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgearbeitete Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

In diesem Werke wird das Lebensbild der durch Geist und Schönheit berühmten Kaiserin Eudokia auf dem Hintergrunde jener Epoche gezeichnet, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem Christenthume kämpfte. Die dritte Auflage ist vom Verfasser noch kurz vor seinem Tode nach Form und Inhalt erheblich umgearbeitet worden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 15. — 14. April 1892.

Inhalt: Wie lernen wir Albrecht Dürer verstehen? Von Ernst Lehmann. — Zur Grillparzer-Literatur. Von Anton Schlossar. — Realistische Romane. Von Adalbert Schroeter. — Zwei neue Gesammtdarstellungen der deutschen Geschichte. Von Georg Winter. — Zur neuern preußischen Rechtsgeschichte. Von Ludwig Huberti. — Religiöse Schriften. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wie lernen wir Albrecht Dürer verstehen?

> Wir preisen Dürer nicht blos als den größten deutschen, sondern auch als den größten deutschen Maler. Ein gebildeter Deutscher sollte wie seinen Goethe so auch seinen Dürer genau kennen.
>
> Springer.

Inwieweit kennt wol der Gebildete von heute seinen Dürer? Was das Aeußerliche anbelangt, gewiß recht gut; das Selbstbildniß von 1500 oder eine danach geschaffene Statue von Rauch, Rietschel oder Hänel hat sich ihm dauernd eingeprägt. Und wenn ihn sein Gedächtniß nicht im Stiche läßt, erzählt er wol auch den Lebenslauf *) des Meisters in großen Zügen und nennt uns seine Hauptwerke. Doch nein, er weiß noch mehr, er weiß z. B., daß Dürer's Agnes durchaus nicht die böse Sieben gewesen, als die sie verrufen ist, daß vielmehr nur ein verleumderischer Brief Wilibald Pirkheimer's die Schuld an dem Gerüchte trägt; er hat auch über die muthmaßliche magyarische Abstammung Dürer's gelesen und weiß von den Conjecturen über Dürer's Namen zu berichten. Wie steht es aber um die Werthschätzung und das Verständniß der Werke des Künstlers? Wohl weiß er manches an ihm zu rühmen, aber der seichte Fluß seiner Lobpreisungen versiegt zumeist in dem Geständnisse, daß er sich trotz alledem nie heimisch in Dürer's Schöpfungen fühlen werde. Wodurch aber kann dem Zweifler geholfen werden? Am wirksamsten durch den Rath, daß er sich eingehender in Dürer's Werke vertiefe. Und damit er ihn williger befolge, mag er sich zuvor mit Ludwig Richter beschäftigen, um in ihm einen Schüler Dürer's zu erkennen. Wie wär's, wenn wir mit Dürer's „Leben unserer Frauen" den Anfang machten? Vor uns liegt ein Holzschnitt von kräftiger Strichlage (Bartsch, „Peintre-Graveur", 80): Die Geburt der Maria. Erinnert das behagliche altdeutsche Zimmer nicht an eine Richter'sche Spinnstube? Im dunkeln Hintergrunde führen Stufen zu dem jetzt geschlossenen Fenster; über den Gestalten vorn liegt helles Sonnenlicht, das bis zum Himmelbett der Mutter Anna im Mittelgrunde alles durchflutet. Nichts ist vergessen: Truhen, Schränke, Tische, Körbe, Spinte füllen den übrigen Raum, doch ohne ihn zu überladen. Das Herrlichste aber ist die meisterhafte Composition und die ausdrucksvolle Wiedergabe der Empfindungen in den Gesichtszügen. Die Gruppe der drei Frauen linker Hand könnte Fra Bartolomeo aufgebaut haben. Und wie zärtlich und bewundernd blickt die eine der Gevatterinnen auf das Kind, das soeben von einer andern behutsam ins Bad gelegt wird! Von dem Kinde aus verzweigt sich die Gruppe rechter Hand nach oben, schließt die Frau ein, die am Bette eingenickt ist, und zieht sich in den beiden Freundinnen, die der Wöchnerin die Suppe und zu trinken bringen, in schönem Bogen nach dem Engel hin; während dessen Linke die Kettchen des Räuchergefäßes hält, setzt es die Rechte in Schwingungen, deren Spur die tragende Wolke bildet. Die Verbindung beider Gruppen aber vermittelt die liebliche Mädchengestalt mit Wiege und Krug; sie ist von einer Formenreinheit, wie wir sie bei Dürer nur noch selten finden. Das Blatt lockt ferner zu anziehenden Vergleichen mit den Bildern Filippo Lippi's, Domenico Ghirlandajo's und Andrea del Sarto's, die den gleichen Stoff behandeln. Aber die Fresken- und Staffeleibilder der Italiener in ihren Palästen, Kirchen und Kapellen dienen mehr dem höhern ästhetischen Genusse, während der deutsche Meister eine poesievolle Schilderung idyllischen kleinbürgerlichen Lebens entwirft, die an das Innerste des Volkslebens rührt und uns vollständig gefangen nimmt. Hier scheidet sich deutlich das romanische Element von dem germanischen; hier stoßen wir auf die Ursache, warum die deutschen Künstler sich schließlich ablehnend gegen die italienische Renaissancekunst verhielten. In ähnlicher Weise ließe sich noch manches Blatt

*) Sein Todestag war kein Charfreitag, wie einige Biographen, z. B. H. A. Müller, angeben, sondern der Ostermontag des Jahres 1528; offenbar liegt hier eine Verwechslung mit Raffael zu Grunde.

des Marienlebens zur Einführung in Dürer's Art verwerthen, vor allem „Die Rast in Aegypten", wo nicht nur das landschaftliche Element, sondern auch die Menschen und Engelkinder in Gestalt und Gesichtszügen, sowie die ganze Formengebung wie von Ludwig Richter copirt erscheint. Wie hier so weht uns fast auf allen Blättern des Marienlebens und der Passionen aus irgendeiner Stelle der warme Hauch deutschen Gemüths entgegen und bahnt dem Verständniß häufig von selbst seinen Weg. Wie der altsächsische Heliand Christus wie einen deutschen Herzog von seinen Mannen begleitet von Bethlehem und Nazarethburg durchs Land und nach Jerusalemburg ziehen läßt, damit das Volk die tiefe Bedeutung schneller und besser erfassen sollte, wie später Rembrandt die heilige Geschichte in das Gewand seines Jahrhunderts kleidete, so versetzt der Altmeister der deutschen Kunst seine Gestalten in deutsche Umgebung und Verhältnisse. Schon in dem Werke seiner Sturm- und Drangperiode, in dem die Vorzüge des Künstlers noch nicht so an der Oberfläche liegen, versucht er dem Verständnisse des Volks dadurch näher zu kommen und ergänzt die Textesworte der Schrift durch selbständig erfundene Gestalten von urwüchsig deutschem Wesen.

Doch zum Verständniß eines gedankentiefen und fruchtbaren Geistes wie Dürer bedarf es auch eines verläßlichen Leiters, der das für Laienaugen oft lang verborgen Schlummernde ans Licht zieht und die Räthsel in den Werken wie in dem Entwickelungsgange des Künstlers löst, wofern sie nicht überhaupt noch des scharfsinnigen Lösers harren. Die Dürer-Literatur ist reich; aber erst seit 1828 lenkte sie mit Campe's „Reliquien" in wissenschaftliche Bahnen ein. Kein Geringerer als Goethe hatte sie ins Leben gerufen. Er war es, der vor nunmehr hundert Jahren an Lavater die Worte richtete: „Ich verehre täglich mehr die mit Silber und Gold nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu seinesgleichen hat. Dieses wollen wir nicht laut sagen." — „Wir heute wollen es laut sagen!" setzte M. Thausing in freudiger Begeisterung nach Vollendung seines classischen Dürerwerks hinzu, und das Wort hat allenthalben Widerhall gefunden. Für den einfachen Dürerfreund, für den gebildeten Deutschen ist indeß Thausing's Werk zu umfangreich und trägt zu sehr das Gepräge der gelehrten Forschung. Das Gleiche oder das Entgegengesetzte gilt von den übrigen, oder sie sind nicht zuverlässig und lassen unsere Wißbegierde häufig unbefriedigt. Was wir zur Einführung in unsere Dürerstudien brauchen, hat ein anderer, als Kunsthistoriker Thausing ebenbürtiger Gelehrter in seinem letzten Werke niedergelegt: Anton Springer in seinem „Albrecht Dürer". *) Kaum ein anderer war wie er zum Dürerforscher berufen. Schon in jüngern Jahren hatte er sich, wie er uns in seinem Essay über Dürer's Entwickelungsgang verräth, lange mit der Absicht getragen, eine Biographie Dürer's zu schreiben. Nicht zum mindesten mag ihm die Erinnerung an das Rosenkranzbild, die erste Schöpfung Dürer's, die dem Klosterbrauerssohne im Prämonstratenserstifte Strahof zu Gesichte kam, zu jenen frühen Dürerstudien Veranlassung gegeben haben; hat er es doch fast täglich vor Augen gehabt und in verschiedenen Zeitabschnitten, wo es die Umrisse der Hauptfiguren noch unversehrt aufwies, eingehend geprüft. Jetzt hängt es im Museum Rudolfinum zu Prag. Die Vorarbeiten zu einem Springer'schen Dürerwerke waren schon weit vorgeschritten — und wer weiß, ob nicht dieses anstatt seines „Raffael und Michelangelo" das Hauptwerk seines Lebens geworden wäre —, als er vernahm, daß auch Thausing ein ähnliches Unternehmen unter der Feder habe. Von der Fortführung seiner Arbeit hielt ihn vornehmlich nunmehr die Erwägung ab, daß Thausing der große in der Albertina zu Wien angesammelte Dürerschatz jederzeit zur Verfügung stand, während ihm zu derartigen eingehenden Studien nur wenige Wochen des Jahres übrig blieben. Nach dem Erscheinen des Thausing'schen Werks, dessen Vortrefflichkeit er unumwunden anerkannte, das ihn aber, wie vorauszusehen war, nicht in allen Punkten befriedigte, gab er seine abweichenden Ansichten theils in seinen Vorlesungen, hauptsächlich aber in dem erwähnten Essay weitern Kreisen kund. Dieser Abhandlung sind wiederum Entgegnungen gefolgt, die Thausing's Ansichten vertraten. Aber Dürer kann nicht oft genug eingehend betrachtet werden, und je mehr man sich von den verschiedensten Gesichtspunkten mit ihm beschäftigt, desto mehr gewinnt seine Größe. Daher hat es auch Springer noch in seinen letzten Lebensjahren immer und immer wieder zu ihm hingezogen und schließlich zur Ausführung der langgehegten Absicht, ein abgerundetes Bild von des Meisters Leben und Wirken in seinem Sinne der Oeffentlichkeit zu übergeben, noch einmal die Feder in die Hand gedrückt, ehe sie ihm der Tod entriß. In fieberhafter Thätigkeit hat er das Werk neben seiner Selbstbiographie wenige Tage vor seinem Ende abgeschlossen. Nur die kritischen Anhänge sind unvollendet geblieben; sie waren nicht allein für den Fachmann bestimmt, auch dem einfachen Dürerfreunde sollten sie einen genauern Einblick in die Thätigkeit des Meisters ermöglichen; denn erst dann, wenn wir ihn in seinem Schaffen belauschen, erhalten wir ein vollständiges Bild des Künstlers. Hier muß Thausing ergänzend eintreten. Während dieser aber in seinem umfassenden Werke auf ästhetische Betrachtungen vollständig verzichtet, geht ihnen Springer wenigstens nicht aus dem Wege. Soweit in der Aesthetik noch die alten Vorurtheile herrschen, wird der Kunsthistoriker von heute ihre Einmischung nach Kräften abwehren. Einen Fortschritt that Max Schasler, als er die Aesthetik als die Wissenschaft des Schönen und der Kunst erklärte. Damals mußte er sich noch wegen des scheinbaren Pleonasmus entschuldigen, und ausdrücklich hervorheben, daß weder das Schöne nur in der Kunst vorhanden ist, noch die Kunst es ausschließlich

*) Albrecht Dürer von Anton Springer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, Grote. 1892. Gr. 8. 10 M.

mit dem Schönen im eigentlichen und landläufigen Sinne zu thun hat. Ueberträgt man aber den Begriff des Schönen auch auf die künstlerisch vollendete Formengebung und Charakteristik, und sei es auch des häßlichsten Gesichtes, dann wird auch das Verständniß für Dürer und für andere erwachen. Im Zusammenhange hiermit stehen auch manche „Misverhältnisse" und „Verzeichnungen" in den Bildern unsers Meisters. Ueber den ungewöhnlich kurzen Augenabstand im Hieronymus hat schon mancher bedenklich den Kopf geschüttelt, zumal jede Linie, wie bei Dürer selbstverständlich, perspectivisch tadellos geführt erscheint. Und sind nicht auch die Beine des Heiligen viel zu kurz, der Körper aber verhältnißmäßig viel zu lang, sodaß er beim Aufstehen die Decke berühren wird? Man hat sich die Mühe genommen, das Bild umzuzeichnen; aber was war das Ergebniß? Die gerügten Misstände waren zwar beseitigt, aber auch der Zauber, der uns vorher bannte, war entflohen.

Wie Dante in seinem Werke „De monarchia" nach der Vergangenheit zurückschaut, dagegen in seinem Buche „La vita nuova", in dem er die Geschichte seiner Liebe zu Beatrice Portinari erzählt, der modernen Zeit angehört, so stellt Dürer in sich die Scheidung zweier Kunstalter auf deutscher Erde dar, wenn sich auch bei ihm die Grenze nicht so scharf ziehen läßt wie bei jenem. Der deutsche Künstler, der Zeitgenosse und Landsmann eines Adam Kraft und Veit Stoß, hatte sich an Vorbildern Martin Schongauer's geübt und an sie angelehnt. Wenn auch erst seine Hand es vermochte, dem Bilde, wie in der „Flucht nach Aegypten", Seele und Stimmung zu verleihen, was dem Stecher von Colmar nicht gelingen wollte, ganz so wie einst Raffael das Sposalizio Pietro Vanucci's zu gleicher Zeit nachbildete und umschuf, so hat er doch nur selten, aber wol öfter, als man zugestehen will, etwas von der „antikischen" Art der Italiener angenommen. Die Wirkung seiner Bilder beruhte auf andern Gründen. Von der Zeit aber, in der in ihm die Worte: „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie", zum künstlerischen Glaubensbekenntniß wurden, stellt er sich auf gleichen Boden mit Lionardo und gehört der neuen Zeit an. Auch noch ein anderer Zug ist es, der ihn alsbald als modernen Meister kennzeichnet: der Humor seiner Zeichnungen, namentlich im Gebetbuche Kaiser Maximilian's. Der Humor ist eine Eigenschaft der neuen Poesie und der neuen Kunst. Die frühere kannte ihn nicht: sie ging dem Scherzhaften und Lächerlichen wie ein Feind zu Leibe, nicht mit der versöhnlichen Stimmung eines Freundes. Diese Stellung weist auch Springer im ganzen und großen Dürer an, obgleich er den Gegensatz zwischen ihm und seinen Vorgängern schärfer betont. In Dürer's Bildern tritt uns durchweg das unverfälschte Deutschthum entgegen: er bleibt der größte deutsche Maler. Trotz der tiefempfundenen Schlußworte im letzten Briefe an Pirkheimer: „Wie wird mich nach der Sonnen frieren; hier bin ich ein Gentilnomo, zu Hause ein Schmarotzer!" lehnt er die verlockenden Anerbieten Venedigs und Antwerpens ab und bleibt seiner Vaterstadt treu. Als landschaftliches Beiwerk seiner Bilder verwendet er die heimatliche Gegend und die nürnberger Feste, wie später Ludwig Richter die italienischen Studien mit denen von Sebnsein und Loschwitz vertauschte. Im Glanze der italienischen Sonne, im Kreise Giovanni Bellini's, Giorgione's, Tizian's und anmuthiger Frauen zeigt ihn uns das Becker'sche Bild „Dürer in Venedig"; im deutschen Heim, auf seiner „Pfalz", während ihm Kaiser Max zu dem bekannten Bildniß sitzt, hat ihn C. Jäger dargestellt, und Pirkheimer, Pfinzing, der Dichter des Theuerdank, Kunz von der Rosen und Frau Agnes umgeben ihn hier.

Entgegen der Ansicht Thausing's, die dieser in dem Abschnitte „Der Wettstreit mit Wohlgemuth und die frühern Kupferstiche" vertritt, schlägt Springer den Einfluß des ersten Lehrers auf Dürer nur gering an: „Er war nicht ein Mann, welcher sich über die Kunst besondere Gedanken machte und die Seele des Lehrlings in gärende Unruhe versetzte", ein Urtheil, das durch Lehr's endgültige Untersuchungen in „Wenzel von Olmütz" eine weitere Stütze erhalten hat. In den Erklärungen einzelner Bildwerke sowie in den Schilderungen der im Leben Dürer's in Betracht kommenden Persönlichkeiten ergeht sich Springer weit weniger in subjectiven Betrachtungen und Vermuthungen als Thausing. Springer's Behauptung: „Dürer war kein fröhlicher Mann; er mag nur selten in seinem Leben laut gelacht haben", ist wol auf die unbewußte und an sich richtige Empfindung zurückzuführen, daß jedes Lachen, auch das „herzliche", so paradox es klingt, ein Körnchen Bosheit enthält. Es ist derselbe Grund, weshalb wir uns eine Persönlichkeit wie Christus nicht lachend vorstellen können. Und besaß nicht Dürer ein Christushaupt im Sinne des modernen, von ihm selbst danach geschaffenen Vorbildes des Heilands, „einen Künstlerkopf mit dem Ausdrucke hohen, reinen Selbstbewußtseins und überirdischen Strebens"? Oder warf vielleicht das körperliche Leiden des Autors einen düstern Schatten auf die Züge seines Helden? Nach allem, was wir von Dürer wissen, sind wir berechtigt zu glauben, daß er namentlich in Pirkheimer's lustiger Gesellschaft recht oft und fröhlich gelacht habe: freie fröhliche Geselligkeit war ihm neben höherem geistigen Verkehre Bedürfniß.

Was die Deutung einzelner Blätter anbelangt, so mag sich der wißbegierige Leser gesagt sein lassen, daß oft weder die Bezeichnung des Bildes, noch langathmige Erklärungsversuche auf die rechte Spur führen; die Inschrift täuscht bisweilen, weil das Wort im Laufe der Zeit seine Bedeutung verändert oder eine andere Färbung erhalten hat. Häufig führt hier die unbeeinflußte Betrachtung eher zum Ziele als der schwerfällige Beweis des Interpreten. Ein gutes Beispiel hierfür liefert Dürer's „Melencolia". Schon lange verwenden hie und da Mathematiker, die in dem Künstler auch den erfindungsreichen Geometer verehren, die Gestalt des geflügelten, von Symbolen der reinen

und angewandten Mathematik umgebenen Frauenbildes als Sinnbild ihrer Wissenschaft *), und so hat es unter anderm auch schon Max Allihn aufgefaßt und eingehend erörtert: es ist der grübelnde Verstand, der über das Geheimniß der Natur sinnt. Damit vertragen sich freilich recht gut die Faustgedanken Thausing's und die Anlehnung an erasmische Ideen, wie sie Springer annimmt, der in Dürer's Entwickelungsgang eine humanistische, erasmische und eine melanchthonische Periode unterscheidet. Jedenfalls aber ist der große geometrische Körper weder ein Ikosaeder, wie Springer schreibt, noch ein Pentagondodekaeder, wie er meint, sondern ein einfaches Rechtflach, das an zwei Ecken abgestutzt ist. Aehnlich verhält es sich mit dem „Meerwunder", wie es Dürer selbst nennt. Spätere Bezeichnungen, wie „Der Raub der Amymone", haben es dann zu einem Räthsel gestempelt. Das „Meerwunder" deutet aber in unverkennbarer Weise auf jene Fabelwesen, die von Zeit zu Zeit dem Schoße des feuchten Elements entsteigen und auf Menschenraub ausgehen. Die gruseligen Märchen waren bis ins 17. Jahrhundert im Schwange. „Die Eifersucht" oder „Der große Herkules" ist neuerdings von Veit Valentin wieder richtig gedeutet worden als „Zeus und Antiope", die von Hermes bewacht und von Hera überrascht werden.

Von den Vorzügen, die das Springer'sche Buch vor manchem andern Dürerwerke voraus hat, darf schließlich auch die reiche Ausstattung mit sorgfältig ausgewählten und musterhaft wiedergegebenen Holzschnitten und Kupferstichen nicht unerwähnt bleiben. Abgesehen von den bekannteren Blättern haben einige außerordentlich anmuthige Madonnenbilder, sowie eine farbige Nachbildung der heiligen Anna selbdritt Aufnahme gefunden. Auch hierdurch trägt Springer's Buch dazu bei, das Interesse an der Kunst in weitere Kreise zu tragen; Kunstsinn und Kunstfreude zu wecken und zu nähren, klareren Auffassungen auch außerhalb des Kreises der Fachgenossen anzuregen, war ihm ein Herzensbedürfniß bis an sein Ende.

Ernst Lehmann.

*) Man vergleiche damit Lemcke's „Aesthetik", II, 426.

Zur Grillparzer-Literatur.

1. Grillparzer-Studien von Adolf Lichtenheld. Wien, Gräser. 1891. Gr. 8. 2 M.

Dem Dichten und Denken des großen österreichisch-deutschen Dramatikers wenden sich in der letzten Zeit immer mehr beachtenswerthe Schriften zu, und schon lange nehmen sie nicht mehr den literarischen oder literarhistorischen Standpunkt allein, sondern auch und sogar vorwiegend den künstlerisch-ästhetischen ein. Sie gewähren uns manchen tiefen Blick in das geistige Getriebe Grillparzer's, von dessen persönlichen Verhältnissen und Beziehungen freilich leider noch immer zu wenig bekannt geworden ist, um für das eine oder das andere hierin einen festen Anhaltepunkt zu finden. Den erwähnten ästhetischen Standpunkt behauptet auch die obige Schrift Lichtenheld's, der sich in ein genaues Studium des künstlerischen Werthes der Schöpfungen Grillparzer's eingetieft hat und verschiedene kunstästhetische Motive, welche in den einzelnen der dramatischen Werke zu Tage treten, seiner Untersuchung zu Grunde legt. Der Verfasser, übrigens durch verschiedene Arbeiten über Klopstock, Kleist und Grillparzer selbst schon als feiner Beobachter und gründlicher Untersucher bekannt, hat diese Grillparzer-Studien in kürzerer Gestalt früher einmal herausgegeben, doch ist nun manches Neue dazugekommen und insbesondere ein Kapitel: „Ueber die Schaffensweise Grillparzer's", beigefügt worden. Lichtenheld behandelt zunächst die „Einheit der Zeit" in den Hauptdramen des Dichters, von Lessing's Hinweise in der „Hamburgischen Dramaturgie" ausgehend, „welche Lächerlichkeiten herauskommen, wenn der Dichter in ängstlicher Sorge um die Einheit der Zeit sich verleiten läßt, die Ereignisse so zusammenzuschieben und zu quetschen, als gäbe es gar kein Zeitbedürfniß für eine normale Entwickelung der Dinge"; er weist darauf hin, daß nur in Stoffen wie Grillparzer's „Traum ein Leben" jene Zeitlosigkeit nicht störend, sondern sogar ein wesentliches Mittel ist, die Erlebnisse als traumhafte zu kennzeichnen, er schematisirt hierauf die Möglichkeiten für die Stellung der dramatischen Handlung zur zeitlichen Einheit und Bestimmtheit und knüpft an die von ihm aufgestellte Klassification die Auseinandersetzungen über das Einzelne, insbesondere auf Stücke wie die „Ahnfrau", „Sappho" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" hinweisend. In ähnlich sorgfältiger Weise wird hierauf „das Entsagungsmotiv" scharfsinniger kritischer Behandlung unterzogen, es ist dies das in Grillparzer's Stücken wie in so vielen unserer besten deutschen Dramen öfters zum Durchbruche gelangende Motiv, nach welchem „ein Herz, dem Entsagung vom Schicksal durch den Zwang eines Berufs, einer Mission oder sonstwie auferlegt war, vergebens gegen die natürlichen Triebe, die abzutödten grausame Pflicht forderte, rang. Den Dramen „Des Meeres und der Liebe Wellen" sowie „Sappho" wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit zu, uns erscheint von besonderm Interesse die Vergleichung dieser Dramen mit Schiller's „Jungfrau von Orleans" in der angedeuteten Richtung. Aehnlich erstreckt Lichtenheld seine Ausführungen über die Darlegung der Aeußerungen von „Cultur und Barbarenthum", die uns im „Goldenen Vlies" oder in „Weh dem, der lügt" entgegentreten. Den Frauencharakteren ist der Aufsatz „Die klugen Frauen" gewidmet. Es wird auf den

Ausspruch Scherer's hingewiesen: „In Melitta hätten wir unter allen weiblichen Gestalten der Dramen die zu erblicken, in der er (Grillparzer), nicht nur künstlerischen Absichten, sondern auch menschlichen Antrieben folgend, sein eigenes Ideal von Weiblichkeit hingestellt habe", aber „Klugheit und Verstand bei Frauen", meint dagegen der Verfasser vorliegender Schrift, „fesselten den Menschen Grillparzer viel mehr, als es die woher immer stammende Idealgestalt Melitta ... zum Ausdruck bringt, und viel mehr, als der Dichter selbst, damals und wol auch später, in klarer Selbsterkenntniß es zugestanden hätte." Zum Nachweise dieses Ausspruchs werden auch einige hierhergehörige Verse aus dem Gedichte „Jugenderinnerungen" beigefügt. Die „Sappho" ist hier wieder jene Gestalt, von welcher der Autor seinen Ausspruch in besonders ausgeführter Weise begründet.

„Ueber die Schaffensweise Grillparzer's" bietet schließlich eine längere Abhandlung wichtige und bedeutende Gesichtspunkte. Diese Abhandlung schöpft ihren Stoff vorwiegend aus des Dichters Selbstbeobachtung, die er an verschiedenen Stellen seiner Schriften niedergelegt hat, so beispielsweise in der Stelle: „In mir leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art." Wie sich die „Stimmung" für die dichterische Hervorbringung der „Ahnfrau" einstellte, bis das Werk zu Ende geführt war, ist sehr hübsch dargelegt in der Erzählung der vorliegenden Schrift. Für die Darlegung des Geistes und dichterischen Lebens des Dichters enthält der ganze Aufsatz überhaupt reiches Material, das am besten davon Zeugniß ablegt, wie eingehend der Verfasser nicht nur die Werke, sondern auch die Denkweise und das innere Leben Grillparzer's zum Gegenstande seines Studiums gemacht hat. Die ganze räumlich nicht sehr umfangreiche Schrift bietet eine Fülle von Gedanken eines Mannes, der dem großen Dramatiker ein so liebevolles Studium geweiht hat, wie dies nicht häufig unsern Dichtwerken gegenüber zutheil wird.

2. Franz Grillparzer's hellenische Trauerspiele, auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft von Julius Schwering. Paderborn, F. Schöningh. 1891. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Jenen dramatischen Schöpfungen, die Grillparzer aus der „reinen Quelle hellenischer Schönheitswelt" geschöpft hat, und zwar jenen allein sind die Untersuchungen des vorliegenden Werks gewidmet. Sie behandeln ihren Stoff von der literarhistorischen, von der rein dichterischen und von der sprachlichen Seite. Der Verfasser weist des Dichters Hinneigung zur Antike schon in seinen poetischen Jugendversuchen („Psyche", „Spartakus", „Scylla") nach, er betont, daß das Studium der hellenischen Dramatik läuternd auf Grillparzer's Kunstanschauungen wirkte und führt die Entstehungsgeschichte der „Sappho" an der Hand eines reichen ihm zu Gebote stehenden literargeschichtlichen Materials aus. Die Beherrschung dieses Materials und seine Literaturkenntniß zeigt sich auch in dem fleißig gearbeiteten Abschnitte: „Quellen und Fabel der «Sappho»", worin insbesondere die Besprechung des dramatischen Gedichts Franz von Kleist's „Sappho" (Berlin 1793) Aufmerksamkeit verdient und der Nachweis Interesse erweckt, wie sich die Diction Grillparzer's mehrfach in dem Gedankengange des Kleist'schen Dramas bewegt. Schwering führt eine Reihe bezeichnender Stellen in dieser Richtung aus den Stücken beider Dichter vor und gelangt zu dem Resultate, daß Grillparzer die „Sappho" von Kleist geradezu als Vorlage gebraucht habe; durch diesen Nachweis will er selbstverständlich dem österreichischen Dichterheros keinen Vorwurf machen. Es folgt nun eine Darstellung der Personencharakteristik des Dramas, sowie des Baues und der Sprache, wobei auch die Eigenthümlichkeit erwähnt wird, daß die Frauencharaktere dem Dichter weitaus besser gelungen sind als jene der Männer, und der Ausspruch Grillparzer's, in dem er gesteht, was die Technik des Stücks betrifft, „mit dem Kalbe Goethe's gepflügt zu haben"; „in der Sprache des Trauerspiels selbst", bemerkt der Verfasser, „offenbart sich der Einfluß unserer Classiker Goethe und Schiller, nicht ohne daß jedoch die Personen zuweilen den Kothurn ablegen und «wie gemüthliche Oesterreicher» reden". Allerdings, muß übrigens dagegen bemerkt werden, haben die als Belege beigebrachten Stellen und Ausdrücke („Recht schön!" — „Ganz recht! Ein andermal!" — „Warum? Ja um — Weil" u. s. w.) wol den Charakter alltäglicher, jedoch nicht gerade „österreichischer" Ausdrucksweise, wie ja Grillparzer sich von den wirklichen Austriacismen stets fern hält. Dies jedoch nebenbei. Mit Fleiß entwickelt der Verfasser nun das Vorkommen der verschiedenen poetischen Figuren, die Art des Reimes und der poetischen Ausdrucksweise der „Sappho" überhaupt. In derselben eingehenden Weise erfolgt die Behandlung des „Goldenen Vlieses", über die Vorstudien zu dem Werke, über die Stoffquellen und die Fabel des „Gastfreundes" und der „Argonauten"; über die Charaktere der Personen und die Technik der Anlage finden sich ebenso eingehend als scharfsinnig ausgearbeitete Kapitel. Daß der „Medea" besonders eingehende Behandlung zutheil wird, ist bei diesem „geistig tiefsten von allen Trauerspielen Grillparzer's" erklärlich. In den gezogenen Parallelen mit den Dramen anderer Dichter, die diesen Stoff behandelt haben, bespricht Schwering die Medea-Tragödien von Euripides, von Seneca, von Corneille, Klinger und G. Soden und kommt zu dem Schlusse: „Der österreichische Dramatiker hat in der Medea die Verbrecherin werden lassen. Ihr fehlt die grimmige Entschlossenheit, womit die Heldin des athenischen Tragikers, die ruchlose Fertigkeit, mit der die Medea des Seneca und des Corneille ihr Rachewerk vollführen. Grillparzer's Heldin kämpft Schritt für Schritt mit dem Dämon des Verbrechens, und gerade in der Allmählichkeit, mit welcher die finstern Gewalten den Sieg über ihr besseres Selbst erringen, liegt

eine großartige Tragik.“ In zahlreichen Citaten aus den Medea-Dramen der obengenannten Dichter weist der Verfasser nach, wie diesen Dramatikern gegenüber Grillparzer den psychologisch richtigsten Weg eingeschlagen hat, der zur Katastrophe führt. Auch hier ist der Sprache, dem Reime u. s. w. ein eigener Abschnitt gewidmet.

Das letzte der besprochenen Trauerspiele: „Des Meeres und der Liebe Wellen“, bietet Gelegenheit zur Untersuchung in ähnlicher Weise; es wird darauf hingewiesen, warum sich der Dichter einige Zeit von der Griechenwelt abgewendet habe und erst viel später zur dramatischen Behandlung des Herostoffs gelangt sei, sowie daß Musäus' epische Dichtung „Hero und Leander“ dem Dramatiker wol als Vorlage gedient habe, allerdings nur insofern, als „Grillparzer wenig mehr als die Hauptmomente der Fabel der Dichtung des Musäus entlehnt hat. Die Art und Weise, wie er diese tragisch vertieft und verkettet und sie in der Form der dramatischen Handlung ausprägt, ist ganz eigenartig.“

Damit sei auch diese tüchtige und durchdachte Arbeit denen empfohlen, die sich mit dem Studium des großen österreichischen Dramatikers beschäftigen und seinen Werken mehr als das gewöhnliche Interesse an einem Dichtwerke entgegenbringen; sie wird das Ihrige dazu beitragen, daß der gebildete Leser, noch tiefer in den Geist und die Schaffensweise Grillparzer's eingeführt wird, und zu wahrem Verständniß seiner bedeutendsten dramatischen Dichtungen gelangt.

Anton Schlossar.

Realistische Romane.

Um den modernen deutschen Roman kämpfen nach wie vor drei mächtige, sich mehr oder minder ausschließende Tendenzen: die archäologisch-historische, die classicistische, die naturalistische. Jene sucht ihr Schwergewicht in geschichtlicher Treue mehr der Realien als der geistigen und seelischen Besaitung der vorgeführten Menschen; die zweite, die classicistische, sucht in künstlerisch geklärten Formen und poetischen Gestalten, unter Aufwand aller zu Gebote stehenden psychologischen und sprachlichen Mittel eine dichterische Idee zum Ausdruck zu bringen, in welcher eine gehaltreiche Wahrheit des Menschenlebens in kunstvoller Erzählung sich vor uns entfaltet, die wiederum an sich zu einem farbigen Spiegelbild der Epoche und ihres Zeitgeistes wird; die dritte, die naturalistische Richtung, photographirt das Sein, wo und wie immer sie es findet, und retouchirt mit satanischem Behagen die Plombe im zerfressenen Zahn der grinsenden Cocotte und erweist sich auch in sonstiger Hinsicht, in den eckigen Conturen der realistischen, jede künstlerische Ausgestaltung auf Kosten der nackten Wahrheit verschmähenden Wiedergabe der Vorlage in höherem Grad als Handwerk denn als Kunst. Es ist der Proceß, der sich nach Scherer's bekannter Wellentheorie immer wiederholt. Die Höhen der Classiker strahlen in der Ferne, aber Gott Lob! als allsichtbare; die Tiefen des Naturalismus beginnen bereits zu verschlammen, wiewol es immer noch Propheten gibt, die da meinen, aus dem Pesthauch dieser Sümpfe rede eine Pythia. Versuchen wir erst, die Orphica Goethe's zu verdauen! Der Götzendienst der Realien, der heute getrieben wird, diese unglaubliche Affenliebe für das schlechthin Nichtssagende einer mit Koth und Blut malenden Kleinmalerei und dies anatomische Wühlen in kranken Nerven und faulenden Muskeln, dies schamlose literarische Preisgeben der schauderhaftesten Regungen und Bethätigungen des Sinnen- und Seelenlebens, dieser ganze so gesagte Naturalismus bedeutet nichts anders, als die schwarzen Blattern der deutschen Romanpoesie, ob sie nun in der Jakobinermütze der Socialdemokratie oder der Nachthaube der Straßendirne zu Grunde gehe. Offenbar hat sich der Begriff des Aesthetisch-Schönen in den jüngsten Trägern unserer Literatur völlig verwischt. Nackte Wahrheit: ob nackte Schönheit oder nackte Häßlichkeit, nackte Gesundheit oder nackte Verfenchtheit, nacktes Leben oder nackter Tod, ist ihr Wahlspruch! Sei es wie es wolle, jung oder alt, lasterhaft oder tugendreich: die sittliche und physische Beschaffenheit ist ganz einerlei: alles Menschliche ist der Darstellung würdig, aber — das ist die Parole der neuen Kunst: die Hauptvoraussetzung und Hauptrichtung unserer Wiedergabe bleibt die Nacktheit des Gegenstandes. Der Sieg des modernen Naturalismus ist der Sieg des Nackten; die Renaissance verkündete den neuen Sieg der unverhüllten Schönheit; dahingegen feiert der Naturalismus den Sieg des Nackten in jederlei Gestalt, und wir müssen es hinzufügen: in wunderbarem Gegensatz zur Renaissance viel weniger den Sieg der unverhüllten Schönheit, als die brutale Entblößung ekelhafter pathologischer Processe im geistigen und körperlichen Leben der Gesellschaft und ihrer Individuen. Es ist der vollkommene Sieg des Aesthetisch-Faulen über das Schöne, der verfenchten Materie über den lächelnden Gedanken und der Blöße über den Schleier; es ist die Brutalisirung des künstlerischen Ideals durch eine entweder faunisch-zuchtlose oder aussätzige Natur. Ich mache noch immer einen Unterschied zwischen Realismus und Naturalismus, während Theoretiker des letztern ihn ablehnen. Der Naturalismus photographirt, mit vorwiegender kritischer Tendenz auf das Häßliche und Kranke, das Abstoßend-Nackte und Aesthetisch-Empörende gerichtet. Seine Medicamente, wenn anders es ihm (wie sicherlich Zola) auf Heilungskunst ankommt, sind Feuer und Eisen. Der Realismus stilisirt. Der Naturalismus schreibt ab, der Realismus sichtet, mit strenger bewußter Wahl scheidend und verknüpfend. Der Realismus weicht dem Rohen, Gemeinen und Ekelhaften aus,

ohne freilich es zu überschminken. Rosige Schleier verschmäht seine vornehme Wahrheitsliebe; aber er verhüllt das zu Verhüllende nach den Gesetzen der Erziehung. Was ist dem Naturalismus Erziehung? Seine Parole ist: „Natur, Natürlichkeit in letzter Potenz; das Feigenblatt ist nicht natürlich; das Feigenblatt ist cultureII. Fort mit dem Culturellen!“ Der Realismus achtet Gesetze, Gesetze des guten Tons, Gesetze der Aesthetik, die Normen der Theorie des Schönen. Dem Naturalismus bedeutet das Pathologische das Schöne; das Abnorme, Widergesetzliche, Gesetzlose ist seine Domäne. Der Realismus verhält sich negativ gegen alles Hyperidealisiren, ja gegen das Idealisiren selbst, er stellt uns die Idee in greifbarer Wirklichkeit vor Augen und läßt das Geistige durchleuchten durch die Erscheinung; dem Naturalismus ist die Wirklichkeit lediglich Wirklichkeit, die Erscheinung lediglich Erscheinung und alles Geistige ist ihm Phosphoresciren der Materie. Der Naturalismus ist Materialismus von Grund aus; der Realist gehorcht überall der geistigen Führung seines Stilgesetzes. Realismus und Idealismus ist nur eine Stilfrage; Realismus und Naturalismus bedeuten aber grundverschiedene Welt- und Kunstanschauungen; dort trennt die Form, hier trennt der Geist. Dort die Darstellungsart und Compositionsweise, hier der Inhalt. Die Welt des Realismus bleibt den Sphären der Schönheit gerettet; der Bannkreis des Naturalismus liegt jenseit der Peripherie der Kunst. Daraus folgt, daß man Ibsen und Zola nimmermehr zu Naturalisten machen darf. Ibsen bleibt immer Realist, und der Kunststil Zola's umfaßt alle Stalen, die ganze klangscharfe und tonharte Claviatur des Realismus, die Sphärenklänge eines mystischen Idealismus, wie die gleich schrillen Wehschreien in seine Schöpfung gellenden Dissonanzen eines für seine Ziele unerläßlichen Naturalismus: aber ihm ist dieser Naturalismus nur Mittel im Dienste seines patriotischen Plans, seiner deutschen Gefolgschaft indessen lediglich Selbstzweck.

Unter diesen Gesichtspunkten verweise ich das folgende Buch nicht in die Kategorie unseres jüngstdeutschen Naturalismus; aber sein Verfasser hält sich hart an seiner Grenze.

1. Die Versuchung. Eine Studie von Wilhelm von Polenz. Dresden, Minden. 1890. 8. 2 M.

Maler und Bildhauer sind gezwungen, anatomische Studien zu machen. Sie studiren die todten Glieder, um die Muskulatur der lebenden und die Functionen der Sehnen und Nerven zu begreifen und das Körperhafte in natürlicher Vollkommenheit in jeder Linie wiedergeben zu lernen. In diesem Sinne nennt der Dichter sein Werk eine „Studie“. Er hat einen kleinen Ausschnitt berliner Studentenlebens mit anatomischer Peinlichkeit studirt und auf Grund solcher Beobachtungen und Erfahrungen das zweite Werk seiner literarischen Jugend aufgerichtet. Und treu, wie sein Studium, bewährt sich die Arbeit vor sich selbst und dem Leben: die Skizze ist leidlich correct und doch nur im allgemeinen correct; ihren Kunstwerth stelle ich nicht sonderlich hoch, denn ihr Eindruck ist weder genußreich, noch irgendwie fördernd, weder befreiend noch erhebend. Ein Stück Leben wird in nackter Natur vor uns hingezeichnet, in zu enger Umgrenzung und zu leerer Aussichtslosigkeit, als daß der Einblick in diese Skizze irgendwie lohnte. Es ist ein Stück Lebensprosa, die der Verfasser gibt, ohne irgendwelche poetische Schwingungen. Es ist Realismus auf niederer Stufe, wohl abgezirkt, enthaltsam ausgeführt, knapp, meinetwegen in seiner Art gediegen gehalten — aber nach unerquicklicher Wanderung in zum Theil mehr abstoßender als anziehender Gesellschaft bleibt man mit dem Dichter und seinem jungen Theologen in greulichem Sumpfe stecken. Warum so schale, schnöde Vorkommnisse der Wirklichkeit noch durch den Druck erhärten! Wem zum Heile? Warum an solche Studienobjecte Zeit verschwenden? Müßten die Uebungsmärsche junger Dichter durch solche Wüsten führen, so stünde es übel um Leben und Poesie. Gerade in der Stoffwahl hat sich der Dichter in erster Linie zu bewähren. Auch die Ausführung ist nicht überall correct. So tief sinkt ein Jüngling von der Anlage des jungen Gottesgelehrten nicht in vierundzwanzig Stunden, daß er die Pietät gegen seinen neben ihm schlafenden Vater so schnöde mit Füßen tritt, wie es hier bei dem nächtigen Wink der „Versucherin“ geschieht. Das ist jener Naturalismus, der die Natur brutalisirt! Der Dichter scheint sich magnetisch seinem Dunstkreis zu nähern — die Zukunft wird lehren, wie weit er der „Versuchung“ entwächst. Diese Menschen sind so entsetzlich schal. Kein einziger schwingt sich empor zu einem höhern Gedanken, kein einziger hat ein poetisches Gefühl, und das bischen Sittlichkeit, mit dem der junge Theologe erscheint, verweht wie eine Seifenblase vor dem rüden Wesen des medicinischen Commilitonen und dem buhlerischen Lächeln der Maitresse Silberstein's, die, gleichviel ob wahr oder nicht, den Leser mit dem widerwärtigsten berliner Cocotten-Deutsch belästigt.

2. Im Osten Berlins. Ein socialistischer Roman von G. H. Schneideck. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 3 M.

Vor wenigen Wochen habe ich hier mit Vergnügen Schneideck's „Neue berliner Märchen“ angezeigt. Auf dem Vorsetzblatt dieses seines neuen Werks finde ich denn auch einen Auszug aus meiner Besprechung, inhaltlich gleichlautend mit vielen andern, nicht minder anerkennenden Aeußerungen der Kritik. Man würde den farbenreichen Märchenerzähler in diesem Roman aus dem niedern berliner Gesellschaftsleben nicht wiedererkennen, bekennte sich der Autor nicht offen zu der Vaterschaft. So ist er um ein Buch reicher, nicht reicher um eine originelle Schöpfung geworden. Was er hier mittheilt, das Elend der berliner Hinterhäuser und die Spaltungen innerhalb der Socialdemokratie, ist allbekannt; liegt auch in diesen Sphären Poesie die Fülle vergraben, so ist der Verfasser nicht eben glücklich in der Hebung seiner Schätze gewesen. Er hat Dickens, den er in der Vorrede nennt, nicht ent-

fernt erreicht und kann andererseits von Zola vieles lernen. Dafür aber nimmt er es ungleich ernster als Tovote, der mit der Tragik seiner Stoffe geradezu ein Spiel treibt. Vielleicht liegt hierin auch der Grund, warum Schneideck zu seinem Nachtheil seinem „Roman" so beschränkten Raum gibt. Rechnet man die mehr socialpolitischen Discussionen ab, so ergibt sich die Erzählung als rein novellistisch. Der Verfasser mag gemeint haben: multum non multa! Diese Parole ist aber ungünstig für den Roman. Hier muß das Gesichtsfeld sich erweitern. Hier wollen wir ans Vorder- und Hinterhaus hinaus in die Weite und Breite, in die Höhe und Tiefe. Hält sich die Darstellung selbst durchaus in den Grenzen des saubersten Realismus — der Verfasser ist berechtigt, jede Verwandtschaft mit den Naturalisten abzulehnen, und er thut es mit lautem Nachdruck —, so fehlt doch der Komik in der Krankenbesuchsscene der fetten Vortragsdame der feinere Schliff und der siegreiche Dickens'sche Humor. Aber, und das wird die allermeisten Leser versöhnen mit den aufgeführten, mehr am Maßstab eines höhern Erreichbaren, an dem des Ideals sich ergebenden Schwächen: der Verfasser wandelt auf dem Boden der Wirklichkeit und seine Bilder sind treu. Es sind nicht gerade Menschen, mit denen man hausen möchte — selbst die besten sind schwunglose Seelen und haben so gar keinen Märchensinn —, aber ihre Modelle leben oder sitzen oder sind begraben in Berlin. Die Farbe ist echt, und diese Schmerzen sind, wenn nicht miterlebt, so doch mitempfunden. Doch was die Hauptsache ist: der Roman hat eine kritische Schneide. Er richtet sich gegen die theoretischen Verirrungen und die Gewaltacte der Socialdemokratie. Offenbar ruht hier eine Hauptaufgabe der zeitgenössischen Literatur, und gerade auch des Romans. Der Verfasser bemüht sich nicht erfolglos, die sich kreuzenden, zusammenschießenden und auseinanderfahrenden Ideen in Menschen von Fleisch und Blut zu übersetzen. Aber wesentliche Resttheile der Theorie gehen doch nicht in dieser Transsubstantiation auf, als von zu geistiger Natur. „Da werden jährlich", heißt es einmal, „hunderte von Romanen geschrieben, aber was schildern sie? Das Sybaritenthum der obern Zehntausend, den Parketboden, auf dem sich eine eitle verlogene Gesellschaft in süßem Nichtsthun und Schlemmereien ergötzt, während der Arbeiter nach Brot schreit. Durch solche höchst überflüssige Bücher wird der Neid nur noch mehr angestachelt." Der Verfasser redet hier mit persönlicher Betonung, wie sein Vorwort bekennt. Das aber ist engherzig und einseitig gedacht. Das heißt das höchste Gesetz des Dichters und Philosophen: Nil humani a me alienum puto verleugnen. Gerade hier ist die Gelegenheit, zu lehren und zu beweisen:

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter —
Doch die Natur, sie bleibt ewig gerecht.

Die Leidenschaften, Irrungen, Enttäuschungen, Krankheit und Tod sind im Grafenschlosse so wohl zu Hause wie in ihrer Art in der Weberhütte. Dort heißt es: Kugel gegen Kugel; hier Messer auf Messer. Verführung hier, Verführung dort. Es unterscheidet sich nur die Form wie die brüsseler Spitze vom Kattun. Die Arbeit des Philosophen, des Novellisten erheischt die gleiche heiße Mühe wie die des Handwerkers, nur daß reale Werthe stets im Preise bleiben, und ideale mit dem schwankenden Zeitgeist stehen und fallen. Von hier aus contrastiren, wird weiter zur Klärung führen, als die thörichten Hetzereien: „Seht, sie schmausen Austern und ihr müßt Commißbrot essen." Viele der materiellen Genüsse beruhen ja allein auf Einbildung und Wahn: die Gewohnheit depotenzirt sie — toujours perdrix! — von Grund aus. Und in der Dachkammer wohnt oft reinerer Frieden und hellere Poesie als in den Salons der so kleinlich beneideten ersten Etagen. Die hausbackene Weisheit der Großmutter, die da im Erkerstübchen ihre Enkel lehrt, daß Reichthum nicht glücklich mache, ist inhaltreicher, als die krampfhafte Ausgleichungssucht des modernen socialistischen Romans. Haarsträubendes Elend freilich, wie es der vorliegende schildert und wie es die Provinzen nicht kennen, bleibt eine ewige Anklage des — Zeitgeistes, und die Verwaltungen der städtischen Gemeinwesen, in deren Mitte solche Greuel herrschen, können nur dankbar sein, wenn sachkundige Dichter wie Heinrich Schneideck in gediegenen Werken derartige steinerweichende Petitionen an sie richten.

3. Der Spielprofessor. Roman von Johannes van Dewall. Mit 176 Illustrationen von G. Brandt. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.

Zum dritten male tritt der famose Roman seine Wanderung an; zum dritten male wird er Freunde gewinnen. Hier ist keine Rede von Schule, von irgendwelcher Manier. Er spinnt sich vor uns ab, ohne daß wir auf irgendwelche kunsttheoretische Bedenken und Erwägungen verfallen. Er hält uns so sehr im Banne des Verlaufs seiner Geschichte, daß wir ihm folgen, kritiklos, einwandlos, wie der unterhaltenden Erzählung eines lieben guten Freundes, der uns ein eigenes Erlebniß ohne irgendwelche künstlerischen Ansprüche mittheilt. Ziehen wir dann überlegend die Summe, so bleibt uns nur übrig, zu gestehen: „Die Geschichte ist charmant." Und halten wir doch am Ende kritische Nachprüfung, so müssen wir unser Einverständniß zugeben. Irgendwelche Probleme erwarte man freilich nicht; irgendwelche Bereicherungen in speculativer, ästhetischer und anderer höherer Hinsicht auch nicht. Es ist lediglich das Ereigniß, ob nun ein wirkliches oder ein erfundenes aus dem baden-badener Leben, das uns der Verfasser vorträgt, aber vorträgt mit den anspruchslosesten und deshalb glaubwürdigsten Mitteln der Erzählungskunst. Wenn ich eins bedauere, so ist es die Machtlosigkeit der Schilderung, in welcher der Erzähler der paradiesischen Natur gegenüber verharrt, auf deren Boden seine Geschichte sich abspielt. Die Charaktere hingegen sind mit überzeugender Kraft hingestellt und mit zwingender Logik entfaltet und gerichtet. Die Figuren des alten Colonels und der Schlepperin seiner Opfer, der reizenden

pariser Cocotte, sind Meisterstücke. Da ist in der Farbengebung kein Zuviel, kein Zuwenig, daß wenige den Erzähler der „Cadettengeschichten“ wieder erkennen werden. Und dies alles, wie moderichtig realistisch! Kein Handschuhknopf, kein Härchen des Seidenpudels der schönen Sünderin ist vergessen. Dabei ist der Autor in seine Heldin nicht einmal verliebt. Und dies Prachtexemplar des jungen, zu früh dem Nest entflogenen hamburger Kücken! Des unfertigen hamburger „Kaufherrn“, wie der Dichter etwas euphemistisch den Inhaber eines kleinen hamburger Kaufmannshauses nennt. Dieser grüne Jüngling, der um ein Drittel seiner „Märk“ so unliebsam betrogen wird, ist der idealistische „grüne Heinrich“ Gottfried Keller's in die hamburger Herings- und Rauchfleischatmosphäre übersetzt. Man erwarte also weder einen Wilhelm Meister, noch einen grünen Heinrich, aber einen ebenso braven, nur etwas dümmern Jungen. Mit geistreichen Lenten steht Dewall nicht auf Commentfuße — hier verbittet er sich jede Vertraulichkeit. Aber „geriebene“ Mitmenschen sind seine Stärke. Dieser Colonel, diese Cocotte, dieser Radaumensch Baron so und so sind comme il faut. Jede dieser Scenen ist ein Stück Welt für sich. Dabei unterstützt den Schriftsteller ein ganz ausgezeichneter Zeichenkünstler. Jeden physiognomischen, bedeutungsvollen Moment dieser Gauner und dieser liebenswürdigen Gaunerin und dieses gutartigen Tölpels gibt G. Brandt meisterlich wieder; ja, die psychischen Reflexe im Gesicht des Colonels decken seine wenigen Federstriche meist classisch. Auch kommt er hier der geringern Leistungsfähigkeit seines Autors hinsichtlich landschaftlicher Malerei trefflich ergänzend zu Hülfe. Natürlich darf man keine Kupferstiche erwarten, nur eben Federstriche, wie ich sagte. Ich persönlich habe in dem vorliegenden Buche eins der besten Stücke der neueren Unterhaltungslektüre genossen. Diese ganze Gaunerei wird gerichtet mit voller sittlicher Strenge, wenn auch der schöne Lockvogel mit dem Raub davonfliegt, ohne das ästhetische Gefühl bluten zu lassen und die Atmosphäre zu verpesten. Der Genießende wird hier nicht zum Schlachtopfer, zu dem ihn der Naturalismus macht. Der Humor des Dichters läßt ihm volle Freiheit. Der Naturalismus zerrt ihn zur Mitleidenschaft hinein in seine Schreckenskammern; Dewall zeigt ihm das Stück Verbrecherwelt, das er nachgestaltet, als ein Dahintenliegendes, Ueberwundenes, als ein In-sich-selbst-zusammengebrochenes. Es herrscht hier völlige, unbefangene Objectivität, reine Absichtslosigkeit über dem Stoffe, der dort bewußtvoll in den Sklavendienst der Mode und der in einer begrenzten Gesellschaftsklasse waltenden Wahnideen gezwungen wird.

Adalbert Schroeter.

Zwei neue Gesammtdarstellungen der deutschen Geschichte.

1. Geschichte des deutschen Volks. Von G. Dittmar. Zweiter Band. Heidelberg, C. Winter. 1891. Gr. 8. 5 M.
2. Handbuch der deutschen Geschichte. In Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, C. Köhler, F. Großmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt herausgegeben von Bruno Gebhardt. Zwei Bände. Stuttgart, Union. 1891. Gr. 8. 16 M.

Jahrzehntelang hat die deutsche Geschichtschreibung in ihren Vertretern der jüngern Generation unter dem Zeichen einer mit außerordentlichem Eifer gepflegten Specialforschung gestanden. Man hat ihr daraus einen schwerwiegenden Vorwurf gemacht und behauptet, die geschichtliche Wissenschaft verliere über ihrer an sich lobenswerthen Versenkung in die kleinen und kleinsten Einzelheiten der historischen Entwickelung ihren höchsten und letzten Endzweck, die zusammenfassende Erkenntniß des Gesammtganges der geschichtlichen Bewegung und ihrer bestimmenden Grundursachen allzu sehr aus dem Auge. Bis zu einer gewissen Grenze war dieser Vorwurf berechtigt, und auch der Schreiber dieser Zeilen hat ab und zu Gelegenheit genommen, ihn auszusprechen. Denn eine Zeit lang konnte es in der That scheinen, als verwechsele die deutsche Geschichtschreibung in verhängnißvoller Weise Mittel und Endzweck ihrer Wissenschaft, als halte sie die Detail-Quellenforschung, welche doch eben nur Grundlage und Bausteine zur Aufrichtung eines wissenschaftlichen Bauwerks liefern soll und kann, für das eigentliche Endziel der wissenschaftlichen Arbeit. Eine solche rein specialistische Auffassung hätte aber für die Dauer zu einer Art wissenschaftlichen Banausenthums führen müssen. Jetzt aber scheint die darin liegende, nicht zu unterschätzende Gefahr allmählich überwunden zu werden, und alsbald zeigt sich infolge dessen, daß jener Vorwurf doch eben nur bis zu einer gewissen Grenze berechtigt war. Denn die Gesammtdarstellungen der deutschen Geschichte, welche jetzt in beständig wachsender Zahl und Bedeutung zu Tage treten, zeigen doch zugleich, wie sehr jene Versenkung in das Specielle, die in den letzten Jahrzehnten vorherrschte, doch auch wieder dem Allgemeinen und seiner Darstellung zugute kommt. Das naturgemäße Verhältniß ist im Begriff sich wiederherzustellen: die Specialforschung hat die Grundlage in mühevoller und oft scheinbar kleinlicher Arbeit geschaffen, auf der nunmehr die nach längerer Pause wieder einsetzende große wissenschaftliche Auffassung und Darstellung ihre sicher ruhenden Bauwerke errichten kann.

Wenn man die neuesten Versuche einer Gesammtdarstellung unserer nationalen Geschichte, mögen sie nun in Form von Lehrbüchern, Handbüchern oder für weitere Kreise berechneten Darstellungen erscheinen, mit den ältern Erscheinungen ähnlichen Charakters vergleicht, so springt namentlich ein Unterschied scharf und schroff in die Augen, der durch die Richtung, die die Specialforschung der letzten Jahre genommen hat, verursacht worden ist: es ist die

unvergleichlich nachdrücklichere Betonung derjenigen Momente der geschichtlichen Entwickelung, welche wir die culturgeschichtlichen zu nennen uns gewöhnt haben. Dieser Unterschied ist nicht blos ein äußerer, mehr formeller, er ist vielmehr das charakteristische Element der neuesten historiographischen Arbeiten. Während frühere Werke, die dem Volke oder der studirenden und nichtstudirenden Jugend ein Gesammtbild unserer deutschen Geschichte in mehr oder weniger engem Rahmen vermitteln wollten, ihre Hauptaufmerksamkeit, um bei unserem Bilde zu bleiben, auf den Rahmen selbst und die Umrisse verwandten, indem sie sich im wesentlichen mit einer möglichst übersichtlichen Anordnung der äußern, kriegerischen oder diplomatisch-politischen Ereignisse begnügten, den eigentlichen Inhalt des Volkslebens, Verfassung, Recht, Sitte, geistiges und materielles Leben nur skizzenhaft und nebenbei behandelten, ist jetzt dieses Volksleben, wie es der Natur der Dinge entspricht, recht eigentlich in den Mittelpunkt des ganzen Bildes gestellt worden. Jene äußern Ereignisse werden daneben nicht etwa völlig in den Hintergrund gedrängt, man ist sich nur deutlicher als früher bewußt geworden, daß sie nicht die hauptsächlichsten, sondern nur die am deutlichsten nach außen hervortretenden Erscheinungen des Völkerlebens sind, daß äußere und innere Politik eines Volks, wenn wir so sagen dürfen, in fortwährender Wechselwirkung zueinander stehen, die eine ohne die andere gar nicht in ihrem ursächlichen Zusammenhange zu begreifen ist. Zu dieser allmählichen, aber sehr deutlich erkennbaren Umwandlung der geschichtlichen Auffassung hat mehr als alles andere, mehr selbst als eine ganze Fülle scharfsinniger Monographien ein Werk beigetragen, das noch von einem Mitgliede der ältern Generation unserer modernen Geschichtschreibung ausgegangen ist: „Die deutsche Geschichte“ von Karl Wilhelm Nitzsch, die, erst nach dem Tode ihres genialen Verfassers herausgegeben, das erste Werk gewesen ist, welches in tiefdurchdachter Weise den nothwendigen ursächlichen Zusammenhang zwischen den wirthschaftlichen Grundlagen des Volkslebens und dem Gange seiner politischen Geschichte in ebenso überraschend neuer als umfassender und erschöpfender Weise nachgewiesen hat.

Der directe oder indirecte Einfluß, den dieses epochemachende Werk auf die nachfolgenden Arbeiten der jüngern deutschen Historiker ausgeübt hat, läßt sich fast in jedem einzelnen klar und deutlich nachweisen.

Die Biedermann'sche „Deutsche Volks- und Culturgeschichte“, über die wir unsern Lesern vor einigen Monaten (in Nr. 52 d. Bl. f. 1891) Bericht erstatteten, zeigt ebenso diesen Einfluß, wie die vortreffliche deutsche Geschichte von G. Dittmar (Nr. 1), von der bisjetzt zwei Bände vorliegen, die den Gang der Ereignisse bis zum Westfälischen Frieden von 1648 fortführen. Der Hauptwerth, den dieses Buch wie das Biedermann's für die Verbreitung einer gesunden historischen Bildung in unserm Volke hat, liegt gerade in seinen umfassenden Culturschilderungen, denen ein weiter Raum in diesem Werke gewährt worden ist. In der Schilderung des bäuerlichen und städtischen Erwerbslebens, seiner treibenden und hemmenden Kräfte, in der anschaulichen Zergliederung der socialen und ständischen Erscheinungen des Mittelalters, lassen sich überall die Spuren des Nitzsch'schen Geistes verfolgen, dessen Werk besonders oft auch wörtlich angeführt wird. Weniger gelungen als die Culturschilderungen selbst ist dem Verfasser der Nachweis des directen und indirecten Einflusses, den diese scheinbar rein culturellen, oft sogar rein materiellwirthschaftlichen Erscheinungen des Volkslebens auch auf die äußere Gestaltung der Geschicke und Verfassungsformen des Staats gehabt haben. Während diese beiden Erscheinungsreihen, die nur scheinbar unabhängig nebeneinander herlaufen, von Nitzsch zuerst zu einer harmonischen Einheit verschmolzen wurden und nun als verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben politischen Seins erscheinen, sind sie bei Dittmar noch allzu häufig nur lose aneinandergereiht oder gar voneinander getrennt. Der Verfasser schildert oft, ja meist eine einzelne Culturerscheinung, wie z. B. das städtische und ständische Leben nur in sich im Zusammenhange und in seiner allmählichen Wandlung im Laufe der Jahrhunderte, und läßt dann eine Darstellung eines andern, die geschichtliche Bewegung kennzeichnenden Elements, etwa die äußern Geschicke des Deutschen Reichs für sich allein behandelt, folgen, während es für eine den höchsten Anforderungen an Klarheit und Uebersichtlichkeit völlig genügende Darstellung gerade darauf ankommt, zu zeigen, wie diese äußere Geschichte in jedem Augenblick durch jene Zustände des Volkslebens ebenso beeinflußt war, wie jene durch diese. In dieser Hinsicht bietet das Nitzsch'sche Werk dem denkenden Leser noch unvergleichlich mehr Anregung und Hinleitung zu weiterem, selbständigem Durchdenken der aufgeworfenen Probleme. Im Uebrigen aber dürfen wir uns aufrichtig freuen, daß jetzt dem deutschen Volke in diesem Dittmar'schen Werke eine in durchaus faßlicher und gefälliger Form auftretende Gesammtdarstellung seiner Geschichte geboten ist, die nicht auf der Oberfläche der Ereignisse verweilt, sondern in selbständiger Denkarbeit die in der Tiefe wirkenden historischen Kräfte zur Anschauung bringt, die unser vergangenes und damit auch unser gegenwärtiges staatliches wie gesellschaftliches Leben in erster Linie geschaffen haben und darum sie uns zu erklären geeignet sind.

Von ganz anderen Gesichtspunkten aus und in einer ganz andern Form hat das zweite der am Kopfe dieser Erörterungen genannten Werke die schwierige Aufgabe einer Gesammtdarstellung der deutschen Geschichte in die Hand genommen und in der Hauptsache vortrefflich gelöst. Während Dittmar's Hauptverdienst in der einheitlichen Durchdringung und Auffassung des ganzen Stoffs besteht, während sein Werk sich als ein im besten Sinne populäres darstellt und daher auf jede gelehrte Controverse, auf jeden kritischen Apparat verzichtet, will umgekehrt das von einer ganzen Reihe von Fachgelehrten bearbeitete Gebhardt'sche Handbuch (Nr. 2) den Fachmann, und zwar

vorzugsweise den Lehrer der Geschichte und den Studirenden, in den Grundzügen mit dem gegenwärtigen Stande der Forschung bekannt machen und ihm zugleich ein Hülfsmittel und einen Fingerzeig für eigene weitere Forschungen geben. Dementsprechend legt das Werk gerade auf den kritischen Apparat, die Angaben der Quellen und Hülfsmittel der Forschung und den augenblicklichen Stand schwieriger historischer Probleme einen großen Werth, mußte dafür aber natürlich auf eine einheitliche Form und einheitliche Gesammtauffassung des ganzen Fassungsgebietes schon deswegen verzichten, weil es nicht von einem einzelnen Gelehrten, sondern von einer ganzen Reihe von Historikern verfaßt ist, deren jeder die ihm durch eigene Forschungen am nächsten liegende und vertrauteste Periode übernahm. Ein solches Werk, das den Lehrenden wie den Lernenden in Beziehung auf jede wichtigere historische Frage über den jeweiligen Stand der Forschung übersichtlich und eindringend zugleich unterrichtet, hat es bisher in unserer deutschen Geschichtsliteratur nicht gegeben, obwol das Bedürfniß danach, je mächtiger die Einzelliteratur anschwoll, um so nachhaltiger und dringender empfunden wurde. Wer unter unsern Historikern erinnerte sich nicht aus seiner Studienzeit, wie sehr ihm ein Handbuch gerade der eigenen nationalen Geschichte gefehlt hat, mit wie großer Mühe er sich aus einzelnen Collegienheften und einer ganzen Reihe einzelner Werke mit den größten Schwierigkeiten einen Ueberblick über den Stand der Forschung auf dem ganzen Gebiete der deutschen Geschichte verschaffen mußte? Für das frühere Mittelalter hatte man wenigstens noch die beiden großen nationalen Geschichtswerke von Giesebrecht und Waitz nebeneinander, von denen das eine über die äußere, das andere über die Verfassungsgeschichte eine auf eindringenden eigenen Studien der Verfasser beruhende Darstellung enthielt; für die zweite Periode des Mittelalters vom Interregnum bis zur Reformation fehlte es an solchen größere Zeiträume umfassenden Werken gänzlich, für das Reformationszeitalter setzten dann wieder die großartigen und umfassenden Werke Ranke's ein u. s. w. Aber selbst diese über einzelne Perioden vorhandenen Werke vermochten doch das Bedürfniß gerade des Studirenden und des Gymnasiallehrers nicht zu befriedigen, die nicht immer in der Lage sind, jeden einzelnen Zeitraum auf Grund so umfassender, auf eigener Quellenforschung zu einer eigenen Auffassung aufsteigender Werke zu studiren. Gerade ein Ueberblick des Standes der Forschung unter klarer Hervorhebung aller Differenzpunkte zwischen den verschiedenen Forschern und unter möglichst erschöpfender Angabe der Quellen und Hülfsmittel zu eigener Nachprüfung und weiterer Forschung, wie ihn das neue Handbuch bietet, fehlte bisher. Die Anregung dieses Unternehmens, welche von Bruno Gebhardt in Berlin ausging, muß daher als ein außerordentlich glücklicher und zeitgemäßer Gedanke bezeichnet werden, dessen Ausführung, trotz aller Schattenseiten, die einem solchen von verschiedenen Verfassern bearbeiteten Werke anhaften und naturgemäß anhaften müssen, gewiß von allen, die durch Beruf und Neigung zum Studium der Geschichte veranlaßt sind, mit aufrichtigster Freude begrüßt werden wird. Es kann hier natürlich um so weniger meine Aufgabe sein, die einzelnen Perioden in ihrer äußerlich gleichartigen, in Auffassung und Darstellung aber zum Theil sehr verschiedenartigen Bearbeitung zu besprechen, als mehrere Theile des Werks von mir selbst verfaßt worden sind. Ich wollte nur auf die erfreuliche Thatsache seines Erscheinens und auf die Anlage des Ganzen in kurzen Zügen hinweisen. Natürlich war es von vornherein nicht leicht, die Arbeiten verschiedener Gelehrter, deren jedem ein gewisses Maß von Freiheit zur Entfaltung seiner Individualität gelassen werden mußte, zu einem wenigstens in der Anlage und äußern Form gleichartigen Werke, dessen Umfang noch dazu, seinem Zwecke entsprechend, möglichst mäßig sein mußte, zu vereinigen. Zum Glück lag aus einer andern verwandten Wissenschaft ein durchaus bewährtes Muster von sehr ausgeprägter Eigenart vor, an das man die verschiedenen Mitarbeiter sich in der Hauptsache anzulehnen veranlassen konnte, nämlich das „Lehrbuch der Kirchengeschichte" von Kurtz. Hier war für den Lehrer und Studirenden der Kirchengeschichte im wesentlichen geleistet, was der Herausgeber des Werks für die deutsche Geschichte erstrebte; hier lag zugleich auch eine deutlich erkennbare Form vor, nach der sich jeder Mitarbeiter ohne wesentliche Beschränkung seiner persönlichen Eigenthümlichkeit richten konnte und gerichtet hat. Demgemäß bietet nun das Gebhardt'sche Handbuch an der Spitze jeder größern Periode eine übersichtliche und möglichst erschöpfende Zusammenstellung der gesammten über diese vorhandenen Quellen und Literatur, in der natürlich beständig auf die vorhandenen Quellennachweise von Dahlmann-Waitz, Wattenbach, Lorenz u. s. w. Bezug genommen wird. Dann folgt in einzelnen Paragraphen zunächst immer eine zusammenfassende, in großen Grundlinien gehaltene Darstellung eines kleinern Zeitraums, an welche die Einzelausführungen über die Ereignisse, Zustände und Streitfragen in Petitdruck angeschlossen sind. Neben der politischen Geschichte im engern Sinne hat auch die Verfassungs- und Culturgeschichte in reichem Maße Berücksichtigung gefunden, sodaß der Benutzer in diesem Sammelwerke im wesentlichen das gesammte Handwerkszeug, dessen er für die deutsche Geschichte bedarf, in einer wohlgeordneten und auch, so weit wir im einzelnen nachprüfen konnten, sowol übersichtlichen als lesbaren Form zusammenfindet. Es kann daher nur nochmals mit freudiger Genugthuung festgestellt werden, daß dieses Werk einem seit langer Zeit dringend und schmerzlich empfundenen Bedürfnisse aller derer, die sich nicht blos lesend, sondern auch lehrend und lernend mit unserer nationalen Geschichte beschäftigen, in einer in allem wesentlichen entsprechenden Weise abhilft.

Georg Winter.

Zur neuern preußischen Rechtsgeschichte.

Beiträge zur Brandenburg-Preußischen Rechtsgeschichte. II: Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von Friedrich Holtze. Zweiter Theil: Das Kammergericht von 1540—1688. Mit dem Porträt von M. F. Seidel. Berlin, F. Vahlen. 1891. Gr. 8. 8 M.

Im wesentlichen herrscht noch allgemein der durch Savigny und die historische Schule üblich gewordene Satz, daß „alles, was da ist, nur verstanden werden kann, wenn man weiß, wie es geworden" — ein Satz, der in dieser unbeschränkten Anwendung sicher falsch ist. Die Rechtsgeschichte als die „Geschichte des Recht schaffenden und nach rechtlichen Normen lebenden Menschen" arbeitet vielmehr mit an der Selbsterkenntniß der Menschheit und hat daher die Berechtigung ihrer Existenz in sich selbst und braucht sie nicht erst durch den Nutzen zu begründen, welchen das Verständniß des heutigen Rechts aus ihr zu schöpfen vermag. Dies allein ist der Standpunkt, von dem aus die gegenwärtige „Wissenschaft der Rechtsgeschichte" zu beurtheilen ist.

Es ist bekannt, daß unsere rechtshistorische Forschung sich mit Vorliebe in den ältern Zeiten der Rechtsentwickelung bewegt, es scheint uns deshalb als nächstliegende Aufgabe für die Neuzeit, die Forschung in dieser Richtung über das Niveau zu erheben, das bereits Eichhorn erreicht hatte. Hat noch vor nicht zu langer Zeit Leopold von Ranke den Mangel einer ausreichenden Darstellung der Geschichte der innern Institutionen der deutschen Staaten beklagt, so gilt dies namentlich für die neuere und neueste Zeit. Allerdings bietet die Darstellung der Rechtsgeschichte dieser Perioden insofern besondere Schwierigkeiten, als sich die politische Entwickelung Deutschlands in den einzelnen Territorien vollzogen hat, andererseits sind aber diese Zeiträume, vom Standpunkte unserer Zeit betrachtet, die wichtigsten und interessantesten.

Neuerdings ist nun von verschiedenen Seiten der Versuch unternommen worden, die vorhandene Lücke durch monographische Arbeiten der Justiz- und Verwaltungsgeschichte der einzelnen Territorien auszufüllen. Für Baiern — d. h. jenes politische Gemeinwesen, das jeweils den Namen Baiern führt —, das schon eine Anzahl tüchtiger Vorarbeiten aus früherer Zeit aufzuweisen hat, hat zunächst Seydel im ersten Bande seines bairischen Staatsrechts einen wissenschaftlich werthvollen Ueberblick über die Justiz- und Verwaltungseinrichtungen von Ende des 12. bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gegeben. Eine erschöpfende Darstellung (neben den Monographien von Adler, Buchner, Mayer u. a.) der Entwickelung der bairischen Justiz- und Verwaltungseinrichtungen hat neuerdings Rosenthal zu liefern begonnen („Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungsorganisation Baierns. Erster Band: Vom Ende des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts [1180—1598]", Würzburg 1889).

Ebenso ist durch die Actenpublicationen von Sybel und Schmoller u. a. zur neuern brandenburgisch-preußischen Geschichte schon ein höchst werthvolles Material zu Tage gefördert, das nur der systematischen Bearbeitung harrt. Versuche einer solchen systematischen Bearbeitung sind die Arbeiten Isaacsohn's und Bornhak's über die Geschichte des preußischen Beamtenthums und des preußischen Verwaltungsrechts. Die erste wissenschaftliche Lösung dieser Aufgabe ist die Arbeit von Stölzel: „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung" (1888), welche die Entwickelung des Justizwesens Brandenburg-Preußens, fast von den Anfängen an (genauer seit dem Jahre 1187, in welchem der erste Vorläufer des brandenburgischen Kanzlers genannt wird) bis zur Verkündigung der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850, darstellt. Entstanden ist das Buch aus der Absicht, die Geschichte des preußischen Justizministeriums zu schreiben; diese Aufgabe ließ sich aber nicht lösen, wenn man nicht die Thätigkeit der Beamten, die vor der Errichtung des verhältnißmäßig jungen Justizministeriums die brandenburgisch-preußische Rechtsverwaltung leiteten, mit in die Darstellung zog; Stölzel hat ihnen denn auch nicht geringere Aufmerksamkeit gewidmet als den Justizministern.

Ist — nach Stengel's Ausspruch — als Ergebniß der Forschungen Rosenthal's im besondern hervorzuheben, „daß die bairischen Fürsten von jeher sich als Hort des Rechts betrachteten und die Sorge für eine tüchtige und unparteiische Rechtspflege für die wichtigste ihrer Regentenpflichten hielten", so hofft Stölzel durch seine Arbeit zu zeigen, „in welcher bisher ungeahnten Weise die Rechtsverwaltung des brandenburgisch-preußischen Staats einer der einflußreichsten Factoren seiner Größe geworden ist". „Kein Staat und kein Fürstenhaus des Erdballs", so sagt er am Schlusse, „wird sich finden, das in der Weise wie Preußen und sein Hohenzollernhaus die «Fassung des Rechts» als eine seiner höchsten Aufgaben erkannt hat."

Das meisterhafte Werk Stölzel's: „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung" und die sich daran anschließenden „Funfzehn Vorträge zur brandenburg-preußischen Rechtsgeschichte" sind auch von dem Verfasser des angezeigten Werks selbstverständlich, so weit es anging, benutzt worden, wobei hier und da Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Stölzel hervortreten, auf welche im einzelnen einzugehen hier kein Anlaß vorliegt.

Der erste Band von Holtze's „Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen" ist in d. Bl. bereits (von einem andern Referenten) angezeigt worden (Nr. 46 d. Bl. f. 1890). In dem nunmehr erschienenen und hier zu besprechenden zweiten Bande wird die Geschichte des Kammergerichts bis zum Tode des Großen Kurfürsten weitergeführt, während es die ursprüngliche Absicht des

Verfassers war, diesen Band erst mit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen abzuschließen. Lediglich der äußerliche Grund, diesen Theil des Werks nicht zu sehr anschwellen zu lassen, hat den Verfasser — wie er im Vorwort zum zweiten Theil angibt — zu dieser Aenderung seines Plans veranlaßt. Die Darstellung des zweiten Theils umfaßt demnach die Regierungszeit der Kurfürsten Joachim II., Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm. Der Text ist übersichtlich in vier Abschnitte getheilt; angefügt sind als Beilagen „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kammergerichts bis zum Jahre 1688." Gegenstand der Erzählung sind die Versuche und Anläufe zur Aenderung der Verfassung des Kammergerichts, denen wir unter fast allen Regenten — besonders zu Beginn ihrer Regierungen — begegnen. Zum größten Theil aber sind diese Versuche ohne nachhaltigen Erfolg geblieben. Nur in geringen und nebensächlichen Punkten wird an dem durch die Kammergerichtsordnung von 1540 geschaffenen Zustand einiges geändert. So kommt es, daß noch Kurfürst Friedrich Wilhelm (1664) sich zu dem (diesem Theile als Motto vorgesetzten) Ausspruch veranlaßt sieht: „Es ist schimpflich, daz das kammergericht, als das höchste gericht in diesem unsern lande, länger ohn eine gewisser verfassung und ordnung gelassen werden solle." Die verschiedenen Reformversuche, ihr Anlaß und ihre Urheber, meist Kanzler oder Vicekanzler, die zugleich Vorsitzende des Kammergerichts waren, werden von dem Verfasser in ansprechender Form geschildert; dabei ist weniger auf gedrucktes urkundliches Material, das nicht allzu ergiebig gewesen zu sein scheint, als vielmehr auf die Quellen selbst zurückgegangen worden, unter denen die im Geheimen Staatsarchiv in Berlin eine besonders reiche Ausbeute gewährten. Neben den verschiedenen, immer wieder ergebnißlosen Versuchen, das märkische Proceß- und Civilrecht zu codificiren, von denen die das Verfahren vor dem Kammergerichte und die Verfassung des Gerichtshofes betreffenden Projecte den Mittelpunkt der Arbeit bilden, sind auch die Vorgänge und Verhältnisse der allgemeinen Zeitgeschichte gestreift, soweit dies nothwendig erschien. Holtze's „Geschichte des Kammergerichts" ist nicht eine einfache Geschichte dieses Instituts: es ist auch auf die Persönlichkeit der handelnden Personen eingegangen. Dabei ist einigemale eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Verfasser und Stölzel hervorgetreten, so bei seinem Urtheil über den Kanzler Christian Distelmeier u. a. Mehr oder minder ausführliche Mittheilungen über die bedeutenderen Mitglieder des Kammergerichts, wie Weinleben, Distelmeier, Köppen, von Löben, Kohl, Pruckmann, Scheplitz, von der Knesebeck u. s. w., bekunden ein Geschick für kurze Charakterisirung von Persönlichkeiten. Außerdem enthält der vorliegende Band — worauf schon in der „Deutschen Rundschau" hingewiesen wurde — auch mancherlei für den Culturhistoriker werthvolle Einzelheiten, so z. B. viele Züge aus dem damaligen berliner Leben. Hierher gehört auch die ganze Schilderung der Thätigkeit des Kammergerichts zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, während dessen es fast andauernd seinen Sitz in Berlin behielt, und nur für einige Monate nach Bernau übersiedelte. Am breitesten und eingehendsten ist naturgemäß die rechtshistorische Darstellung behandelt, entsprechend dem ganzen Charakter und Zweck des Werks. Aus diesem kurzen Berichte dürfte sich so viel ergeben, daß wir es hier mit einer verdienstvollen Arbeit zur märkischen Rechtsentwickelung im 16. und 17. Jahrhundert, d. h. dem Zeitraum, der mit der märkischen Reformation beginnt und mit dem Siege des Absolutismus im Staate schließt, zu thun haben. In Einzelheiten Widerspruch zu erheben, wozu öfters Gelegenheit geboten wäre, würde einem Werke gegenüber, das als Ganzes genommen werden will, nicht angebracht sein.

Ludwig Huberti.

Religiöse Schriften.

1. Luther's Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, E. Schneider u. a. Sechster Band: Predigten und erbauliche Schriften. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Ehrendenkmal unseres großen Reformators, zu dessen Aufrichtung sich die bewährtesten Lutherkenner die Hand gereicht haben, wächst zusehends seiner Vollendung entgegen. Schon liegt der Schlußband der dritten Folge vor, und nur noch die vierte und letzte Folge steht aus, deren zwölf Hefte, geringe Aenderungen vorbehalten, Tischreden, Briefe, Lieder und verschiedene kleinere Schriften bringen sollen. Dann ist ein Werk vollendet, dessen Gediegenheit nur noch durch seine staunenswerthe Billigkeit erreicht wird, und das deshalb einen bleibenden Schmuck unserer deutsch-evangelischen Volksliteratur abgeben wird.

Unser Band bringt sechzehn verschiedene Lutherschriften, theils ungekürzt, theils in Bruchstücken, aus der Zeit von 1519 bis 1538, sodaß wir das Werden und Wachsen in Luther's Denken und Reden an seinen eigenen Schriftdenkmälern so recht deutlich verfolgen können. Sind in den Aufzeichnungen aus früherer Zeit die Reste römisch-mönchischer Weltanschauung noch leicht erkennbar, so sieht man doch, wie Schritt vor Schritt des Reformators gereiftere evangelische Erkenntniß diese Fesseln abstreift, um seines auf sich selbst gestellten Heilsglaubens immer freier und freudiger gewiß zu werden. Und ist die Ausdrucksweise in diesen ältern Schriften stellenweise noch schwerfällig und ungelenk, so entfaltet doch die Meisterschaft in Beherrschung der Sprache immer siegreicher ihre unvergleichliche Gewalt und Größe, sodaß man in Zweifel

sein kann, ob man mehr die markige, volksthümliche Kraft oder den kindlich herzigen Ton bewundern soll.

Was die gebotenen Schriften im einzelnen betrifft, so liegt diesmal der Schwerpunkt in den tiefschöpfenden, geistgesalbten Bibelauslegungen, die, wenn auch nur in Auswahl gegeben, doch sicherlich hinreichen, den einzigartigen Werth von Luther's Schriftauslegung zur Geltung zu bringen. Als Belege hierfür dienen die Stücke über den 6. und 130. Psalm aus der Auslegung der sieben Bußpsalmen, ein Abschnitt aus der Auslegung der Bergpredigt und zwei weitere aus der Erklärung des Johannes-Evangeliums aus den Jahren 1530 und 1538, denen sich noch eine Reihe einzelner Sprüche Heiliger Schrift anreihen, von Luther dem und jenem, der letzte elf Tage vor seinem Tod dem Hohenstein'schen Rentmeister Ehrich Hans Gasmann, in die Hausbibel geschrieben.

Die Uebertragung lateinischer Schriften hat auch in diesem Band wieder Kawerau übernommen und seine Aufgabe mit gewohnter Geschicklichkeit und Sorgfalt gelöst. Außer ihm haben O. Albrecht, Rade und E. Schneider Bearbeitungen geliefert. Wie in den frühern Bänden, so ist auch hier wieder jeder Schrift eine kurzgefaßte Einleitung vorausgeschickt, welche die Verhältnisse darlegt, unter denen sie entstand, und Seite für Seite bringt Fußnoten mit werthvollen sprachlichen oder sachlichen Erläuterungen.

Hoffentlich dürfen wir den verdienten Herausgebern noch in Jahresfrist ein frohes Glückauf! zur Vollendung ihres Werks zurufen.

An seinem Theil mitwirken zur Erhaltung des von Luther geschaffenen Werks will ein großes Unternehmen, dessen erste Schrift uns vorliegt:

2. Die evangelische Gemeinde von E. Sulze. (Band 1a von Zimmer's Handbibliothek der praktischen Theologie.) Gotha, F. A. Perthes. 1891. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Mit diesem Werk wird ein groß angelegtes Werk würdig eingeleitet, zu dessen Veranstaltung die Perthes'sche Verlagshandlung, welcher die deutsch-evangelische Kirche schon so viel verdankt, ihre Hand geboten hat. Es handelt sich diesmal um nichts Geringeres als um eine auf siebzehn Bände berechnete „Handbibliothek der praktischen Theologie", die über alle Zweige des kirchlichen Handelns Einzeldarstellungen bringen soll, deren jede für sich doch ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Das Bedürfniß nach einem solchen Sammelwerk ist unbestreitbar. Man kann geradezu von einem Nothstand reden, unter welchem Theologen und Laien gleicherweise leiden. Denn es ist klar, daß die verschiedenen Darstellungen des Systems der praktischen Theologie, so Bedeutsames sie in ihrer Art leisten, wie z. B. die erst jüngst erschienene von Achelis, für die Aufgaben des evangelischen Gemeindelebens wol die leitenden Grundsätze aufstellen, aber die Technik selbst nicht lehren können. Dazu bedarf es eben fachmännischer Einzeldarstellungen. Und so hat denn Professor Zimmer es unternommen, zur gemeinschaftlichen Herstellung eines Werks, das die schwer empfundene Lücke ausfüllen soll, einen Kreis von Fachleuten zu sammeln, die, mitten in der Arbeit stehend, von der sie zu reden haben, aus der eigenen Erfahrung heraus sich über die verschiedenen Gebiete, um die es sich handelt, verbreiten sollen. Nach dem bereits festgestellten Vertheilungsplan wird der erste Band die Grundlegung behandeln, indem an Sulze, der die evangelische Gemeinde bespricht, W. Baur-Koblenz sich anschließt, um den evangelischen Geistlichen zu besprechen.

Wie man aus der Ankündigung sieht, sind für die verschiedenen Arbeitsfelder die rechten Männer gewonnen, und der als Quartiermacher vorausgeschickte erste Halbband ist ganz dazu angethan, dem geplanten Sammelwerk allerwärts Freunde zu gewinnen. Wie bekannt, fordert Sulze, um ein gedeihliches Wirken zu ermöglichen, vor allem kleinere, scharf begrenzte Kirchengemeinden, für diese Gemeinden nur je einen Prediger unter wirklicher Selbstthätigkeit durch von ihr gewählte Bezirksälteste mit Hausväterverbänden, unentgeltliche Uebung aller amtlichen Verrichtungen, einen lebendigen, auch außergottesdienstlichen Verkehr der Gemeindeglieder untereinander, Abschaffung also der bloßen Personalgemeinden und gründliche Umgestaltung der bisherigen Predigt, Seelsorge, Kranken- und Armenpflege, ja auch Vermögensverwaltung und Kirchenausstattung. Für diese seine Forderungen tritt er mit einem unausweichlichen Ceterum censeo begeistert und kräftig ein, und in den meisten Stücken wird man ihm recht geben müssen. Der alte Schlendrian, der zum Schaden der evangelischen Kirche schon zu lange gewährt hat, muß abgeschafft werden, soll eine Gesundung des evangelischen Gemeindelebens erfolgen. Und kann es dabei nicht ohne tiefe, schmerzende Einschnitte in das Gewohnte abgehen, so steht doch zu hoffen, daß das deutsch-evangelische Volk noch Kräfte genug hat, um sich aufzuraffen und die Schwierigkeiten des Uebergangszustandes zu überwinden. Wir wünschen Sulze's Wort zunächst recht viele Leser und sind gewiß, daß es ihm an thatkräftiger Zustimmung bei Predigern und Gemeindegliedern nicht fehlen wird.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Ueber Sudermann ist schon viel geschrieben worden, sein Sensationsstück „Ehre" hat ihn mit einem Ruck aus der trüben Dämmerung eines gewöhnlichen Schriftstellerdaseins in das blendende Licht der Berühmtheit gehoben. Der den „Katzensteg" geschrieben, ist ein Schriftsteller wie hundert andere gewesen, d. h. das große Publikum hat ihn nicht gekannt. Mit „Ehre" aber ist er ein berühmter Mann geworden, dem man verschwenderisch Weihrauch streut und Beifall klatscht. Natürlich thun dies nicht alle, aber doch wol die meisten. Die „Sudermann" betitelte Broschüre von Konrad von Bevern (Halle, Strien, 1892) thut es

nicht. Ihr Verfasser greift Sudermann auf das heftigste an. Daß er „Ehre" nicht gelten läßt, darin muß ihm jeder Unbefangene beistimmen; warum er es aber verwirft, das fordert Widerspruch heraus. „Ehre" verdient darum Tadel, weil es ein crasses Effectstück ist, in dem naturalistische Flitter über die alte Schablone hinwegtäuschen sollen, was, wie der unbegreifliche Erfolg gezeigt hat, auch geglückt ist. Der Grund aber, den Konrad von Bevern ins Treffen führt, ist nicht stichhaltig: es ist die Unmoral des Stücks. Nun, erstens ist es immer schon eine mißliche Sache, wenn die Kritik Moral oder Religion zu Hülfe nimmt: in diesem Falle aber ist die moralische Entrüstung, wenigstens sofern sie das sexuelle Moment betrifft, ganz unberechtigt, denn „Ehre" ist durchaus nicht das, was man als „unanständig" zu bezeichnen pflegt. Gegen die sophistischen Tiraden, die Graf Traft über den Begriff Ehre losläßt, wäre allerdings so manches einzuwenden. Ebenso gegen die Aufreizung der Armen gegen die Reichen, die in der heutigen bösen Zeitstimmung sehr übel angebracht ist. Daß der Verfasser dieser Broschüre auch den Roman „Der Katzensteg" mit grimmigen Worten in den Bann thut, ist ganz unberechtigt, und wie er es thut, das ist eines Literaturkritikers ganz unwürdig.

— Von Frankreich ist ein sympathisches Buch herübergekommen: Alfred Marchand's „Poètes et Penseurs" (Paris, Fischbacher, 1892) in der gefälligen, handlichen und soliden Ausstattung, deren die französischen Buchausgaben sich erfreuen. Neun kürzere feuilletonistische Besprechungen französischer zeitgenössischer Autoren und Lamennais' als Philosophen werden durch zwei Studien über deutsche Schriftsteller eingerahmt, über Justinus Kerner und Marie von Ebner-Eschenbach, denen beiden der des Deutschen vollkommen kundige und es mit Liebe und seinem Verständnisse erfassende Kritiker den Haupttheil seines Bandes gewidmet hat. Von dessen 364 Seiten nimmt das Lebens- und Dichterbild des schwäbischen Sängers allein 205 ein, der Essay über Frau von Ebner-Eschenbach umfaßt 30 Seiten. Von Liebe zu seinem Thema erfüllt, hat der Verfasser auf dem Untergrunde von Kerner's „Bilderbuch aus meiner Kindheit" und seiner gründlichen Bekanntschaft mit dessen Schriften und Gedichten den Mitbegründer der schwäbischen Dichterschule seinen Landsleuten vorgeführt, überall ein tiefes Eindringen in deutsche Geistesart bekundend. Unendlich mehr concentrirt ist die lesenswerthe Studie über die erste deutsche Schriftstellerin der Gegenwart gehalten; den biographischen Mittheilungen folgt ihre Würdigung als Erzählerin, dann ihre Charakteristik als Verfasserin der „Aphorismen". Alfred Marchand bemerkt sehr scharfsinnig, der Werth der meisten ihrer Gedanken werde dadurch erwiesen, daß sie die Probe der directen Uebertragung in eine fremde Sprache aushalten, ohne eine Abschwächung zu erleiden und ohne daß man zur Bewahrung ihrer Kraft wie ihrer Anmuth zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen müsse. Er theilt eine größere Zahl eigener wohlgelungener Uebersetzungen mit. Ueberhaupt erweist sich der Verfasser als ein Meister schöner und ungemein leicht verständlicher Sprache, daher sein Buch sich bestens empfiehlt.

— Die von Leo Berg in Gemeinschaft mit Wilhelm Lilienthal herausgegebene Anthologie „Moderne Lyrik" ist nunmehr abgeschlossen und soll noch im Laufe des Monats April erscheinen. Die Sammlung verspricht in der That ein umfassendes Bild der modernen Lyrik zu geben, denn wie uns mitgetheilt wird, sind sämmtliche Richtungen durch größtentheils ungedruckte Dichtungen unserer ersten Autoren vertreten. Die Anthologie enthält Beiträge von: Fontane, Greif, Fulda, Bulthaupt, Heiberg, Hoffmann, Seidel, Zoozmann, Egestorff, Liliencron, Schack, Woermann u. s. w.

— Paul Heyse's neueste Novelle „Das Marienkind" soll als 200. Band von Engelhorn's „Romanbibliothek" Mitte April erscheinen.

— Von den „Gesammelten Schriften" Moltke's ist der erste Band: „Zur Lebensgeschichte", soeben bei Mittler u. Sohn in Berlin erschienen.

Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Roon's" werden noch im Mai in zwei Bänden von Trewendt's Verlag in Breslau ausgegeben werden.

Bibliographie.

Wiener Almanach. (1. Jahrg.) 1892. Herausg.: J. Jaeger. Red.: H. Glücksmann. Wien, A. W. Künast. Gr. 8. 6 M.

Bogler, P., Auf ungleicher Bahn. Roman. Wien, C. Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 M.

Börckel, A., Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit. Nach seinen Schriften und den Berichten seiner Zeitgenossen. Mainz, V. v. Zabern. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bork, H., Zwei Festspiele aus dem Kriegsjahre 1870/71. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Briefe eines deutschen Offiziers aus dem 20. Jahrhundert. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Herr von Caprivi und die Kronstädter Verbrüderung von Johs. v. K. . . Berlin, R. Eckstein Nachf. Gr. 8. 1 M.

Sozialpolitisches Centralblatt. Herausgeber: H. Braun. 1. Jahrg. 1892. 52 Nrn. Berlin, J. Guttentag. Gr. 4. Vierteljährlich 3 M.

Cohen, L., Chronologische Beiträge zur jüdischen Geschichte, Bibliographie und Biographie. Breslau. (Frankfurt a. M., A. J. Hofmann.) 8. 60 Pf.

Fischer, L. H., Aus Berlins Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze zur Kultur- und Litteraturgeschichte Berlins. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 2 M.

Hohenzollerische Forschungen. Jahrbuch für die Geschichte des deutschen Kaiser- und preussischen Königshauses. Herausgegeben von C. Meyer. 1. Jahrg. Berlin, H. Lüstenöder. Gr. 8. 15 M.

Ein neuer Freischütz. Militärisches Lustspiel in 2 Bildern. Berlin, R. Eisenschmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Gloede, H., Heimathliche Bilder aus alter Zeit. Beiträge zur Heimathskunde und Kulturgeschichte der Odergegend an der märkisch-pommerschen Grenze, gesammelt und zusammengestellt. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Goethe und Charlotte von Stein. Acht Lieder. London, A. Siegle. Gr. 8. 50 Pf.

Gradl, H., Die Ortsnamen am Fichtelgebirge und in dessen Vorlanden. Eger, J. Kobrtsch u. Gschihay. 8. 3 M.

Grimm, J. T., Heimatkunde des Staates Rio Grande do Sul. Santa Cruz, Stutzer u. Hermsdorf. 8. 6 M.

Hartmann, E. v., Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus. 2., erweiterte Auflage. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Hausknecht, W., D'Nochberschaft, an dramatischer Scherz i St. Galler Mundart. St. Gallen, W. Hausknecht. 8. 60 Pf.

Heinemann, F., Vorposten. Eine Sammlung. Leipzig, W. Friedrich. 8. 2 M.

Kollbach, K., Rheinisches Wanderbuch. Bonn, E. Strauß. 8. 5 M.

Langhans, W., Der Endreim in der Musik. Ein Kapitel von der musikalischen Deklamation. Leipzig, F. E. C. Leuckart. Gr. 8. 60 Pf.

Lichtensteiu, E., Sprühregen. London, A. Siegle. 12. 1 M.

May's, C., Reiseromane. 1. Bd.: Durch Wüste und Harem. 1. Lfg. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 12. 50 Pf.

Mickwitz, C., Gedichte. Reval, F. Kluge. 8. 4 M.

Müllenhoff, K., Deutsche Altertumskunde. 3. Bd. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 10 M.

Nordau, M., Seelenanalysen. Novellen. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 3 M.

Orsini-Rosenberg, L. Graf, Itineraria des Landskroner Vice-Burggroigth des ehrsamben Hanns Straintz. Historische Erzählung aus Kärntens Vorzeit. Klagenfurt, A. Ranuecker. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Osterberg-Verakoff, M., Das strahlende Bergwerk. Stuttgart, Strecker u. Moser. 16. 1 M. 20 Pf.

Panizza, O., Aus dem Tagebuch eines Hundes. Leipzig, W. Friedrich. 8. 3 M.

Rabenlechner, M. M., F. W. Webers „Dreizehnlinden". Wien, Drescher u. Comp. Gr. 8. 40 Pf.

Roberts, A. Baron v., Aus Mitleid. — Die gekaufte Stimme. — Des Kaisers Fünf u. s. w. Neue Novellen und Skizzen. Berlin, Verein für Bücherfreunde. 8. 5 M. 50 Pf.

Scheffler, L. v., Michelangelo. Eine Renaissancestudie. Altenburg, St. Geibel. Gr. 8. 4 M.

Scherer, F., Jugendstürme. Roman in 2 Bdn. Wien, F. Scherer. Gr. 8. 4 M.

Schmekel, A., Die Philosophie der mittleren Stoa in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 14 M.

Schmid, L., Die Grafen von Hohenberg zollerischen Stammes und das Minnesänger-Denkmal auf der Weilerburg. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Kunde der Kunst- und Altertums-Denkmale Schwabens. Tübingen, F. Fues. 12. 1 M.

Schmidt, P. v., Das deutsche Offizierthum und die Zeitströmungen. Berlin, Liebel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sylva, C., Meister Manole. Trauerspiel. Bonn, E. Strauß. 8. 2 M.

Wege Gottes. Erzählung von Siona. München, A. Buchholz. 8. 2 M.

Zöller, L., Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebst einem lyrischen Anhang. Kaiserslautern, A. Gotthold. 12. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von

E. A. Gelbcke.

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geheftet 15 M.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur, welche jedem Freunde des großen Dichters willkommen sein wird. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten. In den mit ausführlichen biographischen Notizen versehenen Einleitungen ist der Einfluß, welchen Shakespeare von seiner literarischen Umgebung erfuhr und auf dieselbe übte, deutlich nachgewiesen; in Verbindung mit der allgemeinen Einleitung enthalten sie außerdem eine Geschichte des englischen Dramas jener denkwürdigen Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine

Gemeinsprache der Kulturvölker.

Von

Dr. Alberto Liptay.

8. Geh. 4 M.

Ein Vorschlag zur Erlangung einer zweckmäßigen, leicht erlernbaren Weltsprache, welche von allen Kulturvölkern verstanden werden kann. Der berühmte Linguist Prof. Dr. Max Müller in Oxford hat die Widmung des Werks angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die fünf Sinne des Menschen.

Von

Julius Bernstein,

Professor der Physiologie an der Universität zu Halle.

Zweite Auflage. Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 12. Band.)

In dem Werke sind die Sinne des Menschen nebst den damit zusammenhängenden physiologischen Vorgängen zum Gegenstande einer populären Darstellung gemacht, die ausserordentlich viel Neues und Interessantes bietet.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**

ca. 1 Million Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gerdas Heirat.

Roman von

Martin Bauer.

Zwei Bände.

Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Hangen und Bangen.

Roman von

Gregor Samarow (O. Neding).

Zwei Bände.

Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Antonie.

Roman von

Ludwig Thaden.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Der Spielprofessor.

Roman von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Mit 176 Illustrationen von G. Brandt.

Preis kartonirt in Farbendruckumschlag M. 4.—; fein in Leinwand gebunden M. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. 4 Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 16. — 21. April 1892.

Inhalt: „Anmerkungen übers Theater" von J. M. Reinhold Lenz. Von Heinrich Düntzer. — Paul Heyse's neuestes Drama. Von Friedrich Kummer. — Romane und Erzählungen. Von M. Benfey. — Neues Poetisches. Von Hans von Basedow. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

„Anmerkungen übers Theater" von J. M. Reinhold Lenz.

So manche Aeußerungen des unglücklichen Lenz, selbst aus seiner besten Zeit, haben sich als wahrheitswidrig herausgestellt, sodaß besonders bei denen, welche andere in ein ungünstiges Licht stellen, die Untersuchung ihrer Wahrheit dringend geboten scheint. Ein moskauer Prediger, welcher der Vertraute seiner letzten Lebensjahre war, hat aus seinem Munde die wunderliche Angabe aufgezeichnet: „Anmerkungen übers Theater, von Goethe verstümmelt. Es waren vier Vorträge gegen die Trinitätslehre des Aristoteles, als Beitrag zur Dramaturgie Shakespeare's. Vorrede vom Herausgeber." Wir können die Zuverlässigkeit dieser Mittheilung durch Vergleichung mit dem noch vorhandenen Schriftchen prüfen.

Nachdem Lenz in einer zwischen Shakespeare's Narren und der Eigenheit von Tristram Shandy schwebenden Laune einen Ueberblick der Geschichte des Theaters gegeben, gedenkt er zuerst der Forderung, unsere Erkenntniß müsse vollkommen gegenwärtig und anschaulich sein; poetisch werde sie, wenn das Genie sie zurückspiegle. „Hier lassen Sie uns eine kleine Pause bis zur nächsten Stunde machen", schließt er ab, „wo ich mit Columbus' Schifferjungen auf den Mast klettern und sehen will, wo es hinausgeht. Noch weiß ich es selber nicht, aber Land wittere ich schon, bewohnt und unbewohnt ist gleichgültig." Vorher hieß es, er wolle den Herren „eine müßige Stunde mit Anmerkungen über Theater, über Schauspieler und Schauspiel ausfüllen", ihm als einem Fremden würden sie es nicht übel nehmen, wenn er mit einer gewissen Freiheit über die Dinge spreche. Das ist alles blos eine nicht ganz klare Einkleidung (denn soll „der Fremde" auf eine Gastvorlesung oder auf was sonst deuten?), die ihn aber nicht hindert, später ein paar mal den christlichen Leser (nicht Zuhörer) anzureden. Beim Anfang des „zweiten Abschnitts" nennt er sich einen kritischen Prosaisten, der als Kritiker phlegmatisch nachdenke, obgleich er früher bemerkt hatte: „Wir alle sind Freunde der Dichtkunst." Die Poesie, heißt es weiter, unterscheide sich dadurch von allen Künsten und Wissenschaften, daß sie das scharf Durchschaute in getreuer Nachahmung wieder hervorbringe. „Laßt uns zu unserm Theater umkehren!" fährt er fort. „Und die Natur des Schauspiels zu entwickeln suchen, aus dieser Untersuchung Corollarien ableiten, mit guten Gründen (uns) verschanzen, und im dritten Abschnitt wider die Angriffe unserer Gegner, das heißt des ganzen feinern Publikums, vertheidigen, ob wir sie vielleicht dahin vermöchten, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln." Das Ganze sollte hiernach aus drei Abschnitten oder Stunden bestehen. Die Annahme, schon hier habe Goethe als Herausgeber geändert, um einen vierten Abschnitt wegzulassen, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit, ja man sieht ebenso wenig, was dieser enthalten haben könne, als sich ein Grund zu einer solchen Verstümmelung von Goethe's Seite denken läßt, der damals mit Lenz auf dem allervertrautesten Fuße stand. Dagegen begreift man wohl, wie Lenz in seinen traurigen moskauer Tagen sich ein solches böswilliges Eingreifen des Freundes einbilden konnte. Wie dunkel Lenz damals der eigentliche Inhalt seiner „Anmerkungen" vorschwebte, ergibt sich daraus, daß er sie Vorträge gegen die drei Einheiten des Aristoteles nennt. Freilich springt er von seiner Bemerkung, das Schauspiel sei Nachahmung, gleich zu Aristoteles über, um diesen zu widerlegen, der, wie er leichtfertig behauptet, sich selbst widerspreche, aber zunächst bestimmt er die Nachahmung näher. Alles komme darauf an, was man nachahme: bei den Griechen und den Franzosen sei es das Schicksal des Menschen, bei den ältern Engländern und allen ältern nordischen Völkern der Mensch. Hier liege der Knoten, aus dem zwei so verschiedene Gewebe ihren Ursprung genommen. Erst nachdem er weitläufig des Aristoteles „dramatisches Princip mit der Basis seines kunstrichterlichen Gebäudes" untergraben zu haben glaubt, will er, ehe er zum „Fundament des Shakespeare'schen, unsers Landmanns", übergehe, zu einem der

Fundamentalsätze des Aristoteles „zurückschießen", zu der „so erschrecklichen, jämmerlich berühmten Bulle von den drei Einheiten". Erst nachdem er mit dieser drollig umgesprungen, als ob nicht Lessing längst das Misverständniß der Franzosen aufgedeckt hätte, um nicht von Herder's gründlicher Darlegung zu reden, will er „auf das Dach des französischen Gebäudes klettern und unsere gesunde Vernunft und Empfindung fragen". Wahrscheinlich sollte nach dem Entwurfe hier der dritte Abschnitt beginnen, aber in dem bunten Durcheinander, wo er von einer Abschweifung in die andere geräth, hat er die Eintheilung in Vorträge und Abschnitte ganz vergessen, wenn er auch die versammelten Herren noch ein paar mal anredet. Diese Verwirrung kann nicht durch eine spätere Verstümmelung hineingebracht sein, sie muß dem ursprünglichen raschen Entwurf dieses Sturmlaufens angehören. Wohl mag sie Lenz selbst, als er seine Anmerkungen später in Moskau wieder durchlas, aufgefallen und er sich zu ihrer Erklärung eine Verstümmelung durch Goethe eingebildet haben.

Die Fehler des französischen Dramas, die Lessing schon scharf getroffen hatte, werden nun im einzelnen mit launiger Derbheit dargestellt und, um „dieses trockene Raisonnement mit einem Nägelchen zu spicken", wird Voltaire's und Shakespeare's Behandlung des Julius Cäsar einander gegenübergestellt. Dann will er noch „ein paar Worte" über Aristoteles sagen. Den Grund der ihm auffallenden Vernachlässigung der Charaktere bei Aristoteles findet er in den Religionsbegriffen der Alten, da „von jeher und zu allen Zeiten die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften der Menschen auf diese gepfropft" seien. Bei den Alten, deren Drama aus dem Gottesdienst hervorgegangen, habe ein eisernes Schicksal alles bestimmt, und so habe ihr Schauspiel als Hauptempfindung blinde und knechtische Furcht vor den Göttern erregen sollen. Das wagt er trotz des Aristoteles Reinigung der Leidenschaften zu behaupten. Nach unsern Religionsbegriffen und unserer ganzen Art zu denken müßten wir den Volksgeschmack der Vorzeit unseres Vaterlandes zu Rathe ziehen, der noch heute Volksgeschmack sei. Die Hauptempfindung in unserer Tragödie sei „die Person, die Schöpfer ihrer Begebenheiten", wogegen in der Komödie, auf die er hier zuerst einen Blick wirft, die Hauptempfindung immer die Begebenheit sei. Um die hiernach zu bewerkstelligende Umgestaltung unsers Schauspiels war es Lenz eigentlich zu thun, und nur darin ging er über Lessing und Herder hinaus, hinter denen er in gründlicher ästhetisch-kritischer Betrachtung weit zurücksteht; deshalb schlug er den drolligen Ton an, der nach Horaz oft besser wirken soll als der ernste, der wenigstens, wenn er gelingt, die Lacher auf seiner Seite hat. Die Schlußbemerkungen leiten die angehängte Uebersetzung von Shakespeare's Komödie ein, die jedoch nicht am Schlusse des Vortrags gelesen werden sollte, was auch schon die Art zeigt, wie er ihrer gedenkt.

Wir hoffen gezeigt zu haben, daß von einer Verstümmelung der „Anmerkungen", deren eigentliche Absicht Lenz später ganz verkannte, keine Rede sein kann. Ebenso wenig stammt die Vorrede, wie er annahm, von einem Herausgeber, obgleich heute Froitzheim behauptet, Inhalt und Form bewiesen die Wahrheit dieser Aussage. Wenn die Vorrede diese „Schrift" als „das erste ungehemmte Raisonnement eines unparteiischen Dilettanten" bezeichnet, so liegt darin nicht die geringste Hindeutung, daß sie von einem andern als dem Verfasser herausgegeben worden sei; sie will nur hervorheben, daß die Schrift schon zwei Jahre vor Herder's Aufsatz über Shakespeare und vor Goethe's „Götz" (Juli 1773) in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen worden, aber ihre Mittheilung jetzt erfolge, weil „manches für die heutige schöne Literatur darin sein möchte, das jene beiden Schriften nicht ganz überflüssig gemacht". Neuerdings hat man gar auch hier, wie sonst um einzelne Punkte im Leben von Lenz, zu Goethe's Ungunsten einen ganzen Roman gesponnen. Gleich nach seiner Ankunft in Straßburg habe dieser Kenntniß von einem Aufsatze oder vielmehr Briefe Herder's über Shakespeare erhalten, der in der Salzmann'schen Gesellschaft vorgelesen worden sei; dies habe ihn veranlaßt, noch im Sommer 1771 seine „Anmerkungen übers Theater" in derselben Gesellschaft vorzutragen. Hier ist der Heischesatz, Herder's später gedruckter Aufsatz stimme inhaltlich und stilistisch mit dessen straßburger Brief an Merck vom 28. October 1770 überein, unwahr. Und welche Ungeheuerlichkeit liegt in der Annahme, Lenz habe seine „Anmerkungen" als eine neue Entdeckung, ohne Herder's zu gedenken, in derselben Gesellschaft gegeben, in welcher dessen in der Sache übereinstimmende, nur gründlicher und umfassender dargestellte Ansichten vorgelesen worden waren!

Leider sind Goethe's mehr als vierzig Jahre spätere Berichte über seinen straßburger Aufenthalt so unzuverlässig, daß wir äußerst selten auf sie fußen dürfen. Ganze bedeutende Abschnitte seines Jugendlebens waren ihm damals wie er selber es bestimmt ausgesprochen, eine tabula rasa mit wenigen lichten Punkten; von gleichzeitigen Aufzeichnungen über seine straßburger Zeit lagen ihm nur Tagebücher zweier Ausflüge und ein paar Gedichte vor. Seine Verbindung mit Lenz war, ein paar Einzelheiten abgerechnet, in seinen Erinnerungen völlig getrübt. Um sich über seine damalige Anschauung Shakespeare's einigermaßen klar zu werden, las er, wie wir wissen, Herder's Aufsatz und die „Anmerkungen" von Lenz, ohne aber zu glauben, die dort vertretenen Ansichten seien alle schon damals im straßburger Kreise zur Sprache gekommen; sagt er ja selbst, sie hätten noch darauf verzichtet, Shakespeare's Verdienste näher zu erkennen, zu begreifen und zu beurtheilen. Bei dem Mangel jeder deutlichen Erinnerung ist es nicht zu verwundern, daß die Berichte darüber im elften und vierzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" nicht genau stimmen, ein Widerspruch, den man dadurch gesteigert hat, daß man Goethe wider den Wortlaut sagen läßt, Lenz habe die „Anmerkungen" und die Uebersetzung von „Love's labour's lost" schon in Straß-

burg gelesen. Im vierzehnten Buche erwähnt er Lenzens Sendung der Handschriften des „Hofmeisters", des „neuen Menoza", der „Soldaten", der Plautinischen Lustspiele und der Uebersetzung Shakespeare's als Zusatz zu den „Anmerkungen"; er habe ihm zu den letztern, trotz seines Anstoßes an der Behauptung des Vorworts, dieselben seien schon 1771 vorgelesen worden, wie auch zu den übrigen Handschriften Verleger verschafft. Schon die falsche Folge der Lenz'schen Schriften ergibt die Ungenauigkeit dieses Berichts; daß Lenz ihm die „Soldaten" geschickt, ist nachweislich unwahr. Fest steht, daß er die Plautinischen Stücke Weygand zum Verlage empfahl; dasselbe ist für den „Hofmeister" sehr wahrscheinlich, aber seit Lenz mit dem Verleger in Verbindung stand, bedurfte es Goethe's Vermittelung nicht mehr. Aller Wahrscheinlichkeit nach überraschte Lenz Goethe mit den „Anmerkungen", wenn dieser auch die Uebersetzung von Shakespeare's Komödie, welcher sie zur Einleitung dienten, schon gekannt haben mag. Die Großsprecherei, jene seien schon zwei Jahre vor „Götz" gelesen worden, hätte er ihm nicht durchgehen lassen können, wenn er sie auch verzieh, als sie gedruckt war. Diese Unwahrheit war ja nicht stärker, als wenn Lenz im Juli 1775 die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zum Träger der falschen Behauptung machte, ein Freund, der sich großen Ruhm im Vaterland erworben, habe ohne sein Wissen und Willen die ihm blos zur Ergötzung mitgetheilten Stücke drucken lassen. Freilich waren die „Anmerkungen" und die manches glücklich treffende Uebersetzung, die aber noch immer einzelnes ausließ, anderes verfehlte, Goethe höchst erfreulich wegen des bei aller Geschmacklosigkeit darin überall sprühenden Witzes und ihrer derben Kühnheit. Er fühlte sich wahrhaft empört, als Wieland mit verdientem Spotte dieses „wunderbare Rothwelsch" traf, dessen Ton der eines Sehers, eines Genies sei, das durch die Affectation seltsamer Wendungen, Wortfiguren und Nothzüchtigung der Sprache demjenigen den Schein einer neuen Entdeckung gebe, was andere lange vorher kürzer, deutlicher und richtiger gesagt hätten, wobei er sich auf seinen eigenen, kurz vorher im „Merkur" erschienenen Aufsatz „Der Geist Shakespeare's" berief. Freilich übersah Wieland das durchaus berechtigte Dringen auf eine dem Geiste des deutschen Volks entsprechende Neugestaltung unseres Dramas, aber zu dem Bilderstürmischen des Inhalts, wie es Goethe später nennt, gab das häufige drollige Abbrechen mitten im Satze und das närrische Spiel einer nach Witz kindisch haschenden Bilderjagd einen empfindlichen Misklang und konnte die Wirkung nur schwächen: Lessing sah darin nur „Gewäsch". Wir glauben, daß die „Anmerkungen", mag Lenz die zu Grunde liegende Anschauung auch schon früher, gleich nach dem Erscheinen des „Götz", gefaßt haben, erst als Einleitung zur Uebersetzung der Shakespeare'schen Komödie rasch hingeworfen wurden, als ihm Herder's Aufsatz bereits vorlag. Aus ihm nahm er wol die etwas wunderliche Beziehung auf die Schauspiele „aller älterer nordischen Nationen", da dieser vom „nordischen Drama" und von Shakespeare als „größtem Dramatisten in Norden" spricht, und fast könnte man meinen, daß bei der Aeußerung des Vorworts, „wir theilen sie unsern Lesern rhapsodienweis mit", Herder's Wort vorschwebe: „Man lasse mich als Ausleger und Rhapsodisten fortfahren." Die ganze Weise des Vortrags hat große Aehnlichkeit mit Goethe's Rede zu Shakespeare's Namenstag von 1771, selbst darin, daß wir in Goethe's Vortrag lesen: „Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter *schreiben*." Fast könnte man vermuthen, Goethe habe Lenz, als dieser näher mit Shakespeare sich beschäftigte, diese Rede mitgetheilt, der ihren Ton nach seiner Weise noch gesteigert habe, um, in Anknüpfung an Shakespeare, die Umgestaltung des deutschen Dramas in deutschem Geiste, freilich als ein wahrer Clown, zu predigen.

Heinrich Düntzer.

Paul Heyse's neuestes Drama.

Der dramatischen Dichtungen fünfundzwanzigstes Bändchen „Wahrheit?" von Paul Heyse *) unterscheidet sich durch nichts als seinen an Problemdichtung streifenden Titel von den übrigen Dramen des Dichters, die eines frühzeitigen Todes verblichen und nun längst verschollen sind. „Prinzessin Sascha" mit dem geborgten Flitterstaat, „Elfriede", „Graf Königsmark" und „Die schlimmen Brüder" sind diesem Schicksal anheimgefallen; nun hat auch „Wahrheit?" die ewige Ruhe gefunden und auf das Fragezeichen, das hinter dem Titel Pikanterien verspricht, ist in diesem Falle die vernichtende Antwort gegeben worden. Einmüthig wies die Kritik bei der Aufführung im Lessing-Theater in Berlin das Drama zurück und heute, kaum einige Wochen nach der Première, ist das Stück fast vergessen.

Es ruhe in Frieden, könnte man auch zu diesem Stücke sagen, denn in künstlerischer Beziehung besitzt Heyse's Drama nichts, das eine eingehende Besprechung rechtfertigen könnte; nur die Absicht des Werks fordert zu einigen Bemerkungen heraus, die um so sicherer zu einer Verurtheilung führen müssen, als sie wesentlich intellectuelle und moralische Schwächen des Dramas berühren. Einem so feinen, so oft erprobten Kunstverstande wie dem Heyse's sollte man es nicht zutrauen, daß er die Vertheidigung des idealistischen Kunstwerks anders als mit starken, mit untadeligen Waffen versuchte. Leider aber ist zu der langen Reihe

*) Wahrheit? Schauspiel von Paul Heyse. Berlin, Besser. 1891. 8. 2 M. 60 Pf.

der Don Quixotes, die in diesem Winter ausgeritten sind, um den Drachen des Realismus zu erlegen, zu Lindau, Blumenthal und Wildenbruch nur ein neuer Unglücksgenosse gekommen, über den zu triumphiren eine zu wohlfeile Freude wäre. Warum diese Kreuzritter alle den Beruf in sich fühlten, die Kunst und die bestehende Ordnung zu vertheidigen — oder richtiger ausgedrückt: die aufstrebende, realistische Richtung zu verhöhnen und anzugreifen, das ist für den Unparteiischen schwer zu sagen. Wer hat den vier, übrigens vom ironischen Zufall boshaft genug zusammengewürfelten, Kämpen den Handschuh hingeworfen, wer hat in letztvergangener Zeit ihren mehr oder minder anfechtbaren Lorberkranz noch zu zerpflücken gesucht? Sieht man in die jüngste Vergangenheit der Literatur zurück, so wird man kaum solche Angriffe auf einen dieser Autoren entdecken; ja im Gegensatz zu früher ist man jetzt auf der ganzen Linie friedfertiger und duldsamer, weil mäßiger geworden und sucht die großen, gebietenden Herren nicht mehr zu beschimpfen, weil man sieht, daß diese selbst wenig zu ihrem Ruhme mehr beitragen. Aber dieselben großen Autoren, die vor fünf Jahren mit berechtigter Würde zu dem Kläffen der Meute schwiegen, führen jetzt einen durch nichts gerechtfertigten Krieg gegen die Jungen, die sie in Frieden lassen wollen, nachdem sie erreicht haben, was für den Anfang zu erreichen war. Früher war es ein Krieg der Hungrigen gegen die Satten, an dem man wahrlich nicht immer seine Freude hatte, aber der wenigstens berechtigt war, in dem die Kräfte wuchsen und bei dem Leben, Leidenschaft und sogar Talent hie und da aus den Kämpfern blitzte. Jetzt aber, nach fünf Jahren, sehen wir das widrige Schauspiel eines Kriegs der Satten, die gegen eine Weltanschauung streiten, von der sie ihren Untergang vielleicht ahnen; da spricht keine Leidenschaft, sondern das Phlegma, das optimistische Ruhebedürfniß, das alles beim Alten lassen will; da zischelt ganz verstohlenerweise die Denunciation, und plumpe frivole Witze bei dem einen, banale Großmuttergedanken bei dem andern beleuchten das unerfreuliche Bild eines Kriegsschauplatzes, wo nicht für die Ehre oder die Kunst gestritten wird, sondern für andere, minder schwer zu wägende Güter des Lebens.

Intellectuelle Schwäche, verbunden mit der Kritiklosigkeit und dem Mangel an Selbstzucht, das ist es, was der Lindau'schen „Sonne", dem Wildenbruch'schen „Heiligen Lachen" und Heyse's „Wahrheit?" leider eine symptomatische Bedeutung gibt. Solange solche Stücke von unsern ersten Autoren, die wir dafür nun einmal ansehen müssen, geschrieben und mit ihrem angesehenen Namen gedeckt werden, haben wir keine Literatur, keine Kunst, keine Kritik, die wenigen Könner und Kenner ausgenommen, die weder mit solchem Schaffen etwas gemein noch ihre Beschönigung oder Verschweigung sich zum Grundsatz ihrer Beurtheilung genommen haben.

Allerdings hat „Wahrheit?" von Heyse, wie schon einleitend bemerkt, eine einhellige Verurtheilung von der Kritik wie von dem Publikum der Reichshauptstadt erfahren, aber es steht zu befürchten, daß diese Verurtheilung nicht in der fast möchte man sagen verfehlten Conception, sondern in der Schwäche der Durchführung, in der gänzlich misglückten Gruppirung der Handlung seine Ursache gefunden habe; mag darum ihrer mit ein paar Worten der Vollständigkeit halber Erwähnung geschehen.

Es handelt sich um das Lebensschicksal eines jungen Mädchens, Emmy, die im Hause ihres Schwagers Bernd lebt, der ihre ältere glänzendere und oberflächlichere Schwester Clarisse aus wahrhafter Liebe geheirathet hat. Emmy sollen wir als ernsten gehaltvollen Charakter nehmen; in ihrer Seele ist eine innige halb weibliche, halb kindliche Neigung zu ihrem Schwager leise entstanden. Sie glaubt ihn mit ihrer Schwester nicht glücklich und Clarisse, die instinctiv die Gefahr fühlt, sucht ihren Mann durch Ausübung ihrer dilettantischen Talente von neuem an sich zu fesseln. Bernd selbst erwidert die Liebe seiner Schwägerin jedoch nur freundschaftlich, und bei seinem Charakter, dem eines optimistischen Durchschnittsmenschen, ist der Ausbruch einer Leidenschaft so gut wie ausgeschlossen. Bei dieser Lage der Dinge, die einen Novellisten, aber kaum einen ursprünglichen Dramatiker reizen könnte, muß die Verwickelung nothwendigerweise von außen kommen.

Eben hat eine zahlreiche Gesellschaft die Salons des Bankiers Bernd verlassen, als noch in später Stunde Doctor Normann mit Bernd ein paar Worte allein reden will. Normann hat Emmy auf ihr Lehrerinnenexamen vorbereitet und ist in seine anmuthige Schülerin verliebt. Bernd hat gegen seine Werbung nichts einzuwenden, aber natürlich findet er in der späten Stunde des Antrags und andern äußern Umständen etwas Ueberraschendes, sodaß dem querköpfigen und eitlen Gelehrten Normann scheint, als ob Bernd selbst Emmy liebe und sie keinem andern gönne. Normann beschließt daher, der Liebe Bernd's einen Riegel vorzuschieben. Aber Emmy bittet ihn erst um Bedenkzeit, dann lehnt sie den Antrag ihres Lehrers rundweg ab. Dieser — eine der misrathensten Figuren Heyse's — soll nun ein Wahrheitsfanatiker sein, er plaudert also in Beisein Bernd's, Clarissens und der alten Großmutter wie ein dummer, an Größenwahn leidender Schuljunge das stille Geheimniß des Hauses aus: Emmy liebe ihren Schwager Bernd. Er thut das nicht aus Rachsucht, sondern um die Gefahr zu beseitigen, die angeblich der Familie durch Emmy's Liebe drohe! Wie beantwortet man im Leben eine solche Taktlosigkeit? Zum mindesten durch eine heftige Scene, die dem aufhetzenden Tolpatsch gründlich die Lust benimmt, sich in fremde Familienangelegenheiten zu mischen. Daß er das Haus nicht wieder betreten darf, das er zu besudeln und zu zerstören gewagt hat, scheint selbstverständlich zu sein. Jedoch statt der naturgemäßen und erlösenden Explosion, wird durch kleine, mühsam zusammengeklügelte Umstände dem Doctor Normann nach wie vor der Eintritt in das Haus Bernd's nicht verwehrt. Aber die arme kleine Emmy soll auf der

Stelle das Haus verlassen. Sie ist in heller Verzweiflung über den Verrath ihres Geheimnisses, und da sie die Dinge schwerer nimmt als die Banausen um sie herum, so trägt sie sich mit dem Gedanken an Selbstmord. Da kommt Normann allmählich zu der Erkenntniß, daß er ein „großer Esel" ist und will, bis zuletzt ein fühlloser Tolpatsch, die Wunde im Herzen Emmy's durch eine Lehrerinstelle heilen.

Selbst für Heyse's Phantasie, die niemals große und starke Handlungen schuf, ist dieser Inhalt ein wenig dürftig! Für eine Novelle wäre er ja genügend. Um ein Drama zu füllen, wird nun eine andere Handlung mit der eben erzählten verbunden, ebenso roh aber romanhafter als die vorige: Emmy ist ein uneheliches Kind . . . Ihre Mutter hat einen Maler geliebt und diesem dankt das arme Wesen seinen Ursprung. Die sündige Mutter ist todt, aber der natürliche Vater, der Kunstmaler Werner, lebt noch und kann, was sehr drollig wirkt, das Geheimniß seiner Vaterschaft nach achtzehn Jahren nicht länger verschweigen. In allerspätester Nachtstunde, noch ungeschickter als Normann, kommt Werner in Bernd's Haus, das fast ein Boarding House zu sein scheint, zu dem jeder freien Zutritt hat und beichtet — zum Glück erst der Großmutter. Emmy, die schon genug unter der Indiscretion des Doctor Normann zu leiden hat, sieht schließlich auch noch die Ehre ihrer Mutter besudelt. Das arme Ding! Ein tragischer Ausgang wäre unvermeidlich, wenn Heyse's Figuren mehr wären als hohle, leicht angeschminkte Puppen-gestalten, denen es nie darum zu thun ist, was menschlich wahr sein würde, sondern einzig um die dramatische Handlung, die sie recht nach dem Herzen des Dichters vorwärts zu bringen suchen. Und alles wird gut. Die Stimme der Natur, diese Eselsbrücke unmoderner Dichter, bringt die Verbindung zwischen Emmy und dem alten Maler zu Stande, den sie anfänglich nicht so recht hat schätzen können. Mit der Aussicht auf eine italienische Reise schließt heiter das betrübsame und arg verlogene Schauspiel.

Der Inhalt des Stücks konnte von irgendeinem der vielen unglückseligen dramatischen Dilettanten, die an anderer Stelle, meist in ein paar Zeilen, ein ablehnendes Urtheil erfahren, ohne allzu große Unkosten erfunden und gestaltet sein. Da ist kein einziger feiner Zug, bei dem man die Meisterhand, die unnachahmliche, empfindet, da ist kein klares packendes Wort, mit dem verschleierte Tiefen des Lebens beleuchtet werden, da ist nichts Bedeutendes, nichts Neues, nicht Nachhallendes — lau und seicht, ermüdend und gewöhnlich spielt sich die Handlung ab. Und das, fragt man, hat einer unserer ersten Autoren geschrieben? Unwillkürlich, wenn man noch keiner der unverbesserlichen Pessimisten der deutschen Literatur ist, möchte man wenigstens vom technischen, wenigstens vom dramatischen Handwerksstandpunkt die „Wahrheit" Heyse's ableugnen. Kein jüngerer Autor, und wenn er nur den zehnten Bruchtheil des Ansehens zu verlieren hätte, den Paul Heyse besitzt, würde sich die dramatische Arbeit so bequem machen und solche Charaktere als handelnde Menschen hinstellen, am wenigsten aber die Abgänge und Auftritte, die Motive und die vielen papierenen Wendungen des Dialogs und des Selbstgesprächs gebrauchen, die Heyse's Drama auch formell unbedeutend machen, selbst wenn die Gestaltung der Fabel geglückt wäre.

Und die „Wahrheit"?

Ja, die Wahrheit! „Ich werde immer ganz wild", sagt der Chorus des Stücks, die alte Großmutter —

> wenn ich sehe, was für schändlicher Misbrauch heutzutage mit dem ehrwürdigen Wort getrieben wird. Zu meiner Zeit galt Lügen auch für was Häßliches, aber es gab noch häßlichere Dinge. Seinem Nebenmenschen weh thun, ihm alles Unangenehme schonungslos unter die Nase reiben, sich noch was drauf einbilden, daß man sich mit der sogenannten Wahrheit überall hinflegelt, — das durfte man sich damals nicht erlauben. Heute ist Wohlerzogenheit, Discretion, Schonung von Schwächeren — alles alter Trödel! Wenn man einem Menschen das Leben retten könnte mit einer warmherzigen Lüge, stößt man ihm lieber die blanke Wahrheit ins Herz wie ein grobes Küchenmesser und läßt ihn sterben und verderben.

Das ist mit Verlaub, Großmama, nun ganz und gar nicht wahr. Nichts liegt uns eigentlich heutzutage ferner, als unbarmherzige, rücksichtslose Verkünder der Wahrheit zu sein; nicht einmal das, was man dafür hält, kommt in unserer Gesellschaft zur Aussprache. Wie verlogen weiß man zu bemänteln, wie cultivirt man die Schwächen anderer, wie vorsichtig muß man draußen mit Handschuh und Hut nach neuester Mode die Wahrheit ablegen, wenn man an eine wohlgedeckte Tafel sich setzen will. Da ist nichts von Wahrheitsliebe zu finden.

Aber Großmama meint es ja auch nicht so. Sie meint es nicht social und nicht gesellschaftlich. Nein, aus ihrem Munde spricht der Dichter oder deutlicher gesagt der Literat. In der Kunst gilt nicht mehr der Schein soviel wie sonst, da will man Wahrheit neben dem schönen Schein, da hat man auch endlich angefangen, mit manchen alten hochberühmten Größen aufzuräumen, da gilt Auerbach nicht mehr, sondern Anzengruber. Und wie lange wird es vielleicht währen, so ist selbst Paul Heyse vergessen und verstaubt wie Auerbach, der schöne schmeichelnde Bauerndecorateur. Wahrheit! jawohl das heißt für viele, die argwöhnisch sind und nicht zu den ganz Großen gehören — Niedergang, Vergessenheit. „Und darum werde ich allemal so wild, wenn ein so schändlicher Misbrauch heutzutage mit der Wahrheit getrieben wird." Die Großmutter hat recht, so gut wie der Enkel, der mit der Wahrheit spielt. Nur soll die Großmutter nicht wollen, daß wir ihretwegen auf den Fortschritt verzichten sollen, um ihr die Laune nicht zu verderben oder ihre geistigen und klingenden Renten nicht zu verringern.

Eine ganz gefährliche Großmutter übrigens, die recht artig corrumpirt ist, so sehr sie die fromme weise Frau zu spielen weiß. Man sollte gar nicht glauben, was für gefährliche Großmütter in unserer „wahrheitliebenden" Gesellschaft ihr Garn abspinnen. Ein armes gequältes Herz schüttet sich aus. Es will Klarheit über seinen Zustand.

Soll es auch einen ungeliebten Mann nehmen? Großmutter, die vielerfahrene, sagt ja! Und Emmy:

Aber vor dem Altar, wenn der Priester uns fragt, müssen wir nicht da wenigstens die volle Wahrheit sagen, und ob wir selbst und die ganze Welt darüber zu Grunde gingen?

Großmutter meint:

Was fragt denn der Priester, Kindchen? Ob wir verliebt sind in unsern Bräutigam und ohne ihn nicht leben können und nicht etwa einen andern lieber zum Manne nähmen? Bewahre! Er fragt blos, ob wir diesem hier anwesenden Soundso ein treues Weib sein wollen und zu ihm stehen in guten und bösen Tagen. Können wir das nicht ehrlich geloben, auch wenn unser Herz dabei ein bischen bluten sollte?

Emmy ist auch ein zu dummes Ding! Sie hat von jesuitischer Gesinnung bei alten Frauen noch gar nichts gehört. Ihr junges, modern empfindendes Herz fragt keck nach dem Glück bei solchen Vereinigungen und sie muß sich's gefallen lassen, wenn Großmutter abwehrt: „Du fragst curios, Kindchen. Wer ist denn glücklich? Und wenn er's ist, wer bleibt's immer?"

Alle Hochachtung vor Heyse, aber das möchte ich nicht geschrieben haben. Da liegt so viel Heuchelei und Schwachheit, daß es wol verdient, der Vernrtheilung preisgegeben zu werden. Die Idee der warmherzigen Nothlüge, die schließlich siegreich hervorgeht, wie viel verführerisches Gift liegt nicht darin, wie unkünstlerisch ist es so ganz und gar, diese Idee — zu dramatisiren!

Genug. Die Lüge aus Noth oder aus innerem Zwang hat vielleicht in der dreißigjährigen Dichterlaufbahn Heyse's eine allzu große Rolle gespielt. Man verstehe mich recht. Es sind nur ein paar und nicht besonders ergiebige oder tiefe Themen, mit denen der Dichter in hundert Novellen und zahlreichen Dramen und Romanen den reichen Mann gespielt hat. Er brachte fast stets eine zierliche, bisweilen eine gar duftige und entzückende Behandlung zu Stande. Er hat gar wohl die Kleinheit seines Talentes empfunden, aber mit Recht pochte er auf seinen formalen Reichthum und täuschte mit warmherzigen Nothlügen über die äußern und mehr noch über die innern Grenzen seines Talents hinweg. Heyse hat die Leidenschaft nie dargestellt. Er hat den Schein gesucht und die Wahrheit nur gekannt, solange sie elegant war. Die „elegante" Wahrheit war das Lebensprincip der Heyse'schen Kunst. Sehr wohl ist von diesem Standpunkt ein Stück wie die „Wahrheit" zu begreifen und mit warmherzigem Verständniß zu entschuldigen. Nur für die Ausführung und die eines Dichters nicht würdige Tendenz, durch die andersdenkende, ehrliche Künstler ironisirt werden sollen, hat niemand weniger als Heyse Anspruch auf Entschuldigung.

Friedrich Kummer.

Romane und Erzählungen.

1. Rath's Frieda. Kleinstadt-Roman von Hermann Thom. Leipzig, Bonmann. 1891. 12. 50 Pf.
2. Junge Leiden. Roman von G. Mengs. Berlin, Janke. 1892. 8. 4 M.
3. Die wilde Madonna. Novelle von Julius Freund. Berlin, Wilhelmi. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Todtenröschen. Licht. Zwei Erzählungen von Anton von Perfall. Jena, Costenoble. 1892. 8. 5 M.
5. Der letzte Schuß. Die Erzählung des Henkers von Bologna. Ein Kind seiner Zeit. Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Universal-Bibliothek. Nr. 2871, 2872.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1891. Gr. 16. 40 Pf.
6. Natur-Idyllen von E. Dennert. Leipzig, G. Böhme Nachf. 1891. 12. 1 M. 50 Pf.
7. Im Vorbeigehen. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 3 M.
8. Schneeballen. Von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, G. Weiß. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein Backfisch, der die Leuchte frisch errungener Kenntniß von Welt und Menschen nicht unter den Scheffel stellen will! Das ist der erste Eindruck nach glücklich beendetem Durchlesen von „Rath's Frieda" von Hermann Thom (Nr. 1); glücklich, weil der Roman, und das ist seine einzige gute Eigenschaft, kurz ist. Hätte sich die alltägliche Geschichte, die darin breit getreten wird, naturgemäß entwickelt, so wäre sie in einem kurzen Satze zu berichten gewesen: ein sehr reicher, hochgebildeter, alleinstehender junger Mann lernt ein schönes, junges, vorzüglich unterrichtetes Fräulein aus angesehener Familie kennen; sie lieben sich, sie heirathen einander. Doch wo bliebe dann der Roman? Es werden also dieser natürlichen Entwickelung allerlei durchaus unnatürliche Hindernisse in den Weg geschoben. Bei der jungen Dame wird sogar der lobenswerthe, leider mislungene Versuch gemacht, ihr seltsames Gebaren durch eine absonderlich gestaltete Kindheit zu motiviren.

Ein Buch aus der Hand zu legen, ohne die geringste Ausbeute darin gefunden zu haben, ist betrübend; bietet der Inhalt so gar nichts, da fällt das suchende Auge schließlich auf den Umschlag. Hier enthielt dieser interessanteste Theil des Bändchens anderthalb Dutzend Titel von Schöpfungen des Herrn H. Thom. So war also die Vermuthung von Backfischchens Erstlingswerk irrig, und wir bitten den Herrn Verfasser um Verzeihung dafür. Aber desto schlimmer für ihn!

Während der Versuch, eigenartige Charaktere zu schildern, hier durchaus mislungen ist, bietet der Roman „Junge Leiden" von G. Mengs (Nr. 2) die Studie eines interessanten Frauencharakters, die recht gut und fesselnd durchgeführt ist: eine groß und leidenschaftlich angelegte Frauennatur, die unter dem Druck ärmlicher wie trüber Familienverhältnisse schwer leidet, plötzlich vor die Er-

füllung ihrer höchsten Träume und Wünsche gestellt, sie doch nur durch Bruch der Freundestreue verwirklichen könnte. Ihr Kampf, ihr Sieg wirkt wahr und lebensvoll. So heroisch das Mittel auch ist, das sie ergreift, um jedes Zurückweichen unmöglich zu machen, von so zweifelhafter Wirkung möchte es sich doch leicht erweisen: einen zwar hochgeachteten, aber ungeliebten Mann heirathen, um der Leidenschaft zu einem glühend Geliebten Herr zu werden. Dank der ethischen Kraft und Größe des Mädchens wie des Mannes, dank der verehrenden Liebe, die er ihr widmet, wird die gewagte Ehe glücklich. Freilich muß man gestehen, daß die Schilderung dieses Glückes, so lieblich sie ist, doch dem aufmerksamen Leser einen leisen Zweifel an dessen Wahrscheinlichkeit nicht vollständig löst.

Schade, daß in dem Buche, das so gut gemeint und im ganzen auch recht gut ausgeführt ist, doch nicht jene volle Sorgfalt auf die Sprache gewandt worden ist, die sie fordert. Wie ganz anders vollendet ist die Form in „The Mill on the Floss", dem alten herrlichen Roman von George Eliot, der einen ähnlichen Frauencharakter, auch ähnliche Verwickelungen und Kämpfe meisterhaft schildert.

„Die wilde Madonna" von Julius Freund (Nr. 3) ist eine ziemlich spannend erzählte Geschichte, aber keine Novelle, denn die Novelle erfordert vor allen andern dichterischen Formen der Prosa die höchste künstlerische Vollendung, und an künstlerische Vollendung ist hier nicht zu denken. Weder Höhepunkt noch Entwickelung zeigen innere Nothwendigkeit. Eine leidenschaftliche Begebenheit entrollt sich vor dem Leser, deren innere Nothwendigkeit er durchaus nicht einsieht. Der Mann, dem die Ehre gebot, seinem Leben ein Ende zu machen, gebot dieselbe Ehre, das bisher unbescholtene Mädchen, das er in glühender Leidenschaft zu seiner Geliebten gemacht hatte, vor seinem Tode zu seinem Weibe zu nehmen, um sie so doch vor Schande und dem Zorn ihres Vaters zu bewahren.

Daß eine so leidenschaftlich bewegte Begebenheit schließlich durch die Entdeckung einer leichtsinnig eingegangenen Wette, die durch die Entwickelung der Verhältnisse entschieden frivol geworden, zur Katastrophe geführt wird, wirkt ebenso unkünstlerisch wie peinlich.

Weit mehr Interesse erregen von verschiedenen Gesichtspunkten aus die beiden Erzählungen „Todtenröschen" und „Licht" von Anton von Perfall (Nr. 4). Der Verfasser ist einer der Begabteren unter den jüngern deutschen Schriftstellern, dessen leicht erregte Phantasie sich den mannichfachen Richtungen moderner Entwickelung zuwendet und mit überraschender Fruchtbarkeit die Ergebnisse seiner Beobachtungen in Romane und Erzählungen umsetzt. Leider verursacht die rasche Production auch bei dem Begabteren leicht Flüchtigkeit in der Durchführung, mindestens in ihrer äußern Form, auf die doch jeder, der in irgendeiner Weise künstlerisch schaffen will, die größte Sorgfalt verwenden müßte; einzig die Prägung verleiht der Medaille den dauernden Werth. Das Buch wimmelt nicht nur von Druckfehlern, sondern auch von Lässigkeiten in Sprache und Stil. Schade, daß Herr von Perfall, der etwas zu sagen weiß, nicht genügenden Werth darauf legt, dies in richtiger, womöglich schöner Form zu sagen. Der Antheil, den seine Arbeiten, die den Pulsschlag der Zeit wiederzuspiegeln suchen, stofflich erregen, würde sich dann auch zu einem künstlerischen steigern. In diesen beiden Erzählungen nimmt er den Kampf des Reinmenschlichen, des „Rechtes, das mit uns geboren ist", auf gegen das conventionelle Recht des social und religiös Ueberkommenen. „Wir haften alle mit unheimlicher Kraft an Truggebilden, die uns in der Hand, unter den Augen zerfließen, die uns nie Genuß gewähren und ohne die wir doch nicht leben können."

Im „Todtenröschen" trägt das Ueberkommene den Sieg davon über Herz und Leben, aber einen traurigen Sieg, der die Niederlage in sich birgt: vae victoribus! Im „Licht" siegen schließlich Licht und Wahrheit, doch erst nachdem schwere Opfer gebracht worden, über Trug und Lüge, die selbst der altbewährte Wahlspruch der Jesuiten nicht dauernd stützen kann. Der Vertreter des Satzes, der den, seiner Ansicht nach, hoch über alle irdischen Fragen erhabenen Zweck des Sieges der Kirche im Auge hat, unterliegt zuerst innerlich und endlich muß er auch thatsächlich sein sündhaftes Fehlen gestehen, da er das dem Menschen erkennbare Rechte unberücksichtigt gelassen, es sogenannten höhern Zwecken erbarmungslos zum Opfer gebracht hatte.

Gerade nach dem Lesen der Dichtungen der Begabteren aus der Gegenwart drängt sich mit um so größerer Gewalt das traurige Empfinden auf, daß das Bewußtsein des Künstlerischen unserer Zeit mehr und mehr verloren gehe: „Wer aber in dieser Erzählung mehr sucht als einen schwachen Abglanz jener so fernen Zeiten — der lasse sie eben auf sich beruhen und wende sich bessern Dingen zu." So schließt Alfred Friedmann die mittlere der „Drei Novellen" (Nr. 5), die in der „Universal-Bibliothek" erschienen sind. Freilich sucht ein jeder, der überhaupt etwas in den Schöpfungen der Phantasie sucht, mehr darin; denn das Stoffliche, das sie bieten, kann er von jeder guten Culturgeschichte breiter und tiefer gefaßt fordern; in der dichterischen Erzählung aber sucht er vor allem künstlerische Einheit; ohne diese hat sie kein Recht auf dichterische Behandlung, und die lebhafteste Schilderung bleibt ohne diese Harmonie ein Bruchstück aus der Wirklichkeit, statt durch sie zum schönen Schein einer höhern Wirklichkeit erhoben zu werden. Dieser Mangel macht sich in allen drei Novellen fühlbar, so charakteristisch und so verschiedenartig ihre Stoffe wie deren Behandlung auch sind. „Der letzte Schuß" entwickelt den traurigen Uebergang eines tüchtigen arbeitsamen Handwerkers zum Mörder, infolge einer verhängnißvollen Leidenschaft, der er sich widerstandslos ergibt; „Die Erzählung des Henkers von Bologna" schildert eine Episode aus den italienischen Bürgerkriegen

zu Ende des 13. Jahrhunderts; „Ein Kind seiner Zeit" zeigt, wie Leben und Wesen eines widerstandsschwachen Charakters durch äußere Umstände, denen er nicht Herr zu werden vermag, gebrochen und vernichtet wird. So verschieden die Motive und die Charaktere auch sind, alle drei Novellen haben das Ueberwiegen des stofflichen Interesses vor dem künstlerischen miteinander gemein. Nicht nur im großen und ganzen macht sich dieser Mangel bemerkbar, nicht allein negativ in der flüchtigen Behandlung der Sprache („gefolgt von"; „ein in . . . mächtige Stiefeln gekleideter Landsknecht"), sondern auch direct in durchaus unkünstlerischer Anwendung erklärender Anmerkungen. Die erste dieser Noten gibt zu einem Ausdruck der Erzählung: „Bei diesem Regiment ist Bologna die Witwe von mehr als zwanzigtausend Bürgern geworden", folgende Erläuterung: „Ein bizarres, in alten Chroniken der Zeit zu findendes Wort." Wenn der angewandte Ausdruck in den Text hineinpaßt, bedarf er keiner Erklärung; wenn er nicht hineinpaßt, soll er fortbleiben; eine Anmerkung stört stets den Fluß der Erzählung und unvermeidliche Unterbrechung der poetischen Fiction. Wer chronikartig schreiben möchte, der mache die Studien dazu an dem Meisterwerke, das die neuere deutsche Literatur in diesem Stile besitzt. „Die Stickerin von Treviso" bedarf keiner sprachlichen Erläuterung, da ist alles aus einem Guß; Inhalt und Form decken sich und heben sich wie der matte Goldgrund die zarten Farben alter Heiligenbilder hebt und idealisirt, indem er sie der bunten Wirklichkeit entrückt.

Warum vergessen die Frommen im Lande so gern, daß eine jede Gottheit, deren Cultus gehuldigt wird, eine eifrige Herrscherin ist, die keine andern Götter neben sich duldet! Mehr noch als jede andere ist es die Kunst, in deren Dienst die leiseste Untreue sich sofort rächt. Poesie und Tendenz! ja, da hört die Poesie augenblicklich auf, denn sowie Absicht und Reflexion sie zur Magd erniedrigen möchten, ist sie verschwunden.

Einigermaßen wunderlich muthet die Mischung von Naturpoesie und Naturwissenschaft an in „Natur-Idyllen" von E. Dennert (Nr. 6). Die anspruchsvolle Einleitung „Ein Traum als Vorwort" mit ihrem didaktisch-pedantischen Inhalt, den die reizlosen Reime:

> Und selbst zu meinen Füßen das Moos
> Hob seine Blättchen nach oben,
> Her stürzte von Blumen ein ganzer Troß,
> Von summenden Bienen umschwoben —

wahrlich nicht zur Dichtung wandeln können, raubt dem eigentlichen Inhalt sofort die Anmuth des Unmittelbaren. Der Nebengedanke, der so gewaltsam aufgedrängt wurde, verläßt den Leser kaum wieder, besonders da er nicht allein durch das Gebotene — das wäre an sich, richtig behandelt, das einzig Angemessene hier —, sondern sogar durch erklärende Anmerkungen festgehalten wird. Eine Naturidylle mit gelehrter Note über „eine frühe Periode der Erdgeschichte, Steinkohlenformation u. s. w.", d. h. doch in der That, den Begriff der Dichtung aus dem Auge verlieren. Das ist um so bedauerlicher, da Herr Dennert, wenn er ohne lehrhaften Nebengedanken seine oft recht feinen Naturbeobachtungen in lebendig dargestellte Bildchen kleidet, häufig in ansprechender Weise Leben und Treiben von Pflanze und Thier zu erfassen und zu schildern versteht. Hoffen wir, daß er bei etwaiger künftiger Arbeit die Dinge rein auf sich und seinen Leser wirken lasse und zu der Ueberzeugung durchdringe, daß es genüge, die Wunder des Lebens darzustellen, wenn er Bewunderung, ja Andacht wecken möchte, und daß es nicht noththue, naturwissenschaftliche Erläuterungen und theologische Ansichten hinzuzufügen.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen"; aus dem bunten Allerlei von Ferdinand Groß: „Im Vorbeigehen" (Nr. 7), klingen vielerlei Töne, die bald ernst, ja tragisch zum Herzen sprechen, bald neckisch und spöttisch Humor, Witz und Ironie bethätigen. Eine gewisse Schwierigkeit liegt stets in der Zusammenfassung verschiedenartigster Feuilletons zu einem Buche. Bei weitem die meisten der hier gebotenen verdienen jedoch die neue Ausgabe, und wenn auch zugestanden werden muß, daß weniger auch in diesem Falle mehr gewesen wäre, so sind es doch nur sehr wenige, gar zu flüchtige Plaudereien über Eintagseindrücke, die besser fliegende Blätter geblieben wären. Meist ergreifen Herzenstöne erwarteten oder geschwundenen Glücks, oft ergötzt humorvolles Streifen gesellschaftlicher Schwächen und Misbräuche. In einzelnen erschütternden Skizzen („Nur eine Tochter") wirkt tragische Kraft in knappgefaßter Schilderung aus dem Leben. Originelle Einfälle, die trotz der ironisirenden Form, in die sie gekleidet sind, des praktischen Hintergrundes nicht ermangeln und Beachtung verdienen, werden humoristisch entwickelt, wie in der „Entmuthigungsanstalt" für keimende Genies („Gegen das Genie"). In andern („Surrogate") birgt die spöttisch-neckische Form tiefen Sinn, Gedanken, werth gedacht und bedacht zu werden.

„Im Vorbeigehen" ist die Arbeit eines Mannes, der das Treiben seiner Zeit mit scharfem Auge beobachtet, mit scharf geschnittener Feder das Beobachtete in ernster wie scherzender Form vor das Forum der Oeffentlichkeit bringt.

Würdig schließt sich dem ein Buch an: „Schneeballen" von Heinrich Hansjakob (Nr. 8), das unmittelbar hineingreift in den größesten aller Dichter, das Leben selbst. Wer die Dichtungen dieses vielgestaltigsten Autors entziffern will, muß freilich mit Dichteraugen hineinschauen, mit Augen, wie sie Heinrich Hansjakob besitzt, denn gewöhnlichen Sterblichen erschließen sich diese Geheimnisse nicht. Ihren Lieblingen aber gab Natur das Auge, das ihre Schöpfungen rein auf sich wirken läßt, und in ihre verborgensten Tiefen wie in einen durchsichtigen Krystall hineinschaut; sie gab ihnen auch das Vermögen, was sie so erschaut, klar und lebendig zu gestalten. Alle Schilderungen des urwüchsigen Pfarrers in Freiburg zeichnen sich

aus durch diese Wahrheit und Tiefe der Anschauung, die sich in lebensvoller Fülle der Darstellung verkörpert. Die „Schneeballen", deren eigenthümlicher Titel im Vorwort treffend begründet wird, sind unmittelbar aus dem Leben geschöpft: „Ich bemerke noch, daß meine «Schneeballen» so wenig als die «Wilden Kirschen» erfunden sind. Sie haben geleibt und gelebt und leben theilweise noch, so wie ich sie darstelle." Dieser Unmittelbarkeit verdanken sie die Rundung, die überraschende Originalität, in der sich das kernhafte Wesen, das überall zu Grunde liegt, so vielgestaltig kundgibt. Mit Ausnahme der wenigen allgemeinen Züge, die freilich auch überall an Persönliches anknüpfen und manch interessante Volkssitte, manch alten Brauch, manche culturhistorische Ueberlieferung vor Vergessenheit wahren, liegt die Hauptanziehungskraft dieser wanderfrohen und wehmuthinnigen Menschenbilder in ihrer steten Beziehung zu der markigen Persönlichkeit dessen, der sie entworfen hat. Die kinderfrohe Frische der Anschauung, mit der der geweckte, sinnige Bäckerbub Welt und Menschen auf sich wirken ließ, hat der erfahrene Mann ebenso frisch im treuen Herzen bewahrt, und vermag ihnen dadurch die fesselnde Frische und Anschaulichkeit der Darstellung zu geben. Sein Herz spricht mit, in jeder Erinnerung liegt ein Theil seines eigenen Seins: „Es war mir eine bitter-süße Wanderung. Süß ob all der Erinnerungen, die sie mir wachrief. Jeder alte Baum und jede alte Hütte riefen mir die Knabenzeit zurück. Wenn ich aber nach den Menschen fragte, überkam mich bittere Elegie . . . und schlage aus ihm (einem alten Mann, den er als «rothbackigen Burschen» in der Knabenzeit gekannt) all die Erinnerungen an längst vergangene schöne Tage wieder heraus, wie Goldkörner aus herbem Granitstein." So hebt er selbst den Schatz der Erinnerungen wie Goldkörner aus tiefem Schacht der Vergangenheit, und bewunderungswerth ist es, wie der Mann während eines schon halbhundertjährigen vielbewegten Lebens diese Frische der Erinnerung an die erste Frische der Eindrücke bewahrt hat.

Die Sprache ist von großer Einfachheit; die Bilder, die sie schmücken, ergeben sich natürlich aus den Dingen: „Ich beneidete den Mann, der das Leben so kühl über sich hingehen läßt, wie sein altes Mühlrad das Wasser des Bächleins." Da ist nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes, das Bild liegt in der Sache selbst, der rechte Bildner holt es heraus. Der treffende Ausdruck, der mit wenigen Worten das Dargestellte lebensvoll charakterisirt, steht in hohem Maße dem Manne zu Gebote, der Selbsterlebtes schildert, das vor seinem Auge vorüberging, das sein Herz bewegte: „Zwei Generationen sind seitdem ausgestorben und das alte Haus kam mir heute vor, wie ein modernder Sarg, in dem so manche glückliche Stunde der Knabenzeit begraben liegt." Da ist nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes, mit ursprünglicher Frische quillt es aus der Fülle der Empfindung hervor, aus der Tiefe des Priesterherzens, das so viel erfahren von dem, was die arme Menschheit bewegt. Das Buch ist so menschlich, so tief menschlich, in dem, was es schildert, und in dem, wie es schildert. Und so liegt auch, wie über allem Menschlichen, ein weicher Schleier der Wehmuth darüber ausgebreitet, der die Freude dämpft, das Leid lindert — denn Freud vergeht gleich Leid, und vergänglich ist alles, was da lebt und webt auf unserer Erde.

M. Benfey.

Neues Poetisches.

1. Die Tochter des Bauern im Pensionat. Schauspiel von Wilhelm Gölz. Stuttgart, M. Brennwald.
2. Die Hexe von Hela. Dichtung von Karl Girth. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 1 M.
3. Gedichte von Konrad Rose. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 1 M.
4. Vorposten. Eine Sammlung von Felix Heinemann. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 2 M.
5. Der Apostel. Ein episches Gedicht von Alexander Petöfi. Deutsch von Ludwig Stein-Abai. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 2 M.

Neues Poetisches — das Schlagwort ist eigentlich nicht ganz richtig, denn unter dem scheinbar poetischen Gewand birgt sich in einem Theil der hier zu besprechenden Werke die bitterste Prosa. Das ist besonders bei dem Schauspiel des Herrn Wilhelm Gölz (Nr. 1) der Fall. „Die Tochter des Bauern im Pensionat" ist ein Unicum von einem Schauspiel, zu dem der Verfasser auch noch ein Vorwort geschrieben, in dem er übrigens sagt: „Um Nachsicht muß ich hauptsächlich die Frauenwelt ersuchen, daß ich mit meinem Schauspieltitel sie auf etwas Pikantes vorbereitete." Muß denn „die Tochter des Bauern im Pensionat" immer „pikant" sein? Der erste Satz seines Vorworts: „Wie ich dazu komme, in meiner Stellung ein Schauspiel zu schreiben? wird wol mancher der Leserinnen und Leser denken", ist eigentlich der richtigste Satz des ganzen Buchs. Wahrlich, wie Herr Gölz dazu kommt, ich habe es reiflich bedacht — einen Grund habe ich nicht gefunden. Das Werk ist in Versen geschrieben, in denen es auf Anzahl der Füße nicht ankommt. Der eine Vers zählt deren zwei, der andere zehn. Gereimt sind sie außerdem noch; z. B. sagt da eine Frau von Sprudelwitz:

Was, sind Sie denn im Kopfe verrückt?
Solche Preise, da kommen Sie mir grade geschickt.
Da kann einem vergehen das Lachen
Wenn Sie solche Preise machen.
Glauben Sie, Sie hätten vor sich eine einfältige Gans,
Da zäumen Sie auf das Roß beim Schwanz.
Sechs Pfennige das Stück solchen Zeugs,
Da können Sie's behalten, 's Nöthige habe ich ja bereits,

Für fünfundzwanzig Pfennige kaufte ich das Stück französischen Kopfsalat,
Kann's Euch da noch wundern, wenn nach Eurem Kram man kein Gelüste mehr hat.

Aber noch schöner ist die Erzählung des Stadtraths Egorins:

Unlängst in einer Gambrinushalle
Legte ich im Spaß den Arm um schwarz Rikchens Taille,
Als sie mir brachte ein Glas Bier
Und sagte noch irgendein Scherzwort zu ihr.
Schwarz Rikchen ist ein netter, mogiger Krüppel
Und grüßt mich immer mit dem richtigen Titel.

Ich glaube, das genügt. Es ist noch mancher Satz in dem „Schauspiel", den ich gern anführen möchte, aber um allen unfreiwillig humoristischen Stellen gerecht zu werden, müßte ich das ganze Buch abschreiben. Die Schlußworte der Fürstin von Orlensga möchte ich dem Autor ans Herz legen:

Denn wer mit Zwang über seinen Stand hinaus sich hebt,
Hat manchmal schon schlimme Erfahrung erlebt.

Dichtet Herr Wilhelm Gölz, „mit Zwang sich über seinen Stand hinaushebend", noch mehr derartige Schauspiele, dann dürften ihm die schlimmen Erfahrungen allerdings kaum erspart bleiben.

Da steht doch „Die Hexe von Hela" (Nr. 2) bedeutend höher, trotzdem die Dichtung von Karl Girth einen dilettantischen Anstrich hat. Im ganzen Aufbau, in der Charakterisirung ist das Werk nicht kräftig genug, nicht gesättigt, es verläuft sich an den entscheidenden Punkten, um dann anderweitig wieder einzusetzen. Das ist ein technischer Fehler, der beweist, daß Girth noch mit einem Fuße in dem Dilettantismus steht, wenn man auch an andern Stellen ersieht, daß er wohl die Anlage besitzt, sich aus dem Dilettantismus herauszuheben. Seine Sprache ist fließend, seine Naturschilderungen zeugen von poetischem Talent, sodaß man noch manche hübsche Gabe von Girth erwarten kann, wenn auch nicht im Sinne moderner Kunstanschauung. Er hat nur die echten Keime, die in ihm liegen, zu pflegen, und die dilettantische Unkrautsaat auszujäten. „Die Hexe von Hela" dürfte übrigens manchen nicht kritischen Leser erfreuen, da sie schlicht und einfach gehalten ist und von poetischem Talent zeugt.

Es ist gerade keine große Weltanschauung, keine dichterische Tiefe, die aus Konrad Rose's „Gedichten" (Nr. 3) spricht; es ist auch nichts Neues in dem Büchlein; er besingt die landläufigen Stoffe in freien Rhythmen, allerdings nicht in jenen freien Rhythmen, die die poetische Sprache des kommenden Jahrhunderts sein werden, sondern in odenartigen, oft an Klopfstock gemahnenden Rhythmen, die des öftern recht gut, oft aber auch recht ungeschickt sind und nicht von der nöthigen Kraft getragen werden. So sind auch seine Bilder theilweise recht gut und poetisch anschaulich, theilweise aber auch recht lächerlich. So z. B. sagt er in einem Gedichte „An die Pessimisten":

Aber ich sammle im Sommer Scheite
Und glühende Kohlen, daß in kalter,
Düsterer Nacht Licht und Wärme nicht fehle.

Es erscheint mir doch denn recht unpraktisch und feuergefährlich, im Sommer glühende Kohlen zu sammeln, wenn man es im Herbst oder Winter warm haben will; das sind verfehlte Bilder, die den Werth eines ganzen Gedichts verschiefen können und eben deshalb zu vermeiden sind. Oft ist er auch sehr schwülstig, schwerfällig, wie das theilweise in der von ihm gewählten Form liegt. „An die Sorgen" z. B.:

Sorgengeschmeiß!
Elendes Pack!
Ihr wandet Ketten
Um meine Glieder,
Während ich schlief
Im Dunkel der Nacht!
Trugt schnell den Schlummernden
In eine Felsenhöhle,
Und wälztet davor
Mächtige Blöcke!

Und dann weiter unten:

Hört, wie die Ketten krachen!
Frei will ich sein!
Hebt euch von hinnen!
Seht, wie die Felsen schon wanken!
Flieht, ich schmettre euch nieder!

Das ist nicht im Innern emporgewachsen, das ist construirt. Und so das Meiste bei Rose. Am besten gelingen ihm noch die Naturbilder. Sehr hübsch und von echt poetischem Können zeugend ist das Gedicht „Mondnacht":

Sieh den See, im Mondenschein
Silberrein
Glitzert seine Flut.
Sanfte, säuselnde Winde ziehen über ihn hin.
Leise plätschernd erklingen die Wellen.

Sieh wie aus des Grases Thau
Silbergrau
Sich der Nebel hebt,
Wallend windet er sich um die Weiden am Strande.
Wolkenlos, sternenklar strahlt der Himmel.

Und so die übrigen Stimmungsbilder, in denen wirklich poetische Stimmung herrscht. Rose liebt ein leichtes Alliteriren, und das gibt seinen Versen ein charakteristisches, oft sozusagen malerisches Gepräge, deshalb ist das Wählen schiefer Bilder, das ich schon oben erwähnte, um so verwunderlicher. Auch in der Wortverwendung ist Rose des öftern ungeschickt. So sagt er einmal: „Küss' froh den Purpur von der Liebsten Munde." Das ist doch nur möglich, wenn sich die Liebste die Lippen bemalt. Das sind Sachen, die Rose vermeiden muß, will er sich zu wahrer Kunst hindurchringen. Ob er dazu berufen, das läßt sich nach dieser Probe schwer entscheiden, da er nichts Originelles bietet, sondern sich in Idee und Form an den Bardenkreis des Hainbundes anlehnt. Jedoch lassen einige Stimmungsbilder erkennen, daß wirklich poetisches Gefühl, wirklich lyrisches Empfinden vorhanden ist; möge Rose dort

anknüpfen und das, was davon in ihm ist, weiter ausbauen, dann wird er, wenn auch vielleicht nichts Großes, so doch recht Tüchtiges leisten.

Durchaus nicht höher, eher tiefer, steht Felix Heinemann in seiner Sammlung „Vorposten" (Nr. 4). Hier und da will er humoristisch sein, z. B. in der „Frage an die Geliebte":

Kind, du treibst mir arge Künste!
Urahn glaubte dich besessen,
Mußtest ihm als Hexe brennen,
Ich werd' dich vor Liebe — oho!! —

und ist auch wirklich humoristisch, aber auf unbeabsichtigte Weise. So auch wenn er gewaltig wirken will, wie in der Ballade „Tiefmeer":

Und grauenvoll aus der Wirbelflut
Steigt eine Schlange — seht! —
Groß wie die Nacht, das Auge Wuth,
Der Nacken giftgebläht.
Dem Thurm gleich, der im Winde bebt,
Auf langem Leibe schwankt
Das Haupt, an dem der Geifer klebt,
Von Tang und Moos umrankt.

Das ist reine Talentlosigkeit, und für talentlos müßte man das ganze Buch erklären, tauchte nicht hier und da ein Lichtstrahl auf. Allerdings ein sehr minimaler Lichtstrahl, den die Talentlosigkeit schon halb erdrückt hat. Ich glaube kaum — nach den „Vorposten" möchte ich es entschieden verneinen —, daß dieser Lichtstrahl zur Flamme werden kann. Zwar ist die Form theilweise glatt und gelungen, aber die Reime, die Bilder bei den Haaren herbeigezogen:

Mir sinkt ja aller Lebensmuth,
Wie Wasser durch ein Sieb.

Oder:

Wie beneid' ich den Barbaren
Um des Nordens träges Blut!
Denn es muß sie stets bewahren
Vor so ungelöschter Glut.

Oder:

Und nun ließ er mich fallen
Auf diese Erde hier,
Da mußt' ich mühsam wallen
Und ward ein Mensch wie ihr.

Aus solchen Sätzen setzt sich das ganze Buch zusammen. Die Stellen werden genügen, um klar zu machen, daß ein wahrer Dichter aus Heinemann nicht spricht. Es befindet sich in dem Buche noch ein Cyklus Sonette, an die Geliebte gerichtet; ich entziehe sie der Besprechung, da sie von Heinemann jedenfalls sehr tief empfunden, wol auch erlebt sind und ich deshalb den kritischen Maßstab nicht anlegen möchte.

Ein hochbedeutendes Werk hingegen ist die epische Dichtung von Alexander Petöfi: „Der Apostel" (Nr. 5), die Ludwig Stein-Abai recht gut verdeutscht hat, wenn hier und da auch Unbeholfenheit im Ausdruck und der Rhythmik unterlaufen. Es geht ein großer, gewaltiger Zug durch diese etwas fragmentarisch gehaltene Dichtung Petöfi's, ein Zug von echter Leidenschaft, wie man sie ja an dem großen, unglücklichen ungarischen Dichter kennt und bewundert. Es ist modernes Gefühl in „Apostel", sowol in der Form wie im Inhalt, es ist auch Kraft und Schönheit in den Bildern; zudem entwickelt sich das ganze Werk mit gleichsam dramatischer Spannung. Energisch schreitet es vor, eins ergibt sich aus dem andern, und doch vermißt man hier und da die feine Durcharbeitung. Es ist eine imposante al fresco-Skizze, die unwiderstehlich packt und die mit der feinsten seelischen Kleinmalerei gesättigt ist. Der Grundgedanke der Dichtung ist ein völlig moderner, social-ethischer; in unserer Zeit der socialen Frage, des „einigen Christenthums" und der „allgemeinen Friedensliga" ist das Werk nicht ohne Wichtigkeit, ja, man möchte sagen ein document humaine von größter Bedeutung. Ich wünsche ihm viele Leser, denn es klärt, und das sollte jedes Dichtwerk.

Hans von Basedow.

Militärschriften.

1. Moltke's Militärische Werke. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. I. Militärische Correspondenz. Erster Theil. Krieg 1864. Berlin, Mittler u. Sohn. 1892. Gr. 8. 5 M.

In einer, wenn auch amtlich und zum großen Theil auf dem Dienstwege geführten persönlichen Correspondenz werden die eigentlichen letzten Gründe der Dinge, um die sie sich dreht, leichter erkennbar, als in den lediglich amtlichen Schriftstücken. Dies gilt, wenn irgendwo, sicher von den militärischen Briefen, die der Chef des preußischen Generalstabes über die Führung des Feldzugs des Jahres 1864 geschrieben hat; denn dieser hat mehr denn ein anderer eine Thätigkeit hinter den Coulissen erfordert. Nach Moritz Busch ist Fürst Bismarck auf die diplomatische Leitung gerade dieses Feldzugs, der Preußen die active Gegnerschaft von England, Rußland und Frankreich hätte zuziehen können und der im ausgesprochenen Gegensatze zur öffentlichen Meinung, ohne vom Landtage bewilligte Mittel und einen eifersüchtigen wachsamen Bundesgenossen zur Seite, geführt wurde, besonders stolz; ein Theil der Schwierigkeiten, mit denen damals Preußens Ministerpräsident und auswärtiger Minister zu kämpfen hatte, wird auch in der Correspondenz Moltke's sichtbar. Denn dieser hat sowol die dem Feldzug wegen der „Execution" und „Occupation" voraufgegangenen militärisch-diplomatischen Verhandlungen als preußischer Specialcommissar in Frankfurt geführt, als auch während des Feldzugs in Briefen, Berichten und Denkschriften an König Wilhelm I., den

Ministerpräsidenten und den Kriegsminister die jeweilige politische Lage scharf beleuchtet und zur Grundlage seiner militärischen Rathschläge gemacht. Es wird hoffentlich vom deutschen Reich nicht ein Krieg geführt werden müssen, dessen Verlauf in dem Maße von politischen Rücksichten abhängig wäre, wie es der Preußens im Jahre 1864 war; allein immerhin erhellt aus den Moltke'schen Briefen klarer vielleicht als je zuvor die Nothwendigkeit, daß der Chef des Generalstabes über die politische Gruppirung der Mächte im Einzelfalle und den Charakter ihrer leitenden Persönlichkeiten orientirt ist und sogar in dem von ihm mit auszuübenden Betriebe des „diplomatischen Gewerbes", wie es Bismarck nennt, kein Neuling ist.

Eine zweite Betrachtung, die sich dem Leser aufdrängt, ist die, daß das Deutsche Reich eine nicht nur zur Küstenvertheidigung im engern Sinne und allenfalls zum Schutz des deutschen Handels in überseeischen Ländern hier und da brauchbare Flotte haben muß, sondern daß eine zu activen Unternehmungen gegen die muthmaßlichen Gegner geeignete starke Flotte eine Nothwendigkeit ist, vor deren Verkennung auch die wohlwollendsten Sparsamkeitsrücksichten nicht schützen sollten. Es ist wahr: was damals zu bitterm Leidwesen Moltke's (und nicht minder der kleinen preußischen Marine!) nicht möglich schien, die active Betheiligung der Flotte an der Eroberung von Inseln wie Fünen und Alsen, das würde jetzt gegen die dänische Flotte durchzusetzen sein. Aber gegen die russische Ostseeflotte, die allein 19 Schlachtschiffe, darunter 10 neue, umfaßt, wäre eine ähnliche Unternehmung jetzt auch nicht im mindesten aussichtsvoller.

Die rein militärische Correspondenz bezieht sich zunächst auf allgemeine, schon aus dem Jahre 1862 herrührende Vorschläge Moltke's für einen dänischen Feldzug, sodann auf die Gestaltung des Hinmarsches der Executions- und Occupationstruppen (bei der die etwas eigenwillige Politik Hannovers auffällig ist), die Zusammensetzung der Truppen und Commandostäbe, den Zweck der eingeleiteten kriegerischen Operationen und deren Durchführung, sowie endlich auf einzelne besonders wichtige Theile dieser Operationen, so den Angriff der Dannewirke, die Belagerung der Düppelstellung, die (geplante) Besetzung Fünens, die Eroberung Alsens und die Occupirung Jütlands. Auffallend ist es, wie sehr der während der ganzen ersten Periode des Feldzugs in Berlin anwesende Chef des Großen Generalstabes das Vorgehen des Obercommandos der Armee auch im einzelnen durchdachte und zu regeln versuchte. Zum Theil mag hieran die gerade ihm, dem frühern dänischen Offizier und in Holstein Aufgewachsenen, innewohnende Kenntniß von Land und Leuten mitgewirkt haben, zum Theil die während dieses Feldzugs gebotene Abhängigkeit des Obercommandos von der mit den politischen Ereignissen vertrauten Centralstelle. Uebrigens betonen die Moltke'schen Briefe mehrmals, man müsse dem Obercommando in der Ausführung freie Hand lassen. Auch König Wilhelm I., dessen militärischen gesunden Sinn jede der von ihm in der Correspondenz mitgetheilten Aeußerungen verräth, schreibt an Prinz Friedrich Karl: „. . . . Weder ich noch Roon denken daran, Hofkriegsrath spielen zu wollen."

Treu dem Wahlspruch: „Erst wägen, dann wagen", gab Moltke für den Feldzugsplan und dessen Durchführung ebenso wohldurchdachte wie andererseits von kühnem Wagemuth zeugende Rathschläge, die von dem vorsichtigen und an Ort und Stelle wol auch manche Schwierigkeit mehr empfindenden Feldherrn nicht immer ohne Widerstreben angenommen wurden. Das Einvernehmen zwischen beiden blieb jedoch im ganzen gut und wurde noch besser, als Moltke selbst die Geschäfte des Chefs des Generalstabes beim Obercommando übernahm.

Die Eigenschaft wahrhaft großer Männer, trotz lebendigster Theilnahme an den Ereignissen in gewisser Hinsicht über ihnen zu stehen und sie mit andern zu vergleichen, verleugnet sich auch in Moltke's Briefen nicht, am wenigsten in denen von mehr privatem Charakter. Andererseits aber wird man auch gerade bei der Durchlesung dieser letztern sich wohlthuend berührt finden, von der warmherzigen eifrigen Art, mit der die Thaten der Truppen und die Kämpfe behandelt werden. Als Belege für beide charakteristischen Seiten der Moltke'schen Correspondenz mögen zum Schluß einige aus dem Zusammenhange herausgenommene Stellen hier einen Platz finden:

Zwischen 7 bis 8 Uhr erfolgte in dieser Richtung eine furchtbare Detonation, die mich augenblicklich und unwillkürlich an das Auffliegen eines großen Munitionsparkes am Euphrat erinnerte. —

Nehmen Sie hingegen Alsen, so sind Ihnen die 6000 Paar Stiefel und alle Sünden, die Sie sonst begangen haben mögen, vergeben. —

Gott schenke Ihnen den Besitz der Düppelstellung und reiche Trophäen, um den großen Haufen zu befriedigen; die sitzen schon mit hochgezognen Branen und wünschen zu erstaunen. —

Es muß doch in diesem hyperboräischen Lande endlich einmal gutes Wetter werden und auf stille See zu rechnen zu sein. Der Uebertritt nach Meels gestattet freilich den Dänen die Einschiffung in Hörup, aber einen guten Theil ihres Materials müßten sie dabei denn doch einbüßen und vor allem die Insel, auf welche wir nun einmal unser Herz gestellt haben. —

Das dänische Panzerfahrzeug Rolf Krake, damals ein sehr unbequemer Gegner, wird von Moltke einmal als „gepanzerter Riese", dann als „dickfelliger Geselle", ein drittes mal als „Scheusal" bezeichnet.

Hieran schließt sich leicht die Besprechung der Schrift eines Ungenannten, der verehrungsvoll an das Wirken des großen Feldherrn anknüpft:

2. Ein Vermächtniß Moltke's: Stärkung der sinkenden Wehrkraft. Berlin, R. Eisenschmidt. 1892. Gr. 8. 50 Pf.

Der Verfasser dieses Schriftchens geht von dem Gedanken aus, daß die Bestrebungen denkender Vaterlandsfreunde, die in dem vom Grafen Moltke im Reichstage eingebrachten Heimstättengesetzentwurfe ihren Ausdruck finden, nicht allein an und für sich berechtigt sind, sondern

auch insofern, als die Erhaltung unserer Wehrkraft, oder besser die Aufhaltung ihres Rückgangs, wesentlich davon abhängt, daß die verhältnißmäßige Abnahme unserer ländlichen Bevölkerung, im Gegensatz zur städtischen und industriellen, in ein langsameres Tempo gebracht werde.

Was das platte Land und die Ackerstädte entvölkert, ist theils die unbestimmte Hoffnung des Einzelnen, in der großen Stadt sein Glück machen zu können, theils die in der Industrie allein übliche Zahlung des Arbeitslohns in baarem Gelde, theils und durchaus nicht zuletzt der Reiz, den die Vergnügungen der Stadt ausüben; und diese Vergnügungen lernt z. B. bei dem neuerdings eingetretenen Anschwellen gerade der größern Garnisonen ein nicht geringer Procentsatz der durch die Heeresschule Laufenden mehr als früher kennen.

Diesen sehr starken Reizen gegenüber dürfte ein Heimstättengesetz, welches die Erwerbung ländlichen Eigenthums erleichtert und seine Erhaltung sichert, kaum das, aber immerhin ein abziehendes Mittel sein. Gerade bessere und tüchtigere Naturen finden in dem Bewußtsein, Haus, Hof und Land ihr eigen nennen zu dürfen, eine Befriedigung, die ihnen etwa der bloße Besitz eines Sparkassenbuchs nicht gewährt. Allein das gilt zumeist nur von solchen, die auf dem Lande aufgewachsen sind, während die Städter selten Neigung haben werden, auf dem Lande gewissermaßen ein neues Leben und eine neue Art des Lebensunterhalts erst zu erlernen.

Wenn sonach die Hoffnung des Verfassers, ein Heimstättengesetz werde eine Rückwanderung aus den Städten auf das Land veranlassen, schwerlich in Erfüllung gehen wird, so ist eine Abnahme der Entvölkerung des platten Landes von einem solchen Gesetze immerhin zu erhoffen.

Daß die verhältnißmäßig zu starke Zunahme der industriellen Bevölkerung eine verhältnißmäßige Abnahme unserer Wehrkraft im gefolge hat, erhellt aus den vom Verfasser nach sorgfältigen Ermittelungen beigebrachten Zahlen, wonach in rein ländlichen Districten vom Hundert der Bevölkerung 1,1, in rein industriellen nur 0,31 als waffentüchtig befunden wurden.

Jedenfalls verdient das Schriftchen die Beachtung jedes ernsten Politikers.

Die folgende Schrift wendet sich hingegen, wenigstens zunächst, an den Arzt, speciell an den Militärarzt:

3. Historische Untersuchungen über das Einheilen und Wandern von Gewehrkugeln von A. Koehler. Berlin, Hirschwald. 1892. Gr. 8. 80 Pf.

Das vorliegende Heft enthält die erste der „Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens", welche die Medicinalabtheilung des königlich preußischen Kriegsministeriums herausgibt. Der Inhalt ist indessen nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Laien interessant, speciell auch — und vielleicht sogar in erster Linie — für den Culturhistoriker.

Es ist ein langer Weg, den die Heilkunst bis zu der heutigen aseptischen Heilung der Schußwunden durchgemacht hat.

Pfolsgrundt's „Bündt-Erztnei" empfiehlt, um „Büchsenpulver aus wunden tzw bringen": „frawen milch und zeihen milch, hanfwurtz krawth oder Steinkrawth, boum öll oder leinöll oder rossen öll", alles durch ein Tuch geseiht und eingespritzt oder zur Befeuchtung eines Tampons aus „nodwergk" gebraucht, daneben innerlich einen Trank aus „beinoss und von der buchspitz".

Noch nahezu 200 Jahre nach der Erfindung des Schießpulvers hielten einige Aerzte die Schußwunden für vergiftet und verbrannt und kauterisirten sie mit siedendem Oel oder schoben, nach Entfernung des Pulvers durch Hin- und Herziehen eines Haarseils, einen Speckmeißel ein („So züht er alle gifft an sich dz kein gifft in den Loch belibet"). Manche Krieger, so „Les Allemands Reisters", nahmen denn auch nach Ansicht Paré's (Mitte des 16. Jahrhunderts) Pulver in Wein aufgelöst, um sich vor bösen Zufällen zu beschützen; Paré bemerkt indessen, daß er nicht recht begriffe, was das nützen solle. Ihm seinerseits war bekannt, daß das damals bei der geringern Durchschlagskraft häufiger als jetzt vorkommende Einheilen von Geschossen und ihr vergleichsweise unschädliches Wandern im Körper gegen die Giftigkeit der Geschosse spräche. Indessen dauerte es bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts, ehe sich die Ueberzeugung, Schußwunden seien einfach als gequetschte zu behandeln, allgemein Bahn gebrochen hatte, und noch 1699 konnte Mathaeus Gothofred Purmannus, „Chirurgus und Stadtartzt zu Bresslau" klagen:

> Und muß man sich über alle massen wundern, daß auch nach so langer Zeit, noch itze solche elende Saalbader gefunden werden, die dieser alten Methode (des Ausbrennens der Schußwunden) folgen, und gantz und gar nicht davon abweichen wollen, vermeynende, was sie ihr Lehrmeister und Vorgänger gelernt, müsse recht, und gantz wohl gethan seyn; sagende: man hätte es vor viel 100 jahren nicht ohne Nutzen gethan, würde also wohl recht seyn und bleiben, die Alten wären auch keine Narren gewesen. Lieber Gott, was sind das vor kahle Entschuldigungen! Eben als wenn niemandem frey stünde, was besseres zu ersinnen, das mit der Vernunft richtiger übereinkäme, und den Patienten auch nicht also marterte.

Vorstehende Citate werden genügen, um die obige Behauptung, daß das Werkchen für den Culturhistoriker von Interesse sei, zu erhärten. Sehr lobenswerth ist es, daß der Verfasser seine Quellen so genau wie thunlich bezeichnet und dadurch das Studium derselben befördert.

Weite Kreise im gelehrten, militärischen und Laienpublikum dürfte das nachstehende Werk interessiren:

4. Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz. Streiflichter auf die Lehren des Professor Dr. Delbrück über Strategie. Von Friedrich von Bernhardi. Berlin, H. Peters. 1892. Gr. 8. 2 M.

Das Werk wird unzweifelhaft eine Erwiderungsschrift hervorrufen; der streitbare Mann, den es mit sehr scharfen Waffen angreift und, wie gleich hinzugesetzt sein mag,

schlägt, wird nach neuem Rüstzeuge suchen und den Kampf fortzusetzen sich bemühen. *)

Es handelt sich um Professor Delbrück und dessen Behauptungen, es habe in alten und neuen Zeiten außer einer Strategie, die sich die Niederwerfung des Gegners zum Ziele setzt, auch eine solche gegeben, die nur seine Ermattung beabsichtige; solche Ermattungsstrategen seien unter anderm die Feldherren des 17. und 18. Jahrhunderts, vor allem auch Friedrich der Große, gewesen; das Alterthum biete in Perikles das Beispiel eines Ermattungsstrategen, und diejenigen, welche nur eine Niederwerfungsstrategie gelten lassen wollten, z. B. Moltke, hätten den großen Verfasser des Buchs vom Kriege, Clausewitz, nicht mit genügendem Verständniß gelesen.

Die hier formulirten Behauptungen hat Delbrück nicht alle gleichzeitig entwickelt, indessen nach und nach an- und ineinandergefügt, sodaß das ganze System seiner Beweisführungen erschüttert wird, wenn auch nur eine von jenen Behauptungen als unrichtig nachgewiesen wird. In der vorliegenden Schrift geschieht das aber mit ihnen allen.

In positive Form gebracht, lautet die Widerlegung Delbrück's durch Bernhardi etwa wie folgt. Die Sätze in Clausewitzens Buch vom Kriege, auf die sich Delbrück stützt, sprechen nicht von der Strategie — diese ist eins der Elemente der Kriegführung —, sondern eben von der Kriegführung. Diese wird bei dem schwächern Theile der Kriegführenden, oder dort, wo der im ganzen stärkere Theil für einen von mehreren Kriegsschauplätzen nur schwächere Kräfte einsetzen kann, eine hinhaltende sein können und vielleicht müssen. Der schwächere Theil kann sich eben zumeist die „Niederwerfung" des Gegners nicht zum Ziele setzen, und keiner der heutigen Militärs, die Clausewitz „nicht verstanden" haben, wird es etwa tadeln, daß die Dänen 1864 sich nicht die Niederwerfung Preußens, Oesterreichs, Sachsens und Hannovers zum Ziele gesetzt, sondern sich auf die Vertheidigung beschränkt haben. So hat denn auch Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege wol eine Kriegführung geübt, welche die Ermattung seiner zahlreichen ihm überlegenen Gegner bezweckte; gleichzeitig aber ist er strategisch, d. h. bei der Leitung seiner Heere, derart verfahren, daß er den einzelnen Gegner, d. h. dessen ihm gegenübergestelltes Heer, niederwarf. Nicht die Festhaltung oder Eroberung gewisser Stellungen oder gar, wie Delbrück will, gewisser Magazine, ist ihm der jedesmalige Zweck seiner Unternehmungen, sondern das Zurückwerfen, womöglich die den betreffenden Feldzug auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes entscheidende Niederwerfung des feindlichen Heeres.

Auch aus Friedrich's Schriften läßt sich die Lehre von einer Ermattungsstrategie nicht herauslesen. Die wenigen Stellen, auf die sich Delbrück beruft, sind aus ihrem Zusammenhange gerissen und erhalten, in diesen wieder hineingebracht, einen völlig andern Sinn. Zahlreiche andere Stellen, die die Vernichtungsstrategie predigen, führt Delbrück dagegen gar nicht an. Wenn dieser in seinen frühern Schriften die ältern und neuern Militärschriftsteller, welche die Delbrück'sche Ermattungsstrategie nicht gekannt hätten, etwas sehr von oben herab behandelt, so wird er in seiner Erwiderung auf Bernhardi's Schrift einen etwas andern Ton anschlagen müssen. Auf die Dauer genügt es nicht, die bekannten „Luchsaugen" für alles zu haben, was eine einmal gefaßte Hypothese bestätigt; bleibende Erfolge können nur erreicht werden, wenn man auch das berücksichtigt, was ihr widerspricht. Nur dann kommt an den Tag, was das Ziel wol jedes wissenschaftlichen Strebens, ganz gewiß aber das der Geschichtsforschung, sein sollte: die Wahrheit.

Victor Kurs.

*) Obige Voraussetzung hat sich inzwischen bereits bewahrheitet; namentlich hat die von General von Boguslawski in der „National-Zeitung" veröffentlichte Besprechung des Buchs eine Erwiderung Delbrück's hervorgerufen, der von Boguslawski wieder gegenübergetreten ist. Andererseits hat Max Jähns sich der Delbrück'schen Auffassung theilweise geneigt gezeigt. Die ersterwähnte Polemik hat zuletzt dazu geführt, daß Delbrück einige seiner Behauptungen abgeschwächt hat.

Feuilleton.

Arthur Schopenhauer's Sämmtliche Werke sind in der wohlfeilen neuen Lieferungsausgabe, durch welche die Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig sie den weitesten Kreisen bequem zugänglich gemacht hat, soeben mit Erscheinen der fünfundvierzigsten und letzten Lieferung vollständig geworden. Es ist überflüssig, zum Lobe dieser Originalausgabe viel zu sagen. Sie entspricht ganz den bekanntlich strengen Anforderungen, die Schopenhauer selbst für die Veröffentlichung seiner Schriften gestellt hat. Der Druck ist groß und deutlich, ein Umstand, der bei einem nicht zu oberflächlicher Lektüre dienenden Werke sehr ins Gewicht fällt. Das Papier ist gut, das Format handlich und bequem. Neben den äußern Vorzügen besitzt diese Ausgabe aber auch den, den vollständigen Text in authentischer Gestalt zu bieten, da sie nach den von Schopenhauer selbst veranstalteten Ausgaben letzter Hand von seinem Freunde und literarischen Erben Dr. Julius Frauenstädt herausgegeben und nach Schopenhauer's Manuscripten ergänzt worden ist. Durch eine längere Einleitung des Herausgebers und eine gedrängte Lebensbeschreibung wird der Leser auch in die äußern Lebensumstände des Philosophen eingeführt und ihm das Verständniß der Schriften des nach Kant gedankenreichsten Philosophen erleichtert. Die Ausgabe ist außer in 45 Lieferungen zu 40 Pf. auch in sechs Bänden zum Preise von 18 M. geh., 21 M. gebunden zu beziehen. Eine werthvolle Ergänzung der Ausgabe ist das in demselben Verlage erschienene „Schopenhauer-Register" von W. L. Hertslet (geh. 6 M., geb. 7 M.), mit dessen Hülfe man jede beliebige Stelle in Schopenhauer's Werken bequem und sicher auffinden kann.

— Es liegen uns heute vor: „Ludwig Philippson's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Prof. Dr. Martin Philippson", Lieferung 1—16 (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt, 1891 fg.). Ludwig Philippson's belletristische Schriften, die in zahlreichen Auflagen weite Verbreitung gefunden haben und zum Theil häufig in fremde Sprachen übersetzt, auch mit gelungener Speculation im Auslande oft genug nachgedruckt worden sind, haben

trotzdem bisher eigentlich noch nicht die Verbreitung erfahren, die sie ohne Zweifel durch ihre Vorzüge verdienen. Der poetische Werth wie der sittliche Geist, der aus diesen Schöpfungen spricht, stehen gleich hoch. So glauben wir denn mit gutem Grunde es für ein ebenso verdienstvolles wie ersprießliches Unternehmen halten zu dürfen, das Philippson's sämmtliche Werke durch eine neue vollständige Ausgabe der deutschen Lesewelt zugänglich macht; sie ist von dem ältern Sohne (dem bekannten jetzt von der brüsseler Universität nach Berlin übergesiedelten Historiker) des vor etwa anderthalb Jahren verstorbenen Dichters veranstaltet worden und mit einer biographischen Einleitung aus der Feder des Herausgebers begleitet. Die Sammlung umfaßt Werke in gebundener und ungebundener Rede: Romane, Novellen, Dramen, epische und lyrische Poesien, erstreckt sich also auf die verschiedensten Dichtungsgattungen und bietet somit dem Leser die mannichfaltigste Abwechselung. Auch wird sie gar mancherlei bisher noch Ungedrucktes enthalten. Die Hauptvorzüge dieser Dichtungen sind lebhafte Begeisterung, schöne, edle Auffassung, Lebendigkeit in der Individualisirung und Gewandtheit, Schwung und Reinheit des Ausdrucks. Insbesondere ist Philippson ein tüchtiger Vertreter des geschichtlichen Romans und der geschichtlichen Novelle.

— Das erste Heft der „Monatshefte der Comenius-Gesellschaft" ist soeben bei R. Voigtländer in Leipzig zur Ausgabe gelangt. Es enthält außer einem Aufsatz von P. Hohlfeld-Dresden über Comenius und Krause die erste bisjetzt vorhandene Uebersicht aller Bücher und Abhandlungen, die wir aus Comenius' Feder kennen. Viel Interesse wird ein von Dr. Bodemann in Hannover veröffentlichtes Gedicht von Leibniz auf Comenius erwecken, welches mit den heute sehr merkwürdigen, prophetischen Worten schließt:

Tempus erit, quo te, Comeni, turba bonorum
Factaque, spesque tuas, vota quoque ipsa colet.

Ein Verzeichniß der Literatur, welche seit funfzig Jahren in deutscher, böhmischer, englischer, französischer, holländischer, schwedischer und ungarischer Sprache über Comenius erschienen ist, schließt das interessante Heft. Die „Monatshefte" sind das Organ der Comenius-Gesellschaft, deren Mitglieder sie kostenlos geliefert erhalten; im Buchhandel sind sie nur zu erhöhtem Preise zu haben. Anmeldungen nehmen die Verlagsbuchhandlung von Voigtländer und das Bankhaus Molenaar u. Comp., Berlin C., Burgstraße, entgegen.

— Von Felix Dörmann, dem Verfasser der „Neurotica", erscheint in den nächsten Tagen im Verlage von Leopold Weiß in Wien ein Buch, welches sich „Sensationen" betitelt.

— „Skizzen aus unserm heutigen Volksleben", gezeichnet von Fritz Anders, so nennt sich ein Büchlein, das in Leipzig (bei F. W. Grunow, 1892) erschienen ist. Der Verfasser dieser Skizzen scheint sich das Wort der lustigen Person aus dem Vorspiel zu „Faust" zum Wahlspruch genommen zu haben:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Allerdings muß man hierbei das Wörtchen ihr betonen, denn viele greifen bald hier bald dort hinein und können trotzdem nichts Interessantes finden. Fritz Anders gehört aber zu der kleinen Zahl von Schriftstellern, die aus einem alltäglichen Vorfall oder aus einer landläufigen Beobachtung eine spannende Geschichte und aus einem scheinbar langweiligen Menschen ein fesselndes Charakterbild darzustellen vermögen. Die meisten dieser Skizzen sind im Laufe des letzten Jahrzehnts in den „Grenzboten" erschienen und von den Lesern dieser Zeitschrift mit Beifall aufgenommen worden, sowol wegen der frischen Darstellung, des gesunden Humors und der vollendeten Sprache als auch wegen des ernsthaften Hintergrundes, von dem sich alle Bilder abheben. Diesen Hintergrund bilden die staatlichen und socialen Verhältnisse unserer Zeit und die durch eine einseitige Gesetzgebung hervorgerufenen Mißstände in dem Volke, insbesondere unter den Landleuten. Diesen Menschen Rechte geben, mit denen sie nichts anzufangen wissen, ist eine Verirrung unsers Liberalismus. Fritz Anders weist das vortrefflich in der Skizze „Die Pfarrwahl" nach. Die Gemeinden haben das Recht, sich ihren Pfarrer selbst zu wählen. Früher wurde ihnen ihr Seelenhirt von der Kirchenbehörde zugeschickt; nach der neuen Gesetzgebung haben sich aber die Bauern selbst einen aus den Bewerbern auszusuchen. Welche komischen Verwickelungen welche kleinlichen und boshaften Intriguen sich dabei unter den Bauern abspielen, das hat Anders vortrefflich geschildert: „Abendorf, sonst ein harmloses und friedliches Nest, ist seit jener unseligen Wahlgeschichte außer Rand und Band, und der arme Saupe ist nicht der Mann dazu, die Karre wieder ins rechte Gleis zu bringen. Der Kirchenrendant aber sagte jeden Morgen und jeden Abend: Gott bewahre uns vor noch so einer Pfarrwahl. Wenn sie uns einen schicken, hernach ist es gut, aber so? Seit der Donnerwetterwahl geht ja kein Mensch mehr in die Kirche."

Der Großstädter wird die ernsthafte Bedeutung mancher dieser heitern Skizzen nicht recht verstehen; wer aber unser Flachland und das Leben in den kleinen Städten kennt, der wird die Geschichten von der „Pflaumendarre", der „nothleidenden Zuckerfabrik", dem „Gaufest", den „Masern in Groß-Rüblingen", der „Historia von der ewigen Schulbank", der „Höheren Musik" und dem „Backhause" mit innigem Behagen lesen. Die Skizze „Nervöse Leute" ist ein kleines Meisterstück, und die Satire „Gradus ad Parnassum", worin unsere Literaturforscher einen wohlverdienten Hieb bekommen, zeigt ein so richtiges Urtheil, eine so scharfe Beobachtung und humorvolle Auffassung menschlicher Schwächen, daß man schon um dieser Geschichte willen das Büchlein lieb gewinnt.

— Von der Gesammtausgabe von Ernst Moritz Arndt's Werken, die Karl Fr. Pfau in Leipzig verlegt, ist die erste Lieferung erschienen. Die Ausgabe soll alle Schriften Arndt's mit Ausnahme der Reisebeschreibungen enthalten und ist auf 50 Lieferungen berechnet (zu je 40 Pf.).

Bibliographie.

Arent, W., Violen der Nacht. Neue Folge. Berlin, C. F. Conrad. 8. 1 M.

Below, G. v., Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Düsseldorf, L. Voß u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Bismarck und der Hof. *** Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 50 Pf.

Deutsche Blätter aus Böhmen. 2. Hft. Herausgegeben von J. Hanf. Prag, H. Dominicus. 8. 80 Pf.

Blos, W., Die deutsche Revolution. Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849. Illustrirt von O. E. Lau. 1. Hft. Stuttgart, J. H. W. Dietz. Gr. 8. 20 Pf.

Coloma, P. L., S. J., Des Lebens traurige Komödie. Sittenbilder aus dem spanischen Leben. Uebersetzt von Hedwig Wolf. 1. Bd. Wien, Drescher u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Martens, K., Sinkende Schwimmer. Novellistische Skizzen aus dem Strudel der Zeit. Berlin, M. Hochsprung. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlichting, K., Die Gravitation ist eine Folge der Bewegung des Aethers. Lüben, L. Goldschiener. Gr. 8. 50 Pf.

See, F. v., Wat se sik in de Spinnstube vertellt: Frijaten m. Aewwerraschungen. Plattdnitsche Roman. 2 Bde. Helmstedt, F. Richter. 8. 4 M.

Silberstein, A., Dorfmusik. Heitere Geschichten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Silvia, Des Herzens Lehrgeld. Drei Erzählungen für junge Mädchen. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Spielhagen, F., Gedichte. Leipzig, L. Staackmann. 12. 3 M. 75 Pf.

Stegemann, H., Dorfdämmerung. Roman aus dem Elsaß. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M. 40 Pf.

Stern, A., Otto Ludwig. Ein Dichterleben. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 3 M.

Stern, M., Quellenkunde zur Geschichte der deutschen Juden. 1. Bd. Die Zeitschriftenliteratur. Kiel, Brunswikerstr. 55, Selbstverlag. Gr. 8. 4 M.

Stilgebauer, E., Herodes. Historischer Roman. Leipzig, H. Hucke. 8. 4 M.

Twiehausen, O. (T. Krausbauer), Heideblumen. Drei Erzählungen. (Heideprinzeßchen. — Treu bis in den Tod. — Wurmstichige Naturen.) Leipzig, E. Wunderlich. 8. 1 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Entwicklungslehre und Darwinismus.

Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche, mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur.

Gemeinfasslich geschildert

von **Otto Hamann,**

Dr., Privatdozenten der Zoologie an der Universität Göttingen.

Mit 16 Abbildungen.

Ein Band 8. Geh. 8 M., geb. in Halbfranz 10 M.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calderon de la Barca, Don Pedro, Ausgewählte Schauspiele.

Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von **Professor K. Pasch.**

Zweites Bändchen: **Morgen des April und Mai. — Meine Herrin über alles.** 12°. (VI u. 278 S.) M. 1.80. — 1891 ist erschienen:

Erstes Bändchen: **Spaniens letzter Zweikampf. — Der Galicier Luis Perez.** 12°. (XX u. 276 S.) M. 1.80.

Diese Sammlung wird in sieben Bändchen 14 bisher noch nicht oder nur in freier Bearbeitung ins Deutsche übertragene Schauspiele Calderon's enthalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

Zwölfte Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt nun schon in zwölfter Auflage vor.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**

ca. 1 Million Flaschen.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

EMIN-PASCHA.

Eine Sammlung von Reisebriefen Dr. Emin-Pascha's.

Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth u. Dr. F. Ratzel.

Mit Porträt und Lebensskizze.

Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ein classisches Werk." **Colonial-Jahrb.**

„Von packendem Interesse." **Illustr. Ztg.**

„Der rechte Gouverneur für Deutsch-Ostafrika." **Kreuz-Ztg.**

Infolge der Rückkehr Emin Pascha's in sein Reich und mit Rücksicht auf bald zu erwartende Aufsehen erregende Mittheilungen aus dem von den mahdistischen Horden befreiten Aequatoria erregt das vorliegende, Land und Leute lebenswahr schildernde Werk des dazu berufensten Verfassers neues großes Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von

Ferdinand Gregorovius.

Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens.

Zweite verbesserte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1892. Nr. 1.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 17. — 28. April 1892.

Inhalt: Aus dem Leben Leopold von Gerlach's. Von Wilhelm Arndt. — Beiträge zur Geschichte Oesterreichs. Von Anton Schlossar. — Neue Romane. Von Hans von Basedow. — Tovote's neueste Dichtung. Von Moritz Necker. — Lyrik und Epik. Von Ernst Roeder. — Zur Kunst und Kunstgeschichte. Von R. Graul und J. Strzygowski. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Leben Leopold von Gerlach's.

Im Vergleich mit den Franzosen sind wir Deutschen arm an Memoiren. Während dort jahrhundertelang dieser Zweig der historischen Literatur sich in üppigster Fülle entfaltete, während wir von Männern aus den verschiedensten Lebenskreisen Aufzeichnungen über das, was sie erlebt oder selbst gethan haben, besitzen, dergleichen Arbeiten bändereiche Sammlungen füllen und fast jedes Jahr neue Veröffentlichungen dieser Art bringt, kann man aus den letzten Jahrhunderten deutscher Geschichte nur hie und da ein Werk namhaft machen, das sich den französischen Memoiren ebenbürtig an die Seite stellen darf. Der Anstoß, den Friedrich der Große auch in dieser Hinsicht gegeben, er, der mit der größten Offenheit, aber zugleich mit der größten historischen Kunst über einzelne Episoden seines thatenreichen Lebens schon die Mitlebenden belehrte, hat doch nicht in dem Maße eingewirkt und zur Nachahmung gereizt, wie man es wol hätte erwarten müssen. Erst unserm 19. Jahrhundert scheint es vorbehalten zu sein, auch in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. Wir haben in den letzten Jahren eine Reihe von Memoiren erhalten, die, mit der größten Spannung erwartet, zum Theil von solchen Männern veröffentlicht worden sind, die an all den Arbeiten und Gedanken, die unsere Zeit bewegten, den größten Antheil genommen, die Ereignisse vorbereitet, oft selbst die Geschicke der Staaten geleitet haben. Es sei an dieser Stelle nur auf die vom Herzog Ernst veröffentlichten drei starken Bände: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", auf die Denkwürdigkeiten des Grafen von Beust, auf die Aufzeichnungen Julius Fröbel's hingewiesen. Die genannten drei Memoirenwerke haben das Gemeinsame, daß sie von ihren Verfassern erst in vorgerücktem Lebensalter zusammengestellt sind. Sie sind eigentlich durchaus historische Arbeiten, in denen manches aus der Erinnerung, das Meiste auf Grund von Actenstücken geschildert ist, bei denen man immer die Frage aufwerfen muß, ob die Verfasser auch alles, was sie wußten, mittheilen wollten, ob sie nicht vielmehr — um mit Faust zu sprechen — den eigenen Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln, haben reden lassen. Trotzdem sind es historische Quellen von höchster Wichtigkeit, wohl geeignet, manche klaffende Lücke unserer bisherigen Erkenntniß auszufüllen. Manche Lücke auch in einer andern Beziehung. Es muß doch betont werden, daß das officielle Material, das die Archive darbieten, nicht immer ein ausgeführtes Bild der Vergangenheit ermöglicht. Denn Actenstücke sind stets einseitig, sie enthalten auch durchaus nicht alles, was vorgegangen ist, sie lassen namentlich die Genesis des Entstandenen, die Stimmungen des Momentes, die Einflüsse dieses und jenes, die geistigen Schwankungen der Leiter der hohen Politik nicht immer erkennen, mit einem Worte: sie zeichnen weniger den Menschen. Da tritt eine Art von Memoiren helfend ein: Tagebuchaufzeichnungen der handelnden Personen. Je ausführlicher solche sind, desto größern Werth können sie beanspruchen. Sie ergänzen das trockene Actenmaterial, sie füllen es erst mit Leben. Das ist der Fall bei den Denkwürdigkeiten Leopold von Gerlach's.*) In Wahrheit liegen uns hier sehr sorgfältig geführte Tagebücher vor, nur selten können wir feststellen, daß die Berichte in ihnen nicht an dem Tage des Geschehens, sondern erst später niedergeschrieben sind — es ist das namentlich bei der Schilderung des 18. März 1848 der Fall —, sonst hat fast stets der Abend die Niederschrift des am Tage selbst Vorgegangenen gezeitigt.

Die beiden Brüder Gerlach, Leopold und Ludwig, haben in der Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm IV. eine hervorragende Rolle gespielt. Bekannter

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's, Generals der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelm's IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Erster Band. Berlin, Hertz. 1891. Gr. 8. 11 M.

war der jüngere Bruder Ludwig, der „Rundschauer" der „Kreuzzeitung". Erst jetzt sieht man, daß sein Einfluß auf König Friedrich Wilhelm IV. sich doch nicht mit dem vergleichen läßt, den sein älterer Bruder Leopold jahrelang ausgeübt hat. Als Generaladjutant des Königs hatte er zu jeder Stunde ungehinderten Zutritt. Ganz offen spricht er immer und immer wieder von der Camarilla, die er mit dem Bruder und einigen andern Gesinnungsgenossen bildete, von der Pflicht, die sich diese Camarilla auferlegte, die Minister, aber auch den König zu überwachen. Und erst jetzt können wir, man darf sagen von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde verzeichnen, wie weit diese Ueberwachung ging. Leopold von Gerlach war ein durchaus ehrlicher Mensch, er stand fest auf dem Boden wahrhaft frommer Gesinnung, fest in den altpreußischen Anschauungen, wie sie sich von Alters her in den preußischen Adelsfamilien ausgebildet hatten. Man darf eigentlich nicht einmal behaupten, daß er für seine Person ehrgeizig gewesen, am wenigsten, daß er für sich selbst weltliche Vortheile und Ehren erstrebt habe. Sein ganzer Ehrgeiz war, ein treuer Diener des altpreußischen Königthums zu sein, für die neue, anbrechende Zeit hatte er kein Verständniß und wollte es nicht haben. Zum Reformator fehlte ihm alles. Er hat auch kaum danach verlangt. So ist er der verkörperte Typus der ehrlichen Kreuzzeitungspartei. Er erkennt auch die schwachen Seiten seiner Camarillagenossen genau, er sagt z. B. über seinen Bruder Ludwig einmal, daß dieser bei manchen Gelegenheiten immer wie ein gespanntes Gewehr dasitze, er klagt über dessen Schulmeisterei. Gewiß Leopold von Gerlach war kein Staatsmann, obschon er sicher geglaubt hat, ein solcher zu sein. Sein Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV. aber ist unbestreitbar. Ganz naiv spricht sich Gerlach schon im Jahre 1840 darüber aus. Die Huldigung vom 8. October war vor sich gegangen. Nach derselben, in einem Zimmer des Schlosses mit seinem Schwager Grolman und General Boyen u. a. weilend, sagt er „in einer Art von Begeisterung über die Reden des Königs", leise dem Schwager, an dessen alten Gegensatz gegen den Kronprinzen denkend, in das Ohr: „Du magst sagen, was du willst, der König ist ein sehr guter Mann." „Grolman, ohne sich zu besinnen, antwortet mir (wir lassen jetzt Gerlach selber sprechen) ganz laut, sodaß namentlich Boyen, der dies auch mit einem Lächeln markirte, es hörte: «Das ist er auch, und alles, was er Schlechtes an sich hat, verdankt er dir und deinesgleichen.» Ich weiß nicht, ob mich diese Rede mehr amusirte oder frappirte; sein lautes Sprechen verwunderte mich einigermaßen. Was hat Grolman mit dem «alles Schlechte» gemeint? Er selbst würde sagen: damit meine ich den Pietismus, das Mittelalterthum, den Aristokratismus, Feudalismus, Hallerianismus u. s. w., in dem ihr den Kronprinzen bestärkt habt. Fragt man ihn nach dem Guten, was er anerkennt, so antwortet er: damit meine ich seinen Patriotismus, seinen Liberalismus, obschon derselbe, sowie er praktisch wird, ihm nicht zusagen dürfte, z. B. seine Anerkennung der Stände. Selbst des Königs Schwärmerei für Griechenland theilt Grolman nicht, noch weniger seine Anglomanie." Man kann kaum ein treffenderes Urtheil über den König, kaum eine aufrichtigere Selbsterkenntniß als diese finden!

Den größten Theil des vorliegenden Bandes füllen die Aufzeichnungen über die Jahre 1848 bis 1852. Es sind über 700 Seiten großen Formats, während einundeinviertelhundert dergleichen drei Reisen an den russischen Kaiserhof und die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV. besprechen. Wir kennen das Bild dieses Königs jetzt genau, zuletzt hat es Sybel in meisterhafter Weise auf wenigen Seiten seines herrlichen Werks, in dem er die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. schildert, gegeben. Jede Seite der Gerlach'schen „Denkwürdigkeiten" beweist, wie scharf, wie richtig Sybel gesehen hat. Immer ist es doch bei Gerlach der König, um den sich alle seine Aufzeichnungen drehen, man darf sagen jede Zeile, jedes Wort weist auf Friedrich Wilhelm IV. hin. Daneben treten andere Gestalten uns entgegen, Graf Brandenburg, Bunsen, Radowitz, Heinrich Leo, Manteuffel, Heinrich von Gagern, und wie sie alle heißen mögen, unter ihnen der damals noch jugendliche Deichhauptmann Otto von Bismarck, vor dessen klarem Wollen Gerlach den größten Respect hat, in dem er vielleicht schon den künftigen großen Staatsmann geahnt hat. Sympathien — Antipathien, in solchen bewegt sich Gerlach mit Vorliebe. Und am gründlichsten hat er sich uneins mit Bunsen und Radowitz gefühlt. Man wird nicht behaupten dürfen, daß er gegen diese beiden Männer ungerecht gewesen ist. Seine Schilderung von Radowitz stimmt fast vollständig mit der überein, die Sybel von diesem merkwürdigen Menschen entworfen hat. Daß Gerlach bisweilen seinem Aerger zu sehr nachgibt und harte Worte über seine beiden Antipoden sagt, wer wollte es ihm, der im Kampfe stand, verdenken? Müssen doch wir, die den Zeiten ferner stehen und kühler urtheilen, den Kopf schütteln, wenn wir heute die Ergüsse Bunsen's und Radowitzens lesen. Zwei Romantiker und Gefühlspolitiker, Rathgeber des romantisch angehauchtesten aller Könige, zwei Nichtpreußen, die erst in dem preußischen Staatsdienst emporgekommen, doch in ihrem ganzen Leben nie ein Verständniß für dies eigenthümlich organisirte Staatswesen und seinen wirklichen Beruf gehabt haben, die selbst in Beziehung auf das, was sie als Ziel und Preis preußischer Politik in Deutschland zu erkennen glaubten, von ganz phantastischen, haltlosen Voraussetzungen ausgingen und zu eben solchen Schlüssen geführt wurden. Es fehlt den beiden der Zug der Herbheit, dessen der preußische Staatsmann durchaus bedarf. Aber beide waren der Natur Friedrich Wilhelm's IV. wahlverwandt. Der König machte aus seiner Vorliebe für diese Männer niemals ein Hehl. Gerlach sagt einmal bitter, aber treffend: „Im Vergleich mit Radowitz und Bunsen hält der König uns für Rindvieh."

Merkwürdig bleibt es immerhin, daß Radowitz und Bunsen den König in einem Punkte nicht auf ihre Seite ziehen konnten. Beide waren dafür, daß er die von dem Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone anzunehmen habe. Wie sehr sich der König dagegen gesträubt hat, ist längst bekannt. Gagern, der schon Ende November 1848 ihm die Kaiserkrone angetragen hat, antwortete Friedrich Wilhelm nach Gerlach's Bericht, „der von Aufruhr durchlockerte Boden Deutschlands sei nicht dazu geeignet, einen Kaiserthron darauf zu bauen". Aus andern Quellen weiß man, daß der König fest erklärte, eine Krone nicht annehmen zu können, die ihm nicht von den deutschen Fürsten dargebracht werde. In diesem Sinne schrieb er an Dahlmann, daß er gar nicht glaube, daß die deutschen Fürsten ihm die Kaiserwürde anbieten würden; käme aber ein solches Anerbieten von dem Volke ohne oder gegen die Fürsten, so sei darauf nur mit Kanonen zu antworten. Am stärksten hat sich wol der König gegen seinen Vertrauten Bunsen in dem Schreiben vom 13. December 1848 geäußert, als dieser darauf hingewiesen hatte, daß die Fürsten nicht ausbleiben würden, daß mehrere schon eine dahin gehende Erklärung von sich gegeben hätten. Die Worte Friedrich Wilhelm's verdienen auch noch heute mitgetheilt zu werden: „Ich will weder der Fürsten Zustimmung zu der Wahl, noch die Krone. Verstehen Sie die markirten Worte? Ich will Ihnen das Licht darüber so kurz und hell als möglich schaffen. Die Krone ist erstlich keine Krone. Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird nach der heiligen Oelung, „von Gottes Gnaden" macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den Letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzollern tragen, sie ehrt ihn überschwenglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie — leider meinen, verunehrt überschwenglich mit ihrem Undergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten — wenn auch, gottlob, nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden, und nun gar der König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die niemand gestohlen worden ist, zu tragen? . . . Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt!"

Man fragt mit Kopfschütteln, wenn den Gagern, Dahlmann, Bunsen, Radowitz diese Gesinnung des Königs bekannt war, wie konnten sie der Bewegung, die in Frankfurt im Gange war, nicht Einhalt gebieten, wie konnten sie es zulassen, daß dennoch die Abstimmung über die Uebertragung der Kaiserkrone an Preußen ins Werk gesetzt wurde, eine Abstimmung, die nur durch eine schwache Majorität vorbereitet war und siegte, wie konnten sie es zulassen, daß die Kaiserdeputation doch nach Berlin ging? Die einzige Erklärung, die gefunden werden kann, liegt wol darin, daß alle diese Männer glaubten, Friedrich Wilhelm werde sich vor der Macht der Thatsachen, wie er es schon öfter gethan — beugen. Sie irrten sich gründlich darin! Gerlach berichtet unter dem 2. April 1849, wie der König ihnen seine Antwort an die Deputation vorgelesen habe, wie der ganze Angriff der Zugezogenen — die Camarilla war diesesmal vollständig besetzt — sich nur gegen eine Stelle in dem Entwurf gerichtet habe. „In derselben erklärte der König, er würde, ganz abgesehen von seiner Person, nur eine Wahl anerkennen, die von einem ordentlichen Fürstentage unter der Leitung der mächtigen Fürsten Deutschlands, also auch mit Zuziehung seiner selbst und mit Zustimmung deutscher Nation vollbracht worden sei, nach tausendjährigem Rechte. Hierfür wurde eine prosaische moderne Fassung vorgeschlagen, der sich der König nach schweren Kämpfen unterwarf. Bei der Disputation kam hervor, was er eigentlich gewollt hat: einen Fürstentag, aber keine Majorität nach der Kopfzahl der Fürsten, wo Oesterreich und Lichtenstein gleichgestellt werden; die größern Fürsten, die acht Kurfürsten voran" u. s. w. „Tausendjährig ist Ihnen zu apokalyptisch, obschon nach dem Buchstaben wahr." . . . „Die Art, wie Se. Majestät ihre Fassung vertheidigten, war sehr charakteristisch. Massow griff besonders als gefährlich die Einwilligung deutscher Nation an. Der König bezog sich auf die Wahl Kaiser Konrad's (?), wo die deutschen Nationen unter ihren Herzogen um die Wahlstadt, Worms glaube ich, gelagert gewesen wären und durch Acclamation die Wahl bestätigt hätten. Dann habe in Frankfurt der Kurfürst von Mainz dem vor dem Römer versammelten Volk eröffnet, die Kurfürsten hätten den Erzherzog von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen (?) gewählt, und er hoffte auf dessen Zustimmung, die dann durch ein Geschrei erfolgt wäre; an die Stelle des Volkes sei jetzt — die Frankfurter Versammlung getreten!! Dann zählte der König die noch vorhandenen acht Kurfürsten auf, drückte aber besonders und ganz richtig darauf, daß er selbst mitwählen müßte. Welch ein Gemisch von richtig und unrichtig, von Princip und Antiquität." Wir aber dürfen hinzusetzen, wie muß es in dem Kopfe des armen Königs schon damals ausgesehen haben! Confuse Erinnerungen aus Uhland's Drama „Herzog Ernst von Schwaben", aus der „Goldenen Bulle" u. s. w. laufen in seiner Schilderung einer mittelalterlichen Königserhebung zusammen.

Das ist das Tragische in Friedrich Wilhelm's IV. Leben, daß er die Gegenwart niemals verstanden hat und viel-

leicht sie nicht einmal verstehen wollte, daß er in Traumvorstellungen von Königsmacht und Königspflicht sich hineingelebt und hineingedacht hatte, wie sie nie und nimmer bestanden haben! Im Jahre 1844 äußerte er einmal zu Bunsen: „Ihr alle meint es gut mit mir, und seid auch gut zur Ausführung; aber es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt, und nun erst als König erfahren habe." Daher kam es, daß er nie zu seinen Ministern ein volles und ungetheiltes Vertrauen gehabt hat, daß er ihnen eigentlich niemals Bewegungsfreiheit gestattet hat. Bei der leisesten Meinungsverschiedenheit seiner Minister wurde er erregt; in solchen Fällen ist er eigentlich constant über sie empört und scheut selbst nicht vor heftigen Worten zurück. Schon im Jahre 1848 äußerte er sich einmal zu Gerlach: „Ich habe in den vier Jahren meiner Regierung die Erfahrung gemacht, und Sie können mir glauben, es ist eine traurige Erfahrung, daß ich die Dinge besser übersehe als meine Minister, und daß ich von ihnen keinen Rath erwarten kann." Trotzdem fehlte dem König durchaus alles Zeug zu einem Autokraten. Er blieb stets vom Moment bestimmbar! Und der Moment riß ihn dann auch zu Handlungen hin, die er später auf das bitterste bereut hat, bei deren Gedenken er von den furchtbarsten Gewissensbissen gequält wurde; so verschwanden die Tage des März 1848, wo er sich bestimmen ließ, auf den Balkon des Schlosses zu treten und entblößten Hauptes die Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer vorbeitragen sah und der spätere Tag, wo er nach dem Sieg der Revolte mit den deutschen Farben geschmückt seinen Umritt durch Berlin hielt, niemals aus seinem Gedächtniß. Das Verhängnißvollste für ihn war, daß er nicht die große Gabe des Staatsmanns besaß, kühn und klar vorauszudenken, das Gedachte dann auch zu Ende zu führen. Bekannt sind seine Worte, daß sich niemals zwischen ihn und sein Volk ein geschriebenes Blatt Papier drängen solle, und doch octroyirte er die Verfassung, ließ die gegebene Verfassung, als die Macht des Königthums wieder erstarkt war, abändern und scheute dann wochenlang davor zurück, den Eid auf die Verfassung abzulegen. Er sah ganz klar, daß die Zustände in Deutschland unhaltbar geworden waren; aber alle Organisationspläne für die Neugestaltung Deutschlands, die er ausarbeitete, krankten von Anfang an daran, daß er die Thatsachen ganz unberücksichtigt ließ. Manchmal sind seine Entwürfe geradezu ein Spiel mit Worten und Begriffen. Die „Wehrherzogthümer", in die er Deutschland zerlegen wollte, sind von der Art. Am schlimmsten war es, daß er das Endziel der österreichischen Politik, die Demüthigung Preußens, nie durchschaut hat, daß er vom ersten bis zum letzten Augenblick seiner Regierung daran festgehalten hat, daß Oesterreich die Suprematie in Deutschland gebühre, daß diesem Hause die Kaiserkrone und damit das Reich selbst von Gott verliehen sei. Wie ganz anders fühlte und dachte doch Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, der schon im Jahre 1849 „die Idee der preußischen Hegemonie mit einer Eliminirung Oesterreichs" hatte.

Nur wenig aus dem reichen Inhalt der Gerlach'schen „Denkwürdigkeiten" haben wir hier wie im Fluge berühren können. Es ist keine leichte Arbeit, die das Buch dem Leser zumuthet. Aber auch eine weitere Mühe wird dem Leser nicht erspart bleiben. Will er das Ganze verstehen und würdigen, so muß er nebenbei immer noch eine historische Darstellung der Jahre 1848—52 in die Hand nehmen. Geschichte hat Gerlach nicht geschrieben und nicht schreiben wollen. Eins aber geht aus dem Buche hervor, wenn man es auch nur flüchtig durchblättert: unendlich traurig war diese Zeit, eine Zeit tiefster Versunkenheit für Preußen. Wir begreifen, wie dem ehrlichen Manne, der seine Erlebnisse und Gedanken niederschrieb, oft der Muth auszugehen droht, wenn er in die Zukunft blickt. Die letzten Worte des vorliegenden Bandes lauten: „Was sind das für Zustände!" Gerlach meint damit hannoversche Zustände; wir aber können diese Worte verallgemeinernd auf ganz Deutschland nach dem Jahre 1848 anwenden. Gott sei Dank, daß es anders geworden ist!

Wilhelm Arndt.

Beiträge zur Geschichte Oesterreichs.

1. Kleine historische Schriften von G. Wolf. Wien, A. Hölder. 1892. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Der Verfasser der in dem vorliegenden Bande gesammelten Aufsätze — es sind deren elf — hat schon manchen werthvollen Beitrag zur neuern und neuesten Geschichte Oesterreichs geliefert, insbesondere ist es die Zeit Maria Theresia's und Joseph's II., aus welcher er in bald mehr, bald minder umfangreichen Arbeiten auf Grundlage archivalischer Studien Verhältnisse und Zustände des socialen, kirchlichen oder politischen Lebens zum Gegenstande seiner Darstellung wählte, über die bisher den Geschichtschreibern wenig oder gar nichts bekannt war. Das kirchliche Leben der Josephinischen wie der spätern Zeit bedarf in vielen Richtungen aufklärender Untersuchung, gerade dieses schwankt bis heute noch „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" in der Geschichte. Man hat in dieser Beziehung vielfach allzugünstige, andererseits lächerlich ungünstige Anschauungen.

Auch mehrere der Aufsätze dieses Bandes werden zur Klärung solcher Anschauungen nicht wenig beitragen. Die zwei ersten der Arbeiten, auf den Originalacten des ehemaligen Staatsraths in Wien fußend, die dem Verfasser zur Verfügung standen, behandeln insbesondere Universitätsverhältnisse und zwar eine gedrängte „Geschichte der lem-

berger Universität von ihrer Gründung 1784 bis 1848" sowie Mittheilungen über die Geschichte der Universität zu Freiburg, welche zur Zeit Joseph's II., da der Breisgau unter österreichischer Regierung stand, ebenfalls vom k. k. Staatsrathe in Wien beaufsichtigt wurde. Es ist von hohem Interesse zu verfolgen, in welcher Weise Kaiser Joseph persönlich die Vorarbeiten zur Begründung der lemberger Universität genau prüfte, und durch eine Zahl wichtiger Entschließungen, die ganz dem Geiste moderner Anschauung entsprachen, dem neuen Institute eine feste Grundlage gab. Hier dürfte es am Platze sein anzuführen, daß zu jener Zeit nach Wolf's Angabe an der neuen Universität ein Professor der medicinischen und juridischen Facultät 1200, ein solcher an der philosophischen Facultät 1000 Gulden Gehalt bezog, während für den Professor der theologischen Facultät, wenn er Weltgeistlicher oder Ordensmann eines auswärtigen Klosters war, 500, wenn er aber sein Kloster im Orte hatte, 300 Gulden bestimmt waren. Ueber die Lehrkräfte an den verschiedenen Facultäten bietet der Aufsatz viele bemerkenswerthe Mittheilungen, auch enthält er manches zur Geschichte der Universitätsbibliothek. Weniger umfassend, jedoch durch Berichtigung mancher irriger Ansichten und wegen der Mittheilung mehrerer Documente, welche Universitätsverhältnisse betreffen, beachtenswerth ist auch der Beitrag „Zur Geschichte der Universität Freiburg", woraus an dieser Stelle auf die merkwürdige Denkschrift des vorderösterreichischen Regierungspräsidenten Freiherr von Summerau vom 8. Februar 1793 über die „Außerachtlassung der Religion" (S. 58 fg.) hingewiesen werde.

Mit einer eigenartigen Anstalt, welche wir gewissermaßen als Vorgängerin des nachmaligen, von der Kaiserin gegründeten und nach ihr benannten „Theresianums" in Wien betrachten können, macht uns die Skizze über „Die hochadelige Akademie zu Kremsmünster (1744—1788)" bekannt; man ersieht aus den pädagogischen Vorschriften und aus den Einrichtungen dieser Akademie, welche bedeutende Vorrechte dem Adel und der adeligen Jugend zu jener Zeit zugestanden wurden. Im Jahre 1888 wurde durch Kaiser Joseph diese Akademie aufgehoben, doch blieben die Schulen für sich bestehen. Aus dem „Kirchliches" überschriebenen Aufsatze, welcher neue Mittheilungen über das Klosterwesen, die Jesuiten, die Bischöfe u. s. w. in Oesterreich enthält, soll als literargeschichtlich interessant hier die Angabe ihren Platz finden, daß im Jahre 1784 an dem vom Grafen von Wiedhag in Wien gestifteten Alumnat Joseph Grillparzer und dessen Gattin als „Auskocher" fungirten. Es waren dies die Großältern des berühmten Dichters; als die Windhag'sche Anstalt aufgehoben wurde, erhielt das in seinem Geschäfte ergraute Ehepaar eine Pension von 10 Kreuzern täglich nach dem Antrage des Staatsraths. Für das literarische Leben jener Zeit bietet die Abtheilung „Varia" manches Bemerkenswerthe, so über verbotene Bücher in Oesterreich, welche man in der Josephinischen Periode vom freisinnigsten Standpunkte aus beurtheilte, sowie auch verschiedene Angaben über öffentliche Bibliotheken. Auch die Mittheilungen über gewerbliche Verhältnisse haben Werth für die Sittengeschichte jener Zeit. Zwei merkwürdige langwierige Rechtsstreitigkeiten bilden den Inhalt des Kapitels „Zwei Proeesse"; der Proceß, welcher des heidelberger Professor J. A. Eisenmenger 1699 erschienenes Werk: „Entdecktes Judenthum" betrifft, das so viel Aufsehen erregte, möge hier insbesondere genannt sein. Die genauen Angaben über die Kosten der Herstellung dieses umfangreichen Werks bieten für die Beurtheilung der typographischen Verhältnisse zu Ende des 17. Jahrhunderts interessante Einzelheiten. Zur Geschichte der Juden in Oesterreich ist in dem Bande überhaupt manches enthalten, was der Verfasser den bisher nicht beachteten Acten entnimmt. Die Untersuchung über „Das poetische und psychologische Moment in den Erzählungen des Pentateuch", welche allerdings sehr scharfsinnig durchgeführt ist, will uns in der Reihe der Aufsätze und unter dem gewählten Titel des Buchs nicht recht passen. Doch sei dies nebensächlich bemerkt; es thut natürlich den schätzenswerthen übrigen Darlegungen in Wolf's Werke durchaus keinen Abbruch, das von jedem Freunde der neuern Geschichte Oesterreichs gewürdigt zu werden verdient.

2. Geschichte der Stadt Wien von Eugen Guglia. Mit 83 Abbildungen. Wien, Tempsky. 1892. 8. 2 M.

Um dem Bedürfnisse nach einer knapp gehaltenen, volksthümlich abgefaßten Geschichte der österreichischen Reichshauptstadt zu genügen, hat der allgemeine niederösterreichische Volksbildungsverein, Zweig „Wien und Umgebung" den Beschluß gefaßt, eine diesen Anforderungen entsprechende Schrift herauszugeben und mit der Bearbeitung des reichen Stoffs eine tüchtige heimische Kraft, Herrn Eugen Guglia, betraut. Wie dieser seine Aufgabe auffaßt, zeigen die Sätze des Vorworts: „Ich habe mir vorgesetzt, die Geschichte unserer Stadt so zu erzählen, daß daraus hervorgeht, wie alles Gegenwärtige auf der Vergangenheit beruht und wie alles seine Zeit und seine Stelle hat in der Welt; dies sind die großen Lehren der Geschichte, sie sind von weisen Männern längst gefunden und gepredigt worden, aber immer sind noch viele, die sie nicht verstehen noch hören wollen. Vielleicht gelingt es mir bei einigen, daß sie dies thun, schon dies wäre mir ein reicher Gewinn. Dazu ist aber nothwendig, daß dies Büchlein kurz und leicht verständlich sei, darauf ging mein Bemühen. Die Thatsachen haben andere gefunden, ich wähle aus, was mir das Wichtigste scheint und stelle es zusammen, das ist meine Arbeit, die Form, die ist mir eigen." In diesem Sinne bietet das vorliegende Buch auf 305 Seiten eine Darstellung der Entwickelung der Stadt Wien und eine Geschichte des öffentlichen socialen und geistigen Lebens Wiens in allgemein verständlicher Form, der Verfasser hat es vermieden durch Citate in oder unter dem Texte diese Darstellung schwerfällig zu machen und sie in der That

angenehm lesbar gestaltet, nichts von wichtigen Vorfällen erscheint übergangen, die einzelnen Kapitel sind wohl abgerundet und schon der knapp bemessene Raum bringt die Nothwendigkeit mit sich, von der Sache nur insofern abzuschweifen, als es eben das Verständniß verlangt. Die jüngste Geschichte der Stadt Wien von dem verdienstvollen frühern städtischen Archivdirector Karl Weiß umfaßt nicht weniger als zwei starke Bände, was bei der reichen historischen Vergangenheit der alten Vindobona sehr erklärlich erscheint. Es dürfte dies wol das beste und bedeutendste aller Werke sein, welche den Stoff behandeln; Herr Guglia führt diese Werke, wenigstens die wichtigsten von ihnen, seit Wolfgang Lazius an. Der Verfasser erwähnt, daß Weiß „kein wahrhaftiger Geschichtschreiber" sei, da ihm die „Gabe fehle, das Mitgefühl vergangenen Daseins in den Lesern zu erzeugen", und auch in dem Werke von Weiß „uns alles kühl und trocken anmuthet". Diese Bemerkung erscheint doch etwas ungerecht, insbesondere mit Rücksicht darauf, was Archivdirector Weiß in seinem Werke bieten wollte. Zunächst war es ihm darum zu thun, die Thatsachen und Geschehnisse in klarer Ausführlichkeit zu berichten und übersichtlich zu gestalten; daß ihm dies gelungen, wird keiner seiner Nachfolger leugnen, er schrieb für den gebildeten Leser, hielt sich jedoch fern von allem Ueberflüssigen. Doch auch dies nur nebenbei. Die Arbeit E. Guglia's zerfällt in zwölf Kapitel, von dem die ersten fünf: „Vindomina-Vindobona", „Verfall und Wiedererstehung", „Burgenbau und Klostergründung", „Reichsstadt oder Landstadt", „Handel und Wandel im Mittelalter" die Zeit bis ins 15. Jahrhundert behandeln. Dem Stephansdome und der hohen Schule ist ein eigenes Kapitel gewidmet, welches in lebendiger fesselnder Weise insbesondere auch das pädagogische und kurz das Universitätsleben der ersten Zeit schildert. Der Verfasser geht hiernach auf die Periode der Glaubensspaltung und der Türkenkämpfe über, bespricht die Zeit des „Zopfthums und Aufklärerwesens", und sodann die Franzosenzeit und Geschichte der jüngsten Vergangenheit bis zum heutigen Tage. Selbstverständlich ist dem culturellen Leben eingehendere Aufmerksamkeit zugewandt, vielleicht hätte die Darlegung der literarischen Zustände in einigen Epochen etwas mehr Ausführlichkeit verdient, wozu freilich wieder der Raum, welcher offenbar zugemessen war, nicht gereicht hätte. Auch der Schauspielkunst, insbesondere der Entwickelung des Theaters in der neuern Zeit schenkt der Verfasser in gebührender Weise Beachtung. Da dieses mit großer Sachkenntniß und in so lesbarer Weise abgefaßte Werk jedenfalls eine zweite Auflage erleben dürfte, so wäre darauf hinzuweisen, daß die Jahreszahlen besser in Ziffern als in Buchstaben ausgedrückt werden, da letzteres die Uebersichtlichkeit außerordentlich erschwert. Den Band zieren zahlreiche, zum Theil große Abbildungen, von denen hier etwa die große Ansicht der Stadt im 18. Jahrhunderte, der Zug Kaiser Joseph's I. zur Stephanskirche und die zahlreichen schönen Ansichten der neuern wiener Baudenkmäler angeführt seien. Ebenso sind die hervorragendsten Persönlichkeiten durch gute Porträts vertreten, die ausnahmslos nach zeitgenössischen Originalen wiedergegeben erscheinen, was übrigens auch bei Ansichten, Scenen, Trachtenbildern u. s. w. älterer Zeit der Fall ist. Das Buch bietet daher auch durch seinen äußern Schmuck viel Anregendes und zeigt schon in seinen Bildern die Entwickelungsgeschichte der Stadt. Anton Schlossar.

Neue Romane.

1. Russische Reise. Von Hermann Bahr. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.
2. Gefühls-Komödie. Roman von Max Nordau. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Schon einmal (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1891) besprach ich ein Buch Hermann Bahr's, seinen Roman „Die gute Schule". Ebenso wenig wie man nach der Lektüre dieses Romans ein scharf umrissenes Bild Bahr's gewinnen konnte, kann man das aus der „Russischen Reise" (Nr. 1). Es ist immer nur eine Seite, eine Phase, die der so vielseitige Bahr bietet; eine neue Phase, denn er pflegt sich nicht zu wiederholen, wie das übrigens auch in seinen theoretischen und künstlerischen Schriften der Fall ist. Hermann Bahr huldigt der momentanen Stimmung, der „Sensation", dem schrankenlosen Individualismus, und trotz dieses Individualismus lehnt sich Hermann Bahr — das ist ungemein interessant zu beobachten — fast immer an, im Drama zum Theil an Henrik Ibsen, im Roman an Paul Bourget, in der Novelle an denselben, wie auch an Maurice Barrès, in den kritischen Studien an Huysmans, wie man sieht also an die widersprechendsten Naturen. Die „Russische Reise" macht da eine Ausnahme, es ist das selbständigste Buch Bahr's; hier lehnt er sich an sich selbst an, nicht an jenen Bahr, den wir aus den übrigen Werken kennen, sondern an den Bahr, der beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen, der im Begriff ist, sein eigentliches Wesen, das er bisher unter literarischen Masken verborgen, zu entdecken, an jenen Bahr, der wirklich „der Mann aus Linz" ist.

Das ganze Buch ist eigentlich nichts als das Grübeln über eine neue Empfindung — das Bahr'sche Schlagwort „Sensation" wäre hier nicht angebracht —, eine neue Empfindung für das „kleine Fräulein", dem das Buch gewidmet. Es ist das eine für Bahr durchaus neue Empfindung, denn es ist eine keusche Empfindung, wenn sie auch, wie in der „Guten Schule" auf jene träumerische Liebesmystik abzuirren wünscht, die Bahr mit glühenden Farben zu malen versteht. Das Buch enthält eine der

zarteſten, keuſcheſten, ſtimmungsreichſten Liebesgeſchichten, die wir haben. Bahr charakteriſirt dies ſo: „Jetzt erkenne ich, daß ich ſie immer lieben werde. Es iſt blos eine ganz andere Liebe. Sie hat Demuth und Einfalt und weiß von keiner Begierde. Von Liebe klebt an ihr keine Spur. Es iſt eine reine, ſüße und unvergängliche Wolluſt des dankbaren Gemüths. Ich will nichts von ihr. Wir werden uns wol nicht mehr ſehen. Ich möchte blos, daß ſie immer recht glücklich ſei.“ Und es iſt auch ein ſchönes Wort, was er weiter unten ſagt: „Wie mir das alles fremd geworden iſt und nichts mehr über mich vermag! Die ganze Welt iſt mir entfremdet! In mir habe ich eine ſchönere und reichere entdeckt. Darin will ich jetzt reiſen.“

Das iſt ein ſehr wahres Wort. Bahr mußte ſich ſelbſt, ſein Unweſen entdecken, er ſtößt da auf vieles, das er bisher nicht gekannt und das doch „er ſelbſt“ iſt. Er fühlt das auch heraus, er bekennt es offen, wenn auch nicht ohne ſtille Verwunderung. Er ſieht, wie ſeine ganze Modernität von ihm abfällt, es iſt ihm ſo, „als hätte er erſt alles verlieren müſſen, um ſich ſelbſt zu finden“.

Es iſt — um es ſcharf auszudrücken — die Hinneigung Bahr's zum Philiſter. Er wehrt ſich dagegen mit dem Conſtant'ſchen Wort: „Si j'étais heureux à la manière vulgaire je me mépriserais“, aber es hilft ihm nicht viel. Das Gefühl iſt ſtärker als alle Vernunftgründe, als alle Tollheiten. Es lebt in ihm fort, auch nachdem er von „dem kleinen Fräulein“ geſchieden. Den Abſchied ſchildert er ſo: „Ja, ich will es geſtehen; erſt war ich ganz tapfer und niemand hat etwas bemerkt; aber wie ſie mir dann das letzte mal die Hand gab und ſich wendete, da wurde mir, als ginge mit ihr alles Glück aus meinem Leben fort. Ich konnte mich nicht mehr halten. Wie ein Kind hab' ich bitterlich geweint . . . . Ich ſchulde ihr ſo viel. Vier Wochen lang bin ich glücklich geweſen. Sie hat alles Böſe aus meiner Seele gewieſen. In acht Tagen weiß ſie ja nichts mehr von mir und hat längſt meinen Namen vergeſſen. Aber mir ſoll ihr helles Bild das ganze Leben mein guter Engel bleiben. Vielleicht kann ich ſpäter doch einmal etwas Schönes geſtalten. Vielleicht erblüht einmal aus meiner Seele eine gute That. Sie iſt es, der ich dieſe liebliche Hoffnung ſchulde. Sie hat mich aus Leid und Laſter erweckt. Sie hat mich erlöſt.“

Das iſt eine der zarteſten, keuſcheſten, innigſten Liebesepiſoden, die wir bei dem Dichter der „Guten Schule“ am wenigſten erwarteten. Danebenher geht der alte Bahr: künſtleriſche Studien, die von hoher Bedeutung ſind — die Studie über Eleonora Duſe iſt beſonders feinſinnig —, herrliche Streiflichter auf die Eremitage, Nachdichtungen möchte ich ſagen der herrlichen Gemälde jenes Muſeums, dazwiſchen kurze Bemerkungen, bizarre Sätze des pariſer, des ſpaniſchen, des ruſſiſchen Bahr, aber alles unter dem Geſichtswinkel jenes Bahr, der durch „das kleine Fräulein“ ſich ſelbſt gefunden hat.

Bahr iſt der unruhigſte Kopf der Moderne, überall ſucht er nach Neuem, eignet es ſich an, ſucht das, was er empfindet, wiederzugeben in einer Sprache, die aber nur Bahr ſchreiben kann. Seine Verſuche, durch die Sprache ſeine „Senſationen“ dem Leſer zu ſuggeriren, ſind großartig, oft toll, aber dieſe Tollheit hat Methode. Seine Sprache iſt ſchön und blumenreich, wenn auch nicht alle Blumen Naturblumen ſind, ſondern manche künſtlich großgezüchtet, manche Papierblumen.

Max Nordau, der ſcharfe, unerbittliche, geniale Kritiker, betritt mit ſeinem Roman „Gefühls-Komödie“ (Nr. 2) ein Gebiet, das ihm, meines Wiſſens nach, bisher fremd war. Und er betritt es mit Glück, er hat ein Werk von hoher Bedeutung geſchaffen: das ſei vorausgeſchickt. Wie bei Nordau nicht anders zu erwarten, geht ein ſehr kritiſcher Zug durch das Werk, es iſt auch eine conventionelle Lüge, die er da behandelt: die Gefühlsſchwelgerei, anders iſt es hier nicht zu benennen. Nordau ſetzt da die Sonde an eine heikle Stelle, die Liebe; es iſt ſchwer, ſie zu ſeciren; der Autor weiß das, er nimmt ſich daher nur eine Auslebung der Liebe her, eine typiſche Auslebung, und ſie zerfaſert er unerbittlich, zeigt ſie als das, was ſie iſt, als Gefühlskomödie. Das klingt nicht ſehr ſchön und wird mancher zartfühlenden Seele misfallen, wie jegliche Wahrheit.

Genial verfaßt iſt die Vordergrundsfigur des Romans: Paula. Paula iſt das Weib, eigentlich: la femelle, das Weibchen — und das iſt das Große an dem Buche Nordau's. Er iſt wahrheitsmuthig, kühn, rückſichtslos, ſchreckt vor keiner Conſequenz zurück. Er führt die Situationen bis zur äußerſten Grenze, mit Ruhe, mit Energie, beſeelt von heißem Wahrheitsdrang, er iſt im beſten Sinne des Worts Naturaliſt. Es iſt ein eigenthümlich ſchillerndes, anziehendes, abſtoßendes, tolles Weſen dieſe Paula, ſie hat Fleiſch und Blut und Sinne, dazu Verſtand und Schauſpielergabe, kurz ſie iſt eben Weib! Fein ſind die Züge, mit denen Nordau ſie charakteriſirt. Die Figur — wenn dieſer Ausdruck für das Nordau'ſche Vollblutweib ſtatthaft — wächſt aus dieſen einzelnen Zügen heraus. Nichts iſt dem Dichter entgangen, er dringt in die feinſten Falten der Frauenſeele und das, was die Hölle dieſer Seele bildet. Prächtig iſt dieſe Paula, prächtig, weil ſie ſo rückſichtslos wahr iſt. Nicht minder gut iſt Bruchſtädt gezeichnet, beides ſind Menſchen aus einem Guß, Menſchen mit allen ihren Fehlern, Männchen und Weibchen, die ſich zuſammenfinden, die dem Reize der Sinne zum Anfang ihrer Bekanntſchaft erliegen, den Höhepunkt der Liebe auskoſten, genießen mit vollen Zügen und dann eine Gefühlskomödie ſpielen, ſie, um ihn zu fangen, d. h. heirathen; er, um ſie nicht allzu brutal abzudanken. Und das iſt ungemein belehrſam: das ſtärkere Geſchlecht handelt ſo aus Feigheit, das ſchwächere aus klugem Wagemuthe. Das charakteriſirt das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib gut, und es lehrt uns noch etwas: daß das Weib mit der Wahrheit, mit ihren eigenen Gefühlen Komödie ſpielen kann, daß ihr Gebaren Komödie

sein kann, ohne Komödie zu sein. Das klingt paradox, aber ich hoffe, daß mich der Leser versteht.

Max Nordau hat Großes geleistet in seinem Romane, dessen Einzelheiten, dessen feine Züge, dessen ethische Idee und vorzügliche Sprache ihn zu einem Literaturdocument machen; man lese ihn, denn gelesen zu werden, viel und oft, verdient er, kann er fordern kraft der ihm innewohnenden Wahrheit und Bedeutung. Hans von Basedow.

Tovote's neueste Dichtung.

Ich. Nervöse Novellen von H. Tovote. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 8. 2 M.

Heinz Tovote liebt die Vorreden zu neuen Dichtungen, um theils seine eigene Stellung zu ihnen, als völlig abgetrennten Theilen seines Lebens, zu erklären, theils auch wol, um der Kritik einige Winke dafür zu geben, wie sie sich zum Dichter und zum Werke — die Tovote beide so scharf und streng getrennt wissen will — stellen solle. So hat er es auch diesmal gethan und in der Widmung der neuen Novellensammlung an einen archäologischen Freund im fernen classischen Rom nachdrücklich betont, daß sein, des Dichters, „Ich" nicht identisch mit allen jenen Ichs in den folgenden Novellen wäre. „Glaube nicht, wie ein Bekannter meinte, als ich ihm vom Titel sprach, in diesen Blättern etwas Biographisches zu finden — eine derartige Selbstgefälligkeit wirst du mir nicht zutrauen. Du kennst mich auch zur Genüge, um beurtheilen zu können, wann etwa ich mir einen Maskenscherz erlaubt habe und eine selbsterlebte Geschichte mir umständlich von einem andern erzählen lasse. Ich habe mir die meisten berichten lassen, und das einzige, was ich dazu gegeben habe, ist das leichte Florgewand der künstlerischen Form."

Daß es sich in einer Sammlung von Novellen in der Ich-Form nicht oder doch sehr selten um autobiographische Mittheilungen, um Selbsterlebtes im gewöhnlichen Sinne handeln müsse, war eine überflüssige Belehrung des Erzählers, denn nachgerade ist man ja mit dieser dichterischen Fiction vertraut genug geworden. Daß aber das Ich aller dieser Erzählungen ein anderes, als das Ich Tovote's sei: das wird ihm kein Mensch glauben. Es gehört allerdings zu den reizendsten Aufgaben der Erzählungskunst, eine Geschichte durch den Mund einer vom Dichter verschiedenen und womöglich charakteristisch individualisirten Person vortragen zu lassen. Der Erzähler erhebt sich in dieser Form bis zum Dramatiker, er tritt ganz und gar aus sich heraus, er spielt am allerfreiesten mit seinem Stoff, und man kann sich sogar als ein fesselndes Kunststück das Unternehmen denken, eine und dieselbe Geschichte von verschiedenen Menschen erzählen zu lassen, wobei jede Erzählung so verschieden als ihr Erzähler gerathen müßte, was ja auch der Wahrheit des Lebens, der Natur der Menschen entspräche. Die Fähigkeit nun, so objectiv zu sein, sich dermaßen zu verwandeln und über seinen Stoff zu stellen, besitzt Heinz Tovote keineswegs. Er rühmt sich des Blicks der Sonntagskinder: er liest den Menschen ihre Geschichten vom Gesicht herab, es genügt ihm zur Conception einer Novelle ein aufgefangenes Wort, ein Stück Geständniß, und er hat die Fähigkeit, solche Geständnisse von Leuten zu gewinnen, die sonst nicht mittheilsam sind. Ganz recht, Tovote hat die Begabung des Dichters, in den Herzen der Menschen rascher und klarer zu lesen als der Philister; er ist ein intuitiver Geist, wie alle künstlerisch Begabten. Allein ganz aus sich herauszutreten vermag er nicht, er taucht vielmehr alles in die Farbe seiner eigenen Seele. Das Ich der neuen Novellen ist überall dasselbe, und zwar so sehr Tovote's Ich, daß man aus den, wie er sagt, nur nacherzählten Geschichten ihn selbst ebenso gut kennen lernt, als hätte er in der That seine Selbstbiographie geschrieben. Denn je weniger ein Mensch sich selbst charakterisiren *will*, je unbefangener er sich den Dingen hingibt und sich mittheilt, um so mehr offenbart er seine wahre Natur; darum enthalten die Werke der Dichter an und für sich schon ihre Biographie, schon als solche die Darstellung ihres Ichs, und es hilft Tovote gar keine Versicherung des Gegentheils. Dieses „Ich" auf dem Titelblatte seines Buchs ist kein anderes als das seinige, nur freilich muthet es uns nicht so massiv, nicht so lapidar und gewaltig an, als es der Zeichner des Buchumschlags darzustellen beliebte.

Denn gerade der Mangel an massiver Kraft, an lapidarer Energie und Härte ist charakteristisch für das Ich Heinz Tovote's. Es gehört einem Menschen an von ungewöhnlicher Empfänglichkeit der Sinne, von seltener Reizbarkeit durch die Eindrücke von außen; einem Menschen ferner, der auch nicht Herr dieser Einwirkungen werden kann, es auch kaum zu werden versucht hat. Vielmehr gibt er sich mit Freuden diesen mächtigen Stimmungen hin, mögen sie auch nur von innen kommen. Er hat keinen Willen, d. h. er vermag nicht nach Ueberlegung und mit selbstgesetzten Zwecken zu handeln, sondern folgt nur dunkeln Impulsen, die ihn das eine mal zu einer sittlichen, das andere mal zu einer indifferenten oder gar bösen Handlung bewegen. Er ist ein Stück Wachs im Zufall des Lebens, er hält alle Eindrücke fest; aber er ist auch elastisch: er ist immer neu empfänglich. Dabei hat er einen beschaulichen Geist, der mit der schärfsten Klarheit alle Empfindungen unterscheidet und einen schwelgerischen Genuß an ihrer Zergliederung findet. Weil er stets nur im Affect handelt, aus Instinct, darum bleibt er sich selbst immer treu, lebt in Harmonie mit sich selbst, hat ein reines Gewissen und geht mit einer Unbefangenheit über den sittlichen Werth der Handlungen hinweg, die an Kindlichkeit grenzt. Er läßt sich gehen, nicht weil er so will, sondern weil er

nicht anders kann. Er muß ein Phantasiebild verfolgen; er ist „besessen" von ein paar im Vorübergehen gesehenen Nixenaugen; er hat nicht die Kraft, ihrem Eindruck zu widerstehen; er ist auch manchmal moralisch, ohne es zu wollen, weil ihn da seine Natur ebenso zur Moralität, wie sie ihn ein andermal zum Begehren zwingt, und im ganzen macht er den Eindruck eines schwachen Mannes, der im ersten Stadium des erotischen Triebes, im Alter von 20 bis 24 Jahren stecken geblieben ist und zunächst gar keine andere Leidenschaft kennt, als die der Liebe.

So ist das Ich beschaffen, das allen Novellen gemeinsam ist: das Ich des pathologischen Phantasiemenschen ohne Energie, ohne Weltanschauung und ohne Humor. Denn um über die Dinge, Menschen oder Erlebnisse, zu lachen, muß man doch schon über sie urtheilen (intuitiv nämlich); im Lachen spricht sich schon eine Werthschätzung aus, die nicht auf dem Gefühl allein, sondern auch auf dem Verstand beruht. Tovote ist aber nur Gefühl, er lacht darum auch sehr selten, eine humoristische Erzählung zu componiren, deren Pointe also ein Werthurtheil über Menschen und Situationen bezweckt, ist seine Sache nicht. Man müßte ihn sentimental nennen, wenn er nicht so naiv wäre — als Künstler nämlich, denn er urtheilt nicht, sondern stellt dar, was eben seine Tugend in formaler Beziehung ist und womit er unzweifelhaft stark auf den Leser wirkt. Dieser Mangel an sittlichem Urtheil — mag er nun Schein, die Absicht der absoluten Objectivität in der Darstellung oder, was wahrscheinlicher ist, ein organischer Mangel in Tovote's Ich sein — führt zu künstlerischen Schwächen in den Erzählungen. Denn Abenteuer mit Geschöpfen aus der Halbwelt, mit ehebrecherischen Frauen u. dgl. erzählt man, wenn sie schon einmal erzählt werden sollen, in einem andern Tone, wenn man ebenso fein sittlich empfindet als man pathologisch beobachtet und nachfühlt. Tovote kommt dahin, alle Menschen — die Cocotte und den Künstler, Heroen und Wichte — als Erzähler gleich wichtig zu nehmen, und das ist sein Mangel, damit ist er nur ein halber Künstler. Ihn von vornherein als frivol und unsittlich abzuweisen, wäre nicht gerechtfertigt; er hat z. B. von der Liebe im Grunde sogar eine edle Vorstellung, und in der scheinbar frivolsten der Novellen: „Nixenaugen", ist dieser Begriff oder vielmehr diese seine Naturempfindung vom Wesen der Liebe, die Pointe der Erzählung. Aber die sittliche Gleichgültigkeit und die absolute indifferente Darstellung der Natur, wie sie sich uns pathologisch im Gefühl, Affect und Instinct kundgibt, kann nicht als künstlerisch bezeichnet werden; denn im Dichter muß ein ganzer Mann, eine volle Persönlichkeit Stellung zur Welt nehmen, und man ist ein halber Mann, wenn man sich sittlich gleichgültig stellt.

Eine der Skizzen: „Nur ein Modell", kann sehr gut als unbewußte Selbstkritik Tovote's erklärt werden. Darin wird erzählt, daß eine Frau einen sehr zarten und keuschen Roman in der Idylle des Seebades mit dem Erzähler hatte. Dieser hat später das Erlebniß dichterisch verwerthet und keine Beziehungen mehr mit der schönen Frau gepflegt, nachdem sie mit dem Ablauf der Badesaison auseinander gegangen waren. Aber sie las den Roman des Dichters, erkannte, daß sie ihm blos Modell gestanden wäre, und ward darüber tief verletzt. „Wenn jemand", sagte sie ihm bei einem gelegentlichen Zusammentreffen, „grausam gehandelt hat, waren Sie es, mein Freund; denn sie haben mir eine thörichte, aber liebe Erinnerung zerstört. Ich hatte gemeint, daß es auch für euch Dinge gebe, über die man nicht sprechen kann, Empfindungen, an die man sich nicht wagt, um sie zu zergliedern, Stimmungen, die zu keusch sind, als daß man sie profanire; daß es Dinge gebe, die auch dem modernen Künstler, der sich das Leben dienstbar macht, heilig und unantastbar sein können. Es ist eine Täuschung gewesen . . ." Tovote constratirt in dieser Geschichte sich selbst mit dem naiven Menschen, und zwar thut er es so, daß er den Künstler als den unglücklichen, den Laien als den glücklichern Menschen hinstellt. Mir will scheinen, daß die Wirkung, die er der modernen Kunst zuspricht, eben gegen sie spreche. Der naive Mensch empfindet eine ursprüngliche Freude, sich selbst im Kunstwerk wieder zu erkennen. Auf dieser Grundthatsache beruht das Leben und Gedeihen aller Kunst. Solange es Dichter gab, die Frauen und Erlebnisse mit ihnen in den ewigen Formen der Kunst festhielten, ernteten sie Liebe dafür, nicht aber Abneigung. Natürlich ist es, daß eine Frau, die ihren Herzensroman verschleiert gedruckt sieht, das Buch doppelt lieb gewinnt. Haßt sie es aber, findet sie sich verletzt davon, dann ist das Buch schlecht, sofern wir nur die Frau als unverbildet annehmen wollen. Eine der wenigen anständigen Frauen des Buchs wäre also unwahr gezeichnet worden, oder: wenn wir sie als wahr annehmen müssen, so verdient die „moderne" Kunst Tovote's, die nur pathologisch sein kann, keine andere Aufnahme, als es die ist, die sein Dichter bei seiner schönen Frau gefunden hat.

Moritz Necker.

Lyrik und Epik.

1. Aus wachen Träumen. Dichtungen von Theodor Lasius. Zürich, C. Schmidt. 1892. 12. 80 Pf.
2. Mädchenliebe und Mannesliebe. Von W. Rudow. Wernigerode, Rudow. 1892. 8. 60 Pf.
3. Harzblüten. Den Bewohnern und Freunden des Harzes von W. Rudow. Wernigerode, Rudow. 1892. 16. 1 M. 20 Pf.
4. Germania. Ein deutscher Sang. Dem größten Deutschen, dem Fürsten Bismarck in ehrfurchtsvoller Treue gewidmet von einem Süddeutschen. Zweite Auflage. Hamburg, Herold. 1891. 8. 1 M.
5. Die Schlacht von Einbeck. Liebestod. Omar Chijam des Jüngeren Divan. Drei Dichtungen von Karl Ptak. Wien, Lesk u. Schwiderноch. 1892. 12. 3 M. 50 Pf.

In die Kategorie der Bücher, die besser ungedruckt blieben, gehören die Dichtungen von Theodor Lasius (Nr. 1). Ein Motto aus Shakespeare, das mit den Worten beginnt: „Ein Buch! wie kostbar!“ wird durch den Inhalt dieser Dichtungen „Aus wachen Träumen“ leider nicht gerechtfertigt. Zum Glück ist es nur eine kleine Sammlung, an deren Lektüre man nicht allzu viel Zeit zu verschwenden braucht. Wenn der Verfasser in einem Prolog „An die Freunde“ versichert:

Von Jugend auf hab' ich gedichtet, geträumt;
Fast lebt' ich verschlossen, allein.
Nicht war es mein Wille, ein innerer Trieb
Entzog mich dem weltlichen Schein —

so glauben wir ihm trotz des schon in diesen ersten vier Versen in die Augen springenden Dilettantismus recht gern; wir glauben ihm auch, ebenso wie hundert andern Dichtern, daß er ein ehrlicher Freund der Poesie ist, aber er sollte seiner Poesiefreundlichkeit nicht dadurch Ausdruck geben, daß er schwache Versuche, selbst zu dichten, drucken läßt. Das Buch trägt von vorn bis hinten den Stempel des crassesten Dilettantismus. Als prächtigste Beweise dafür dienen schon allein die beiden Gedichte „Im Sturm“ und „Tugendirrthum“. In ersterm wird uns erzählt, daß ein Jüngling und ein Mädchen bei stürmischem Wetter Kahn fahren. Das Mädchen hat entsetzliche Angst, aber der Jüngling meint, und zwar nicht im geringsten logischen Zusammenhang:

Im Herzen, mag Himmel und Erde vergehn,
Die Liebe — ist stärker als Gott.

Dieser Frevel rächt sich denn auch sofort; der Kahn — gerade so wackelig wie die Verse — geht richtig unter:

Bestraft sanken Jüngling und Mädchen im Kahn,
Ein Opfer verheerender Wucht:
So richtet der Himmel den Menschen im Wahn,
Der Gott und die Allmacht verflucht!

Dem frevelhaften Jüngling geschieht offenbar ganz recht; sein Schicksal mag andern Wagehälsen zur Warnung dienen, aber daß das arme schuldlose Mädchen auch als „Opfer verheerender Wucht im Kahn sank“, ist gewiß recht traurig. Auf derselben Höhe stehen die übrigen Gedichte mit dem „Jugendirrthum“ an der Spitze, übrigens einer Ueberschrift, die sich als Haupttitel für das ganze Buch sehr empfohlen hätte.

Die beiden nächsten Bücher: „Mädchenliebe und Mannesliebe“ und „Harzblüten“, nennen zwar auf dem Titelblatt nicht den Verfasser, aber es geht aus ihnen deutlich hervor, daß der als Verleger zeichnende W. Rudow zugleich als Dichter anzusehen ist. „Mädchenliebe und Mannesliebe“ (Nr. 2) ist ein überaus schwaches Werk. Man weiß nicht einmal recht, ob es ernst, humoristisch oder satirisch aufzufassen ist. Letztere Auffassung wäre die nächstliegende, wenn der Verfasser das Werk nicht seiner ihm eben angetrauten jungen Frau gewidmet hätte. Dieser Thatsache gegenüber muß man annehmen, daß das Gedicht ernst gemeint sei. Der Verfasser schildert die Geschichte seiner Liebe, er erzählt, wie er zu seiner Frau kam. Von der ersten Begegnung mit ihr machen wir alle Stadien dieser Liebesgeschichte durch, und zwar hören wir, sowol was „Sie“ wie „Er“ in den verschiedenen Situationen denken. Auf einem Balle machen sie Bekanntschaft:

Der stolze Wuchs, die breite Brust,
Die Haltung fest und selbstbewußt:
Ich sah es gleich, das ist ein Mann,
Auf den man sich verlassen kann.

Und diese imponirende Erscheinung setzt ihr Herz denn auch bald in Flammen, und wenige Verse später lesen wir schon folgendes Bekenntniß:

Sonst lass' ich keinen mir zu nah;
Heut wußt' ich nicht, wie mir geschah:
Er zog mich an sich — ach, so dicht!
Ihm widerstreben konnt' ich nicht.

Zu bald war das Vergnügen aus;
Er sprach: „Nun geh' ich wohl nach Haus.
Die Hoffnung ist gewiß zu kühn,
Daß mir das Glück wird nochmals blühn.“

Die Hoffnung war aber in der That nicht zu kühn; ja, sie erwartet sogar seinen Besuch und — so gibt sie ihrer Erwartung Ausdruck —:

Wie frug ich mich so oft beklommen!
Ach, ist's denn noch nicht bald so weit!

Ueberhaupt scheint dem keimenden Verhältniß ein guter Stern zu scheinen, denn

Bei Mutter steht er schon in Gnaden;
Er hätt' es sonst nicht gleich erreicht,
Daß sie zu Abend ihn geladen,
Bei andern ging das nicht leicht.

Es ist erfreulich, daß wir einmal von glücklicher Liebe eines lyrischen Dichters hören, bisher sang man immer die elegischen Töne des Liebesleides und des daraus entspringenden Weltschmerzes. Darum freuen wir uns auch von Herzen mit dem Dichter, und wir verstehen seine Gefühle, wenn er singt:

Sie selbst (die Mutter) hat uns in Schutz genommen,
Der nichts zu widerstehn vermag;
An jedem Freitag darf ich kommen —
O sei mir heilig, Freia's Tag!

In Anbetracht dieser überaus günstigen Umstände hätte es — unserer unmaßgeblichen Empfindung nach — der Dichter kaum nöthig gehabt, seine Werbung bei Blitz, Donner und Wolkenbruch im Walde anzubringen. Bei der Tasse Thee am Freitag Abend wäre die Sache ohne Zweifel weniger aufregend gewesen; allerdings wäre da die Poesie verloren gegangen, die in den Versen liegt:

Ich klappe sonst den Schirm zusammen,
Sagst du nicht augenblicklich Ja!

Das Entsetzliche dieser Gewaltmaßregel verfehlte denn auch seine Wirkung nicht! Die Furcht, naß zu werden, hat ihrem Herzen das erlösende Ja! entrungen. Damit wäre nun eigentlich unsere Neugierde befriedigt. Aber der übersprudelnde Mund des Dichters läßt uns auch die

höchsten Stufen seines Glückes sehen, die officielle Verlobung, den Hochzeitstag u. s. w., ja wir dürfen sogar einer traulichen Scene im Brautgemache beiwohnen. Wir haben nach diesen Beispielen kaum nöthig hinzuzufügen, daß das Werk völlig verfehlt ist; es besteht aus lauter Ungeschicklichkeiten und endigt sogar mit einer Geschmacklosigkeit. Wir erfahren nichts als trockene, nüchterne Redensarten; von Charakteristik, geistiger Vertiefung nicht die Spur!

Bei weitem besser ist das andere Buch desselben Verfassers: „Harzblüten" (Nr. 3), obgleich man bei Gedichten, die in der Hauptsache touristischen Inhalts sind, nur sehr selten von poetischem Werth sprechen kann. Die eigentliche Poesie steht in solchen Fällen meist hinter der Naturbeschreibung, scherzhaften Einfällen u. s. w. zurück. Es trifft dies auch bei dem vorliegenden Buche zu, das uns eine Wanderung durch den Harz machen läßt und uns in Form von Sonetten die bekanntesten und interessantesten Punkte desselben vorführt. Besucher des Harzes oder wer sonst dessen Schönheit kennt und liebt, wird sich durch diese Sonette gern die Erinnerung wieder auffrischen lassen, auch ohne hohe Forderungen an die Dichtkunst zu stellen. Weiter enthält das Buch auch eine Reihe von Gedichten, die in Balladenform Sagen oder geschichtliche Ueberlieferungen behandeln, die mit dem Harz in näherer oder fernerer Beziehung stehen. Zu den gelungenern dieser Art gehören z. B. „Das Teufelsloch im Dome zu Goslar" und „Die Gräfin von Blankenburg". Gänzlich verfehlt ist, was über Heinrich IV. und die Gräfin Scharzfels geschrieben steht: Um die Gräfin in seine Gewalt zu bekommen, entsendet der Kaiser den Grafen nach Welschland, um

Mit dem Papst zu unterhandeln, ob er enden will den Streit,
Der nun schon so lange Jahre Heinrich's Land und Volk entzweit.

Während der Graf, der sich durch den Auftrag geehrt glaubt, in der Ferne weilt, überrumpelt der Kaiser die Gräfin und mit Hülfe eines Zaubertrankes verschafft er sich denn auch Zutritt in deren Schlafgemach. Der Burggeist bringt dem Schloßherrn Kunde von dem Geschehenen; dieser reitet zurück:

Doch er kommt zu spät; der Kaiser ist schon längst in Sicherheit,
Daß er ihm zu Dienst gewesen, ist ihm jetzt von Herzen leid,
Dennoch hat der Ungetreue seiner Schandthat Lohn gefunden,
Da er von dem eignen Sohne ward gefangen und gebunden.

Ist das Gedicht im allgemeinen schon recht matt, so erscheint dieser Schluß geradezu naiv. Die ganze Rache des beleidigten Ehemannes besteht darin, daß es ihm leid thut (!!), dem kaiserlichen Herrn zu Diensten gewesen zu sein! Und die Sühne für die That des Kaisers sucht der Dichter in dem spätern geschichtlichen Ereigniß: der Gefangennahme Heinrich's durch seinen Sohn. Das ist doch etwas weit hergeholt. Von den Gedichten allgemeinerem Inhalts ist das Sonett „November" der darin zum Ausdruck gebrachten Stimmung wegen das beste.

Auf politisches Gebiet hinüber schweift ein in zweiter Auflage vorliegender „deutscher Sang" „Germania", dem Fürsten Bismarck gewidmet von einem Süddeutschen (Nr. 4). An der ehrlichen Gesinnung und guten Absicht des Verfassers sei keinen Augenblick gezweifelt; weniger gut ist das Ergebniß. Wir hätten gewünscht, daß der Süddeutsche ein anderes Mittel gefunden hätte als dies Gedicht, um dem alten Kanzler seine Verehrung auszudrücken. Der Verfasser führt uns auf wenig Seiten durch die deutsche Geschichte, um schließlich, bei unsern Tagen angekommen, zu bedauern, daß Bismarck nicht mehr Kanzler ist:

Der eiserne Kanzler, dort steht er verlassen,
Und die Mutter, sie sieht ihn und kann es nicht fassen,
Daß für den besten, den deutschesten Mann
In Sand gerinnen, erlöschen kann
Des Vaterlandes Erkennung.

Unter der Mutter ist Deutschland zu verstehen. Wie aber „die Erkennung in Sand gerinnt, erlöscht", ist auf den ersten Augenblick nicht verständlich. Große Gedanken fehlen dem Werkchen, und sowol sachlich wie poetisch ist es schwach und nutzlos. Selbst daß der Verfasser „den deutschen, gewaltigen Strom von Auge zu Auge (sic) geschaut, und zu Köln den erhabenen Dom, von deutscher Gesittung (!) erbaut, ehrfürchtig bewundernd betrachtet" hat, kann leider an unserer geringen Meinung nichts ändern.

Nach diesen recht zweifelhaften dichterischen Genüssen gingen wir auch an das letzte der uns heute vorliegenden Werke mit Mistrauen: Dichtungen von Karl Ptak (Nr. 5), aber zum Glück fanden wir ein Buch, das doch nicht so ganz unsere Misachtung verdient. Ist es auch nicht für die Unsterblichkeit geschrieben, so sticht es doch nicht allein von den vorgenannten vortheilhaft ab, sondern es bildet an und für sich eine annehmbare Lektüre. Der Inhalt des Buchs zerfällt in drei Abtheilungen, von denen jede andern Charakters ist. Die erste Dichtung: „Die Schlacht bei Eimbeck, eine bunte Mär aus wirrer Zeit", wäre ein für die „Fliegenden Blätter" passender Beitrag gewesen. Die Geschichte spielt in der Zeit, als

Von Hessen Landgraf Heinrich lag
In Fehde schon seit Jahr und Tag
Mit Eimbecks bierberühmter Stadt.

Die Fehde war jedoch nicht so arg, daß friedlicher Verkehr ganz ausgeschlossen gewesen wäre, und so kam es denn, daß der hessische Rittersmann Veit von Staden sich in eine ehrsame eimbecker Maid verlieben konnte. Während seine zwei Kumpane, mit denen er eines Tags nach Eimbeck geritten war, im Wirthshaus am Markt für drei tranken, hatte sogar Veit ein Stelldichein mit der Geliebten, das allerdings durch die Dazwischenkunft des Vaters ein unerwartetes Ende fand. Als der flüchtende Veit zum Schenkenhaus kommt, flog einer der Freunde dort gerade heraus, und alle drei hatten nun dafür zu sorgen, möglichst bald zum Stadtthor hinauszukommen. Damit war aber die Sache keineswegs erledigt, sondern der Rath von Eimbeck beschloß offenen Kampf gegen die Hessen. Um die Tapferkeit der Eimbecker anzuspornen,

Faßt man endlich den Beschluß,
Daß der ein Stückfaß zahlen muß,
Der vor dem Feinde schnöd' entlief.

Besorgt und die kommenden Dinge vorahnend rief Kurt von der Bruggen:

Ein Stückfaß Bier, wenn einer flieht —
Das ist zuviel, wir zwingen's nit!

Aber die guten Eimbecker wußten, was sie thaten, als die Schlacht nahte:

Man floh gar fröhlich mit Hurrah,
Juchheißa und Victoria!

So nahm denn die Fehde ein ganz glückliches Ende. Die Dichtung ist mit viel Humor geschrieben; der Schluß hätte vielleicht mehr zugespitzt werden können. Reime wie: schienen — drinnen, zerspält — gequält deuten auf den Oesterreicher; bemängelt — angekränkelt, weithin — grün u. s. w. dürften aber nicht zu entschuldigen sein. Die zweite Dichtung, die lyrische Novelle „Liebestod", ist im Gegensatz zur vorigen eine moderne Geschichte. Zwei Studenten lieben dieselbe junge Dame; als sie des einen Frau wird, thut das der Freundschaft der beiden keinen Abbruch, im Gegentheil der Unverheirathete, ein Arzt, verkehrt fleißig im Hause des andern. Eines Tags kommt das Gespräch auf deutsche Dichter, und der Gatte sagt von Gustav Freytag:

. . . . Gewaltig packt der Schluß
Des Ingo, wo die treuesten der Gatten
Der Flammentod für ewig eint.

Darauf baut nun der Dichter eine Art Schicksalstragödie auf, denn die Ehegatten haben das Unglück, beim Brande des Ringtheaters in Wien in den Flammen umzukommen. Des hinterlassenen Kindes nimmt sich der Freund an. Die Dichtung ist künstlerisch nicht sehr abgerundet, aber sie liest sich gut. — Die dritte Abtheilung des Buchs: „Omar Chijam des Jüngeren Divan" ist keine zusammenhängende größere Dichtung, sondern enthält eine Reihe einzelner meist humoristischer Gedichte, deren Helden orientalische Figuren sind. Das Gedicht „Die drei Fragen" ist voll köstlichen Humors.

Andere zum Theil mit viel Sarkasmus getränkte, aber nicht üble komische Gedichte sind: „Der zehnte Dieb", „Vezier und Dichter", „Der Commers von Bagdad", ein ergötzliches Kneiplied, „Abu Nyuts Erwägungen" u. s. w. Uebrigens enthält das Buch auch originelle Illustrationen.

Ernst Roeder.

Zur Kunst und Kunstgeschichte.

1. Die Großherzogliche Gemäldegalerie zu Schwerin. Von Wilhelm Bode. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1891. Kleinfolio. 60 M.

Nach den vier großen Gemäldesammlungen ersten Ranges in Dresden, München, Wien und Berlin finden sich in Deutschland und Oesterreich unter den werthvollen Galerien zweiten Ranges nicht viele, die die großherzogliche Gemäldesammlung zu Schwerin an Reichhaltigkeit und künstlerischem Werthe übertreffen. Ihr gebührt eine Stelle nicht weit nach der fürstlich Liechtenstein'schen Sammlung in Wien und nach den Museen zu Kassel und Braunschweig. Im Jahre 1882 wurde sie durch die Vereinigung der Sammlungen in Ludwigslust und Schwerin gebildet. Friedrich Schlie, der Director der Sammlung, traf die Auswahl der Gemälde aus den ältern Beständen, richtete die Galerie in einem zweckmäßigen Neubau ein und lieferte in einem umfassenden Katalog eine Arbeit von höchster wissenschaftlicher Bedeutung. Immerhin gehört diese schöne und so wohlgepflegte Galerie zu den mindest besuchten in Deutschland, es war daher ein dankenswerthes Unternehmen der wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, als sie die Veröffentlichung der schweriner Galerie in den Rahmen ihrer Thätigkeit spannte. Wilhelm Bode übernahm die kunstgeschichtliche Bearbeitung. Die Illustration in Radirungen und Textzeichnungen wurde einer Anzahl hervorragender Künstler übertragen. Die Publication begann 1886 und erschien in einzelnen Abschnitten in den „Graphischen Künsten". Jetzt liegt sie vor als Sonderausgabe: ein starker Kleinfolioband mit zweiundvierzig großen Radirungen als Kunstbeilagen und einer größern Anzahl Holzschnitte, Zinkätzungen und Radirungen im Text.

Die Werke niederländischer Künstler machen den Hauptreichthum der Sammlung aus, sie geben ihr den specifischen Charakter. Bode hat ihre kritische Besprechung in mehrere Kapitel getheilt; Rembrandt, das A und Ω der holländischen Kunst, macht mit dem Gefolge seiner Schüler den Anfang. Die schweriner Galerie birgt zwei lange Zeit verkannte Greisenbildnisse des Meisters, eines aus dem Beginn der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts und eines aus den fünfziger Jahren. Feinsinnig erörtert Bode die Werke; er geht dann über zu den zahlreichen Bildern von Genossen oder Schülern Rembrandt's. Bode's eingehender Commentar ist wie immer reich an treffenden kritischen Bemerkungen, scharfsinnig weist er auf die Besonderheit der einzelnen Künstlerindividualitäten hin und geht ein auf ihre innere Entwickelung. Jan Livensz, Philips Koninck, Carel Fabricius, Ferdinand Bol, Gerard Dow u. a. werden in ihrem Verhältniß zu Rembrandt sorgfältig untersucht. Neu beleuchtet erscheinen dann die holländischen Naturalisten, die, wie Honthorst, Terbrugghen, Bloemaert, sich nach Caravaggio bildeten. Frans Hals ist mit seiner Gefolgschaft in Schwerin kaum weniger gut vertreten als Rembrandt. Auch hier gibt der Verfasser schätzbare Winke, besonders dort, wo es sich um Gesellschaftmaler wie Duck und Codde, die so oft ver-

wechselt werden, handelt. Der nächste Abschnitt betrifft die holländischen Bildnißmaler — Mierevelt, Moreelse, Palamedesz, Thomas de Keyzer, van der Helst —, dann folgt ein Hauptkapitel über das Sittenbild zur Zeit der Blüte der holländischen Malerei. Die schweriner Galerie besitzt da einen reichen Schatz sehr bemerkenswerther Werke, bei deren kritischen Besprechung Bode einen wärmern Ton anschlägt. In großen Zügen skizzirt er die Entwickelung Ter Borch's und wird der künstlerischen Eigenart dieses liebenswürdigen Meisters vollauf gerecht. Metsu, Jan Steen, Netscher, Breekelenkam und eine Menge mehr oder weniger bekannter Sittenmaler werden einzeln vorgenommen, ihre Werke mit vergleichendem Blicke gewürdigt. Die holländischen Stilllebenmaler schließen sich an; an ihnen übt der Verfasser das Messer feinfühliger Kritik mit derselben hingebenden Gründlichkeit, wie bei der Behandlung der nächsten Kapitel über die holländischen Landschafter. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf einzelnes einzugehen oder gar an geringfügigen Punkten mit leisen Zweifeln zu rühren, wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, wie klar der Verfasser die leitenden Strömungen innerhalb eines so sehr in die Breite gehenden Kunstbetriebes aufzudecken weiß, wie er nach durchgreifenden Gesichtspunkten die Meister zweiten, dritten, ja vierten und fünften Ranges, einen jeden an die ihm gebührende Stelle verweist. Es handelt sich bei derlei Betrachtungen um Dinge, über welche die landläufige Kunstgeschichtschreibung noch immer nicht recht ins Klare kommen will. Und neben dieser disponirenden Absicht, die die zarten Fäden einer historisch-logischen Abwandlung der verschiedenen Richtungen aufzudecken bemüht ist, verliert doch der Verfasser die markanten Individualitäten nicht aus dem Auge. Die Würdigungen van der Neer's, Potter's, vor allem aber des Harlemers Philip Wouwerman sind kleine Cabinetstücke feinsinniger Künstlercharakteristik. Jede Zeile zeugt von weitumschauender Besonnenheit und wohlerwogenem Urtheil. Auch die Andeutung des culturgeschichtlichen Hintergrundes fehlt nicht, die sonst bei derlei kunstkritischen Untersuchungen meist zu kurz zu kommen pflegt. Nach diesem gehaltreichen Abschnitt geht Bode zu der Besprechung der niederländischen Architekturbilder über. Ihr schließt sich an das Kapitel über die vlämische Schule, aus dem wir die alle Ergebnisse neuester Forschung zusammenfassende Charakteristik Brouwer's hervorheben.

Im Vergleiche zu der Menge niederländischer Bilder ist das, was die schweriner Galerie an Werken italienischer und französischer Meister birgt, gar geringfügig; nicht zahlreich und besonders hervorragend sind auch die altniederländischen und altdeutschen Werke. Zahlreicher dagegen treten die Bilder deutscher Maler aus dem 17. und 18. Jahrhundert auf. Die Betrachtung dieser deutschen Kunstthätigkeit gehört allerdings, wie auch Bode hervorhebt, zu den mindest erquicklichen, die dem neuern Kunsthistoriker beschieden sind. Viel Fleiß bei spärlichem Talent, viel handwerksmäßig betriebener Eklekticismus und blutwenig lebenswarme deutsche Kunst. Für die Vervollständigung des Bildes deutscher Cultur, angefangen von der Verrottung nach dem Dreißigjährigen Kriege bis zu dem allmählichen Wiederaufleben aus tiefer Ohnmacht, hat die Schilderung dieser Kunstzustände ihre wohlberechtigte Bedeutung. Es ist ein Verdienst Bode's, daß er zum ersten male in entschiedener Weise auf diese Unterlassungssünde deutscher Kunst und Culturgeschichte hinweist und wir sind ihm besonders dankbar dafür, daß er es sich anläßlich seiner Bearbeitung der schweriner Galerie nicht hat entgehen lassen, in großen allgemeinen Zügen die Grundlinien der Entwickelung deutscher Malerei während jener Zeiten anzudeuten. Gerade die schweriner Sammlung ist reich an jenen Malereien, deren Betrachtung einen Schlüssel bietet zur Erkenntniß der Bedeutung derjenigen Meister, die wir als die Begründer der neuern deutschen Malerei verehren.

Das schweriner Galeriewerk ist die bedeutendste Arbeit, die Bode bisher in der Art vollendet hat. Indem er die reifen Früchte einer bewunderswerthen Kennerschaft hier niederlegte, hat er dem Kunsthistoriker und Bilderfreund ein wissenschaftliches Werk voll fördernder Anregung geboten, und indem ihn die temperamentvolle Ergriffenheit für alle künstlerische Tüchtigkeit zu einer Reihe episodischer Schilderungen bedeutender Meister anregte, hat er zugleich seinem Werke den Weg in die weitern Kreise der Kunstfreunde gebahnt. Eine werthvolle Ergänzung erhält seine Darstellung in der vorzüglichen künstlerischen Illustration des Werks. Alle bedeutenden Werke sind in Radirungen hervorragender Künstler von Peter Halm, Wilhelm Krauskopf, Wilhelm Rohr, Ludwig Kühn, L. Schulz reproducirt. Mehrere von diesen sorgfältigen Interpretationen gehören zu den besten Leistungen ihrer Urheber. Als Textillustrator verdient noch besonders Robert Raudner hervorgehoben zu werden, dessen Zeichnungen ebenso treu wie charakteristisch ihre Originale wiedergeben.

R. Graul.

Wir knüpfen hieran die Besprechung einer Schrift aus dem Gebiete der christlichen Archäologie, die, wenn auch mehr fachwissenschaftlich, das Interesse unserer Leser verdient:

2. Ein Cyklus christologischer Gemälde aus der Katakombe der Heiligen Petrus und Marcellinus. Zum ersten mal herausgegeben und erläutert von Joseph Wilpert. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Folio. 8 M.

Der Verfasser, der schon in seinen „Principienfragen der christlichen Archäologie" sich mit den modernen Auffassungen der Bedeutung der Katakombenmalereien auseinanderzusetzen suchte und in seiner Schrift „Die Katakombengemälde und ihre alten Copien" eine kritische Beleuchtung des seit Bosio publicirten Materials vorgenommen hat, liefert in dieser Veröffentlichung eines bisher unbeachteten Cubiculums ein Beispiel der Art, wie er sich eine mustergültige Publication der altchristlichen Denkmäler

denkt. Man muß gestehen, daß sein Verfahren klar und ungezwungen, daher ansprechend ist. Bosio ließ seinerzeit die Malereien des in Rede stehenden Cubiculums als stellenweise verblaßt unbeachtet. Wilpert nun, dessen Blick durch jahrelange Uebung geschärft ist, hat gefunden, daß an der Decke im Mittelfelde das Gericht, in den Achsen die Verkündigung, Anbetung, die Magier vor dem Stern und die Taufe Christi, in den Ecken je zweimal der gute Hirt und Oranten, an den Wänden die Heilung der Blutflüssigen, des Gichtbrüchigen, des Blinden und das Gespräch mit der Samariterin dargestellt ist. Der Künstler hat in diesen Malereien ein Glaubensbekenntniß niedergelegt, wie man es ausführlicher nicht leicht in einem andern Cyklus antrifft. Sie sollen den Zweck haben, die Besucher des Cubiculums zum Gebete für die Verstorbenen aufzufordern und anzuleiten und dem Grabe selbst als Schmuck zu dienen. Das nach Wilpert der allgemeine Endzweck des Gräberschmucks. Die einzelnen Darstellungen geben dem Verfasser Anlaß festzustellen, daß die angezweifelte Darstellung der Verkündigung in der Priscilla-Katakombe unzweifelhaft diesen Gegenstand wiedergebe, die Dreizahl der Magier feststehend, ihre Vermehrung oder Verminderung dagegen auf symmetrische oder räumliche Rücksichten zurückzuführen sei. Die Oranten erklärt er auf Grund der Inschriften als Idealbilder der in der Seligkeit gedachten Seelen der Verstorbenen, welche für die Hinterbliebenen beten, damit auch diese das gleiche Ziel erlangen. Man wird zugeben müssen, daß alle diese Behauptungen wohl begründet werden und kritischer Beachtung in hohem Grade werth sind. Die neun Tafeln enthalten die Abbildungen der in Rede stehenden und anderer bisher gar nicht oder schlecht publicirter Malereien, zum Theil nach photographischen Aufnahmen, zum Theil nach Reconstructionsversuchen des Autors. Auf Tafel 8 sind die Fragmente dreier Sarkophage mit Epiphanias-Darstellungen in der Basilika der heiligen Petronilla abgebildet. Wilpert irrt, wenn er in der hinter den Magiern stehenden Gestalt auf Fragment 3 einen Engel sieht. Der Engel gehört nach Analogie aller übrigen Darstellungen zu Maria und nicht zu den Magiern; er steht daher stets vermittelnd zwischen Maria und den Magiern, wie auf dem von Wilpert herangezogenen Relief in Afrika. In altchristlichen Bildwerken fehlt er stets, erst die byzantinische Kunst führt ihn nach 431 ein. Die Gestalt mag ein Prophet sein, denn auch Joseph müßte neben Maria stehen. Wir freuen uns dieser neuesten Arbeit Wilpert's und wiederholen gern, was de Rossi im Anschluß an die Blindenheilung äußerte, als ihm Wilpert die Umrisse der Figuren nachwies: „Anche Lei ha fatto un miracolo: ha illuminato i ciechi."

J. Strzygowski.

Feuilleton.

Wer sich über den großen Erzieher Comenius, dessen dreihundertster Geburtstag in der ganzen gebildeten Welt gefeiert worden ist, aus neuern Schriften orientiren will, findet gute Gelegenheit dazu in den beiden folgenden Büchern: „Johann Amos Comenius, sein Leben und Wirken". Von Dr. Gustav Adolf Lindner †. Neu herausgegeben von Wilhelm Böttcher (Wien, Pichler, 1892). Die Schrift ist von dem verstorbenen Professor der Pädagogik und hervorragenden Schulmann, dem Herausgeber der „Bibliothek pädagogischer Classiker", verfaßt und enthält in ansprechender Form eine dem allgemeinern Bedürfniß entsprechende Darstellung der Lehre und des Lebens des Comenius. Auch wer sich für die mit den pädagogischen Bestrebungen nicht zusammenhängenden theologisch-mystischen Speculationen des berühmten Mannes interessirt, wird hier kurze, aber präcise Berichte finden, die um so willkommener sind, als manche der einschlagenden Schriften heute sehr schwer zugänglich sind. Ganz besonders verweisen wir auf die kurze Analyse des Buchs „Lux in tenebris", das so viel Staub aufgewirbelt hat und darum schließlich auf kaiserlichen Befehl 1671 von Henkershand verbrannt worden ist.

Gleichfalls als Festschrift zur dreihundertjährigen Comeniusfeier bezeichnet sich ein im Heimatlande des Pädagogen erschienenes Buch von Anton Vbka: „Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius" (Znaim, Fournier u. Haberler, 1892; geb. 2 M. 50 Pf.). Der Verfasser — mit einem für uns unaussprechbaren Namen — ist mährischer Lehrer, der seinen Comenius als Mähre und Lehrer liebt. Er will seine Arbeit besonders als Stoffsammlung betrachtet wissen und man wird, so lange man diesen Maßstab anlegt, dem Buche Lob spenden müssen. Der Verfasser bringt für alle Epochen seines Lebens willkommenes Material bei, und die vielen Festredner und Festschreiber werden ihm dafür recht dankbar gewesen sein. Dagegen sind die allgemeinern Theile, die der Verfasser dem Zwecke der Schrift gemäß, besser ausgelassen hätte, um so schwächer. Das erste Kapitel „Die letzten Jahre des 16. und die ersten des 17. Jahrhunderts" — „Ein Zeitbild" — besteht im wesentlichen aus — übrigens gewissenhaft angegebenen — Stellen aus Otto Henne am Rhyn, Chlumezky und Gindely; das „Zeitbild" wird für den, der diese Dinge nicht schon kennt, ziemlich farblos sein, und für alle andern ist es überflüssig. Naiv klingt der Schlußsatz dieses Kapitels: „So haben auch wir nunmehr dem Manne unserer Betrachtung die «Nativität» gestellt!" Besonderes Lob verdient die Zugabe von Bildern, die theils aus den Werken des Comenius selbst genommen sind (z. B. Anschauungsbilder aus dem „Orbis pictus"), theils ihn selbst (so das aus der „Didactica magna") oder von Personen und Oertlichkeiten aus seinem Leben darstellen (so Lorenz de Geer, den reichen Förderer seiner Pläne, Axel Oxenstierna, der ihn in Schweden einführte; auch Bilder von Ungarisch-Brod und Niwnitz finden sich).

— Von „K. F. Becker's Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Wilhelm Müller. Mit Illustrationen und Karten" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft) ist der zweite Doppelband der dritten Auflage erschienen. In Nr. 44 d. Bl. f. 1891 ward an die mannichfachen Geschicke erinnert, die dieses Werk erlebt hat, bis der bekannte Chronist der Gegenwart es wieder seiner ursprünglichen Anlage näher zu führen sich entschloß. Obwol nun er in diesem Jahre dahingegangen ist, scheint doch die Hoffnung berechtigt, daß an der gegenwärtigen Gestalt, die „Becker's Weltgeschichte" durch ihn gewonnen und die sich bewährt hat, längere Zeit festgehalten werden wird. Die nun vorliegenden Bände, vom Tode Alexander's des Großen und den Samniterkriegen bis zum Ausgange des Mittelalters reichend, bezeugen die große Gewandtheit und Umsicht, mit der die in der deutschen Kaisergeschichte besonders tiefgreifende Umarbeitung voll-

zogen ist, wie gleicherweise die Sorgfalt in der Auswahl der Illustrationen. In dieser schönen Ausgabe wird das alte gute Buch sich viele neue junge Freunde erwerben. Ein vortreffliches Register ermuntert dazu, das Werk bei jedem Anlaß ohne Zeitverlust zur Auskunft heranzuziehen.

— Die Kunst, zugleich angenehm und doch belehrend zu plaudern, die die Franzosen seit Saint-Beuve als „causerie" zu großer Vollendung gebracht haben, ist in Deutschland bisher noch immer selten mit Glück geübt worden. Um so mehr freuen wir uns in dem Freiherrn von Völderndorff einen Schriftsteller kennen zu lernen, der die Form der Plauderei vorzüglich handhabt und mit viel Witz und Humor eine Menge Dinge interessant zu machen weiß, die sonst nur den Fachmann näher berühren. Wir haben seine Plaudereien, die seit dem Jahre 1872 zuerst einzeln in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen sind und nun in einem stattlichen Band gesammelt vorliegen: „Harmlose Plaudereien eines Alten Münchners. Von Otto Freiherrn von Völderndorff" (München, Beck, 1892), mit wachsender Theilnahme gelesen und dabei eine entschiedene Sympathie für die Persönlichkeit des Verfassers gewonnen, dessen Geistesfrische und Ursprünglichkeit jeden anziehen muß, der überhaupt Sinn für Eigenart und Selbständigkeit besitzt. Freiherr von Völderndorff erweist sich in dem genannten Buche als ein wahrhafter deutscher Patriot und als ein treuer Anhänger unseres gegenwärtigen Reichs. Aber diese Vaterlandsliebe macht ihn nicht blind für die mancherlei Schäden unseres öffentlichen und privaten Lebens und verhindert ihn auch nicht, denjenigen Männern Gerechtigkeit und Anerkennung zutheil werden zu lassen, die das Ziel der deutschen Einheit mit andern Mitteln erstrebt haben, als die waren, die schließlich zum Erfolg geführt haben. Seiner Geburt und Lebensstellung nach Baiern angehörig, ist er natürlich gut bairisch gesinnt, aber weit entfernt, alle Einrichtungen und Gesetze seines engern Vaterlandes für mustergültig zu achten, stellt er vielmehr so manche weniger glückliche baierische Eigenthümlichkeit ironisch als das hin, was sie ist, als eine Verkehrtheit und Thorheit, aber er thut dies in einer Weise, daß man deutlich merkt, daß die Liebe, nicht der Haß seine Feder geleitet hat. Am wärmsten wird der Verfasser, wenn er den Lesern etwas von dem gemüthlichen Leben und Treiben Alt-Münchens vorplaudert, von der Gesellschaft „Alt-England" und den „Zwanglosen", von dem Altmeister Kobell und all den hervorragenden Männern und Frauen, die sich unter der Regierung König Maximilian's II. im Hause des Ministers Dönniges versammelten, oder wenn er Erinnerungen an die Märzrevolution in München zum besten gibt. Da er den leitenden Männern jener Tage nahe gestanden und an den Vorgängen selbst Theil genommen hat, gewinnen seine Darlegungen gelegentlich sogar den Werth einer historischen Quelle. Ein guter Theil des Buchs besteht aus Reiseerinnerungen und tagebuchartigen Aufzeichnungen, die der Verfasser unterwegs aufgezeichnet hat. Er berührt sich hier in seiner Methode, zu erzählen, vielfach mit der des vortrefflichen Schilderers der bairischen und tiroler Alpen, Ludwig Steub, mit dem er die Vorliebe für etymologische Untersuchungen gemeinsam hat. Was er als juristischer Fachmann von kritischen Bemerkungen über einzelne Fragen der bairischen und Reichsgesetzgebung an zahlreichen Stellen seines Buchs einfließen läßt, verdient gewiß trotz des scherzenden Tons, mit dem sie vorgetragen werden, die Beachtung aller, die in diesen Dingen zu urtheilen berufen sind. Mit einem Wort, ein ganzer Mann mit stark ausgeprägter Persönlichkeit redet auf jeder Seite der Völderndorff'schen „Plaudereien" zu uns, und wir haben dieser lobenden Anzeige nur den Wunsch noch hinzuzufügen, daß der liebenswürdige Verfasser recht viele aufmerksame Zuhörer finden möge.

— Von der Cotta'schen „Bibliothek der Weltliteratur" wird eine neue Reihe Bände herausgegeben werden, die außer den Ausgaben von Grillparzer, Uhland, Jean Paul, Hölderlin auch literarisch bedeutende Briefwechsel bringen soll. So hat Franz Muncker die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe übernommen, Edmund Dörffel wird den Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König, Ludwig Geiger den zwischen Schiller und Körner herausgeben, Karl Heinemann zu der Ausgabe der Briefe Goethe's an Frau von Stein eine ausführliche, die Bedeutung der Frau von Stein für die deutsche Literatur beleuchtende Einleitung schreiben.

— Aus dem Nachlasse von J. V. von Scheffel soll im Frühjahr noch ein Band, der unter anderm die Säkkinger Episteln enthält, im Verlage von Bonz u. Comp. in Stuttgart erscheinen.

Bibliographie.

Andelfinger, A., S. J., Der Sozialismus und die Arbeitgeber mit Bezugnahme auf das Rundschreiben Sr. Heiligkeit Leo XIII. „Ueber die Arbeiterfrage". Regensburg, F. Pustet. Gr. 8. 1 M.

Baehring, B., Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes. Dem deutschen Volke dargeboten. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 50 Pf.

August Bebel, der Arbeiter-Bismarck. Von einem Socialisten. Berlin, C. Küchenmeister. Gr. 8. 25 Pf.

Bruno, C. G., Du sollst nicht töten! Drama. Berlin, Sallis. Gr. 8. 75 Pf.

Bufalo, Emilia M. del, Ein Abenteuer auf Schloss Ludlow. Drama. Rom. (Leipzig, R. Claussner.) Lex.-8. 2 M.

Deutscher Bühnen-Almanach. 56. Jahrg. Herausgegeben von Th. Entsch. Berlin, H. Steinitz. 12. 6 M.

Christ, W. v., Reform des Universitätsunterrichtes. Rede. München, M. Rieger. Lex.-8. 60 Pf.

Fiebig, A., Das Wort als Geld und Waare. Untersuchungen über das Für und Wider der Marx'schen Theorien. Berlin, Fußinger. Gr. 8. 80 Pf.

Geyer, F., Der 27. Januar 1959. Ein Traumgesicht. Leipzig, C. Jacobsen. 8. 50 Pf.

Harden, M., Apostata. Berlin, G. Stilke. Gr. 8. 2 M.

Hartwig, G., Auf Umwegen. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Janke, O., Der Beginn der Schulpflicht. Ein Beitrag zur Erörterung dieser Frage. Bielefeld, A. Helmich. Gr. 8. 1 M.

Jókai, M., Schwarzes Blut. Roman. Deutsch von L. Wechsler. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Jung, J., Der Weltpostverein und der Wiener Postkongreß. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Krieg oder Frieden? Versuch einer Entscheidung dieser Frage. Von S. B. Kriegfeind. Wien. (Leipzig, Literarische Anstalt, Aug. Schulze.) 8. 60 Pf.

Kühn, E., Briefe aus Elsaß-Lothringen. Leipzig, G. Lang. Gr. 8. 2 M.

Loeser, J., Geschichte der Stadt Baden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit Plänen und Abbildungen. Baden-Baden, E. Sommermeyer. Gr. 8. 12 M.

Maienfisch, E. R., Drei Erzählungen. Zürich, A. Müller. 12. 3 M.

Mayr, R., Eine Afrika-Reise von 18 Tagen. Wien, Helios. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Oettingen, A. v., Zur Theorie und Praxis des Heiratens. Leipzig, K. F. Koehler. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Peck, J., Wunder und Wunderthäter. Deutsch von W. Schaumburg. Leipzig, Schaumburg-Fleischer. 12. 50 Pf.

Pfeifer, M., Das neue Reich. Patriotische Aufführung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Rhode-Ebeling, Am Sylvester-Abend. Gelegenheitsstück. Riga, Jonck u. Poliewski. Gr. 8. 90 Pf.

Rüegg, H., Die Wirkungen der Sankt Gotthardbahn. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schroeder, L. v., Der Templer und das Kind der Berge. Episches Gedicht. Mitau, E. Behre. 16. 1 M.

Die Spinnstube im Harz. Schauspiel mit Gesang. Herausgegeben von einer Freundin der Jugend. Halberstadt, Ernst. 12. 60 Pf.

Spitteler, C., Gustav. Ein Idyll. Zürich, A. Müller. 16. 2 M.

Stolze's, A., Gesammelte Schriften. 1. u. 2. Bd. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 12. à 1 M. 20 Pf.

Straß, R., Der blaue Brief. Schauspiel. Stuttgart, Union. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Neuer Theater-Almanach. Herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 3. Jahrg. 1892. Berlin, G. Nauck. Gr. 8., 6 M.

Trede, K., Meine Entlassung als Schulaufseher. Ein freies Wort an Prediger, Lehrer und Landleute. Kropp, Buchhandlung „Eben-Ezer". 8. 1 M.

Varges, A., Ein Ritt durch Indien. Klam b. Grein. (Wien, L. Weiß.) 8. 3 M. 50 Pf.

Vonderwied, L., Gertrud. Trauerspiel. Frankfurt a. M., C. Koenitzer 8. 1 M. 50 Pf.

Westarp, A. Graf v., Bismarck komm zurück! Berlin, M. Hoffschläger. Gr. 8. 25 Pf.

Zacher, A., Don José Echegaray der Verfasser des Galeoto. Berlin, Sallis. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Erste wohlfeile Lieferungsausgabe von

Arthur Schopenhauer's Sämmtlichen Werken.

8. 45 Lieferungen von je 5—6 Bogen. Jede Lieferung 40 Pf.
Auch in 6 Bänden zu beziehen. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Diese Originalausgabe entspricht ganz den strengen Anforderungen, die Schopenhauer an die Veröffentlichung seiner Schriften gestellt hat. Sie zeichnet sich aus durch deutlichen Druck, gute Ausstattung und Vollständigkeit des Textes. Der wohlfeile Preis und die bequemen Bezugsbedingungen gestatten jedem den Erwerb dieser Originalausgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Bodenstedt †.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.
Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 6 M.
Pracht-Ausgabe. 4. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy"; wie diese ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Neben Vorläufern des Mirza-Schaffy und anderen Dichtungen aus dem Morgenlande bietet diese Sammlung auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter während seines Aufenthalts in Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestalt dar.

Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

8. Geh. 8 M. 50 Pf. Geb. 10 M.

Der Dichter hatte während eines neunmonatlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten besonders günstige Gelegenheit, das Leben der Deutschen in Amerika nach allen Richtungen und in allen Kreisen kennen zu lernen, und macht darüber wie über die dortigen gesellschaftlichen Zustände überhaupt höchst anziehende Mittheilungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart.

Von **Moriz Carriere.**

Zweite Auflage. Geh. 1 M. 80 Pf.

In 15 brieflichen Lectionen Englisch od. Franz. 1 Lection gratis. **Nolonski,** Lehrer in **Lemberg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Korfu.

Eine ionische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Seiner Skizze der Insel Capri stellte Gregorovius ein nicht minder anmuthiges Bild von Korfu an die Seite, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'

Neues Wörterbuch

der Englischen und Deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

2 Theile. Geb. 6 M.

Taschen-Wörterbuch.

2 Theile. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese neuen englisch-deutschen und deutsch-englischen Wörterbücher zeichnen sich aus durch Reichhaltigkeit an Wörtern aus dem geschäftlichen, gewerblichen, technischen und wissenschaftlichen Leben, sowie durch Aufnahme der Amerikanismen und deutliche Aussprache-Bezeichnung der englischen und deutschen Laute.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 18. — 5. Mai 1892.

Inhalt: Marie von Ebner-Eschenbach. Von Moritz Necker. — Der Werth des Lebens. Von Ernst Roeder. — Dorfgeschichten. Von Benno Rüttenauer. — Zur neuesten Uebersetzungskunst. Von Adalbert Schroeter. — Zur deutschen Alterthumskunde. Von Eugen Mogk. — Religiöse Schriften. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Marie von Ebner-Eschenbach schließt ein Gedicht: „Liebeserklärung", das vermuthlich nach der Feier ihres sechzigsten Geburtstags vor bald zwei Jahren entstanden ist und erst jetzt weitern Kreisen bekannt wird, mit den Versen:

. . . Wie manches neue, kleine Wesen kam,
Das einen Platz erstrebte zwischen uns
Und ihn erhielt, und jedes obendrein
Bei seinem Eintritt auch mein ganzes Herz.
Das ganze jedes! — henkt die Mathematik!
Denn immer noch ein ganzes bleibt mir übrig,
Es zu verschenken, wenn es wieder gilt.
Nicht protzen möcht' ich, aber solcher Reichthum
Ist unerhört in meinen hohen Jahren.
Ich dank' ihn Euch, so seid mir denn bedankt,
Ihr Großen und Ihr Kleinen, Fernen, Nahen.
Durch meine Liebe, Eurer Liebe Kraft
Begibt an mir ein schönes Wunder sich:
Die Kinderlose hat die meisten Kinder.

Es ist eins der schönsten Gedichte, die wir kennen, und niemals ist wol die viel kritisirte Dichterin besser charakterisirt worden, als sie es ungesucht in diesem lyrischen Selbstporträt gethan hat. Dieser hinreißende Ausbruch einer unerschöpflichen Herzensgüte; diese entzückende Heiterkeit im Bekenntniß der einzigen Leidenschaft, die sie noch im Alter erfüllt: der Liebe zu den Menschen; diese grenzenlose Bescheidenheit ihrer Seele, welche selbst mit dem Reichthum an Liebe nicht „protzen" will und darum mit Selbstironie den Stolz auf diesen Besitz dämpft; der kecke Witz: „henkt die Mathematik", und mitten in all den Jubel hinein der Ton schwermüthiger Entsagung, der schließlichen Ueberwindung eines bis dahin niemals im Leben ganz verwundenen Schmerzes: der Kinderlosigkeit — das ist die ganze Ebner, wie sie leibt und lebt, wie sie aber bisher nur wenige Menschen erkannt haben.

Diese Verse stehen in einem der zwei Bücher, mit denen Marie Ebner ihren Freunden und der deutschen Literatur ein kostbares Ostergeschenk gemacht hat, in der Sammlung: „Parabeln, Märchen und Gedichte" *).

Daß der Geschmack in der erzählenden Unterhaltungsliteratur sehr oft wechselt, ist eine alte Thatsache. Selbst Erzähler ersten Ranges sind vor dem Schicksal der Vergessenheit nicht gesichert, bestenfalls erhalten sich einzelne ihrer hervorragendsten Schöpfungen in der Gunst der Nachwelt. Aber Verse, Märchen, Parabeln haben doch eine dauerhaftere Existenz: ihre Form erhebt sie über die Flut der Zeiten. Man weiß heutzutage kaum noch, daß Gellert auch größere Erzählungen geschrieben hat, aber seine kleinen Fabeln stehen in jedem Schulbuch, und die Namen von Krummacher und Pfeffel sind jedem deutschen Kinde vertrauter, als die Namen selbst eines Wieland oder Jean Paul. Lafontaine ist durch seine Fabeln gerade so unsterblich geworden, wie Molière mit seinen Lustspielen. Ein solches Buch nun, dem man die Unvergänglichkeit gleichsam anzusehen glaubt, hat Frau Ebner mit ihrem Parabel- und Märchenbuch geschaffen: so rein und unmittelbar ist seine Wirkung. Es ist keines jener vielen Bücher, das man, mit Plan und Absicht am Schreibtisch, schafft, sondern es ist eines der seltenern Werke, die gleichsam von selbst, gelegentlich, im Laufe eines erfahrungs- und gedankenreichen Lebens entstehen, wenn man mit der Kunst der schönen Form begnadet ist. Und darin liegt der besondere hohe Werth dieser Sammlung. Sie ist das Denkmal einer Frauenexistenz, wie sie in zehn Jahrzehnten kaum einmal wiederkehrt, denn selten vereinigen hochbegabte Frauen so sehr, wie Frau Ebner, Tiefe des Gefühls, Klarheit und umfassende Weite des Geistes mit dem Vermögen einer classischen Form der Darstellung. Darin steht Marie Ebner ganz einzig in der deutschen Literatur da: weder Bettina, noch die Rahel, noch die Freiin von

*) Parabeln, Märchen und Gedichte von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 4 M.

Droste, von jüngern gar nicht zu reden, bieten einen solchen Anblick vollendeter Meisterschaft in der Kunst und geklärter Hoheit der Weltanschauung. Bettina war leidenschaftlich und sprunghaft, neigte zur Phantasterei; Rahel Varnhagen brachte es nicht über den aphoristischen Brief hinaus und liebte das mystische Orakeln; die Droste war confessionell befangen. Marie Ebner kann sich an Tiefe des Geistes mit allen vergleichen, weder Gefühl noch Leidenschaft mangeln ihr; aber die Ruhe des Künstlers, die Plastik in ihrer Anschauung, die anmuthige Freiheit einer starken Seele und die männliche Tugend des Humors hat sie vor allen voraus. Ihr Parabelbuch, so gedankenreich es ist, ist nicht das Werk eines Philosophen, sondern das Werk eines Dichters. Sie gibt kein System der Ethik, sondern ethische Erlebnisse. Zuweilen hat es den Charakter eines Beichtbuchs, wir sehen aus dem Buche selbst, wie sie zu der hohen Lebensanschauung kam, die sie vertritt. Es ist nicht das Werk der Grübelei, sondern der lebensvolle Ausdruck einer außerordentlichen, nach Frieden und innerem Glück strebenden Menschenseele. Darin liegt der Grund seiner zündenden Wirkung. Die „Aphorismen" sind rein lehrhaft; die „Parabeln" bieten Poesie auch dort, wo sie nur lehren wollen, denn der Gedanke hat stets Leben und Gestalt angenommen. Die Allegorie, welche die Ebner hier vielfach bringt, darf man wegen ihrer anmuthigen Verkörperung und Individualisirung ohne Bedenken neben die berühmten Allegorien ihres ältern wiener Landsmanns Ferdinand Raimund stellen, wie denn überhaupt im ganzen Buch der gute alte Genius der in der schönen Kaiserstadt heimischen Poesie zu walten scheint. Wenn Marie Ebner in einem ihrer allerschönsten Märchen: „Eine dumme Geschichte", das mit herrlichem Humor den Gedanken der in der Geschichte fortschreitenden Frauenfreiheit darstellt, den Erfinder des Stiefelknechts, einen verliebten Knappen, und seinen Gegner, den groben Ritter, parodistisch in schwulstigem Hochdeutsch reden läßt, so ist das ein echter wiener Spaß, und dergleichen ist öfter zu bemerken.

Was aber das Buch am werthvollsten macht, ist seine Ethik selbst, die Lehre der Liebe, der Güte, der heitern Entsagung, die es in allen Variationen predigt. Diese Lehre ist der Dichterin aus ihrer innersten Natur aufgegangen: sie ist identisch mit ihrer Persönlichkeit. Das glücklichste Geschenk, das nach ihrer Meinung einem Menschenkinde in die Wiege gelegt werden kann, ist dies: „Es soll kein blind vertrauender Thor und dennoch ohne Gedächtniß für das Böse sein, das die Menschen ihm anthun werden. Die Erinnerung an das Gute jedoch, das es sie vollbringen sehen und selbst durch sie genießen wird, soll sich unauslöschlich in seine Seele prägen." In einem Titanenkampfe, erzählt sie ein andermal, wo alle Tugenden und Laster miteinander um Leben und Tod rangen, blieb ein einziges Wesen im Pfeilregen unversehrt: „Es wurde Abend und Nacht; der Streit blieb unentschieden; die Streiter lagen erschöpft. Die Güte allein wandelte über die Walstatt, munter wie ein sprudelnder Quell, lieblich wie das Morgenroth und labte die Leidenden, und in dem Augenblick ließen sogar ihre Feinde es gelten: die Stärkste bist du!" Sie zweifelt an allem: an der irdischen Gerechtigkeit, die ihr nur „Nothwehr, umgeben von einer wunderlichen Mischung von Emblemen der Grausamkeit und der Barmherzigkeit ist"; sie zweifelt auch an dem Werthe der Liebe als Leidenschaft zwischen den Geschlechtern; sie zweifelt sehr an dem Werthe des Glaubens und seines Fanatismus; sie zweifelt an der Wahrheit — an allem zweifelt sie, nur nicht an der Güte, an jener starken Tugend, die dem Menschen in der Thätigkeit für andere Glück und Befriedigung finden läßt. Das weiß sie aus unmittelbarster Erfahrung am sichersten und daran wagt sich ihr Zweifel nicht.

Und in unserer Zeit, wo auf der einen Seite mit Hülfe der „Herrenmoral" eine Umschätzung aller sittlichen Werthe versucht, auf der andern hingegen alles Heil nur in den Formen der Confession gesehen wird, thut es doppelt wohl, eine so starke ethische Kraft wie die der Ebner sich in ihrem Evangelium der Liebe frei von aller confessionellen Befangenheit aussprechen zu sehen. Ein Gotteslengner kommt ins Jenseits und findet zu seiner „entsetzensvollen Ueberraschung" Gott, dessen Existenz er hier auf Erden so beharrlich lengnete. Schon fürchtet der gute Atheist die Rache; da läßt die Dichterin Gott „unendlich mild und gnädig" sagen: „Sei getrost. Du hast deinen Nächsten geliebt und ihn gelten lassen; du hast deine eigene Ueberzeugung nicht für die allein richtige gehalten, und die nicht gehaßt, verachtet, verleumdet, die sie nicht theilten. Ob ein armes Menschlein wie du an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz? erfülle ich darum weniger das All? Die aber, die das Gegentheil von dem thun und unterlassen, was du gethan und unterlassen hast, und sich dabei berühmen, in meinem Dienst und zu meiner Ehre zu handeln, die freveln, die versündigen sich an meiner Majestät, die werde ich zur Rechenschaft ziehen. Dich, du harmloser Thor, nehme ich auf in mein Himmelreich." So erklärt auch Marie Ebner mit allen großen Ethikern, daß nicht das Verhältniß des Menschen zu Gott, sondern sein Verhältniß zum Nebenmenschen entscheidend für seinen sittlichen Werth ist. Und in diesem Sinne schrieb sie die folgende herrliche Legende:

Sanct Peter und der Blaustrumpf.

Ein Weiblein klopft ans Himmelsthor,
Sanct Peter öffnet, guckt hervor:
— „Wer bist denn du?" — „Ein Strumpf, o Herr" . . .
Sie stockt, und milde mahnet er:
„Mein Kind, erkläre dich genauer,
Was für ein Strumpf?" — „Vergib — ein blauer."
Er aber grollt: „Man trifft die Sorte
Nicht häufig hier an unsrer Pforte.
Seid sammt und sonders freie Geister,
Der Teufel ist gar oft nicht dreister,
Geh hin! er dürfte von dir wissen,
Der liebe Herrgott kann dich missen."
— „Das glaub ich wol, doch ich nicht Ihn,
O Heil'ger, wolle noch verziehn!"

Sie wagt es, sein Gewand zu fassen,
Hat auf die Knie sich sinken lassen.
„Du starker Hort, verstoß' mich nicht,
Laß blicken mich ins Angesicht
Des Ew'gen, den ich stets gesucht." —
„In welcher Weise, ward gebucht.
Man strebt ihm nach wie's vorgeschrieben,
Du bist uns fern und fremd geblieben."
Das Weib blickt flehend zu ihm auf:
„Wär' dir bekannt mein Lebenslauf,
Du wüßtest, daß in sel'gen Stunden
Ich meinen Herrn und Gott gefunden."
Der Pförtner stutzt: „Allwo? — Sprich klar!"
— „Daselbst, wo ich zu Hause war,
(Mein Handwerk brachte das mit sich:)
Im Menschenherzen. Wunderlich
War dort der Höchste wol umgeben;
Oft blieb von Seines Lichtes Weben
Ein glimmend Fünklein übrig nur,
Und führte doch auf Gottes Spur.
Ob er sich nun auf dem Altare
Den Frommen reicher offenbare —
Das zu entscheiden ist dein Amt. —
„Bin ich erlöst? bin ich verdammt?"
Sanct Peter zu derselben Frist
Etwas verlegen worden ist,
Dacht' eine gute Weile nach,
Nahm endlich doch das Wort. Er sprach
Und rückt' dabei den Heil'genschein:
„Besprich es drin. — Ich lass' dich ein."

Nach dieser Probe wird man das Lob, das wir dem Buche zollen, wol gerecht finden.

In den gleichzeitig erschienenen „Drei Novellen" *) hat Marie Ebner drei ihrer schönsten Erzählungen vereinigt: „Oversberg", „Bettelbriefe" und „Der Nebenbuhler". Sie steht hier auf der Höhe ihrer Kunst, und wer nicht weiß, daß ihre zu Weihnachten erschienene „Margarete" eine viel ältere Dichtung ist — sie stammt aus dem Jahre 1878 —, muß über den großen Unterschied der zwei Bücher wol verwundert sein. In der That hat Frau Ebner gerade in jenen Jahren des tiefsten Standes ihres literarischen Ansehens eine große innere Wandlung erlebt, die allein den Unterschied der ersten (bei Cotta erschienenen) von den spätern Werken begreiflich machen kann. Diese Wandlung galt dem Stil, sie förderte das Gefühl für Wahrheit und Natur in der Dichterin. Das beste Stück der neuen Sammlung sind wol die „Bettelbriefe": eine dialogisirte Novelle von unerschöpflichem Reize. Hingegen kann Oversberg, der Held der Entsagung, nur auf kühle Hochachtung Anspruch erheben. Er vermag es gar zu gut, sich zu beherrschen: das ist groß, läßt aber nicht recht warm werden. Ein entzückendes Geschöpf dagegen ist seine tragische Braut, das Opfer väterlicher Schwäche.

Moritz Necker.

*) Drei Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 3 M.

Der Werth des Lebens.

Der Werth des Lebens. Ein Mysterium in einem Vorspiel und vier Aufzügen von Rudolf Lothar. Dresden, Pierson. 1892. Gr. 8. 2 M.

Die Forderung eines großen Theils der — echten oder unechten — Dichter und Schriftsteller unserer Tage an die Kunst heißt: Wahrheit, und wer die Forderung stellt, vermeint damit etwas Neues zu verlangen; sie suchen nun, einander zu überbieten in der Schilderung crasser, dem Leben wirklich entnommener Situationen und Ereignisse, und sie nennen das dann um so mehr Poesie, als die Schilderung dem Erlebniß plastischen Ausdruck verleiht. Daran ist nun zweierlei falsch: erstens war Wahrheit zu allen Zeiten die Quintessenz der Kunst und Poesie, und zweitens ist irgendein bestehendes Elend — denn darum handelt es sich ja zumeist — noch lange nicht Wahrheit, trotz seiner Existenz. Es ist nur zufällig wahr, durch irgendwelche mißliche Umstände hervorgerufen, aber nicht absolut wahr. Die falsche Auffassung des Begriffs der Wahrheit führt die meist jugendlichen und erst halb erfahrenen Vertreter der sogenannten neuen Richtung oft zu der andern falschen Anschauung, daß alle Poesie, die nicht unmittelbar Leben ist oder sein könnte, unwahr und demnach gar keine Poesie sei; so erwartet man denn von einem „Realisten" kein Märchen, keine Legende, kein Mysterium, weil sie nicht unbedingt wahr sind. Ob sie nicht dennoch eine große und tiefe Wahrheit bergen, verlangt man nicht erst zu untersuchen. Ebenso geschieht es umgekehrt nur zu leicht, daß man an sogenannten idealen Arbeiten den dahintersteckenden echten Realismus übersieht. Beispielsweise war in einer Besprechung über das vorliegende Buch Lothar's, die ich irgendwo las, das Werk gerade im Gegensatz zum Realismus seines Idealismus wegen gelobt. Das ist nicht ganz zutreffend, denn was Lothar's Werk von „moderner" Dichtung unterscheidet, ist nicht Mangel an Realismus und Wahrheit, sondern die Art und Weise wie der Dichter arbeitete, wie er den sogar sehr modernen, ich möchte sagen gefährlich modernen Stoff dichterisch verarbeitete. Eben in diesem Wie liegen die Beweise für seine dichterischen Fähigkeiten. In weniger geschickten, oder sagen wir in mehr „realistischen" Händen wäre das Werk eine social-ethische Abhandlung geworden, wie so manches Werk der jungen Dichterschule mehr Wissenschaft und Theorie als Dichtkunst ist. Rudolf Lothar hat es verstanden, einen ganz modern „socialistischen" Stoff ideal zu behandeln und ein regelrechtes Werk der Dichtkunst daraus zu gestalten.

Es ist nicht das erste mal, daß uns Rudolf Lothar in der Dichtkunst begegnet. Dem vorliegenden Buche geht sein dramatisches Erstlingswerk voraus, das Bühnenmärchen: „Der verschleierte König" (Dresden, Pierson),

das ebenfalls das Interesse, wenn auch nicht gerade der Theatervorstände, so doch der übrigen gebildeten literarischen Welt in hohem Grade erregt hat. Ebenso poesie- und geistvoll ist das neue Werk. Betrachten wir es zunächst nach dem Gange seiner Handlung. Das Vorspiel führt uns in eine wilde Felsenwüstenei. Der Tod tritt als Gerippe mit der Sense in der Faust auf, und es entspinnt sich ein Zwiegespräch mit der unsichtbaren Schuld. „Wer dich (die Schuld) erkannte", sagt der Tod, „der hätte erreicht das Höchste im Leben",

Wer kennet die Schuld,
Der kennt den Besitz!
Wer dich erschaute
In deiner Größe,
Der hätte erfahren
Zu gleicher Stunde
Des Lebens Werth!
Wem gönnte ich dies?

Aber er erfüllt dennoch die Bitte der Schuld; er läßt ihr Einen leben, Einer soll sich durchs Leben zu ihr durchringen von Schuld zu Schuld. Dieser Eine ist Wilfried. Wir sehen ihn zuerst als König, der seine Unterthanen von Kampf zu Kampf getrieben und hingeopfert hat, und jetzt dem Usurpator Gothmar im Felde unterliegt. Ihm, der im Begriffe ist, einen Selbstmord zu begehen, erscheint der Tod und entwindet ihm das Schwert:

Ein schlechter Zecher —
Der also wenig achtet seinen Becher
Und fort ihn wirft, weil er ihn ausgetrunken.
Füll' ihn aufs neu mit neuen Weines Funken,
Mit neuem Feuer golde seinen Rand,
Greif zu und heb' ihn hoch mit starker Hand!

Und von nun an ist Wilfried ein Werkzeug in der Hand des Todes. Der zweite Act zeigt uns in einer poesievollen Scene Wilfried mit der von ihm geliebten Lilith auf der Jagd. Aber auch hier gehört das Recht dem Stärkeren, und der Gewalthaber Gothmar ist es, der ihm das Herz der Geliebten abwendig macht. Abermals um das erträumte Glück betrogen, ergibt sich Wilfried der Wissenschaft; er wird Arzt, und häuft als solcher Schuld auf Schuld, indem er in ungezügeltem Wissensdrange zahllose Menschen opfert. So tödtet er auch eine bei ihm Hülfe suchende junge Braut, um an dem unter ihrem Herzen keimenden jungen Leben den Ursprung des menschlichen Lebens zu ergründen. Da beginnt ihm das Bewußtsein seiner Schuld zu dämmern:

Ich schaue in mein Leben tief zurück.
Ich hatte alles, Ehre, Macht und Glück
Und Liebe, Ruhm und Wissen nannt' ich mein!
In alles aber drang die Erdenpein,
Mit ihrem Gift zersetzend, was mir Leben hieß
Und lebenswerth! Was mir am Herzen frißt,
Dies seuchend Gift — nun weiß ich, was es ist.
Sein Name lautet: Schuld! Ich kann's benennen.
Allein sein Wesen — wann werd' ich's erkennen.

Dies im dritten Act, in dem zugleich der Höhepunkt der Dichtung liegt. Dieser Act ist besonders wirksam ausgestattet durch einen Todtentanz. Der Tod, um Wilfried seine Macht zu zeigen', läßt die Todten erscheinen, und es ziehen jeder mit einem bezeichnenden Spruche an uns vorüber: der Kaiser, ein Gefangener, ein Soldat, ein Mönch, ein Mädchen, ein Geizhals, ein Kind, ein Gehenkter, ein Ritter, ein Bettler u. s. w.

Der vierte Act endlich führt uns in die Nähe von Florenz in einen Garten, wohin sich der Herzog und sein Gefolge von der herrschenden Pest geflüchtet haben. Wilfried hat sich zur Erkenntniß seiner Schuld durchgerungen:

Vor meinen Richterstuhl bin ich geladen,
Und was ich that, das soll gesühnet sein!
Und was ich that, ich that es nur für mich!
Und was ich nahm, ich nahm's für mich, für mich!
Und dies ist meine Schuld! Mein Gläub'ger ist —
Das Leben! — Und nun erst beginnt die Frist,
Wo ich die Schuld mit meiner That will zahlen
Und auf mich nehmen aller Menschen Qualen.

In diesem Augenblicke erscheint der Tod. Alle fliehen entsetzt, nur Wilfried nicht. Er stellt sich dem Tod entgegen; ein neues Amt, denkt er, soll auf Erden für ihn beginnen, er will ein Retter der Menschheit werden, aber der Tod packt auch ihn an, und er erliegt im Kampfe mit ihm.

Der Verfasser wollte in seinem Werke zeigen, wie der in Wilfried verkörperte Egoismus durch die Erkenntniß der in der Selbstsucht liegenden Wurzel alles Uebels zur allgemeinen Menschenliebe umgewandelt wird, und wie in der Bethätigung dieser Liebe, in der Arbeit für andere, der wahre Werth des Lebens liegt:

Ich hab' für mich gelebt — verflucht dies Leben!
Nun bin ich da, um andern es zu geben.
Was man für sich erstrebt und thut ist Schuld!
Was man für andre thut, für andre schafft,
Wie man das Heil des andern wirkend mehrt,
Wie man den andern leiht die eigne Kraft,
Das ist des Lebens Inhalt, ist sein Werth!
Ich hab' in mir die Selbstsucht ausgereutet,
Und durft' erst dann mich einen Menschen heißen!

Aber freilich wie die Erkenntniß meist zu spät kommt, so auch hier. Kaum hat Wilfried sich zu ihr durchgerungen, da tritt ihm der allmächtige Tod in den Weg. Die guten Vorsätze können nicht mehr verwirklicht werden, und nur die Idee kann der Sterbende der Menschheit hinterlassen. „Mein Denken", sagt Wilfried, „stirbt in dieser Stunde nicht, für alle Zeiten flammend bleibt das Licht!" Aber die Ueberwindung des Egoismus war dem Dichter nicht Hauptsache und Ziel, sondern das Mittel zu dieser Ueberwindung und deren künstlerische Durcharbeitung. Rudolf Lothar fand diese Mittel auf Grundlage einer modernsocialistischen Weltanschauung, die aber, soweit dem menschlichen Gewissen Bedeutung und Macht zugewiesen wird, des christlichen Untergrundes nicht entbehrt. Die Personification des Todes, die die Triebkraft für den Egoisten Wilfried darstellt, ist der Träger der socialistischen Idee, der z. B. in der letzten Scene des ersten Acts das Recht

des Stärkeren mit beredten Worten predigt; der Selbstsüchtige nimmt natürlich diese Idee gern in sich auf und folgt ihr, bis sich aus der Zügellosigkeit die Erkenntniß der Schuld und das Gewissen herauswindet und den sittlich noch nicht haltlosen Menschen nun zur Selbstverleugnung führt und ihm das bisher vermißte Glück in der Aufopferung zum Wohle des allgemeinen Menschenthums zeigt. Mit der hohen sittlichen Kraft, die in dem Glauben an die Beglückung der Menschheit liegt, trotzt Wilfried auch dem Tode, und das gelingt ihm auch insofern, als nur der Körper stirbt, aber die Idee kräftig weiterlebt und in den kommenden Geschlechtern Früchte tragen und Licht verbreiten soll. Ob dieser sociale Altruismus in der That die Richtschnur für den Werth des Lebens ist, braucht hier nicht untersucht zu werden; es kann sich für uns nur darum handeln, ob den dichterischen Anforderungen genügt ist. Und das kann man mit gutem Gewissen bejahen. Trotz der unverkennbaren Anklänge an Goethe's „Faust", und Madach's „Tragödie des Menschen" hat Lothar ein durchaus selbständiges Werk geschaffen, an dem nur wenig Mängel zu entdecken sein werden.

Wenn wir schließlich noch die Frage nach der Bühnenfähigkeit beantworten sollten, würden wir wol zu dem Ergebniß kommen, daß das Werk zwar dramatisch wirksame Scenen enthält, aber als Ganzes dennoch des allzu philosophischen Grundzugs wegen kaum eine das große Publikum befriedigende Darstellung ermöglichen wird.

Ernst Roeder.

Dorfgeschichten.

1. Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines chiemgauer Amtmanns von Hartwig Peetz. Erstes Bändchen. Leipzig, Liebeskind. 1892. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Dorfmusik. Heitere Geschichten von August Silberstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.
3. Gesänge in ob der ennsscher Volksmundart. Von Ludwig Huber. Dritte vermehrte Auflage. Linz, Ebenhöch. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.
4. Der Schwedenhof. Novelle von Fritz Brentano. Mannheim, Bensheimer. 1892. 8. 2 M.
5. Toi seul. Roman von Arpad Imre (Gräfin E.). Minden i. W., Bruns. 1891. 8. 4 M.

Hartwig Peetz, der Verfasser des Büchleins „Chiemgauer Volk" (Nr. 1), hat guten Grund, sich mit dem Ruhm des Schriftstellers allein nicht zu begnügen, sondern nebenbei auch auf seine rentamtlichen und allgemein menschlichen Verdienste zu pochen. Hoffentlich sind diese in jedem Sinn bedeutend. Seine schriftstellerischen sind es keineswegs, sie sind sogar fast Null. Sein Büchlein ist formal durchaus nichtig und gehört nicht zur Literatur im engern Sinne des Worts; es ist kaum mehr als eine Sammlung von Rohstoffen. Der Verfasser spricht dies selber fast auf jeder Seite aus, aber naiv, unbewußt, so unbewußt, daß er keine Ahnung davon haben und wahrscheinlich sehr überrascht sein wird, es hier zu lesen.

Natürlich können solche Rohstoffe an sich sehr interessant sein, und so hat Peetz in seinem Büchlein, neben Unbedeutendem, manche wirklich merkwürdige Züge einregistrirt, wofür ihm der berufene Geschichtschreiber, oder wenn man lieber will, Geschichtenschreiber, dankbar sein muß.

Nur darf man in vielen Fällen nicht das Geschilderte an Ort und Stelle auf seine Richtigkeit prüfen wollen. Man könnte dabei sehr enttäuscht werden. Denn Peetz ist zwar kein Dichter, aber daraus folgt noch lange nicht, daß er es mit seiner Berichterstattung wissenschaftlich genau nimmt. Er thut offenbar eins: er gibt, absichtlich oder nicht, längst nicht mehr vorhandene Zustände, die er selber mehr aus der Tradition als aus der Anschauung kennt. Auch ganz unglaubliche Geschichten laufen mit unter; so diese: Ein Bauer geht vergebens seinen Nachbar um ein Darlehn an, sechs Jahre lang. Kurz vor der Einführung der neuen deutschen Reichsmünze kommt nun dieser Nachbar zu ihm und fragt, ob er noch immer Kapitalien nöthig habe, sie stünden ihm jetzt bereitwillig zur Verfügung. Das Geld sei in seinem Garten verscharrt; er möge es nur selber ausgraben und ins Rentamt tragen zum Umwechseln. Wie viel es sei, wisse er nicht, aber der Amtmann werde ihm schon aufschreiben, was es in den neuen Sorten betrage und „was der Herr halt schreibt — verstehst d' — soviel bist mer aftn schuldi! Was er halt aufschreibt." Und der Nichteigenthümer macht sich ans Ausgraben — „daß da Boden grad raucha thuet und do gschau! Wie d' Engerling im Laugks sau d' Goldstückln aus de schwarza Erde aussi gwurlt" . . .

Dabei wurde es Nacht, der Mond ging auf als einziger Zuschauer der Schatzgräberei, denn der Eigenthümer des Schatzes hatte sich zu Bette gelegt. In der Frühe machte der Schatzgräber sich auf mit seinem Sack zum Amtmann. Wie viel er im Sack hat, weiß er nicht. „Wie r i halt gmoant hob, ötz kinnts Kapital mir glaube, hob i d' Schaufel weggag'worfen . . ."

Das ist eben das Bedeutsame, daß man den Dichtern, den wahren, eher glaubt, wenn's drauf ankommt, als allenfalls dem nüchternsten Berichterstatter.

In einem andern Punkt verräth Peetz einen Mangel an Unbefangenheit und historischem Sinn, der verwundern muß und der ihn als Interpreten seines heimatlichen Gaues und Stammes in ein eigenthümliches Licht stellt. Er spricht vom Jahre 1866 und dabei von „unseligen Gelüsten" — bairischerseits nämlich. Ja, er thut fast, als habe allein die Presse verblendeter bairischer „Hetzkapläne" jenen „bedauernswerthen Bruderkrieg" verschuldet. Wenigstens die ablehnende Haltung des bairischen Volks und

Staats gegen Preußen, das Preußen von 1866, scheint er allen Ernstes einzig auf die Wirkung dieser „Kaplanpresse" zurückzuführen.

Das ist doch ein bedenkliches historisches Gewissen, und unwillkürlich fällt einem da das bekannte Gleichniß des bekannten nordischen Dichters ein, das Gleichniß von der Saugpumpe.

Angenehm lesen sich die einzelnen Geschichten in „Dorfmusik" von August Silberstein (Nr. 2). Sie behandeln zwar ziemlich alle dasselbe althergebrachte Thema von zwei Liebenden, die sich trotz allem zuletzt kriegen, und sind also gerade keine reiche Musik. Aber an einzelnen lustigen, auch originellen Variationen fehlt es nicht, auch nicht an lebhaften charakteristischen Localtönen. Die Mittel und Wege, über die Hindernisse der Liebe hinwegzukommen, sind meistens geradezu überraschend und werden in spannender Weise erzählt; das alltägliche bäuerliche Leben und tausend kleine Züge aus Sitten und Anschauungsweise des Gebirgsvolks findet man glücklich mit in das Bild hineingemalt. Auerbach'sches Pathos und seine Lehrhaftigkeit sind der leichtgeschürzten Muse Silberstein's fremd. Sie hegt selber fast etwas wie einen Zweifel:

Nur alleweil lustig sein
Und kein Ernst nit fassen —
Obs uns da im Himmel
Wol eini lassen?

Aber sie schlägt sich alles Bedenken leicht aus dem Sinn:

Wenn der Mensch lusti is'
Und treibts recht mit'n Witz,
So kriegt er in d' Ewigkeit
Ganz gewiß sein Sitz.

Die literarische Unsterblichkeit ist mit dieser Ewigkeit ja gewiß nicht gemeint.

Zu loben ist auch die Behandlung des Dialekts bei August Silberstein. Er schreibt ihn nicht mit Aengstlichkeit nach, aber er weiß seine wesentlichsten Klangfarben und seine ganze eigenthümliche geistige Physiognomie mit meisterlicher Kunst zu fassen und zu bannen; sodaß der Leser, der den Dialekt kennt, mehr davon im Ohr vernimmt, als der Verfasser in Wahrheit hinschreibt, und nie den Eindruck einer Unsicherheit oder gar Unechtheit bekommt. Dadurch unterscheidet sich Silberstein vortheilhaft von Hartwig Peetz (in „Chiemgauer Volk"), der sich bemüht, den Dialekt haargenau so zu schreiben, wie er gesprochen wird und dem dennoch jeden Augenblick ein unmögliches Präteritum unterläuft.

Harmlos heiter sind die „Gesänge in ob der ennsscher Volksmundart" von Ludwig Huber (Nr. 3). Auch dieser Dichter lebt „af de Welt allweil lusti dahin".

N' Gesund — Gottlob hani
Und's Furtkemmar a,
Und zwö häd i's aft noath,
Daß i trauari wa?
N' Stain, denn i nöt höbn konn
Laß i liegn af dar Erd,
A so a Brockar a schwara
War's Bucka nöt werth! —

Und das ist ja eine recht nette Philosophie für einen Sängersmann. Auch geht's ziemlich durch das ganze Büchlein in diesem Ton so fort. Sehr gedankenreich sind die Strophen nicht, auch in der Form wenig wechselnd, aber — wie gesagt — alleweil fidel. Wie man aus der angeführten Probe sieht, bietet der Dialekt für einen nicht „ob der ennsschen" Leser unter Umständen ziemliche Schwierigkeiten; das lustige Büchlein wird deshalb über sein engeres Heimatland hinaus kaum wirken.

„Noch manche grause Morithat passirt noch heut' . . . ." Aber diese in schauerige Reime zu bringen und auf Jahrmärkten zur Drehorgel herunterzusingen, zum „Entsetzen" des Publikums, ist außer Mode gekommen. Wie alles heutzutage müssen auch die schönsten Mordgeschichten mit der gemeinen Prosa vorliebnehmen, in Colportage-Romanen und Reutlinger Volksbüchern. Und manchmal nennt sich eine auch kurzweg Novelle, wie der „Schwedenhof" von Fritz Brentano (Nr. 4). Drei Morde bilden die Einleitung, ein vierter und seine Folgen die Haupthandlung.

Natürlich kann auch eine Criminalgeschichte vornehm und poetisch behandelt werden, und Fritz Brentano hat sich in der That bemüht, es zu thun; besonders in den einleitenden und ausleitenden Seiten. Leider sind seine poetischen Mittel keine echten. Er nimmt sie nicht aus sich, er macht sie andern nach. Sein „poetischer Stil" ist so etwas wie eine papierne Rose.

Seine Geschichte, die in Deutschland beginnt und schließt, spielt in der Mitte bei den Indianern, wo es dann von neuem Mord und Todtschlag gibt mit all den Gruseligkeiten, die wir von Cooper und Comp. her kennen. Mit diesem Theil der Erzählung kann der Verleger ein Geschäft machen. Er müßte ihn nur im Sonderabdruck mit farbigem Titelblatt geziert herausgeben, ganz nach wohlbekannten Mustern; denn wenn auch das deutsche Volk entweder nicht liest oder sich aus Leihbibliotheken versorgt, die deutsche Schuljugend kauft noch Bücher — trotz Conditorläden.

Ein gewisser Romanheld Namens Werther las im ersten Theil seiner Geschichte Homer, im zweiten Ossian; der Held von „Toi seul" (Nr. 5), auch eine Art Werther, liest — Ossip Schubin. Arpad Imre und Ossip Schubin geht auch gut zusammen, offenbar ist eins dem andern nachgeahmt. Und offenbar erstreckt sich die Nachahmung noch weiter als auf das Pseudonym.

Arpad Imre (Gräfin E.) ist nicht ganz talentlos. Ihr Buch — das allerdings keine eigentliche Dorfgeschichte ist — enthält manche gute Figur und ist im ganzen flott erzählt, ohne Unbeholfenheiten und Schwerfälligkeiten. Wenn es nur in etwas ruhigerer und klarerer Sprache geschähe. So bekommt man fast durchweg den Eindruck, als ob man den unverfälschten stenographischen Bericht einer sehr erregten mündlichen Darstellung vor sich habe.

Und wenn nur das Buch nicht so von Ueberspanntheiten und schiefen Begriffen wimmelte. So ist es ein

Roman, der den höhern Töchtern viel Vergnügen machen, der aber ihre intellectuelle und sittliche Bildung bedenklich beeinflussen wird; ein Roman, den Prediger und Beichtväter als Beispiel anführen könnten, um zu beweisen, daß selbst die „unschuldigsten" derartigen Erzeugnisse eine schädigende Lektüre bilden. Und dennoch sind den deutschen Familienblättern gerade solche Werke die liebsten.

Dieses „Toi seul" beweist wieder einmal klar, daß einige Phantasie und Ausdrucksfähigkeit lange nicht ausreichen, ein erfreuliches und also im höhern Sinne nützliches literarisches Werk hervorzubringen.

Ganz schlimme Stellen in dem Buch sind auch die Naturschilderungen; sie sind übertrieben, von unwahrem hohlem Schwulst. Sichtbar aber thut sich die Verfasserin viel darauf zu gute und läßt es sich wol kaum träumen, daß sie damit gezeigt hat: sie habe selber wenig oder gar kein geistiges Verhältniß zur Natur; gerade wie ihr Held, der geniale Maler, der mit dem wunderbarsten Maimorgen im Park nichts anzufangen weiß, weil er — sein Skizzenbuch nicht bei sich trägt.

Wie die meisten schreibenden Frauen glaubt auch die Gräfin E. in ihrem Buch beweisen zu müssen, daß sie französisch gelernt habe und streut deshalb gern französische Brocken ein, Wörter und Wendungen; manchmal wol auch aus reiner Bequemlichkeit, weil ihr ein deutscher Ausdruck nicht gleich einfällt. Sie hält das für erlaubt, ja jedenfalls sogar für fein. Sie muß z. B. wunder meinen, wie sie ihren Ausdruck steigert, wenn sie schreibt: „Dem Zauber ihrer Persönlichkeit, dem charme ihres Wesens . . ." Man kann es diesen Schriftstellerinnen nicht deutlich genug sagen, daß sie damit nicht ein Zeichen ihrer Bildung, sondern ihrer Unbildung geben.

Benno Rüttenauer.

Zur neuesten Uebersetzungskunst.

1. Das Gudrunlied. Neuhochdeutsche Bearbeitung von Walter Hübbe. Hamburg, Herold. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Der „Bearbeiter" hat sich mit der Theorie einer Umwandlung mittelhochdeutscher Poesien in neuhochdeutsche Sprach- und Dichtformen eingehender beschäftigt und bereits im Jahre 1889 als Beilage zum Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg eine Abhandlung über „Das Nibelungenlied in neuhochdeutscher Bearbeitung" (Hamburg 1889, gedruckt bei Lütcke u. Wulff) erscheinen lassen. In dieser Schrift wird über einzelne der bisherigen Erneuerungen des Liedes gehandelt und dargelegt, was von einer künftigen gefordert werden müsse, wenn sie nach des Verfassers Geschmack sein solle. Dabei wird in erster Linie die Relativität des vorliegenden Liedes an sich geprüft und schließlich über allerlei Besserungs- und Aenderungsvorschläge des Textes die neue Form erwogen, in welcher endlich ein neuhochdeutsches Nibelungenlied würdig und zweckentsprechend in Erscheinung zu treten habe. Es ist die alte Leier! Der Beflissene fühlt in den bisherigen Erneuerungen, deren Todtenregister bei Zarncke so erbaulich zusammengestellt ist, das Unzulängliche in den verschiedensten Bethätigungen und Beziehungen; er verfolgt die unleugbaren Schatten in die letzten Wurzeln ihres Grundes und verspürt schließlich über seinen Entdeckungen den verzeihlichen Kitzel, das alte Lied, dessen Zauber bei aller seiner „Relativität" auch auf ihn die alte Macht ausübt, auch seinerseits mit einem neuen Kleid zu schmücken, und siehe, die Musterkarte neuhochdeutscher Nibelungenlieder ist um eine stattliche Nummer reicher geworden. Einen andersartigen Verlauf allerdings hat der erkenntnißtheoretische Proceß bei Walter Hübbe genommen. Nachdem sein Osterprogramm des Johanneums die kecksten Modelungsvorschläge für den Nibelungentext entladen, die je seit Lachmann auf den Markt gebracht wurden — er misversteht oder verkennt beispielsweise die feinsten und tiefsten psychologischen Beziehungen und Verknüpfungen —, und für das endliche Nibelungenlied neuhochdeutscher Währung eine Form construirt hatte, in deren Molochschlünden das letzte rhythmische Echo verröchelt, hat er jetzt aus diesem oder jenem Grunde davon Abstand genommen, seine neu- oder umschöpferischen Ideen am Nibelungenliede zu erhärten und zu diesem Versuchsopfer das Gudrunlied ausersehen. Nicht, daß es uns an sich minder theuer wäre, aber jenes ist in der Unerreichbarkeit und Unnachahmlichkeit zahlloser Einzelheiten einer Vergewaltigung seiner Hoheit und Schönheit durch den modernen Versler doch in ungleich höherem Grade preisgegeben, als die zerflossene, aufbauschende Manier des Gudrundichters. Ueber sie habe ich mich seinerzeit, gelegentlich meiner Abschätzung der Engelmann'schen und R. Weitbrecht'schen Gudrunbearbeitungen, auf das hingebendste in d. Bl. ausgesprochen, und mein damaliger Standpunkt ist unverändert geblieben. Nur hätte ich erwartet, daß Hübbe zunächst seine Kräfte an diesen Vorgängern abgemessen hätte, ehe er ein neues Gudrunlied in den Sand zu schreiben begann. Ein Blick auf Engelmann, ein anderer auf R. Weitbrecht hätte ihn bei offenen Sinnen belehren müssen, daß, soweit auch ihre Leistungen von einem sehr wohl erreichbaren Ideal ableiben, seine künstlerische Ausrüstung neben der ihrigen, besonders neben R. Weitbrecht's eigenartiger Begabung und seinen philologischen Schulung, auf das kläglichste in die Brüche geht.

Natürlich hat auch Hübbe den überlieferten Text weidlich gekürzt. Was der mittelalterlichen Gesellschaft sehr interessant und hörenswerth war, ist für die moderne zum Theil langweilig oder entbehrlich. Sollte ich heute nochmals ein Nibelungenlied nachdichten, so würde ich mich

auch kürzer fassen, als ich es seinerzeit trotz Zarncke's weisem Bedenken gethan habe. Hier also liegt es mir fern, mit Hübbe zu rechten. Aber eins vermag ich ihm allerdings nicht zu verzeihen: die geringe Selbstkenntniß, die ihn ohne einen Funken poetischer Berufung und rhythmischen Gefühls an eine Aufgabe herantreten ließ, die nur dem dichterischen Können zu lösen beschieden bleibt, und die deshalb jedes Talent, das sich mit ihr befaßte, besser und ungleich schöner gelöst hat als er. Die metrischen Abgründe, in die man in jeder Strophe aufs neue versinkt, verschlingen die letzte Spur der originalen Schönheit der Vorlage, und die sprachliche Wüste, in die uns dieser Bearbeiter führt, begräbt den letzten Rest der Darstellungskunst des alten Meisters und den letzten Hauch poetischer Empfindung. Das Buch zählt zu den schwächsten Erscheinungen unserer nachbildnerischen Kunst. Dies zweizüngige, halb mittelalterlich, halb modern gestimmte Nachlallen der Vorlage reißt unser Uebersetzungswesen zurück in die hülflose, vor-Simrock'sche Zeit. Das Buch bedeutet eine Verhöhnung jeder Urtheilsfähigkeit, eine Gefährdung jedes im Werden begriffenen Geschmacks. Es ist ganz unausbleiblich, daß derartige Misbildungen auch den besten Willen, sich in die Kunst der mittelhochdeutschen Dichter einzuführen, abschrecken müssen, und das F. Pfeiffer'sche Wort von der Unmöglichkeit ihrer Uebersetzung ist aufs neue schlagend bewiesen. Den Dichter, daß man es immer wiederholen muß, kann nur der Dichter übersetzen; alles philologische Wissen ist hier nur Handwerkszeug, das eben nur in Künstlerhand Kunstwerke schafft. Was hier vorliegt, ist lediglich Handwerkerarbeit, die leider nicht einmal correct, ja nicht einmal reinlich gerathen ist. So steht geschrieben:

Doch blieben in den Lagern — einander sie so nahe,
Daß, wo die Feuer brannten, — der Feinde Helm und Schild
man schimmern sahe.

Welcher Uneingeweihte versteht den Satz:

Dem Könige von Seeland ließ er da widersagen —?

Ganz abgesehen davon, daß das metrische Schema durch den weiblichen Reim überflüssigerweise gesprengt und überladen wird, so ist es eine höchst naive Annahme des Uebersetzers, daß die Bedeutung des mittelhochdeutschen widersagen männiglich bekannt sei; wäre es der Fall, dann würde seiner Erneuerung der Vorwurf doppelter Entbehrlichkeit zu machen sein.

Die sonderbare Manier, mittelhochdeutsche Wortformen in den modernisirten Text herüberzuzerren, übt auch der folgende Nachbildner, welcher in nicht weniger als fünf gesonderten Bethätigungen seines Uebersetzungsdranges den Plan betritt:

2. Gudrun. Neu übertragen und herausgegeben von Gustav Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1891. 8. 80 Pf.
3. Nibelungenlied und Gudrun. Auszug für den Unterricht an den höhern Mädchenschulen. Von Gustav Legerlotz. Mit Beigaben aus Jordan's Nibelungen, Hebbel's Nibelungen und Geibel's Gedichten, sowie einem Vorwort von J. Wychgram. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1891. 8. 90 Pf.
4. Das Nibelungenlied. Neu übertragen von Gustav Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1892. 8. 3 M.
5. Das Nibelungenlied. Uebertragen und herausgegeben von Gustav Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1890. 8. 80 Pf.
6. Walther von der Vogelweide und andere Lyriker des Mittelalters. Auswahl. Uebertragen und herausgegeben von Gustav Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1891. 8. 90 Pf.

Auch dieser Uebersetzungskünstler, der resolut Nibelungen und Gudrun und Minnedichter, zum Theil in doppelter oder dreifacher Nenbekleidung zu Markte führt, entlehnt also unbekümmert aus dem Idiom, in dem seine Vorlagen gedichtet sind, Ausdrucksmittel, die nur diesem eigen sind. Nur verfährt Hübbe in dieser Hinsicht ungleich keuscher und gibt sich in seiner Erneuerung ungleich größere Mühe: Legerlotz dagegen schwärzt in das Deutsch unserer Tage ganze Meuten abgestorbener Worte ein, deren anmaßender Lärm den Ton des Liedes zu einem gräulichen Mischmasch aller möglichen Sprachniedersetzungen werden läßt, zu einer phonetischen Ungeheuerlichkeit, die einem Faschingsfeste wildgewordener Nibelungenstrophen gleicht, deren jede in wüster Laune sich auf eigene Faust, metrisch wie sprachlich, in jedem einzelnen Falle aber möglichst anachronistisch und disharmonisch costümirt hat. Der Verfasser glaubt über die Masse dieser Dissonanzen mit dem billigen Verfahren hinwegzuspringen, daß er am Schlusse ein Glossar anhängt. Das ist unreine Arbeit! Entweder man übersetzt redlich oder man edirt den Urtext mit einem redlichen Lexikon! Wer aber die Sphäre der Kunst betritt, der erweise künstlerische Befähigung; wer uns zum dichterischen Dolmetsch dienen will, der weise uns nach, daß er seines wie des fremden Idioms und ihrer Kunstformen Herr ist: es handelt sich hier um eine doppelte Meisterschaft, die nicht einmal ausreicht, wenn sie nicht wahlverwandtschaftliche Beziehungen erhöhen und beseelen.

Das Nibelungenlied nun, um dies aus der in Bausch und Bogen von Legerlotz vorgeführten Masse herauszuheben, ist so reichlich und vorzüglich glossirt und commentirt, die philologische Vorarbeit ist hier so gründlich geleistet, daß mit Hülfe des aufgehäuften Erläuterungsstoffs selbst der „Laie", wie die Germanisten sagen, sich unschwer über seine schwierigsten Verhältnisse aufzuklären vermag. So kann man nicht sagen, daß in der Nachbildung der Realien Misverständnisse störten. Nur einmal erscheint mir die Sache allerdings mehr als verfänglich. Es handelt sich um die schaurig-schöne Schilderung der Kämpfe der Nachhut mit Else und Gelfrad.

Ein teil schein ûz den wolken des liehten mânen brehen —

sagt der Dichter, um die grausige Beleuchtung der Seenerie zu schildern. Da übersetzt Legerlotz:

Zuweilen brach aus Wolken des lichten Mondes Schein.

Das ist unrichtig aufgefaßt. Der Mond bricht nicht zuweilen durch die Wolken (brehen hat überhaupt mit unserm brechen nicht das Geringste zu thun; es bedeutet: glänzen); er scheint vielmehr constant; nur mit trübem, verhülltem, von den Wolken verschleiertem Glanze beleuch-

tet er die blutige Scene. Ein teil bedeutet nicht das periodische, sondern das rämmlich beschränkte Scheinen (brehen) des Mondes. Sonst enthält das Buch des Ungereimten, Halben, Häßlichen, Geschmacklosen eine Ueberfülle. Satz für Satz sehnt man sich zurück nach der Simrock'schen Wüste. Hier ist weniger als Wüste, hier ist versumpftes Trümmerfeld. Ueberall begegnet man Verwischtem, Verwaschenem; überall der Unfähigkeit, dem Dichter würdig nachzureden, um wie viel mehr der, ihm nachzudichten; oft trifft man auf muthwillige oder täppische Zerstörung. So heißt es von Prünhild in der bekannten Nachtscene:

solch wer deheinen frouwen waen ich immer mêr ergê.

Legerlotz:

Kein andres Weiblein, wähn' ich, übt jemals solche Gegenwehr.

Prünhild ein Weiblein! Daß waenen hier hoffen bedeutet, ist dem Dolmetsch verschlossen; er „übersetzt" „wähnen" und nimmt damit dem Satz alle Seele und Muskulatur. Höchst erbaulich verwandelt denn dieser neue Meister die einfache Strophe, die nur einer simpeln Umschreibung bedarf:

Sîvrit der stuont dannen: ligen liez er die meit,
Sam er von sînem lîbe zîchen wolt diu kleit.
Er nam ir ê ein vingerlîn von golde wol getân.
daz wolde got von himele daz er daz hête verlân! —

in die den Dichter und seinen Geist doppelt und dreifach verleugnenden abscheulichen Versgespenster:

Siegfried schloff von hinnen (!!) und verließ das Weib,
Als woll' er nur die Kleider ziehn von seinem Leib.
Doch wand er ihr den güldnen Reif zuvor noch von der Hand,
(trug sie ihn wirklich am Finger?)
Ohne daß die Fürstin des lichten Kleinods Raub empfand.

So wird der Uebersetzer an den einfachsten Aufgaben seines Unternehmens zu Schanden! Er verwandelt Concretes böswillig in Abstractes und tilgt die intimsten Verknüpfungen. Wo der Text schreibt:

E man die rîchen gâbe alle dâ verswanc,
die wider ze lande wolten, die dûhte des ze lanc —

da zieht er dem Inhalt seine körperliche Anschaulichkeit ab, wie es von seinen Peinigern dem Heiligen geschah, und philosophirt nicht eben in pädagogischem Geiste:

Es wollte gar nicht enden, der Gaben Ueberschwang!
Der Heimatssehnsucht wurde das Weilen fast zu lang.

Wenn all das vereinzelt wäre! Die Fahrt der Nibelungen ist lang! Aber überall brennt einem die Verschiedenheit der Vorlage und des Abzugs ins Auge. Und damit tritt der Uebersetzer mit kunstphilosophischen, reformatorischen Prätensionen auf, während er über die einfachsten Dinge stolpert. Bei Pilgrin können bekanntlich die Nibelungen nicht alle diesseit der Donau beherbergt werden:

si muosen überz wazzer, dâ sie funden velt —

sagt der Dichter; sein neuester Herold übersetzt:

Doch über Wasser fanden sie ein geräumig Feld.

Das ist doch lediglich Verdunkelung der Vorlage, die erhellt, näher geführt werden soll. Als Rüdeger dann das Nahen der Gäste vernimmt, heißt es im Liede:

daz waz im liebe (gern) bekant —

Legerlotz indessen behauptet von dem ruhigen, freundlich gemessenen Greis:

Der jauchzte, als die Märe —

ja, „Märe" hat ja bei uns eine ganz andere Bedeutung als hier, wo es lediglich: Kunde, Botschaft bedeutet —

Der jauchzte (!), als die Märe den Weg zu seinem Hause fand.

Doch genug. Ueber Verschrobenheiten wie:

Des Redens ist genug.
Ich bin halt (!) jener Hagen, der Siegfried einst erschlug —

wie:

Sie sprach: „Da hört ihr, Recken: Hagen leugnet nicht
Die Schuld an meinem Leiden. Was ihm daraus geschicht
Das soll mich wenig kümmern" —

und über alle die zahllosen Versündigungen gegen dichterischen Geist und den einfachsten herkömmlichen sprachlichen Takt wollen wir uns nicht weiter erregen. Diene das Gebotene zur Beleuchtung der ganzen Art oder besser Abart dieses Uebersetzertreibens. Alle diese typischen Verdeckungen der Vorlage kann keine Sophistik weiß waschen. Das ausgebildete Urtheil wird über diese schwächlichen Versuche alsbald zur Tagesordnung übergehen und entweder zu Vater Simrock oder zu Junghans und Freytag zurückkehren.

Unsere Uebersetzungsversuche aus dem Mittelhochdeutschen haben einen Rückschlag um zwei Jahrzehute erfahren: möge die Thatsache wirkliche Talente und Kenner ermuntern, diese neuesten verunglückten Proben zu erdrücken; aber nur dann mögen neue Wagnisse unternommen werden, wenn man es mit den genannten wahrhaft berufenen Uebersetzern — Bartsch kommt weniger in Betracht — aufnehmen zu können meint. Hübbe und Legerlotz haben sich dieser Selbstprüfung verschlossen oder sie zu unkritisch geübt und sind gescheitert; Engelmann, der gefälliger arbeitet, aber trotzdem viel Halbes bietet, wird gleichwol durch die schöne Ausstattung seines Verlegers über Wasser bleiben. Das Ideal alles dessen, was auf dem Gebiete unserer Uebersetzungskunst aus dem Mittelhochdeutschen geleistet worden ist, bedeutet nach wie vor der „Tristan" von Wilhelm Hertz. Da waltet der Geist eines berufenen Dichters, da ist Klang und Klarheit und Harmonie, da ist sonnenklarer Kunstverstand und heiße Leidenschaft. In den Vordergrund der Frage tritt für alle Fälle auch die Altersstufe des Uebersetzers. Man prüfe sich, ob man in Empfindungsfrische oder geistiger Reife dem Vorbild gewachsen ist. Kein Greis wolle die Ilias oder Byron, kein Knabe Dante oder Parcival übersetzen. Was die Form angeht, so lehne man sich nicht so eng oder gar sklavisch an das mittelhochdeutsche Vorbild. Insofern bedenten die vorliegenden Versuche ein neues, aberneues Tasten nach dem wahren metrischen Instrument: aber beide Uebersetzer ver-

kamen in Laxheit. Strenge Principien sind erforderlich. Kein steuerloses Laviren, das bald dem Winde der einen strophischen Laune, bald dem Lüftchen der andern rhythmischen Stimmung oder Grille folgt. Und dann rede man neuhochdeutsch, das soll keineswegs heißen: man rede modern! Das dichterische Gefühl und der Grad seiner Ausbildung wird im einzelnen Falle immer maßgebend bleiben. Alle Doctrin ist hier unnütz. Aber diese neue Fülle literarischen Angebots aus der dichterischen Welt unsers Mittelalters belegt aufs schönste, daß ein kräftiges Bestreben herrscht, uns ihre Schöpfungen sowol näher zu führen als mit ihnen immer vertrauter zu werden. Schließlich bleibe ich nach wie vor der Ueberzeugung, daß hier wirkliche Neuschöpfungen verheißungsvoller einsetzen werden, als tappendes Nachexereiren. Auf neue Gestaltung, neue Beseelung kommt es an, nicht auf wohlfeile Umformungen des alten Gedanken- und Empfindungssubstrats.

Adalbert Schroeter.

Zur deutschen Alterthumskunde.

Deutsche Alterthumskunde von Karl Müllenhoff. Fünfter Band, zweite Abtheilung und dritter Band. Berlin, Weidmann. 1891 u. 1892. Gr. 8. 2 M. und 10 M.

Als Müllenhoff bald nach dem Erscheinen der ersten Hälfte des fünften Bandes seiner Alterthumskunde die Augen für immer geschlossen hatte, wurden verschiedene Stimmen der Befürchtung laut, daß dieses großartig angelegte Werk wol ein Torso bleiben werde. Zwar wurden solche Befürchtungen von anderer Seite zurückgewiesen, man sagte, das Material sei vorhanden und es bedürfe nur der Redaction, bald werde der monumentale Bau des Altmeisters, eines der letzten aus der alten Schule der deutsch-philologischen Wissenschaft, schön und unübertrefflich dastehen. Die Befürchtungen sind leider zur Wahrheit geworden; die jüngsten Veröffentlichungen haben uns wol treffliche Bausteine, nicht aber den erhofften Bau selbst gebracht, und nach den angedeuteten Bemerkungen des Herausgebers, Professor Rödiger's, haben wir auch von den noch außenstehenden Bänden (4 und 6) nur erstern zu erwarten. Eigenthümlich, daß gerade die, die Müllenhoff am nächsten standen, ihn so wenig kannten, ihn, der jederzeit ungleich mehr im Kopfe als auf dem Papiere hatte, der den Text wol zehnmal zu streichen und zu ändern pflegte, ehe er ihn der Druckerei übergab. Daher mochte die Altersthumskunde in seinem Kopfe, wenigstens in ihren Umrissen, entworfen sein, auf dem Papiere ausgeführt war sie nicht.

In dem kurzen Vorworte zum ersten Theile des fünften Bandes, der 1883 als Abwehr der Bugge'schen mythologischen Hypothesen dem ersten folgte, hat Müllenhoff klar ausgesprochen, was die folgenden Bände enthalten sollten. Der zweite, heißt es dort, wird von den Nord- und Ostnachbarn und dem ersten Vordringen der Germanen gegen Westen und Südwesten handeln. Der dritte soll darnach aus der Stellung und dem sprachlichen Verhältniß der ältesten, historisch bekannten Völker des mittlern Europas in dem Striche von den Pyrenäen bis zum Kaukasus den Beweis führen, daß die Väter der Germanen nicht später jenen Wohnsitz eingenommen haben können, als die urverwandten Stämme der Italiker und Griechen ihre Sitze in Italien und Griechenland, und auf Grund der Nachrichten der Römer und Griechen darauf die Ausbreitung und Verzweigung der Germanen um den Anfang unserer Zeitrechnung darlegen. Der vierte und fünfte Theil hat dann weiter aus dem Zustande, den jene Nachrichten uns vor Augen stellen, den Gang, den ihre älteste Entwickelung überhaupt genommen hat, nach allen Seiten hin aufzuzeigen. Ein sechster würde endlich die Ausbildung und Geschichte des deutschen Epos hinzufügen.

Im zweiten Bande, der druckfertig vorlag, konnte der Herausgeber das in Beziehung auf den Inhalt gegebene Versprechen einlösen. Trotz verschiedenen Fehlern und überwundenen Auffassungen, die man diesem Theile der Alterthumskunde nachgesagt hat, ist er ein abgeschlossenes Werk von gewaltiger Gelehrsamkeit, das vor allem in der Geschichte der Kimbern- und Teutonenkriege seine Triumphe feiert. In Rödiger's Vorrede dazu ertönte der Heroldsruf, wie er einst von Müllenhoff selbst ausgegangen war: der dritte Band würde vor allem eine Auslegung des besondern, der vierte eine des allgemeinen Theils der Taciteischen „Germania" bringen, der Rest des fünften würde die deutsche Mythologie, der sechste die Geschichte des Heldenepos behandeln. Da erschien im Frühjahre 1891 zunächst der zweite Theil des fünften Bandes, ein dünnes Heftchen, einschließlich des Index zum ganzen Bande kaum 60 Seiten stark. Das konnte doch unmöglich die erhoffte deutsche Mythologie von dem Bahnbrecher der Mythologie als historischer Wissenschaft sein! Und sie war es auch nicht. Der siegesgewisse Aar hatte seine Flügel gesenkt, und der Herausgeber mußte bekennen, daß nicht einmal die Cardinalfrage, vor die uns Müllenhoff am Schlusse des ersten Theils gestellt, die Frage von dem Ursprung der nordischen Skaldendichtung, auf dem Papiere beantwortet war. So mußten wir auf diese Antwort, so mußten wir auf eine deutsche Mythologie oder auf eine Geschichte der mythologischen Quellen verzichten. Zum Ersatz dafür haben wir kritische Bemerkungen zu einigen eddischen Liedern der Heldensage erhalten, ausgearbeitet nach dem Collegienhefte Müllenhoff's und dem einiger seiner Schüler. Doch wir sind auch hiermit zufrieden, denn es waltet in ihnen Müllenhoff's Geist. Wie er schon in der ersten Abtheilung des fünften Bandes an die Götterlieder der Edda die kritische

Sonde gelegt hatte, so thut er es auch hier mit den Liedern der Heldensage. Zweifelsohne sind diese Forschungen Meisterwerke der höhern Kritik; aus der oft wirren Ueberlieferung versucht Müllenhoff die einzelnen Lieder, die unsere Nibelungensage enthalten, zu entziffern, indem er bald Umstellung einzelner Strophen vornimmt, bald spätere Einschübe als solche erweist und ausmerzt. Das erste dieser Lieder handelt von Sigurd's (Siegfried's) Ankunft bei König Hjalprek, wo sich der kunstreiche Regin aufhält, der Sigurd unterrichtet, der ihm sein treffliches Schwert schmiedet, ihn aber auch zur Ermordung seines eigenen Bruders Fafnir antreibt. Ein zweites Gedicht schildert diese That, durch die Sigurd in den Besitz der unermeßlichen Schätze kommt. Der Held kehrt wieder heim zu Regin, erzählt ein neues Lied. Der feige Brudermörder aber verlangt einen Theil der Beute. Schon ist Sigurd im Begriff, dem Verlangen nachzugeben, da hört er wie Spechtmeisen sich in den Wipfeln der Bäume unterhalten und ihm künden, daß Regin ihm nach dem Leben trachte. Nun zieht Sigurd sein Schwert und tödtet den Heimtückischen. Dann macht er sich auf und reitet von dannen. Auf hohem Berge sieht er ein Feuer flammen; er durchreitet dasselbe auf seinem Rosse Grani und trifft hinter der Waberlohe die Walküre Brynhild — Sigrdrifa, die Odin wegen ihres Ungehorsams mit dem Schlafdorn gestochen hat. Mit seinem Schwerte trennt er ihren Panzer; sie öffnet die Augen und begrüßt freudig den Helden, der die Flamme durchritten und sie geweckt habe. Weiter treibt es bald den jungen Helden, zuvor jedoch lehrt ihn noch die Jungfrau die Geheimnisse des Runenzaubers, die ihn gegen alles Unglück des Lebens feien soll. Mitten in dieser Belehrung bricht die einzige Handschrift, die wir von diesen Liedern besitzen, ab; es sind eine Anzahl Blätter verloren gegangen, deren Inhalt uns nur dürftig die prosaische Saga von den Völsungen, in der die unverletzte Handschrift benutzt worden ist, ersetzt. Wie Sigurd an Gjukis (Giebichs nach deutscher Sage) Hof kommt, wie er sich hier mit Gudrun, der Kriemhild des Nibelungenliedes, vermählt, wie er für Gunnar (Gunther) die Brynhild erkämpft, wie es dann zum Streite zwischen den Königinnen kommt, infolge dessen Sigurd fallen muß — das alles ist uns durch den Verlust jener Blätter in Liederform verloren gegangen. Mit den letzten Vorbereitungen zu Sigurd's Ermordung, die nach dieser ältesten nordischen Fassung im Süden am Rheine unter hohem Baume stattfindet, beginnt erst die Handschrift wieder. Der Stumpf des ersten Liedes nach der Lücke schildert neben der Ermordung den Grimm der Gudrun über die That und das triumphirende Auflachen der Brynhild, die bald entschlossen ist, dem einzig Geliebten in den Tod zu folgen. Hieran schließt sich die Klage der Gudrun über den Tod ihres Gemahls, ein junges Lied eines nordischen Skalden, ohne saggeschichtlichen Werth. Von ungleich größerer Bedeutung ist das folgende „kurze" Sigurdslied, wie es die vorhergehende Prosa der Handschrift nennt. Er besingt, wie der ganze vorausgehende Liedercyklus, in etwas anderer Weise die Geschicke Sigurd's und Brynhildens und endet mit dem Selbstmorde der Brynhild. Dies Gedicht hat unter Müllenhoff's Schere am meisten verloren, ziemlich zwei Drittel der überlieferten Strophen haben vor der kritischen Prüfung nicht bestanden, wodurch das Gedicht in Wirklichkeit ein „kurzes" geworden ist, während es in der überlieferten Gestalt eins der längsten der ganzen Edda ist. Es folgt dann das Lied vom Todtenritte der Brynhild. Die todte Walküre reitet hinab den Helweg. Da tritt ihr ein Riesenweib entgegen, ihr personificirtes Gewissen nach Müllenhoff's Meinung, und sperrt ihr den Weg, indem sie der Todten ihr Leben vorwirft. Nur gezwungen rechtfertigt sie sich, indem sie erzählt, wie man sie betrogen habe, wie Sigurd allein bestimmt gewesen sei, ihren Zauberschlaf zu brechen und sie als Gemahlin heimzuführen: mit ihm wolle sie auch im Tode vereint sein.

Während der bisher behandelte Stoff dem ersten Theile unseres Nibelungenliedes entspricht, beginnt jetzt mit einem kurzen Prosastücke von dem Untergange der Niflungen der Inhalt des zweiten Theiles, die Rache. Nur zwei Lieder behandelt Müllenhoff aus diesem Abschnitte der „Edda"; in beiden steht Gudrun im Mittelpunkte der Erzählung. Das erste enthält die Verheirathung der Gudrun mit Atli (Etzel), der schon im frühern Theile als Bruder der Brynhild öfters erwähnt ist. Als Sühne für den Tod der Brynhild bieten die Könige der Niflungen die verwitwete Schwester dem Atli an, ganz ungern nur willigt diese in die Ehe, sinnt aber zugleich auf den Tod ihres neuen Gatten.

In unserer Heldensage haben bekanntlich schon frühzeitig Verschmelzungen ganz verschiedener Sagenelemente stattgefunden. Im Laufe des 11. Jahrhunderts erfolgte unter anderem auch die Verknüpfung der Dietrichsage mit der Nibelungensage. Als nun das erste mal diese nach dem Norden kam, wußte sie noch nichts von Dietrich; alle bisher behandelten Lieder kennen ihn nicht. Unterdessen erfolgt nach dem Jahre 1000 eine zweite Einwanderung deutscher Sagenstoffe nach dem Norden, und mit dieser kam auch Dietrich von Bern dahin. Das letzte von Müllenhoff besprochene Lied, das dritte Gudrunlied, ist das erste und einzige Gedicht, das diese Gestalt des zweiten Sagenstroms kennt, sonst ist es durchaus nordisch. Bestimmt durch die Worte seines Kebsweibes Herkja wirft Atli der Gudrun vor, daß sie mit Dietrich unter einer Decke geschlafen habe. Gudrun weist diese Anschuldigung zurück und reinigt sich durch ein Gottesurtheil: sie holt einen Stein aus einem Kessel siedenden Wassers. Herkja dagegen besteht die Probe nicht und wird infolge dessen nach echt germanischer Weise ins Moor versenkt.

Soweit das Heftchen des fünften Bandes. Wir bewegen uns in ihm durchaus in germanischer, wenn auch in nordischer Atmosphäre. Davon läßt uns der vor kurzem erschienene dritte Band nicht viel merken. Er ist zum zweiten, der uns bereits in die älteste germanische Ge-

schichte einführte, ein ὕστερον πρότερον, holt nach, was hier versäumt scheint. Er führt uns nur bis zur Schwelle, über die wir in das alte Germanenreich eintreten sollen, zu dem Zeitpunkte, wo unsere Vorfahren begannen von ihren arischen Brüdern sich loszureißen und als ein Volk aufzutreten, dessen Sprache nun sein Eigenthum ist. Die sprachliche Lostrennung erfolgte aber durch die erste Lautverschiebung, die Verschiebung der stummen Consonanten. Sie ist das erste und älteste Merkmal der vollzogenen Abtrennung und das erste Anzeichen einer besondern Entwickelung der Germanen. Diese erste Verschiebung, meint nun Müllenhoff, sei mit der großen Revolution und Veränderung eingetreten, die mit dem germanischen Urvolke vorging, als es sich in dem wilden Lande an der Elbe und Oder, das von nun an seine Heimat und in Wahrheit seine Geburtsstätte wurde, acclimatisiren und einleben mußte. Also mit andern Worten: der Geburtstag des germanischen Volks ist die Zeit der Besitzergreifung der Länder zwischen Elbe und Oder durch arische Stämme. Diesen Zeitpunkt galt es vor allem festzustellen. Natürlich konnte das Ergebniß nur ein relatives sein: jene Besitzergreifung kann nicht später erfolgt sein, als die Erwerbung der Balkanhalbinsel durch die griechischen, der Apenninhalbinsel durch die italienischen Stämme, denn die Völkerverhältnisse im südöstlichen Europa sind in der ältesten geschichtlichen Zeit im großen und ganzen dieselben gewesen wie zum Beginn unserer Zeitrechnung, die scythisch-sarmatische Einwanderung, die zum größten Theil schon in vorgeschichtlicher Zeit erfolgt ist, ist die letzte große Einwanderung von Asien her durch die Völkerpforte nördlich des Kaukasus gewesen. Um zu diesem Ergebniß, das so unscheinbar klingt und das das einzige Germanische im ganzen vorliegenden Bande ist, zu gelangen, hat Müllenhoff einen Scharfsinn und eine Belesenheit an den Tag gelegt, die ihresgleichen suchen. Sämmtliche Schriftsteller der Griechen und Römer, die des östlichen Europa Erwähnung thun, von dem wohl unterrichteten Herodot bis zu dem phrasenhaften Aufschneider Ammianus Marcellinus, werden auf ihre Glaubwürdigkeit und ihre Quellen hin untersucht, damit es klar werde, wie Europa in den ältesten Zeiten unter die Völker vertheilt war, wie diese im allgemeinen bis zum Beginne der großen Völkerwanderung ihre Sitze nur wenig verändert haben. Zwischen Donau und Bug-Dnjepr saßen die arischen, aber nicht slawischen Scythen, denen später die stammverwandten Sarmaten nachdrängten; in den waldreichen Südwestabhängen des Uralgebirges, in der Nähe des heutigen Ufa, hatte sich schon der türkisch-tatarische Stamm der Argimpäer festgesetzt, ein Volk mit großem Kinnbacken, platter, eingedrückter Nase und kahlem Haupte, sonst friedliebend und friedegewährend. Westlich von ihnen wohnten die Ahnen der Finnen, ein Jägervolk, das südlich bis zum Isthmus zwischen Don und Wolga seiner Jagdbeute nachging. Im Gebiete des mittlern und obern Dnjepr, von der Weichsel, den Nordostabhängen der Karpaten bis zum Oberlaufe des Don, im heutigen Wolhynien, Tschernigow, Kursk, saßen die Vorfahren der Slawen, zu denen die Androphagen und Melanchlänen Herodot's gehören, getrennt durch die Weichsel von den Germanen, durch die Karpaten von den Daken, ein den Geten verwandtes, aber nicht mit ihnen identisches Volk. Die Geschichte der Geten wird mit besonderer Liebe und Sorgfalt verfolgt, die Grimm'sche Geten-Gotenhypothese auch vom sprachlichen Standpunkte aus zurückgewiesen.

So lehrreich alles das, was uns Müllenhoff in diesen Untersuchungen bringt, namentlich für die classischen Philologen ist, so drängt sich doch dabei uns unwillkürlich die Frage auf: waren alle diese Einzelforschungen für eine deutsche Alterthumskunde nöthig, um zu dem Anfange der Geschichte unseres Volks zu gelangen? Wir glauben nicht. Zunächst geht Müllenhoff von einer Voraussetzung aus, die er zwar gegen Benfey vertheidigt, die aber neben Benfey auch sehr viele neuere Forscher und zwar aus andern Gründen als Benfey zurückweisen, nämlich von der Voraussetzung, daß die Urheimat der Arier in Asien, im nordöstlichen Iran auf der Westseite von Hochasien, gewesen sein müsse. Nur unter Voraussetzung dieser Annahme war eine gründliche Durchforschung des südöstlichen Winkels Europas von Belang. Ist dagegen, wofür sich gegenwärtig immer mehr Stimmen erheben, Europa die Urheimat der Arier, so hat für die Urgeschichte der Germanen die europäisch-asiatische Völkerpforte keine Bedeutung. Doch sei dem wie es wolle, von anderer Seite ist man zu einem viel festern Ergebniß über die Urzeit der Germanen gekommen: durch die archäologische Forschung ist es so gut wie erwiesen, daß schon Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung Germanen in den Gegenden saßen, wo sie noch heute sitzen. Hätte sich Müllenhoff der Archäologie, dieses Stiefkindes philologischer Forschung, angenommen, so hätte er sich jene weitläufigen Voruntersuchungen zum Gewinn für eine deutsche Alterthumskunde ersparen können, und wir hätten dann vielleicht die versprochene und erhoffte Ausbreitung und Verzweigung der Germanen um den Anfang unserer Zeitrechnung.

Durch die Forschungen namentlich der nordischen Archäologen steht es fest, daß es im nördlichen Europa drei Culturperioden gegeben hat, die man nach dem Stoffe, dessen man sich im Leben besonders bediente, die Stein-, Bronze- und Eisenzeit genannt hat. Man hat früher angenommen, daß jede neue Culturepoche mit einem neuen Volke nach dem Norden eingewandert sei. Allein diese Annahme hat sich als falsch erwiesen. Schon vor Jahrzehnten hatten Worsaae, Zinck, Steenstrup u. a. an der Hand der Gräberfunde unwiderleglich dargethan, daß die einzelnen Zeitalter nicht durch neue Völker eingeführt seien, sondern daß nur eine neue Culturwelle aus dem Süden den Stoff dem heimischen Volke gebracht habe. Und mikroskopische Untersuchungen, die in vorigem Jahre vorgenommen wurden, haben diese Thatsache aufs schönste bestätigt. Wer das große kopenhagener Alterthumsmuseum besucht hat, dem werden die trefflich erhaltenen Menschen-

skelette, die sich in ihren Baumsärgen gleich im ersten Zimmer befinden, in Erinnerung sein. Sie sind im sogenannten Treenhöi, einem Grabhügel bei Havdrup in Jütland, gefunden worden und gehören der ältern Bronzezeit an. Die Menschen, deren Ueberreste die Baumsärge bergen, haben demnach mindestens 1000 Jahre v. Chr. gelebt. Ihre Kleidung, ihre Geräthschaften zeigen, daß sie schon auf ziemlich hoher Culturstufe gestanden haben. Die Haare dieser und anderer Skelette hat man nun im vorigen Jahre mikroskopisch untersucht und dabei das Resultat erlangt, daß das Volk, welches damals Jütland bewohnt hat, ein blondhaariges, ein germanisches gewesen sein muß: eine schöne Bestätigung eines schon auf archäologischem Wege gefundenen Resultats, eine Bestätigung der Andeutungen Virchow's und Retzius', daß schon im Steinalter Dänemark und das südliche Skandinavien von dem germanischen Stamme bewohnt gewesen sei. Bei diesen Ergebnissen hat die deutsche Geschichte und Alterthumskunde einzusetzen, weiter hinauf können wir nicht gelangen.

Eugen Mogk.

Religiöse Schriften.

1. Kurzer Abriß der socialen Frage. Von F. Lemme. (Band 16, Heft 8 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens".) Stuttgart, Belser. 1892. Gr. 8. 1 M.

Eine in gemäßigtem Sinn gehaltene Beleuchtung der socialen Frage, wie sie hier vorliegt, dürfte gerade jetzt vielen willkommen sein. Der Verfasser hat seine Betrachtungen im Sommer des Jahres 1890 angestellt, als die Wogen der socialen Bewegung noch hoch gingen und ein gewisser Sturm und Drang sich der Socialpolitik bemächtigt hatte. Daher ihre Tendenz die des ne nimis! Und gerade dieses ist es, was Lemme's Schriftchen empfiehlt. Man kann vielleicht in einzelnen Stücken ebenso wie die Leitung der „Zeitfragen" zu seinen Ausführungen sich ablehnend verhalten und wird doch zugestehen müssen, daß das von den thatsächlichen Zuständen und Bestrebungen entworfene Bild im wesentlichen zutreffend und der für die Anbahnung gesunderer Verhältnisse gewiesene Weg der rechte ist. Der Verfasser ist mit den Fragen, die er behandelt, und der einschlagenden Literatur wohlvertraut. Daß er eine durchgreifende Heilung der socialen Schäden nur mit Hülfe der Kirche für erreichbar hält und deshalb dieser große und wichtige Aufgaben zur Lösung stellt, dafür bürgt schon die bekannte Richtung der „Zeitfragen". Von der rosigen Anschauung eines oberflächlichen, unhaltbaren Optimismus sehr weit entfernt, hält er doch die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der brennenden socialen Schwierigkeiten noch aufrecht angesichts der schaffensfreudigen Thätigkeit des Kaisers, der Regierung, des Reichstags, der Anstrengungen der Kirche und der überaus dankenswerthen Bemühungen nicht weniger Privaten. Sollte demnach die gehegte Hoffnung fehlschlagen, so würde nach ihm die Schuld nur den trägen deutschen Philister treffen, der sich nicht aufrütteln läßt, und diejenigen Reichen, die von ihrem Mammon nicht lassen können.

Ebenfalls der Lösung der socialen Frage ist folgende Schrift gewidmet:

2. Das Programm des Christenthums von Henry Drummond. Deutsche autorisirte Ausgabe von Julie Sutter. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1892. 8. 1 M.

Eine neue Schrift des großen englischen Naturforschers und noch größern Himmelreichsfreundes, der, nachdem er sich durch sein „Naturgesetz in der Geisteswelt" schon so manchen begeisterten Freund unter uns gewonnen, neuerdings durch „Das Beste in der Welt", „Pax vobiscum" und „Das Schönste in der Welt" die Zahl seiner deutschen Verehrer bis in die Hunderttausende vermehrt hat, darf von vornherein einer freundlichen Aufnahme gewiß sein. Die Theilnahme, die wir dem anzuzeigenden Schriftchen entgegenbringen, muß sich noch steigern, wenn gleich das erste Blatt uns belehrt, daß es sich hier darum handelt, das Evangelium als das einzige wahre Heilmittel der socialen Schäden aus Licht zu stellen, an denen unsere Gegenwart krankt. Und man fühlt es jedem Worte ab, daß ein Mann da seine Ueberzeugung ausspricht, der für die Bedürfnisse der Arbeiterwelt ein offenes Auge und ein warmes Herz hat.

Drummond liebt es, in Superlativen zu reden. Bei der fast epigrammatischen Zuspitzung seiner Gedanken kann es nicht fehlen, daß man hier und da eine ergänzende Bemerkung vermißt, durch die der Schein der Einseitigkeit in etwas gemildert, die vorgetragene Behauptung gegen Misverstand geschützt wird. Seine ganze Grundanschauung aber ist nichts weniger als einseitig, macht vielmehr gerade durch ihren Weitblick und ihre freudige Bereitschaft, auch im gegnerischen Lager jedes ehrliche Beginnen, das nicht aus der Selbstsucht stammt, ohne eine Spur von Ueberhebung und Unfehlbarkeitsdünkel anzuerkennen, einen tiefen Eindruck. Und aus der Praxis, nicht aus der Theorie schöpft er seine Gedanken. Eine Religion, die nicht das Leben umgestaltet, das Leben der Gesammtheit, nicht blos das Einzelleben, wiegt ihm nicht schwer. An dem Reiche Gottes bewundert er die sittliche Größe, die Universalität, die Anpassungsfähigkeit für jedes menschliche Bedürfen, die Ursprünglichkeit, den Erfolg ohnegleichen; aber was ihm daran am meisten in Staunen versetzt, das ist seine wunderbare Einfachheit.

Von der frohen Botschaft ausgehend, die Jesaias 61, 1—3 verkündigt und von dem Heiland in der Schule zu Nazareth als in seiner Sendung erfüllt wiederholt wird, bespricht Drummond drei Stücke: „Die Reichsgenossenschaft", „Das Reichsprogramm" und „Die Reichsgenossen Christi". Daß die höchsten Ideale der Menschenbrust,

Freiheit, Trost, Schönheit, Freude, durch Christi Reich lebendig verwirklicht werden, das möchte er, wie es ihm selbst gewiß geworden, allen, die seine Stimme erreicht, ins Bewußtsein, nein, ins Herz und ins Gewissen rufen. Und er thut es mit einem Feuer der Begeisterung und in so überzeugender, hinreißender Beredsamkeit, daß der Gebildete ebenso wie der schlichte Arbeiter, der Theologe nicht weniger als der Laie sich davon ergriffen fühlt. „Was das Christenthum am allermeisten in der Welt nöthig hat, das sind Leute mit Sonnenstrahlen in den Augen. Die Armen und Elenden, die Alten und Einsamen sind noch mehr liebehungrig als brothungrig, und wer einem mühseligen und beladenen Menschen mit einem freundlichen Lob wieder aufhelfen kann, der schenkt ihm damit etwas Besseres als schöne Kleider" — das ist Drummond's Bekenntniß, und daß er dem aus allerlei Volk Freunde sammele, dazu läßt er sein Wort ausgehen. Er selbst ist so ein Mann mit Sonnenstrahlen in den Augen, und darum zündet auch sein Wort.

Die Uebersetzung zeigt eine Meisterin in der Handhabung der Sprache. Wer es nicht anders wüßte, würde den fremdländischen Ursprung nicht erkennen. Nur eine einzige Wendung dürfte auszunehmen sein. S. 67 heißt es: „Wer sich dieser Genossenschaft anschließt, betritt einen weiten Gesichtskreis." In den Gesichtskreis tritt ein Object, nicht das Subject. Diesem kann sich ein Gesichtskreis erschließen, öffnen, oder wie man's ausdrücken will; aber es kann ihn nicht betreten, mag er nun weit oder eng sein.

Als einen de Wette redivivus kann man folgende Schrift bezeichnen:

3. Die Heilige Schrift des Alten Testaments, in Verbindung mit Baethgen, Guthe, Kamphausen u. a. übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch. Erster Halbband. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1892. Lex.-8. 5 M.

Vorliegende Uebersetzung ist nach dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung dazu bestimmt, an die Stelle der nahezu vergriffenen vierten Auflage von de Wette's gleichartigem Werk zu treten. Obgleich diese, von J. Schmid besorgt und 1858 erschienen, sich als berichtigte gibt, so waren doch, besonders für das Alte Testament, der von der Hand des inzwischen verstorbenen Verfassers herrührenden Aenderungen nur wenige, und die letzte gründliche Durchsicht, die de Wette selbst vollzog, ist die der dritten Ausgabe vom Jahre 1838 gewidmete. Seitdem ist über ein halbes Jahrhundert vergangen, und es galt den reichen Ertrag der Schriftforschung aus dieser Zeit zu verwerthen. Hat doch die wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte in Betreff der Entstehung einzelner biblischer Bücher sowie ihrer Zusammensetzung aus ursprünglich selbständigen Quellenschriften vielfach zu wichtigen, gesicherten Ergebnissen geführt und nicht minder die reiche Frucht der Denkmäler-, insbesondere der Keilschriftenforschung auf so manches Blatt des Alten Testaments überraschendes Licht geworfen. Aus alledem erwächst aber nicht blos dem Theologen die Pflicht einer gründlichen Kenntnißnahme, sondern es regt sich bei jedem bibelfreundlichen Leser der berechtigte Wunsch, über die Ergebnisse der strengwissenschaftlichen Schriftforschung in gemeinverständlicher und doch zuverlässiger Weise unterrichtet zu werden. Und diesem Bedürfniß kommt die von Kautzsch veranstaltete Arbeit in mustergültiger Weise entgegen, sodaß wir an ihr fortan ein dem vortrefflichen neutestamentischen Werk von Weizsäcker würdig zur Seite stehendes alttestamentisches Gegenstück besitzen.

Als Aufgabe für die deutsche Uebertragung haben die Uebersetzer — denn es ist Kautzsch gelungen, sich der Mitarbeit einer ganzen Reihe von hervorragenden Gelehrten zu sichern, wie Baethgen, Guthe, Kamphausen, Kittel, Marti, Rothstein, Rüetschi, Ryssel, Siegfried, Socin — mit Recht nicht die wörtliche Wiedergabe des Grundtextes betrachtet, sondern sie haben nach dem Vorgang des großen Meisters der Uebersetzungskunst, Dr. Martin Luther's, ihr Absehen darauf gerichtet, die alttestamentischen Schriften ein klares, verständliches und doch sinngetreues Deutsch reden zu lassen.

Der Uebersetzung liegt im allgemeinen der sogenannte masoretische Text zu Grunde. Wo dieser aus triftigen Ursachen aufgegeben werden mußte, sind die Abweichungen durch besondere Zeichen angedeutet. Nachträgliche Zusätze zum ursprünglichen Text sind durch kleinere Schrift kenntlich gemacht. Zur Hervorhebung solcher Wörter, die der Grundtext nicht enthält, die aber zur vollen Verdeutschung des wirklichen Sinnes unentbehrlich schienen, dienen leicht ins Auge fallende eckige Klammern. Ganz unübersetzbare, dunkle Wörter und Stellen sind durch Punkte angedeutet, doch gibt eine Anmerkung unter der Linie in solchen Fällen Auskunft über die bisherigen Erklärungsversuche. Um den Text nicht zu oft durch störende Anmerkungen zu unterbrechen, sind die von den Uebersetzern befolgten Lesarten in besondern textkritischen Erläuterungen am Schluß des Werks zusammengestellt. In den Geschichtsbüchern sind außerdem die verschiedenen Quellenschichten, soweit sie sich mit einiger Sicherheit ausscheiden lassen, durch große lateinische Buchstaben am Rande kenntlich gemacht, in den fünf Büchern Mose und dem Buch Josua beispielsweise der Priestercodex durch P, der Jahwist durch J, der Elohist durch E, der Deuteronomiker durch D, die sogenannten Deuteronomisten durch Dt, der Schlußredactor durch R. Andere Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung der Quellenschrift sind äußerst zweckmäßig durch Voranstellung oder Nachstellung eines in Klammern gesetzten zweiten Buchstabens bezeichnet. Auch für das geschichtliche Verständniß ist, wo es noth thut, durch Beifügung von Jahreszahlen und durch eine tabellarische Uebersicht über die Zeitverhältnisse gesorgt. Kurz, wir haben ein Werk vor uns, das der zeitgenössischen theologischen Wissenschaft zu hoher Ehre gereicht und von dem zu hoffen ist, daß es auf den Umgang mit dem alten theuern Bibelwort neuen, reichen Segen ausströme.

Für den vorliegenden ersten Halbband, dem der zweite

alsbald folgen soll — der Vorausbestellungspreis für das ganze Werk stellt sich bei einer Stärke von 60 Bogen auf nur 9 Mark, trotz der sorgfältigen, auch einem verwöhnten Geschmacke Rechnung tragenden Ausstattung —, haben sich bei den fünf Büchern Mose Socin in Leipzig und Marti in Basel mit dem Herausgeber in die Arbeit getheilt, während Kittel in Breslau die Bücher der Richter und Samuel, Kamphausen in Bonn die Bücher der Könige, Guthe in Leipzig Jesaias 1—35, Ryssel in Zürich Jesaias 40—66 übernommen haben und das übrige Socin (Josua 1—11) und dem Herausgeber (Josua 12—24; Jesaias 36—39) zufällt.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Das schon hundertmal behandelte Thema von dem Rechte der Frau wird in der kleinen Schrift „Darf die Frau denken?" von A. Beruna (Minden und Leipzig, W. Köhler, 1892) von neuem besprochen. Der Verfasser fordert von den Staaten die Anerkennung des Rechts der Frauen auf den Besuch der Universitäten und die freie Verwerthung des an ihnen erworbenen Wissens. Es mag nun allerdings richtig sein, daß die Frau bisher noch in drückend enge Schranken gebannt und einer Art von geistiger Verhungerung ausgesetzt ist, daß nur ungewöhnlich kräftige Naturen mit erstaunlicher Ausdauer sich ungeachtet aller Hemmnisse und Vorurtheile eine außergewöhnlich gründliche Bildung aneignen. Doch gemach! Zur Hintanhaltung der geistigen Verkrüppelung bedarf es, wie das Beispiel der Lehrerin zeigt, nicht erst akademischer Studien, zumal an den Universitäten auch Fachwissenschaften betrieben werden, welche das Gemüth brach legen und verdorren lassen. Die Frau wird auch dann hoher, vertiefter Geistes- und Gemüthsbildung theilhaftig, wenn sie sich nach Beendigung der Schule im funfzehnten oder siebzehnten Jahre auf der Grundlage dessen, was ihr die Schule geboten hat, zu einem abgerundeten allgemein menschlichen Wissen emporringt. Wiederholt vernehmen wir aus dem Munde des Verfassers, daß der erste und vornehmste Beruf der Frauen die Ehe ist und zu der Kindererziehung außer dem Gemüthe ein geschulter Verstand und eine systematische wissenschaftliche Bildung erforderlich ist. Dagegen muß sich nach unserer Ansicht der gesunde Menschenverstand um so mehr auflehnen, als die akademische Bildung in Gemäßheit des an den Hochschulen um sich greifenden Specialistenthums naturnothwendig eine einseitige Bildung mit sich im Gefolge führt.

Wir schließen hieran zwei kleine Schriften philosophischen Inhalts: „Von der Naturnothwendigkeit der Unterschiede menschlichen Handelns" von *** (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1892). Der unbekannt sein wollende Verfasser ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Handlungen des Verbrechers unter einem Zwange stehen, der die Möglichkeit eines andern Handelns ausschließt. Wohl ist die menschliche Natur der Verbesserung fähig, wenn unter Natur die ganze Summe der Anlagen und Fähigkeiten, Neigungen und Triebe des Menschen, wie sie sich im Laufe der menschlichen Entwickelung oder des einzelnen Lebens herausgebildet hat, verstanden wird. Wenn die Lebensgewohnheiten des Menschen verbessert werden, so veredeln sich auch seine Neigungen. Der normal geartete Mensch wird Gutes thun, wenn seine Fähigkeiten nach dieser Richtung hin entwickelt werden. Jedoch sind der veredelnden Einwirkung von Erziehung und Lebensgewohnheiten gewisse Schranken gesteckt. Es gibt eine angeborene Entartung, es gibt abnorme Geisteszustände, welche jeder Bemühung der Besserung spotten. Diesem Gedanken hat schon R. von Ihering in seinem Werke: „Der Zweck im Recht" Ausdruck gegeben, wo er sagt: „Daß in der Seele des Verbrechers der Gedanke der bösen That auftaucht, hat ihn selbst mit seiner Verbrechernatur zur Voraussetzung: in der Seele des Guten erhebt sich ein solcher Gedanke nicht. Ebenso verhält es sich mit der Vorstellung einer guten That, die in der Seele des letztern entsteht; bei ersterm wäre sie nicht möglich gewesen. Die Möglichkeit der ersten Regung zur That ist also bedingt durch die gegebene Individualität des Subjects; in ihr liegt ihr letzter Grund."

„Der Monismus und seine Consequenzen. Erster Theil" von R. E. Liesegang (Düsseldorf, E. Liesegang, 1892). Nach der dynamischen Definition des Verfassers ist die Seele nicht, wie der Materialismus meint, identisch mit dem Gehirne oder einem Theile desselben, sie ist keine Materie in gewichtlosem Aggregatzustande, kein dem Lichtäther ähnliches Fluidum, das zwischen dem wägbaren Theile des Körpers lagert. Sie ist vielmehr immateriell, der Ausgleich der Spannungen aller Körpertheile und in diesem Sinne die Harmonie der Körpertheile. Wiederstrebt es jedoch nicht dem Wesen unserer höhern seelischen Natur, der Seele, wie sie im modernen Sprachgebrauche gefaßt wird, sie als einen Kampf der Theile im Organismus hinzustellen? Das Geistesleben würde nicht es selber sein, wenn sich in ihm eine Beilegung des unter den Körpertheilen waltenden Streites vollzöge.

Bibliographie.

Adlersfeld, Eufemia v., geb. Gräfin Ballestrem di Castellengo, Das goldene Buch. Ein chronologisches Verzeichniß der regierenden Häupter, herrschender, erloschener und mediatisirter Fürstenhäuser Europas, sowie der deutschen Standesherren. Mit einer Einleitung von A. Kleinschmidt. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 16. 4 M. 50 Pf.

Blasius, W., Drei Vorträge über Meteorologie. Braunschweig, Bock u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Felsach, H., Heitere Geschichten. Braunschweig, B. Goeritz. 8. 2 M.

Frank, P. J., Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen. Eine volkswirtschaftliche Studie. Hermannstadt, Michaelis u. Seraphin. Gr. 8. 4 M.

Fritze, G., Amos Comenius. Festspiel zur 300jährigen Jubelfeier von Amos Comenius. Frankfurt a. O., G. Harnecker u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Kessel-Zeutsch, Freih. v., Erinnerungen eines Gardeoffiziers aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. Wiesbaden. (Berlin, R. Eisenschmidt.) Gr. 8. 2 M.

Kratt-Harveng, Elise, Jacques Rosenhain, Komponist und Pianist. Ein Lebensbild. Baden-Baden. E. Sommermeyer. 8. 1 M.

Lieder der „Phöbe". Speyer, J. Rederer u. Comp. 12. 2 M.

Morren, T., Gestern. Studie. Wien, L. Weiß. 16. 1 M.

Planck, Stellt sich das Christentum auf Seite des Kapitals oder auf Seite der Arbeit? Vortrag, gehalten auf Veranlassung des evangelischen Arbeiter-Vereins als Erwiderung auf den Vortrag der Frau Henrich-Wilhelmi. Eßlingen, W. Langguth. Gr. 8. 20 Pf.

Poelchau, A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1890. Riga, N. Kymmel. 12. 1 M.

Die Schmach des Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Schneidt. 1. Jahrg. 1892. 24 Nrn. Berlin, Moderner Verlag. Gr. 8. Vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Das neue Buch der Natur. 1. Bd.: Naturbeobachtung und Naturstudien. Wien, A. Hartleben. Gr. 8. 9 M.

Seraphim, E., und A. Seraphim, Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder. Zwei Fürstengestalten des XVII. Jahrhunderts. Mitau, E. Behre. Gr. 8. 5 M.

Török, A. v., Miscellen. 1. Hft. Budapest, II. Bez., Szénatér Nr. 1, Selbstverlag. Gr. 8. 80 Pf.

Urbanitzky, A. Ritter v., Physik. Eine gemeinverständliche Darstellung der physikalischen Erscheinungen und ihrer Beziehungen zum praktischen Leben. Wien, A. Hartleben. Gr. 8. 9 M.

Vely, E., Wer sühnts? Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 5 M.

Waldapfel, O., Ueber das Idealschöne in der Musik und die Mittel zu dessen künstlerischer Wiedergabe. Nebst Anhang, Uebersetzung resp. Auszug der Schriften eines griechischen Musikers (Pseudo-Euklid) und Metrikers (Hephästiou) enthaltend. Dresden, R. Petzold. Gr. 8. 2 M.

Zeisel, S., Chemie. Eine gemeinfaßliche Darstellung der chemischen Erscheinungen und ihrer Beziehungen zum praktischen Leben. Wien, A. Hartleben. Gr. 8. 9 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage.

16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten

in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck

auf circa 900 Tafeln und im Texte,

darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.

Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

Zweiter Band.

Astrachan—Bilk. Mit 58 Tafeln, darunter 4 Chromotafeln, 14 Karten und Pläne, und 222 Textabbildungen.

Jetzt hat in der vierzehnten, vollständig neubearbeiteten Auflage das schon früher sehr brauchbare Buch wirklich alle seine Rivalen geschlagen. . . . Wir können auf Grund zahlreicher Proben versichern, daß die neue Ausgabe eine ganz umgearbeitete ist und schon die neuesten Forschungen berücksichtigt. Wir können daher das große, zuverlässige Werk, das freilich keine wissenschaftlichen Monographien bietet wie die „Encyclopaedia Britannica", aber im einzelnen reichhaltiger ist, als das beste enzyklopädische Nachschlagebuch, das es gibt, empfehlen.

Centralblatt für Bibliothekswesen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von

Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, wird gewiß in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme finden.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**

ca. 1 Million Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von

Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia", einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die vorliegende sechste Auflage wurde im Preise wesentlich ermäßigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Elemente der Metaphysik.

Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium

zusammengestellt von

Paul Deussen.

Zweite durch einige Zusätze vermehrte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser, der bekannte Reichscommissar für Deutsch-Ostafrika, die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warum, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 19. — 12. Mai 1892.

Inhalt: Otto Ludwig. Von Rudolf Lothar. — Zur ausländischen Literatur. Von Ernst Groth. — Aus der Uebersetzungsliteratur. Von Robert Prölß und Adolf Fleischmann. — Zur deutschen Cultur und Culturgeschichte. Von Anton Schlossar und Heinrich Löbner. — Aus Moltke's Lebensgeschichte. Von Friedrich Bienemann. — Philosophische Schriften. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Otto Ludwig.

„Ein literarisches Gedächtnißmal" nennt Adolf Stern in seiner biographischen Einleitung die Gesammtausgabe der Werke Otto Ludwig's, die er in Gemeinschaft mit Erich Schmidt herausgegeben hat.*) Und es ist in Wahrheit ein stolzes Denkmal, aus kostbarem Material gefügt, von kunstverständiger Hand aufgerichtet, von der Verehrung für einen großen Dichter geweiht. Der Name Otto Ludwig ist der Mitwelt geläufig; man hat den „Erbförster" gesehen oder einmal „Zwischen Himmel und Erde" gelesen. Das ist aber auch alles. Von dem tragischen Geschick des Dichters, von der Fülle, dem Reichthum seines Genies haben die Wenigsten Kunde. Nicht nur dem Angedenken Otto Ludwig's, auch dem deutschen Volke haben die Herausgeber einen großen Dienst erwiesen, indem sie das Bild seines Lebens unserm Herzen, seine Schöpfungen unserm Geiste nahe brachten.

Adolf Stern hat in der Biographie Otto Ludwig's, die dem ersten Bande vorangestellt ist, etwas Mustergültiges geschaffen, die deutsche Literatur um eine ihrer besten lebensgeschichtlichen Darstellungen bereichert. Er hat mit souveräner Beherrschung eines überreichen Materials, wie solches ihm Actenstücke, Correspondenzen, mündliche und briefliche Mittheilungen von Personen, die mit Otto Ludwig in Verkehr gestanden, und eigene Erfahrung geliefert hat, in einer Form, die immer wieder die Kunst des Novellisten verräth, die an sich so einfachen Geschehnisse dieses Dichterlebens erzählt; er hat mit ruhiger und sicherer Hand die Fäden bloßgelegt, die die Zeit mit dem Menschen, den Menschen mit seinen Werken verknüpfen. So stellt er uns das idyllische, beschauliche Leben in dem guten thüringischen Städtchen Eisfeld vor Augen, mit seinen beschränkten Verhältnissen, seinen kleinlichen Zänkereien, die zu einem förmlichen Krieg im Glase Wasser anwachsen, als der in jeder Beziehung brave Syndikus Ludwig, des Dichters Vater, in seiner Geradheit und Rechtlichkeit auf die erbärmliche Nörgelsucht mancher seiner Mitbürger keine Rücksicht nimmt. Ludwig's Wohlstand ging darüber zu Grunde. Und wenn er auch durch den traurigen Wandel der Verhältnisse im Aelternhaus zu keiner rechten Ausbildung seiner Geisteskräfte gelangte — vielmehr nach dem Tode des Vaters das kaum begonnene Gymnasialstudium abbrechen und in den Kramladen seines Onkels als Lehrling eintreten mußte —, so gewinnt er doch in der kleinstädtischen Pflege des Liebhabertheaters seine ersten künstlerischen Anregungen. Der Biograph findet in der Ausgestaltung des Hintergrundes die rechte Plastik für seinen jungen Helden und weiß auch fernerhin uns mit dem Boden vertraut zu machen, auf dem die Entwickelung Ludwig's vor sich geht. Ein Musikus sollte und wollte Otto Ludwig werden: dazu fühlte er die Berufung und die Kraft in sich. Seine ersten Compositionen, besonders einige im eisfelder Liebhabertheater aufgeführte Singspiele brachten ihm endlich die ersehnte Protection. Er ging mit einem Stipendium seines Landesherrn nach Leipzig zu Mendelssohn. Wie dann Ludwig, verloren in der großen Stadt, ohne Aussprache, ohne rechte Anregung, vom Heimweh geplagt, im Zweifel über seine rechte Begabung, nach einem misglückten Versuche, in der Heimat nochmals festen Fuß zu fassen, und nach einem zweiten Aufenthalt in Leipzig endlich den Weg seinem Talente findet, aus dem Musiker zum Dichter wird, das kann dem Leser nur erklärlich werden durch die Gegenüberstellung der Zeit und ihrer Menschen und der Charaktergestalt Ludwig's.

Stern vermeidet es, aus seiner Darstellung Schlüsse zu ziehen. Man darf aber nicht glauben, daß dies Urtheilslosigkeit sei. Die moderne Kritik ist längst vom Unfehlbarkeitsstuhle herabgestiegen. Sie verkündet nicht mehr, sie berichtet.

*) Otto Ludwig's gesammelte Schriften. (Herausgegeben von Adolf Stern.) Sechs Bände. Leipzig, Grunow. 1892. 8. 28 M.

Sie will eine Kunst und keine Geschmackssache, historisch und nicht dilettantisch sein. Sie stellt die Prämissen auf und überläßt es der Einsicht des Lesers, die Consequenzen zu entwickeln. Und so stellt auch Stern den Charakter Ludwig's dar, wie er geworden ist, wie er sich gefestet und verhärtet hat, nicht aburtheilend und belehrend, sondern mit liebevollem Eingehen auf alle Einzelzüge und Besonderheiten. Das fernere Leben Otto Ludwig's ist ein fortwährender Kampf zwischen seinem Genie und seinem Charakter, zwischen seiner Phantasie und seinem Verstand. Der Einsiedler von Garsebach und Meißen, der kranke Poet in Dresden, der Titan im Ringen um das Leben seiner Gestalten ist eine tragische Figur, die uns packt und ergreift, wie sie einfach, schlicht und rührend vor uns steht. In Ludwig's Schaffen wie in seinem Wesen stoßen die Gegensätze an- und aufeinander. „Jedes Leben und Geschick hat einen geheimen, beständig wiederkehrenden Zug", sagt Stern; „in dem Ludwig's schloß sich stets an noch so wohl begründete Hoffnungen fast unmittelbar eine herbe Enttäuschung an." Seinen gewaltigen Flug in die Zukunft hemmte das Bleigewicht der Vergangenheit. Er war ein Realist, ehe der Realismus geboren war, und die Romantik, die längst schon gestorben, warf ihm Hindernisse in den Weg. Er besaß eine nervöse Ungeduld der Phantasie, die, von Punkt zu Punkt springend, sich im Skizziren und Entwerfen nie genug thun konnte. Und dazu kam eine grübelnde Gründlichkeit, die überängstlich jeden Schritt schwankend und unsicher machte. Otto Ludwig war ein großer Dichter, wenn er im naiven und instinctiven Schaffen aufging, wenn seine Subjectivität machtvoll in die Erscheinung trat. Er aber wollte sich zur Objectivität zwingen, zur Technik, die über dem Stoffe steht, heranbilden. Zu diesem Zwecke vertiefte er sich in Shakespeare in rastlosem, leidenschaftlichem Suchen nach dem alles lösenden Geheimniß der dramatischen Technik. Dazu bemerkt Stern: „Der einsame Denker glich zuletzt in seinem Verhältnisse zu Shakespeare einem Bergmanne, der bis in die letzten Tiefen, die erschlossen und erschließbar sind, hinabgestiegen, ganz wohl weiß, daß er den Glutkern der Erde nicht erreichen noch erspähen kann, der aber ein geheimes Gelüst, auch dies zu versuchen, nicht überwinden will." Und in dieser unterirdischen Arbeit verlor er den Zusammenhang mit der Oberwelt, verlor er, was schwerer wiegt, die Erkenntniß seines eigenen Talents. In seiner trefflichen Ludwig-Studie meint Heinrich Bulthaupt, daß der Dichter sich stets über die Originalität seiner Begabung getäuscht habe. „Nicht die Erhebung großer Menschengeschicke zum Typischen und Symbolischen — das einfach Naturhafte im Kunstwerk wiederzuspiegeln, das war ihm gegeben, und je kleiner und eigenartiger dies erschien, desto sicherer bezwang er es." Nun vergleiche man einmal den in der vorliegenden Ausgabe von Erich Schmidt herausgegebenen Band, der Otto Ludwig's dramatische Entwürfe und Pläne enthält. Wie weit liegen die meisten dieser Stoffe von des Dichters Begabung abseits und entfernt! Aber gerade hier, wo beim Erfassen eines neuen Gedankens der Phantasie freier Spielraum gegeben wird, lernen wir Ludwig kennen und bewundern. Er war ein Mann der Idee, kein Mann der That. Das Werkzeug zerbrach immer wieder in seiner Hand — und immer wieder schmiedete er sich ein neues. Es war ein gigantisches Wollen, eine übermenschliche Kraft des Geistes in einem menschlich leider so schwachen Körper. Die kritischen Schriften, die Shakespeare-Studien, die Abhandlungen zur Aesthetik, Ethik, Dramaturgie und Literaturgeschichte zeigen diesen gewaltigen Geist in seiner ganzen Lichtfülle. In diesen Bänden liegt Gold, gemünzt und ungemünzt.

In seinen jungen Jahren träumte Otto Ludwig oft von dem Ideal eines friedlichen Schulmeisterlebens. „Was braucht' ich mehr! Ein stilles Leben in der Natur und einen Jungen." An das Weib denkt er gar nicht. Es spielt in seiner Werdezeit keine Rolle. Die Blüten am Baume seines Lebens hat der heiße Gluthauch aus seinem Innern geöffnet, nicht ein milder, gütiger Sonnenstrahl von außen. Otto Ludwig hat immer sich selbst geschaffen, gebildet, gefestet; er hat sich auch selbst verkannt und vieles seines Besten selbst zerstört. Eine Tragödie in sechs Bänden liegt vor uns!

Rudolf Lothar.

Zur ausländischen Literatur.

„Si l'on examine les divers écrivains", sagt Montesquieu, „on verra peut-être que les meilleurs et ceux qui ont plu davantage sont ceux qui ont excité dans l'âme plus de sensations en même temps." Das ist eine der feinsten Bemerkungen, die Montesquieu über das Geheimniß des literarischen Erfolgs gemacht hat. Die Bedeutung eines Werks und der andauernde Beifall der Leser hängen weniger von dem Reichthum der darin niedergelegten Ideen und der Fülle neuer Erkenntnisse und Lebensanschauungen ab, als vielmehr von der Mannichfaltigkeit und Gewalt der Empfindungen und Gemüthsbewegungen, in die der Schriftsteller den Leser zu versetzen weiß. Das ist aber auch der Grund dafür, daß der beobachtende und nicht mitfühlende Naturalismus trotz seiner scheinbar sieghaften Stellung so schnell abgewirthschaftet hat, und daß Schriftsteller wie Alphonse Daudet in Frankreich und Mrs. Humphry Ward in England mit ihren jüngst erschienenen Romanen „Rose et Ninette", „Mœurs du Jour" (Paris, E. Flammarion, 1892), und „The History of David Grieve" (3 Bde., Leipzig, B. Tauchnitz, 1892) so staunenswerthe Erfolge

errungen haben. Alphonse Daudet und Mrs. Ward sind verwandte Naturen. Sie stehen beide auf realistischem oder besser auf impressionistischem Boden; dem wirklichen Leben entnehmen sie ihre Gestalten, ihre Probleme und ihre Handlungen. Aber diese durch Beobachtung gewonnenen „Documente" der menschlichen Gesellschaft breiten sie vor den Augen des Lesers nicht aus, indem sie wie Flaubert und Zola alle persönlichen, subjectiven Zuthaten unterdrücken, sondern sie verarbeiten den Stoff mit der ganzen Kraft ihrer dichterischen Phantasie. Sie legen in den Charakter ihrer Helden, in die psychologischen Entwickelungen und erschütternden Seelenkämpfe etwas von ihrem eigenen Wesen. Sie leben ihre Romane selbst, sie schreiben sich ihre Zweifel und Qualen vom Herzen und offenbaren in jedem Werke ein gut Theil ihrer Selbstbiographie. Ihre Helden stehen uns nicht kalt und unsympathisch gegenüber wie Flaubert's Madame Bowery oder wie die Gestalten in Zola's Romancyklus „Les Rougon-Macquart", sie ergreifen uns bis ins Innerste, sie halten unsere Sympathie in wachsender Spannung. Alphonse Daudet und Humphry Ward sind beides keine ängstlich spähenden Pessimisten, die den Blick nur auf die Flecken in der Sonne gerichtet halten, sie malen überall mehr Licht als Schatten; und wenn man von Daudet gesagt hat: „il se sent au cœur l'amour de Dickens envers les disgraciés et les pauvres", so kann man dasselbe Urtheil auch auf Mrs. Ward anwenden.

Wer diesen Vergleich zwischen beiden weiter ausspinnen will, der braucht nur den psychologischen Vorgang in Daudet's „L'Evangéliste" mit dem in Ward's „Robert Elsmere" zusammenzustellen.

In dem vorliegenden Roman „Rose et Ninette" *) hat Alphonse Daudet ein Thema behandelt, das uns mitten hinein in die gesellschaftlichen und sittlichen Kämpfe des gegenwärtigen Frankreich führt. Seitdem die Trennung der Ehe in Frankreich gesetzlich zulässig ist, hat die Zahl der Scheidungen eine unglaubliche Höhe angenommen. Im Jahre 1890 sind nicht weniger als 5457 Ehen durch richterliche Entscheidung gelöst worden. Dieses statistische Ergebniß ist bezeichnend für die Grundsätze und Lebensanschauungen, die man in Frankreich über die moderne, fast nur aus conventionellen, geschäftsmäßigen Rücksichten geschlossene Ehe hegt. Aber es liefert uns auch zugleich die Erklärung für den außerordentlichen Beifall, den Daudet's Roman in Frankreich gefunden hat. Denn das Problem, ob eine wirkliche Scheidung noch möglich ist, wenn aus der Ehe Kinder entstammen, ist so zeitgemäß und greift so tief in die Lebensfragen der Familien, daß auch jeder andere Schriftsteller damit ein aufmerksames Publikum gefunden hätte.

Daudet hat diesen Stoff mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit behandelt. Man merkt es jeder Zeile an, daß er sie mit dem „frémissement du bout des doigts" geschrieben hat, der bei ihm das Zeichen warmer, dichterischer Inspiration ist. Er lebt mit seinem Helden, dem edelmüthigen, offenherzigen und bescheidenen Regis von Fagan; er kämpft, klagt und leidet mit ihm.

Regis von Fagan, der gefeierte Lustspieldichter, hat sich nach einer Reihe sehr unerquicklicher, qualvoller Jahre von seiner oberflächlich angelegten, arglistigen und betrügerischen Frau scheiden lassen. Zuerst ist er über das scheinbare Ende seiner Qual glücklich, bis er merkt, daß er trotz der Scheidung sein Lebenlang behindert, beobachtet, gefesselt sein wird. Die Ursache dieser Unfreiheit sind seine von ihm zärtlich geliebten Töchter Rosa und Ninette, die der Mutter zugesprochen worden sind. An zwei Sonntagen im Monat dürfen sie nach richterlicher Entscheidung ihren Vater besuchen. Jedesmal erwartet er sie mit freudigem, sehnsüchtigem Herzen; jedesmal entläßt er sie enttäuscht und erbittert.

Rosa, die ältere, sechzehnjährige ist harmlos und plaudert vor dem Vater manches aus, was Ninette, die jüngere noch nicht zwölfjährige, als gelehrige Schülerin ihrer Mutter nicht gesagt hätte. Ninette ist daher als Spionin und Wächterin angestellt. Sie gibt der Schwester oft verstohlene Winke und ihre kleinen runden Augen sehen alles.

Regis wohnt bei einer jungen Frau, Pauline Hulin, die auch mit ihrem Manne in Scheidung steht, weil sie das Leben an der Seite dieses maßlos heftigen und maßlos eifersüchtigen Mannes nicht hat ertragen können. In seiner Eifersucht hat er ihr die schmählichsten Vorwürfe gemacht und schließlich sogar behauptet, der kleine Moritz Hulin sei nicht sein Kind. Der Knabe ist von ihm so mishandelt worden, daß er nun an Krücken gehen muß. Regis fühlt für dieses arme Weib große Sympathie und verbringt oft den Abend in ihrer Gesellschaft. Die Töchter haben sich sogleich in ihren frühreifen kleinen Köpfen einen Roman zurechtgemacht: „Madame Hulin, ah! eine Liebelei für Papa!"

Dieser Frau enthüllt Regis das ganze Elend seiner Ehe. So sagt er an einer Stelle, die wir der vorher citirten Uebersetzung, die zuerst in Kürschner's Zeitschrift „Aus fremden Zungen" erschien, entnehmen:

> Gerade die Unfähigkeit, von meinen häuslichen Gewohnheiten zu lassen, konnte meine Frau mir nicht verzeihen. Es war ihr erster Kummer, das erste Motiv unseres schließlichen Bruchs. Ich verheirathete mich mit achtundzwanzig Jahren; auf allen Theatern gespielt, übersättigt von allen Vergnügungen, die das Theater gewähren kann, gerathe ich an eine Frau, die für nichts weiter Sinn hat als für Premièren, Benefizvorstellungen und Freibillets.
>
> Alle Abende jahrelang werde ich in die verschiedensten Vorstellungen geschleppt; wir gehören zu dem scheußlichen Tout-Paris, das überall zu finden, das komödienhafter als die eigentlichen Komödianten ist und aus dem es kein Entrinnen gibt. In den Premièren sämmtlicher Theater saßen wir unabänderlich auf denselben Plätzen; ich sah die Schädel der Kritiker sich lichten, die Runzeln meiner Nachbarn, die auch immer dieselben waren, sich vertiefen und hörte meine Frau sagen: „Frau X hat die Bänder ihres rosa Hutes gewechselt, um glauben zu machen, daß er neu sei" oder „Sieh doch die Frau Z, wie alt sie geworden ist" . . .

*) Rosa und Ninette. Roman von Alphons Daudet. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M.

Was mich an jener Frau außerdem so aufbrachte, war die Lüge, die Lüge aus Geschmack daran, aus Instinct, Chic und Eitelkeit; sie gehörte zu ihrer Kleidung, ihrer Sprache, sie war so eng mit allen ihren Handlungen verbunden, daß ich Wahres und Falsches nicht mehr entwirren konnte. „Warum lachst du so laut?" fragte ich sie eines Tags in dem Cabinet eines Restaurants, wo wir nach der Oper speisten. „Um nebenbei Glauben zu machen, daß wir uns sehr amüsiren." — Da haben Sie ihre ganze Natur.

Diese gefährliche Frau verheirathet sich nach ihrer Scheidung wieder, thut aber alles, um ihren frühern Mann an einem gleichen Schritte zu hindern. Sie verdirbt ihre von Natur gut gearteten Töchter. Sie zwingt ihn durch die Bitten und das Schmollen dieser raffinirten kleinen Personen, die bedeutende monatliche Unterstützung, die er ihnen gibt, zu erhöhen. Er überschüttet die Kinder förmlich mit Liebesbeweisen. Trotzdem begegnen sie dem Vater mit unkindlicher Ueberlegenheit und empörender Keckheit. Die Mutter thut alles, um Rosa und Ninette gegen Frau Hulin und den Knaben zu erbittern. Als Ninette einmal erzählt, ihr Vater trüge den kleinen Krüppel auf seinen Armen und sei so zärtlich zu ihm, sagt die Mutter zu der Erzieherin so laut, daß die Töchter es gut hören können: „Sie werden sehen, er wird das Kind adoptiren und meinen armen Mädchen nur das hinterlassen, was ihnen gesetzlich zukommt."

Unter der Bedingung, daß seine Töchter in Paris bleiben, hat Regis in die Wiederverheirathung seiner Frau eingewilligt. Natürlich schlägt ihm diese ein Schnippchen und nimmt ihre Töchter nach Ajaccio, wo ihr zweiter Gatte, La Posterolle, Präfect ist. Anfangs schreiben die Mädchen regelmäßig an den Vater, dann aber bleiben die Briefe aus. Von Sehnsucht und Unruhe getrieben, sucht Regis die Töchter in Ajaccio auf, wird aber mit Vorwürfen empfangen und muß sich ganz verborgen halten, um die Familie des Präfecten nicht zu compromittiren. Um die Kinder noch einmal zu sehen, besucht er einen Maskenball auf der Präfectur. Er wird erkannt und seine frühere Frau rächt sich an ihm, indem sie die Nachricht in die pariser Blätter bringt, daß Regis von Fagan auf Corsica verrückt geworden sei. So sieht sich Regis gezwungen, sich in Paris überall, auf den Boulevards, in den Theatern, den Clubs u. s. w. tagelang zu bewegen, um zu beweisen, daß er ganz bei Verstand sei.

Regis ist gebrochen, aber der Gedanke an seine Töchter reißt ihn immer wieder empor. Sie schweben immer um ihn, beschäftigen und beunruhigen ihn — und nichts findet er dafür als schnöden Undank, als die niedrigste Selbstsucht. Eine heftige Krankheit wirft ihn nieder. Frau Pauline Hulin pflegt ihn mit aller Sorgfalt. Sie ist frei, ihr Mann hat sich erschossen, sie gehört sich allein. Regis verlangt nach seinen Töchtern; endlich erscheinen sie, wollen aber den Vater nicht begrüßen, wenn Frau Hulin im Zimmer ist. Da reißt dem Unglücklichen die Geduld und er weist die Kinder entrüstet hinaus. Und doch sind es seine Lieblinge, und er thut es jammernd mit blutendem Herzen.

Ach die Scheidung, sagt er zu Pauline, dieses Zerreißen der ehelichen Bande, die ich als eine Befreiung bejubelte, Sie erinnern sich — über die ich so froh, auf die ich so stolz war — aber wenn man Kinder hat, ist sie keine Lösung. . . . Ja, die Integrität der Ehe — darin liegt das ganze Glück — sich bei der Wahl seiner Gattin sagen zu können: Wenn ich sterbe, werde ich mein Haupt an diese Schulter lehnen, diese Lippen werden mir die Augen schließen. Und diese Schultern will ich weich und rein, die Lippen frisch und nur für mich haben. So habe ich die Ehe verstanden.

Auf einem Spaziergange mit Frau Hulin und ihrem Kinde sieht er seine frühere Gattin mit Rosa und Ninette in einer Equipage vorbeifahren.

Seine Lieblinge, glänzend und geputzt, ganz in seiner Nähe zu haben und sie nicht umarmen zu können, verursacht ihm zu viel Herzeleid. Er war ein Opfer der Scheidung, der arme Mann, der seine Töchter, deren Mutter, seine eigentliche Familie, in dem Wagen unter Lachen und Scherzen und dem Wehen heller Bänder rasch davonfahren sah, während er unschlüssig und schwankend auf dem Trottoir neben dieser Frau und diesem Kinde stehen blieb, deren tiefe Trauer, an der er theilnahm, ohne sie äußerlich zu theilen, deutlich genug sagte, wie sehr sie einander fremd waren und es voraussichtlich bleiben würden.

Mit dieser Scene, die jeden Genremaler reizen müßte, schließt Daudet seinen Roman. Selten hat er eine Gestalt unserm Herzen so nahe zu bringen verstanden wie diesen alten Schriftsteller, dessen Gemüth so tief und so edel ist und dessen grenzenlose Vaterliebe verkannt und misachtet wird; aber selten hat er auch den Frauen und Mädchen herbere Worte gesagt als hier in „Rosa und Ninette".

Als Daudet seinen Roman „Sapho" geschrieben hatte, worin er die Unmöglichkeit darstellt, aus einer Courtisane ein ehrbares Mädchen zu machen, widmete er das Buch seinen Söhnen, quand ils auront vingt ans. Auch diesen Roman über die Heiligkeit der Ehe und die innere Unmöglichkeit ihrer Lösung hat er einem seiner Söhne gewidmet und als väterlichen Segen in den Ehestand mitgegeben. Daudet wird aber auch hier niemals Moralprediger, er bleibt stets ein Mitfühlender, ein Mitleidender, ein echter Künstler. Er geht nicht von einer sittlichen Idee aus und gruppirt um sie seine Fabel und seine Charaktere, er geht von den Charakteren aus und kommt in ihrer Entwickelung zu sittlichen Ideen. Daher auch der große Beifall, den seine Romane in dem auf eine bestimmte Kunstmoral bestehenden England finden. „The appearance of a new novel by this admirable genius is to my mind", sagt der bekannte Schriftsteller Henry James, „the most delightful literary event that can occur just now."

Das zweite literarische Ereigniß der letzten Monate ist das englische Werk „History of David Grieve" von Mrs. Humphry Ward, die sich durch ihren social-religiösen Roman „Robert Elsmere" mit einem Schlage in die Reihe der ersten Schriftsteller Englands gehoben und einen literarischen Weltruf erworben hat; denn von diesem Buche sind nicht weniger als eine halbe Million Exemplare in England

und in Amerika abgesetzt worden. In ihrem jüngsten Werke *) hat sie das religiös-dogmatische Gebiet verlassen und sich der realistischen Kleinmalerei zugewandt, aus der sie zwei Charaktere besonders hervorhebt: David Grieve und seine Schwester Lonie. Sie sind Waisenkinder und wachsen bei ihrem beschränkten, aber gutmüthigen Onkel Reuben und seiner hartherzigen kinderlosen Frau Hannah auf, die am High-Peak in der Nähe von Stockport und Manchester eine kleine Farm besitzen. Ihr Vater Sandy (Alexander) lebte in unglücklicher Ehe; seine Frau, eine leichtsinnige Französin, ließ ihn und die Kinder im Stich und warf sich einem Liebhaber in die Arme. Von diesem verstoßen, aller Mittel beraubt, nahm sie sich das Leben, und Sandy starb bald darauf in Gram und Verzweiflung. Der leichtfertige Charakter der Mutter ist auf Lonie übergegangen; ihr Wesen ist eine wahre Musterkarte aller Fehler und Untugenden, aller Launen und Leidenschaften, während ihr Bruder David ein liebenswürdiger, frischer, begabter Bursche ist. Das Leben dieser Kinder auf der Farm und auf den Bergen hat die Verfasserin mit köstlichem Humor und feiner Beobachtung geschildert; das erste Buch „Childhood" ist ihr am besten von allen gelungen. Wir athmen die gesunde frische Luft der Berge, wir sehen die ganze großartige Landschaft vor uns mit ihren mächtigen Felsen und tiefen Schluchten, mit ihren Gießbächen und gespensterhaften Teichen, mit ihren grünen Bergabhängen und weiten Heidestrecken. Freilich, dem Leser, der die englischen Dialekte nicht kennt, wird wol der Genuß dieses ersten Theils oft verleidet werden. Denn die meisten Personen, die uns Mrs. Ward vorführt, reden den mittelenglischen Dialekt, aber er paßt vortrefflich zu der rauhen Natur des Landes. Eine Stelle mag von diesem Dialekt eine Vorstellung geben:

„What d'yo want 'im for?" she asked contemptuously, as the new-comer approached: „he'd owt to be in th'sylum. Aunt Hannah says he's gone that silly, he owt to be took up."

„Well, he woan't be, then," retorted David. „Theer's nobory about as ull lay a finger on 'im. He doan't do her no harm, nor yo noather. Women foak and gells allus want to be worryin soomthin."

David, der fortwährenden Quälereien Hannah's überdrüßig, verläßt die Farm heimlich, geht nach Manchester und tritt als Lehrling in eine Buchhandlung. Von Wißbegierde getrieben, studirt er Tag und Nacht. Alle großen Denker und Dichter werden von ihm gelesen. Frankreich und namentlich Paris erscheint ihm als die Stätte des vollkommensten menschlichen Lebens. Mit seiner Schwester Louie reist er endlich dorthin, um seine maßlose Sehnsucht zu stillen. Was er nie vorher gekannt: Liebe, Leidenschaft, Lebensüberdruß, alles stürzt dort über ihn. Seine Schwester hat dasselbe Schicksal. Während sich David aber emporrafft und ein musterhafter Mensch wird, geht Louie in Paris zu Grunde. Durch Zweifel, Schicksalsschläge und Leidenschaften hat er sich hindurchgerungen zu einer klaren, sittlichen und religiösen Weltanschauung. „It seemed to him, that he had been „taught of God" through natural affection, through repentance, through sorrow, through the constant energies of the intellect."

Mrs. Ward hat das Leben gründlich studirt; zuweilen jedoch lassen ihre Beobachtungen und Erfahrungen sie im Stich. So wird jeder, der das Leben der pariser Studenten und jungen Künstler kennen gelernt hat, an den Schilderungen oft die Züge der Wirklichkeit vermissen. Sie ist eine große Verehrerin Goethe's; uns hat es zuweilen geschienen, als habe sie sich „Wilhelm Meister's Lehr- und Wanderjahre" bei ihrer Geschichte des jungen David Grieve zum Vorbild genommen.

Ernst Groth.

*) The history of David Grieve. By Mrs. Humphry Ward. Drei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz. 1892. 12. 4 M. 80 Pf.

Aus der Uebersetzungsliteratur.

1. Ausgewählte Gedichte des Grafen Karl Snoilsky. Deutsch von Adolf Stern. Stockholm. (Dresden, v. Zahn u. Jaensch.) 1892. 8. 4 M.

Es war eine Zeit, wo Deutschland noch sehr auf die Literaturen fremder Länder angewiesen war und wol auch in geistige Abhängigkeit von einer oder der andern gerieth. Heute, wo jenes nicht mehr der Fall, ist auch dieses kaum zu befürchten. Heute eignen wir uns das Fremde, abgesehen von dem Verlangen nach Neuem und Fremdartigem, wesentlich nur aus dem den Deutschen mehr als irgendeinem andern Volke innewohnenden Zuge an, alles Schöne, Ursprüngliche, Eigenthümliche, wo immer es dem Menschengeiste entsprungen ist, als rechtmäßiges Eigenthum der ganzen Menschheit zu ergreifen. Kein Volk besitzt daher einen gleichen Reichthum trefflicher Uebersetzungen der schönsten und bedeutendsten Dichterwerke aller andern Nationen. Zu ihnen zählt auch die hier vorliegende Uebersetzung „Ausgewählter Gedichte" des Grafen Karl Snoilsky von Adolf Stern.

Der am 8. September 1841 zu Stockholm geborene Dichter ergriff, nachdem er in Upsala die Rechte studirt hatte, die diplomatische Laufbahn, die er jedoch 1879 wieder aufgab, um Reisen im Auslande, besonders in Italien und in Deutschland — mehrere Jahre blieb er in Dresden — zu machen, bis er 1890, zum Oberbibliothekar der Reichsbibliothek seiner Vaterstadt ernannt, in diese zurückkehrte. Die von 1869 bis 1887 von ihm erschienenen vier Sammlungen von Gedichten machten ihn zu

dem gefeiertsten schwedischen Dichter der Gegenwart und zu einem der vorzüglichsten lyrisch-epischen Dichter seines Landes überhaupt. Wenn er sich, wie es in seinem Gedichte „Eine Nacht in Augsburg" heißt, in Deutschland besonders heimisch fühlte, weil man den großen Schwedenkönig Gustav Adolf hier noch immer als Retter und Hort der deutschen Glaubensfreiheit im Herzen trägt:

Das Bild verfliegt, vor mir der Markt,
Mondschein umher,
Ich wieder einsam, aber doch
Kein Fremdling mehr!

Jetzt wußt' ich, daß ich Bürgerrecht
Auch hier schon fand,
So sicher nicht die Scholle nur
Das Vaterland —

so haben wir doch selbst fast noch ein größeres Anrecht auf seine Gedichte. Fließt, so guter Schwede er ist, doch auch etwas deutsches Blut in seinen Adern. Hören wir ihn es nur selbst in seinem Gedicht „Laibach" bekennen:

Ein eigenstes Erinnern
Ergreift mich hier mit Recht;
Von Laibach sind ausgegangen
Mein Name und mein Geschlecht.

Aus Knechtschaft der Papisten,
Aus hartem Druck entrann
Im Sold der blaugelben Fahne
Glücklich ein flücht'ger Mann.

— — — — — — — —

Vielleicht spür' ich dein Erbtheil
In meines Blutes Brand,
Doch, glaub' mir, nichts entreißt mich
Je meinem schwedischen Land.

Dort hab' ich meine Wurzel,
Wenn weit getrennt auch jetzt,
Bin mehr da heimisch als mancher,
Der seinen Fuß dort setzt.

Die Heimatsliebe des Dichters spricht sich besonders schön in einem „Weihnachtsgedanken in Rom" überschriebenen Gedichte aus. Doch auch die mitgetheilten vaterländischen Balladen sind ganz von diesem Gefühle erfüllt. Jede von ihnen ließe sich hier als Muster geben, vor allem „Stenbock's Courier", in dem der volksmäßige Ton so glücklich getroffen ist. Doch begnügen wir uns damit, von einem kleinen Balladenkranz, welcher der Königin Christine gewidmet ist, die erste Nummer hier folgen zu lassen:

Auf schwarzen Sammt im Trauerzimmer
Fällt schräg ein Strahl vom Sonnenschein,
Und Stäubchen tanzen in dem Flimmer,
Wie Perlen in dem Glas voll Wein.

In stürmischem und wildem Schmerze
Ringt hier ein Weib, die Tag und Nacht
Im goldnen Schrein ein Heldenherze,
Als ihren einz'gen Schatz bewacht.

Ein kleines Mädchen schmiegt sich sitzend
Auf niedrer Bank zu Füßen dicht,
In ihrem Auge groß und blitzend
Glänzt tief ein wundersames Licht.

Sie blättert durch die hohen Seiten
Des Weihnachtsbuchs, andächtiglich,
Und Gustav Adolf's Siege schreiten
Vorbei in Merian's Kupferstich.

Nur manchmal blickt das frühreif-kluge
Und scharfe Auge wohl empor.
Und mißt dann kühl und wie im Fluge
Die Weinende im Witwenflor.

Vorsichtig klopft es an die Pforte.
Sie öffnet sich mit schwachem Laut,
Ein Mann tritt ein, der ohne Worte
Mit Forscherblick die Gruppe schaut.

Es rahmen seines Kragens Spitzen
Den breitgeschnittnen Graubart ein,
Die schwarzen seidnen Strümpfe sitzen
Noch faltenlos am kräft'gen Bein.

Voll Ehrfurcht und nach Hofmanns Weise
Grüßt er die Damen alle zwei,
Doch ein geheimer Zug sagt leise,
Daß er der wahre Herrscher sei.

Und da der Mutter strömend Weinen
Die Antwort auf den Gruß verschmäht,
So wendet er sich zu der Kleinen,
Und spricht zum Kinde: „Majestät."

Wer die Schwierigkeit, lyrisch-epische Dichtungen einer fremden Sprache aus dem Geiste der eigenen treffend wiederzugeben, besonders bei einem Dichter ermißt, der wie Graf Snoilsky Rhythmus und Form seiner Dichtungen immer aus dem Geist und der Empfindung schafft, mit denen er seine Stoffe ergreift, daher eine große Mannichfaltigkeit darin darbietet, der wird Adolf Stern für das Geleistete seine volle Anerkennung gewiß nicht versagen. Lesen sich seine Uebersetzungen in ihrem charakteristischen Flusse doch fast durchgehends wie unmittelbare Eingebungen.

Geist und Empfindung sprechen den Leser aus jeder der hier vorliegenden Dichtungen und immer im vollsten Einklange an. Edle freie Anschauung der Welt und des Lebens, geistvolle Auffassung, tiefe Innigkeit der Empfindung, Kraft und Anmuth des Ausdrucks sind charakteristische Eigenschaften derselben. Gern knüpft der Dichter an die Erscheinung oder Begebenheit, die er schildert, einen Gedanken, den er in Beziehung zum Leben der Gegenwart bringt und der meist mehr seinem Herzen, als seinem Kopfe entsprungen ist. Dies ist vor allem in seinen Bildern aus dem Süden der Fall. Sein tiefer Antheil am Schicksale der Enterbten des Glücks spricht sich in verschiedenen seiner Gedichte aufs warmherzigste aus, so in der „Wanderung der Poesie", in „Zu spät!", in „Durchs Gitter" und in „Aphrodite und der Schleifer". Letzteres zähle ich zu den schönsten Gedichten der Sammlung. Der Gegenstand wird hier zum Symbole des darangeknüpften Gedankens. Die Aphrodite der florentiner Tribuna erscheint hier dem Dichter als das in Schönheit prangende müheloſe Glück, zu dessen Füßen er in dem Schleifer den bedrückten Plebejer sieht, der nun schon Tausende von Jahren sein Messer wetze. Er möchte diesen

feindlichen Gegensatz versöhnen, der einen so tiefen Schatten in seine Seele wirft, und er fordert die Kunst dazu auf. Auch die Romanze „Das neue Aschenbrödel" ist aus verwandter Stimmung hervorgegangen. Er hält hier im Bilde einer vergangenen Zeit der eigenen den Spiegel vor, er schildert mit lebendigen Farben die Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts, des Rococos, die in der Verblendung ihrer übermüthigen Ausschließlichkeit keine Ahnung von den Gefahren hatte, die sie sich hierdurch heraufbeschwor, keine Ahnung, wie morsch und zerbrechlich ihre Welt war, ja die sogar den gegen sie gerichteten Freiheitsgedanken als Spielzeug ergriff und verherrlichte, und so ihren Untergang sich selbst mit bereiten half. Hier wird der Gedanke im ausgeführten Bilde dargestellt, während er in den Sonetten des Dichters meist erst am Schlusse in einer epigrammatischen Wendung in voller Schärfe hervortritt. Zu den bedeutendsten Gedichten der Sammlung gehört ferner: „In San Lorenzo". Hier knüpft der Dichter an die Größe des Eindrucks der mächtigen Buonarotti'schen Schöpfungen einen Gedanken dieses sich vor einem Größeren beugenden Künstlers selbst:

O was ist Kunst, da sie des Größten Dürsten
Nicht stillen konnte und ihn darben ließ,
Daß er in Demuth vor dem Lebensfürsten
Sein eignes Schaffen arm und werthlos hieß!

Vom Mediceergrab das Bildwerk kündet:
Dem höchsten Siege, den die Kunst erstritt
Auf Erden, ist auf immerdar verbündet
Die tiefste Niederlage, die sie litt.

In den lyrischen Stimmungsgedichten, die zwar in dieser Sammlung nur einen verhältnißmäßig beschränkten Raum einnehmen, zeichnet sich Graf Snoilsky durch tiefe Innigkeit und geistige Gesundheit der Empfindung aus. Ich hebe davon „Florentiner Abend", „Deine Stimme", „Goethe's Gartenhaus" noch besonders hervor und schließe, wie das Buch selbst, diese Mittheilung mit der Verherrlichung reiner Liebe, zu der dem Dichter das Blümchen „Edelweiß" Veranlassung gab, das, wenn der Herbst schon alle andern Blumen entblättert hat, immer noch frisch im Schnee steht:

Und hoch aus der Felsen Spalten
Bedeutsam mahnet es dann
An ewige Gewalten,
Wenn Schönheit und Freude verrann,
Der treuen Liebe zum Preise,
Die weiß, daß die Rose verglüht
Und doch zwischen Schnee und Eise
Am Ende des Lebens noch blüht.

Robert Prölß.

Nicht minder verrathen deutschen Einfluß die lyrischen Gedichte eines erlauchten Russen. Hat Großfürst Konstantin in seinem Vaterlande überhaupt keine Vorbilder gefunden, so deutet der subjective Zug seiner Lyrik deutlich auf deutsche Muster hin.

2. Des Großfürsten Konstantin Gedichte. Zu freier Nachbildung von J. Grosse. Berlin, G. Grote. 1891. 8. 3 M.

In der russischen Literatur ist die Lyrik von jeher nur spärlich, jedenfalls viel spärlicher vertreten gewesen, als bei uns in Deutschland und bei den andern Culturvölkern des Abendlandes. Der Großfürst Konstantin steht so ziemlich allein als Lyriker da, oder wenigstens abseits von den andern, da ihm gerade der pessimistische Zug der russischen Lyriker und der dortigen Dichter überhaupt fehlt, die mit Vorliebe dem menschlichen Elende, dem Kummer und der Noth der Armen und Bedrückten ihr Auge zuwenden. Selbst in dem Gedichte „Er ist todt" ist es weniger jener Zug, der in ihm waltet, als vielmehr das menschlich fühlende Herz des Fürsten für den niedrigen, armen Soldaten. Es liegt ihm fern, diese Kluft beklagen oder gar ausgleichen zu wollen, sie ist ihm vielmehr eine unabänderliche Nothwendigkeit, etwas Gegebenes, was hingenommen werden muß, wie es ist, nicht etwas Gewordenes, welches deshalb etwa verändert, bekämpft oder beseitigt werden könnte. Desto wärmer klingt die einfache Erzählung der ganz einfachen Geschichte, und in jedem Verse spricht sich das tiefe Mitgefühl des Dichters für das Schicksal des armen Soldaten aus, der unter der Herrschaft jener gegebenen Nothwendigkeit lebt, leidet und stirbt. So ist es leicht erklärlich, daß gerade dieses Gedicht, als es als Einzelgedicht vor mehrern Jahren erschien, dem Großfürsten in weiten Kreisen die Herzen des Volks, welches, wo nicht der Nihilismus eingedrungen ist, ebenfalls jener Anschauung huldigt, eroberte und eine große Popularität eintrug, weil ein Mann aus dem höchsten Stande, zu dem eben jene Kreise wie in eine höhere Welt hinaufzublicken erzogen und gewohnt sind, einen unbekannten gemeinen Mann besang und menschlich fühlend als Dichter ihm die letzten Ehren zollte.

Die Gedichte sind, nach den Ueberschriften der einzelnen Abschnitte geordnet, Stimmungsbilder, Reiseeindrücke, Landschaftsscenen, biblische Motive, venetianische Elegien und Bilder aus dem Soldatenleben; hie und da sind Liebesanklänge eingestreut, die übrigens für die herrschende Richtung fast auffallend ruhig, man möchte sagen mit einer gewissen Keuschheit auftreten. Einen besondern in sich abgeschlossenen Theil bildet der Anhang „Der wiedergeborene Manfred". Der Dichter selbst nennt es in einem kleinen Vorwort „Fragment". Doch dürfte diese Bezeichnung nur für die Ausführung zutreffen. Die Disposition scheint vollständig zu sein. Wir sprechen nachher noch mehr davon und geben jetzt einige Proben der andern Gedichte, z. B. „Vor einem Madonnenbilde":

Mit welcher Sanftmuth, welcher zarten Milde
Blickt die Madonna schuldlos himmelan!
Und doch voll Ahnung blickt sie aus dem Bilde,
Als fühlte sie die Trauer nahn.

Sie drückt ihn an die Brust, den Todgeweihten
Und freut sich sein, entzückt, wie Mütter sind —
Und er — ein Gott — durchschaut die Ewigkeiten
Und ist doch harmlos wie ein Kind.

Wahrscheinlich war dies Madonnenbild auch kein anderes, wie alle übrigen. Wäre es ein hervorragendes Meisterwerk gewesen, so hätte uns gewiß der Dichter hierfür einen Anhaltepunkt gegeben. Wir dürfen also annehmen, daß die im Gedicht ausgesprochenen Gedanken dem Gemüthe des Dichters entstammen, das, frei von Mysticismus, dem schuldlosen Blick der Mutter doch die rein menschliche Ahnung vom Kreuzestode beilegt, den das Kind zu erleiden hat, als wenn es schuldig geworden und von einer schuldigen Mutter geboren wäre, während dem harmlosen Kinde selbst der prophetische Blick, der die Ewigkeiten durchschaut, zugesprochen wird.

Dann blickt er ins Todte Meer hinab; am Schlusse sagt er:

Dort in den Schlünden, erhellt vom Schimmer des Mitternachthimmels
Häuft sich ragende Pracht zertrümmerter Säulen und Mauern,
Unbeweglichen Leichen gleich, die im Schlafe des Todes
Starren; so decken die Trümmer den sandigen Boden des Meeres.
Das war Sodom dereinst und Gomorrha, so hat ihr Geschlecht einst
Gott der Gestrenge gestraft ob schwerem Verbrechen und Laster.
Als der Langmuth Maß dem Ewigen endlich erschöpft war,
Sandt' er feurigen Regen herab und die Tiefen der Erde
Thaten sich auf und sie schlangen hinab die verpesteten Städte;
Salzige Meeresgewässer sodann aus den Schlünden der Hölle
Fluteten lautlos empor. — Wo bevölkerte Gegend geblüht einst,
Ruhet das Meer, das todte, ein unermeßliches Grab heut'.

Aus diesen wenigen Proben erkennt man leicht, welches Verdienst J. Grosse sich um die Gedichte erworben hat. Darüber, wie er es fertig gebracht hat, gleichsam „Facsimiles" der Gedichte, von der Wärme seiner eigenen dichterischen Begabung und Empfindung durchhaucht, zu schaffen, obgleich er der russischen Sprache so wenig mächtig ist, wie Goethe und Schiller der orientalischen und griechischen mächtig waren, als diese unsere Literatur mit ihren freien Uebertragungen bereicherten — verweisen wir auf die Vorrede des Buchs; nur sei bemerkt, daß man sich seine „freie" Nachbildung nicht etwa als eine so freie vorstellen darf, als habe er das Versmaß und die poetische Metrik des Originals verlassen, wie es jene thaten. Das ist nur in ganz wenigen einzelnen Fällen geschehen, wo die deutsche Klangfarbe des Verses besser zum Inhalt des Gedichts paßt als die russische. So hat denn Grosse fast überall erreicht, daß der Leser, ohne nur irgend den Stempel des Fremdartigen wahrzunehmen, den Eindruck deutscher Originale empfängt. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß alle Gedichte poetisch gleichwerthig wären. In dieser Beziehung wird auch hier, wie bei Gedichtsammlungen aller Völker, die Individualität des Lesers das letzte Wort zu sprechen haben. Sie wird auch, je mehr sie mit Grosse's Schriften bekannt ist, herausfühlen, daß dieser, oft vielleicht unbewußt, aber mit höherer Wirkung gar manchen feinen Faden in das Gewebe des einen und andern Gedichts hineingesponnen hat, wodurch es uns heimatlicher erscheint.

Während wir in den Gedichten nur rein lyrische Poesie vor uns haben, erhalten wir im Fragment „Der wiedergeborene Manfred" ein Stückchen philosophirender Dramatik in Sinn und Art der Dichtung Byron's. Der Großfürst — so erzählt er uns in jenem kleinen Vorworte — „wurde hierzu von dem in einem Kreise von Kameraden ausgesprochenen Gedanken angeregt, den seelischen Zustand Manfred's im jenseitigen Leben darzustellen. Das Gedicht beginnt deshalb da, wo Byron aufhört. Die auftretenden Personen sind zwar der englischen Dichtung entlehnt, im übrigen aber ist das Fragment ganz selbständig. Die hier auftretende Astarte ist, wie übrigens bekannt, hier nur ein Frauenname ohne entfernteste Anspielung auf die Bedeutung der phönizischen Gottheit oder auf eine Personification der sinnlichen Liebe." — Das Gedicht hat nur drei Scenen. Die erste führt uns an Manfred's Leichnam im Thurme; der Abt ist über ihn beschäftigt und Manfred's Seele spricht mit sich selbst. Sie misachtet die Bemühungen des Abtes, „mit blödem Geiste das Unheimlichste, des Todes stumme Räthsel, zu entziffern". Doch die Gebete des frommen Mannes sind nicht ohne Wirkung und erweichen nach und nach den Stolz Manfred's um so mehr, als der Schatten der Astarte im Thurme erscheint und ihre Bitten um demüthige Erkenntniß mit denen des Abtes vereinigt. Vorher noch hatte Manfred's Seele gesprochen:

Du bist nicht ebenbürtig mir an Geist,
Noch im Problem des Wissens und Erkennens,
In Lehren über Gott und Weltenbau;
In allem, was je Wissenschaft und Glaube
Erreicht, — hab' ich die Menschheit überflügelt.

Der Geist Astarte's ruft ihm zu:

— — — — — — — — — —

Erwärmt vom Strahl der Liebe wird auch dich
Vertrauensvoll entfesselte Vernunft
Gewaltig alle Schranken niederstürmend
Zum hehren Aufschwung himmelan erheben.
Wo Glaube, ist auch Liebe, wo die Liebe
Ist Hoffnung auch. Im Glauben, Hoffen, Lieben
Wirst du allein Glückseligkeit erlangen.
(Verschwindet.)

Zweite Scene: Manfred's Leiche ist in die Gruft gebracht und die Diener Manuel und Hermann schaufeln das Grab, indem sie die Sünden ihres Herrn und seinen Stolz beklagen. Auch das hört Manfred's Seele und wird durch die Reden der einfachen guten Menschen erschüttert. Sie will vergessen, was vergangen ist, die Krone alles Wissens will sie in den Staub werfen, ihre Unwissenheit bekennen und dem Glauben, Lieben und Hoffen sich öffnen. Das hört Astarte's Geist, er erscheint und triumphirend ruft die einst Geliebte dem einst Geliebten zu:

Zertrümmert sind die letzten Schranken, Manfred,
Und wieder bist du mein, wie ich die Deine.

Auch den Menschenhaß hat sie in ihm getilgt und führt ihn zum ewigen Leben hinauf in die lichten Höhen. Dies ist der Gegenstand der dritten Scene, die im kleinen sich an die letzte Scene „Faust's", zweiter Theil, anschließt.

Die bösen Geister, die ihnen, während sie emporschweben, im dunkeln Gewölke verführend begegnen, haben keine Macht mehr über Manfred's Seele. Das Ewig-Weibliche zieht sie hinan.

Auch bei dieser Uebertragung ist Grosse dem Metrum des Originals so treu geblieben, daß er in der Hauptsache sogar die Seitenzahl beibehalten und nur am Schlusse im Interesse des Gedichts sich einige Kürzungen erlaubt hat. Auch die eingefügten lyrischen Chöre erscheinen im Metrum des Originals.

Selbstverständlich macht das Gedicht auf dramatischen Charakter im strengen Sinne, auf Beobachtung der Bühnentechnik u. dgl. nicht Anspruch. Wir möchten es eher ein Glaubensbekenntniß des Dichters nennen gegenüber dem auch in Rußland gerade in den gebildetsten Kreisen mehr und mehr überhandnehmenden Materialismus der Philosophie des Abendlandes und in gewissem Sinne auch gegenüber dem englischen Vorbilde, das mit seinem Abschlusse wol keinem religiösen Gemüthe Befriedigung gewährt.

Adolf Fleischmann.

Zur deutschen Cultur und Culturgeschichte.

1. Culturgeschichte des deutschen Volks von O. Henne am Rhyn. Zweite neubearbeitete Auflage. Erste und zweite Abtheilung. Mit 140 Tafeln in Farbendruck und 600 Abbildungen im Text. Berlin, Grote. 1892. Lex.-8. Jede Abtheilung 4 M.

Die vorliegende Geschichte der Cultur und Sitte unseres deutschen Volks ist vor einer Reihe von Jahren in ihrer ersten Auflage erschienen und hat damals bereits die allseitige Aufmerksamkeit sowol durch die ansprechende und gründliche textliche Darstellung als auch durch die prächtigen und reichhaltigen bildlichen Beigaben, welche durchwegs seltenen alten Originalen entnommen sind, auf sich gelenkt. Diese neubearbeitete Auflage des trefflichen und wie gleich vorweg betont werden muß, auch überaus billigen, daher allgemein zugänglichen Werks zeichnet sich nicht blos durch Erweiterung und Umformung des Textes nach dem allerneuesten Stande der Wissenschaft, sondern auch durch eine reiche Vermehrung der Illustrationen aus, unter denen sich mehrere Miniaturen und alte Handschriften in ausgezeichneter Wiedergabe befinden. Der Text selbst ist in derselben Anordnung geblieben, wie ihn die frühere Auflage aufweist. Wir erhalten in den zwei vorliegenden Abtheilungen zunächst im ersten Buche die Uebersicht der ältesten germanischen Zeit, die Schilderung von Sitte und Recht, Religion und Bildung unserer Vorfahren, von der Urzeit angefangen durch die römische Periode und durch jene der Völkerwanderung und die Culturentwickelung zur Zeit der Merowinger und Karl's des Großen bis zur Trennung Deutschlands vom Frankenreiche. Das zweite Buch entwirft die Glanzepoche des deutschen Kaiserthums, führt uns das Klosterleben und seine wissenschaftliche Bedeutung vor, macht uns mit der Reichsverfassung, mit der Rechtspflege und dem Kriegsleben insbesondere zur Zeit der Kreuzzüge bekannt, schildert endlich das deutsche Wirthschaftsleben in seiner damaligen Eigenthümlichkeit, die Entwickelung der Stände, die Blütezeit des Ritterthums und zeichnet die große Epoche der literarischen Entwickelung jener Tage, sowie jene der Kunst und der Wissenschaft. Die vorliegende zweite Abtheilung des Werks reicht bis etwa zum Jahre 1300.

Der heutige Stand der illustrativen Technik ermöglicht es, alte Urkunden, Handschriften, Bilder u. s. w. in wahrhaft überraschender Naturtreue dem Beschauer vorzuführen, und wol kaum für ein anderes Werk ist dieser Umstand so wichtig als für eine Geschichte des ältern culturellen Lebens in allen seinen Zweigen. Nirgends ergänzen sich daher auch Text und Abbildungen mehr als in dem vorliegenden Buche, das neben seinem literarischen Werthe auch ein wissenschaftliches Bilderbuch im besten Sinne des Wortes genannt werden kann. So wären insbesondere aus der reichen Zahl von Illustrationen anzuführen die neun in Gold- und Farbendruck ausgeführten Blätter: der Einbanddeckel des von Otto III. dem Kloster Echternach geschenkten Evangeliars aus dem 10. Jahrhundert, die Widmungs-Miniature des von Otto III. dem Dome zu Aachen geschenkten Evangelienbuchs aus derselben Zeit, eine Miniature (das Gleichniß vom Weinberg) aus dem erwähnten Evangeliar zu Echternach und eine Nachbildung von Fresken im Schlosse Runkelstein, ferner Facsimilia werthvoller alter Handschriften wie Blätter aus Vulfila's Bibelübersetzung, aus der Lex salica, aus Widukind's „Sächsischen Geschichten", aus der St. Gallener Version des Nibelungenliedes, ebenso Reprodnetionen alter Kaiserurkunden, die Verfassungsurkunde der Stadt Köln und die älteste Karte von Deutschland von 1491 in getreuer Wiedergabe. Die genauen Transscriptionen und Uebertragungen der alten Manuscriptblätter bieten geradezu ein Hülfsmittel für Anfänger in der Paläographie und verleihen dem Werke einen ganz besondern Werth auch in dieser Richtung. Auch zahlreiche Tafeln, welche Trachten, Schmuck und Geräthschaften vorführen, erläutern weiter den Text, zwischen dem selbst übrigens sich noch viele Abbildungen befinden; manche von diesen sind ebenfalls neu hinzugekommen.

Es kann somit dieser Neuauflage des schon anerkannten Werks als wirklich in jeder Richtung vermehrt und verbessert für den Freund der Culturgeschichte ebenso wie für die Hausbibliothek des Gebildeten überhaupt auf das wärmste empfohlen werden. Anton Schlossar.

Mit dem deutschen Charakter und seiner geschichtlichen Entwickelung im besondern beschäftigt sich eine kleine Schrift, die uns einer kurzen Betrachtung würdig erscheint:

2. Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwickelung durch Philosophen und Dichter. (1600—1815.) Von F. W. Behrens. Leipzig, G. Fock. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Ueber die Entwickelung des deutschen Ehr- und Nationalgefühls ließe sich ein bändereiches Werk schreiben; die Summe aber wäre mit wenigen Worten gezogen: die Entwickelung gleicht einer Wellenlinie; zwischen Erkämpfen und Verlieren und wieder Erkämpfen dieses kostbaren Gutes verläuft die deutsche Geschichte. Die Gründe liegen nicht nur in den Schicksalen des deutschen Volks, sie ergeben sich aus einer unheilvollen Schwäche unseres Charakters. Den deutschen Volkscharakter müßte man nach unserer Meinung einer gründlichen Untersuchung unterziehen, ehe man ein Thema wie das vorliegende behandelte. Der Verfasser begnügt sich mit der Zusammenstellung der Thatsachen. Er verfolgt mit Liebe und Sachkenntniß die Entwickelung des deutschen Ehr- und Nationalgefühls; in den allgemeinen Uebersichten hat er sich zum Theil an Freytag angeschlossen, der derartige Fragen ja zuerst mit Nachdruck und Geschick behandelt hat. Im einzelnen läßt der Verfasser die in Frage kommenden Dichter und Philosophen entweder selbst sprechen oder gibt über ihren Einfluß auf das nationale und persönliche Ehrgefühl einen zusammenfassenden Ueberblick. Neues kommt dabei nicht wesentlich zu Tage; dankenswerth aber ist, wie er die Grundrichtung des Denkens philosophischer Köpfe in ihrer Einwirkung auf die Zeit zeigt: nach dem, was der Mensch von sich selbst und vom Zweck seines Daseins zu denken genöthigt ist, regelt sich auch sein Verhalten in Gesellschaft und Staat, und so helfen philosophische Erkenntniß und Moralgrundsätze auch das deutsche Ehr- und Nationalgefühl entwickeln. Hier sind die Auslassungen über Baco, Descartes, Leibniz und Kant bemerkenswerth. Das Buch schließt mit der Schilderung der Begeisterung in den Freiheitskriegen und dem Wunsche: das theuer erkaufte Palladium möge uns nicht wieder entrissen werden. Das ist warm empfunden, aber nach unserm Gefühle zu wenig gesagt. Wir hätten die Behandlung dieses Themas gern tendenziös gewünscht. Es bleibt die Frage offen: welche Bürgschaft bietet der deutsche Volkscharakter dafür, daß nicht wieder ein Wellenthal kommt! Sind nicht noch Elemente vorhanden, denen das Ergebniß von 1871 ein Provisorium scheinen möchte? Auch den Gedanken wird man nicht los: so viel Mühe hat es gekostet, das Ehr- und Nationalgefühl ins Volk hineinzureden, und doch noch immer die Besorgniß: ob es schon wirklich unverlierbares Nationalgut geworden ist?

Zu ähnlichen Betrachtungen führt in engerem Rahmen das folgende Buch:

3. Die Sprache in ihrem Verhältniß zur Geschichte. Von Friedrich Stehlich. Leipzig, Renger. 1892. Gr. 8. 1 M.

Auch der Werth dieser Schrift beruht nicht auf neuen Resultaten umfassender Einzelforschung, sondern auf methodisch geordneter Zusammenstellung bekannter Thatsachen. Geschichtliche Ereignisse oder culturgeschichtliche Verhältnisse wirken auf Form und Inhalt der Sprache. Das wird im einzelnen an einigen Culturſprachen nachgewiesen, unter denen naturgemäß die europäischen im allgemeinen und die deutsche, englische und französische im besondern bevorzugt werden. Man denke an den Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum, an die Einführung der Schrift, an die Erfindung der Buchdruckerkunst. Die Betrachtung gipfelt schließlich in dem Satz: Völker vollkommensten Sprachbaues haben auch die größte weltgeschichtliche Bedeutung. Doch wird bei steigender Bedeutung und Culturarbeit eines Volks ein Rückschlag auf die Sprache bemerkbar: der Sprachbau des Englischen verschlechtert sich zu Gunsten immer leichterer Verwendbarkeit. Den Sprachinhalt beeinflußt Berührung mit fremder Cultur: die Spuren zeigen sich im Wortschatz; man denke an das Englische und an die Fremdwörter.

Auch auf die Verbreitung der Sprachen wirken geschichtliche Verhältnisse: bei stark entwickeltem Nationalbewußtsein kann auch ein niedergehendes Volk seine Sprachgrenze festhalten: das zeigen die Polen. Unsere deutsche Geschichte weist auf diesem Gebiete erfreuliche und unerfreuliche Thatsachen nebeneinander auf.

Im zweiten Theile, der die Rückwirkung der Sprache auf die Geschichte erörtert, berührt der Verfasser auch die Sprachenfrage in unserm Vaterlande und fordert als theoretisches Ideal für eine zu einem großen Reiche zusammengefügte Völkergemeinschaft auch eine Reichssprache: Spracheinheit erst schafft Reichseinheit. Die ungünstigen Folgen des Gegentheils sehen wir an dem lehrreichen Beispiele der österreichisch-ungarischen Monarchie. „Mehr deutsch!“ Mit dieser Forderung schließt das anregende Buch, dessen letzte Hälfte unsere Regierungen in ernste Erwägung ziehen mögen. Die Sprache ist nicht nur Scheidemünze des Verkehrs, sie ist ein nationales Gut. Ein Volk, das sich von seiner Sprache lossagt, gibt ein wesentliches Stück seiner selbst auf. Wir loben an dieser geschichtlichen Auseinandersetzung, daß sie sich nicht scheut, tendenziös zu sein; es ist dem Verfasser gelungen, zu zeigen, wie man aus der Geschichte für die Gegenwart lernen kann.

Ueber die Grenzen der Nationalität hinaus auf die Höhe der Menschheit führt uns das dritte Buch:

4. Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Abgefaßt von Gustav Hauffe. Borna, Jahnke. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein gut Theil der Gedanken, wie sie in den vorher besprochenen Büchern niedergelegt sind, ist in seinem letzten Ursprunge erst durch Herder's Buch möglich geworden. Freilich, die nationale Beschränkung ist erst ein Erzeugniß unseres Jahrhunderts. Der Urheber der großen Humanitätsgedanken ist trotz emsiger Bemühungen der Wissenschaft nicht so tief ins Volk gedrungen, wie seiner Bedeutung für unsere geistige Entwickelung angemessen wäre. Wir empfangen seine Ideen vielmehr aus zweiter und dritter Hand. Dem abzuhelfen scheint der Zweck des Hauffe'schen

Buchs. Wir sagen: „scheint", denn der Verfasser läßt uns über seine Absicht im Dunkeln. Nur wer Herder's Buch oder Stil kennt, merkt bald, daß er es mit einem Auszug der wichtigsten Gedanken und Ausführungen aus Herder's Ideen zu thun hat. Der Auszug folgt dem Gange der Herder'schen Darstellung zum größten Theil mit Herder's Worten. Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser uns hierüber aufgeklärt hätte. Das Buch hätte mit leichter Mühe für solche Leser sich einrichten lassen, denen zum Studium des Originals Muße oder Verständniß noch fehlt: wir denken hierbei an die Schüler der obersten Gymnasialklasse. Aber auch ohne diese Einrichtung wünschen wir dem Buche viele Leser. Die Jugend lerne sich an Herder'scher Begeisterung für alles Edle und Große im Menschen entzünden und zur Vollendung emporringen an dem Grundgedanken der Ideen: daß des Menschen geistige Bestimmung die Krone der irdischen Schöpfung sei.

Heinrich Löbner.

Aus Moltke's Lebensgeschichte.

Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Erster Band: Zur Lebensgeschichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1892. 8. 7 M.

Der jüngsterschienene erste Band der „Gesammelten Schriften" Moltke's, in der Reihenfolge der Ausgabe der vierte, bringt in funfzehn Abschnitten sehr verschiedenartige Bausteine zu seiner Lebensgeschichte, zum größten Theile aus seiner eigenen Feder, zum Theile von befreundeter Seite, zum Theile urkundlichen Charakters; er enthält ferner 16 Nachbildungen von Moltke's Handzeichnungen, einige Bildnisse und die facsimilirten Handschreiben oder Unterschriften der drei Kaiser, denen er gedient hat. Kurze Nachrichten zur Familiengeschichte, vom Feldmarschall verfaßt, eröffnen das Buch. Schon 1246 wird in noch erhaltenen Urkunden Matheus Moltke als Ritter in Mecklenburg aufgeführt. Wenig später treten die Moltke in Schweden und Dänemark auf, wo sie zu hohen Aemtern in Staat und Kirche gelangten. Das Gut Stridfeld bei Tessin in Mecklenburg ist das Stammhaus des ganzen Geschlechts; schon 1266 gehörte es dem Ritter Eberhard Moltke und blieb bis 1781 in der Familie. Mit dem Jahre 1824 verschwinden sämmtliche alten Familiengüter aus dem Besitze der deutschen Moltke, während die dänischen ausgedehntes Grundeigenthum in Dänemark erwarben. Seinen zum Schlusse der Aufzeichnungen geäußerten Wunsch, der älteste Stamm des Geschlechts, seit fast 100 Jahren heimatlos, möge durch befestigten Grundbesitz irgendwo auf der väterlichen deutschen Erde wieder Wurzel fassen, hat der Feldmarschall selbst durch den Ankauf von Creisau und die damit verbundene Stiftung eines Fideicommisses zur Erfüllung gebracht. Es folgen Mittheilungen aus den Aufzeichnungen des Vaters, der 1845 im Alter von siebenundsiebzig Jahren als Generallieutenant zu Wandsbeck starb, über die nächsten Vorfahren durch das 17. Jahrhundert zurück, über sein eigenes Leben und das seines Sohnes Helmuth. Als trauriges Ergebniß der Zeitverhältnisse mag Erwähnung finden, daß Moltke's Vater als dänischer Major an der Verfolgung des Schill'schen Corps und der Erstürmung Stralsunds 1809 sich betheiligte. Dann wird die vom 18. September 1866 datirte, ihrerzeit im „Daheim" veröffentlichte Selbstbiographie abgedruckt, die mit den Worten endet: „Ich darf mich glücklich schätzen, meine Laufbahn zu schließen, reich belohnt durch die Gnade des Königs und das Vertrauen meiner Kameraden."

Von großem Interesse ist die Kenntnißnahme der belletristischen Jugendarbeit Moltke's, der Erzählung „Die beiden Freunde", die unter dem Autornamen Helmuth 1827 in der von August Kühn herausgegebenen Zeitschrift „Der Freimüthige" erschien und jetzt im Sammelbande durch Felix Dahn und Max Koch eingeleitet wird. Man kann ersterem nur zustimmen in der Meinung, daß Moltke's bekannte schriftstellerischen Vorzüge: „das sehende Auge, die gestaltende Hand, die überzeugende Darstellung, der bezeichnende Ausdruck", auch schon die kleine Erzählung des Achtundzwanzigjährigen schmücken, und daß der Dichter in der Eigenart des einen der Freunde, „des spröd-herben, schweigsamen, tiefverhaltenen Holm deutlich sich selbst gezeichnet", während er zugleich eigene Erlebnisse und Eindrücke in die Erzählung verwebt hat. Charakteristisch für den Verfasser ist die anschauliche Schilderung der Kampfesscenen und die militärische Haltung der handelnden Personen. Wie die Schürzung und Lösung der Verwickelung der Geschichte mit Humor sich vollzieht, so sind auch manche Gestalten mit glücklicher Laune ausgestattet. Die Erzählung hätte längst einen Platz in einem der Novellenschätze verdient.

Das Tagebuch der Reise nach Konstantinopel mit vielen Zeichnungen, unter denen der görlitzer Untermarkt besonders hübsch ist, bietet eine willkommene Ergänzung zu den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei", wie die spärlichen, aber schönen Aufzeichnungen über den Weg von Foligno bis Nepi und noch einige Stellen des römischen Tagebuchs über Roms Lage und Bedeutung und über die Campagna, die Arbeiten über Fidenä und die Fossa Cluilia sich dem „Wanderbuch" anschließen.

Sehr dankbar werden die Mittheilungen über des Feldmarschalls Gattin, Marie geb. Burt, und das Stillleben in Creisau empfangen werden. Es war ein wunderbares Geschick, das ihm seinen einst der jüngsten Schwester Auguste geäußerten Wunsch erfüllte: „Soll ich einmal

heirathen, so möchte ich ein Mädchen wählen, das du erzogen hast." Diese Schwester vermählte sich 1834 mit John Burt, einem englischen Grundbesitzer, der in Schleswig-Holstein lebte und aus erster Ehe, auch mit einer Deutschen, drei Kinder hatte. Marie, die jüngste, war acht Jahre alt, als sie ihre zweite liebevolle Mutter erhielt:

Unter den Augen der Aeltern, umgeben von den Geschwistern, lebte sie glückliche Jahre, unbekümmert um ihre Schönheit wie um alle Welt. Das Einzige, was aus der weiten in ihre enge Welt drang, waren die seltenen Botschaften von den ihr fast märchenhaft klingenden Erlebnissen und Fährnissen des im fernen Osten weilenden Bruders ihrer Mutter. Mit leidenschaftlicher Spannung horchte die kaum der Kindheit entwachsene Jungfrau auf, wenn der alte General, Helmuth's Vater, auf seinen Reisen in Itzehoe einkehrte und mit Stolz von seinem tapfern Sohne erzählte, der sich unter Christen und Moslems einen guten Namen gemacht.

Da trat er selber, schlicht und anspruchslos, an einem Tage des Jahres 1841 ein, wettergebräunten Antlitzes, der hochgewachsene ernste Mann mit den leuchtenden Augen, schon im Sommer des Lebens stehend, um mit der Wärme seines Gemüths und mit dem Lichte seines überlegenen Geistes alle die reichen Schätze des Herzens, welche in der jungen Frühlingsknospe schlummerten, zur Entfaltung zu wecken. Mit der Stunde, da Marie beglückt erkannte, wie viel sie dem lange einsamen Herzen dieses seltenen Mannes zu sein bestimmt war, nahm ihr Inneres einen ungeahnten Aufschwung. Es war, als müßte sie den trennenden Abstand der Lebensjahre und Erfahrungen einholen. . . . In demselben Boden gottesfürchtigen Lebens wurzelnd, folgte sie seiner aufs Erhabene gerichteten lauteren Geistesgröße, indem sie ihn mit aller Innigkeit erster und einziger Liebe umschlang, um ihn nie mehr zu lassen. . . .

Sie ahnte nicht, welchen Zauber sie auf ihre ganze Umgebung ausübte, und hat zeitlebens mit nichts gerechnet, als womit sie das Dasein ihres Gatten verschönen könnte. Volles Verständniß für seine Eigenart und tiefe Empfindung für seinen innern Werth erfüllten sie schon damals. Wenige Wochen vor der Verbindung hatte er sie auf sein verschlossenes Wesen aufmerksam gemacht und geklagt, daß eine freudlose Jugend die Gabe austauschenden Gemüthslebens in ihm verkümmert habe. Darauf erwiderte sie ihm: „Ich weiß wohl, daß es im Moltke'schen Charakter liegt, sich wenig zu äußern und mitzutheilen. Du hast auch oft etwas in deinem Wesen, was zurückhaltend scheint und manche hautain nennen. Mag die Welt dir denn auch öfters eine Aeußerung des Gemüths geraubt haben, so trägst du doch einen Schatz von Reichthum, Weichheit und Adel des Herzens in dir, wie man es gewiß bei Männern nicht wieder findet. Und selbst von Frauen gibt es wenige, die dich an Wärme des Gemüths und an so rührend tiefem Mitgefühl für andere übertreffen. Was mich bei dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit deines Charakters und vor allem die Gutmüthigkeit, die du bei jeder Sache an den Tag legst." . . .

Sie war eine starke, markige Natur. Nichts Krankes war in ihr, nichts Kleinliches an ihr. Keine weibliche Schwäche focht sie an. Moltke schrieb einmal von ihr, er habe sie selten traurig, nie verdrießlich gesehen: „Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniß davon bei anderen. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen, sie würde es beim besten Willen nie verzeihen können; denn bei aller Heiterkeit des Gemüths hat sie einen entschiedenen, festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde". . . . Durchaus fern von flachen Witzeleien, besaß sie die natürliche Gabe, ungesucht Lagen äußerster Komik zu schaffen. Sie sagte dann wol selber: „Mich stach der Hafer". Ihrem Blick entging keine Eigenthümlichkeit ihrer Umgebung. Wie die von aller Anmaßung freie Sicherheit des Auftretens ihr in keiner Lebenslage versagte, so war ihr auch bei allen harmlosen Streichen der erheiternde Erfolg gewiß. . . . Bis in die letzten Lebensjahre konnte der Gemahl nie so herzlich lachen, als wenn er aus längstvergangener Zeit an ihre Anzettelungen erinnert wurde, und sein Auge leuchtete auf, wenn er selbst davon erzählte.

Ein außerordentlich liebenswürdiges Charakterbild ist da entrollt worden, und wenn wir es kennen gelernt, nehmen wir erst wahr, wie uns bisher maßgebende Anhaltspunkte gefehlt haben, um uns eine richtige Vorstellung vom Innenleben Moltke's zu entwerfen. Auch das „Stillleben in Creisau" fügt manchen neuen willkommenen Zug den seither bekannt gewordenen Enthüllungen aus dem Tusculum unseres Schlachtendenkers hinzu. Das urkundliche Kapitel „Der Feldmarschall und seine Kriegsherren" bringt von seiner Ernennung zum Chef des Generalstabes durch den Prinzen von Preußen am 29. October 1857 ab eine Reihe von Cabinetsordres und Handschreiben, zu denen in einer Anmerkung die Erzählung der Gräfin Oriolla tritt, wie Kaiser Wilhelm nach seinem scherzhaften Bericht „den ganzen Moltke einst erfunden habe". Die Berichte über die zum neunzigsten Geburtstage dem allverehrten Helden dargebrachten Huldigungen, über seinen letzten Lebenstag und endlich die Mittheilung der „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben", die in mehrfacher Ausarbeitung in seinem Schreibtische gefunden worden und ihren Weg durch die Tagespresse gemacht haben, schließen das anziehende Buch der Denkwürdigkeiten.

Friedrich Bienemann.

Philosophische Schriften.

1. Radicaler Realismus. Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand und über das menschliche Gemüth. Von Adolf Siegfried. Leipzig, Friedrich. 1892. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. Von Kuno Fischer. Vierte Auflage. Heidelberg, C. Winter. (Philosophische Schriften. I.) 1891. 8. 4 M.

Siegfried betrachtet im ersten Abschnitt „Traum" den Unterschied von Träumen und Wachen. Er bedient sich dabei „nach naturwissenschaftlicher Methode" zum Experimentiren einer „Statue", d. i. eines lebenden Wesens, gleichsam dem Scheintod verfallen, in welchem ein mächtiges Wesen allmögliche Vorstellungen hervorruft; dabei soll dieses Wesen träumend lernen, auf Grund gegenwärtiger Wahrnehmungen richtige Voraussagen künftiger zu treffen, sodaß es beim Erwachen Aepfel, Ananas, Pfefferkuchen sehend, sagen kann, diese Dinge sind Ananas u. s. w., denn wenn ich einbeiße, so u. s. w. Naturwissenschaftlich

ist dies nicht, mit einem gedachten Ding, wie diese Statue, durch ein gedachtes Ding, wie das mächtige Wesen, Versuche zu machen. Nur ein Naturforscher wird überdies ein Ding, wie einen Apfel, bestimmen können, wenn er es noch nicht gesehen hat. Da ferner der Verfasser mit Descartes sagt, im Unterschied vom Traum begleite im Wachen das Gedächtniß alles, so ist das Experiment auch falsch, denn die träumende Statue kann ohne Gedächtniß gar nicht vom Gegenwärtigen auf Zukünftiges schließen. Besser hätte daher der Verfasser seine Untersuchung allein mit Hülfe dessen, was er von Descartes, Hume, Berkeley, Locke, Leibniz anführt, dargestellt. Die Frage, ob es Dinge im Raum außer uns gibt, entscheidet er mit dem Hinweis, daß nach Aristoteles die Zeit das Maß der Bewegung von Dingen im Raum, nach Plato die Erde die Hüterin von Tag und Nacht sei, nach dem Schöpfungsbericht Lichter der Himmelsfeste Tag und Nacht scheiden. Der Verfasser kehrt nun die Sache um und sagt: „Die bloße Idee der Zeit, welche lediglich in uns ist, beweist das Dasein der Dinge im Raum außer uns. Ich habe die Idee der Zeit, also besteht die Welt."

Die zwei folgenden Abschnitte sind „Erfahrung" und „Freiheit" überschrieben. Wir wollen einige Gedanken daraus anführen:

Gleiche Aetherschwingungen, gleiche Luftwellen, gleiche moleculare Einflüsse kommen allen Menschen als gleiche oder ähnliche Wahrnehmungen und Empfindungen der jedesmal percipirenden Sinne zum Bewußtsein infolge prästabilirter Harmonie (29). Denken ist die geistige schöpferische Thätigkeit, intuitive Anticipationen hervorzurufen (48); bestätigt nachfolgende Erfahrung diese Anticipationen, so ist das Denken ohne Irrthum (9). Ich kann mir denken, bedeutet, mir ist dieses oder jenes Idealexperiment gelungen (44). Ein Blitzzug fährt in dunkler Nacht; plötzlich flammt ein Zeichen auf — Gefahr! — Halt! Der Maschinenmeister zieht blitzschnell intuitive Anticipationen und daraus folgt blitzschnelles Handeln, ohne logischen Obersatz und Untersatz. Dies ist die Lehre des radicalen Realismus von den Schlüssen (32, 36).

Offenbar mengt der Verfasser in seiner Zauberformel, intuitive Antieipation, alles zusammen, bewußte und unbewußte Vorstellungen, Ideen, Pflicht- und Furchtgefühle; auch zeigt seine eigene Darstellung, daß man nicht immer wie beim Blitzzug alles auf einmal denkt; er selbst legt die Einzelheiten in Ober- und Untersätze auseinander.

Die Lehre des Stifters unserer Religion ist radicaler Realismus; seine Ethik ist experimentelle Psychologie; denn er sagt z. B.: Wenn Ihr thut, was ich Euch anrathe, so werdet Ihr an Euch selbst diese oder jene Erfahrungen machen; wenn nicht, so das Gegentheil (85). Wissen vom Stamm vid, sehen, abgeleitet, bedeutet urtheilen auf Grund eigener Wahrnehmungen; beweisen heißt, etwas durch Wahrnehmungsthatsachen darthun (144).

Freiheit ist Causalität aus Ideen in der Welt der bewegten Materie (103). Die naturalistischen Philosophie-Professoren erklären alles aus Naturnothwendigkeit, sodaß jemand für das, was er sagt und thut, so wenig verantwortlich heißt, als die Gestirne für ihre Bahn, oder der Dolch Ravaillac's für die Handlung der Königsmörder (136).

Der Verfasser meint, an solcher Wissenschaft hätten auch die Steuerzahler ein Interesse; deshalb sollten nur für solche Wissenschaft, welche die Kunst sei, die Wahrheit auf dem Wege des Experiments zu suchen, Staatsgelder verwilligt werden. Da nun thatsächlich heutzutage vielfach Poeterei für Philosophie ausgegeben wird, so muthet uns vieles bei dem Verfasser an. Das Ganze ist aber noch nicht klar. Nicht alles, nicht die Unsterblichkeit, läßt sich durch Wahrnehmung beweisen, und ein radicaler Realismus der Steuerzahler kann sogar sagen: der Mensch lebt vom Brot allein, Wissenschaft ist ein Luxus für Private. Die Behandlung der Universitätsprofessoren durch den Verfasser geht aber noch über die Schopenhauer's.

Die zweite Schrift ist eine treffliche Widerlegung des in der ersten ausgesprochenen einseitig ungerechten Urtheils über die Universitätsprofessoren. Vielleicht sollte man an Universitäten weniger Erkenntnißtheorie, welcher auch Siegfried huldigt, als Geschichte der Philosophie treiben; denn erstere beschäftigt nur den Verstand, letztere aber den ganzen Menschen, sein Denken, Fühlen und Wollen. Der die Wahrheit suchende Menschengeist ist, wovon vorliegende Einleitung ausgeht, eine sich entwickelnde, fortschreitende Kraft. Die einzelnen Systeme stellen daher nicht eigentlich mislungene Versuche dar; sie sind Entwickelungsstufen, von denen aus des Menschen Geist sich klarer und umfassender entfaltet. Es gibt aber deshalb auch keine abgeschlossene Philosophie, da die Wahrheit selbst, wenn sie auch nur Eine sein kann, sich stets als eine reichere, umfassendere enthüllt. Ein Professor solcher Geschichte kann daher eigentlich gar nichts erfinden; hierüber spottet aber unser Ankläger. Neu kann indeß bei jedem die Eigenart sein, mit der er diesen Entwickelungsgang menschlicher Erkenntniß den Zuhörern anschaulich, klar und sie begeisternd vorführt, damit sie einen die geistige Geschichte der Menschheit umfassenden Inhalt ihres Denkens gewinnen und die in der Vergangenheit wurzelnden Fragen der Gegenwart würdigen und verstehen lernen, um geistig geschult an der Lösung dieser Fragen mitarbeiten zu können. Wir rühmen nun gerade rückhaltlos die Eigenart vorliegender Einleitung; glauben aber, daß die darin ausgesprochene Gesinnung noch herrschend auf deutschen Universitäten ist und die Steuerzahler können daher unbesorgt um ihre idealen Güter es geschehen lassen, wenn etwas von dem, was sie zahlen, auf naturalistischen Boden fällt.

Nur in einem Punkt, im Begriff der Philosophie, stimmen wir Kuno Fischer nicht bei. Er legt Werth darauf, die Philosophie als Selbsterkenntniß zu betrachten, da „ein vorstellendes Wesen zur Erkenntniß der Welt gehöre. Jede falsche Weltansicht ist auch Selbsttäuschung. Die Welt ist unser Gegenstand, unsere Vorstellung. Die Welt sind wir selbst." So viel Richtiges auch hierin liegt, so geht uns diese verbreitete Ansicht doch zu weit. Galilei's und Newton's Weltgesetze haben mit Selbsterkenntniß nichts zu thun. Wäre ferner die Welt wirklich unsere Vorstellung, so lebte jeder zufrieden mit der Welt oder der Vorstellung, die er hat, und vielfach ist es auch so. Aber der Mensch ist nicht blos vorstellend, er ist auch Gefühl und Wille. Er empfindet daher stets das Unge-

nügende und Falsche seiner Vorstellung, und darin wurzelt der Entwickelungstrieb des Geistes, seine Vorstellung der wirklichen Welt gleich zu machen. Wir betrachten daher die Philosophie als Selbst-, Welt- und Gotterkenntniß und rühmen aus diesem Grunde besonders, was der berühmte Verfasser von dem Religionsproblem der Griechen, von Plato's, Aristoteles' Philosophie als religiöser sagt, dann das dritte Kapitel „Christenthum und Kirche" und das sechste „Das Zeitalter der Reformation"; doch verdienen die übrigen Kapitel: „Die Geschichte der Philosophie als Wissenschaft", „Der Entwickelungsgang der griechischen", „der mittelalterlichen Philosophie", „Das Zeitalter der Renaissance", „Entwickelungsgang der neuen Philosophie", kaum weniger Anerkennung. Aber gerade die Hereinziehung des Religiösen und Kirchlichen läßt diese Schrift aus dem abstract Philosophischen heraustreten; sie ist daher jedem zu empfehlen, der über geistige Fragen unserer Zeit, deren Wurzeln in die ältesten Zeiten ragen, sich in einfacher, klarer, verständlicher, gefälliger und vorurtheilsloser Weise unterrichten will. L. Weis.

Feuilleton.

In gewohnter Weise tagte die „Deutsche Shakespeare-Gesellschaft" unlängst an ihrem nun wol ständig gewordenen Mittelpunkte voller höchster classischer Ueberlieferungen, zu Weimar. An William Shakespeare's Geburts- und wahrscheinlichem Sterbetage, dem 23. April, fand im Saale der Armbrustschützen-Gesellschaft die diesjährige Generalversammlung statt, die ziemlich zahlreich besucht war, und zwar aus allen Theilen des Deutschen Reichs. Der bekannte Parlamentarier Geheimer Commerzienrath Wilhelm von Oechelhäuser aus Dessau, der eigentliche Gründer und dermalige erste Vorsitzende, eröffnete die öffentliche Versammlung, zu der sich auch die hohe Protectorin, die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach, sowie die Erbgroßherzogin eingefunden hatten, ein schöner Beweis für die fortdauernde innige persönliche Theilnahme des weimarer Fürstenhauses an allen idealen literarischen Bestrebungen im Dienste einer großen Vergangenheit. Der Präsident erstattete den Jahresbericht. Nach diesem hat die Gesellschaft im abgelaufenen Verwaltungsjahre eine ansehnliche Anzahl neuer Mitglieder gewonnen, unter denen sich befinden Se. Majestät der deutsche Kaiser, Se. königl. Hoheit der Prinzregent von Baiern, Se. königl. Hoheit der Großherzog von Baden. Allerdings wurden in ihrem Kreise auch mehrere empfindliche Lücken durch den Tod gerissen, und noch erst in den jüngsten Tagen schied einer der Senioren der Gemeinschaft, Friedrich von Bodenstedt, der erste Herausgeber des „Jahrbuchs" des Vereins (Band 1, 1865, Band 2, 1867), ein schwerwiegender Verlust, dem unter anderm durch einen pietätvollen Nekrolog in den amtlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft gebührend Rechnung getragen werden soll. Weiterhin ist aus den Mittheilungen des Präsidenten hervorzuheben, daß an die Stelle des ungemein verdienstvollen Vorstandsmitglieds Gisbert Freiherr Vincke, das ebenfalls ins Jenseits abgerufen wurde, der königlich bairische Generalintendant Baron von Perfall gewählt worden ist. Die finanzielle Lage der Gesellschaft ist ganz besonders günstig; namentlich dürfte die vortreffliche billige Neuausgabe der revidirten Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Verdeutschung (s. d. Bl. f. 1891, S. 350) zu diesem erfreulichen Stande beigetragen haben. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Friedrich Kluge von der jenenser Universität, „Ueber Shakespeare's Sprache", der ebenso reich an neuen überraschenden Aufschlüssen über des größten Bühnendichters dramatischen Ausdruck war, wie lichtvoll in Anordnung und Darstellung. Da diese ausgezeichnete Rede, wie wir vernehmen, im nächstjährigen „Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" zum Abdruck gelangen wird, so enthalten wir uns hier bis dahin eines nähern Eingehens. Wir hoffen, daß der ganze übrige Inhalt des für die nächste Zeit angekündigten siebenundzwanzigsten Bandes diesem mustergültigen Beitrage entsprechen wird, daß wir somit nicht wieder zu so herber Kritik Anlaß erhalten, wie bei den letzten von Professor F. A. Leo herausgegebenen Bänden (s. d. Bl. f. 1890 S. 662 fg., f. 1891 S. 678 fg.).

— Bei Wigand in Leipzig ist vor kurzem erschienen: „Anti-Seuffert oder der Geist des Rechts und der Buchstabe des Gesetzes", von G. Pfizer (1892). Der Titel des Buchs ist dem Vorschlage Ihering's entnommen, der Sammlung von mustergültigen Entscheidungen oberster deutscher Gerichtshöfe, wie sie Seuffert's Archiv bieten soll, eine Sammlung verkehrter Entscheidungen solcher Gerichte gegenüberzustellen. Der Zweck des Buchs richtet sich gegen den „Buchstaben- und Autoritätsglauben"; es tritt für die Herrschaft des Geistes und der Freiheit ein. Der Verfasser behandelt in einundzwanzig Abschnitten, fast überall in mehr oder weniger engem Anschluß an einen bestimmten Rechtsfall, die verschiedensten Fragen aus dem Gebiete des Civil-, Straf- und Proceßrechts. Im ganzen ist es ein überall anregendes und für den Praktiker lehrreiches Buch.

— In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" erschien jüngst eine völkerrechtliche Studie: „Prisenrecht und Flußschiffahrt" von Dr. H. Rettich, Heft 141 (Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G.). Der Verfasser erörtert zunächst die Frage, ob die Brandschatzung einer Stadt durch feindliche Schiffe sich nach gegenwärtigem positiven Völkerrecht als Beuterei darstelle, d. h. als systematische Wegnahme des feindlichen Privateigenthums zum Zweck der Bereicherung. Da die Beuterei nur für den Landkrieg, nicht für den Seekrieg verboten ist, kommt es also auf die wichtige Frage an: Ist der Kampf zwischen einer Hafenstadt und einer Kriegsflotte Land- oder Seekrieg? Verfasser kommt zum Schluß zur Annahme der Beuterei in dem erwähnten Fall.

— Die „Deutschen Zeit- und Streitfragen" brachten in Heft 95 von Dr. L. Fuld (Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G., 1892) unter dem Titel: „Die Verstaatlichung des Grund und Bodens" eine Orientirung über die gegenwärtigen Bestrebungen, das Privateigenthum an dem Grund und Boden aufzuheben und diesen hervorragenden Bestandtheil des Nationalvermögens lediglich dem Eigenthumsrechte des Staats, der Gemeinden und anderer öffentlich-rechtlicher Verbände, oder, wie man neuerdings sagt, der Zwangsgemeinwirthschaften unterstellen zu wollen.

— Ein neues Werk zur Rechtsgeschichte der Friedenssatzungen im Mittelalter: „Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden," von Dr. iur. Ludwig Huberti, ist im Verlag von C. Brügel u. Sohn in Ansbach (Baiern) soeben erschienen (erstes Buch: „Die Friedensordnungen in Frankreich. Mit Karte und Urkunden", 1892). Das erste Buch behandelt die Friedensordnungen in Frankreich, ein interessantes Stück kirchlicher und königlicher Socialpolitik im Mittelalter. Das zweite die Frieden in England, Normandie, Flandern, Italien, Spanien. Das dritte die Gottesfrieden und Landfrieden in Deutschland.

In dem gleichen Verlag erschien soeben eine strafrechtsgeschichtliche Studie von Dr. H. Wegele: „Zur Geschichte der falschen Anschuldigung".

— Eine literarische Ausgrabung nennt mit Recht Paul Ackermann seine Schrift „Franz von Kleist“ (Berlin, C. F. Conrad, 1892). Als kürzlich Schwering in seinem Buche: „Grillparzer's hellenische Trauerspiele“ den Beweis brachte, daß Grillparzer in seiner „Sappho“ der Dichtung gleichen Namens von Franz von Kleist nachgefolgt sei, wußten wohl wenige mit diesem Namen etwas anzufangen, zumal man in den Conversations-Lexika und Literaturgeschichten außer Goedeke und Brunner vergeblich nach Franz von Kleist suchte. Ackermann hat das Verdienst, das Leben und Wirken dieses trefflichen Menschen und wackern Dichters, dessen übergroße Bescheidenheit hauptsächlich daran schuld war, daß er so wenig bekannt wurde, der undankbaren Nachwelt wieder vorgeführt und sein Gedächtniß erneuert zu haben.

— Den wiener „Krippen-Kalender für 1892“ (Wien, Verlag des Centralkrippenvereins) hat heuer seinen vierzigsten Jahrgang erlebt und vermag auf eine erfolgreiche Wirksamkeit zurückzublicken. Während der besondere Theil wie immer der Kleinkinderpflege gewidmet ist, wie auch sein Reinertrag ihrem Besten anheimfällt, hat der allgemeine Theil seinen Charakter geändert. Früher dem Belletristischen zugewandt, hat er seit geraumer Zeit sich bemüht, im täglichen Leben der möglichst praktische Wegweiser und Auskunftgeber für Wien und Oesterreich zu werden. So bringt er auch diesmal das Bildniß des Erzherzogs Franz Ferdinand, des muthmaßlichen Thronerben, eine Uebersicht über die wichtigern Aufsätze der frühern Jahrgänge biographischen oder sachlich belehrenden Inhalts, das denkbar vollständigste Kalendarium und Adreßwesen, dabei auch einen umfangreichen Plan von Wien unter Berücksichtigung der vollzogenen Hereinziehung der Vororte in die Stadt und die Neueintheilung der Communalbehörden für die nunmehr 19 Bezirke, eine Fülle von Material für das Krippenwesen und endlich eine Abhandlung des Professors Widerhofer: „Zur Pflege des unreifen, lebensschwachen Neugeborenen“.

— Die in vierter, bedeutend vermehrter und verbesserter Auflage erschienenen, von Dr. Kohlrausch und A. Martin herausgegebenen „Turnspiele“ (Hannover, C. Meyer) sind mit Recht als eins der besten Erzeugnisse unter den Büchern dieser Art zu bezeichnen, um so mehr, als die klare und praktische Darstellung der einzelnen Gruppen den Inhalt auch für den Laien faßlich erscheinen läßt. Das Büchlein (Kleinoctav, Preis 60 Pf.) enthält 52 Spiele, Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten, Angaben über die Eigenschaften eines guten Spielplatzes, sowie die Bezeichnung und Verwendung der Spielgeräthe.

— Von Paolo Mantegazza, dem berühmten Verfasser von „Physiologie der Liebe“, „Hygiene der Liebe“ und vielen andern, auch in Deutschland vielgelesenen Büchern, erscheint in der von Joseph Kürschner herausgegebenen Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ein neues Werk. Es ist betitelt: „Die Kunst zu heirathen“ und behandelt in ungemein interessanter und geistreicher Weise alle Fragen, die bei dem wichtigsten Schritt im Leben des Menschen in Betracht kommen. Der gleichzeitig mit dem Original in deutscher Uebersetzung in der genannten Zeitschrift erscheinende neueste Roman Zola's: „Der Zusammenbruch“ wird im Juni zu Ende geführt und dann in Buchform herausgegeben werden.

— Aus dem Nachlasse des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich soll im nächsten Herbst ein größeres illustrirtes Prachtwerk erscheinen unter dem Titel: „Unsere Jäger in Wort und Bild.“

Bibliographie.

Backhaus, W., Die Lehrerbildung. Vortrag. Stettin, J. Burmeister. Gr. 8. 50 Pf.

Bunsen, E. von, Die Reconstruction der kirchlichen Autorität. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Claussen, A. P. L., Das Heldengeschlecht der Hohenzollern im Frieden, Kampf und Sieg. Gedichte. Berlin, A. Gramsch. Gr. 8. 75 Pf.

Coppée, F., Flüchtige Erzählungen. Uebersetzt von E. Burger. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Cremer, L., Ein Ausflug nach Spitzbergen. Mit wissenschaftlichen Beiträgen von Holzapfel, K. Müller-Hallensis, F. Pax, H. Potonié und W. Zopf. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dernburg, F., Auf deutscher Bahn in Kleinasien. Eine Herbstfahrt. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 1 M.

Egbert, W., Im Garten der Semiramis und andere Novelletten. Dresden, E. Pierson. 8. 5 M.

Falke, G., Mynheer der Tod und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Grupp, G., System und Geschichte der Kultur. 2 Bde. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 10 M.

Gutschmid, A. v., Kleine Schriften. Herausgegeben von F. Rühl. 3. Bd. Schriften zur Geschichte und Literatur der nichtsemitischen Völker von Asien. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 20 M.

Hartmann, O., Der Antheil der Russen am Feldzug von 1799 in der Schweiz. Ein Beitrag zur Geschichte dieses Feldzugs und zur Kritik seiner Geschichtschreiber. Zürich, A. Munk. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Henop, C., Das Vergängliche, das Bleibende, das Ewige. Altona, J. Harder. Gr. 8. 80 Pf.

Hipler, W., Der Ruin des Volksgewissens. Leipzig, C. Jacobsen. Gr. 8. 1 M.

Kastner-Michalitschke, Elise, Immortellen. Gedichte. Wien. (Leipzig, Literarische Anstalt A. Schulze.) Gr. 8. 50 Pf.

Knaur, V., Robert Hamerling gegen den Pessimismus Schopenhauer's und Hartmann's. Vortrag. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 70 Pf.

Lacroma, P. M., Die Modelltini. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Lay, M., Stiller Grenzkrieg. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Lehnhard, P. R., Heitere Stunden. Neue Humoresken. Berne, B. Bessin. 8. 1 M.

Middendorf, Dr. E. W., Das Muchik oder die Chimu-Sprache. Mit einer Einleitung über die Culturvölker, die gleichzeitig mit den Inkas und Aimarás in Südamerika lebten, und einem Anhang über die Chibcha-Sprache. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Munch, A., Papst und Reformator. Historische Dichtung, übersetzt von E. Jonas. Berlin, A. Hofmann u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Noé, H., Geschichten aus der Unterwelt. Wien, A. Hartleben. Gr. 8. 4 M.

Odinga, T., Ueber die Einflüsse der Romantik auf Heinrich Heine. Vortrag. Horgen. (Leipzig, G. Fock.) 8. 75 Pf.

Peters, F., Onkel August. Roman. 2 Bde. Leipzig, C. Reißner. 8. 6 M.

Pinkert, T., Rheinsberg (Provinz Brandenburg) in Wort und Bild. Rheinsberg, Pinkert. 12. 1 M. 50 Pf.

Reichenbach, M. v., Graf W. 62. Roman. Leipzig, C. Reißner. 8. 4 M.

Reuß, F., Die philanthropisch-pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 60 Pf.

Riecke, E., Wilhelm Weber (geb. 24. October 1804, gest. 23. Juni 1891). Rede. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Rittland, K., Unter Palmen. Roman aus dem modernen Aegypten. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Rüetschi, M. H., geb. Bitzius (Marie Walden), Gedichte. Nebst Lebensbild der Verewigten. Bern, K. J. Wyß. 12. 1 M. 80 Pf.

Schlesinger, L., Die Quellen der Standesehre des deutschen Offiziers. Baden-Baden, E. Sommermeyer. Gr. 8. 50 Pf.

Schöbel, Agnes, Unser Teufelchen und andere Novellen. Dresden, E. Pierson. 8. 5 M.

Simmel, G., Einleitung in die Moralwissenschaft. Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe. 1. Bd. Berlin, Besser. Gr. 8. 9 M.

Musikalisch-theatralische Skizzen. Eine Sammlung musikalischer Novellen, Erzählungen und Biographieen ꝛc. Berlin, R. Boll. 4. 75 Pf.

Smend, J., Zum Gedächtnis W. A. Mozarts. Vortrag. Darmstadt, J. Waitz. Gr. 8. 80 Pf.

Springer, A., Der russisch-türkische Krieg 1877—1878 in Europa. Dritte Operations-Periode. 1. Hft. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 1 M.

Traub, T., Warum gehen wir nicht mit der Sozialdemokratie? Ein Wort an die deutschen Arbeiter. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 12. 40 Pf.

Ulrich, F., Personentarifreform und Zonentarif. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Vormeng, K., Auch dabei! 70 Lieder aus der französischen Kriegs- und Occupations-Zeit 1870—1873. Berlin, Borstell u. Reimarus. 12. 1 M. 50 Pf.

Vorschläge und Gedanken zu einer Umschaffung der deutschen Armee, diesmal nicht von einem Oberst oder General a. D., sondern von einem Füsilier a. D. Prag, F. Ehrlich. 8. 60 Pf.

Walter, H., Schiffbruch im indischen Ocean. Erlebt und erzählt. Leipzig, W. Friedrich. 8. 2 M.

Wanderungen und Abenteuer in der Schweiz (1884). Stuttgart, H. Lindemann. 12. 1 M. 50 Pf.

Watter, Freih. v., Kurzer Abriß der Geschichte des 8. württembergischen Infanterie-Regiments Nr. 126 „Großherzog Friedrich von Baden“. Straßburg i. E., W. Heinrich. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Weiß, A., Die Frau nach ihrem Wesen und ihrer Bestimmung. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wippermann, K., Deutscher Geschichtskalender für 1891. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. 1. Bd. Leipzig, F. W. Grunow. Gr. 8. 6 M.

Wyß, R., Auf fremder Erde. Eine Geschichte aus dem Emmenthaler Volksleben. Winterthur, C. Hirsch. 12. 1 M.

— — Das Schloßfräulein. Eine Geschichte aus dem berner Patriziat. Winterthur, C. Hirsch. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Adelmann, **Graf Alfred, Frei von Rom!** Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinsius, **August, Eine neue Religion.** Oder: **Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen?** Preis 50 Pf.

Koerner, **Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie.** Neu bearbeitet vom Verfasser und **Dr. C. Rieth. 3. verbesserte Auflage.** Mit 4 Karten und 1 Temperatur-Tabelle. 5 M.

Reichardt-Stromberg, **Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde.** Preis 50 Pf.

Wollny, **Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, **Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze.** Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.

Von

Ernst von Bunsen.

8. Geh. 2 M.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwickelung. Zwei Bände. 8. Jeder Band geh. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von **Gustav Lothholz.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

EMIN-PASCHA.

Eine Sammlung von Reisebriefen Dr. Emin-Pascha's.

Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth u. Dr. F. Ratzel.

Mit Porträt und Lebensskizze.

Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ein classisches Werk." Colonial-Jahrb.

„Von packendem Interesse." Illustr. Ztg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von **Melchior Meyr.**

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.

Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.

Regine. — Gleich und Gleich.

Der schwarze Haus. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln verkäuflich.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 20. — 19. Mai 1892.

Inhalt: Das junge Deutschland. Von Moritz Necker. — Das „Goethe-Jahrbuch" für 1892. Von Karl Heinemann. — Von berühmten Federn. Von Adalbert Schroeter. — Aus Nord und Süd. Von Karl Schrattenthal. — Anthologisches. Von Eduard Maria Schranka. — Zur Geschichte Oesterreichs. Von Anton Schlossar. — Bücher über Rußland. Von Friedrich Bienemann. — Zur Rechtsgeschichte. Von Felix Dahn. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Das junge Deutschland.

In den letzten Jahren hat das junge Deutschland, jene kleine Gruppe von Schriftstellern, die schon zur Zeit, wo der Name aufkam, nicht recht wußte, wer zu ihr gehört und wer nicht, zwei recht beachtenswerthe Darstellungen gefunden. Die eine in der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" (vierter Band) von Heinrich von Treitschke; die andere im sechsten Bande der „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" von Georg Brandes. Diese zwei Geschichtschreiber sind so verschieden voneinander als nur möglich; antipodisch stehen sie sich gegenüber. Treitschke ist deutsch-national, christlich-germanisch, preußisch-conservativ; Brandes ist international und steht auf dem Standpunkte des Weltliterarhistorikers, er ist liberal, Positivist, Feuerbachianer. Weiter können zwei Historiker nicht auseinandergehen. Treitschke ein Schüler weniger Ranke's, als Schlosser's, führt wieder das persönliche Pathos, das Recht subjectiven Urtheils in die Geschichtschreibung ein. Brandes, ein Schüler der Franzosen, erstrebt Ranke'sche Objectivität: die Persönlichkeit aus ihrer eigenen Natur und aus ihrer Zeit zu begreifen; er will viel weniger urtheilen als darstellen, den Sachverhalt entwickeln. Treitschke zündet durch die Vehemenz seines Temperaments, reißt hin; Brandes fesselt durch die Feinheit seiner analytischen Kritik. Treitschke ist politischer Parteimann, dem seine Leidenschaft manches erlaubt, was der Unbefangene nicht billigen kann, dem es immer und überall darum zu thun ist, den „providentiellen" Beruf seines geliebten Preußenthums nachzuweisen; er tüftelt ihn wol auch hinein, wenn er nicht selber sich offenbaren will; er verschweigt oder beschönigt Thatsachen, die in seine Grundanschauung nicht recht passen wollen; er construirt Geschichte. Brandes läßt sich das niemals zu Schulden kommen. Mit dem klaren Bewußtsein, wie tief die Kluft ist, die das neue Deutschland der Zeit Treitschke's vom jungen Deutschland trennt, setzt er die Feder an, wohl wissend, daß er der Schule Treitschke's, die herrschend ist, nicht nach Gefallen reden könne; aber Brandes ist auch weniger gerüstet als Treitschke. Mit wahrer Meisterschaft hat es dieser verstanden, das junge Deutschland eben nur als eine Gruppe im geistigen Gesammtleben jener Zeit darzustellen und das Augenmerk auf die größern Dichter und Denker zu lenken, die damals mitlebten, und das Kapitel über die Künste und Wissenschaften im Deutschland der Jahre 1830—40 ist — mit allen Bosheiten und Schiefheiten, die es enthält — eins der glänzendsten seines in der Form überall so glänzenden Werks geworden.

Das Buch von Brandes ist wesentlich auch schon stillschweigend eine Gegenschrift gegen Treitschke geworden, wobei es nur zu bedauern ist, daß die Autorität von Brandes schon untergraben ist und demnach sein Buch die rechte Wirkung nicht mehr üben kann. Nun erscheint ein neuer Kämpe gegen Treitschke: ausgerüstet mit den mächtigen und wuchtigen Waffen tiefer Forschungen, neuer Archivfunde, gründlichster Belesenheit in der langweiligsten Literatur, die es geben mag, der Zeitschriftenliteratur. Dieser Kämpe ist Johannes Proelß, der über das junge Deutschland einen Folianten von achthundert Seiten veröffentlicht hat.*) Seit mehr als zehn Jahren hat Proelß über den Plan einer Gutzkow-Biographie nachgedacht und mit staunenswerthem Fleiße Stein auf Stein, Document auf Document zu einer solchen zusammengetragen. Die Biographie eines journalistisch so vielfach thätigen, mit seiner Zeit, ja mit jedem Tage seiner Zeit so vielfach verflochtenen Mannes wie Gutzkow zu schreiben, ist wol eine der schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben, und es ist nicht zu verwundern, wenn sich dem Biographen die Arbeit unter

*) Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte von Johannes Proelß. Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1892. Gr. 8. 12 M.

der Hand zu einer Geschichte der gesammten Zeitliteratur erweitert. Um Gutzkow gut zu beurtheilen, mußte Proelß Goethe und seinen Thersites Wolfgang Menzel, Börne und Heine, Laube, Wienbarg, Mundt, Kühne, die Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz mit in seine Darstellung einflechten, und so entstand sein Buch über das junge Deutschland, das in seiner Erzählung bis zum Jahre 1848 ungefähr fortschreitet, und in origineller Weise Gutzkow und Laube, die beide bisher noch keinen Biographen gefunden haben, in den Mittelpunkt stellt. Proelß ist von Brandes und von Treitschke sehr wesentlich verschieden. Ueber das Buch des ersteren gleitet er kurz hinweg; es scheint ihm nicht besonders wichtig zu sein, obgleich die Essays, die Brandes von Börne und Heine gab, Muster in ihrer Art sind; zumal die Charakteristik der Heine'schen Poesie ist ein Meisterstück. Mit Treitschke setzt sich Proelß gründlich auseinander, immerfort ist er — und in der That mit gutem Erfolg — bestrebt, die Parteilichkeit und Ungerechtigkeit nachzuweisen, mit der Treitschke in antisemitischem Zorne und in conservativer Befangenheit Börne, Heine, Gutzkow und andere beurtheilt. Mit dieser rein antikritischen Arbeit hat sich Proelß indeß keineswegs begnügt, sondern er hat sich auch in der That eine Menge positiver Verdienste erworben. Wenn z. B. Proelß nichts anderes gethan hätte, als Menzel's Denunciation der Gutzkow'schen „Wally" und des ganzen jungen Deutschland in das rechte Licht zu stellen, so müßte man ihn schon loben. Treitschke nämlich lobt den christlich-germanischen Menzel, und Proelß weist nach, daß in der That nichts als der gemeine Concurrenzneid den kritischen Dictator zu jenen furchtbaren Ausfällen gegen Gutzkow veranlaßt hat, die den verhängnißvollen Bundestagsbeschluß von 1835 mit der Aechtung der fünf Dichter zur Folge hatte. Proelß erwirbt sich indeß noch mehr Verdienste durch die erste kritische und sehr fesselnde Darstellung der Jugendzeiten Gutzkow's und Laube's. Er weist ferner die Ironie des Schicksals jener Generation nach. Menzel hat die ersten Kämpfe gegen den alten Goethe, den Kunstgreis eröffnet; Börne folgte ihm. Brandes weist vortrefflich den tiefen Unterschied in den Angriffen der beiden auf den Olympier nach: Menzel ist wirklich niedrig und gemein, übt schon da sein verdächtigendes Handwerk, Börne ist der politische Fanatiker, der in seiner Kunstblindheit sich über den politischen Indifferentismus des größten deutschen Mannes ärgert. Heine hat niemals die Größe Goethe's verkannt, wenn er sich auch scherzhaft um sie herum wand. Während jener Angriffe Menzel's und Börne's auf Goethe ist aber in Berlin von Rahel und ihrem Kreise der Goethe-Cultus in großem Stile geübt worden, und gerade als auch die jungen Deutschen zur rechten Erkenntniß des Unterschiedes von Kunstberuf und Journalistenberuf gelangten, gerade als die innere Krisis des jungen Deutschland kam, aus der es sich als die moderne Realistenschule herausgebildet hätte — gerade da kam die Acht, die wie Meltham auf alle zarten Keime einer neuen Poesie fiel und die jungen Schriftsteller theils ins Gefängniß, theils in andere Bedrängniß brachte. Auf diese Krisis weist Proelß unseres Wissens zum ersten male hin, ebenso wie er zum ersten male die Anfänge des später durch Scheffel, Freytag, Otto Ludwig u. a. zur Blüte gebrachten Realismus im jungen Deutschland hervorhebt. Auch betont er die künstlerische Bedeutung des Romans „Die Krieger" von Heinrich Laube, der bisher kaum genannt wurde. Proelß will schon die ganze moderne Milieu-Theorie hier vorbereitet sehen. Mit rührendem Fleiße geht er ferner dem Zusammenhange zwischen Leben und Poesie in den Werken Karl Gutzkow's nach — so sorgsam verfolgt er diese Forschung, als wollte er die Goethe-Specialisten beschämen. Man fragt sich aber dabei: ist denn diese Ausführlichkeit wirklich nothwendig? Darf das Schema der Goethe-Biographie so ohne weiteres auf alle Dichterbiographien übertragen werden? Sind derartige Forschungen wirklich Selbstzweck? oder sollten sie doch nur etwa dann gerechtfertigt sein, wenn es sich um unvergängliche Kunstwerke handelt, die erklärt werden sollen? Gutzkow's gesammte Poesie gehört doch, man sage was man will (mit Ausnahme des „Uriel Acosta"), der Vergangenheit an. An der Biographie Gutzkow's gibt es nicht so wie an der Biographie Goethe's allgemeine Probleme der Kenntniß des künstlerischen Genies zu lösen, und darum ist auch diese Ausführlichkeit des Biographen nicht gerechtfertigt. Proelß hat außerdem auch noch die Geschichte J. F. Cotta's in seine Darstellung aufgenommen und dem klugen unternehmenden, weitblickenden und politisch vielgewandten Manne ein Denksäulchen errichtet, ebenso wie seinem Lieblingsredacteur Gustav Kolb, der die augsburger „Allgemeine Zeitung" leitete. Proelß konnte nämlich das Cotta'sche Archiv benutzen und reiche Ausbeute daraus mittheilen: Briefe Börne's, Heine's, Gutzkow's und Laube's an Cotta, die für die innere Literaturgeschichte nicht ohne Belang sind. Er steht nicht wie Treitschke auf dem Standpunkte des Nationalhistorikers, nicht wie Brandes auf dem des vornehmen Aesthetikers, sondern er ist wesentlich Biograph. Seine tiefste Theilnahme widmet er seinen zwei Helden, er ist menschlich an ihrem Schicksal betheiligt, er ist ihr Apologet. Man muß es ihm darum verzeihen, wenn er ihren dichterischen Werth zuweilen oder vielleicht immer zu hoch ansetzt, er entschädigt durch die Fülle von Thatsachen, die er mittheilt und mit — wir wiederholen es — staunenswerthem Fleiße zusammensuchte. Nur ist zu bedauern, daß Proelß sich nicht etwas höher über seinen Stoff zu erheben vermochte; zuweilen muthet es uns an, als beherrsche der Stoff ihn und nicht umgekehrt; die Folge davon ist, daß dieses Buch sehr schwer zu lesen ist: es ist nicht knapp genug geschrieben und setzt die Geduld des Lesers auf harte Proben. Wer sich aber sachlich in Zukunft über das junge Deutschland wird genau unterrichten wollen, wird Proelß' Buch gar nicht umgehen können.

Moritz Necker.

Das „Goethe-Jahrbuch“ für 1892.

Der gegen die Mitte des April als schönster Ostergruß den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft zugesandte dreizehnte Band des „Goethe-Jahrbuchs“ enthält als künstlerische Beilage an erster Stelle eine Silhouette von Goethe's züricher Freundin Bäbe (Barbara) Schultheß, ein äußeres Zeichen dafür, daß der Band seinen eigentlichen Werth und seine Bedeutung durch die Veröffentlichung der Briefe von Bäbe an Goethe erhalten hat. Die uns verstreut und allmählich zugegangenen Nachrichten über diese bisher noch so wenig bekannte Blume im Kranze der Goethischen Frauengestalten hatten die Spannung und das Verlangen nach sicherer Auskunft über die Beziehungen Bäbe's zu unserm großen Dichter ungemein erhöht. Der erste Band der Sophien-Ausgabe hatte uns schon verrathen, daß Frau Barbara im Besitz eines Verzeichnisses von vierundsechzig Gedichten aus Goethe's Frühzeit gewesen war, das sich für die Ausgabe als nicht unwichtig erwies, weil es über die Entstehungszeit mancher Goethischer Gedichte Aufklärung gab und die Titel von bisher unbekannten Gedichten mittheilte. Bald darauf (1888) führte uns das Neujahrsblatt der züricher Stadtbibliothek die lieblichen, echt weiblichen Züge Bäbe's in einem schönen, großen Bilde vor Augen. Aber auch ihr geistiges Bild und ihr Charakter begann schon aus den nebelhaften Umrissen herauszutreten und zu einer greifbaren Individualität sich zu gestalten. Unter den Briefen von Freunden und Kunstgenossen Goethe's aus Italien, die im fünften Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft veröffentlicht wurden, befand sich auch ein Brief Bäbe's an Goethe vom 20. März 1788, der uns die Freundschaft beider viel inniger und Bäbe Schultheß dieser Freundschaft viel würdiger erscheinen ließ, als man bisher geglaubt hatte. „Ich mag nichts als hoffen!“ so lautet eine Stelle in diesem schönen Brief, „sollten die Träume die wachend und Schlafend so oft diese viele Monate durch dich hinüber gezaubert haben — Träume bleiben — ich mag nichts als hoffen! und — sollte das weibchen umsonst so lang schon sich zersinnet haben, wie sie gefällig genug vor Dir Erscheinen wolle! Das kann nicht seyn.“ — —. . . .

„Dein urtheil über Ardinghello frent mich — ich weiß noch kein buch, daß ich so mit empörten gefühlen wegschmiß wie dieß — das gesicht verachtend dem die Larve so unentbehrlich war, und es dennoch bloß dastehen ließ.“

„Die Sprache reizte mich, ich nahm es wieder und hob heraus was über Kunst, und gegend geschrieben war — las hin und wieder mit Vergnügen und so siehest also, daß Du mich eben unter die unwißenden zu zählen hast, und daß ich mich kaum zu jenen jungen hinsetzen dörfte. Wann Du mir in Deinem nächsten obenan geschrieben hast, «Ueber ein Kleines» dann werde ich mich auch recht und gantz Deiner zu erwartenden bücher wieder freuen!“ . . .

„Egmont mag ich kaum erwarten!

wann Du von den ersten akt des Taßo wenig gebrauchen kannst zu dem neuen, so geschieht uns desto beßer — wir werden uns des neüen mit andern freüen — und der alte, wird ein Edelstein im Schatzkästlein Deinen Freunden bleiben — gehört ihnen doch auch etwas zum Voraus.“

Nicht nur daß beide nach der Sitte der sentimental freundschaftlichen Zeit das geschwisterliche Du verband, erfahren wir aus diesen Zeilen, der Dichter sendet der Freundin auch zuerst seine Werke, weiht sie in sein Wirken und Schaffen ein und legt auf ihr Urtheil Werth.

Den ersten zusammenfassenden Bericht brachte das schon genannte Neujahrsblatt und danach für weitere Kreise Herzfelder in seinem hübschen Büchlein „Goethe in der Schweiz“ (1891). Hier lesen wir Lavater's Urtheil über Barbara: „Frau Schultheß spricht fast nichts und führt aus ohne Wortgepränge. Nur stark und fest ohne Grobheit. Sie ist streng und stolz — unausgebreitet, eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter“, und das damit trefflich übereinstimmende Urtheil Geßner's, der zu der Bemerkung über ihre Wortkargheit hinzufügte: „Ein Zug ihres Wesens, der sie mancher Miskennung aussetzte. Wer sie aber näher kannte . . . . dem gab sie mit einem Worte als hundert andere mit einer weitläufigen Unterhaltung . . In der Freundschaft hatte sie eine Treue und Festigkeit die durch nichts, was auch je Misstimmendes dazwischen kommen mochte, erschüttert ward.“ Hier erfuhren wir auch, daß Bäbe kurz vor ihrem Tode (1818) alle Briefe Goethe's an sie verbrannt hatte; ihre Briefe an Goethe waren glücklicherweise im „Goethe-Archiv“ aufgefunden worden. Diese letztern, achtzehn an der Zahl (darunter ein Goethischer im Concept), nebst einer hübsch geschriebenen Abhandlung Suphan's bringt nun das neueste „Goethe-Jahrbuch“ und bereichert damit die Zahl der Goethischen Freundinnen um eine, die dieses schönen Namens nicht unwürdig war. Sicherlich war dies auch das Urtheil Goethe's selbst. Denn ihr vertraute er seine Liebe zu Lili; ihr schrieb er, wie Lavater mittheilte, einen „herrlichen Brief über sein Wesen in Weimar und das Geträtsch“, ihr sendet er stets seine neuesten Werke, sie wird der Lektüre des ersten, leider verloren gegangenen Tasso gewürdigt, sie vermittelt auch als dienstfertiger Secretär den Verkehr zwischen Goethe und Lavater.

Als Goethe Frau Barbara Schultheß in Zürich im Juni 1775 kennen lernte, war sie dreißig Jahre. Nach seiner italienischen Reise traf er Anfang Juni 1788 mit ihr in Konstanz zusammen; es war ein Wiedersehen, an das Bäbe noch in spätester Zeit mit seligem Entzücken dachte. Aber aus dieser Zeit, die gewiß den Glanzpunkt des freundschaftlichen Verkehrs bildete, sind leider Briefe nicht vorhanden. Die erhaltenen führen uns in viel spätere Jahre (1792—97), da eine kühlere Auffassung des Freundschaftsbundes bei Goethe eingetreten war und die „Immergleiche“, wie Bäbe so schön nach ihrem besten Charakterzug von Lavater genannt wurde, vergeblich nach

den Gründen der Misstimmung des geliebten Freundes fragte. Wir werden nach diesen nicht lange zu suchen brauchen. Wie Frau von Stein war Barbara inzwischen alt geworden; sie war Großmutter, während Goethe erst zum Manne herangereift war. Und wie zwischen Frau von Stein und ihn, so trat auch zwischen ihn und Bäbe eine neu geknüpfte Verbindung, von der er auch Bäbe nur oberflächlich unterrichtete: seine Gewissensehe mit Christiane. „Dieser Bund", sagt Suphan sehr richtig in seiner Abhandlung über Barbara, „war eine Absage allen jenen Seelenbünden gegenüber, die sich auf den zarten Grenzlinien zwischen Liebe und Freundschaft zu halten suchten".

Während aber Frau von Stein sich in häßlicher und unedler Weise, freilich wol auch mit etwas mehr Berechtigung zur Klage Luft machte, sucht Barbara, um den Freund nicht anzuklagen, die Gründe lieber in sich in „der Geschlossenheit der Weiber", wie sie sagt, oder in äußern Dingen:

Ich sitze da Mein Lieber in dem Zimmerchen da Du warest, und lase wieder einmahl deine zwey Briefe — ich kann mich nie bereden dass Euer Geschlecht sich einen wahren begriff von den gefühlen eines weiblichen Herzens machen kann — und darum kannst du dir wohl nicht vorstellen wie mir war beym gedanken dieses Nahe ferne seyns der paar Tage — ich kann es auch nur darum begreiffen daß Du ohne wieder zu kommen hast können fortgehen —

was besorgtest Du? sollte ein verhältnis wie das unsre das so schön so rein ist — so viel Einziges hat zu grunde gehen können — ich fühl es in mir unmöglich! soll ich an Dir zweifeln? Nein alles in dieser alles zu grunde richtenden welt — aber das nicht — laß uns lieber alles was wir einander zu sagen haben frey und offen sagen — die Liebe wird nicht beleidigen die Liebe wird duldsam seyn —

Goethe antwortete in einem schönen und interessanten Briefe vom 27. September 1797, der aber doch zeigt, daß der Verfasser den wahren Grund nicht sowol verrathen als in geistreicher Weise verbergen will:

Wir waren zu karg, ein paar hundert Worte mehr hätten uns beyden drey Wochen Unbehaglichkeit erspart, da sie uns eben so lange Zeit ein entschiedenes Vergnügen hätten verschaffen können. Alles ist mir bisher über meine Wünsche geglückt, außer das, was ich so lebhaft wünschte: mich mit Dir gleich, und unmittelbar auf dem alten Flecke wieder zu finden. Vor der Hälfte Oktobers werde ich kaum nach Zürch zurück kommen und erwarte manche gute und besondere Stunde von meiner Bergreise. Meyern habe ich gefunden wie einen Steuermann, der aus Ophyr zurückkehrt, es ist eine herrliche Empfindung mit eines so bedeutenden Natur, nach einerley Schätzen zu streben und sie nach einerley Sinn zu bewahren und zu verarbeiten. Hätte ich doch auch M. L. die Ueberzeugung mitnehmen können daß wir uns beyde noch in demselben Fall befinden. Prüfe Du diese Zweifel indessen an meiner letzten Arbeit, wovon ich Dir die erste Hälfte überschickte (Herman und Dorothea). Ich habe da hinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag meines Daseyns verwendet. Sollte dieses Gedicht ein Mittler zwischen uns werden, so würde mich seine Existenz um so mehr freuen.

Es hat etwas Rührendes, zu lesen, wie die Fremdin in der Erinnerung und den Briefen der köstlichen Vergangenheit Ersatz zu finden sucht für die trübe Gegenwart und ein unverschuldetes Geschick: „Ich folge", heißt es in dem Brief vom 1. November 1797, „Dir so gern nach in Gedanken — noch vernahm ich nichts, von Dir nichts — weder von Tübingen noch Stuttgart her — sey freundlich und sage mir bald wieder ein Wort — ich habe mich diese letzten Tage köstlich an Deinen Briefen geweidet! — adieu Lieber!"

Aber der nun veröffentlichte Schatz aus dem „Goethe-Archiv" hat uns nicht blos das Bild einer tüchtigen und prächtigen Frau und bisher fast noch unbekannten Freundin des Dichters vor Augen geführt, er hat uns zugleich ein schönes und herrliches Zeugniß für den trefflichen Charakter einer andern Frauengestalt aus dem Goethischen Kreise gebracht, die bisher öfters falsch beurtheilt worden ist. In dem Brief Bäbe's vom 24. October 1795 lesen wir:

Schon sint dem august hebe ich Dir einen lieben Gruß auf . . da sahe ich zum ersten mahl die Lise Türkheim und genoß ein paar schöne stille Stunden mit Ihr — so fühlte ich mich wohl noch kaum mit jemandem gleich zu Hause wie mit Ihr —

ach! aber Sie ist durch Leiden und Schicksaale Körperlich sehr mitgenommen — aber desto erhöhter Ihr Muth — desto fester die Kraft Ihrer Seele —

Es that mir sehr wohl auch von Dir mit Ihr zu sprechen — sie sagte:

„Ich laß Ihn grüßen, und freue mich beym andenken an Ihn das Reine Bild daß Er durch sein betragen gegen mich in meine Seele gelegt darinn zu wahren, und werde es durch nichts daß mir gesagt werden mag verwischen lassen!"

Sie war lange in Erlang mit ihrer Familie, der Mann gieng früher zurück — und Sie folgte nun auch wieder mit Ihren holden Kindern — wie's Ihr nun wohl wieder ergehen mag? — und doch wann eine Sterbliche von guten Geistern bewacht und hindurch geführt wird, so ist's diese . . . . . es war mir so wohl neben Ihr als wann ich in deiner Iphigenia lese — — so wohl und so wehmüthig als wann ich mir eine Stelle in Werthern aufschlage — — so wohl von Dir mit Ihr zu sprechen.

Den längst bekannt gewordenen, fast ganz gleichklingenden Bericht der Gräfin von Egloffstein über Lili und deren Verehrung Goethe's noch in später Zeit hielt man bisher für übertrieben; er ist nun auf das schönste bestätigt worden, sogar den schönen Vergleich Lili's mit Iphigenie bringt Bäbe ebenfalls. Nun wird hoffentlich das Urtheil des leichtfertigen englischen Biographen Goethe's, der Lili „eine entschiedene Kokette" nennt, nicht mehr nachgebetet werden.

Ein hübscher Zufall hat es gefügt, daß zu diesem Urtheil über Lili sie selbst das Wort ergreifen konnte. „Zwei Briefe von Elisabeth von Türckheim an Goethe und Goethe's Antwort" ist die Ueberschrift der zweiten Gabe des „Goethe-Jahrbuchs". Die schweren Schicksalsschläge, die über Lili's Gatten und sie selbst durch die Französische Revolution hereinbrachen, ihre Flucht und ihre Leiden in der Verbannung werden unsern Lesern bekannt sein. Die Briefe sind aus späterer Zeit, da die schwergeprüfte Familie schon längst Ruhe und Frieden gefunden hatte. Der erste vom 25. Hornung 1801 beginnt mit dem Worte: „Der Gedanke und die frohe Hoffnung, einem Jungen, Verdienstvollen

Mann behülflich zu sein, erlaubt mir nicht, erst die Frage zu untersuchen, ob Sie Verehrungswürdiger Freund, sich wohl meiner, nach einer Trennung von 27 Jahren erinnern mögen." Es folgt ein Bittgesuch, dann eine Schilderung der vergangenen Leiden; der Schluß verräth uns das Glück einer liebevollen, in ihren Kindern lebenden Mutter. Der zweite Brief vom 21. September 1807 enthält eine Bitte an „den Freund ihrer Jugend", ihren Sohn Karl in Weimar freundlich aufzunehmen: „Lassen Sie des Gedanken mich froh werden, daß Ihr belehrender Umgang ebenso glücklich auf meine Kinder wirken wird als die in meinem Herzen so unauslöschbar tief eingegrabene Erinnerung an Ihre Freundschaft."

Goethe antwortete: „Zum Schluß erlauben Sie mir zu sagen: daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle. Leben Sie wohl und ruhig nach so vielen äußern Leiden und Prüfungen, die zu uns später gelangt sind und bei denen ich oft Ursache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken."

Diesen schönen Gaben gegenüber stehen die sonstigen ungedruckten Mittheilungen des Jahrbuchs an Werth zurück. Wir erwähnen noch die „Briefe Charlottens von Kalb an Goethe" und „Goethe's Reiseskizzen aus der Schweiz", die eine sehr interessante Zeichnung Goethe's bringen, „Scheideblick nach Italien am Gotthard d. 22. Juni 1775" enthält; ferner einen der schönsten Briefe von Goethe's Mutter, den an Zimmermann (1776), der freilich schon im Jahre 1891 bekannt geworden und seit der Zeit wiederholt abgedruckt worden ist, endlich eine hübsche Schilderung der Frau Rath von einem züricher Reisenden, der sie am 13. September 1782 besuchte; sie enthält zwar nichts Neues, aber doch eine schöne Bestätigung ihrer prächtigen Eigenschaften:

Nach einem kurzen Besuch beym jungen Hrn. Schultheß in seinem Gewölb, giengen wir zur Madame Göthe, der Mutter des berühmten Gelehrten dieses Namens. Sie ist eine Dame von vielem Verstand und eine große Verehrerin Lavater's. Sie spricht gern von gelehrten Sachen, und zieht bei jeder Gelegenheit gegen die Französirung Deutschlands, und gegen die parfümirten süßen Herren los, deren Annäherung man durch den Geruch schon auf viele Schritte weit fühlt. So wenig sie das gezierte im Aeußerlichen leiden kann, so unausstehlich ist es ihr auch im Wissenschaftlichen. Auf Bahrdten und andre nemmodische Theologen ist sie daher sehr übel zu sprechen; weil diese Herren, wie sie sagt, uns die Bibel allzu stark moderniſiren wollen, und die Apostel und Jünger Christi, und andre ehrwürdige, weise, und vortrefliche Männer des grauen Alterthums zu hochfrisirten französischen petitmaitres umschaffen, und sie da mit dem Degen an der Seite, und dem Chapeau bas Hütchen unterm Arm auftretten, und hundert wunderliche Sprünge machen lassen. In diesem Thon unterhielt sie uns die ganze zeit über . . . . .

Auch für die Rechtfertigung der viel verleumdeten Christiane bringt das Jahrbuch einen Beitrag. Es ist ein Brief an Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, gerichtet, durch deren Vermittelung Goethe bekanntlich Christianen in die Gesellschaft einführte; die Absenderin des kurz nach dem Tode Christianens (Juni 1816) geschriebenen Briefes ist die als Dichterin und Reisende bekannt gewordene Frau Elisa von der Recke.

Der furchtbare Tod der noch im Grabe verfolgten Goethe hat mich schmerzhaft erschüttert! Sie haben Recht, theure Frau; Die im Leben auf einer Seite so glückliche — im Sterben aber höchst unglückliche Goethe, hatte doch viele gute Seiten! . . . . Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat; ist, daß ich sie nie von andern böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung so weit ich sie kannte, immer so, daß ich es mir wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser heller ganz nathürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus that, ich ihr nur Freuden zu danken habe."

Unter den Abhandlungen ragt bedeutend hervor Bardeleben's Aufsatz, der uns über „Goethe als Anatom" manches Neue und Gute berichtet. Von nun an wird Goethe auch auf dem Gebiete der Anatomie als „selbständiger zielbewußter und erfolgreicher Forscher" zu gelten haben.

Wie erfreulich auch solche Arbeiten sind, so müssen wir doch unser Bedauern darüber ausdrücken, daß um ihretwillen die Bibliographie, die für viele das Wichtigste am Jahrbuch war, so sehr verkürzt worden ist. Solche Aufsätze, wie der Bardeleben's, werden von unsern zahlreichen wissenschaftlichen oder belletristischen Blättern gern aufgenommen werden; aber einen Ersatz für die fehlende Bibliographie erhält man nirgends.

Ernst Elster's warm und schön geschriebener Nekrolog auf Friedrich Zarncke wird allen seinen Freunden und Schülern die wehmuthsvolle Erinnerung an diesen großen Gelehrten und herrlichen Menschen erneuern.

Karl Heinemann.

Von berühmten Federn.

1. Per Aspera. Historischer Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 12 M.

Diese neueste der größern Dichtungen Georg Ebers' bedeutet die Krönung seines künstlerischen Schaffens. Die verhängnißvollsten Einwände, welche die Kritik seit seinem ersten dichterischen Auftreten gegen seine Sonderart trotz ihres siegreichen Weiterdrängens immer kälter und schärfer erhob, verstummen hier vor der erreichten Einheit des Inhalts und der Form. Jenes trockene Doziren, unter welchem der Leser der Ebers'schen Romane sich zu winden pflegte, schlägt hier nur ganz vereinzelte Kathedertöne an, und der archäologische Ballast, mit dem der Dichter sonst

seine schwerfälligen Fahrzeuge überlud, ist daheim geblieben: „Per Aspera" steuert mit flotten, weißen wie schwarzen Segeln im lebendigen klaren Fahrwasser des „historischen" Romans. Und ist das letzte Ziel und der höchste Zweck dieser nur in der Hand des ignoranten Stümpers aussichtslosen Dichtgattung die ideale poetische Wiedergabe eines Stückes Welt- oder Kirchengeschichte, so ist Georg Ebers diese Aufgabe in seinem „Per Aspera" in ungleich höherem Grade als in seiner „Aegyptischen Königstochter" und seinem „Josua" gelungen; jenes grau in grau, in unerträglicher Zerflossenheit sich dahinschleppenden, aus hindämmernder Phantasie und historischen Daten im Lehnstuhl zusammengeklügelten literarischen Undings zu geschweigen, das sich „Der Kaiser" nannte. Zwar ein Cäsar ist es wieder, welcher im Mittelpunkt dieser neuesten Dichtung steht, und zwar einer jener Cäsaren, die für den hausbackenen Verstand immerdar ein Räthsel und dem mystischen Gemüth fleischgewordene Teufel bleiben werden. Aber die Ebers'sche Dichtkunst wird für jenen das psychologische Geheimniß erschließen und diesem den kaiserlichen Satan menschlich näher rücken. Dieser Ebers'sche Caracalla mit seinem zahmen Löwen und, um die zweite Hauptfigur ihm alsbald zur Seite zu stellen, die reizende Tochter des Steinschneiders, die er zu seiner Gemahlin bestimmt, zählen zu den allerbesten Gestalten unserer deutschen Romandichtung. Und beide Figuren, der physisch und seelisch schwerkranke, junge Kaiser und die schöne alexandrinische Jungfrau, welche sich vor die furchtbare Wahl gestellt sieht, ihrem Bräutigam oder einer Weltkrone zu entsagen, die für sie leicht zu einer weltbefreienden, weltbeglückenden Allmacht werden kann, beide Figuren, er, der aus dem Urstoff eines Achillens unter widrigen Gestirnen zur Geißel der Menschheit entartete Herrscher und die so zartsinnige wie willensstarke Alexandrinerin stellten dem Dichter psychologische Probleme, welche höchster poetischen Meisterschaft würdig waren: und Georg Ebers hat ihre Lösung classisch hinausgeführt. In gleicher künstlerischer Abrundung erscheinen die Nebenfiguren und ihre Motive in gleicher Klärung. Wie lebenswahr in Wort und Erscheinung wirkt Galen! Correct in jeder Miene gestaltet sich das Bild des Philosophen Philostratus. Dahingegen tritt Cassius Dio leider etwas zurück. Kurzum, diese ganze reiche seelische und geistige Welt, all diese Menschen wandeln vor uns, Wesen aus Fleisch und Blut, ohne daß anachronistische intellectuelle Bewegungen uns verwunden; beglänzt auch alle diese antiken Kahlköpfe und lockigen Mädchenstirnen das Morgenroth der neuen Gefühls- und Geisteswelt, so stehen sie andererseits doch noch tief genug im Schatten des zusammenbrechenden Olymps. Erweist sich somit die Schärfe des psychologischen Tiefblicks verwickelten Problemen gewachsen, welche ein von dem modernen durch Jahrtausende getrenntes Seelenleben selbst innerhalb des Reinmenschlichen in vielfach fremdartiger Strahlenbrechung erscheinen läßt, so weiß der Dichter andererseits in großartigen Ausblicken in die ferne alexandrinische Welt ein so farbenblühendes wie blutiges Stück römischer Kaisergeschichte vor uns emporzuzaubern. Die ganze königliche Stadt ersteht vor uns im Glanze ihrer prunkvollen Staatsbauten und der Märchenpracht ihrer Aufzüge und Festspiele, und auf Straßen und Gassen, in Tempeln und Werkstätten, in Schiffen und Sänften lacht und höhnt der kaustische Witz ihrer Bewohner, für den sie Caracalla so unsäglich grausam büßen läßt. Auf Höhepunkten der epischen Kunst bewegt sich der rauschende Einzug des Kaisers in Alexandria und das durch den Hohn des Publikums zur lärmenden Persiflage des fürstlichen Gastes verwandelte Festspiel, und mit dramatischer Kraft werden die Greuel der kaiserlichen Rache entfesselt und die Schrecken im Circus geschildert. So sinken die Wolken des Verhängnisses tiefer und dunkler herab auf Alexandria, aber die blutigen Nebel der heidnischen Cäsarenzeit durchdringt bereits hell und heller der Aufgang des Christenthums, und die Cultur der Antike schreitet und strebt über hingemetzelte Zehntausende unentwegt weiter — Per Aspera ad Astra, den Sternen der neuen weltüberwindenden Religion entgegen. Schließlich fällt der entmenschte Henker im Purpur der Cäsaren unter dem gedungenen Dolche der Aurelier, wie sein Löwe verröchelt an dem Gift, mit dem der greise Alexandriner den Mord seiner Söhne rächt, und Melissa, die es nicht über sich vermochte, mit dem kaiserlichen Mörder die Allmacht seiner Krone zu theilen, tritt aus dem Schluß der Dichtung hinüber in die neue Zeit unter dem Zeichen, in dessen immer siegreicher sich entfaltendem Glanze die Diademe der Cäsaren erlöschen und die goldenen Adler der römischen Weltherrschaft erbleichen und der Geist des Alterthums die müden Augen birgt.

Auch der berühmte Dichter Rudolf von Gottschall hat im Vorjahre einen neuen großen Roman vollendet, der kürzlich die Presse verlassen hat:

2. Verkümmerte Existenzen. Roman in zwei Bänden von Rudolf von Gottschall. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1892. 8. 9 M.

„Die Unglücklichen sind gefährlich, denn das Unglück ist ansteckend", lautet das Motto des gedankenreichen Werks; „wer einmal im Leben ausgeglitten, der kommt so leicht nicht wieder ins rechte Gleis und reißt die andern mit sich, die ihn halten wollen", so wiederholt der Ausklang des Romans das düstere Leitmotiv. Die Scene bildet das große leipziger Leben; Professoren, Offiziere, Millionärinnen, Schauspielerinnen theilen sich in die Rollen; ein ewiger Privatdocent, ein verklirrender Tenor, eine mit Märchenglanz blendende Salonnixe, ein liebliches Gretchen, das einem widerwärtigen Satyr zum Opfer fällt, verknüpfen mehr oder minder tragisch oder komisch ihre Geschicke dem traurigen Lose der Hauptfiguren, eines verabschiedeten Lieutenants und seiner, von des Geliebten Unstern in den Untergang mit fortgerissenen Braut, der schönen Tochter des reichen Seidenhändlers, deren Geistesfreiheit und Seelenadel ein Martyrium erleiden, welchem

das hochsinnige Mädchen physisch erliegt. Die Figur ist in geistiger und gemüthlicher Ausstattung eine vollendete Leistung; vor allem ist sie wahr in ihren Voraussetzungen wie in ihrem tiefsten psychischen Kern. Auch der Offizier, der unter dem Fluche seiner sündhaften Geburt, trotz tadelloser Gesinnung und Führung und schöner Bethätigung geistiger Kraft zu Grunde geht, ist wohl getroffen. Nur pflegen wegen ausgeschlagenen Zweikampfes verabschiedete Offiziere nicht ferner die Garnison ihrer Kameraden zu theilen, wie es hier geschieht, und die Prämissen des Falls sind zu künstliche; der Dichter indessen bedurfte dieser, sowie der Einheit des Ortes, um dem verweigerten Duell seinen sittlichen Makel zu nehmen und andererseits der aus dieser Weigerung sich ergebenden dissonirenden Nachklänge nicht verlustig zu gehen: nun führen natürlich Begegnungen des Gerichteten mit seinen Richtern zu peinlichen Scenen. Hier mußte die Composition andere Wege suchen. Um so vortrefflicher ist die Katastrophe des Ganzen eingeleitet und schrittweise vorbereitet, welche das schuldlose Paar in einen Landesverrathsproceß verstrickt, auf dessen seelischer Folterbank die Braut dann verblutet. So gleitet auf abschüssiger Bahn ihre Freundin, das verführte Käthchen, in den Wellentod; der gute Engel, der ihr Schritt für Schritt gefolgt, allerdings in der antiquirten Hülle des ewigen Privatdocenten, der brave Doctor Melchior kommt auch hier zu spät, wie er im Leben überall zu spät gekommen ist. So verkümmern diese Existenzen trotz von Haus aus kerniger Anlage, während das Gleißnerisch-Oberflächliche weiterwuchert und der süßliche Minneprofessor und die minnesüchtige Sirene, der Partien angelnde Staatsanwalt mit den faunischen Gelüsten und der steinernen Seele und die aus Hand in Hand gegangene Operettensängerin zu Ehepaaren verkettet werden, in deren mit Händen zu greifender jammervoller Zukunft den unglückseligen Opfern des Romans eine erbarmungslose Rächerin ersteht.

Der Gang der Erzählung an sich verläuft mit der strengen Folgerichtigkeit einer scharf überdachten Schachpartie. Jeder Gegenzug macht jedem Zuge Ehre. Die Tonart der Figuren modificirt sich selbstverständlichen und doch so oft mit Füßen getretenen Gesetzen gemäß, nach dem Standpunkt ihrer Bildung; aber überall spricht ein Dichter aus ihnen, oft zu sehr, z. B. aus diesem doch sonst aller Poesie ledigen Assessor, und oft ein zu geistreicher Dichter, z. B. in der kleinbürgerlichen Sphäre Käthchen's, während uns hier gerade andererseits Klänge anheimeln, die an die glücklichsten Stunden der Hackländer'schen Weise erinnern. Daß sich ferner die Dichtung bei aller Lebenstreue hoch über einen eng an dem Wirklichen haften bleibenden Realismus erhebt und nirgends von den Kothfarben und dem Gassenjargon des Naturalismus entweiht wird, ist selbstverständlich: wenn Gottschall auch nicht so sehr Dichter wäre, so würde schon der feine Theoretiker seiner reichen Doppelnatur ihn vor dem Wahne sichern, stilisirte Wirklichkeit mit den Realisten für Poesie und einen dem Stalle abgeborgten Kraftfluch mit den Naturalisten für des Lebens Inhalt und die Wahrheit an sich zu halten.

Adalbert Schroeter.

Aus Nord und Süd.

Von den vier mir vorliegenden Werken ausländischer Verfasser sind es ganz besonders zwei, die in mehrfacher Beziehung eine Verwandtschaft, eine Aehnlichkeit zeigen. Der gleiche Verlag sogar hat sie in die Welt gesendet und in geschmackvollem äußern Gewande erscheinen lassen. Beide Bücher werden einen Leserkreis finden, der den kaum berührt, in dem sich das stoffhungerige Publikum bewegt. Interessant sind sie schon aus dem Grunde beide, weil in dem einen ein Mann, in dem andern ein Weib seine Seele und deren kleinste Regungen mit rückhaltsloser Aufrichtigkeit offenbart. Der größere Wurf ist allerdings dem Manne gelungen, doch nicht allein aus dem Grunde, weil das Ergebniß seiner haarscharfen Herzensanalyse zwei Bände umfaßt, indeß die Frau sich mit einem begnügt und selbst darin oft zu breit wird. Die Bücher sind:

1. Ohne Dogma. Roman von Heinrich Sienkiewicz. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 5 M.
2. Weiblichkeit und Erotik. Roman von Anne Charlotte Leffler (Herzogin von Cajanello). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M.

Der Schriftsteller Sienkiewicz, dessen literarische Thätigkeit nicht nur in seiner Heimat, sondern auch im gebildeten Auslande immer mehr und mehr Beachtung und Anerkennung findet, entstammt einer polnischen Familie und wurde 1846 in Wola Okrzejska auf dem Landgute seiner Mutter in Russisch-Polen geboren. Schon als Studiosus an der philosophischen Fakultät der Universität Warschau begann er seine schriftstellerische Thätigkeit unter dem Pseudonym Litwos. Diese ersten Versuche machten großes Aufsehen. Im Jahre 1876 begab er sich auf Reisen nach Amerika, England, Frankreich und Italien. Zurückgekehrt, übernahm er die Leitung des polnischen warschauer Blattes „Slovo" (Wort), welche er bis 1886 innehatte.

Schon seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die weniger durch ihren Umfang, als durch die anziehende Darstellung, den leichten und anmuthigen Stil, durch herrliche Naturschilderungen, durch die mit psychologischer Feinheit consequent ausgeführte Charakteristik der auftretenden Personen fesselten, machten ihn zum beliebtesten Novellisten Polens und verschafften ihm einen namhaften Ruf unter seinen Landsleuten. Die Vorzüge seiner bedeutenden Begabung kamen aber erst in seinen umfangreichen, mit

Meisterschaft durchgearbeiteten historischen Romanen zur vollen Geltung; dahin gehören: „Mit Feuer und Schwert“ (4 Bde., 1884), „Die Ueberflutung“ (6 Bde., 1886) und „Herr Wolodyjowski“ (3 Bde., 1888), welche Werke durch das Auftreten derselben Personen und durch den engen Anschluß der großen geschichtlichen Ereignisse einen historischen Cyklus, gleichsam eine Trilogie bilden. Man rühmt diesen Romanen nicht nur das gründliche Studium nach, auf dem sie beruhen, sondern es wird auch dem Verfasser besonders zugute gehalten, daß er die politischen und socialen Zustände mit Treue und dem jenen Zeiten eigenthümlichen Colorit zeichne, daß er in der Darstellung der Sitten, der Gebräuche, der Trachten, ja der Gespräche und Redensarten der handelnden Personen nie den Rahmen der geschichtlichen Ueberlieferung verlasse; deshalb stößt eine tüchtige Uebersetzung dieser Werke auf große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten.

Wer den vorliegenden Roman „Ohne Dogma“ (Nr. 1) gelesen hat, wird sich eingestehen, daß er es mit einem Dichter von Gottes Gnaden zu thun hat. Es ist eines jener Werke der erzählenden Muse, in denen der stoffliche Inhalt mehr oder weniger Nebensache zu sein scheint, die psychologische Zergliederung jedoch die treibende Kraft ist, die, wenn sie der geistigen Werkstätte eines echten Poeten entstammt, von Anfang bis zu Ende das Interesse des Lesers rege erhält. Es muß eigenthümlich berühren, wenn man in sonst angesehenen Tagesblättern Besprechungen des vorliegenden Romans liest, aus denen klar hervorgeht, daß auch der Kritiker in den zwei Bänden mit zusammen 684 Seiten nichts beachtete als das stoffliche Gerippe, und dann zum Schlusse gelangt, Sienkiewicz habe eigentlich dasselbe Thema behandelt wie Adolf Wilbrandt in seinem Einacter „Unerreichbar“, mit dem Unterschiede nur, daß bei ersterem die Sache sich zur tragischen Entfaltung, bei letzterem zur Lustspielentwickelung gestalte. In keinem Falle gilt das Wort: „Wenn zwei dasselbe sagen, so sagen sie nicht immer dasselbe“, mehr als hier. Bei Sienkiewicz ist es die große Aufgabe, auf Grundlage dieses einfachen Stoffs die Gebrechen des socialen Lebens in den bessern Gesellschaftskreisen, in den gebildeten Ständen zu zeigen. So veraltet die Brief-, hier die Tagebuchform, so unbeliebt der Ich-Roman auch sein möge, der Verfasser wendet beide Formen mit vollkommener Berechtigung an, denn es ist ein Memoirenroman. Der Held ist in dem Wirrsale unserer Zeit jener Menschen einer, die gebildet, geistreich, belesen und bereist, innerlich ermattet sind, weil sie zu Skeptikern geworden sind: Ein fortwährendes Wollen und Nichtkönnen, oder ein Können zwar, weil die geistigen und materiellen Mittel jedes Hinderniß ausschließen, aber ein Nichtwollen wegen innerer Ermattung. Man ahnt schon im voraus den tragischen Ausgang, nicht aus der Constellation des kargen stofflichen Gebildes, sondern aus der Verfassung der Seelenzustände. Der Dichter macht dem Leser keine Zugeständnisse, er führt sein Werk mit unerbittlicher Folgerichtigkeit bis zum Schlusse durch. Der Held, als Vertreter der modernen europäischen Bildung oder Verbildung, ist jedoch auch — freilich nur in zweiter Linie — ein Repräsentant jener polnischen Adeligen, die auf vielen Reisen, durch ihren langjährigen Aufenthalt im Auslande die Licht- und Schattenseiten der Cultur des Westens kennen gelernt haben, immer aber vom Sehnsuchtsweh nach der lieben Heimatscholle gequält werden und an der improductivité slave kranken. Er ist ein moderner Skeptiker, der das Brot des Glaubens mit der schillernden Seifenblase der Philosophie eingetauscht hat. Der Stab, auf den er sich stützte, liegt zerbrochen zu seinen Füßen, mit der Philosophie hinkt er weiter. Er zweifelt stets und zweifelt ganz. Er ist ein Faust-Werther und macht sich und das ihn anbetende und anbetungswürdige Mädchen unglücklich. Verstand und Gefühl führen einen ewigen Kampf in seinem Innern. Er übt Kritik an sich und seiner Umgebung und kritisirt dann diese Kritik, bis ihm das Kleinod verloren geht, das seinem Leben hätte Halt geben können. Und dieses Kleinod, seine Base Aniela, steht ihm, als sie eines andern Frau geworden und er nun in heftigster Leidenschaft auflodert und oft dem Wahnsinne nahe ist, sie steht ihm gewaffnet mit ihrer Religiosität gegenüber, ihn in ihren Träumen mit gleicher Liebe umfassend, aber treu dem Manne, dem sie Treue am Altare geschworen: eine brave Frau bis zu ihrem Tode. Dieses Dogma macht seine verwickelte Philosophie der Liebe zu nichte, und der Rest ist die erlösende Kugel.

Unsere Dichter — so sagt der Verfasser — geben ein ganz falsches Bild von den Frauen. Sie sehen in jedem Weibe ein Räthsel, eine lebende Sphynx. Aber tausendmal räthselhafter, tausendmal sphynxartiger sind die Männer. Eine gesunde — nicht hysterische — Frau, ob sie nun gut oder schlecht, stark oder schwach sein mag, besitzt einen weit einfacheren, schlichteren Geist als der Mann. In allen Lebenslagen, zu jeder Zeit genügen ihr die zehn Gebote und werden von ihr hochgehalten, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich diesen Geboten fügt, oder ob sie, infolge ihrer schwachen Natur deren Vorschriften außer Acht läßt. Der Geist der Frauen ist so dogmatisch, daß ich Frauen kannte, bei denen sogar der Atheismus gewisse religiöse Formen annahm. Jener „Codex der ehrbaren Magdalena“ — das ist immerhin eine merkwürdige Thatsache — setzt durchaus nicht einen Mangel an Intelligenz bei den Frauen voraus, sondern läßt ihnen völlige Freiheit der Gedanken, hemmt in keiner Weise deren Flug. Die Frauenseele läßt sich dem Kolibri vergleichen, der es versteht, inmitten der dichtesten Gebüsche umherzuschweifen, ohne an einen Zweig zu stoßen, ohne ein Blatt zu berühren.

Wenn von einzelnen allzu sehr in die Breite gehenden Erläuterungen abgesehen wird — der Verfasser konnte sich in seiner Analyse nicht Genüge thun —, ist der Roman „Ohne Dogma“ bis zu seinem erwarteten tragischen Abschlusse packend und spannend. Er bedeutet für unsere Zeit dasselbe, wie jene Generalbeichte, welche Goethe in seinem „Werther“ abgelegt hat, und er muß auch in dem Sinne der Goethe'schen Worte aufgefaßt werden: „Eigentlich war also immer nur der Inhalt, der Stoff beachtet, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, ent-

springend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie."

Daß der Verfasser die Personen seines anziehenden Werks prächtig charakterisirt, daß er Landschaften und Naturerscheinungen mit Meisterschaft schildert, sei nur nebenbei erwähnt. Der Held selbst sagt in seinen Bekenntnissen über sich:

Mein ganzes Elend beruht darauf, daß ich, eine Frucht unserer kranken Civilisation, als ein verkrüppelter Schößling großgewachsen bin und daß demnach auch meine Liebe keine gesunde ist. Wäre mir ein schlichter, einfacher Verstand zutheil geworden, so würde ich mich zufrieden fühlen. Aber was nützt es, davon zu reden? Jeder Buckelige wäre froh, seinen Höcker los zu werden, wird es aber nie zu Stande bringen, weil er schon buckelig aus dem Mutterschose hervorgegangen ist. Dem anormalen Schose der heutigen Civilisation verdanke ich meinen Höcker.

Ich glaube, das Werk wird eine nicht allzu große, aber dankbare Lesergemeinde finden; nach Verdienst. Wer den Roman übersetzt hat, steht nicht auf dem Titelblatte. War es der Dichter selbst? Dann gratulire ich ihm zu seiner vollkommenen Kenntniß der deutschen Sprache.

Der Roman „Weiblichkeit und Erotik" (Nr. 2) — ein etwas gesuchter, steifer Titel — hat zwar nicht die Form eines Memoirenromans, ist aber seinem Gehalte und Inhalte nach ein solcher. Stoffliches Interesse waltet auch hier nicht vor, aber der Umstand, daß wir einen tiefen Einblick in das Seelen- und Sinnenleben eines Weibes bekommen, macht ihn höchst anziehend, zumal der Verfasser eine Dame ist. Wer könnte auch die vielen Mächte, welche das Herz und die Sinne eines Weibes bewegen, so schildern, wie eine Frau? Das ist und bleibt dem Manne stets eine terra incognita. Schon aus diesem Grunde allein ist die Mitarbeiterschaft der Frauen auf dem Gebiete der Poesie nicht nur berechtigt, sondern nachgerade nothwendig. Die Heldin, eine Schwedin, lebt im ersten, kleinsten Theile des Romans in ihrer schönen nordischen Heimat. Sie ist den dort herrschenden Verhältnissen entsprechend, unter dem kalten Himmel, eine innerlich wohl heiß empfindende, äußerlich aber zurückhaltende Natur. Sie wahrt ihre Weiblichkeit wie einen geheiligten Schatz. Nun kommt sie nach dem sonnigen Italien und lernt jene Liebe kennen, die die Sinne gefangen nimmt. Die zurückgehaltene, die latente Wärme wird unter dem Flammenkusse der südlichen Sonne frei. Jetzt waltet die Erotik ihres Herrscheramtes; jetzt erwacht die sinnliche Liebe. Dieser ist der Haupttheil des Buchs gewidmet, ja er ist eigentlich ein Hymnus auf dieselbe. Daß die Verfasserin diesen Uebergang beredt und überzeugend darstellt, kann nicht geleugnet werden; daß sie mit einer Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe schildert, die ihr kaum den Dank ihrer Mitschwestern eintragen dürfte, ist auch zu bestätigen; daß der Contrast zwischen der treuen Hingabe des liebenden nordischen Weibes und dem Skepticismus des durch die Frauen allzu sehr verwöhnten italienischen Aristokraten gut durchgeführt ist und vieles im Buche uns die Verfasserin als geistreiche Dame zeigt, ist anzuerkennen: aber der Erotik wurde ein zu weiter Spielraum gegönnt und die Schilderung der Liebesscenen, der „Kindischheiten" muß den Leser ermüden. Das Buch, dessen bereits erwähnte Vorzüge ich anerkenne, würde man jungen Mädchen nicht zur Lektüre geben; eine Frau wird es kaum besonders interessiren, für Männer dürfte es Interesse haben, weil die psychologische Schilderung und Durchführung anzieht. Die Hauptschwäche des Buchs besteht darin, daß der versöhnende Abschluß unbedingt nothwendig war, weil das Gegentheil einem moralischen Krach aufs Haar ähnlich gesehen hätte. Auch hier ist kein Uebersetzer auf dem Titelblatte genannt.

Sinnliche Glut schildern die Verfasser beider Werke mit Virtuosität.

3. Im Reisfelde. Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Fanny Stegmüller. (Engelhorn'sche Roman-Bibliothek. Band 14.) Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.

In diesem Buche herrscht mehr die Schwüle des südlichen Lebens. Der 160 Seiten umfassende Band enthält zwei Novellen. Die erste, „Im Reisfelde", ist eine Bauerngeschichte, wie sie sein soll. Die Verfasserin hat sich fleißig umgethan in den Kreisen, die sie schildert. Die Novelle ist einfach in der Anlage, mit realistischer Klangfarbe; der Grundzug ist gut durchgeführt, ein Mädchen zu schildern, das nach dem Verluste ihrer äußern Schönheit auch die innere verliert. Man könnte nicht behaupten, daß die eine oder andere der Personen ausnehmend glücklich charakterisirt wäre, sie sind aber alle gut gezeichnet. Dasselbe kann auch von der zweiten Geschichte, „Ohne Liebe", gelten, die warm empfunden und erzählt ist, der jedoch das starke Rückgrat fehlt. Sie scheint im Boudoir der Verfasserin ausgedacht. Die Uebersetzung läßt zu wünschen übrig.

Die letzte von uns zu besprechende Erscheinung:

4. Mischa. Sittenbild aus Galizien von Marguerite Paradowska. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Auguste Scheibe. (Engelhorn'sche Roman-Bibliothek. Band 11.) Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.

ist eine Geschichte, wie sie hundertmal ebenso gut erzählt worden ist, was nämlich den Stoff anbelangt. Einen besondern Reiz aber verleiht ihr die gelungene Schilderung des Lebens auf einem polnischen Edelhofe, die Schilderung jenes Theils der Aristokratie, in der man die Thränen lieber mit einem feinen Battisttuche als mit grober Leinwand trocknet. Die das erstere vorziehen, gehen leer aus. Die Figuren, Situationen und Naturschilderungen sind mit Frische, Anmuth und Lebenswahrheit gezeichnet. Die Verfasserin steht jeder Frauenzimmer-

lichkeit fern, ist aber durch und durch weiblich. Daß auch der Jude seine elende Rolle spielt, ist in einer polnischen Geschichte wol selbstverständlich, diesmal ist es aber auch eins jener Exemplare, die selbst ein lammfrommes Gemüth in die Arme des Antisemitismus treiben könnte.

Karl Schrattenthal.

Anthologisches.

1. Aphorismen und Aperçus von Georg von Schulpe. Preßburg, Heckenast's Nachfolger. 1890. 12. 1 M.
2. Almenrausch und Edelweiß. Ein Blumenstrauß, gesammelt von Adelaide von Gottberg. Leipzig, Verlag zum Greiffen. 1890. 8. 5 M.
3. Buch der Freundschaft von Friedrich Kirchner. Halle, G. Schwetschke. 1891. Gr. 8. 3 M.
4. Neuester Räthselschatz von Wilhelm Bötcker. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1891. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser der „Aphorismen und Aperçus" (Nr. 1), wie der Titel ziemlich hochtrabend lautet, ist mir bereits im Jahre 1888 begegnet, als seine „Perlen aus dem Meere des Lebens" mir zur Besprechung zugewiesen worden waren. Auf jenes seinerzeit in d. Bl. von mir als willkommene Anthologie von Sprüchen zeitgenössischer Dichter beifällig besprochene Büchlein muß ich an dieser Stelle noch einmal zu sprechen kommen. Wie ich schon des Oefters betont, hat eine Anthologie immer nur einen gewissen literarhistorischen, vielleicht mehr literarstatistischen Werth, und das Verdienst des Anthologen besteht nur in der richtigen Wahl, die mit mehr oder weniger Geschmack getroffen wird, in der Zusammenstellung und in dem leitenden Gedanken. Darum finden wir in der Hochflut anthologischer Literatur werthvolle, aber auch ganz werthlose Schriften.

In meinen „Anthologischen Studien", die ich für den Druck vorbereite, gedenke ich nicht nur eine Geschichte der anthologischen Literatur, sondern auch eine kritische und wissenschaftliche Behandlung dieses Genres unter Vorführung von Beispielen niederzulegen und die Werthmesser für diese heute so üppige Buchliteratur festzustellen.

Weil nun Schulpe als einer der ersten eine Blütenlese der jüngsten Spruchliteratur versucht hat, so mußte ich seine kleine Anthologie als gewiß nicht unwillkommen bezeichnen.

Aber — der Kritiker einer Anthologie hat nicht die Zeit, auch ist es nicht seine Sache, das gebotene Material auf seine Echtheit zu prüfen, zumal im Gebiete der neuesten Poesie; es wird ihm wol sofort auffallen müssen, wenn ihm eine Goethe'sche Stelle als Schiller'sche vorgesetzt wird, aber er muß bei einer Anthologie, wie die Schulpe'sche, doch annehmen, daß richtig citirt wird und die Autoren nicht verwechselt werden. Welchen Werth hat dann eine solche irreführende Sammlung, die die verschiedenen Verfasser durcheinanderwirft. Das war nun, wie ich leider zu spät bemerkte, bei Schulpe's „Perlen" der Fall. So war ich z. B. nicht wenig erstaunt, an drei Stellen meine eigenen Sprüche mit dem Namen eines Joseph Bergmann gezeichnet zu finden, die Herr Schulpe doch in meinen bereits 1889 erschienenen Gedichten mit meinem ehrlichen Namen hätte versehen müssen. Es hat mich wenig erbaut — war's Plagiat? war's Ignoranz? Aber so viel steht fest, daß man folgerecht der ganzen Sammlung nicht mehr Glaubwürdigkeit beimessen darf. So viel noch, wenn auch verspätet, als Nachtrag zu Schulpe's Anthologie.

Das sinnig und prachtvoll ausgestattete Werk von Adelaide von Gottberg (Nr. 2) ist mit großem Fleiße angelegt und speciell im engern Rahmen den beliebten Alpenblumen gewidmet. Eine solche Anthologie, zumal wenn sie auch das entlegenere Gebiet der Dialektdichtung beherrscht, ist von literarischem Werthe und macht uns auch mit manchem, sonst vielleicht weniger bekannten Dichter bekannt.

Gottberg hat aber auch nicht wie Schulpe ein Büchlein liederlich zusammengerafft und auf den Büchermarkt geworfen, sie hat auch jahrelang an ihrem Strauß gewunden und nicht nur die schönsten Blüten gesammelt, sondern sie weiß sie auch richtig zu benennen, nicht wie der Anthologe Schulpe, der die Etiketten seiner gepflückten Blüten leichtsinnig oder unwissend verwechselt.

Mit ebenso großem Fleiße gearbeitet, von großer Literaturkenntniß zeugend und wegen des wichtigen Themas noch bedeutend werthvoller ist das „Buch der Freundschaft" (Nr. 3) des Hallensers Fr. Kirchner.

Das ist thatsächlich ein eigenartiges und verdienstvolles Werk. Kirchner hat sich ein Thema gewählt, über welches alte Autoren, Aristoteles und Cicero, eingehend geschrieben und das die Neueren unbeachtet gelassen haben. Wie er ganz richtig im Vorwort sagt, ist bereits Goethe dieser Umstand aufgefallen. Mit Liebe und Mühe bearbeitete der Verfasser sein Thema, das er auch wissenschaftlich zu gliedern wußte. Es ist eine Blütenlese aller einschlägigen Literatur: er beginnt mit der philosophischen Begründung des Wesens der Freundschaft, bietet dann eine hochinteressante Geschichte derselben an den Beispielen berühmter Freundespaare von der ältesten bis in die neueste Zeit, deren Werth durch dreiundfünfzig beigegebene Porträts noch besonders erhöht wird und schließt endlich mit einer Anthologie darauf sich beziehender Sentenzen.

So stark auch die Räthselliteratur heutzutage von den Blättern gepflegt wird, in der Buchausgabe tritt uns dies Thema selten entgegen. Ich war daher sehr angenehm überrascht, nach längerer Pause wieder auf eine Novität in der Räthselliteratur zu stoßen.

Es ist dies der „Neueste Räthselschatz" von Wilhelm Bötcker (Nr. 4). Es ist eine Räthselanthologie; in fünfzehn Abschnitten werden ebenso viel Räthselgattungen in Beispielen vorgeführt, darunter auch einige der neuern Räthselspielarten. Die Sammlung ist wirklich reichhaltig, aber keineswegs die reichhaltigste der Räthselliteratur. Mir ist sie wol sehr willkommen, aber sie leidet auch an einem unverzeihlichen Fehler, an dem Fehlen der Räthselautorennamen. Ich kann mir den Begriff Anthologie oder Sammlung ohne Nennung der Quellen und Autoren nicht vorstellen.

Eduard Maria Schranka.

Zur Geschichte Oesterreichs.

Geschichte Oesterreichs von Alfons Huber. Vierter Band. (Geschichte der europäischen Staaten. Von Heeren, Ukert u. von Giesebrecht. 53. Lieferung. 2. Abth.) Gotha, F. A. Perthes. 1892. Gr. 8. 11 M.

Das großangelegte Werk der österreichischen Geschichte von Alfons Huber, welches im Jahre 1885 begonnen, in seinen ersten drei Bänden an dieser Stelle schon besprochen wurde, erscheint nun mit dem vorliegenden vierten Bande wieder um eine Geschichtsperiode weiter fortgeführt. Es beginnt mit den Kämpfen Ferdinand's gegen Zápolya und die Türken und schließt mit dem Jahre 1609. Der Verfasser hat seiner eigenen Angabe nach es vermieden, den Band mit dem Jahre 1618 abzuschließen, da ihm die erzwungenen Zugeständnisse des Königs Matthias an die protestantischen Stände Oesterreichs und des Kaisers Rudolf II. an jene Böhmens im Jahre 1609 mehr als naturgemäßer Abschluß erschienen und die folgenden Ereignisse bis 1618 schon zur Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs gehören, dem jedenfalls der nächste Band vollständig gewidmet sein dürfte. Trotzdem ist der Band sehr umfangreich geworden. Wir erhalten in ihm insbesondere eine überaus eingehende Darstellung der Kämpfe gegen die Türken, die Ereignisse in Ungarn und Siebenbürgen, welche von so ausschlaggebender Bedeutung für die künftigen Geschicke des Reichs wurden, und der Geschichte der Protestanten und der Gegenreformation, wodurch auf religiös-politischem Gebiete ein so großer Umschwung hervorgerufen wurde.

Der Band wird, wie erwähnt, durch die Darstellung der Kriege eröffnet, die Ferdinand I. gegen Johann Zápolya, den 1540 verstorbenen Gegenkönig und wider die Türken zu führen hatte. Mit Benutzung des reichen insbesondere auch ungarischen Quellenmaterials erhalten wir ein lebendiges Bild jener bewegten Zeit und der politischen Verhältnisse zunächst bis zum Abschlusse der fünfjährigen Waffenruhe, welche im Jahre 1547 stattfand. Reich an Einzelheiten und übersichtlich in der Darstellung, welcher der sorgsame Autor überhaupt genaue Aufmerksamkeit zugewendet hat, ist auch das Kapitel über die Ausbreitung des Protestantismus und den Verfall des Katholicismus in den österreichischen Ländern; die Ausführungen über die Böhmischen Brüder und deren Lehren, über die Einführung des Jesuitenordens in Oesterreich, über die Haltung der Stände Kärntens und Krains in der Religionsfrage machen mit den religiösen Zuständen in den verschiedenen Ländern Ferdinand's bekannt und bieten viele neue, den Quellen entnommene Details. Nach der Schilderung des Kampfes um Siebenbürgen und das östliche Ungarn folgt eine treffliche Charakteristik der Persönlichkeit Ferdinand's I. und seiner organisatorischen Thätigkeit. Der Verfasser wendet sich in dem genannten Kapitel überhaupt der Wirksamkeit des Regenten auf friedlichem Gebiete zu, der Aufmerksamkeit, welche er den Wissenschaften und Künsten zuwendete, der Errichtung der wichtigen Institutionen des Hofrathes, des geheimen Rathes und der Hofkammer, seiner Sorge für die untern Volksklassen u. s. w. Ueber die weitere Entwickelung der religiösen Zustände unter Maximilian II. enthält die Darstellung der Regierung dieses Fürsten eine ausführliche Behandlung, ebenso über die ferneren Kämpfe mit Siebenbürgen und den Türken.

Der ganze übrige Theil des Bandes ist der Zeit der Gegenreformation gewidmet, die im Erzherzogthum Oesterreich begann und deren Durchführung in Tirol und Innerösterreich fortgesetzt wurde. Im engen Zusammenhang damit steht der Bauernaufstand in Ober- und Niederösterreich sowie im Salzkammergute. Die gegenreformatischen Bestrebungen des Regenten Erzherzog Karl, die sich insbesondere durch die Berufung der Jesuiten kennzeichneten, schildert der Verfasser ebenso eingehend wie das Wirken des genannten Ordens, der unter Karl die grazer Universität im Jahre 1585 begründete. Ferdinand, Karl's Nachfolger, führte in Steiermark, Kärnten und Krain die Gegenreformation gründlich durch, welche Länder allerdings, wie der Verfasser bemerkt, infolge dessen „durch die Auswanderung vieler der wohlhabendsten und aufgeweckteften Bewohner in materieller und geistiger Beziehung außerordentlich verloren haben", zumal auch „die bisherige enge Verbindung mit Deutschland, der rege geistige und persönliche Verkehr mit dem Reiche durch die Vernichtung des Protestantismus abgerissen wurde". Die übrigen Kapitel des Werks sind den weitern Türkenkriegen, dem Aufstande Bocskay's und der Darstellung des letzten kräftigen Auftretens der protestantisch-ständigen Macht gewidmet.

Es ist ein bedeutendes Stück österreichischer Geschichte, das Alfons Huber in dem vorliegenden Bande in fesselnder, klarer Weise behandelt, die das eigentliche bibliographische Material zwar mehr in den Hintergrund treten läßt, aber auf den Leser anregend wirkt. Einzelne der

erwähnten Kapitel enthalten glänzende Schilderungen voll Kraft und Gewalt. Neben den bestehenden neuern Werken, die die Geschichte Oesterreichs darstellen, besonders neben dem hervorragenden Werk von F. von Krones nimmt Huber's Arbeit eine eigenartige Stellung ein, wie sich auch aus dem vorliegenden Bande ergibt. Man kann aber jedenfalls behaupten, daß die großen Handbücher dieser beiden bedeutenden österreichischen Historiker einander, so weit Huber's Werk reicht, gewissermaßen gegenseitig ergänzen.

Anton Schlossar.

Bücher über Rußland.

1. Verlumpung der Bauern und des Adels in Rußland nach G. J. Uspensky und A. N. Terpigorjew (Atawa) bearbeitet von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank). Leipzig, Duncker u. Humblot. 1892. Gr. 8. 8 M.

Wirthschaftliche Verarmung als Folge sittlicher Verkommenheit — das läßt sich schwer bezeichnender in Ein Wort zusammenfassen, als es durch den Ausdruck „Verlumpung" geschieht. So hat der Herausgeber der im Buche gebotenen russischen Selbstzeugnisse um so weniger Anstand genommen, den „vielleicht tendenziös unfreundlich erscheinenden Titel" zu wählen, als der eine der russischen Verfasser, Terpigorjew, seine aus dem Leben gegriffenen Erzählungen vom Herunterkommen des Adels seit der Bauernbefreiung unter dem entsprechenden russischen Worte oskudénije zusammengefaßt hat. Sie erschienen 1880 in der angesehenen Zeitschrift „Vaterländische Notizen" und haben ihrerzeit außerordentliche Aufmerksamkeit erregt. Der Werth der wohlgeordneten und abgerundeten Skizzen liegt in der wahrheitsgetreuen Schilderung wirklicher Begebenheiten und leibhaftiger Persönlichkeiten, und zwar solcher, die als Typen gelten können. Diese sind mit ganz hervorragender Beobachtungsgabe erfaßt und in einer satirischen Darstellung wiedergegeben, unter der man das gramerfüllte Herz des Patrioten schlagen hört. So erwächst das Lesen der Skizzen Terpigorjew's über das Verhalten des russischen Adels bei der gewaltigen Umwälzung der wirthschaftlichen Verhältnisse, die die Emancipation mit sich brachte, zum Genuß eines Kunstwerks, das unsere Naturalisten darüber belehren könnte, wie Rohes und Gemeines zur Darstellung zu bringen sei und doch die Regung des Ekels hinter die des Wehgefühls zurücktrete. Diesem Verfasser gegenüber hat der Herausgeber sich auf die Kürzung seiner in aller Breite sich ergehenden Vorlage um etwa ein Drittel beschränkt.

Ein anderes Verfahren schien ihm hinsichtlich Uspensky's, des Verfassers des 1884 erschienenen „Tagebuchs vom Lande", geboten. Die bunte Durcheinanderwürfelung der Erlebnisse und Materien, wie sie dem Tagebuchschreiber gemäß ist, hätte dem mit dem Volkscharakter und den bäuerlichen Zuständen Rußlands unbekannten Leser große Schwierigkeit bereitet. Darum hat der Herausgeber Uspensky's Aufzeichnungen völlig umgearbeitet, „das Ganze gleichsam zerschlagen und die Bruchstücke, je nach ihrer Zusammengehörigkeit, zu einem Mosaikbilde vereinigt, ein jedes, zur Ermöglichung der Controle, mit seinem Citate versehend und als Kitt zur Verbindung nur das Allernothwendigste vom Eigenen hinzufügend". Hier wiegt der referirende Stil vor, immer noch oft genug von ausführlicher Erzählung mit den Worten des Verfassers unterbrochen, sodaß der Reiz der Unmittelbarkeit keineswegs verloren geht, wenn er auch nicht so stetig wirkt, wie in den weitaus umfangreichern Skizzen Terpigorjew's. Einzelnes hieraus läßt sich nicht hervorheben, es würde für sich allein ungereimt erscheinen. Das Ganze muß im Zusammenhange entgegengenommen werden. Dann wird sich dem Leser ein Einblick in die wirthschaftliche und gesellschaftliche Lage Rußlands, wie sie vor acht und vor zwölf Jahren schon war, erschließen, und er findet eine wenn auch nicht erschöpfende, so doch immerhin tief greifende Antwort auf die Frage, wie es dort im Osten zu dem heutigen Elend habe kommen können. Er wird, von allen nationalen Erwägungen abgesehen, schon aus rein wirthschaftlichen Gründen die Warnungen vor der Anlage deutschen Kapitals in russischen Werthen verstehen lernen.

2. Die Aufzeichnungen des rigaschen Rathssecretärs Johann Schmiedt zu den Jahren 1558—1562. Bearbeitet von Alexander Bergengrün. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1892. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Die langentbehrte Veröffentlichung dieser schon 1875/76 von Dr. Hermann Hildebrand in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen entdeckten und sorgfältig copirten Originalhandschrift, die nach den Andeutungen ihres Finders sehr viel versprach, ist nun nach seinem so plötzlichen und frühen Tode in ganz vortrefflicher Weise erfolgt.

In der That erweist sie sich als eine werthvolle und höchst willkommene Quelle zur Geschichte des Untergangs livländischer Selbständigkeit, der in die im Titel bezeichneten Jahre fällt, und zwar insbesondere für die genauere Kenntniß der Vorgänge, die in und um Riga sich in einzelnen Abschnitten jener fünf Jahre abspielten. Denn die Aufzeichnungen sind keineswegs lückenlos. Sie bestehen vielmehr aus vier Bruchstücken: 1) Vom Ende 1558 bis Ende Juli 1559. Hier ist vorzugsweise wichtig die eingehende Beschreibung des Erscheinens des russischen Heeres vor den Mauern Rigas, über das wir bisher nur eine halbe Seite in der Chronik Johann Renner's besaßen, dem hier aber 27 Seiten gewidmet werden, die aus der Feder eines amtlichen Zeugen der unmittelbar nach dem Abzuge der Russen einlaufenden Berichte über die von ihnen ge-

übten Grenel geflossen sind. 2) Vom 22. Mai bis Ende September 1560. 3) Vom 10. Februar bis 3. März 1562. 4) Vom 4. und 5. März 1562. Das sind die Tage, in denen die Unterwerfung Gotthard Kettler's, des letzten Ordensmeisters, und des Erzbischofs Wilhelm Markgrafen von Brandenburg unter Polen sich vollzog, während die Stadt Riga allein sich standhaft weigerte, den Verband mit dem Deutschen Reiche zu lösen, ehe sie vom Kaiser und Reich dessen ledig gesprochen sei. Sie blieb dann fast zwanzig Jahre für sich allein bestehen, die Polen vor den Thoren. Ueber diese Schutz- und Unterwerfungsverhandlungen, wie über manche Einzelheiten anderer Vorgänge, deren die Urkunden nur erwähnen, ohne sie ins Licht zu stellen, bringt Johann Schmiedt nähere Kunde und wesentliche Ergänzungen. Bei dem gewaltigen Reichthum der bereits sorgsamst von Professor C. Schirren und dem Unterzeichneten veröffentlichten Quellen konnte Schmiedt in der Richtung der diplomatischen Verwickelungen kaum Neues bieten; aber es ist doch sehr wohlthuend, das bisher aus dem urkundlichen Material gewonnene Bild von einem Mitactor jener Tage bestätigt zu sehen. Ein weiteres Eingehen wäre in den Bl. nicht am Orte, es ist auch bereits an geeigneterer Stelle, dem Märzhefte d. J. der „Baltischen Monatsschrift", geschehen. Friedrich Bienemann.

Zur Rechtsgeschichte.

Gottesfrieden und Landfrieden. Rechtsgeschichtliche Studien von Ludwig Huberti. Erstes Buch: Die Friedensordnungen in Frankreich. Mit Karte und Urkunden. Ansbach, C. Brügel u. Sohn. 1892. Gr. 8. 10 M.

Als ich dies Werk, dessen Besprechung mir übertragen war, erhielt und einsah, war mein erster Gedanke, die Beurtheilung wegen Unzuständigkeit aufzugeben. Denn in Bezug auf den allergrößten Theil seines Inhalts fehlen mir die Quellenkenntnisse; auch von der außerdeutschen Literatur über den Gegenstand ist mir gar manches unbekannt geblieben. Unternehme ich es gleichwol, an dieser Stelle ein paar Worte über das Buch zu sagen, so mag zu meiner Entschuldigung die Erwägung dienen, daß wol die allermeisten Fachgenossen in der gleichen Lage sind: in der That, hier ist einer der seltenen Fälle gegeben, in welchen eine „Selbstanzeige" am Platze wäre: schwerlich hat irgendein anderer in diesem Quellen- und Literaturkreise so umfassende und grundbohrende Forschungen gemacht wie der Verfasser. Indem ich die Würdigung der Einzelausführungen und zumal der spätern Entwickelung dieser Rechtsgebilde Berufenern überlasse, beschränke ich mich auf die Beurtheilung der gesammten Forschungs- und Darstellungsweise des Verfassers und erörtere genauer nur eine in der „Einleitung" besprochene Grundlage der ganzen Lehre. Auf diese „Einleitung", welche die Begriffe „Friede" und „Fehde" behandelt, folgt ein erster Abschnitt: „Die kirchlichen Frieden und der Gottesfriede" in zwei Kapiteln: „Die ersten Friedensaufrichtungen der Kirche" und „Der Höhepunkt der Entwickelung in der treuga Dei"; hierauf ein zweiter Abschnitt: „Die Friedensgesetze der französischen Könige" mit ebenfalls zwei Kapiteln: „Die ersten königlichen Friedensgebote" und „Die letzten gesetzlichen Fehdeverbote der Könige"; eine angehängte Karte von Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert stellt lehrreich dar, wie schmal das unmittelbare Gebiet der Krone war im Vergleich mit dem englischen Besitz und den Lehen der übrigen Vasallen.

Der Verfasser hat seine Berechtigung, in diesen Dingen vor andern das Wort zu führen, schon dargewiesen in seiner würzburger Doctorschrift „Die Entwickelung des Gottesfriedens in Frankreich" (Ansbach 1891) und in seiner würzburger Habilitationsschrift: „Die Einwirkung des Gottesfriedens auf die Stadtrechte"; erste Hälfte: „Der Gottesfriede und das Stadtrecht von Barcelona" (Ansbach 1892). Das hier vorliegende stattliche Werk von mehr als 38 Bogen ist „meinen Lehrern an der würzburger rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät" zugeeignet.

Die Arbeit bekundet überall — das kann ich auch für die Gebiete erkennen, in denen ich die Richtigkeit der Ergebnisse zu beurtheilen nicht vermag — vortreffliche Methode, gute Schulung, lichtvolle Gliederung des Stoffs, gründliche, gewissenhafte Erforschung der Quellen, selbständige Verwerthung und gerechte Würdigung der Vorarbeiten: es liegt in dem Werke zweifellos eine höchst anerkennungswürdige, werthvolle Leistung vor und ein dankenswerther Fortschritt unseres Wissens.

Der Unterscheidung des Verfassers von Recht und Friede kann man im allgemeinen beipflichten; ich würde sagen: Friede ist der Inbegriff der durch das Recht geschützten Verhältnisse: insofern ist jede Verletzung des Friedens zugleich Verletzung des Rechts und umgekehrt. Was aber ist nun das Recht? „Recht ist das machtvertheilende Gesetz des menschlichen Gemeinlebens." In dieser Begriffsbestimmung genügt das Wort „Gesetz" nicht dem wahrscheinlich richtig Gedachten, aber zu unbestimmt Ausgedrückten. Daß die Rechtsordnung „Macht vertheile", mag man gelten lassen: es ist hier Macht soviel als „Wollen-dürfen", seinen Willen gegen andere durchführen und behaupten dürfen: die Anerkennung eines Anspruchs durch die Gesammtheit; gilt z. B. Jagdfreiheit, so „vertheilt das Gesetz" die Befugniß, herrenlose Thiere zu erlegen, jedem Grundeigner, auf dessen Boden sie sich befinden; gilt Jagdregalität, so vertheilt „das Gesetz" jene Macht an den Staat und die von diesem Belehnten; gilt Bergfreiheit, so „vertheilt das Gesetz" das Recht, durch Bemächtigung die Bergschätze sich anzueignen, jedem Schürfer;

gilt Bergregalität, dem Staat; nach römischer Anschauung „vertheilt" das Gesetz dem Vermögensrechtssubject die Macht, über sein Vermögen auf den Todesfall zu verfügen, nach germanischer „vertheilt" es die Macht, den Nachlaß zu erwerben, ausschließend den Blutsverwandten. Bei dieser Anwendung auf einzelne Fälle fühlt man nun leicht heraus: es stört etwas in der Ausdrucksweise jener Begriffsbestimmung. Ist es denn wahr, daß „das Gesetz" diese „Vertheilung" vornimmt? Doch offenbar nicht. „Gesetz" (eine Begriffsbestimmung fehlt in dem Buch) setzt den Staat voraus: es gibt jedoch Recht lange vor dem Staat: das Gewohnheitsrecht, in der Sippe, Horde, Gemeinde. Das Gewohnheitsrecht aber nimmt nicht eine „Vertheilung" der Machtverhältnisse vor, sondern es gewährt dem thatsächlich Entwickelten die Anerkennung als vernunftnothwendig. Der Verfasser stellt die Sache sich und andern immer so vor, als ob der Staat, der Gesetzgeber tabula rasa vorfinde und nun von oben herunter dem einen diese, dem andern jene Macht „vertheile"; es vollzieht sich aber die Entwickelung gerade umgekehrt: die thatsächlichen Verhältnisse sind vorher da und verlangen Anerkennung; das Schicksal des Vermögens eines Verstorbenen z. B. kann sehr verschieden gestaltet werden: der Nachlaß kann herrenloses Gut werden oder den Nachbarn zufallen oder den Blutgenossen oder letztwilliger oder vertragsmäßiger Verfügung unterliegen; nicht „das Gesetz" nimmt die Machtvertheilung im voraus vor, sondern der Fall tritt ein, er erheischt zwingend praktische Entscheidung; es bildet sich z. B. die Anschauung des ausschließenden Rechts der Blutgenossen auf den Nachlaß, und das Thatsächlich-Geübte, die bloße Sitte, die flüssige „Gepflogenheit" krystallisirt sich dadurch zum Recht, daß die Gesammtheit das Erbrecht der Gesippen als vernunftnothwendig anerkennt.

Es fehlt also an der Würdigung des Gewohnheitsrechts und an der Hervorhebung des Vernunftnothwendigen in der Rechtsordnung. Jedoch bemerke ich ausdrücklich, daß dieser Mangel in der rechtsphilosophischen Grundanschauung ohne störenden Einfluß geblieben ist, nicht nur — wie sich von selbst versteht — auf die später folgende rechtsgeschichtliche Ausführung, auch auf die „Einleitung", in welcher sehr belehrend und überzeugend dargewiesen wird, wie die Entwickelung bestehe in dem Fortschritt aus dem alten Fehde- und Bußenwesen zu dem Gedanken der öffentlichen, vom Staat ausgesprochenen und vollstreckten Strafe.

Man darf den Verfasser zu der ausgezeichneten Arbeit beglückwünschen.

Felix Dahn.

Feuilleton.

Der wunderbare Aufschwung Berlins von einem Städtchen, das zur Zeit des Großen Kurfürsten 6000 Einwohner zählte, zu dem Riesengemeinwesen von heute zeigt sich an seiner jetzigen Einwohnerzahl von 1,624,313 Köpfen. Daß Brockhaus' Konversations-Lexikon, dessen soeben erschienenem zweiten Bande wir dies entnehmen, schon heute die Bevölkerungsziffer vom 1. Januar 1892 mittheilt, ist ein Beweis, daß darin stets die neuesten Daten gegeben werden. Die Redaction muß vorzügliche Beziehungen zu den Behörden haben, um statistische Zahlen aus dem eben erst vergangenen Jahre 1891 zu benutzen, wie die Steuererträge von Berlin (circa 130 Millionen Mark gegen circa 90 Millionen Mark, welche das ganze Königreich Belgien nur aufbringen kann), oder die Bierproduction und -Consumtion u. dgl. m. München allein hat nach dem Brockhaus im Jahre 1890 178,360,000 Liter Bier getrunken, oder den Inhalt eines etwa 300 Meter im Durchmesser großen, 10 Meter tiefen Biersees! Wir sind erstaunt, Thatsachen bereits berücksichtigt zu finden, die erst den letzten Wochen angehören, z. B. das Gesetz über den Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen, oder gar Begriffe, die erst im Entstehen sind, wie „Berufsvereine". Was sind Berufsvereine? Selbst mancher Jurist kann das nicht sagen. Sie sind der Gegenstand einer Gesetzvorlage von großer socialpolitischer Wichtigkeit, welche den Reichstag erst in der nächsten Session beschäftigen wird. In der guten alten Zeit pflegten die Konversations-Lexika dem Fachmann und selbst dem Laien oft nicht viel Neues zu bieten. Das ist nun freilich beim „neuesten Brockhaus" anders. Auf allen Gebieten enthalten die Stichworte dieses Bandes, die wohl über 6000 betragen, erschöpfende Darstellungen des Wissenswerthen; man vergleiche die Artikel Berlin, Banken, Besitz, Bakterien, Bahnhöfe, Bautaxe, Baumwolle, Bier, wie wir sie gerade herausgreifen. Die Biographien sind augenscheinlich von den Lebenden selbst durchgesehen. Nach dem Artikel Beust sind wir gespannt, auf den Artikel Bismarck, der leider noch nicht in diesem Bande enthalten ist.

Was die unübertroffene Eleganz der äußern Ausstattung des Werks betrifft, so haben wir unserm Urtheil über den ersten Band nichts hinzuzufügen. Ueberraschend ist wieder die Fülle correcter Karten, Pläne und interessanter Abbildungen von 58 Tafeln, zu denen noch 222 Textbilder kommen. Die bunten Tafeln sind ein hervorragender Schmuck.

Alles in allem genommen: das Buch ist ein unentbehrlicher Hausschatz für jeden, der auf Bildung Anspruch macht.

— Diejenigen Leser d. Bl., die unsere Besprechungen der auf das Buch „Rembrandt als Erzieher" sich beziehenden Literatur verfolgt haben, erinnern sich vielleicht, daß wir unter den Gegnern des Rembrandt-Mannes auch einen anonymen Verfasser, der sich als ein niederdeutscher Bauer bezeichnete und unter dem Titel „Est Est Est" seine kritischen Randbemerkungen zu „Rembrandt als Erzieher" veröffentlichte, aufgeführt haben. Derselbe Autor tritt uns nunmehr in einer zweiten Flugschrift mit dem Titel: „Halt — mehr rechts! Ein Wort zur Abwehr unwürdiger Fremdherrschaft. Von einem niederdeutschen Bauern" (2. Auflage, Dresden, Pierson, 1892), entgegen, in der er seine Ansicht, daß unser gegenwärtiges Kunsttreiben durch die Anlehnung an ausländische Vorbilder zur Beseitigung unserer nationalen Selbständigkeit und Größe führen müsse, zu erweisen sucht. Er verwirft in ihr die Bestrebungen der sogenannten Freilichtmaler, als deren Führer in Deutschland er Uhde bezeichnet, ergeht sich in heftigen Angriffen auf die Unternehmungen der freien Bühne in Berlin und stellt die Werke eines Zola, Ibsen und Tolstoi als die schlimmsten Ausgeburten der falschen, modernen Kunsttheorien hin. Auf diese Weise wird er von selbst, vielleicht ohne es zu wollen, zu einem „laudator temporis acti", der unsern heutigen Künst-

lern und Dichtern nachsagt, daß sie Kunst und Dichtung mit eifrigem Geschick herunterbringen, indem sie die Höhen des Parnasses in einen Schmutzhaufen verwandeln. Wir glauben jedoch nicht, daß er mit seinen, wie wir zugeben wollen, wohlgemeinten Warnungen irgendetwas ausrichten wird. Denn was er als Begründung seiner Ansicht von der falschen Richtung unserer Kunst vorbringt, ist, soweit es Berechtigung hat, von andern längst weit besser gesagt worden. Seine selbständigen Ausführungen aber beruhen auf einer ungenügenden Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse und ermangeln der nöthigen Klarheit. So verschiedene Männer wie Zola, Ibsen und Tolstoi in einem Athem zu nennen und von ihren Jüngern zu behaupten, daß sie die wahre Poesie „nur in der gemeinen Wirklichkeit, in ihrer armseligsten Gestalt, in ihren widerlichsten Ausläufern" erblickten (S. 23), ist doch ein starkes Stück. Man muß annehmen, daß der Bauer entweder die genannten Werke nicht selbst gelesen, oder, wenn er sie gelesen, misverstanden hat, sonst bleibt es unverständlich, wie er zu solchen gewagten Behauptungen kommen konnte. Es trifft ihn daher derselbe Vorwurf der Parteilichkeit, den er den heutigen Kunstkritikern macht: auch er legt den genannten Schriftstellern Ansichten unter, die sie nie gehabt haben. Sollen wir also unser Urtheil über seine Arbeit zusammenfassen, so müssen wir sie für ebenso überflüssig erklären, wie uns seine Broschüre „Est Est Est" erschienen ist.

— Von dem Verleger R. Lutz in Stuttgart wird das Erscheinen einer ersten deutschen Gesammtausgabe der vorzüglichsten Mark Twain'schen Schriften in 25 Lieferungen angekündigt. Sie umfassen folgende Werke: „Tom Sawyers Abenteuer und Streiche"; „Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten"; „Leben auf dem Mississippi"; „Nach dem fernen Westen"; „Unter Gold- und Silbergräbern"; „Skizzenbuch"; „Europäische Reisebilder".

— Von Fritz Lemmermayer erscheint demnächst im Verlage von R. Claußner in Leipzig eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Im Labyrinthe des Lebens".

— Der Verlag von Freund u. Jeckel in Berlin kündigt das Erscheinen in Buchform der Novelle: „Francesca von Rimini" von Wildenbruch an.

— Eine neue vollständige Ausgabe der sämmtlichen Romane von Charles Dickens in der Uebersetzung von Paul Heichen wird im Verlage von Albin Schirmer in Naumburg a. S. vorbereitet. Die bisher erschienenen Lieferungen enthalten den Roman „Aus zwei Millionenstädten".

Bibliographie.

Bauer, E., Caveat populus! (Deutsches Volk, sei auf der Hut!) Wider den „neuen Kurs". Leipzig, R. Werther. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bernatzik, E., Republik und Monarchie. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Bernhard, Marie, Der Zeuge. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Bersohn, M., Martinus Theophilus Polak. Ein Maler des XVII. Jahrhunderts. Frankfurt a. M., J. Baer u. Comp. Gr. 4. 4 M.

Bernna, A., Darf die Frau denken? Minden i. W., W. Köhler. Gr. 8. 60 Pf.

Bliß, P., Der verlorene Sohn. Berliner Sittenbild. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Bloomfield, Baronin Georgiana, Mittheilungen über europäische Höfe und deren Diplomatie seit 1842, aus dem Englischen von J. Goeken. 2. Bd. Berlin, C. Malcomes. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Boy-Ed, Ida, Lea und Rahel. Roman. Leipzig, C. Reißner. 8. 4 M.

Collet, F., Das Porträt. Schwank. Münster i. W., A. Russel. 12. 50 Pf.

Crawford, F. M., Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien, aus dem Englischen von Therese Höpfner. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Cretschmar, Skizzen aus Spanien. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 1 M. 20 Pf.

Dahn, F., Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. Nebst Anhang: Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 12. 4 M.

Engelstedt, N. v., Ein geschichtlicher Rückblick auf die deutsche Kolonisation in Afrika und Melanesien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Elster, O., Das Armenhaus zu Dibbesdorf. Roman. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Erbe, K., Randbemerkungen zu Dr. Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten. Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8 50 Pf.

Freitag, O., Zehn Jahre im dunklen Afrika. Reiseabenteuer eines deutschen Arztes und einer jungen Dame unter den Negerstämmen des schwarzen Erdtheils. Illustrirt von Max Henze. 1. Bd. Dresden, H. G. Münchmeyer. 12. 1 M.

Friedrich, H., Verschiedene Weltanschauungen. Soziales Bild. Leipzig, Leipziger Volksbuchhandlung. 12. 25 Pf.

Gerhardt, D. v. (G. v. Amyntor), Der Veteran. Erlebtes und Erträumtes. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Gerlach, Goethe als Sozialpolitiker. Ein Beitrag zur Beurteilung der sozialen Frage. Dessau, R. Kahle. Gr. 8. 50 Pf.

Grelling, R., Gleiches Recht. Soziales Drama. Berlin, H. Steinitz. 8. 2 M.

Grimm, E., Der deutsche Protestantismus und die Ideale unsres Volks am Anfang und Ausgang unsres Jahrhunderts. Vortrag. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Hackländer, F. W., Am Kamin. Illustrirt von F. Lipps und O. Rauth. Stuttgart, C. Krabbe. 8. 3 M.

Holaus, F., Alpenrosen, dramatische Gedichte. Wien. (Leipzig, Literarische Anstalt A. Schulze.) 16. 40 Pf.

Jacobowski, L., Klinger und Shakespeare. Ein Beitrag zur Shakespearomanie der Sturm- und Drangperiode. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 2 M.

Kegel, H., Aus Deutschlands Trauertagen. Gedichte. Kattowitz, G. Siwinna. 8. 25 Pf.

Keiter, H., Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Köln, J. P. Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Lieder eines Semiten. Hamburg, A. Goldschmidt. 8. 70 Pf.

Lindner, G. A., Johann Amos Comenius, sein Leben und Wirken. Neu herausgegeben mit Ergänzungen und einem Anhang: Goldene Regeln des Comenius über Erziehung und Unterricht von W. Böttcher. Wien, A. Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Lipps, T., Aesthetische Faktoren der Raumanschauung. Hamburg, L. Voss. Gr. 8. 3 M.

Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen (mit Porträts). V. Freiherr Detlev von Liliencron. Von O. J. Bierbaum. Leipzig, W. Friedrich. 8. 1 M.

Manuela, M., Rudolf von der Wart. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Moltke's militärische Werke. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. I. 1. Thl. Militärische Korrespondenz. 1. Thl. Krieg 1864. Mit 1 Uebersichtskarte und 2 Handzeichnungen Moltke's. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Müller, G. A., Nornagest. Aus Walhallas letzten Tagen. Drama aus der nordgermanischen Urzeit. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 1 M. 80 Pf.

Ortwein, F., Deutsche Weihnachten. Der Weihnachtsfestkreis nach seiner Entstehung, seinen Sitten und Bräuchen deutscher Völker. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Pastor, W., Donatello. Eine evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet. Gießen, E. Trenckmann. 8. 2 M.

Peiper, W., Johann Amos Comenius, der große Schulmann Posens. Vortrag. Koschmin. (Krotoschin, U. Friede.) 12. 75 Pf.

Peitz, R., Die Parteien im deutschen Reichstag. Ihre Entstehungen, Entwickelungen und Bestrebungen. Flöha i. S., A. Peitz u. Sohn. 8. 1 M. 25 Pf.

Philippson, M., Gesammelte Schriften. 1. Abth. Roman. 2. Bd. Sepphoris und Rom. Ein historischer Roman aus dem 4. Jahrhundert. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Praga, M., Eine ideale Frau. Schauspiel. Deutsch von M. v. Borch. Berlin, H. Steinitz. 8. 2 M.

Rau, J., Das Lebens- und Welträtsel. Ein philosophisches Volksbuch. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Reimann, E., Abhandlungen zur Geschichte Friedrichs des Großen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Reinfels, H. v. (Hans v. Januszkiewicz), Die Sitte. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Rethwisch, E., Ariadne. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Sänger, V. E., Das Singspiel der Zarin. Operette von M. Transil und E. Jacobson. Musik von V. E. S. Text der Gesänge. Leipzig, C. A. Koch. 12. 50 Pf.

Schmachtenberg, C., En Frend on Leid. Plattdeutsche Gedichte in niederbergischer Mundart. 2. Bd. Langenberg, J. Joost. 8. 3 M.

Schmitt, R., Die Gefechte bei Trautenau am 27. und 28. Juni 1866. Nebst einem Anhang über moderne Sagenbildung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Schneider, P., Ueber das Darstellungsvermögen der Musik. Eine Untersuchung an der Hand von E. Hanslick's Buch „Vom Musikalisch-Schönen". Oppeln, E. Franck. 8. 3 M.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 7. Jahrgang. 1891. Herausgegeben von H. Delbrück. München, C. H. Beck. Gr. 8. 8 M.

Schultz, E., Die Ketten der Gesellschaft. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Trais, F. v., Wetteraner Sang und Klang. 30 neue Gedichte in Wetterauer Mundart, als Fortsetzung der Heimathsklänge aus der Wetterau. Gießen, E. Roth. 8. 1 M.

Verdier, M. F., Die Römerin. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Vogler, C. H., Der Bildhauer Alexander Trippel aus Schaffhausen. 1. Hälfte: Die Lebensgeschichte mit dem Porträt Trippels nach Clemens u. Schulze und einer Schlussvignette. Schaffhausen, C. Schoch. Gr. 4. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Werke
von
Friedrich Bodenstedt.

Einkehr und Umschau.
Neueste Dichtungen. 5. verm. Aufl. 8°.
In höchst eleg. Mosaikband 6 M.

Der Sänger von Schiras.
Hafisische Lieder. 3. Aufl. 8°. Geb. 6 M.
Diam.-Ausg. eleg. geb. 5 M.

Das Herrenhaus im Eschenwalde.
Roman. 3 Bde. 8°. 6 M.

Aus deutschen Gauen.
Erzählungen. 4. Aufl. 8°. 2 M.

Vom Hofe Elisabeths und Jakobs.
Erzählungen. 4. Aufl. 8°. 2 M.

Kleine Geschichten aus fernem Land.
8°. 1 M.

Nach Ableben dieses bedeutenden deutschen Dichters wird das Interesse für seine Werke aufs neue wachgerufen. Dieselben werden aufs wärmste zur Anschaffung empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.
Neue vollständige Ausgabe.
Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**
Zweite Auflage.
8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.
(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)
Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Unter dem weißen Adler.
Roman von
Gregor Samarow (O. Meding).
Vier Bände.
Preis geheftet M. 12. —; fein gebunden M. 14. —

Dedi.
Roman von
Theodor Zingeler.
Zwei Bände.
Preis geheftet M. 6. —; fein gebunden M. 7. —

Die Taube auf dem Dache.
Roman von
Ernst Wichert.
Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cours abrégé
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.
Ouvrage rédigé d'après
Bougeault, Paris, Albert, Demogeot
par **M. Asmus.**
Quatrième édition.
8. Geh. 1 M. 80 Pf.
Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur hat sich in zahlreichen Schulen und Privatinstituten rasch eingebürgert, sodass binnen wenigen Jahren die vierte Auflage erscheinen konnte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.
Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.
Uebersetzt von
F. A. Gelbcke.
Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**
Drei Theile. Geh. 15 M.

Inhalt.

I. Campaspe. — Eduard II. — Volpone oder der Fuchs. — Die spanischen Zigeuner.
II. Fortunatus und seine Söhne. — Der englische Reisende. — Appius und Virginia. — Ein König und kein König.
III. Die beiden edlen Vettern. — Der römische Mime. — Mynheer Jan van Olden Barneveld. — Ein gebrochenes Herz.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten. In den mit ausführlichen biographischen Notizen versehenen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama ist der Einfluß, welchen Shakespeare von seiner literarischen Umgebung erfuhr und auf dieselbe übte, deutlich nachgewiesen; in Verbindung mit der allgemeinen Einleitung enthalten sie außerdem eine Geschichte des englischen Dramas jener denkwürdigen Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Torin.
Roman in drei Theilen
von
Graf P. A. Walujew.
Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.
Zweite Auflage.
Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.
Ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs.
Die zweite Auflage ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (früher geh. 18 M., geb. 21 M.).

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**
ca. 1 Million Flaschen.
Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 21. — 26. Mai 1892.

Inhalt: Das weimarer Theater. Von Heinrich Bulthaupt. — Ein geschichtlicher Roman. Von Adolf Fleischmann. — Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Neue Dramen. Von Leonhard Lier. — Dramaturgische Schriften. Von Friedrich Kummer. — Zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Von Walther Schultze. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Das weimarer Theater.

Im vorigen Jahre erschien, von dem großherzoglich sächsischen Archivdirector Dr. C. A. H. Burkhardt herausgegeben und mit einer Einleitung (vom December 1890) versehen, als erster Band der Litzmann'schen „Theatergeschichtlichen Forschungen": „Das Repertoire des weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817". Die von der Familie Genast gesammelten Theaterzettel, sechs Bände, die sich auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar befinden, bildeten die Hauptquelle der Sammlung, die aus dem „rechnerischen Material" der „Portabücher", aus Aufzeichnungen von Goethe's Schwager Vulpius, aus einigen Journalen und aus den unveröffentlichten Tagebüchern Goethe's ergänzt wurde. Das eigentliche Theaterarchiv galt in seinem wesentlichsten Bestande damals für verloren; selbst das Material, das im Jahre 1863 der Schriftsteller Pasqué für sein vielgelesenes, wenig zuverlässiges Buch „Goethe's Theaterleitung in Weimar" benutzt hatte, war verschwunden. Da hieß es denn sich bescheiden und dem Herausgeber für seine mühe- und werthvolle Arbeit doppelt dankbar sein. Er lieferte der Theatergeschichte mit seiner simplen Statistik ein brauchbares und lange entbehrtes Material. Denn seine beiden Verzeichnisse der aufgeführten Stücke, das chronologische und das alphabetische, sprechen ohne weitere Zusätze schon allein für sich eine beredte Sprache. Und daß er sich in seiner Einleitung möglichst kurz faßte, war schließlich noch ein Glück, denn der große Dichter, dem die Veröffentlichung galt, hatte sich dem fleißigen Sammler wenigstens in einer Beziehung nicht als Erzieher erwiesen: der Darstellung Burkhardt's fehlt aller und jeder Reiz, und selbst sein Deutsch ist das fragwürdigste der Welt. Er hält das Publikum nicht für „geeigenschaftet, eine materielle Stütze für das Geplante abzugeben". Er spricht von dem gesammten deutschen Bühnenleben, „dem die ganze Tragweite Goethe'scher Muse erst in spätern Jahren zu gute kam". Er sagt von Lauchstädt: „Dort verkehrte das hocharistokratische Element, weil ein Luxus- und Modebad neben einer berühmt gewordenen Heilstätte sich aufgethan hatte und der fröhliche Landmann und Sonntagsgast auch seinerseits den Theaterfreuden in herkömmlicher Weise sich hingeben wollte." Er construirt sogar: „Hier war es, wo Goethe es wagte, daß er an dreiundvierzig Spieltagen funfzehn Stücke von sich geben ließ." Genug!

Diese fleißige Arbeit hatte die Presse bereits verlassen. Da verkündete (es war am 8. Mai 1891) Herr Professor Suphan in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft, es habe sich ein beträchtlicher Theil des alten Theaterarchivs in der sogenannten weimarer „Bastille" gefunden: achtundsiebzig Bände und Fascikel! Für die Hörer eine Festfreude in jedem Sinne, denn eben feierte die classische Residenz den Tag und die Woche, da vor hundert Jahren mit Goethe's Prolog und Iffland's „Jägern" das ständige Theater unter des Meisters Oberleitung seine Pforten geöffnet hatte. Die Proben, die der Redner der bewegten und beglückten Versammlung gab, steigerten das begreifliche Verlangen, baldmöglichst in den vollen Besitz der Schätze zu gelangen, nur um so mehr. Aber noch ein volles Jahr hat vergehen müssen, bis sie gesichtet und wohlgeordnet aus dem Dunkel der Werkstätte an den Tag gebracht und allen zur Schau gestellt werden konnten. Dieser Arbeit hatte sich Herr Dr. Julius Wahle unterzogen, und in den Schriften der Goethe-Gesellschaft, im sechsten Bande, liegt sie fertig vor uns.*) „Das weimarer Hoftheater unter Goethe's Leitung" ist ihr Titel, und wenn sie den Anspruch auf Vollständigkeit nicht erhebt und erheben kann, wenn sie nichts weiter als nutzbare und lesbare Beiträge zur Geschichte des weimarer Theaters geben will, so darf sie sich das Verdienst zu-

*) Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan. Sechster Band: Das weimarer Hoftheater unter Goethe's Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1892.

schreiben, das Wichtige vom Nichtigen klug gesondert, alles sub specie aeterni betrachtet und ein schönes helles Licht auf das geistige Leben jener großen Zeit, vor allem aber auf das olympische Antlitz Goethe's geworfen zu haben.

In der That schimmert der Gedanke, daß „Goethe's Persönlichkeit die Einheit des Dargebotenen bilde"; überall durch. Und wieder ist es ein Zug, der den Eingeweihten längst vertraut, der großen Menge an dem Dichter immer noch fremd, in goldigster Beleuchtung hervortritt: seine Gewissenhaftigkeit, sein Fleiß, seine heilige Pflichttreue. Es klingt so dürftig, wenn Clemens Brentano im Jahre 1811 von Goethe in seiner Stellung zum weimarer Theater und der Schule, die er dort bildete, sagt, daß er „auch hier wie überall, ruhig, einsichtsvoll und redlich nach bestem Gewissen und Vermögen für seine Zeit gearbeitet" — und es ist doch so erstaunlich viel. Die Zeit der tollen, bunten Jugendlust, die sich nur im Wechsel glücklich fühlte, war für ihn längst dahin, als er sich, halb gegen seinen Willen und wol ohne rechten Glauben, bestimmen ließ, die Geschäfte des Theaters zu leiten. In den ersten Tagen seines weimarer Aufenthalts ergötzten ihn die Freuden des Liebhabertheaters. Er selbst war Orest in der „Iphigenie", Wilhelm in den „Geschwistern". Aber im Jahre 1783 hatte er es schon gründlich satt, der „Großmeister der Affen" zu sein — und nicht er, sondern Karl August und die theaterlustige Herzogin-Mutter waren es, die einen Versuch nach dem andern unternahmen, eine Schauspielertruppe in Weimar zu fesseln, und endlich zur Gründung eines eigenen Theaters schritten, mehr aus finanziellen als aus künstlerischen Motiven. Denn der Director Bellomo, der am 1. Januar 1784 mit seiner schlechten Gesellschaft in Weimar einzog und sich durch sechs Jahre zu behaupten wußte, konnte ohne die Unterstützung des Hofs nicht leben, und dem Herzog schien es auf die Länge besser, selber den Versuch zu machen, Schauspieler zu engagiren, „damit er in der Gewalt behalte, so viel anzuwenden, als sein Beutel bequem bestreiten könne". Sie zu leiten, suchte er einen „stillen, folgsamen Menschen"; der sollte bald der leipziger Director Franz Seconda, bald der Schauspieler Einer (der erste Posa in Weimar) sein, und endlich wurde es Goethe. Weder der Herzog, noch sein genialer Freund konnten ahnen, welches Heil der deutschen Kunst aus dieser halb zufälligen Ernennung erblühen sollte. Denn in welcher Gemüthsverfassung der Dichter immer das neue Amt übernahm und wie wenig ihn im innersten Grunde seine Natur zum Drama und zum Theater leukte, so trug doch alles, was er angriff, tausendfältige Frucht. Sein Name allein schon lockte die Schauspieler herbei. Sie kamen (wie heutzutage) zumeist aus Oesterreich: der Regisseur Fischer, Malcolmi mit zwei Töchtern, deren eine die Gemahlin des Pius Alexander Wolff wurde, Christiane Neumann, Domaratius (der Sprecher des Prologs am Eröffnungstage, dem 7. Mai 1791); und nun konnte das große Werk beginnen, das in unablässiger Arbeit, bald von Schiller unvergleichlich gefördert, die Kunst der Bühne auf eine stolze Höhe hob.

Die Anfänge waren bescheiden genug. Kotzebue und Iffland beherrschten das Repertoire, und der Stil ihrer Arbeiten beeinflußte wieder die Spielweise der Darsteller. Auch das blutige Pathos der Ritter- und Räuberstücke und die krankhaften und krampfhaften Zuckungen der Sturm- und Drangtragödien vermochten einen künstlerischen Stil nicht zu zeitigen. Hier und dort war die Frucht lediglich ein charakterloser Naturalismus — die Schauspieler redeten entweder ohne Haltung und Individualisirung die platte Sprache des täglichen Lebens, oder sie gefielen sich in einer maßlosen, ebenso vagen als rohen Leidenschaftlichkeit. Vergebens hatte Goethe sich bemüht, den großen Schröder zu einem Gastspiel von Hamburg nach Weimar zu locken. Er kam nicht. Aber schon Iffland, der nach allem, was wir wissen, Schrödern an Wahrheit und schlichter Größe der Darstellung nicht entfernt erreichte, galt dem Dichter für einen so vollkommenen Beherrscher seiner Kunst, daß er alles daran setzte, ihn zu einem Gastspiel zu bewegen, um an dem glänzenden Vorbild seine Mitglieder zu schulen. Der Meister der Conversation und der virtuosenhaften Kleinarbeit gefiel außerordentlich — nur, wie bekannt, dem scharfblickenden Schiller nicht —, und von seinem Gastspiel (im Frühjahr 1796) datirte Goethe eine Epoche seines Theaters. „Von dieser Zeit an haben mehrere unserer Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Vielseitigkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht." Aber der Dichter blieb nicht dabei stehen. Es war nur eine Staffel, die erste, über die er seine Jünger allmählich, je mehr er schaffend selbst seinen Genius in die reinsten Formen faßte, hinauszuheben suchte. Schon seit dem Beginn seiner Theaterleitung hatte er der Pflege des Wortes seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt und die Vernachlässigung desselben, das zu leise Sprechen insbesondere, mit Rügen und Strafen geahndet. Je herrlicher sich nun im Laufe der Jahre das gehobene Dichterwort auf der Bühne ausbreitete, je mehr sich die Künstler an den Vers gewöhnten, desto bedeutendern Nachdruck legte Goethe auf seine Ausbildung, und so entwickelte sich denn allmählich (wie man den Tadlern, unter denen sehr verständige Leute waren, wol glauben muß) jene musikalische Declamation, die die weimarer Schule in Verruf brachte, und, in engem Bunde mit ihr, eine manierirte Mimik, eine statuarische Körperbewegung, die sich zwar von der Natur ganz weit, ebenso weit aber auch von der Wahrheit und, wie die Kritiker wissen wollen, auch von der Schönheit entfernte. Es mag sein. Der große Mann war eben im Grunde doch kein Mann der Bühne. Begünstigte er doch auch im Repertoire ein Werk wie August Wilhelm Schlegel's „Jon" und den abgeschmackten „Alarcos" seines Bruders Friedrich, dessen Fiasco Schiller so sicher geweissagt hatte. Es waren Verirrungen nach der Seite des Stilistischen, und Goethe war, als er ihnen

nachging, schon ein alternder Mann. Aber verkenne wer mag auch in diesen Uebertreibungen den läuternden Einfluß, den der Unsterbliche von der Bühne auf Leben und Gesittung der Hörer und Darsteller erwartete. „Ein heiliger Bezirk war ihm die Scene." Von der Roheit des Impressionismus wollte er sie mehr und mehr auf den einsamen Gipfel führen, auf dem er selbst sein harmonisches, ganz im Schönen gelöstes Dasein lebte. Und wer von seiner „Schule" nur in diesem Sinne zu reden weiß, der mag daran erinnert sein, daß die Weimarer, als sie, recht in der Blüte ihres Könnens, in schwerer Zeit in Leipzig gastirten, im Jahre 1807, mit dem „Tasso", dem „Götz", dem „Carlos", der „Stuart", der „Jungfrau", einen über alles Erwarten glänzenden und enthusiastischen Erfolg errangen. Ein unbeeinflußtes, nichts weniger als unkritisches Publikum genoß dort mit vollen Zügen, in reiner Schale credenzt, den castalischen Quelltrunk unserer herrlichsten Poesie, und Dichtungen und Darsteller schienen ihm unzertrennlich.

Aber nicht in künstlerischer Beziehung allein — auch in jeder andern verwaltete er das ihm so oft durch alle möglichen Kabalen verleidete Amt mit rührender Treue. In den kleinsten Winkeln der Verwaltung macht er sich zu schaffen. Er sucht eine Ehre darin, ein guter Haushalter zu sein — ein Defizit kannte er nicht. Er empfiehlt einer Schauspielerin, die für Iffland's „Elise von Valberg" ein neues Kleid fordert, sich auf jeden Fall mit dem weißatlassenen in der Theatergarderobe zu behelfen. Er fordert von all seinen Schauspielern, daß sie sich zu Statistendiensten verbinden, und hält auf die strengste Einhaltung ihrer contractlichen Pflichten. Als Oels eine ihm überwiesene Rolle zurückschickt, wird ihm die Gage vorenthalten, und als die anmuthige Wilhelmine Maas ohne Goethe's Erlaubniß in Berlin gastirt, erhält sie nach ihrer Rückkehr ohne Gnade acht Tage Hausarrest mit einer Schildwache vor der Thür, die sie selbst bezahlen muß. Und wo er kann, rührt er an das moralische Gefühl seiner Schutzbefohlenen und hebt sie über die Enge ihrer kleinlichen Interessen hinaus. Als sich Genast einmal in Lauchstädt, da er bereits als Zuschauer im Theater saß, geweigert hatte, auf das Ersuchen des Regisseurs Vohs (des ersten Max Piccolomini und Mortimer) eine Statistenrolle in Martin's „Baum der Diana" zu übernehmen, mahnt er (im Juli 1796) die Streitenden an die Noth und Gefahr, in der ganz Deutschland schwebt, ruft sie zum Frieden, zur Ueberwindung ihres Kleinigkeitssinns, und hofft, „daß nur ein Geist künftig die Gesellschaft beleben werde". So erzieht er, der im Leben so Milde, Nachgiebige, oft rücksichtslos und hart, aber stets gerecht, alles um sich herum, und wie er die größte Treue, die strengste Sittlichkeit von andern fordert, so hielt er sich selbst in all den Fährlichkeiten, die seine Stellung ihm nahelegte, rein und unbefleckt. Er selbst deutet an anderer Stelle einmal an, womit er zu kämpfen hatte: mit seiner eigenen leidenschaftlichen Natur, mit dem Entgegenkommen dieser und jener Künstlerin — wie groß erscheint der Charakter dieses Mannes, der wie ein Rinaldo durch diesen Zaubergarten unversehrt schritt! Und zuguterletzt sollte es doch noch einer Armide gelingen, ihn zu Fall zu bringen, wenn auch im andern Sinne: zwar wich Goethe, wie sattsam bekannt, dem Pudel des Aubry du Mont-Didier, aber Karoline Jagemann, des Herzogs Geliebte, war es gewesen, die das Thier auf ihn gehetzt. Am 13. April 1817 enthob Karl August „den sehr werthen Herrn Geheimrath und Staatsminister" von „denen Geschäften der Hoftheaterintendanz".

Dies alles und mehr bietet uns das treffliche Buch. Schiller's hohe Gestalt hebt sich des Oeftern groß aus ihm empor, Napoleon erscheint als ein „sehr hoher und bedeutender Theaterkenner". Vieles erinnert uns an heute. Dieselben Kämpfe wie jetzt galt es auch damals zu bestehen. Wenn der Herausgeber Goethe's Urtheil über die Wiederherstellung der Shakespeare-Bühne anführt, dann denken wir unwillkürlich an München, und was er selbst über den Naturalismus sagt, ist so schön, daß es zum Schlusse mitgetheilt werden mag:

„Kunst und Natur sind durch eine himmelweite Kluft voneinander getrennt. Die Natur bietet nur die äußere Seite der Dinge dar; nicht diese hat der Künstler oberflächlich wiederzugeben. Von dem durch Zufall und Ungefähr beeinflußten Charakteristisch-Individuellen der Außenseite soll er in die Tiefe dringen zum Allgemeinen, Ewig-Organischen, und dem Dargestellten einen Gehalt, eine Form geben, die es natürlich, zugleich aber auch übernatürlich erscheinen lassen. Die nackte Naturwirklichkeit und die schöne Kunstwahrheit streiten um die Palme. Der gesetzlose, von einem blinden Triebe beeinflußte Künstler folgt jener, dieser aber huldigt der echte gesetzgebende Künstler. Er hebt die Kunst zum höchsten Gipfel, jener führt sie herab zur niedrigsten Stufe."

Geben es die Götter, daß diese Einsicht bald wieder die allgemeine werde!

Heinrich Bulthaupt.

Ein geschichtlicher Roman.

Von dem Hohenstaufe am Rheine. Roman aus dem 16. Jahrhundert von Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow. Gotha, F. A. Perthes. 1892. 8. 7 M.

So oft uns ein guter historischer Roman in die Hand kommt, drängt sich uns immer dieselbe Wahrnehmung auf: weit mehr als der Geschichtschreiber vermag der Dichter uns ein klares und — was die Hauptsache ist — ein weniger in das Gedächtniß, als in die ganze Seele und das Gemüthsleben eindringendes und festhaftendes Bild vergangener Begebenheiten und Zustände zu malen. Be-

schäftigt sich nun der Roman mit Zeitabschnitten, wie das 16. Jahrhundert, mit der Ketzer- und Hexenverbrennung, mit der Zeit des Hexenhammers, des entstellten Christenthums, des Zweifels über die höchsten und letzten Dinge und des aus ihm sich erhebenden, aber ihn dennoch nicht tödtenden religiösen Fanatismus, so finden wir jene Wahrnehmung um so mehr bestätigt, wenn unser Gedächtniß aus Tausenden von Zeugnissen sich erinnert, daß alles, was der Roman erzählt, in seinen thatsächlichen Grundzügen wahr ist, mag auch immerhin der einzelne Vorgang vom Dichter erfunden sein. Ja, wir müssen sogar gestehen: es ist nicht nur gewesen, was wir von jener Zeit erfahren, sondern es lebt in gewissen Zügen noch fest bis heute. Nicht alles ist todt, was begraben ist.

Die Dichterin des „Hohensteines" hat ein Stückchen jener Zeit gleichsam unter das Mikroskop gestellt. Bis in das Innerste der Seelen hinein läßt sie uns blicken, der Einzelnen sowol, wie auch des Volks. Frau Regine von Hohenstein, eine Frauengestalt, wie sie uns kaum sympathischer erscheinen kann, so lange nicht das Schrecklichste über sie hereinbricht, sodaß selbst ihre starre Strenggläubigkeit uns nicht gegen sie einzunehmen scheint, wird Witwe. Die Protestanten haben ihr den Gemahl erschlagen. Aber ihr Sohn wird auch Protestant und heirathet ein wunderholdes, ebenfalls protestantisches Mädchen; obgleich Ketzerin, heißt sie doch in der Umgegend die Maienblume. Der hohe Rath von Bacherach bringt das ketzerische Paar in den Katzenthurm, auf die Folter und auf den Scheiterhaufen. Frau Regine vergibt dem Sohne den Abfall von ihrer Kirche nicht und thut nichts zur Rettung der Kinder, während es ihr ein Leichtes gewesen wäre, dem freilich ebenfalls zum Lutherthume übergetretenen Pfalzgrafen Ott-Heinrich aus der Nachbarschaft zur Hülfe herbeizurufen. Erst eine arme katholische Frau aus dem Volke holt ihn, aber er kommt mit seinen Reisigen zu spät. Auf dem Richtplatze erscheint endlich die Mutter, um von den Unglücklichen Abschied zu nehmen, vielleicht auch, um ihnen zu vergeben. Aber dies Wort kommt nicht über ihre Lippen; eine Ohnmacht Reginens, die erste in ihrem Leben, läßt sie zu den Füßen des Sohnes niedersinken, nachdem er zu ihr gesprochen. Er selbst erkennt in der stummen Verzweiflung seiner Mutter ihre Vergebung. Anders konnte wol die Dichterin den Knoten, den sie um die Heldenseelen der Mutter und des Sohnes geschlungen hat, nicht lösen und wir müssen uns mit dem Schleier begnügen, den sie über die Scene legt. Das katholische Volk aber, welches den Scheiterhaufen umstand und in dem es jetzt gärt und kocht, schlägt den Stadtschreiber Hähnlein, den Urheber der Hinrichtung, auf dem Richtplatze mit den Scheiten des Holzstoßes todt, auf dem Wolfram und sein Weib geendet hatten und der noch ein weiteres Opfer forderte.

Das sind nur wenige Beispiele, gewissermaßen Anfang und Ende des Romans, und wir bezweifeln, daß ein Geschichtsstudium uns in den Stand setzen würde, mit dem Gemüthe so tief in die Zustände der Familien und des Volks jener Zeit hineinzublicken. Dazu kommt, daß der Uebertritt zur neuen Lehre seitens Wolfram's, des Benedictus, Hauskaplans der Hohensteiner, und Reginens Tochter, Agnes, noch unter einem andern Zeichen, nämlich unter dem Zeichen der Liebe sich vollzieht. Wir wollen nicht sagen, daß die Dichterin hierdurch die Kraft der theils religiösen, theils aber auch philosophischen und politischen Ueberzeugung habe abschwächen wollen, aber sie läßt doch ihre Helden unter diesem Zeichen der Liebe siegen und nicht unter dem der dogmatischen Scheinwahrheiten und Scheintriumphe auf dem Schlachtfelde theologischer und politischer Kämpfe. Dieser schöne Zug, verbunden mit der Traumvision, deren das Mutterherz Reginens gleichsam unbewußt doch noch fähig ist und in dem sie die Kinder vor dem Richterstuhle Gottes im Glanze des Himmels, nicht im Pfuhle der Hölle schmachten, sondern als selige Engel schweben sieht, versöhnt uns mit dem Schauern und Grausen, welches die Dichterin über uns darin ausgießt. Frau Regine hat nur *eine*, wenn auch hohe und erhabene Liebe, aber sie hat nicht *die* Liebe. Deshalb bricht sie zusammen, als die Protestanten ihren Mann erschlagen und den Gegenstand jener Liebe ihr entrissen hatten.

Man könnte versucht sein, zu fragen, ob es denn Sache der Kunst sei, sich mit solchen Greueln wie Folterkammern und Scheiterhaufen zu beschäftigen; aber richtiger werden wir fragen: was *will* der Künstler? Und hat er die gottbegnadeten Mittel und die Kraft, das, was er *will*, künstlerisch zu gestalten, so ist er bei jener Stoffwahl in seinem Rechte. Daß unsere Dichterin jene Mittel hatte, beweist sie uns auf jeder Seite ihres Buchs. Gleiches gilt auch für die von ihr gewählte breite epische Form des Stils mit seinen Anklängen an die vergangene Zeit, denn in jeder Vergangenheit an sich liegt schon Poesie.

Frau von Rothenburg hat mit diesem Romane ihre schriftstellerische Thätigkeit geschlossen; sie ist bald nach seiner Vollendung gestorben, nachdem sie der Literatur in Erzählungen und Novellen viel Schönes, Geist und Herz Erfrischendes geschenkt hatte. Wir sind um eine Vorkämpferin gegen die materialistische Richtung unserer neuen Romanliteratur und ihrer widergöttlichen Weltanschauung ärmer geworden. Und in keiner ihrer Schriften verfällt sie etwa in jene frömmelnde orthodoxe Lobpreisung des Lutherthums; im „Hohensteine" schafft sie für den Geist echt christlicher Liebe eine besondere Figur in der Person des Schloßkaplans, jenes Benedictus. Er ist es, der die edle, aber unbeugsam kirchlich- und glaubensfeste Frau Regine, wenn auch ohne Erfolg, zur Milde mahnt. Die Spitze des Romans ist nicht gegen das römische Dogma gerichtet, sondern gegen den Glaubensfanatismus und die aller christlichen Liebe und Gesetze spottende Grausamkeit in der Verfolgung der Bekenner der lutherischen Lehre. In diesem Sinne hält er sich frei von Parteileidenschaft und es muß als ein sehr glücklicher Zug hervorgehoben werden, daß er kaum je das Gebiet der Thatsachen verläßt und

erst am Ende dem Helden die tief ergreifenden Worte in den Mund legt, die er seinen Richtern vom Holzstoße herab zuruft: „Wohlan, ich lade euch zu Gericht vor Gottes Thron am jüngsten Tage! Weichet nur zurück und verfärbt euch! Wohin ihr flieht — ihr seid geladen; wessen ihr euch trösten möget, ihr seid geladen! Ob ihr wachet oder schlafet, esset oder trinket, lebet oder sterbet, immer tönt es euch in den Ohren: ihr seid geladen!"

In demselben Maße, wie sich unsere Zeit aus jenen versunkenen Anschauungen des Christenthums herausgearbeitet und diesem in den breitesten Schichten des Volks durch eine glückliche Indolenz gegen den Confessionalismus eine würdigere Stätte im Reiche socialer Bestrebungen und Schöpfungen bereitet hat, in demselben Maße wird unser Roman bei all seinen großen Schönheiten und Vorzügen in vielen Kreisen der Leser nur eine trübe Stimmung hervorrufen. Wir sind nicht mehr so geartet, daß wir uns durch die passive Ergebung begeistern lassen, mit welcher jene Märtyrer den Tod auf dem Holzstoße erlitten, sondern wir sähen es lieber, wenn die Helden mit der Kraft ihres Armes gegen teufliche Uebermacht sich zur Wehr setzten, wenn sie auch untergehen müßten. Diese Befriedigung könnte uns der Dichter gewähren, ohne deshalb mit der Wahrheit seines Zeitgemäldes in Conflict zu gerathen. Wir haben schon Stimmen sehr gebildeter Leser unsers Romans gehört, welche unverfroren sagten: „Diesen Schandflecken hätte Luther der Menschheit ersparen können."

Heine erzählt bei dem Bericht über die pariser Kunstausstellung des Louvre 1833 von einer Kain-Gruppe und sagt: „Kain mit Weib und Kind, schicksalergeben, gedankenlos brütend, eine Versteinerung trostloser Ruhe. Dieser Mann hat seinen Bruder getödtet infolge eines Opferzwistes, eines Religionsstreites. Ja, die Religion hat den ersten Brudermord veranlaßt und seitdem trägt sie das Blutzeichen an der Stirne." Es ist ein schreckliches Wort, aber es fällt einem immer wieder ein, wenn man „Von dem Hohensteine am Rheine" liest. Haben es etwa die Ereignisse jener Jahrhunderte widerlegen können? Selbst die Culturkämpfe späterer und unserer Zeit haben es nicht vermocht und das Wort höchstens abgeschwächt.

Adolf Fleischmann.

Erzählungsliteratur.

1. Wer sühnt's? Roman von E. Vely. Mannheim, Bensheimer. 1892. 8. 5 M.

Dieser Roman enthält einen schweren Vorwurf gegen die Satzungen der Justiz und gegen die Lieblosigkeit der Menschen. Sein Inhalt ist kurz folgender. Ernst Bormann, ein braver Mensch, wird durch eine unselige Verkettung verdächtigender Umstände des Raubmordes schuldig erklärt und zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. Nach fünf Jahren wird der wirkliche Thäter entdeckt und Bormann freigelassen. Er kehrt in seine Heimat zurück und findet seine Mutter sterbend und seine Geliebte als die Gattin eines andern. Obwol seine Schuldlosigkeit sonnenklar erwiesen ist, bleiben die Leute ihm fern und lassen ihm keinen Verdienst zukommen, sodaß er in Schulden und Noth geräth. Durch eine abermalige tückische Laune des Zufalls wird er socialistischer Umtriebe beschuldigt und eingezogen, nach längerer Haft jedoch freigesprochen. Gealtert und verbittert kehrt er aus dem Gefängniß zurück, in dem er eine schwere Krankheit durchgemacht hat. Er sieht sich als Bettler, denn sein verschuldetes Häuschen ist ihm von seinem Feinde genommen worden, dem Gatten des Weibes, das er geliebt hat und noch liebt und das sein Gefühl erwidert. Er wird Zeuge, wie jener die Geliebte mishandelt, schlägt ihn nieder und tödtet sich hierauf. Diese tragische Handlung wird von der Verfasserin bis zur zweiten Rückkehr des Helden aus dem Gefängniß richtig durchgeführt, dann jedoch merkt man die Absicht, auch das Ende tragisch zu gestalten, und die Verstimmung über diesen psychologisch nicht genügend gerechtfertigten Schluß bleibt nicht aus.

Ein bedeutenderes Talent als das E. Vely's hätte aus diesem Stoffe mehr zu machen gewußt, in dieser Form weckt er das Interesse auch nicht annähernd so, wie es seine unleugbare Tragik erwarten ließe. Immerhin aber zeigt sich in diesem Romane ein redliches Wollen, und das ist, wenn das Können auch nicht gleichen Schritt zu halten vermag, nicht zu unterschätzen.

2. Aus Mitleid. Die gekaufte Stimme. Des Kaisers Fünf u. s. w. Neue Novellen und Skizzen von Alexander Baron von Roberts. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1891. 8. 5 M. 50 Pf.

Der von F. Pfeilstücker gegründete Verein der Bücherfreunde, dessen Vorstand aus sieben hervorragenden Schriftstellern besteht, hat sich, wie er ankündet, die Aufgabe gestellt, „seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur zum billigsten Preise zugänglich zu machen".

Das ist gewiß ein sehr löbliches Unternehmen; ob es im Stande sein wird, der im deutschen Publikum eingewurzelten Abneigung, Bücher zu kaufen, abzuhelfen, ist freilich eine andere Frage; jedenfalls wäre das zu wünschen, und der Verein verdiente Entgegenkommen, vorausgesetzt natürlich, daß er das hält, was er verspricht. Sein Debut war allerdings nicht eben glücklich, denn seine erste Veröffentlichung, der Roman „Todsünden" von Heiberg, ist nicht nur nicht „das bedeutendste" Werk dieses Autors, wie der Verein ankündet, sondern er ist vielleicht sein schlechtestes, kaum mehr als ein Colportageroman.

Die vorliegende zweite Veröffentlichung des Vereins

enthält zwölf Novellen und Skizzen von Alexander Baron von Roberts, die dieser nach der jetzt herrschenden Unsitte unter dem Titel der ersten Geschichte zu einem Bande vereinigt hat.

Ernst Wechsler hat als Einleitung zu diesem Buche eine literarische Charakteristik des Verfassers geschrieben und dabei wacker die Reclametrommel gerührt, wie das schon seine Art ist. Das Buch erfüllt thatsächlich auch nicht annähernd die großen Erwartungen, zu denen jenes überschwengliche Lob berechtigen würde. Baron Roberts zeigt sich darin allerdings als feiner Beobachter und Stimmungsmaler, ohne daß aber irgendetwas von Bedeutung wäre; einiges ist sogar geradezu nichtig, so die „sechs Variationen", in denen eine originelle Idee mit überraschender Ohnmacht ausgeführt wird. Jedenfalls hat Baron Roberts schon viel Besseres geschrieben als dieses Buch; immerhin aber steht dieses höher als „Todsünden".

3. Erlebtes, Erlauschtes und Erlogenes. Von Ernst von Wolzogen. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 8. 3 M.

Unter diesem seltsamen, aber treffenden Titel hat Ernst Freiherr von Wolzogen elf mit einer einzigen Ausnahme heitere Geschichten zusammengefaßt. Der Humor, der aus ihnen spricht, bewirkt zwar nicht das, was man vom echten Humor zu fordern pflegt, das Lächeln durch Thränen, aber er ist doch frisch und ungekünstelt. Freunden leichter, heiterer Lektüre ist das Buch zu empfehlen, die beste Gesammtbezeichnung dafür ist: Eisenbahnlektüre.

Nur die letzte Geschichte, „Strandgut", paßt nicht in diese heitere Gesellschaft, und schon gar nicht zum Schlusse, der doch mit dem Ganzen harmoniren soll. Der in ihr angeregte Gedanke verlangte auch eine ganz andere Behandlung, als der Verfasser ihr angedeihen ließ; er hätte jedenfalls gut gethan, sie wegzulassen.

4. Graue Geschichten. Neue Folge von M. zur Megede. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 8. 3 M.

Der sonderbare Titel dieser Geschichten ist gut gewählt, denn aus ihnen spricht die Stimmung eines grauen, sonnenlosen Novembertages; es sind durchwegs herbe oder wehmüthige Bilder aus dem Alltagsleben, die eine scharfe Beobachtungsgabe und einen höchst beachtenswerthen Wahrheitsmuth verrathen. Sie erinnern in ihrer Nüchternheit ein wenig an Luise Westkirch's Novellen „Rauch", in ihrer Herbheit an die Arbeiten Marriot's, mit der die Verfasserin geistig verwandt zu sein scheint. Einige dieser grauen Geschichten sind nur Stimmungsbilder, und diese sind entschieden von geringerem Werthe als die eigentlichen Erzählungen. Erquicklich ist diese Lektüre nicht und es ist darum sehr fraglich, ob dem Buche die Anerkennung zutheil wird, die es verdient; und noch aus einem andern Grunde ist es fraglich: gescheite Bücher liest das Publikum nicht gern; das ist zwar traurig, aber leider wahr!

5. Die Hexe. Eine Regensburger Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von Joseph Lauff. Köln, A. Ahn. 1892. 8. 5 M.

In einem Schreiben an den Verleger, das dem Buche als Vorwort vorangestellt ist, sagt der Verfasser: „«Warum stets gebundene Rede? Auch Prosa klingt.» So Ihr wohlgemeinter Ruf. Ich hörte — und schrieb meine vierte Dichtung, den ersten Roman. . . ." Ach, hätte er doch lieber nicht gehört und nicht geschrieben! Die Erzählungsliteratur bedurfte dieses Buchs wahrlich nicht und wol ebenso wenig das Lesepublikum von besserem Geschmacke. Wenn der Verfasser denn schon durchaus schreiben muß, so möge er es nur weiter in gebundener Rede thun wie bisher, die Prosa hingegen lasse er gefälligst sein, denn mit der versteht er wahrlich gar nicht umzugehen. Er scheint zu glauben, es sei schön, wenn man sich immer in Bildern ausdrücke. Nun so lasse er sich gesagt sein, daß es ebenso geschmacklos ist, den Stil mit Bildern zu belasten wie sich mit Schmuck zu behängen, als sei man ein wandelnder Juwelierladen. Geldprotzen und Bilderprotzen, beide glauben mit ihrem so aufdringlich zur Schau getragenen Schmucke Bewunderung zu wecken; beide erreichen das Gegentheil ihres Strebens: man findet sie geschmacklos, plump, wenn nicht gar lächerlich. Hier eine Probe für den schwulstigen Stil dieses Buchs:

> Die Hegung zur Rechten springt auf wie das geheimnißvolle Schloß in der Höhle Xa-Xa, fortrollende Jubelrufe machen die Luft erzittern, just so, als jauchzten und brummten Schnurrhindurch (!) Hummel und Terrasbüchse von den Wällen Regenspurgs — und wie ein schwarzer Dämon schnaubend und fauchend, sonder Gedränge, bügel- und sattellos, im Schmuck der fliegenden Mähne hetzt und fegt ein mächtiger Rappenhengst in den stäubenden Ring. So jagt die Gewitterwolke am nächtigen Himmel, getrieben vom Sturm, so durchschneidet das Geisterschiff mit schwarzen Geistersegeln die nordische Salzflut, und fährt der Blitz zur bangenden Erde.

In diesem Stile geht es alle 348 Seiten hindurch, die das Buch enthält. Und nicht etwa nur der Autor spricht so: er läßt auch seine Gestalten sich so ausdrücken. Ob sie froh oder traurig sind, ob sie Liebesentzücken, Zorn oder Todesangst erfüllt: immer äußern sie ihre Gefühle in bombastischen Tiraden. Daß hierin eine schreiende Unwahrheit liegt, daran denkt der Verfasser wol nicht im entferntesten. Der Wirklichkeitssinn geht ihm eben ganz ab. Sein Reich ist nicht von dieser Welt: es ist das Wolkenkukusheim minniglicher, trutziglicher Mittelalter-Pseudopoesie. Er glaubt seine Geschichte dadurch lebenswahrer zu machen, daß er sie in einer Sprache erzählt, die von alterthümelnden Ausdrücken wimmelt. So schreibt er „stolzlich" für stolz, „laulich" für lau, „gehren" für begehren, „Gedüft", „Gestühl", „Gesümpf" statt Düfte, Stühle, Sümpfe, „zu paß" statt zurecht; so braucht er ferner für das Relativ der oder welcher das Wort „so", z. B.: „Ein übermüthiges Roßlein, so der Hafer sticht." Beim Adjectiv läßt er die Flexion aus und schreibt z. B. „ein schön(es) Stück", „sonstig(e) Melodie".

Dieses Bestreben, längst erstorbene Wortformen wieder

einführen zu wollen, gleicht dem Elektrisiren von Leichen: es erweckt nur ein krampfhaftes und darum häßliches Scheinleben. Es zeugt ferner von derselben unnatürlichen Geschmacksverirrung, die sich in den Butzenscheiben und altdeutschen Zimmereinrichtungen offenbart, die beide mit dem Zeitalter der Elektricität und des Phonographen in schreiendem Widerspruche stehen. Wie man sieht, läßt sich diesem Buche wahrlich nichts Gutes nachsagen. Es schließt mit den Worten „Mein letzter Accord!" — Der Autor betrachtet sich nämlich als mittelalterlichen Sänger. Nun, man ist froh, wenn dieser Accord verklungen ist!

6. Esther. Roman von August Hesse. Zwei Theile in einem Bande. Dresden, Pierson. 1892. 8. 5 M.

In ermüdender Schwerfälligkeit wälzt sich diese Geschichte auf nahezu 500 Seiten dahin, ohne in irgendeiner Hinsicht etwas Lesenswerthes zu bieten. Die psychologische Zeichnung einiger Charaktere ist gänzlich mislungen, so die Mary's. Der Autor war eben durchaus nicht im Stande, dem Stoffe, den er sich gewählt hatte, die gewünschte Form zu geben, ohne Gewaltmittel anzuwenden. Wie willkürlich er zu Werke geht, zeigt sich auch in folgendem zwar geringfügigen, aber bezeichnenden Umstande: Aus den Namen der Ortschaften und dem Plattdeutsch der Bewohner geht ganz unzweifelhaft hervor, daß sich die Geschichte in Norddeutschland — etwa in Pommern oder Brandenburg — zuträgt. Da fällt es dem Autor ein, daß die Scenerie seines Romans durch Berge an Reiz gewinne, und flugs zaubert er ins Plattland das „Hochgebirge", was für eins, sagt er wohlweislich nicht. In dieser apodiktischen Weise verfährt er auch mit den Personen: er will, daß dies geschehe, und sie müssen es thun, ob es nun mit ihrem bisher gezeigten Charakter stimmt oder nicht. Das ist freilich ganz und gar nicht in der Ordnung, aber es ist sehr bequem, und das ist für die Herren Erzähler die Hauptsache.

7. Das gnädige Fräulein. Roman von W. von Relten. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Das „W.", das statt des Vornamens des Autors auf dem Titel steht, ist wol der Anfangsbuchstabe eines weiblichen Namens? Der Inhalt des Buchs sieht ganz danach aus. Da ist aber auch nichts unbekannt; wer ein paar Dutzend deutscher Familienblattgeschichten gelesen hat, kennt auch diese. Für jeden, der nur halbwegs einen bessern Geschmack hat, muß diese Geisteskost widerwärtig sein. Schade um jede Minute, die man mit solcher Lektüre zubringt! Traurig genug, daß solche Bücher geschrieben und gelesen werden! Man sollte einen Preis ausschreiben für den, der in diesem Buche auch nur einen neuen druckwerthen Gedanken findet, denn man könnte glauben, die Verfasserin habe sich ängstlich Mühe gegeben, nur ja hübsch beim Alten zu bleiben und beileibe nichts Neues dazuzuthun. Als Motto für das Buch paßte denn auch am besten Juvenal's „Crambe repetita".

8. Der goldene Käfig und andere Novellen von Leo Hildeck. Dresden, Pierson. 1892. 8. 3 M.

Obwol man sich bei der Lektüre dieses Buchs nicht des Eindrucks erwehren kann, es sei von einer Frau geschrieben, enthält es doch manches, was nicht im Familienblatttone gehalten ist, der ja sonst von erzählenden Damen angestimmt zu werden pflegt. Namentlich die Novelle „Der goldene Käfig", nach der hiernach die ganze Sammlung wieder genannt ist, verdient Anerkennung. Steht das Uebrige auch nicht auf derselben Höhe, so ist es doch besser als der Durchschnitt der sogenannten „schönen" Literatur zu sein pflegt. Schließlich lasse sich die Verfasserin noch gesagt sein, daß der Plural von „Stiefel" nicht „Stiefeln" lautet, sondern wie der Singular: „Stiefel".

9. Unser Teufelchen und andere Novellen von Agnes Schöbel. Dresden, Pierson. 1892. 8. 5 M.

Auch diesem Buche sieht man die weibliche Herkunft an. Alle sechs Geschichten triefen von Sentimentalität und werden bei liebeskranken Jünglingen und Backfischen sowie „unverstandenen" Frauen ohne Zweifel Entzücken hervorrufen. Drei von diesen Novellen sind Ich-Geschichten. Das ist an sich schon eine misliche Sache, denn die Ich-Technik enthält Klippen, an denen die Schriftsteller unausbleiblich scheitern. Eine davon liegt darin, daß der erzählende Ich meist nicht das zu sein vorgibt, was er thatsächlich ist: nämlich Schriftsteller. Dadurch aber wird der Eindruck des Unwahren erzeugt; und dann natürlich um so mehr, wenn wie hier mehrere solcher Ich-Geschichten zu einem Buche vereint sind, und der Ich das eine mal Offizier, das andere mal Jurist, das dritte mal Professor ist, während er in Wahrheit doch Schriftsteller und im vorliegenden Falle nicht einmal generis masculini ist. Man sollte meinen, der schreiende Widerspruch, der in dieser Technik liegt, müsse von ihr abschrecken. Aber freilich, um dies einzusehen bedürfte es einiges Nachdenkens, das aber wäre zuviel verlangt. Das Wort „Dichter" hängt zwar zusammen mit „denken", merkwürdigerweise geben sich die sogenannten Dichter beiderlei Geschlechts aber sehr wenig mit der Geistesoperation ab, die man „denken" nennt — Lucus a non lucendo!

10. Drei Erzählungen von Ernst Robert Maienfisch. Zürich, A. Müller. 1892. 12. 3 M.

Von diesem Buche läßt sich nach keiner Richtung hin Besonderes sagen. Es hat weder große Vorzüge noch große Fehler. Die Mittelstraße wird freilich golden genannt, in der Literatur aber ist sie's nicht.

11. Im Garten der Semiramis und andere Noveletten von W. Egert. Dresden, Pierson. 1892. 8. 5 M.

Von den acht Geschichten, die dieses Buch enthält, sind nur vier Novellen, die übrigen sind Märchen. Die Titelnovelle ist eine sehr nette Atelieridylle mit Lustspielschluß.

Gleichfalls lustspielartig ist die zweite Erzählung „In der behaglichen Ecke", beide voll frischen, harmlosen Humors. Etwas weniger gelungen ist die dritte Geschichte „Die Sommerfrische des Landesgerichtsraths Marke". Die Novellette „Musikalische Abendunterhaltung" wird zwar gewiß auch Beifall finden, ist aber denn doch zu sentimental und hyperpoetisch. Recht sinnig ist das Märchen „Todtentänzchen", eine feine Satire auf die unwahre Todessehnsucht mancher Menschen. Den Schluß des hübschen Buchs bildet das köstliche Märchen „Die Kirchenmaus", das selbst dem, der solchen Dichtungen nicht eben wohlgesinnt ist, gefallen muß. Die Verfasserin — daß es kein Verfasser ist, darauf deutet sowol der Inhalt des Buchs als der einfache Buchstabe des Taufnamens — also führt den Leser in diesem Märchen in das Leben und Treiben des Mäusestaats ein, wo es zugeht tout comme chez nous. Auch dort gibt es Poesie, nur eben ins Mausige übersetzt. So wird z. B. das bekannte Lied also variirt:

Ich biß es gern in jeden Käse ein; —

ferner:

In diesen heiligen Hallen kennt man die Katzen nicht —

und:

Leise ziehn durchs Schnäuzchen mein
Liebliche Gerüche,
In das Mauseloch hinein
Von der nahen Küche.
Spring hinaus, du kleine Maus,
Auf behenden Füßen,
Wenn du eine Schlackwurst schaust,
Sag', ich laß sie grüßen!

Theodor von Sosnosky.

Neue Dramen.

1. Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Acten von Martin Greif. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Die Falle. Lustspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1891. 8. 2 M.
3. Hans Dollinger. Vaterländisches Schauspiel in drei Acten von Heinrich Hüttinger. Straßburg, Volks- und Jugendschriften-Verlag. 1892. 12. 1 M. 20 Pf.
4. Börsenringe. Schauspiel von Friedrich Roeber. Leipzig, F. Baedeker. 1891. 8. 75 Pf.
5. Erlöst. Schauspiel in drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen übersetzt von H. Varnhagen. Erlangen, F. Junge. 1892. 12. 1 M.

Die Tragödie Martin Greif's „Francesca da Rimini" (Nr. 1) hat, noch bevor diese Besprechung veröffentlicht wird, die Probe bestanden, die das treffendste Urtheil über jedes Drama bildet, sie ist bereits an mehreren großen Bühnen mit ehrenvollem Erfolg in Scene gegangen. So schwer es sonst erscheint, von vonherein das Schicksal vorauszusagen, welches einem Stücke auf der Bühne beschieden ist — denn die erfahrensten Auguren haben auf diesem Felde herbe Enttäuschungen erleben müssen —, so nahe liegt es doch nach der bloßen Lesung der Dichtung, sie als gleichwerthig den bedeutendsten Bühnenwerken zu bezeichnen, die in den letzten Jahren das Licht der Lampen erblickten. Ein packender Stoff, in seinen Hauptzügen wohlbekannt, ein Hoheslied der Liebe, des allgemeinen Interesses der Natur der Sache gemäß von vornherein sicher, eine mächtige, zu tiefen Conflicten sich steigernde Handlung und eine markige, formenschöne Sprache, gewaltige Charaktere, kurz alle für einen Bühnenerfolg ausschlaggebenden Factoren sind vorhanden. Das Werk verdient daher auch an dieser Stelle eingehend behandelt zu werden. Zunächst sei der Gang des Stücks kurz gezeichnet. Die ersten Scenen des ersten Actes führen uns in die Burg der Malatesta in Rimini. Der Kampf zwischen den feindlichen Häusern von Rimini und Ravenna ist an einem entscheidenden Punkte angelangt. Der Sieger wie der Besiegte, einig in dem Wunsche, den unseligen Zwist zu beenden, beschließen durch die Verheirathung der lieblichen Tochter des Hauses Ravenna, Francesca mit Lanciotto, dem ältern der beiden Söhne des greisen Malatesta, eine dauernde Versöhnung der beiden Häuser herbeizuführen. Paolo, der jüngere Bruder Lanciotto's, wird trotz des Widerspruchs Raimondi's, eines Vasallen Malatesta's, der die ältern Rechte seiner Tochter Lucinda an Lanciotto geltend gemacht, als Brautwerber ausgesandt, vorher aber von dem Bruder eidlich verpflichtet, sich seines heiklen Auftrags selbstlos zu entledigen. Im Burghof von Ravenna (2. Scene) empfängt Francesca den Brautwerber und willigt, geleitet von dem Wunsche, dem Vaterlande zu dienen und dem Drängen der Aeltern und Vasallen weichend, in den Ehebund. Der zweite Act zeigt in einer ländlichen Scenerie in der Nähe einer Kapelle die Braut und Paolo auf dem Wege nach Rimini. Beide fühlen sich in leidenschaftlicher Liebe einander zugethan und leben der Hoffnung, durch ein offenes Geständniß die Entsagung des Bruders Lanciotto erringen zu können. Lanciotto aber, der der Braut entgegengeeilt ist, empfindet die Bitte des Bruders als Kränkung, verweigert ihre Erfüllung und läßt den Bund mit Francesca, die sich wieder dem Wohle ihres Landes opfert und an ihrem Jawort festhält, sogleich in der Kapelle vollziehen. Im dritten Act in der Burg zu Rimini entladet sich das Gewitter, das sich rasch über den Häuptern der beiden Häuser emporgezogen hat. Unter den Gästen, die dem jungen Paare huldigend nahen, kommt auch Lucinda, die verlassene Geliebte Lanciotto's, und enthüllt seinen Verrath vor der erschreckten Braut und dem ganzen Hofe. Lanciotto bezeichnet den Bruder Paolo als Anstifter dieser Scene, es kommt zwischen den Brüdern zum Kampfe, der Schrecken über diese Ereignisse tödtet den greisen Vater.

Lanciotto verbannt den Bruder für immer vom Hofe und überläßt Francesca der Obhut Raimondi's, da ihn der Aufruhr derer von Ravenna gegen ihn zu neuem Kampfe hinaustreibt. In einer lyrisch bewegten Scene schwört Paolo scheidend Francesca, ihr niemals wieder zu begegnen. Raimondi aber und seine Tochter sinnen auf Rache gegen Lanciotto und sein Weib. (Vierter Act.) Lucinda sagt sich jedoch, als sie erfährt, daß Francesca von dem Wort, das Lanciotto an sie band, nichts gewußt habe, von den Plänen ihres Vaters los, der das Erscheinen eines Minstrels, eines Boten Paolo's, benutzt, um Francesca in seine Schlingen zu ziehen. Er führt ihr mit schmeichlerischen Worten den Sänger zu, läßt ihn aber, als ihm Francesca als Pfand ihrer Liebe ein Bild überreicht, von bereitgestellten Wachen festnehmen und eilt mit der Nachricht zu dem fern von der Burg im Felde weilenden Gatten Francesca's. Der fünfte Act zeigt uns Francesca in banger Erwartung der Dinge, die da kommen müssen. Die Botschaft Paolo's hat ihre Leidenschaft neu erweckt und in peinigender Angst über das Schicksal des Verbannten ruft sie sich das Bild des Geliebten träumend vor Augen. Plötzlich steht der Ersehnte vor ihr, ihre Herzen schlagen sich in leidenschaftlicher Erregung entgegen. Der Gedanke jedoch, daß Paolo sie kampflos ihrem Schicksal an der Seite eines ungeliebten Mannes preisgegeben hat, dämmt die überwallende Empfindung Francesca's jäh zurück, jedoch nur, um sie nach dem Geständniß Paolo's, daß ihn ein Eid band, mächtiger strömen zu lassen. Sie wollen gemeinsam den Tod suchen, der Gedanke aber, daß Gott „gewaltsam heimgekehrten Schatten" zürnt, hält sie zurück und treibt sie dem Schicksal entgegen, das in Gestalt Lanciotto's naht, der den wehrlosen Bruder und Francesca ermordet. Die Aeltern Francesca's werden Zeugen dieses entsetzlichen Endes, die Strafe für Lanciotto aber naht in dem Bannerherrn des Reichs, Montefeltro, der von dem Hause von Ravenna herbeigerufen, der Fehde der beiden Häuser ein Ende macht und Lanciotto von Thron und Erbe entsetzt.

Dieser Bericht zeigt den in mächtigen Schritten sich rasch abwickelnden Gang der Handlung, der durch keinerlei in epische Breite ausartende Einzelheiten oder Episoden aufgehalten wird. Alles drängt auf den Kern der Handlung hin, den Conflict zwischen Liebe und Zwist in den Herzen Francesca's und Paolo's, die hieran sich anknüpfenden tragischen Folgen für die beiden betheiligten Häuser und ihre Vasallen dienen in der Knappheit, in der sie gezeichnet werden, nur dazu, ein erhöhendes Relief für den Hauptvorgang zu bilden. Störend in den Gang der Handlung greifen nur die Ereignisse des vierten Actes ein. Paolo ist von der Bildfläche verschwunden und wird nur durch seinen Boten, den Minstrel, vertreten. Die Handlung aber begibt sich durch die Intrigue Raimondi's, die mit dem Kern des Conflicts nur in losem Zusammenhang steht, auf einen Abweg, der auch ferner nicht verfolgt wird; denn Paolo erscheint im fünften Act, ohne das Liebeszeichen Francesca's erhalten zu haben, welches ja Raimondi an sich genommen hat. Für diese offenbare Schwäche des vierten Actes entschädigt aber der fünfte in reichem Maße, der an dichterischer Schönheit und an Vertiefung des Conflicts den Glanzpunkt des Ganzen bildet. Auf das Verhältniß der tragischen Schuld und Sühne wirft er rückleuchtend ein helles Licht und hebt den Gesammtvorgang auf eine sittliche Höhe, die dem Werke allein einen tiefen, erschütternden Eindruck sichert. Das, was der feinfühlige Leser anfangs nur geahnt, wird hier in einer Scene, die an meisterhafter dialektischer Zergliederung der Leidenschaften mit Grillparzer'schen Scenen verglichen werden kann, offen und unmittelbar aus einer seelischen Nothwendigkeit heraus ausgesprochen. Die Schuld der beiden Liebenden liegt nicht darin allein, daß sie ihre Leidenschaften nicht durch das Gefühl der Pflicht zu binden wußten, sondern darin, daß sie das heilige Gebot, die Stimme des Herzens zu achten, nicht befolgt und sich leidenschaftlicher Regungen nicht fähig gehalten haben. Sie haben der Pflicht der Vaterlandsliebe ihr Herz geopfert, ohne zu fragen, ob es auch stark genug sei, ein solches Opfer zu bringen. Und so wird die edel gemeinte That die Schuld, die sie vernichtet, gewiß ein sittlicher Vorgang von tragischer Größe, der uns einen Blick in die Tiefe menschlicher Unvollkommenheit thun läßt; er erschließt die Elemente des Tragischen, das Erschütternde und Erhebende und jenes ehrfurchtsvolle Erbeben vor einer höhern Macht, das als die Wirkung des Tragischen in seinem tiefsten Kern bezeichnet werden muß. Die Worte, in denen dies ausgesprochen wird, mögen ein Beispiel der kraftvollen poetischen Sprache geben, welche die ganze Tragödie zu einem vornehmen Kunstwerk stempelt.

Paolo.

— — — — — — —

Denn war's nicht höchst leichtfert'ge That von mir,
Ja äußerste Vermessenheit sogar,
Mich über jede Regung stark zu halten
Des heiligsten Gefühls, das Gott erschuf?
Herausgefordert hab' ich die Natur
In ihrem höchsten Recht und ich erlag.
Und war es auch das Wohl des Vaterlandes,
Das, vorgehalten dir, als Schild mir diente,
Nur härter spricht es gegen mich, der thöricht
Mit schwachen Waffen für das Gute stritt.

Francesca.

Erschüttert bin ich und ins Herz getroffen,
Als hätte sich der Pfeil nach mir gekehrt.
Denn schritt ich nicht geschmückt zum Altar hin
Ach! Keines als des Vaterlandes Braut?
So bin ich Schuldige so gut wie du,
Und weh'! Dein Richter kann ich nimmer sein.

Wenn wir an der Führung der Handlung noch eins auszusetzen haben, so ist es die innere Unwahrscheinlichkeit, daß Paolo im zweiten Act Francesca, deren Neigung zu sich er bemerkt, verheimlicht, daß ihn ein Eid binde und daß er dieses Eides erst bei der letzten entscheidenden Begegnung gedenkt. Ferner spricht es nicht für Paolo,

daß er die Botschaft an Francesca übernimmt, nachdem er gehört hat, daß Lanciotto bereits an Lucinda einen Verrath begangen hat. Doch darf diesen Bedenken gegenüber den sonstigen Vorzügen des Stücks nicht allzu viel Gewicht beigemessen werden. Nach einer Bemerkung des Anhangs, die Vorschriften für die Aufführung enthält, ist das Werk bereits ältern Datums und zwar aus dem Jahre 1878. Von den im Jahre 1891 gegebenen Umänderungen für die Bühne möchten wir die eine nicht unerwähnt lassen, daß nach dieser Fassung Lanciotto von der Hand des die Ehre seiner Tochter Lucinda rächenden Raimondi fällt, ein Zug, der eine dem niedrigen Charakter des Lanciotto angemessenere Strafe in sich schließt, als die der Fassung von 1878. Außer dem mehrfach erwähnten Raimondi muß endlich noch die Gestalt des greisen Malatesta hervorgehoben werden als ein mit wenigen festen Strichen gezeichneter Charakter, der von der Gestaltungskraft des Dichters ebenso erfreuliches Zeugniß ablegt wie das ganze Trauerspiel von seiner dramatischen Kraft.

Das zweite uns zur Besprechung vorliegende Werk, Ludwig Ganghofer's Lustspiel in fünf Aufzügen, „Die Falle" (Nr. 2), hat ebenfalls bereits an mehreren Orten die Bühnenprobe bestanden. Es schildert einen ziemlich verwickelten Vorgang, in dem Diplomatie und Herzensangelegenheiten die wichtigste Rolle spielen. Der Dichter verlegt die Handlung, über deren thatsächliche Unterlagen uns nichts Näheres bekannt ist, nach Stambul und in das Jahr 1664. Der französische Gesandte in Stambul, Armand Graf Dubarry, hat mit Amina, der Tochter eines einflußreichen Türken, ein zartes Verhältniß angesponnen, er entführt die schöne Mohammedanerin, die Türken aber benutzen dieses Vergehen gegen ihre Sitte, um für sich von Frankreich möglichst günstige Bedingungen für einen Frieden in einem auswärtigen Kriege zu erringen, bei dem Frankreich ein mächtiges Wort mitzureden hat. Neben dieser Haupthandlung gehen noch eine ganze Reihe von Nebenhandlungen, die Liebe eines jungen Türken zu Clemence, der Schwester des französischen Gesandten, und desselben Beziehungen zu Fatme, der Lieblingssklavin seines Vaters, und ein Liebeshandel eines französischen Attachés mit derselben Fatme. Nicht genug aber mit dieser Fülle des Stoffs; die einzelnen Nebenhandlungen werden für sich selbst so breit ausgesponnen, daß sie das Interesse an der Haupthandlung lähmen und wie Schmarotzerpflanzen dem Hauptstamme die Kraft entziehen. Entbehrt nun gar noch ein Vorgang der innern Nothwendigkeit, wie die Leidenschaft Achmed's für Clemence, ein Motiv, das später so gut wie fallen gelassen wird, so kann das der Geschlossenheit des Ganzen nur den empfindlichsten Eintrag thun. Die Schwäche des Stücks liegt daher auch in erster Reihe in dem Mangel eines einheitlichen Interesses, ja selbst darüber, welche Gestalt den Mittelpunkt des Ganzen bilden soll, kommt man nicht ins Klare. Die Wahl des Titels, „Die Falle", welcher auf den oben als Haupthandlung genannten Vorgang hinzielt, gibt dafür einen sehr wünschenswerthen Wink, indem sie zeigt, was der Dichter als das Wichtigste in dem Werke betrachtet wissen wollte. Thatsächlich trifft der ursprünglich in Aussicht genommene Titel „Politik und Liebe" das Richtigere. Der gekennzeichnete Fehler in der Anlage des Ganzen läßt daher auch an den mancherlei schönen Einzelheiten keine rechte Freude aufkommen, sie werden vielmehr oft, wie z. B. die an sich dichterisch werthvollen lyrischen Scenen, als den Gang der Handlung störend empfunden. Noch empfindlicher aber werden diese Mängel auf der Bühne werden, die das Stück ohnehin kaum verwerthen kann, ohne in seinen 170 Seiten stark den Rothstift arbeiten zu lassen. Eine starke dramatische Wirkung dürfte es auch dann nicht ausüben, weil ihm eben wenig dramatisches Leben innewohnt.

Dem vaterländischen Schauspiel „Hans Dollinger" von Heinrich Hüttinger (Nr. 3) wird eigentlich zu viel Ehre angethan, wenn es an dieser Stelle erwähnt wird. Als dramatische Bearbeitung einer alten regensburger Sage von beschränktem örtlichen Interesse ragt es weder durch Composition, noch durch Charakteristik der Personen, noch durch Kraft und Schönheit der dichterischen Sprache irgendwie über das Schülerhafte hinaus. Es hat auch nicht den Anschein, als ob der Verfasser nach den Lorbern des Dichters trachte, der Wunsch, eine ihm liebgewordene Sage in der Erinnerung seiner Landsleute einzuprägen, mag die Triebfeder seines Unternehmens gewesen sein, und als localpatriotisches Werk mag es sich vielleicht im engen Kreise einige Freunde erwerben.

Mitten in das Leben der neuesten Zeit versetzt uns Friedrich Roeber in seinem Schauspiel „Börsenringe" (Nr. 4). Das Stück, das mit grellen Farben das Treiben der Kornwucherer und anderer Börsenspeculanten schildert und sich auch den pariser Kupferkrach nicht entgehen läßt, trägt alle Anzeichen eines Sensationsdramas, das zur rechten Zeit einer Vorstadtbühne einmal volle Häuser machen kann. Selbst dort aber, wo vielleicht die rohe Technik und die im Bilderbogenstil gehaltene Charakteristik nicht bemängelt werden und die geradezu in reißender Schnelligkeit sich abrollende Handlung die Zuschauer in athemlose Spannung versetzen würde, würde man an dem kühnen Flug der Phantasie des Verfassers Anstoß nehmen, der am Schlusse einen Minister als rettenden Engel eingreifen läßt, der einem durch die Intriguen des Concurrenten fallit gewordenen soliden Bankier staatliche Hülfe in Aussicht stellt. Der Verfasser ist im Guten wie im Bösen unwahr, auf der einen Seite malt er Engel, auf der andern Teufel; auf einen höhern dichterischen Werth hat diese Malerei, mit wie viel Gewandtheit sie auch im einzelnen geübt wird, schwarz in schwarz und weiß in weiß freilich keinen Anspruch. Ein gewisses Bühnengeschick aber ist dem Stücke nicht abzusprechen.

Ein eigenartiges, auf abseits liegenden Bahnen wandelndes Werk ist das Schauspiel des Dänen Rudolf Schmidt, „Erlöst" (Nr. 5), das in einer gewandten Uebersetzung von H. Varnhagen vorliegt. Schmidt hat bereits ein ähn-

liches Werk „Der verwandelte König" erscheinen lassen, das auch an deutschen Bühnen mit Erfolg aufgeführt worden ist. Das Drama behandelte die Sage von dem Könige, der sich vor Gottes Hoheit nicht beugen wollte und erst nach einer langen Leidensschule, nachdem Gott einen Engel in des Königs Gestalt erscheinen und diesen selbst als Betrüger in Ketten hatte legen lassen, seinen Stolz zu bekämpfen lernt. Wie in diesem Drama in phantastischem Gewande eine ausgesprochen lehrhafte, sittliche Tendenz verfolgt wurde, so auch in dem neuesten Werke, das entschieden zu einem Vergleich mit Raimund's Zaubermärchen herausfordert. Die Handlung spielt im Harze, theils auf dem Lande, theils in einer kleinen Stadt und zwar in der Zeit zwischen 1730 und 1750. Unmittelbar nach einer durchaus realistisch gezeichneten Scene erscheint ein Berggeist, welcher den Geist eines Ritters Ruprecht beschwört, auf dem der Fluch lastet, alle hundert Jahre fünf mal wieder durch das Leben zu wandeln, bis es ihm glückt, zwölf Seelen zu gewinnen, und sie auf den rechten Weg zurückzuführen, wenn sie das Verderben umgarnen will. Neunmal bereits ist er wieder auf Erden erschienen, ohne sich von dem Fluche lösen zu können. An den Personen, die uns die Handlung vorführt, versucht er nun aufs neue sein Glück und wird auch erlöst, da es ihm gelingt, einen vor Schuld und Sünde zu bewahren. „Denn also hatte es bestimmt die Gnade, die stets bereit, Verzeihung zu gewähren, daß einer gelten sollt' für alle zwölf." Die Handlung selbst, in der dieser wieder Mensch gewordene Geist auftritt, trägt einen lehrhaften Charakter, sie schildert menschliche Schwächen und Vergehen, wie Geiz, Verleumdungssucht, Jähzorn, Rachsucht, Diebstahl und läßt sich an diesen Anlässen die Kraft des weltverbessernden Geistes erproben. Dabei entwickelt aber der Verfasser in der Schilderung der Hergänge, in der Charakteristik und in dem Colorit des Ganzen soviel anziehende, dichterische Kraft, daß man sich der unmittelbaren, lebhaften Wirkung nicht entziehen kann, so sehr auch diese Verquickung der Dichtung mit der offen zu Tage tretenden moralischen Tendenz künstlerischen Bedenken begegnet. Um so mehr aber tritt die Gabe des Verfassers, lebhaft zu veranschaulichen und durch die Art der Darstellung zu interessiren, ins Licht, wenn man den geringen Reiz der Handlung an sich in Betracht zieht, deren Mittelpunkt die Aufdeckung alter, als ertragslos liegengelassener Erzgruben und die Ausgrabung eines Schatzes bildet. Wenn so auch Schmidt's neuestes Drama wegen seiner poetischen Eigenart Antheil finden und vielleicht auch in engern Kreisen, die für solche Reize empfänglich sind, auf der Bühne wirken dürfte, so ist doch von der ganzen Richtung eine dauernde Befruchtung und Anregung unserer dichterischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Dramas nicht zu erwarten.

Leonhard Lier.

Dramaturgische Schriften.

1. Schiller's Ansichten über die tragische Kunst verglichen mit denen des Aristoteles. Inaugural-Dissertation von Wilhelm Deike. Helmstedt, Schmidt. 1891. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Die Werthschätzung, die Aristoteles' Poetik von Lessing bis auf unsere Tage gefunden hat, ist sehr verschieden, sie hat von Menschenalter zu Menschenalter abgenommen, sodaß heutzutage die Aristoteles-Gläubigkeit nur in jenen Kreisen der Gelehrsamkeit Vertreter findet, die mit dem Leben der Bühne und den schöpferischen Geistern im modernen Drama ohne Berührung geblieben sind. Ich will das nicht eben hervorragende Ergebniß der vorliegenden akademischen Abhandlung — daß Aristoteles und Schiller in der Form der tragischen Fabel und in der Auffassung der Tragödie als einer objectiven Gesetzen unterworfenen Kunstgattung übereinstimmen — sofort vorausgreifen und in einem kurzen Ueberblick von Schiller bis auf die Gegenwart einige Urtheile der bedeutendsten Aesthetiker zusammenstellen, die deutlich zeigen, daß der Glaube an die Normen des Aristoteles verschwunden ist, um einer historischen Auffassung, die wir gesünder und selbständiger nennen dürfen, fortan die Herrschaft zu überlassen.

Schiller freute sich seiner Uebereinstimmung mit Aristoteles, eine Freude, die auch Goethe theilt, wenn er am 28. April 1797 an Schiller schreibt: „Ich habe die Dichtkunst des Aristoteles wieder mit dem größten Vergnügen durchgelesen, es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung. Es ist sehr merkwürdig, wie sich Aristoteles blos an die Erfahrung hält und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dabei aber auch meistens desto solider auftritt." Und Schiller antwortet: „Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden und nicht blos mit ihm, auch mit mir selbst; es begegnet einem nicht oft, daß man nach Lesung eines solchen nüchternen Kopfes und kalten Gesetzgebers den innern Frieden nicht verliert. . . . . Ganz kann er aber sicherlich nicht verstanden oder gewürdigt werden. Seine ganze Ansicht des Trauerspiels beruht auf empirischen Gründen: er hat eine Masse vorgestellter Tragödien vor Augen . . . . aus dieser Erfahrung heraus räsonnirt er, uns fehlt größtentheils die ganze Basis seines Urtheils. Nirgends beinahe geht er vom Begriff, immer von dem Factum der Kunst und des Dichters und der Repräsentation aus; und wenn seine Urtheile, dem Hauptwesen nach, echte Kunstgesetze sind, so haben wir dieses dem glücklichen Zufall zu danken, daß es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten." In der Zeit der Romantik wies man naturgemäß der auf Erfahrung fußenden Philosophie des Aristoteles eine tiefere

Stufe der Werthschätzung an. So fällt A. W. Schlegel folgendes Urtheil:

„Wenn Aristoteles von der Redekunst nur die dem Verstande, ohne Einbildungskraft und Gefühl zugängliche und einem äußern Zwecke dienende Seite gefaßt hat, so kann es uns nicht befremden, wenn er das Geheimniß der Poesie noch weit weniger ergründete, dieser Kunst, welche von jedem andern als ihrem unbedingten Zwecke, Schönes durch freie Dichtung zu erschaffen und in der Sprache darzustellen, losgesprochen ist.“ Noch kühler, noch zurückhaltender, mit einem spöttischen Wohlwollen drückt sich Vischer aus: „Es finden sich bei Aristoteles, der über das allgemeine Wesen des Schönen nur gelegentliche Winke gibt, treffliche Gedanken über das Wesen des Komischen und Tragischen, die doch zu den erfülltesten in der Metaphysik des Schönen gehören.“ Endlich mit innerm Groll, mit rücksichtsloser Offenheit und leidenschaftlicher Kampflust wird von Dilthey betont, daß die moderne Poesie „mit dem immer zunehmenden Verlangen nach Darstellungen der Wirklichkeit, nach Wahrhaftigkeit und packenden Wirkungen eine andere geworden ist, als diejenige war, deren Grundsätze einst in dem idyllischen Weimar zwischen Schiller, Goethe und Humboldt berathen wurden. Gegenüber der modernen Poesie ist eine Poetik, wie sie Aristoteles geschaffen hat, unzureichend, ihre Formen sind kraftlose Schatten von etwas Unwirklichem geworden, Schablonen, von einer vergangenen Kunstweise abgezogen.“ Eine wahre Stufenleiter der Urtheile über das Lehrgebäude des Aristoteles! Der moderne Mensch hat sich herausgerungen aus den kalten glatten Regelzäunen und ihn schauert es, wenn immer und immer die Jugend dahin zurückgewiesen wird, um sich die akademischen Ehren zu verdienen. Zum Glück gibt es auch überlegene Köpfe, die in dem Kampf mit der scholastischen Aesthetik erstarken und durch den Haß Pfadfinder und Bahnbrecher neuer und gesünderer Anschauungen werden. Originalität in der Aesthetik ist nicht blos Sache des Verstandes, es ist auch Sache des Temperaments. Dazu gehört mehr als dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung zu Gebote steht. Sie ist eine Normalarbeit, die weder Vorurtheile zerstört noch neue Urtheile schafft.

2. Neue dramatische Wirkungen auf Grund einer neuen Bühnenform von Alfred Clausius. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert u. Comp. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Gar mancher wird den Titel zweimal lesen, wenn ihm unversehens das kleine Heft in die Hände fällt. Neue dramatische Wirkungen! Es ist zur Zeit so viel die Rede von einer Erweiterung des dramatischen Stoffgebiets, wir haben selber unter uns die furchtlosen Bahnbrecher einer neuen Kunst gesehen und erleben unaufhörlich an uns selbst im Theater und noch mehr in stiller Lektüre, wie die Grenzen der dramatischen Kunst hinausgerückt und die Wirkungen des Dramas in uns andere werden. Neue dramatische Wirkungen! Unbestimmte Freude und Bangen vor dem Neuen vereinigen sich, wenn wir ein Buch vor uns liegen sehen, das uns in die geahnte und ersehnte Welt der neuen Kunst einführen will mit ihren seligen Weiten und entschleierten Gipfeln. Der, dem der Spott noch nicht zur täglichen Daseinsbethätigung geworden ist, geht mit Erwartung an die Lektüre heran. Alles oder nichts — das ist die Alternative bei einem Buche, das einen solchen Titel trägt. Es ist dünn und schmal, mit wenig Seiten und Gottlob! nicht im öden ausgedroschenen Stil geschrieben, der so viel Anmaßung und so wenig Nützliches enthält. Vielleicht aber die Quintessenz langer Studien? Oder die überraschende Entdeckung des Talents? Der Verfasser gibt sich ganz naiv und original. Sehr richtig beginnt er nicht mit einer akademischen Abhandlung, kein Ausdruck der Schule schlägt uns mit seiner scholastischen Leblosigkeit an das Ohr. Nach drei Zeilen ist der Verfasser schon bei seinem eigenen Ich. Und frisch und muthig tritt er hin und sagt:

Ich bin nämlich der Ansicht, daß unser gesprochenes Drama auf einen großen Theil des Publikums nicht mehr wirkt; auch ich selbst empfinde es als unnatürlich, daß die Menschen auf der Bühne fortwährend reden, während sie in der Wirklichkeit, gerade wenn sie ernster fühlen, meist gezwungen sind, sich zu beherrschen und zu schweigen.

Man sollte also die Sprache zuweilen durch etwas anderes ersetzen. Das ist nichts Neues; wir kennen schon Scenen, in denen die Gedanken des Helden auch ohne Worte zu errathen sind. Nun, so bauen wir auf diesen Scenen weiter, und wir werden bald auf eine noch ungehobene Schicht sinnlich-dramatischer Wirkungen treffen.

Es wäre nun am Platz, mich genauer über diese Scenen auszusprechen, aber ich scheue mich vor jeder theoretischen Auseinandersetzung. Das einzige, was ich mittheilen kann, sind wenige ganz äußerliche Mittel, durch welche solche sinnliche Wirkungen erleichtert oder gar erst ermöglicht werden.

Das ist offen geredet, männlich und nicht ganz ohne die Aussicht zu eröffnen, daß der Verfasser etwas Tüchtiges zu sagen habe. Er kommt auf die oberammergauer Passionsschule zu sprechen. Es ist ihm hauptsächlich dabei um die eine Scene zu thun, wo durch eine kleinere überdeckte Bühne zwei offene Gassen gebildet werden, die rechts und links in den Hintergrund führen. Wer in der einen Gasse steht, kann die andere nicht sehen, das Publikum aber sieht beide Gassen. Darauf beruht die Wirkung folgender Scene:

Aus der einen Gasse von ganz hinten kommen Maria, Magdalena und Johannes. Maria in banger Ungewißheit über das Schicksal ihres Sohnes. Johannes spricht ihr Muth und Hoffnung ein. Könnten doch die Priester nichts gegen Jesus unternehmen, so lange Pilatus nicht zustimme. Sie solle nicht verzagen, sondern im Glauben stark sein.

So redend kommen sie allmählich langsam nach vorne.

Währenddessen sahen wir in der andern Gasse hinten israelitisches Volk zusammenströmen. Inmitten der Menge erblicken wir Christus, der das Kreuz trägt — niedersinkt — geschlagen wird und so auch allmählich mit dem ganzen Zuge näher kommt.

Ich habe Zuschauer gesehen, die zitterten in der schauerlichen Erwartung des Moments, wo Christus mit Maria zusammentrifft.

Es ist klar, daß die gewöhnliche Bühne, die sogenannte Guckkastenbühne, diese Wirkung im allgemeinen schwer oder gar nicht erzielen kann, obgleich z. B. im „Richter von Zalamea" nach der Wilbrandt'schen Einrichtung ebenfalls eine Decoration auf allen großen Bühnen üblich ist, die links den Garten und rechts eine Straße zeigt. Eine Mauer scheidet beide Scenerien, und die Wirkung, auf welche es unserm Autor wesentlich ankommt, wird mit den geschickt verwertheten Mitteln der alten Bühne ebenfalls erreicht. Und so steht es schlimm um das Zutreffen der weitern Auseinandersetzungen:

Es gilt also eine Bühne zu bauen, auf welcher man die Eintretenden schon vorher sehen kann, also gleichsam außer auf die Bühne auch hinter die Coulissen blickt.

In einem solchen Theater sind die Seitenlogen entfernt und an deren Stelle führt rechts und links ein Gang. Ueber denselben erfolgen aus den Eckthürmen die wichtigern Auftritte und Abgänge. Der Gang ist nicht durch einen Vorhang zu verdecken, nur von der Mittelbühne ist er durch eine Portière getrennt. Wollen die Zuschauer der vordersten Plätze auf diese Seitenbühne sehen, so müssen sie sich halb umwenden. Ich habe daraufhin Versuche angestellt und bemerkt, daß das Umsehen nicht nur keine Mühe macht, sondern als angenehme Abwechselung empfunden wird. Die Mittelbühne aber ist von der bisherigen in nichts unterschieden, läßt also sowol Decorationen als Requisiten zu.

Ich würde nun nicht daran denken, eine Bühne zu bauen wegen einer Scene oder auch einer Art von Scenen; indeß, wie gesagt, wer sich in die Sache hineinlebt, wird bald eine noch ungehobene Schicht sinnlich-dramatischer Wirkungen treffen.

So weit unser Autor. Wie gesagt, der Inhalt hält nicht einmal annäherungsweise, was der Titel verspricht. Aber es ist dem Verfasser wenigstens im Ernst um seine Sache zu thun. Er theilt mit, daß er sich bereits an einige Autoren gewendet hat, die für die geplante Bühne Stücke schreiben sollen. Ich kann ihm leider keine Hoffnung machen, daß sein Unternehmen von Glück begleitet sein wird. Aus dem Irrthum, daß an bereits bestehenden Bühnen die Umänderung leicht gemacht werden könnte, wird ihn wol jeder Praktiker reißen. Außerdem scheint mir, daß die Doppelstraßen in Oberammergau denn doch eine ganz andere Scenerie sind als zwei gebogene Podien, von denen der links stehende und spielende Darsteller sehr wohl — den rechts kommenden oder gehenden sehen kann, so gut wie Leute in der einen Parketloge die in der gegenüberliegenden sehen können. Damit zerfällt aber der schon vorher belanglose Vorschlag in nichts. Neue dramatische Wirkungen auf Grund der alten Bühnenform, darauf warten wir. Hoffentlich bringt sie uns ein Dichter — auf die Aesthetiker wollen wir gerne verzichten.

Friedrich Kummer.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XV. — A. u. d. T.: Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1892. 8.

Die Geschichte des Buchhandels besitzt für den, der ihr nur einmal erst seine Aufmerksamkeit geschenkt, einen besondern Reiz: es dürfte kein anderes Gewerbe geben, in dessen Ergehen sich in gleicher Weise die gesammten allgemeinen wirthschaftlichen wie geistigen Zustände der Zeit widerspiegeln. Freilich der Eingang zu diesem interessanten Gebiete erscheint dem nicht geschulten Auge etwas fremdartig und monoton, und es kann daher kaum wundernehmen, daß sich die Beschäftigung mit der Geschichte des Buchhandels bisher auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt hat: auch der neue Band des „Archivs" ist, abgesehen von zwei Aufsätzen, ausschließlich das Werk jener beiden Männer, denen schon stets das „Archiv" seinen Hauptinhalt verdankte, Albrecht Kirchhoff's und F. Herm. Meyer's. Außer ihnen hat noch F. Geß eine kurze Notiz beigesteuert, den Abdruck eines Bittschreibens Blum's an Herzog Georg von Sachsen aus 1525, worin jener um Zurücknahme der Ausweisung aus Leipzig petitionirt, die ihn wegen des Drucks einer Broschüre Luther's betroffen; ferner findet sich ein Aufsatz von Fr. Teusch über die Geschichte des deutschen Buchhandels in Siebenbürgen von 1700 bis zur Gegenwart. Das ist ohne Frage weitaus die interessanteste Arbeit des ganzen Bandes: der Aufsatz erweitert sich zu einer Geschichte des gesammten geistigen Lebens in diesem hartbedrängten Außenbollwerke deutscher Cultur. Es wird uns hier eingehend gezeigt, wie man im ungarischen Sachsenlande stets bemüht gewesen ist, den geistigen Zusammenhang mit Deutschland zu bewahren. Der Pietismus veranlaßt um die Wende des 17. Jahrhunderts die Begründung einer Buchhandlung, aber es fehlt an einheimischer Production, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bieten die geistigen und die buchhändlerischen Verhältnisse kein sehr erfreuliches Bild. Der eigentliche Aufschwung beginnt mit der Regierung Kaiser Joseph's; er ist in erster Linie ein Verdienst der beiden Buchhändler Hochmeister Vater und Sohn, deren Geschäft 1778 begründet wurde. Es bilden sich Lesegesellschaften, es entsteht eine wissenschaftliche Zeitschrift. Die eigene literarische Production erwächst hauptsächlich im Kampf um die Rechte des sächsischen Volks. Nach kurzem Rückgang, den die politische Reaction mit sich brachte, regt sich dann seit 1837 im Kampf um die nationale Existenz neues geistiges Leben, das seinen Mittelpunkt in dem Verein für siebenbürgische Landeskunde findet. Wenn man die ausführliche Schilderung liest, wie die siebenbürgische Literatur und der siebenbürgische Buchhandel im steten Kampf mit allerhand Chicanen, behindert vor allem durch die Censur sich emporringen mußten, so kann man nur die höchste Achtung vor diesem schwerbedrängten Volksstamme haben,

und man scheidet von dem Aufsatze mit dem Wunsche, daß nach hundert Jahren ein Historiograph des deutschen Buchhandels in Siebenbürgen eine ebenso ehrenvolle Geschichte zu schreiben haben möge.

Die andern Arbeiten bieten mehr für den Fachmann Interesse. Am umfangreichsten sind die Lesefrüchte Kirchhoff's aus Acten des städtischen Archivs in Leipzig, die sich mit einer Reihe von Punkten aus einem Buchhandelsrecht und -Brauch beschäftigen, mit dem Privilegirwesen, dem frühern Werth der Bücher, den Verlagscontracten, den Honoraren (die im 17. Jahrhundert noch überaus dürftig waren), vor allem aber mit dem Nachdruck, der ja bekanntlich früher gang und gäbe war und selbst von sehr bedeutenden Verlegern betrieben wurde; freilich waren die Strafen für den Nachdruck theilweise ziemlich beträchtlich, aber sie wurden keineswegs immer wirklich eingetrieben. Derselbe Verfasser beschäftigt sich ausführlich mit der Frage, ob die kaiserlichen Bücherprivilegien auch in Sachsen Geltung hatten: nachdem ihre Anerkennung praktisch für Sachsen schon in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs aufgehört hatte, versuchte man 1738 von Wien aus ihre Geltung wieder ins Leben treten zu lassen; die sächsische Regierung vermeidet, zu der Controverse entschieden Stellung zu nehmen, der leipziger Rath dagegen spricht ihnen jede Geltung in Sachsen ab und dringt hiermit in der Praxis durch. Ein anderer Aufsatz dieses ausgezeichneten Kenners der Geschichte des Buchhandels führt uns in den buchhändlerischen Kleinbetrieb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein: Kirchhoff schildert eingehend die Verhältnisse des 1578 gestorbenen leipziger Buchbinders Christoph Birck, der auch den Sortiments- und Verlagsbuchhandel zu pflegen suchte: er begann seine Thätigkeit unter ungünstigen Verhältnissen, kam ziemlich schnell vorwärts, gerieth aber dann in Schulden und in Rückgang; die Charakterzeichnung Birck's und seiner Söhne beweist gleichzeitig, wie roh, gewaltthätig und ungebildet damals noch die kleinern Vertreter dieses Gewerbes waren. Die Concurrenz, die die Buchbinder dem eigentlichen Buchhandel machen, ist auch ein Hauptgegenstand einer Abhandlung Meyer's, die auf fränkischen Acten beruht; nicht nur, daß die Buchbinder sich im bedeutenden Umfange am Buchhandel betheiligen, sie nehmen geradezu den Verkauf gebundener Bücher als ihr Alleinrecht in Anspruch. Weiter macht Meyer Mittheilungen aus Würzburger Befreiungen für Buchdrucker aus den Jahren 1481 bis 1548; wir erhalten einen Einblick in die ziemlich schlechte sociale Lage der kleinern Druckereien beim Beginn des 16. Jahrhunderts; diese würzburger Drucker sind durchaus abhängig vom Bischof, auf seine Unterstützung angewiesen. Liegen die zuletzt besprochenen Arbeiten dem allgemeinen Interesse etwas ferner, so muß man dafür einen werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte erblicken in dem von Meyer mitgetheilten Protokoll über eine Visitation, die 1781 auf Veranlassung der fürstbischöflichen Regierung bei den würzburger Buchhändlern vorgenommen wurde, um auf religions- und sittenwidrige Bücher zu fahnden. Man hielt acht Jahre vor der Französischen Revolution in Würzburg unter anderm folgende Bücher für „anstößig gegen Religion und Sitten": Goethe's „Stella", Lessing's „Nathan", die Werke Friedrich's des Großen, Rousseau's „Emile" und „Nouvelle Heloise", den Petron! So stand es damals mit dem literarischen Urtheil in einem geistlichen Fürstenthum. Endlich sei noch ein kleiner Beitrag Kirchhoff's zur Geschichte der Censur erwähnt, der uns vorführt, von welchem Dünkel und welcher Ueberhebung die Censoren am Anfang des 18. Jahrhunderts beseelt waren: sie benügten sich nicht, die Bücher auf ihre Bedenklichkeit hin zu prüfen und anstößige Stellen zu streichen, sondern maßten sich auch an, den Inhalt zu verbessern und selbst bei wissenschaftlichen Werken sachliche Aenderungen vorzunehmen.

Aus der Vorrede erfahren wir, daß Professor Adolf Koch die Fortsetzung der „Geschichte des deutschen Buchhandels", deren erster Theil von dem verstorbenen Friedrich Kapp verfaßt ist, aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben hat; die Historische Commission des Börsenvereins hat mit der Weiterführung der Arbeit F. Hermann Meyer betraut. Wir wissen damit dieses wichtige Werk in guter und tüchtiger Hand.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Herr Professor Rödiger theilt uns freundlichst mit, daß die Müllenhoff'sche „Deutsche Alterthumskunde" nicht, wie ursprünglich angenommen, in sechs, sondern in sieben Bänden erscheinen wird; von diesen soll der sechste die „Mythologie" enthalten. Danach ist die in Nr. 18 d. Bl. ausgesprochene Vermuthung, daß die „Mythologie" überhaupt nicht erscheinen werde, als unrichtig anzusehen.

— Ernst von Wildenbruch hat ein neues Schauspiel vollendet; „Meister Balzer", so nennt sich das Drama, ist im berliner Dialekt geschrieben.

— Unter dem Titel „Freie Kritik. Unterredungen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände" ist im Verlage der Literarischen Anstalt in Leipzig ein eigenthümliches Unternehmen ins Leben getreten. Es beruht auf einer ähnlichen Grundlage wie das Schwurgericht: das Urtheil wird nicht von Fachmännern abgegeben, sondern von Leuten verschiedenen Berufs. So spricht hier bald ein Architekt, bald ein Arzt, dann wieder ein Kaufmann u. s. w. Auch Frauen sind dabei; vorausgesetzt nämlich, daß nicht alles nur fingirt ist. Das erste Heft hat Gerhart Hauptmann's Drama „Einsame Menschen" zum Gegenstande. Nachdem eine kurze Inhaltsangabe vorausgeschickt worden ist, wird es von den verschiedenen Mitgliedern des Freundeskreises nach allen Richtungen hin erörtert, wobei es eine ziemlich widerspruchsvolle Behandlung erfährt. In einer Beilage wird die Erstaufführung im wiener Burgtheater besprochen und die Preßstimmen, die eine sehr scharfe Kritik erfahren.

Das zweite Heft dieses Unternehmens beschäftigt sich mit Voß' „Die neue Zeit". Die verschiedenen Ansichten, die da laut werden, stimmen im ganzen doch überein, und das Ergebniß dieser Urtheile

ist für Voß sehr ungünstig. Mit vollem Rechte; seine „Neue Zeit" ist ein crasses Effectstück, bar jeder Wahrheit, voller Komödienkniffe; aber der Nervenreiz, den es ausüben kann, hat ihm, wenn auch nicht überall, Beifall verschafft.

— Unter dem Titel „Die moderne Literatur" sind jüngst biographische Einzeldarstellungen bei Friedrich in Leipzig erschienen; vorläufig Heft 1—4. An sich verdiente ein Werk, das die Aufmerksamkeit auf die moderne Literatur lenkt, sicher Anerkennung; um so mehr als die zünftige Literaturhistorik es zwar für wichtig hält, das so und so viel hundertste Werk über Goethe zu schreiben oder in mittelalterlichen Scharteken herumzustöbern, für die Literatur der Gegenwart aber im besten Falle ein paar gnädige Worte übrig hat. Insofern also könnte man dem neuen Unternehmen freundlich entgegenkommen. Ob diese Freude aber auch noch vorhanden ist, wenn man es kennen gelernt hat, wird sich aus Folgendem zeigen. Das erste Heft betrifft Karl Frenzel und rührt aus der Feder Ernst Wechsler's. (Preis 50 Pf.) Bei dem, der Wechsler's Urtheil über Frenzel gelesen hat, kommt es darauf an, ob er Frenzel's Werke kennt oder nicht. Kennt er sie auch nur einigermaßen, dann muß er sich kurzsichtig schelten, daß er in ihnen durchaus nicht den großen Mann hat finden können, der Frenzel nach Wechsler zu schließen sein muß. Kennt er sie nicht, dann lese er sie auch nicht, der große Mann könnte sonst von seiner Höhe herabstürzen oder doch bedenklich ins Wackeln gerathen. Es wäre wahrlich kein Wunder, wenn Herrn Frenzel Wechsler's so verschwenderisch gespendetes Lob zu Kopf stiege und er, in Größenwahn verfallend, sich wirklich für einen Erzähler, Kunsthistoriker und Kritiker durchwegs ersten Rangs hielte. Wechsler ist mit seinem Lobe nicht nur bei Frenzel so freigebig, sondern wie aus seinem Buche „Berliner Autoren" hervorgeht, auch bei andern, wenn auch nicht in dem Maße. Schade, daß er seinen Beruf und seine Zeit verfehlt hat! Er hätte Hofpoet werden sollen — in Byzanz!

Das zweite Heft hat Hermann Heiberg zum Gegenstande und rührt von Hans Merian her. (Preis 75 Pf.) Es enthält treffende Bemerkungen über die modernen deutschen Literaturzustände, übertreibt aber das Lob Heiberg's sehr beträchtlich. Das dritte Heft gilt einer lobpreisenden Charakteristik Adolf Glaser's von Oskar Linke. (Preis 75 Pf.) Im vierten Heft bespricht G. Ludwigs Wilhelm Walloth. (Preis 1 M.) Nach der Lektüre dieser Abhandlung fühlt man sich versucht, sich an den Kopf zu greifen und sich zu sagen: „Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum." Besser als jede Erörterung dürften einige Stilproben den Stil dieser Arbeit veranschaulichen: „Der Reflexhauch nämlich als Medium. Die Verdeutlichung und Norm der Empfindung hat gleichen Werth mit innerer Durchleuchtung, Vergeistigung des Objects, mit andern Worten: Die Reflexhauche als Princip der Empfänglichkeit sind Sonderphänomen der Durchsichtigkeit in ihrer nervösen, meinetwegen «neuropathischen» Bedeutung." Oder: „Nun schafft der geistige Coefficient, der diesen physischen Schaffensformeln gegeben wird, erst ihren Werth (die seelische Ausdeutung assimilirt sie dem acceptirenden Subject). So wäre zu erwarten, daß die Walloth'sche Kunst stets den Coefficienten der idealisirenden Aesthetik mitführte." „Herrlich! etwas dunkel zwar, aber doch recht sonderbar." Erwägt man die Thatsachen, daß diese vier Hefte bei W. Friedrich in Leipzig erschienen sind, daß alle darin besprochenen Autoren ihre gesammelten Werke in demselben Verlage herausgegeben, daß die Verfasser dieses literarischen Porträts — wenigstens drei davon — ihre andern Werke gleichfalls bei Friedrich verlegt haben und daß alle vier Arbeiten an ausgesprochener Hypertrophie des Lobes leiden, so liegt es in unserer Zeit der Reclame nur allzu nahe, darin einen Zusammenhang zu finden.

Bibliographie.

Ahlwardt. Der Prozess Ahlwardt. Ein Zeichen der Zeit und eine lehrreiche Studie. Von *** einem Deutsch-Nationalen. Berlin, P. Heichen. Gr. 8. 50 Pf.

Albert, E., Bismarck, bleib zu Haus! Erwiderung auf: Bismarck, komm zurück! von A. Graf von Westarp. Bremen, K. Behrens. Gr. 8. 25 Pf.

Artin, Baron A. v., Kaspar Hauser. Des Räthsels Lösung! Zürich, C. Schmidt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der einzige Ausweg aus dem Labyrinth der Schulfrage. Von ***. Berlin, E. Rentzel. Gr. 8. 50 Pf.

Bock von Wülfingen, F., General von Katzler. Eine Lebensbeschreibung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Brentano, F., Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 80 Pf.

Curtius, F., Heinrich Gelzer. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M.

Engel, G., Ahnen und Enkel. Roman. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 8. 7 M. 50 Pf.

Eschweiler, Haus und Schule. Ein Mahn- und Trostbüchlein in Briefen an die Eltern unserer studierenden Jugend. Bielefeld, A. Helmich. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Findel, J. G., Autorität oder Selbstbestimmung? Zur Beleuchtung der Kaiserrede. Leipzig, J. G. Findel. 8. 50 Pf.

Gasteiger, G. v., Die Zillerthaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol. Eine Episode aus der vaterländischen Geschichte, aktenmässig dargestellt. Meran, F. W. Ellmenreich. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Gegen den Materialismus. Gemeinfassliche Flugschriften, herausgegeben von H. Schmidkunz. 4. Hft.: Die Seele der Schrift. Graphologische Forschungsresultate von J. Mendius. Stuttgart, C. Krabbe. Lex.-8. 75 Pf.

Grabbe, C. D., Herzog Theodor von Gothland. Tragödie. Für die Bühne bearbeitet von K. Loewe. Wien, J. Eisenstein u. Comp. 8. 1 M.

Haruack, O., Die klassische Aesthetik der Deutschen. Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schiller's, Goethe's und ihrer Freunde. Leipzig, F. C. Hinrichs. Gr. 8. 5 M.

Heilmann, K., Forderungen der gegenwärtigen Zeit an den Volksschul-Unterricht. Vortrag. Halle a. S., H. Schroedel. Gr. 8. 60 Pf.

Henne am Rhyn, O., Das Christentum und der Fortschritt. Zur Versöhnung von Religion und Forschung. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Der Teufels- und Hexenglaube, seine Entwicklung, seine Herrschaft und sein Sturz. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hössli, H., Hexenproceß — und Glauben, Pfaffen und Teufel. Als Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte der Jahrhunderte. Leipzig, H. Barsdorf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ide, J., Was ist Elektricität? Eine auf Grund einiger Erscheinungen der Physik und Chemie versuchte Beantwortung der Frage. Berlin, L. Simion. Gr. 8. 1 M.

Individualismus und Schablone im deutschen Heere. Kritische Besprechung des Buches: „Rembrandt als Erzieher" in seinen Beziehungen zur Armee. Von einem alten Offizier. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Liesegang, R. E., Probleme der Gegenwart. 2. Bd.: Der Monismus und seine Konsequenzen. 1. Thl.: Die Organologie. Düsseldorf, E. Liesegang. Gr. 8. 2 M.

Ludwig, O., Studien. 2 Bde. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 8 M.

Moltke's Feldzugs-Entwurf 1866 und die Lage Benedeks am 30. Juni und 1. Juli 1866. Kritisch beleuchtet von *** Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Nietzsche, F., Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. 4. und letzter Thl. Nebst Anhang: Dionysos-Dithyramben. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 4 M.

Von der Naturnothwendigkeit der Unterschiede menschlichen Handelns. Eine Untersuchung der Ursache von Verbrechen und abnormen Geisteszuständen. Von ***. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 50 Pf.

Prochownik, B., Das angebliche Recht auf Arbeit. Eine historisch-kritische Untersuchung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rafael, L., Winterträume. Neue Märchen. Dresden, E. Pierson. 12. 2 M.

Die Sozialdemokratie eine Zuchtruthe Gottes. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 30 Pf.

Der Sozialismus als Feind der Religion und die Volksschule. Ein Wort zur Aufklärung von A. P. Berlin, O. Harnisch. Gr. 8. 20 Pf.

Spitzner, A., Natur und Naturgemäßheit bei J. J. Rousseau. Eine philosophisch-pädagogische Studie. Leipzig, E. Ungleich. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Stahl, M., Die arme Vornehme. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 6 M.

Kleine Studien. Wissenswertes aus allen Lebensgebieten. Herausgegeben von J. Bacmeister. 3. Hft.: Moderne Wege zum Wohlstand. Skizzen aus dem amerikanischen Leben von P. Berges. Erfurt, B. Bacmeister. 12. 50 Pf.

Suworin, A., Ein Frauenjäger (Tatiana Repina). Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Thieme, R., Der Humor in der Schule. Wien, A. Pichler's Wwe. u. Sohn. 12. 1 M. 45 Pf.

Tolstoi, Graf L., Warum wir am Leben hängen, übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Turgeniew, J., Visionen. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Vanino, L., Bayern und das Haus Wittelsbach. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. 128. 50 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Drei Paläste. Roman. 3 Tle. in 1 Bde. Berlin, O. Janke. 8. 7 M.

Walloth, W., Ein Liebespaar. Roman aus der Geschichte Venedigs. Leipzig, W. Friedrich. 8. 5 M.

Weiße, H., Schulter an Schulter mit Herrn von Egidy. Für Freund und Feind. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 40 Pf.

Wimpffen, M. Freih. v., Kampf ums Dasein und Association. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kleine Schriften
zur Geschichte und Cultur
von
Ferdinand Gregorovius.

Dritter Band. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geh. 6 M. 50 Pf.

Juhalt. Die Villa Malta in Rom. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele. I. Das römische Passionsspiel. II. Das deutsche Passionsspiel in Tyrol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Die früher erschienenen beiden Bände (jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.) enthalten:

I. Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Eine Weltchronik in Bildern. Mit einer Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

In der vorliegenden Sammlung vereinigt der berühmte Verfasser eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit Anmuth und Adel der Sprache verbinden und allgemein interessante Zeitbilder entrollen. Durch den aus seinem Nachlasse herausgegebenen dritten Band wird die Sammlung abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.
Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.
Dem deutschen Volke dargeboten von
Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, wird gewiß in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Descendenzlehre und Darwinismus.

Von
Oscar Schmidt,
Professor an der Universität in Strassburg.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 2. Band.)

Dieses in dritter verbesserter Auflage vorliegende Werk gilt allgemein für die fasslichste Darstellung der vielverzweigten und verwickelten Probleme, welche als Descendenz- oder Abstammungslehre und ihre Begründung durch Darwin bezeichnet werden, und ist daher jedem zu empfehlen, der sich mit Wesen und Gehalt der modernen Naturforschung, sei es als Anhänger oder als Gegner derselben, auf leichte Weise bekannt zu machen wünscht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.
1848—1849.
Von
Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber das
Mysterium Magnum
des Daseins.
Von
J. Frohschammer.

8. Geh. 4 M.

Der bekannte Philosoph prüft in dem vorliegenden Werke die verschiedenen Auffassungen, welche über das Mysterium Magnum, den Urgrund alles Daseins, bestanden und noch bestehen, und versucht seinerseits eine befriedigende Lösung der schwierigen Frage, indem er zugleich Religion und Philosophie ihre richtige gegenseitige Stellung anweist. Das Werk ist nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden denkenden Laien von großem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.
Von
Earl of Beaconsfield.
(Benjamin D'Israeli.)
Aus dem Englischen von
Professor **Dr. C. Böttger.**

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geh. 8 M.

Dieses letzte Werk des berühmten englischen Staatsmannes, ein aus Wahrheit und Dichtung gemischter Roman, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der letzten Jahrzehnte bewegt worden ist. Die deutsche Uebertragung gibt die feinen Eigenthümlichkeiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich wie ein Originalwerk liest. Die zweite Auflage ist im Preise sehr wesentlich ermäßigt worden; die erste Auflage kostete geh. 18 M., geb. 21 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 22. — 2. Juni 1892.

Inhalt: Ein Brief von Merck an Wieland (1776). Von Ludwig Geiger. — Zur Geschichte der Revolution von 1848 und 1849. Von Georg Winter. — Aus der modernen Gesellschaft. Von Richard Opitz und Edmund Lange. — Episches und Lyrisches. Von Adolf Brieger. — Zur Kirchengeschichte. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Brief von Merck an Wieland (1776).

Aus der weimarer Frühzeit, d. h. aus jenen Tagen, in denen Goethe nach Weimar kam, ungedruckte Actenstücke zu erhalten, ist ungemein selten. Bei der großen Vorliebe für jene Zeit des Erwachens unserer classischen Literatur ist es erklärlich, daß öffentliche und Privatarchive durchforscht und ihre Schätze zum Gemeingut gemacht worden sind. Daher begegnet man sehr selten einem directen oder indirecten Zeugniß Goethe's aus jenen Tagen, einem Briefe von ihm oder einer Aeußerung über ihn. Eine solche liegt in dem nachfolgend mitgetheilten Briefe vor. Schon aus diesem Grnnde darf er auf ein nicht ungewöhnliches Interesse Anspruch machen, aber auch noch wegen des Schreibers, des Adressaten und der in dem Briefe erwähnten Personen. Merck ist der Darmstädter, der dem jungen Goethe als kritischer Mentor nahestand, der vielseitig Unterrichtete, in Kunst- und naturwissenschaftlichen Fragen Wohlbewanderte, der auch in geschäftlichen Dingen den Weimaranern gute Dienste that. Claudius ist der bekannte Volksdichter, der Herausgeber des „Wandsbecker Boten". Er war von dem „Präsidenten", dem gleichfalls als Schriftsteller bekannten Fr. K. von Moser, nach Darmstadt berufen worden, konnte sich aber in die ihm angebotene amtlich-literarische Thätigkeit nicht finden und verließ Darmstadt bald wieder, um nach seinem geliebten Wandsbeck zurückzukehren (Frühjahr 1777). Aus diesem Datum (Claudius kam Frühjahr 1776 nach Darmstadt) und aus der Erwähnung von Lenzens Aufenthalt in Weimar (1. April bis 1. Dec. 1776), sowie aus der Aeußernng unseres Briefs: „wenn die Bäume blühen", ergibt sich das Datum unseres Briefes: Anfang Mai 1776. Er ist eine Antwort auf Wieland's Brief 12. April 1776 (K. Wagner, „Briefe von und an Merck", 1838, S. 63), wo von Lenzens Ankunft in Weimar und von der amtlichen Stellung Goethe's, seinem „Charakter" die Rede ist, und wurde beantwortet durch Wieland's Brief von 13. Mai, a. a. O. S. 64 fg. Das Original des eigenhändig, ziemlich undeutlich geschriebenen Briefs befindet sich in der reichen Sammlung des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig, der den Abdruck freundlichst gestattet hat.

Der Brief lautet folgendermaßen:

„Liebster Herr und Freund. Hier kommt etwas Schnizeley. Ich denke mit dem was noch vorräthig ist, auf diesen Monat genug. Sie können nicht glauben, wie schwer es wird, wenn die Bäume blühen, zu recensiren. Zu dem denk' ich, es giebt der Bücher, bey denen sich etwas sagen läßt, bey uns so wenig, daß ich beynahe nichts mehr zu recensiren weiß. Das Erziehungs Wesen will ich nächstens vornehmen, weil ich die Piecen noch nicht alle beysammen habe. Ueber den Wraxal ist viel gesagt; ich mußte aber mein Herz ausschütten was Falconet anbelangt, mit dem die Göttinger ehmals so umgegangen, und das übrige ist angenommener Enthusiasmus, als nützliche Windbeuteley und Charlatanismus zum Besten des Merkurs.

Wenn Sie denken, daß das über das Museum kann so abgedruckt werden, so lassen Sies so; — man sieht doch wohl gleich daß es ein Dritter ist. Aber was hat der Dechant in Bückeburg mit seiner Abhandlung über die Urkunde angestellt! Das ist nun wieder eine Sottise so groß wie sein Kopf. Wie konnten Sie dem Schurken die Freude machen, so was abzudrucken, das für uns Herders Freunde nichts als faunische Laune, für jene aber die garstigste Duplicität und gemeine Recensenten-Künste ist. Ich praeparire mich von H. Unterofficier von Berlin ein lautes Hohngelächter darüber zu hören. Grüßen Sie Goethe und Lenz; mir ist als wenn ich an Euch alle Dreye schriebe. Daß Ihr Freunde seyd und bleiben werdet, das ist nun einmal so eine Sache, wie die liebe Sonne für mich. — Schreiben Sie mir doch einmal etwas darüber, ob Herder würklich zu Ihnen kommt oder nicht? Ich trätsche doch nicht, und also könnt Ihr mir wol so was sagen. Um Goethe's öffentl. Charakter bekümmere ich mich nicht viel obs heißt: Geheimer Canzellist oder Ge-

heimer Rath. Der Mensch bleibt doch was er ist. — Wir haben nun Claudius, ein trefflicher sehr selbstständiger Mensch — sagen sie Goethe — so ohngefähr wie Klopstock im Äußern; nur mehr poetische Laune und Leichtigkeit. Er ist derb, kalt und schlägt alle Leute in die Augen; das freut mich nun vom Herzen, denn ich gehe unter des Menschen Anomalie mit der meinigen wie unter einer herrlichen Dachtraufe, und die Herrn Abderiten bekümmern sich schon nicht mehr um mich. Ein schönes, schönes Weibchen hat er, existirt ganz in seinen Kindern; wenn die Visiten kommen, sezt er die Kinder aufs Höfgen; weiß übrigens nichts was Geld und Gut ist, und ist überhaupt sehr brav. Nichts von der weisen garstigen Almanachie, und dem Todtengewimmer, sondern ist sehr lustig — hält die König.... in einem großen Respekt, geht ohne Stock und Degen und Puder mit dem bloßen [Kopf] zum Präsidenten, und der kanns doch nicht übel nehmen, spielt ein herrliches Clavier u. s. w.

Ihren Wein bekommen Sie nicht, denn mein Schwager ist ein Esel, und weil wir ihn nicht sogleich genommen haben, ist's nun 10 Dukaten mehr. Ich mag ihn aber nicht, so gut er ist. Brauchen Sie aber einen andern, so sagen Sies nur, so schick' ich Ihnen doch was guts, und in geringrer Quantität, so wie Sies grade nöthig haben.

NB. P. S. Wenn Sie etwas Romanzen brauchen, so lassen Sie sich von Goethe das Büchelgen geben; er weiß was von mir ist, darüber können Sie disponiren. Nehmen Sie zum Exempel die Erste, und lassen Melodie darauf machen.

Um die Einrückung der Recension des Pallas für diesen Monat bitte ich, weil einem armen Teufel damit geholfen ist."

Ein eingehender Commentar zu vorstehendem Briefe soll nicht gegeben werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß ein Theil des Briefs sich mit den Beiträgen beschäftigt, die Merck zu der von Wieland herausgegebenen Zeitschrift „Der teutsche Merkur" schrieb oder schreiben wollte. Die seltsame Aeußerung über „des Dechanten in Bückeburg" (Herder) „Urkunde", d. h. die Schrift „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts", findet ihre Aufklärung und Ausführung in einem Aufsatze Merck's (K. Wagner, „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe-Merck", Basel 1847, S. 110—114). Mit dem „Berliner Unteroffizier" ist wahrscheinlich der berliner Aufklärer Nicolai gemeint, der in den Kreisen der Weimaraner nicht viel galt, von Merck aber, der von Doppelzüngigkeit überhaupt nicht ganz freizusprechen ist, damals noch nicht aufgegeben war, vielmehr mit Recensionen für seine Zeitschrift, die „Allgemeine deutsche Bibliothek" unterstützt wurde. Die am Schluß erwähnte „Recension des Pallas" bezieht sich auf eine Besprechung des von Merck herausgegebenen Buchs „P. S. Pallas' Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, in einem ausführlichen Auszuge". (Sie wurde aufgenommen „Teutscher Merkur", II, 293 fg.) Der ziemlich am Anfange erwähnte Artikel über das Erziehungswesen ist vielleicht die unter dem Titel „Erziehungswesen" im „Teutschen Merkur", II, 1776, S. 109—111 und S. 297—300 abgedruckte Uebersicht dreier Schriften, die sich auf die kurkölnische neue Schulordnung, Marschlin's Barby und auf die Bemühungen Rochow's beziehen, wobei freilich zu bemerken ist, daß auch in den übrigen Heften sich kleine pädagogische Artikel finden, die gewiß nicht alle von Merck herrühren. Der „Wraxal" ist die große Besprechung über „Wraxal's Reisen nach Norden aus dem Englischen" („Merkur", 1776, II, 289—293). Die Stelle über Falconet daselbst S. 292. Es handelt sich dabei um den von den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" gegen Falconet ausgesprochenen Tadel, daß er den Kopf seiner Statue Peter's des Großen seiner Nichte Mad. Collot anvertraut habe. Eine Kritik über das „Museum", die von Boie und Dohm herausgegebene Zeitschrift, finde ich im „Merkur" nicht.

Ludwig Geiger.

Zur Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

1. Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850. Von W. Oechelhäuser. Berlin, Springer. 1892. Gr. 8. 2 M.
2. Aus der Paulskirche. Berichte aus dem „Schwäbischen Merkur" aus den Jahren 1848 und 1849. Von Gustav Rümelin. Herausgegeben und eingeleitet von H. R. Schäfer. Stuttgart, Göschen. 1892. Gr. 8. 4 M.
3. Die deutsche Revolution. Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849. Von W. Blos. Illustrirt von O. E. Lau. Erstes bis achtes Heft. Stuttgart, Dietz. 1892. Gr. 8. Jedes Heft 20 Pf.

Wir Nachlebenden, die wir unter dem gewaltigen Eindrucke der großen Ereignisse stehen, die durch Feuer und Schwert dem deutschen Volke die lange erstrebte Einheit und Größe des Vaterlandes beschert haben, vermögen uns nur schwer ein völlig gerechtes Urtheil über jene große, von unten aufsteigende Bewegung des „tollen Jahres 1848" zu bilden, in dem das deutsche Volk zum ersten male einen vergeblichen Versuch machte, aus eigener Kraft zu einer würdigern und machtvollern Gestaltung seines politischen Gesammtdaseins zu gelangen. Noch wirken die großen Geistesgegensätze, die damals miteinander gerungen haben, allzu lebhaft in uns nach, als daß wir uns eine völlig unparteiische Vorstellung von jener Zeit zu bilden im Stande wären. Während die einen in dem zwar von hohem Idealismus getragenen, aber doch gewaltsamen und eines klaren Planes entbehrenden Ringen jener Tage auch heute noch nichts anderes sehen, als eine gewaltsame Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, sehen andere in den Gedanken und Zielen jener bewegten Epoche

die nothwendige Voraussetzung und Grundlage der spätern, mit realen Machtmitteln erlangten wirklichen Einheit, während eine dritte Gruppe von Historikern und Politikern den Fehler und Irrthum der Revolutionsbewegung gerade darin zu sehen vermeint, daß sie nicht energisch und radical genug dem einmal erkannten Ziele zustrebte. Es ist nicht schwer, in diesen drei verschiedenen historischen Auffassungen dieselben Gegensätze wiederzuerkennen, welche politisch in der Paulskirche wirksam gewesen sind. Daneben hat sich aber seit jener Epoche noch eine vierte, wirthschaftlich sociale Gruppe gebildet, die das Ziel der Revolution von 1848 für ein irriges, weil die wahren, wirthschaftlichen Bedürfnisse der Massen zu wenig berücksichtigendes hält und die einzigen wirklich berechtigten Vertreter der Volksbewegung in jener kleinen, damals erst in der Bildung begriffenen Gruppe der socialdemokratisch-communistischen Partei zu erkennen meint. Ist schon durch diese noch heute fortwirkende politische Gruppirung auch die historische Anschauung über jene Epoche in ausschlaggebender Weise bedingt, so wird die Möglichkeit einer das wahre Wesen der Dinge erfassenden Erkenntniß noch dadurch erschwert, daß allen diesen verschiedenen Gruppen eins gemeinsam ist: eine verhängnißvolle und nothwendig zu irrigen Anschauungen führende Unterschätzung der großen Schwierigkeiten, die sich dem Streben nach Einheit in jenen Tagen infolge des noch nicht überwundenen Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich entgegenstellten. Wie damals die Vertreter des Volks in dem Freudenrausche über die urplötzlich scheinbar in greifbare Nähe gerückte Freiheit und Einheit des Vaterlandes sich einer souveränen Geringschätzung der historisch und thatsächlich gegebenen Verhältnisse schuldig machten, indem sie die Ergebnisse einer geschichtlichen Entwickelung von $1^1/_2$ Jahrtausenden hinwegdecretiren zu können meinten, so beruht es auf einer ähnlichen Verkennung der damaligen wirklichen Lage der Dinge, wenn man heute den Männern der Paulskirche einen Vorwurf daraus macht, daß sie nicht erreicht haben, was sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht erreichen konnten.

Ohne Frage wird durch alle diese Umstände, wie wir schon hervorhoben, eine wirklich völlig unparteiische Vorstellung über Verlauf und Ziel der großen Volksbewegung von 1848 und 1849 augenblicklich noch sehr erschwert, aber doch nicht völlig unmöglich gemacht. Daß es bei aufrichtigem Streben nach einer klaren und erschöpfenden Erforschung aller idealen und realen Kräfte, die damals miteinander und gegeneinander wirkten, doch möglich ist, sich über den einseitigen Standpunkt des Parteimannes selbst dann zu erheben, wenn man an den Ereignissen jener Epoche activen Antheil genommen hat, hat noch kürzlich der erste Band des epochemachenden Werks von Heinrich von Sybel gezeigt. Gewiß erkennt man auch in diesem Werke auf den ersten Blick, auf welcher Seite die Sympathien des Verfassers sind; er selbst hat sich darüber keiner Täuschung hingegeben, sondern es im Vorworte seines Werks ausdrücklich betont. Zu gleicher Zeit aber hat er den glänzenden Beweis dafür erbracht, daß es dem aufrichtig nach Wahrheit strebenden Forscher unter Berücksichtigung vieler ihm früher unbekannter Thatsachen doch auch gelingen kann, Beweggründe und Handeln des Gegners richtig und unbefangen zu würdigen, ja selbst manchen Fehler und Irrthum der eigenen Partei zu erkennen, der sich eben daraus ergab, daß sie nicht alle wirksamen Kräfte zu erkennen vermochte. Wie mancher Fehler ist nicht damals von wirklich begeistert national gesinnten Männern nur deshalb begangen worden, weil ihnen die wahren Absichten und Handlungen der Cabinete und Regierungen der Einzelstaaten nicht bekannt waren! Indem Sybel aus den reichen Schätzen des Archivs einer der betheiligten Staaten diese ihm früher unbekannten realen Kräfte, welche den idealen Bestrebungen hemmend oder fördernd zur Seite gingen, mit liebevoller Sorgfalt erforschte, hat er den Schlüssel zur Erkenntniß vieler Vorgänge gefunden, die dem Parteimann von 1848 unverständlich blieben und unverständlich bleiben mußten. Insofern darf man sagen, daß wir in dem Sybel'schen Werke, weil es von einem mit der Volksbewegung jener Zeit durch eigene Anschauung vertrauten Parteimanne geschrieben ist, der doch zugleich die Motive und Bestrebungen der Regierungen umfassend erforscht hat, die erste wirklich historische Darstellung der Revolution von 1848 vor uns haben. Hier zum ersten male wird uns eine auf umfassender Kenntniß der damaligen Machtverhältnisse beruhende, bis ins einzelne gehende Darlegung der Gründe geboten, aus denen die damalige Volksbewegung, weil sie mit jenen Machtverhältnissen nicht rechnete, scheitern mußte. Dadurch aber werden die Verdienste der damaligen erbkaiserlichen Partei, der einzigen, die zu dem Versuch einer wirklich einheitlichen Schöpfung gelangte, nicht geschmälert. Niemand, auch der Gegner nicht, wird leugnen, daß jene erbkaiserliche Partei in allem Wesentlichen das anstrebte, was später erreicht worden ist. Daß es damals nicht erreicht worden ist, lag daran, daß es dem idealen Streben an dem Rückhalte realer Macht fehlte, daß die patriotischen Männer jener Tage dem moralischen Eindruck ihres Schaffens zu viel vertrauten und zu wenig Rücksicht auf die wirklich vorhandenen, historisch erwachsenen Machtverhältnisse nahmen. Mag man daraus den Vorwurf mangelnder staatsmännischer Einsicht in die reale politische Welt folgern, eins kann man nicht leugnen: daß in jener Versammlung eine Fülle geistiger Bedeutung und ehrlichen nationalen Strebens vereinigt war, wie nie in einer parlamentarischen Versammlung vorher oder nachher. Die letzte Ursache des Scheiterns war, wie Sybel es ausdrückt, „die innere Unmöglichkeit der Lösung der Aufgabe bei dem damaligen Stande der politischen Bildung im deutschen Volke, wo hier radicale Bestrebungen, dort die Macht des Sonderthums die Anziehungskraft des nationalen Gedankens noch überwogen. Allein keine Schande, sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein und

deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen. Dies hat die Nationalversammlung gethan und damit einen ehrenvollen Namen in der Geschichte behauptet. Die Richtung, die sie dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament, trotz aller Irrthümer über die Mittel, mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach außen."

Dieses Ziel aber ist, wie man heute rückschauend, ohne den andern Parteien der Paulskirche zu nahe zu treten, sagen darf, am klarsten erkannt und trotz aller Anfechtungen von rechts und links am unverrückbarsten festgehalten worden von der erbkaiserlichen Partei. Unbeirrt durch den passiven Widerstand des Partienlarismus in Regierungen und Parteien, ebenso unbeirrt durch den Hohn und Spott der über das Erreichbare hinaus vorwärts drängenden und stoßenden Richtungen hat sie unausgesetzt den Weg gewiesen, der in der Zukunft als der allein gangbare sich erweisen sollte, damals aber noch nicht gangbar war, weil der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich nicht hinwegzudecretiren war. Man kann die zahlreichen auf uns gekommenen Aeußerungen eines von glühendem Patriotismus eingegebenen Idealismus, der trotz aller Schwierigkeiten an der endlichen Erreichung des nationalen Ziels niemals verzweifelt, nicht ohne Rührung lesen. Jede von ihnen trägt zu einer klareren Erkenntniß jenes schroffen Gegensatzes zwischen rein idealem Streben und der harten Wirklichkeit, der in jener Bewegung zu Tage tritt, nicht unerheblich bei. Aus diesem Grunde ist es auch nach dem Erscheinen des Sybel'schen Werks als eine willkommene Bereicherung unserer historischen Kunde mit Freude zu begrüßen, daß neuerdings wieder fast gleichzeitig zwei Veröffentlichungen erschienen sind, welche uns einen von unmittelbar Betheiligten herrührenden Einblick in die Strebungen und Ziele der erbkaiserlichen Partei eröffnen. Die eine dieser Schriften, erst jetzt einige vierzig Jahre nach den Ereignissen niedergeschrieben, ist ihrem Wesen und Charakter nach mehr memoirenartig; die andere (die Rümelin'sche) enthält gleichzeitig niedergeschriebene und veröffentlichte, unmittelbar unter dem Eindrucke der Ereignisse entstandene Berichte eines der vornehmsten Vertreter der erbkaiserlichen Partei. Die erstere, welche von dem bekannten nationalliberalen Abgeordneten W. Oechelhäuser stammt, führt uns weniger in das Treiben der revolutionären Volksbewegung hinein, an der der Verfasser nicht so sehr handelnd, als nur beobachtend theilnahm, sie zeigt uns vielmehr in frischen und lebhaften Farben ein Bild der provisorischen Regierungsschöpfungen, welche aus der revolutionären Bewegung hervorgingen. Oechelhäuser hat unter Duckwitz als Assessor dem Reichshandelsministerium angehört und schildert uns anschaulich und zum Theil nicht ohne Humor die Erfahrungen, die er mit diesen ephemeren Reichsbehörden gemacht hat. Einen erhöhten Werth erhalten diese Erinnerungen durch die ihnen beigegebenen Anlagen, die unmittelbar aus der bewegten Zeit stammen und deren eine, die vom Verfasser dem preußischen Ministerium des Aeußern eingereichte „Denkschrift über den Einfluß der am 1. Februar 1850 eingeführten neuen schweizerischen Grenzzölle auf den Absatz von Erzeugnissen des Zollvereins", namentlich durch die überraschenden Analogien, welche sie zu den gegenwärtig durch den schweizerischen Handelsvertrag geschaffenen Zuständen bietet, das Interesse jedes Lesers in hohem Maße in Anspruch nimmt. Dieses Interesse wird zugleich ein persönliches für den einsichtsvollen Verfasser, der ohne die Erfahrungen, die wir inzwischen gemacht haben, schon damals das Wesen unsers handelspolitischen Verhältnisses zur Schweiz so klar und scharf erkannt hat, wie wir es aus dieser Denkschrift sehen.

Weit anschaulicher in das geistige Ringen der Paulskirche selbst werden wir durch die Veröffentlichung der Berichte hineingeführt, die der spätere württembergische Kanzler Gustav Rümelin aus Frankfurt selbst unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse an den „Schwäbischen Merkur" erstattet hat. Sie sind ein neuer glänzender Beweis für das hohe Maß politischer Einsicht, das in diesen geistig führenden Kreisen vorhanden war, und für den hohen moralischen Muth, mit welchem diese Männer trotz aller Anfeindungen von rechts und links, trotz der Enttäuschungen, die ihnen die schwächliche und mittelalterlich-phantastische Politik Friedrich Wilhelm's IV. immer von neuem bereitete, mit bewundernswerther Geduld und Ausdauer für ihre einmal gewonnene nationale Ueberzeugung eintraten, daß nur von einer Einigung Deutschlands unter Preußens Führung das Heil des Vaterlandes zu erhoffen sei. Uns, die wir die Verwirklichung dieses Gedankens in nationalem Stolze erlebt haben, erscheint derselbe jetzt so selbstverständlich und trivial, daß wir uns heute kaum noch vorstellen können, wie er damals von Leuten, die wirklich ebenfalls national gesinnt zu sein meinten, mit leidenschaftlicher Erbitterung bekämpft werden konnte. Wir vergessen zu leicht die historische Begründung des Gegensatzes zwischen Großdeutschland und Kleindeutschland, der damals weite Kreise des Volks beherrschte und beherrschen mußte, weil der Gedanke eines deutschen Bundesstaats ohne Oesterreich für die Deutschen jener Zeit etwas völlig Neues war, da man im alten Bunde dem nur zum kleinern Theile deutschen Kaiserstaate Oesterreich dauernd die führende Stellung zugestanden hatte. Dazu kam die unerhörte Unpopularität, deren sich der König von Preußen persönlich unter allen nichtpreußischen Deutschen infolge der absoluten Unberechenbarkeit seiner aus romantischen Anschauungen hervorgegangenen Politik erfreute und die namentlich unter den süddeutschen Stammesgenossen Rümelin's so schroff hervortrat, daß er infolge seiner kleindeutschen Ueberzeugungen den gehässigsten Angriffen gerade seiner engern Landsleute ausgesetzt war. Trotzdem und obgleich er ebenso gut wie

die Gegner die verhängnißvollen Fehler der preußischen Politik mit voller Klarheit erkannte, hielt er unerschütterlich fest an seiner Ueberzeugung, daß trotz dieser Fehler und dieser argen Schwäche der Politik des augenblicklich regierenden preußischen Königs doch der preußische Staat der einzige sei, der die reale Macht und die sittliche Kraft habe, die Einigung Deutschlands zum Ziele zu führen. Gegenüber denen, die um der größern innern Freiheit willen die straffe und auf einer festen Centralgewalt beruhende Einheit zu opfern nur allzu bereit waren, erinnerte er nachdrücklich an den goldenen Spruch Uhland's: „Die Freiheit will ich, die uns Einheit bringt", den er als die Summa aller politischen Weisheit und das untrügliche Kennzeichen eines wahren Vaterlandsfreundes bezeichnet. „Unsere Republikaner aber", so fährt er fort, „wollen eben nur ihren Begriff von Freiheit durchgeführt wissen, wenn auch die Einheit darüber zu Grunde geht. Dieses Ignoriren unserer deutschen Großmächte und aller Zustände im Osten und Norden Deutschlands ist der Grundfehler unserer Radicalen und ein Beweis, daß das Maß unserer politischen Einsicht noch nicht sehr groß ist." Prägnanter und treffender kann man doch in der That den ganzen Unverstand der damaligen republikanischen Linken nicht bezeichnen, die, während sie selbst kaum über ein Sechstel der vom Volke gewählten Vertretung verfügte, gleichwol meinte, die Monarchien der Einzelstaaten einfach aufheben und den widerstrebenden Bevölkerungen der Einzelstaaten selbst die Republik aufzwingen zu können, aber gar nicht daran dachte, mit welchen Machtmitteln denn der von ihnen vertretene Bruchtheil des Volks die militärischen Kräfte der deutschen Territorien bewältigen sollte. Dem gegenüber war es Rümelin, so eifrig liberal er war und so ehrlich er auch nach einem möglichst hohen Maße der dem Volke zu gewährenden Rechte strebte, von vornherein vollkommen klar, daß diese innere Freiheit nur durch die Einheit gewonnen werden, diese aber nur zu Stande kommen könne, wenn die Centralgewalt monarchisch und mit starken Machtmitteln ausgestattet wäre, um den Sonderbestrebungen und gegenseitigen Eifersüchteleien der Kleinen mit Nachdruck entgegentreten zu können. Der feurige nationale Patriotismus, der aus diesen Berichten uns entgegentritt, der hohe Optimismus, der an der Erreichung des Ziels auch dann nicht verzweifeln will, wenn sich ihr alles entgegenstemmt, wird jeden Leser mit warmer Sympathie für den Verfasser dieser Berichte erfüllen, die namentlich zur Charakteristik der Parteien in der Paulskirche manchen neuen und interessanten Aufschluß beibringen.

In schroffem Gegensatz zu diesen beiden aus der erbkaiserlichen Partei herstammenden Schriften steht die dritte, welche jüngst über die Bewegung von 1848 erschienen ist, von W. Blos. Sie enthält eine geschichtliche Darstellung vom socialdemokratischen Standpunkte aus, gehört also zu der Gruppe derer, denen die Revolution von 1848 einschließlich der von der Linken der Paulskirche hervorgerufenen Bewegungen viel zu wenig radical ist, die das einzig Werthvolle der Bewegung in den Proletarierunruhen sehen, die thatsächlich das Meiste dazu beigetragen haben, um nach dem Freiheitsrausche der Märztage der Reaction in deutschen Landen wieder zum Siege zu verhelfen, nach dem alten historischen Gesetze, daß eine über das Mögliche hinaus nach der einen Seite strebende Bewegung einen nur um so nachhaltigeren Rückschlag nach der entgegengesetzten Seite zur Folge hat. Und selbst vom socialdemokratischen Standpunkte aus müßte doch anerkannt werden, daß ein Sieg socialistischer Bestrebungen beim damaligen Stande der Dinge, da eine zielbewußte Arbeiterpartei kaum in den ersten Keimen vorhanden war, ein Ding der Unmöglichkeit sein mußte. Freilich befindet sich der Verfasser bei der Beurtheilung historischer Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten überhaupt oft in sonderbarem Irrthum, so wenn er behauptet, daß die Revolution damals, wenn sie nur fest und einmüthig geblieben wäre, es mit den organisirten Heeren der Monarchien sehr wohl hätte aufnehmen können. Im übrigen wird man dem Verfasser, wenn man in Betracht zieht, daß er einer so doctrinär und völlig unhistorisch denkenden Partei wie der socialdemokratischen angehört, die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er bei allem Doctrinarismus und Radicalismus sich doch wenigstens Mühe gegeben hat, eine unparteiische Darstellung der Thatsachen zu geben und sich hier wenigstens von den gröbsten Uebertreibungen, die sonst unter seinen Parteigenossen üblich sind, fernzuhalten, sodaß es immerhin einiges Interesse gewährt, gegenüber den erbkaiserlichen Darstellungen auch einmal eine solche zu lesen, welche die Dinge von einem noch radicalern Standpunkte aus betrachtet, als es die Linke der Paulskirche gethan hat. Es ist doch immerhin anerkennenswerth, wenn er die „Bourgeoisbewegung" von 1848 als eine historisch berechtigte Entwickelung bezeichnet. Daß er die damals angestrebte und später auf anderm Wege erreichte deutsche Einheit und Freiheit nicht als das Ziel der politischen Bewegung unserer Zeit ansieht, wie wir es thun, sondern nur als ein Uebergangsstadium vom feudalen durch den Bourgeoisstaat zum alleinseligmachenden socialistischen Zukunftsstaate, wird man dem Socialdemokraten nicht zum Vorwurf machen dürfen. Welche Stelle er in dieser Entwickelung der frankfurter Nationalversammlung anweisen wird, muß die Fortsetzung seiner Arbeit lehren, die in den bisher vorliegenden acht Lieferungen nach einer allgemeinen Einleitung nur die Märzbewegung und die weitere Entwickelung bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung schildert.

Georg Winter.

Aus der modernen Gesellschaft.

Es will uns scheinen, als ob die modernen Romanschriftsteller im Streben, die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart zu schildern, die Phantasie zu wenig zur Geltung kommen ließen. Und doch muß die Fabel wie beim Drama so auch im Roman eine Hauptsache sein. Ob es wol jenseits des Oceans auch so ist? Uns liegt ein neuer amerikanischer Roman vor:

1. Miß Niemand von A. C. Gunter. Uebersetzt von F. Mangold. (Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. 8. Jahrg. 16. 17.) Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 1 M.

Ein Intriguenroman, in dem die ganze alte Maschinerie wieder in Thätigkeit kommt. Kaum zu sagen braucht man, daß es sich dabei um eine Erbschaft handelt. Ein Bösewicht, dessen Schlechtigkeit hier — recht charakteristisch für die politischen Verhältnisse — mit dem italienischen Blute seiner Mutter erklärt wird, arbeitet mit den Mitteln eines Richard III. und eines Franz Moor. Er lockt seine Schwägerin mit ihrem Kinde zu ihrem Manne nach Neu-Mexiko, wo eben ein Indianeraufstand ausgebrochen ist. Die Aeltern werden getödtet, die Tochter von dem edlen Exstudenten und Cowboy Everett gerettet, der von seinem reichen Vater verstoßen worden ist. Der Intrigant verläßt das Kind in der Einöde und macht sich durch eine Fälschung im Todtenschein der Aeltern zum Erben ihrer Güter und Titel.

Die Auffindung der rechten Erbin hat zur Entdeckung eines Silberortes geführt, der auch ihr riesige Schätze einbringt. In Neuyork vollzieht sich dann etwas zu langsam die Entlarvung des Bösewichts. Da wird nichts verabsäumt in juristischer Beziehung, lange Depeschen werden gekabelt — an Gelde fehlt es ja nicht —, schon harrt die Braut in der Kirche, das Schiff steht bereit, da wird der Schurke verhaftet. Der Leiter dieses Gegenspiels ist jener in den Genuß des väterlichen Vermögens inzwischen eingesetzte Cowboy. Um in „Miß Niemand", die er liebt, die alten Erinnerungen wach zu rufen, wiederholt er mimisch im Circus jene Flucht, bei der die Aeltern seines Schützlings zu Grunde gingen. Etwas burlesk und nicht recht wahrscheinlich ist die Episode, in der einem heruntergekommenen Edelmann weis gemacht wird, daß er ein Lord sei. Auch die Urkundenfälschung, an der doch so viel hängt, entbehrt der Wahrscheinlichkeit.

Trotzdem erregt der Roman unser Interesse. Der Verfasser braucht die veralteten Mittel und Kniffe mit der Unbefangenheit eines Mannes, der über solche Bedenken erhaben ist. Wir stehen im übrigen durchaus auf dem Boden des realen Lebens. Der Gegensatz zwischen dem wilden Westen und dem übercivilisirten Osten erweitert sich bisweilen zu einer Ausschau über das Verhältniß der neuen zur alten Welt. Es weht ein frischer Zug durch das Ganze. Der Roman beginnt mit einer Schilderung des Fußballwettkampfes zwischen den Universitäten Harvard und Yale. Die Flucht vor den Indianern und die Todtenschau sind spannend erzählt. Wenige Gestalten von der Indianergrenze treten auf, Leute, die das Herz auf dem rechten Flecke und die Hand stets am Revolver haben. Die Indianer Buffalo Bill's wirken mit. Ein Minenbesitzer hat in der sächsischen Bergstadt Freiberg seine Studien gemacht, was dem Verfasser Anlaß zu einer Bemerkung gibt. Auch polemische Töne werden angeschlagen. Der Verfasser sagt denen kräftige Worte, die, wie er meint, die nichtsnutzigen Indianer verhätscheln. Er spottet über die Geckenhaftigkeit und die zunehmende Engländerei und über die internationalen Ehen, in denen sich — mitunter recht verhängnißvoll — die Schwäche der amerikanischen Geldfürsten für europäische Titel offenbart.

Wir besprechen ferner einen Roman aus der Gründerperiode, in dem die Gegensätze alte und neue Zeit eine Rolle spielen:

2. Truggeister. Roman von Anton von Perfall. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1892. 8. 3 M.

Die Großstadt M . . . in Süddeutschland dehnt sich mit Macht aus. Eine gewaltige Bauthätigkeit erwacht, deren Seele der gewissenlose Stefanelly ist. Er zieht Personen der verschiedensten Art in seine Netze, indem er ihnen ihre Besitzungen zu hohen Preisen abkauft. Der feste Punkt in diesem tollen Treiben ist der alte biedere Gärtner Margold. „Geld verdienen ohne jegliche Arbeit, nur durch Speculation auf Kosten anderer, dünkte ihm wie Diebstahl." Er hat einen harten Kampf zu bestehen mit der jungen Generation, mit seinem Sohne Hans, der des schwachen, renommistischen Weinmann — eines Gegenstücks zu Margold — leichtsinnige, nur auf das Aeußere gerichtete Tochter Loni liebt und dann heirathet und mit seiner eigenen Tochter, die den lockenden Worten eines jungen Offiziers Gehör schenkt. Dieser, von Brennberg mit Namen, bringt durch seine Spielschulden auch seinen Vater dahin, sein Besitzthum, das er bisher zäh behauptet hat, an Stefanelly zu veräußern. Er läßt sich mit diesem auf Speculationen ein und begeht schließlich als Aufsichtsrath einen Vertrauensbruch. Mit den damit erlangten 400000 Mark trotzt Stefanelly dem Ansturm auf die Kasse seiner Bank. Um sich zu retten, greift er schließlich zu dem verbrauchten Coup, daß er eine leere Kasse erbrechen läßt. Nun kommt der Lohn. „Stefanelly wurde . . wegen gemeinen Diebstahls von Kassengeldern zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt und aller Ehren verlustig erklärt." Loni und Hans erhalten eine dreijährige, der Herr von Brennberg, dem Milderungsgründe zur Seite stehen, nur eine sechsmonatige Gefängnißstrafe. Da haben sie jeder ihr Theil! Die schöne Bertl aber, die nur vorübergehend dem Einflusse der Truggeister sich hingegeben hat, macht

ihren Mann, den jungen Brennberg, glücklich, und ihr Vater führt seinen aus dem Gefängniß zurückkehrenden einstigen Herrn auf dessen Stammschloß, das er seiner Tochter als Heirathsgut gegeben hat. Er hat die hohe Summe, die er für sein Anwesen bekommen hat, gut zusammengehalten.

Die Tendenz des Romans ist somit recht rühmlich. Auch ist die Ausführung nicht übel. Aber die Charaktere und Motive sind doch recht abgenutzt. Auch wird es uns in der gemischten Gesellschaft am Schlusse nicht recht wohl. Der Gründerschwindel zieht auch als Romanstoff nicht recht mehr, und wenn er auch im Leben noch seine Schößlinge treibt, so zucken wir doch über die nur die Achseln, die noch darauf hineinfallen. Darum kann auch der Roman nicht sonderlich erwärmen.

3. Aus der Wirklichkeit. Novellen und Aphorismen von Arthur von Loy. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.

Von den zwei Novellen dieses Bandes erzählt die kürzere, auch Historiette betitelte, wie die Gräfin Ida Hahn, die bekannte Schriftstellerin, einen Mann bekommen hat, nämlich recht poetisch nach dem Aschenbrödelrecept durch ihre kleinen Füße. Das Verfahren ist hier insofern vereinfacht, als die Gräfin ihre eben überzogenen rosafarbenen Atlasschuhe selbst in das Zimmer des Liebhabers kleiner Füße stellt. Das hübsch erzählte Geschichtchen sieht aus wie eine Ironie, als sollte dargethan werden, wie die Menschen unserer Zeit, auch poetisch empfindende, die Märchen praktisch zu deuten und anzuwenden verstehen, freilich nicht zu ihrem Segen! Ein Schlußwort stellt noch besonders fest, daß diese Ehe unglücklich war und unglücklich werden mußte.

Die zweite Geschichte, „Das Pfingstfest der armen Schneiderin", ist als berliner Novelle bezeichnet. Ihrer Wirkung schadet von vorherein, daß sie mit zu eingehenden Erörterungen über das Wesen der Schneiderin, insbesondere der armen, beginnt. Es gibt nämlich noch arme Schneiderinnen, Else Frank ist eine solche Ausnahme von der Regel. „Der Cardinalpunkt ihres Misgeschicks bestand darin, daß Else auf ihren Stellen trotz Nähmaschine schlechterdings nicht in zwei Tagen ein Kleid vollständig fertig zu schaffen vermochte, wie man es jetzt von einer tüchtigen Schneiderin zu verlangen gewohnt ist. Ein dritter halber oder ganzer Tag war ihr leider fast immer nothwendig für solche Aufgabe." „Aber wenn Else zu Hause schneidern konnte, dann . . . entpuppte sie sich als ein Kleidergenie ersten Ranges." Sie hat eine gute Erziehung genossen und schon einmal geliebt; sie schwärmt für Poesie, namentlich für einen Dichter, dessen Gedichte ihr zufällig in die Hand gekommen sind. Der Zufall führt sie auf einer Bank mit einem Buchhalter zusammen, der 300000 Mark geerbt und eben einen Liebesroman mit einer koketten Witwe durchgemacht hat. Die augenblickliche Mattigkeit seiner Seele und der Umstand, daß er seine Gedichte in Else's Händen sieht, veranlassen ihn, mit ihr anzubinden. Schon nach den ersten Ausfahrten aber ist er ihrer müde. Eine besondere Verschuldung Elschen's wäre danach gar nicht nöthig. Aber das Mädchen will, obwol von Natur durchaus keine „Plänemacherin", dem vermeintlichen Zögern nachhelfen. „Woher Else den Muth nahm, ist nie aufgehellt worden — vielleicht trug auch noch der reichgenossene Champagner einige Mitschuld, kurz, sie gab ihren Gedanken und Hoffnungen in naiver Weise Ausdruck." Nun zieht er sich rasch von ihr zurück, bringt ihr aber aus purer Gutmüthigkeit — er kennt ja ihre bedrängte Lage — 600 Mark, die sie auch annimmt, mit einem Kuß auf seine Hand! Schließlich überwindet er doch noch seine egoistischen Bedenken und führt die reizende kleine Person heim. „Er ist auch noch ein Dichter geworden und sein Gedichtcyklus «An Sie» zählt mit zu den besten Erzeugnissen der modernen Literatur." Obwol also die Verfasserin darauf auszugehen scheint, die Regungen des menschlichen Herzens ohne Beschönigung darzulegen, ist sie zum Schlusse doch wieder bei der Marlitt'schen Schablone angelangt. Sie ist eine denkende und kenntnißreiche Erzählerin. Nur darf sie ihre mythologischen Kenntnisse nicht an unrechter Stelle anbringen. Unter anderm setzt sich Dionysos neben Amor zu dem Pärchen und das Völkchen (!) der Laren, die erzürnten Hausgeister, greifen in die Handlung ein. Die Sprache ist flott, aber nicht sorgfältig genug; es finden sich Sätze wie die folgenden: „Zur Herstellungszeit der Sachen verwendete sie gewöhnlich den beschäftigungslosen Sommer" und „eine Aufstellung, die ja vielleicht etwas Richtiges beanspruchen konnte". Die Verfasserin scheint zwar nur auf Leserinnen zu rechnen, aber auch so sollte sie ernstern Problemen sich zuwenden, nicht Stoffen, die zu Gemeinplätzen und Trivialitäten verführen. Ihre Aphorismen zeugen von vornehmer Gesinnung, sind aber weder im Inhalt originell, noch packend in der Form.

Richard Opitz.

4. Antonie. Roman von Ludwig Thaden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M.
5. Gerda's Heirath. Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 5 M.
6. Haugen und Baugen. Roman von Gregor Samarow (Oskar Meding). Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 6 M.

Diese neuen Werke aus der erzählenden Literatur gehören, abgesehen davon, daß sie dem gleichen Verlag entstammen und sämmtlich ihren Stoff dem modernen Leben, und zwar fast ausschließlich dem der höhern Stände, entnehmen, leider auch dadurch zusammen, daß sie alle drei die Kritik lebhaft herausfordern. Sie zählen zur Gattung der „spannenden" Romane und werden also zweifellos ihre Leser finden, wahrscheinlich auch mehrere Auflagen erleben; aber höhern Kunstwerth haben sie nicht, wenn auch einzelne Ansätze dazu vorhanden sind.

Ludwig Thaden's „Antonie" (Nr. 4) steht an Originalität wol am höchsten; doch hinterläßt gerade dieses

Buch, für dessen größern Theil übrigens die Bezeichnung „Novelle" passender wäre, den unbehaglichsten Eindruck. Es behandelt die Geschicke und Gefühle zweier „Marodeure der Gesellschaft", wie der eine von ihnen, der talentvolle, geistreiche, aber mit sich und der Welt zerfallene Schriftsteller Eugen von Strachow, gelegentlich sagt. Ich führe den Ausdruck an, nicht als ob er das Wesen der Hauptpersonen scharf bezeichnete, sondern weil er charakteristisch ist für die nicht geistlose, aber unklare und nicht selten sich selbst widersprechende Erzählungs- und Ausdrucksweise Thaden's. Der andere Marodeur ist die eigentliche Heldin des Romans, Antonie von Dorneck. Der Verfasser ergreift nur zu einer ganz kurzen Schlußbemerkung selbst das Wort; im übrigen gibt er uns Tagebuchblätter Eugen's und ähnliche Aufzeichnungen Antoniens, vor allem eine längere Darstellung ihres Entwickelungsganges und ihrer Schicksale bis auf die Zeit, wo sie mit Eugen bekannt wird. Diese Darstellung hat Antonie für ihren Geliebten niedergeschrieben, um ihm Klarheit zu geben über ihre Verhältnisse und über die Bedingungen, unter denen sich ihr Charakter entwickelt hat. Aber diese Aufzeichnungen, so viel Interessantes sie enthalten, geben uns von dem problematischen Charakter Antoniens kein klares Bild. Wir können wol verstehen, wie das mehrjährige vornehme Abenteurerleben, das sie auf den Wunsch ihrer herzlosen Mutter zu führen gezwungen war, auch auf eine edle Natur nicht ohne schädigenden Einfluß bleiben konnte; wir finden es auch begreiflich, daß diese Vergangenheit für ihr ferneres Leben von schwerwiegenden Folgen ist; aber nicht nur ist die Verbindung von blindestem Adelsstolz mit gemeinster Habgier in dem Charakter der Mutter sehr unwahrscheinlich, nicht nur grenzt die Schilderung der Entbehrungen, die sie sich im Hause auferlegt, an die Lächerlichkeiten mancher Operetten, nicht nur sind auch die sonstigen Gestalten aus den adeligen Kreisen mit einer alles Maß übersteigenden Misgunst gezeichnet — auch wenn wir dem Verfasser alle seine Voraussetzungen zugeben, bleibt uns in dem Wesen Antoniens, wie es aus Eugen's Tagebuch uns entgegentritt, vieles unerklärlich. Ja selbst am Schluß des Romans sind wir noch nicht klar über die Hauptfrage, wie weit der Verfasser Antonie als mitschuldig an ihrem traurigen Geschicke betrachtet wissen will. Daß sie nach dem, was sie unmittelbar vor ihrem Zusammentreffen mit Eugen erlebt hat, das Haus ihres viel ältern Gatten, des Generals von Dorneck, verläßt, ist vollständig begreiflich; daß sie aber Eugen nach kurzer Bekanntschaft die größten Vertraulichkeiten gestattet, obgleich sie ihm nicht angehören will, so lange Herr von Dorneck nicht in eine regelrechte Scheidung willigt, ist ein entschiedener Widerspruch, und der Uebermuth, den sie zeigt, scheint schwer vereinbar mit den Seelenqualen, die sie eben durchgemacht hat. Am allerwenigsten sympathisch hat mich der letzte Theil des Werks berührt; hier wird es mehr und mehr Sensationsroman. Da haben wir zunächst ein Doppelduell. Antonie pflegt den verwundeten Dorneck. Eugen eilt — halb wahnsinnig von dem Schweren, das er zuletzt erlebt hat, in den eben ausgebrochenen Krieg von 1870. Er wird bei Gravelotte schwer verwundet, und Antonie, die mittlerweile Krankenpflegerin geworden ist, kann ihm die letzte Pflege angedeihen lassen. Bald stirbt auch von Dorneck. Da beschließt Antonie als Selbstmörderin zu enden; in crassem Pessimismus schreibt sie in einer ihrer letzten Tagebuchbetrachtungen (S. 253) über Gott, Worte, die hart an Gotteslästerung streifen. So endet der Roman mit einem schrillen Miston, wie denn auch die letzten Tagebuchblätter Eugen's eine so pessimistische Grundstimmung athmen, daß die stolzen patriotischen Betrachtungen, die sich daneben finden, sich höchst seltsam ausnehmen. „Antonie" ist ein unerquickliches Buch; an keiner Gestalt können wir eine reine Freude haben. Auch ernste Arbeit dürfte kaum darauf verwandt sein, sonst würden die Charaktere ein einheitlicheres Gepräge zeigen. Ferner ist die sprachliche und stilistische Seite mit einer Nachlässigkeit behandelt, die scharfen Tadel herausfordert. Manche Stellen habe ich einfach nicht verstehen können. Hier eine Probe, die wegen ihrer Kürze gewählt ist — sonst könnte ich viel Schlimmeres anführen — aus Eugen's Tagebuch vom 3. Juli:

„Die Jahre, die ich für mein Alter zuviel habe, fallen von mir ab; das Dunkel flieht vor der siegenden Sonne und meine Seele badet sich im rosigen Morgenlichte."

Der Roman „Gerda's Heirath" (Nr. 5) spielt in der Hauptsache in den Kreisen des Landadels; andere Elemente sind ziemlich geschickt hereingezogen. Die verwendeten Motive und Charaktere sind freilich nicht neu oder auch nur im höhern Grade eigenthümlich behandelt; doch berührt das Buch immerhin etwas wohlthuender als „Antonie". Die Führung der Handlung zeigt in der Hauptsache Geschick, aber allerdings mangelt es durchaus nicht an Unwahrscheinlichkeiten in der Erzählung wie in der Charakterisirung, und die Mittel, mit denen gewirkt wird, erinnern auch hier, namentlich gegen den Schluß hin, stark an den gewöhnlichen Sensationsroman. Talent hat Baner unstreitig; aber wenigstens das vorliegende Buch beweist nicht, daß dies Talent für einen Roman im höhern Sinne ausreicht; die gelungensten Partien sind einige mehr episodische Kapitel. Die Haupthandlung spielt, wie in so vielen modernen Romanen, nicht vor, sondern in der Ehe. Der tüchtige junge Rittergutsbesitzer Baron Magnus Borneck hat die siebzehnjährige, zu ihm in schwärmerischer Liebe und Verehrung emporschauende Gerda von Rhoden mit einer Hast, die sonst seinem Wesen fernliegt, heimgeführt. Wohl fühlt er Neigung für sie, aber noch fehlt ihm das eigentliche liebevolle Verständniß für ihr Wesen. Es ist im Grunde nur geheime Angst, wieder in die Schlingen einer noch immer verführerisch schönen, dabei in der Intrigue unendlich geschickten und sittlich völlig gleichgültigen Jugendgeliebten zu fallen, die ihn so rasch handeln läßt. Melitta, eine frühere Schauspielerin, taucht eben jetzt wieder als Witwe eines Rittergutsbesitzers Helmholtz in der Gegend, wo Magnus sich angekauft hat, auf. Ihre mit unheim-

licher Geschicklichkeit angelegten Versuche, Magnus und Gerda einander zu entfremden und so jenen wieder für sich zu gewinnen, bilden eigentlich den Hauptinhalt des Romans. Im zweiten Theile gewinnt sie einen an sittlicher Verworfenheit ihr gleichen, an Verführungstalent ihr noch überlegenen Helfer an ihrem Neffen Leopold Helmholtz, einer dämonischen Künstlernatur. Der Dichter hat freilich den beiden ihr Spiel sehr erleichtert, indem er Magnus und Gerda mehrfach ganz anders handeln läßt, als Menschen in der Wirklichkeit thun würden. Jene kommen ihrem Ziele nahe, aber schließlich scheitern sie doch. Magnus erkennt den wahren Werth Gerda's; diese streift ihre allzu kindische Vertrauensseligkeit ab, ohne ihren Liebreiz zu verlieren. Leopold hat die einzige, ihm blind vertrauende Tochter eines alten Försters verführt, und als sie sich verlassen sieht, in den Tod der Verzweiflung getrieben. Die Scene, in der ihn der Vater in einer Weise verwundet, daß seine Schönheit für immer dahin ist — ein recht gesuchter Zug — zeigt ihn auch noch als jämmerlichen Feigling. Seine und Melitta's Rolle in der Gesellschaft ist ausgespielt, sie heirathen sich in Paris; mit der Aussicht, daß sie dort von Stufe zu Stufe sinken werden, entläßt uns der Verfasser: er verfällt immer mehr in unnatürliche Effecthascherei.

Und doch fehlt ihm offenbar nicht die Gabe, natürliche Menschen reizvoll, ja mit Humor zu schildern. In den Kapiteln, wo dies geschieht, liegt, wie schon angedeutet, der Hauptwerth des Romans. Hierher gehören vor allem die Scenen zwischen der muntern koboldartigen Landrathstochter Minnie Werner und ihrem spottlustigen, wie sie sagt, „unausstehlichen", aber doch innerlich tüchtigen Assessor Wallhausen. Aber diese erquicklichen Partien stehen doch nur in zweiter Linie. Das Werk als Ganzes macht ebenso wenig wie „Antonie" den Eindruck einer sorgfältigen Arbeit. Sprache und Stil sind auch hier mangelhaft. Nicht nur banale Wendungen sind unerlaubt häufig, sondern auch völlig Verfehltes und Falsches ist zahlreich vertreten. Aus einer reichen Sammlung führe ich an, daß Melitta's Goldhaar „von schwarzen Augen begleitet" war und die schöne Phrase: „sie wehrte der Zofe die Hülfsleistung ab." Dergleichen darf bei einem ernsten Schriftsteller nicht vorkommen; am allerwenigsten so häufig wie hier.

Ueber Gregor Samarow's „Hangen und Bangen" (Nr. 6) will ich mich kürzer fassen. Vieles darin ist flach und unbedeutend; die Schilderung von Diners und Soupers, von Bällen und Gesellschaften und was dergleichen Aeußerlichkeiten mehr sind, nehmen natürlich einen breiten Raum ein; gegen die Glaubwürdigkeit mancher Figuren kann man starke Zweifel vorbringen; auch seine „edeln" Menschen sind in vieler Beziehung recht oberflächlich. Aber natürlicher muthen sie uns doch an, als die Hauptgestalten bei Bauer und namentlich bei Thaden. Freilich an den herkömmlichen Figuren aus der „Gesellschaft", dem hochbegabten und in jeder Beziehung musterhaften Diplomaten Grafen Benningen und seinem Onkel, dem Fürsten Oberndurg, ferner dem sarkastischen Burgenau, dem leichtentzündlichen, lange zwischen einer dreifachen Liebe schwankenden, aber doch im Grunde tüchtigen von Almenstein, neben der vornehm-edeln, aber in ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Eifersucht neigenden Adele von Grantzow, der Theaterprinzessin Ilona, die doch tief im Innern eine Empfindung für wahre Tugend und Liebe sich bewahrt hat, an den Figuren aus der jüdischen Geldaristokratie u. s. w. werden wir kaum Freude haben. Aber daneben zeichnet Samarow doch recht gut das bürgerlich solide Wesen in der Familie des Kammergerichtsraths Ruthmann und vor allem die Gestalt Klärchen's, der einzigen Tochter des Hauses, die so seelenvoll das Lied zu singen weiß, aus dem der Titel des Romans entlehnt ist. Kurz und gut: Samarow's Buch ist nicht hervorragend, aber vor den beiden vorher besprochenen muß ich ihm entschieden den Vorzug geben.

Edmund Lange.

Episches und Lyrisches.

1. Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens von J. Tandler. Herausgegeben von Alexander Engel. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. 1892. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit von Ludwig Zöller. Kaiserslautern, A. Gotthold. 1892. 12. 2 M.
3. Columbus. Ein episches Gedicht von Clara Commer. Münster i. W., Aschendorff. 1891. 16. 1 M. 50 Pf.
4. Winterträume. Von L. Rafael. Dresden, Pierson. 1892. 12. 2 M.
5. Kleine Lieder von Hermann Kiehne. Nordhausen, Verlag des Hausbuch deutscher Lyrik. 1892. 16. 1 M.
6. Erträumte Liebe. Jugendlieder von Rudolf Bruno. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M.

Aus dem Nachlasse des bekannten österreichischen Dichters J. Tandler hat Alexander Engel die Dichtung „Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens", in einer Separatausgabe (Nr. 1) herausgegeben, nachdem sie im vorigen Jahre in den „Herbstblüten" abgedruckt war. Nach der Meinung des Herausgebers verräth sie die „hervorragende Begabung des Autors". Ich bin nicht im Stande, eine solche in diesem Werke wahrzunehmen. Die Handlung ist geschickt erfunden und spannend vorgetragen. Der Junker Quirin erhält als Erbe eines reichen, aber leichtsinnigen Oheims fast nichts als das Schloß seiner Väter und ihre Bilder. Die Geschichte beginnt mit der Versteigerung des übrigen Nachlasses. Ein reicher Gutsnachbar befreundet sich mit Quirin, aber nicht ohne eigennützige Absichten. Ohne Zusammenhang damit steht folgende Begebenheit. Carbonari schleichen sich nachts in Quirin's Schloß; sie

werden dort überfallen und er mit ihnen verhaftet. Nach einiger Zeit freigelassen, ohne daß wir erführen, wie seine Schuldlosigkeit ans Licht gekommen ist, rettet er eine junge und schöne Nachbarin und wird, nachdem sie in seinen Armen beinahe durch einen ihm geltenden Schuß eines Carbonari getödtet worden wäre, mit ihr glücklich. Das alles ist ziemlich unklar erzählt. Nicht nur, daß man anfangs nichts davon ahnen kann, daß die Carbonari ihr Wesen auch in jener Gegend treiben, auch über das Zeitalter täuscht man sich vollkommen. Tandler läßt Spielmannszauber in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts lebendig sein. Die Lieder der angeblichen Studenten sind ja ganz nett, aber originell sind sie wahrhaftig nicht. Wenn man liest:

Und immer noch zu meiner Pein
Der alte Schimpf: Er hat verkauft
Sein Heil für Wein. Ja wohl, mit Wein,
Mit Wein ward ich getauft —

so fragt man sich nur, wo man das schon gelesen hat; natürlich ist es Tandler's eigene Poesie. Das Gedicht enthält manches Wort der Weisheit, es offenbart eine liebenswürdige Gesinnung und rührt hie und da auch durch den Zauber echter Poesie.

Dagegen ist Ludwig Zöller's „Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit" (Nr. 2) eine geradezu unheimliche Scheffeliade. Die Handlung ist sehr einfach: ein Liebespaar, Hedwig und Eberhard, versöhnen ihre Väter, die verfeindeten Vettern; dazu tritt ein Raubritter, ein Spielmann als Bote u. s. w. Außerdem sind, nach dem berühmten Muster, weit abliegende Dinge herbeigezerrt. Wir erfahren, was ein römischer Centurio gesagt haben würde, wenn er dem Fräulein von Sponneck im Walde begegnet wäre, und was die moderne Wirthin sagen würde, wenn der Ritter bei ihr so viel äße. Vers und Sprache zeigen alle Unarten des „Trompeter"-Stils. „S' war der fromme Kaiser Ludwig", „Stahl sich keck ein muntrer Sonn'strahl", „Trauernd dem Genoß zum Abschied", „Funken gab das blank Gewaffen" u. s. w. Vierzig Jahre sind seit der Entstehung des „Trompeters von Säkkingen" verflossen und dieser kunstwidrige und manierirte Trochäenstil breitet sich immer mehr aus, er erstickt wie die Wasserpest, was ihm anheimfällt. Ein kleiner „lyrischer Anhang" des Zöller'schen Gedichts zeugt von Talent; möge der Dichter versuchen, sich auch als Epiker auf eigene Füße zu stellen.

Auf eigenen Füßen steht Clara Commer, die Verfasserin der kleinen epischen Dichtung „Columbus" (Nr. 3). Das Buch ist schwer zu genießen. Zwischen S. 81 und 84, 85 und 88, 89 und 92 fehlen jedesmal die zwei entsprechenden Seiten, an deren Stelle frühere Seiten wiederholt sind. S. 93 scheint den Schluß zu geben mit den Worten:

Jetzt ist sein Name groß, sein Ruhm unsterblich;
Mit Lorber hat die Welt sein Grab geschmückt.
Die Kirche wird für ihn die Palme finden.
Den Kranz des Sel'gen um die Stirn ihm winden.

Diese Zeilen bezeichnen genau die Tendenz der Verfasserin. Sie zeichnet, während sie sich sonst an die Geschichte hält, das Bild des Columbus als das eines Sendboten der Gottesmutter. „Maria's Diener" hat die stella maris als Schutzgestirn gewählt, da er hinauszieht „das Kreuz zu tragen in noch unentdeckte Länder, vor unbekanntem Volk es aufzupflanzen", und sein letztes Ziel ist die Befreiung des Heiligen Grabes. So erhalten wir ein Idealbild, über das der Historiker freilich hie und da den Kopf schütteln mag, das aber einheitlich und deshalb poetisch vollberechtigt ist. Leider hat sich die Dichterin in der Form vergriffen. Sie meint zehn oder zwölf iambische Fünffüßler dadurch zu einer Strophe binden zu können, daß sie die beiden letzten Zeilen reimt, und das ganze Gedicht hindurch wird man das Gefühl nicht los, daß der Reim hier willkürlich sei. Die metrische Form gibt, in Verbindung mit dem engen Anschluß an die historische Ueberlieferung, der Sprache nicht selten etwas Prosaartiges, das dann durch den Reim doppelt empfindlich wird, und andererseits übt dieser hier einen solchen Zwang, daß uns in den letzten Zeilen übermäßig oft eine stilwidrige Inversion (man beachte Schiller's dramatische Diction!) verletzt. „Den Weg dahin mir Gottes Allmacht bahnt", „Beatrix, seine Gattin, vor ihm steht", „Im Namen Jesu! sein Befehl erklingt" u. s. w. Sehr schön ist vielfach die Schilderung von Land- und Meeresscenen:

Die Sonne sinkt, ein Feuerball, ins Meer,
Und Schatten lagern auf der Wasserfläche,
Im Schlummer athmet leise noch die See.
Der Abendwind ist auch zur Ruh' gegangen,
Mit weißem Schein ergießen sich die Strahlen
Des Sternenheeres durch den Weltenraum,
Die Wogen, die der Tag mit Schaum gekrönt,
Umsäumt die Nacht mit einer Flammenkrone;
Mammarienscharen leuchten auf in Glut,
Und Blitze sprüht die dunkelblaue Flut.

Wenn uns in dieser Dichtung manches an das Märchen mahnt, so legt sie die Frage nahe, woher denn der Zauber des Märchens stammt. Ich glaube, er hat eine doppelte Wurzel: einmal den Durst der Menschenseele nach Freiheit und Glückseligkeit, den die Wirklichkeit so selten befriedigt, dann aber das Verlangen jener geheimnißvollen Seelenkraft, der Phantasie, sich, wenn nicht schaffend, so doch nachschaffend zu bethätigen. Man möchte wol vom Märchen fragen, wie Max von Schenkendorf von der Freiheit fragt:

Blüht ihm noch ein Garten,
Reift ihm noch ein Feld
Auch in dieser harten
Steinerbauten Welt?

Und es ist wirklich so. Auf den Bahnen der Romantik wandelnd hat Andersen das sinnvolle und geistreiche Kunstmärchen geschaffen und Richard Leander (Richard Volkmann), Kurt von Rohrscheidt und andere sind ihm, jeder in seiner Eigenart, mit Glück nachgefolgt.

Dieser Schar reiht sich nun auch L. Rafael in ihren

nenen Märchen, die sie „Winterträume" (Nr. 4) betitelt, ehrenvoll an. Ihr steht die Gabe zu rühren ebenso zu Gebote, wie die zu überraschen und die, die Seele durch Scherz und Ironie zu befreien. Ihre Erfindung ist fast durchweg originell. So besonders in den „Irrlichtern", wo freilich das schöne Irrlichtweib sein Leben umsonst der Liebe opfert; in dem Märchen vom Waldschmied, der vom Zwerg, dessen Krone er wiederhergestellt hat, thöricht genug als Lohn die Unsterblichkeit erbittet und zum Steinbild erstarrt; im „Verlorenen Königreich" und den meisten andern. Manchmal wird die Dichtung freilich auch bizarr, so lernen wir in dem Märchen „Die harte und die weiche Haut" einen König kennen, der nach dem Landesgesetz täglich geprügelt werden muß und der trotz stärkster Wattirung seiner Kleider immer für sein Leben fürchtet, da er von Glas ist. Endlich nimmt seine dickhäutige Gemahlin ihm die Schläge mit Vergnügen ab. Doch wozu erzählen, was sich doch in Kürze nicht nacherzählen läßt?

Wenden wir uns nun der Lyrik zu, so mag hier zuerst Hermann Kiehne (Nr. 5) genannt sein, der seine „Kleinen Lieder" zu Nordhausen im Verlage seines „Hausbuchs deutscher Lyrik" hat erscheinen lassen. Kiehne dichtet meistens aus unmittelbarer Empfindung heraus und dann gewinnt das Lied wie von selbst Klang und Wohllaut. Besonders innig sind die Lieder, die Liebe und junges Eheglück feiern, so vor allem „An der Wiege". Weihnachten ist schon zu oft besungen, möchte man meinen, und „Stille Nacht, heilige Nacht" ernsthaft zu parodiren erscheint mir als ein Misgriff. Die „Spielmannsweisen" sind mehr artig als eigenartig. Einzelne wie „Ein großes Gasthaus ist die Welt", „Trivium, Quadrivium", „Vier wackere Zecher saßen" und noch ein paar können, wenn man sich, wie billig, von dem Eindruck des Zuviel der Spielmannspoesie losmacht, durchaus nur ansprechen. Von den eigenartigen Gedichten finde ich am schönsten das auch Kiehne's geläuterten Formsinn bekundende „Stört mir meine Kreise nicht!", von dem ich die erste Strophe hierhersetze:

Stört mir meine Kreise nicht,
Wenn in einsam stiller Klause
Fern vom hohlen Weltgebrause
Zum Gebete, zum Gedicht
Sich die Seele will erheben,
Wenn wie mildes Mondenlicht
Nach des Tages Mühn und Streben
Sich ein holdes Angesicht
Zu dem Träumer niederbeugt,
Aller Sorgen tiefe Schatten
Lächelnd von der Stirne scheucht —
Im Gebete, im Gedicht
Stört mir meine Kreise nicht!

Ein noch junger Dichter ist offenbar Rudolf Bruno. Er nennt seine „Jugendlieder" „Erträumte Liebe" (Nr. 6). So ganz erträumt wird die Liebe nun wol nicht sein, dazu ist ihr Gegenstand zu gut charakterisirt und die Empfindungen sind meistens zu wahr. Daß der Dichter noch stark unter dem Eindrucke seiner Lektüre steht, ist allerdings nicht zu verkennen. Nachfolgendes Gedicht z. B. ist nach dem Schema wie nach dem ganzen Ton so bestimmt Heinisch, daß es der starken wörtlichen Anklänge gar nicht bedürfte, um es als durchaus dem Dichter des „Du hast die schönsten Augen" und „Ich wollt', meine Schmerzen ergössen" nachgeahmt erkennen zu lassen:

Mit deinen leuchtenden Augen
Hast du den Sinn mir berückt,
Mit deinen goldenen Locken
Hast du das Herz mir umstrickt.

Mit deinem rosigen Munde
Hast du mich elend geküßt,
Daß an dein liebliches Antlitz
Ich stets nun denken müßt'.

(Müßte? Also Absicht, aber dazu paßt das „nun" nicht.)

Und schließen zum nächtlichen Schlummer
Am Abend die Augen sich mir,
Dann träume ich selig noch immer
Die ganzen Nächte von dir.

„Träume ich" und „die ganzen Nächte" hätte Heine freilich nicht geschrieben. So weit geht nun allerdings die Abhängigkeit in keinem zweiten Gedicht. Man empfängt vielmehr den Eindruck, als ob der Dichter sich immer mehr zur Selbständigkeit durchringe und bald aus der Schule unserer großen Lyriker nichts übrig behalten werde, als ein in dieser Zeit des verfallenden Geschmacks und Sprachsinnes recht achtbares Gefühl für die Form. Und das ist wahrlich keine Nebensache. Wer nicht in schönen Versen und edler Sprache seine Empfindungen ausströmen kann, der soll — keine Lieder schreiben? — nein, schreiben mag er, so viele er will, aber er soll sie nicht drucken lassen. Nicht wer leidet, darf das Ohr der Welt verlangen, sondern nur, wem ein Gott gab, zu sagen, was er leide.

Die allmähliche Ablösung von Heine bezeichnet folgendes Gedicht:

Es hat das Meer gewüthet
So wild die ganze Nacht,
Noch grollend strahlt es wieder
Der Sonne Morgenpracht.

Am Strande liegt ertrunken
Ein bleiches Menschenkind,
In seinen wirren Locken
Spielt kühler Morgenwind.

Die Wellen tanzen weiter,
Der Himmel glänzt so licht,
Und lachend scheint die Sonne
Dem Todten ins Gesicht.

Eigenartiger ist „Welle und Klippe":

Die Welle weiß, sie muß zerschellen,
Wo schwarz die stolze Klippe droht,
Und dennoch stürzt sie jauchzend weiter
Und unaufhaltsam in den Tod.

Ich kenn' dich wohl, du stolze Klippe,
Ich kenne deinen stolzen Sinn,
Und dennoch wie die Welle stürb' ich,
Aufjauchzend dir zu Füßen hin.

Das „einem zu Füßen Hinaufjauchzen" ist allerdings kühn und auch die Anrede einer Frau als einer stolzen Klippe mit stolzem Sinn ist nicht eben glücklich.

Jedenfalls können wir den jungen Dichter der „Erträumten Liebe", der auch Talent für die Balladendichtung zeigt („Im Schilfmoor"), getrost seinem Genius überlassen.

Adolf Brieger.

Zur Kirchengeschichte.

1. Arnold von Brescia von Adolf Hausrath. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. 8. 3 M.

Mit den Mitteln strengster Geschichtswissenschaft hat der heidelberger Gelehrte ein Bild des Propheten von Brescia gezeichnet. Bei den spärlichen Quellen, die für sein Leben sowol wie für seine Lehren fließen, gilt es sorgsam abzuwägen und behutsam Schlüsse zu machen, und nicht ohne Mühe sind die Farben zusammenzubringen, um ein wahrheitsgetreues Gemälde des Mannes und seiner Zeit herzustellen. Ich möchte nicht gern jenen Kritikern gleichen, die merkwürdigerweise, wenn ein Schriftsteller über irgendeinen Gegenstand die gründlichsten und sorgfältigsten Studien gemacht und diese in einem Buche verwerthet hat, stets über den gleichen Gegenstand noch gründlichere und sorgfältigere Studien gemacht haben — dem hohen Ton ihrer Kritik nach wenigstens. Die Berechtigung, über ein Buch, wie das vorliegende, kritisch zu reden, leite ich lediglich davon ab, daß ich weiß, was kritisch-historische Methode ist, sie selbst vielfach geübt habe und deshalb im Stande bin, in solchen Dingen zu urtheilen.

Mit diesem Vorbehalt glaube ich sagen zu dürfen, daß Hausrath's Buch, wenn nicht neue Quellen zu Tage kommen, das abschließende Urtheil über den merkwürdigen Mann gibt. Vielleicht wird über Einzelheiten in der Gelehrtenwelt noch gestritten werden: in dem Gesammtbild, das Hausrath gibt, wird schwerlich ein falscher Zug nachzuweisen sein. Wohl ist übrigens, wie selbstverständlich, die ganze Darstellung beherrscht von der wärmsten Sympathie Hausrath's für seinen Helden; wohl wird dem einflußreichsten Manne des 12. Jahrhunderts, Bernhard von Clairvaux, der Heiligenschein in fast allzu gründlicher Weise ausgelöscht; wohl erscheint die römische Hierarchie in sehr bedenklichem Lichte, aber das alles sind Ergebnisse, gewonnen aus einer durchaus objectiven Betrachtung der Geschichte. Und lehrreich, überaus lehrreich ist diese Geschichte aus dem 12. Jahrhundert auch für das 19., und wer mit offenen Augen zu lesen versteht, der wird sich seine Nutzanwendung machen müssen. Hausrath hofft mit Recht durch sein Buch, die Bedeutung Arnold's von Brescia, „dessen Name ein Losungswort der Sache der Geistesfreiheit, zumal in Italien" geworden ist, auch weitern Kreisen zum Bewußtsein zu bringen.

Es ist eine abgedroschene Phrase, eine geschichtliche Darstellung lese sich wie ein Roman; sie will doch nur besagen, daß der Künstler die Hand des Gelehrten geführt habe. Das ist hier der Fall und nur in einem Kapitel, bei dem Aufenthalt Arnold's in Zürich, herrscht sozusagen das trockene Actenmaterial vor. Von ganz besonderer Kunst zeugt der Versuch, die Entwickelung des Helden zu geben und wahrscheinlich zu machen; mit großer Sicherheit ist der geschichtliche Hintergrund gezeichnet und die Figuren, die auf der Bühne auftreten, sind plastisch und charakteristisch vor uns hingestellt.

Ich muß es mir versagen, den Lebensgang Arnold's nach Hausrath's Buch hier zu zeichnen; es könnten ja doch nur kurze Notizen sein, wie sie in jedem Conversations-Lexikon und jedem Handbuch der Kirchen- und Weltgeschichte zu finden sind — übrigens werden diese Notizen theilweise nach diesem Buch Hausrath's zu berichtigen sein. Aber eine kurze Charakteristik Arnold's, wie sie Hausrath in der Einleitung gibt, stehe wenigstens hier:

> Eine streng kirchliche Bewegung hat (mit dem Investiturstreit) gesiegt und sieht die neuen Prälaten so lax als ihre Vorgänger. Ein freies Bürgerthum ist gegen den Kaiser mit dem Papste verbunden und verachtet doch diesen Papst und noch mehr seine Bischöfe. Unter dem Zeichen einer streng asketischen Reformation hat man gestritten, aber nicht die theokratische Gemeinde Hildebrand's geht aus diesem Kampfe hervor, sondern eine republikanische des Volks, Senats und der Consuln; man constituirt sich nicht nach alttestamentlichem, sondern nach antikem Vorbilde. Auch dieser aus Widersprüchen zusammengeronnene Vorstellungskreis fand einen Lehrer, der ihn rechtfertigte, einen Kämpfer, halb Mönch, halb Volkstribun, einen Reformator voll asketischen Ernstes und bürgerlichen Freiheitsdrangs, in der Schrift bewandert und von der Antike trunken, begeistert, unklar, zukunftsvoll, ganz wie die Partei der italienischen Städtefreiheit selbst, aus der er hervorgegangen ist. Was in tausend Köpfen unklar webte, das reifte in seiner Brust zum Entschlusse der politischen Gestaltung, und weil er für das, was ihnen vorschwebte, viele und beredte Worte fand, darum nannten die Zeitgenossen selbst schon Arnold von Brescia ihren Propheten.

Man wird zugeben: wenn diese Charakteristik richtig ist, so ist Arnold ein Mann, den die Weltgeschichte nennen muß. Hausrath schließt das Buch: „Daß Arnold die Macht der überkommenen Verhältnisse unterschätzte und die Macht der Wahrheit über die Gemüther überschätzte, das war sein Fehler, aber diesen Fehler hat er mit allen Märtyrern der Idee gemein."

Wir knüpfen hieran die Besprechung der zuletzt erschienenen Bände der Gesammtausgabe von Hase's Werken, die sich in der Hauptsache ebenfalls mit Kirchengeschichte beschäftigen:

2. Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen von Karl Hase. Dritter Theil: Neue Kirchengeschichte. (Dritter Band der Gesammelten Werke.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. Gr. 8. 12 M.
3. Theologische Erzählungen. Geistliche Schauspiele und Rosenvorlesungen von Karl Hase. Erste Abtheilung: Des alten Pfarrers Testament. Die Proselyten. (Sechsten Bandes, erster Halbband der Gesammelten Werke.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. Gr. 8. 5 M.
4. Theologische Reden und Denkschriften von Karl Hase. Erste Abtheilung: Zum Kirchenstreit. (Zehnten Bandes, erster Halbband der Gesammelten Werke.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. Gr. 8. 5 M.

Der neue Band der „Kirchengeschichte" (Nr. 2) geht von Luther bis zum Westfälischen Frieden, behandelt also eine Periode der Weltgeschichte, die am meisten umstritten ist, nicht erst seit Janssen, aber seit seiner Geschichtsmacherei dem weitern Publikum erst als umstrittene bekannt. In der Charakteristik der Darstellungen der Reformation fehlt Janssen, begreiflich, da Hase lange vor Janssen die Reformationsgeschichte im wesentlichen so docirte, wie sie jetzt gedruckt vorliegt. Eine Anmerkung besagt:

Mit Janssen's „Geschichte des deutschen Volks" hat sich Hase in seinen letzten Lebensjahren viel beschäftigt, doch fand sich nirgends eine knappe, charakteristische Zusammenfassung seines Urtheils, die zur Veröffentlichung geeignet gewesen wäre. Für seine Darstellung hätte er auf Janssen schwerlich Rücksicht genommen: daß an der Reformation nicht alles gut und schön gewesen ist und daß sie viel Jammer und Elend im Gefolge gehabt hat, das wußte Hase auch ohne Janssen und lange vor ihm; die Art aber, wie der päpstliche Historiker seine Zeugen abhört und verwendet, ist dem protestantischen stets als das Gegentheil wahrer Geschichtsforschung erschienen.

In der That, das Buch Hase's zeigt, daß die Widerlegung von Janssen's Geschichtswerk, welche diesem Rattenkönig schiefer Darstellung gegenüber Dutzende von Bänden erfordern würde, längst gegeben war, ehe noch Janssen zu gruppiren und zu citiren anfing. Hase's Unparteilichkeit und Offenheit mag manchen Leser geradezu verblüffen, und es ist eigentlich recht gut, daß sein Buch lange vor Janssen fertig war (die Vorlesungen über Kirchengeschichte begann Hase 1831), sonst würde seine Objectivität als „Zugeständnisse" von Janssen ausposaunt werden. Daß diese Objectivität nicht eine kühl professorenhafte, sondern eine äußerst warmherzige ist, bedarf bei Hase keines Beweises. Man kann auf die Art dieser Darstellung einen Theil der Charakteristik anwenden, die Hase von Ranke's Reformationsgeschichte gibt: „Seine Darstellung ist schlank und frei, bei scheinbarer Leichtigkeit concis und sentenziös, gern in kurzen Sätzen und Absätzen. . . . Der dritte Vorzug: jene echte Poesie der Geschichtschreibung, die durch kleine Züge und charakteristische Worte aus den Quellen die Personen lebendig, die Ideen verkörpert zeigt."

Die Glanzpunkte auch dieses Bandes sind Hase's Charakteristiken, die zwar manchmal nur wenige Sätze, selten einige Seiten füllen, aber vollkommen genug sagen und doch den Wunsch erwecken, noch viel mehr über den Mann zu hören: so bei Erasmus, Hutten, Zwingli, Loyola und fast allen andern. Zwei mögen hier stehen. Ueber Ferdinand II.: „Er war kein geistesmächtiger Fürst, aber in ihm war die Entschiedenheit eines Mannes, der weiß, was er will, und nur dies Eine will."

Ueber Gustav Adolf — vielleicht anfechtbar: „Er war ein heldenmüthiger, protestantischer Fürst, doch illegitim, denn sein Vater hatte nur in protestantischem Interesse König Sigismund verdrängt. Von Oesterreich war er gereizt und bedroht. Seine Losung [war], die Ehre Gottes und so vieler tausend Christen Wohlfahrt zu schützen. Wenigstens im Krieg hat er auch an Eroberungen gedacht, vielleicht selbst an die Kaiserkrone, oder doch an ein protestantisches Protectorat. Aber er war nicht ohne religiöse Interessen, ein katholischer Zeitgenosse nennt ihn den Frömmsten in seinem Irrwahn."

An die Entstehung des Buchs aus Vorlesungen erinnert da und dort etwas, am angenehmsten das mitunter eingestreute, höchst interessante Persönliche; so Hase's Antheil an der Veröffentlichung der Acten des Concils von Trient durch A. Theiner. Kleine Irrthümer oder wenigstens Zweifelhaftes zu berichtigen, hat der Herausgeber der Wahrhaftigkeit des Ganzen gegenüber wol nicht für nöthig gehalten: so verdient Zimmermann's „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" entfernt nicht das Lob, das ihm Hase spendet: er hat die Quellen nicht treulich benutzt. Der Jesuit Spee ist nicht der erste Bekämpfer des Hexenwahns; vor ihm waren es andere, und zwar Protestanten. Auch Hase's Urtheil über den Antheil Tilly's oder Gustav Adolf's an der Verbrennung Magdeburgs wird, so wie es gegeben ist, kaum aufrecht zu halten sein. Es ist richtig: Tilly konnte aus strategischen Gründen die Zerstörung dieses wichtigen festen Platzes nicht „beabsichtigen". Daraus folgt aber durchaus nicht Hase's nächster Satz: „noch weniger Gustav Adolf". Ob es nur Fladderminen gegen die Stürmenden von seiten der Vertheidiger waren, die an dem Unglück Schuld trugen, ist mindestens zweifelhaft, und darüber, daß Tilly „Mord und Plünderung zugelassen hat", ist zwar kein Zweifel, aber man wird die grausige Thatsache doch aus der Zeit heraus beurtheilen müssen. Doch gleich auf der nächsten Seite sagt Hase: „Wir gehen rasch über den Jammer dieses Dreißigjährigen Kriegs weg. . . . Die Kirchengeschichte ist keine Kriegsgeschichte oder doch nur des Kriegs, der im Reich der Geister geführt wird, eines tausendjährigen Kriegs um den rechten Gottesfrieden." Und über diesen Kampf der Geister, der nie heftiger tobte als im Reformationsjahrhundert, kann man sich kaum besser unterrichten als aus diesem Band der Hase'schen Kirchengeschichte.

Zur Kirchengeschichte gehören auch die andern beiden Bände, mit Ausnahme der ersten der „Theologischen Erzählungen" (Nr. 3), „Des alten Pfarrers Testament" (1823), die mehr in das philosophische Gebiet hinüberspielt. Aber schon die in demselben Bande enthaltene Erzählung „Die Proselyten" (1825) und noch mehr die Abhandlung „Vom Streite der Kirche" im zehnten Bande (Nr. 4), erschienen

1827, sind kirchengeschichtliche Denkmäler. Nur wer die Polemik der ersten drei Jahrzehnte unsers Jahrhunderts kennt, vermag die alle andern polemischen Schriften jener Jahrzehnte weit überragende Stellung, die diesen Schriften, namentlich der zweiten gebührt, recht zu würdigen. In der Erzählung „Die Proselyten" — ein Briefwechsel — bekehrt ein Bruder den andern zu seiner Kirche und am Schlusse ist der Katholik Protestant, der Protestant Katholik geworden. Für die Objectivität des (damals in beiden Schriften anonymen) Verfassers ist es das glänzendste Zeugniß, daß eine katholische Zeitung die Briefe des katholischen Bruders als eine glänzende Apologie der katholischen Kirche abdruckte. Noch höher steht Hase in der zweiten Schrift, in der er die Maske eines Staatsmannes annahm: hier ist zum ersten mal in diesem Jahrhundert, vielleicht zum ersten mal seit der Reformation, eine völlig objective Darstellung des Streits beider Kirchen gegeben, hier ist gegenüber katholischer und protestantischer Polemik der Versuch gemacht und gleich gelungen, der geschichtlich gewordenen Thatsache gerecht zu werden. Das Gegentheil davon zeigt die ultramontane Geschichtswissenschaft und zwar heute wieder so schlimm wie nur je in frühern Zeiten. Dem Kirchenhistoriker von Jena ist es mit zu verdanken, wenn die Geschichtsbetrachtung der Protestanten auch in polemischen Schriften eine ganz andere ist.

Geradezu bewundernswerth aber ist, wie Hase die Objectivität, die er seiner wie der gegnerischen Kirche gegenüber besaß und die ihn fernen Zeiträume der Geschichte gegenüber nie verließ, auch auf die Ereignisse anzuwenden wußte, in denen er mitten innen stand. Treitschke hat über die in diesem Bande enthaltene Abhandlung: „Die beiden Erzbischöfe" (von Köln und Posen, 1839) geurtheilt: „Der jenensische Theolog Karl Hase schrieb über die beiden Erzbischöfe eine historische Abhandlung, deren überlegene Ruhe den erhitzten Gegnern ganz unverständlich war."

Aber noch weiter hinauf in die Kirchengeschichte führen uns die zwei Abhandlungen desselben Bandes: „Der Papst und Italien" (1861) und „Des Culturkampfes Ende" (1878, dritte Auflage schon nach drei Monaten). Auch in diesen bewährt Hase seinen kirchenpolitischen Scharfblick und sein aus der geschichtlichen Betrachtung der Dinge gewonnenes Gerechtigkeitsgefühl. Eben diesem Gefühl entsprach die Art, wie er für Beendigung des Culturkampfes eintrat: der preußische Staat ist dann freilich in Abtragung der Maigesetzgebung noch weiter gegangen, als Hase wünschte, nicht zum Vortheil des staatlichen Ansehens. Als Aeußerstes erschien Hase, daß der römischen Kirche alles frei zu gewähren sei, was der moderne Staat und mit gemischt kirchlicher Bevölkerung gewähren kann. Bekanntlich fordert der Ultramontanismus dazu auch die Wiederzulassung der Jesuiten, und da diese nicht so bald zu erreichen sein wird, einstweilen die Rückkehr der Liguorianer und Redemptoristen, die als mit den Jesuiten „verwandt" mit diesen ausgewiesen wurden. Zu diesem Zwecke wird nun die Verwandtschaft der beiden Orden lebhaft bestritten. Es ist interessant, von Hase zu hören: „Daß vom Geschick der Jesuiten auch die Liguorianer getroffen wurden, dafür hat meines Wissens im Bundesrathe die Stelle meiner «Kirchengeschichte», in der sie «als eine befreundete Abart der Jesuiten» bezeichnet sind, entschieden, und ich getraue mir, diese Verwandtschaft wider jedermann zu erweisen."

Von der Fülle der Anregungen, die man auch aus diesen drei Bänden Hase's gewinnt, mag dieser kurze Ueberblick Beweis geben. Sie zu lesen, ist ein Genuß, ohne Gewinn wird sie niemand aus der Hand legen.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Das Comenius-Jubiläum hat noch folgende Einzelschriften veranlaßt: „Gedächtnißblatt zum dreihundertjährigen Geburtstage des Amos Comenius, von W. Latt" (Bielefeld, Helmich); „Amos Comenius, von Dr. Zechlin" (Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G., 1892). Das erstgenannte Heft bildet ein Glied der Sammlung pädagogischer Abhandlungen des Helmich'schen Verlags, das zweite ist in der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge erschienen. Beide enthalten in ansprechender und leichtverständlicher Form das, was solche Schriftchen billigerweise enthalten müssen, eine kurze Uebersicht über die Lehre des Pädagogen.

In mittelbarer Beziehung zur Erkenntniß des Comenius steht auch das höchst werthvolle Schriftchen: „Ratichianische Schriften. I. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Paul Stötzner" (Leipzig, R. Richter, 1892). Der Herausgeber führt das Leben des bekannten Vorläufers und Zeitgenossen des Comenius, Wolfgang Ratke, in einer trefflichen Einleitung vor. Alsdann werden des Ratichius verschiedene Berichte „Von der Didactica oder Lehrkunst, darinnen er Anleitung gibt wie die Sprachen gar leicht und geschwind können ohne sonderlichen Zwang und Verdruß der Jugend fortgepflanzt werden" u. s. w. abgedruckt.

— Mit dem heimgegangenen Schulgesetzentwurf beschäftigen sich noch einige streitbare Broschüren, von denen an erster Stelle genannt werden möge: „Friedrich der Große über Religion, Erziehung und Schule", von E. Schröder (Berlin, Reutzel, 1892). Es sind kurze Auszüge besonders charakteristischen Inhalts aus Briefen und Aufsätzen des großen Königs, die für unsere Verhältnisse besonders interessant sind. Unter der Rubrik über die Schule lautet der erste Spruch: „Die Religionen müsen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fassion Selich werden!" Der Herausgeber ist eine Dame, was wir hier mittheilen wollen, obwol sie sich geflissentlich unterzeichnet D. Herausgeb. Auch die hübsche in der Collection Spemann erschienene „Sammlung von Briefen Friedrich's des Großen" ist von ihr zusammengestellt.

Ein kräftiges, mannhaftes Wort gegen den Entwurf redet * * * in: „Der einzige Ausweg aus dem Labyrinth der Schulfrage" (Berlin, Reutzel). Die Devise des Schriftchens ist: „Hinterm Kreuz steht der Teufel." Und auf dem Umschlage finden sich die den Inhalt deutlich charakterisirenden Worte: „Dem Staate zum Schutz! Der Kirche zum Trutz!" Wir wollen das tapfere Büch-

lein darum nicht minder schätzen, weil sein Gegenstand erfreulicherweise nicht mehr von Bedeutung ist.

— Die günstige Aufnahme von Friedrich Spielhagen's „Ausgewählten Romanen" (Leipzig, Staackmann) hat die Verlagshandlung bewogen, den bereits erschienenen zwei Reihenfolgen von achtzehn Bänden eine dritte in fünf Bänden folgen zu lassen, deren erster „An der Heilquelle" vorliegt. Mit der noch ausstehenden Veröffentlichung von „Noblesse oblige", „Ein neuer Pharao" und „Was will das werden?" sind dann sämmtliche Romane Spielhagen's in der wohlfeilen Ausgabe vereinigt, die nach dem Titel des neunzehnten Bandes sich zur Ausgabe sämmtlicher Werke des Dichters zu erweitern bestimmt ist, also auch seine dramatischen und ästhetischen Arbeiten, seine Uebersetzungen und Gedichte, wie seine Jugendbiographie „Finder und Erfinder" bringen wird. Der Roman „An der Heilquelle" (nämlich Baden-Badens), 1885 erschienen, verzichtet gegen die Gewohnheit des Autors auf die Verwerthung der wundervollen Naturschönheit des Schauplatzes zu wirkungsreichen Stimmungsbildern, zeichnet sich dagegen durch die meisterhafte Ausarbeitung des Dialogs und die natürliche, einzig harmonische, auf sittlicher Einkehr der betheiligten Personen in sich beruhende Lösung des Themas aus.

— Durch den Buchdruckerausstand um die letzte Jahreswende in ihrem Fortgange aufgehalten, ist erst gegenwärtig der erste Band von Dr. R. Pfleiderer's „Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst" (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut), die Geschichtsbücher des Alten Testaments von Moses bis Esther enthaltend, in den Lieferungen 47—50 zur Vollendung gelangt. Mit 213 Text- und 52 Vollbildern, mit Moses von W. Kaulbach als Titelbild in prächtiger Heliogravure und 2 Karten ausgestattet, gereicht das monumentale Werk dem Herausgeber und der Verlagsanstalt zur hohen Ehre, jedem Besitzer aber zur nachhaltigen Freude, die durch die nachfolgenden zwei Bände, nach Ausweis der bereits ausgegebenen, für sie bestimmten Kunstblätter nur gesteigert werden kann; zwei umfassende Verzeichnisse vergegenwärtigen übersichtlich den dargebotenen Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Meister, auf die bei der sorgsamen Auswahl zurückgegriffen ist. Die eigene Anschauung überzeugt von der trefflichen künstlerischen Wiedergabe der Originale und von der schönen Herstellung des Textdrucks. In den jüngsten Lieferungen sind Bonifacio Veronese's „Königin von Saba" und Paolo Veronese's „Esther vor Ahasver", G. van Eeckhout's „Salomo opfert fremden Göttern" und sein „Triumph Mardochai's", wie Antoine Coypel's „Einsetzung des Joas zum Könige durch Jojada" dem Bibelwerk hinzugefügt. Mit dem lebhaften Wunsche, daß es rechten Eingang in die deutschen Familien finde, sehen wir zuversichtlich der würdigen Fortführung des schönen Unternehmens entgegen.

— Friedrich Pfeilstücker's „Illustrirte Hausbibel mit über 1000 Abbildungen und Karten, Erläuterungen und einer Familienchronik" ist in ihrer zweiten unveränderten Auflage (Berlin, Pfeilstücker) mit der sechsten Abtheilung abgeschlossen. Nach unserer wiederholten Würdigung der verdienstlichen Ausgabe beschränken wir uns auf den Hinweis, daß in einem Anhange noch eine bedeutende Zahl archäologischer und geschichtlicher Nachweise gegeben ist und das ganze Bibelbuch mit seinen fünfunddreißig Vollbildern gebunden auf etwa 24 M. zu stehen kommt.

— Die Genossenschaft der bildenden Künstler Münchens hat ein eigenes Organ gegründet, das den Titel „Anzeiger der Münchener Kunstgenossenschaft" führt und vom 1. Mai ab wöchentlich einmal in München erscheint.

Bibliographie.

Andreä, F., Dunkle Gotteswege. Erzählung. Barmen, H. Klein. 12. 1 M. 50 Pf.

Der Atheismus, ein Gegner der Wissenschaft und Vernunft. Von *_*. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 60 Pf.

Berg, L., Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. München, Müuchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poessl. Gr. 8. 3 M.

Boy-Ed, Ida, Empor! Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 6 M.

Cassel, P., Aus Damaskus. Dramatische Scenen. Berlin, R. Boll. Gr. 8. 80 Pf.

Deckert, E., Die neue Welt. Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Kanada und Mexiko. Berlin, Gebr. Paetel. Lex.-8. 10 M.

Delbrück, H., Friedrich, Napoleon, Moltke. Aeltere und neuere Strategie. Im Anschluß an die Bernhardische Schrift: „Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz". Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Evers, F., Symphonie. Ein Gedichtbuch von C. Busse, F. Evers, G. E. Geilfus, V. Hardung, J. Vanselow. Herausgegeben von F. E. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. Gr. 8. 4 M.

Fielt, M. C., Verscherzt. Novelle. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Flaischlen, C., Vom Haselnußroi'. e Zopfete Bloeme-n ond Nüß. Stuttgart, Göschen. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Flemming, F., Unser Hans. Erzählung. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Gerhardt, M., Erwin Falk. Roman in 3 Bdn. Leipzig, C. Reißner. 8. 8 M.

Gerland, E., Geschichte der Physik. Leipzig, J. J. Weber. 8. 4 M.

Gerok, G., Karl Gerok. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt. 1. Lfg. Stuttgart, C. Krabbe. Gr. 8. 50 Pf.

Gregorovius, F., Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. 3. Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M. 50 Pf.

Hölzinger, K., Politik und Glauben. Ein Ruf zur Reform. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 50 Pf.

Huber, F. P., In letzter Stunde. Offenes Sendschreiben bezüglich des Volksschulgesetzentwurfes an Ihre Excellenzen die Herren Grafen von Caprivi und von Zedlitz-Trützschler. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 1 M.

Jacoby, L., Deutsche Lieder aus Italien. München, Münchner Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt, M. Poeßl. 12. 1 M. 80 Pf.

Jodl, F., Moral, Religion und Schule. Zeitgemäße Betrachtungen zum preußischen Schulgesetz. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 80 Pf.

Karlweis, C., Ein Sohn seiner Zeit. Roman. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 6 M.

Kirchhoff, C., Das Burschenfest. Altona, Schlüter. 8. 2 M.

Lay, W. A., Psychologische Grundlagen des erziehenden Unterrichts und ihre Anwendung auf die Umgestaltung des Unterrichts in der Naturgeschichte. Bühl, Konkordia. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Michler, K., Dichtungen. 2. Auflage von „Buch der Gefühle". Leipzig, O. Ottmann. 16. 2 M. 50 Pf.

Morin, G., Gesammelte Gedichte. München, Münchener Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt, M. Poeßl. Gr. 8. 5 M.

Müller, C., Bilder aus der Großstadt. Lieder für Erwachsene. Leipzig, O. Gottwald. 8. 1 M.

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes für 1892. Herausgegeben von J. Stoeckle. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Prümer, K., De westfölsche Husfrönd. Allerlei Spinnstuowengeschichten. Leipzig, O. Lenz. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.

Rapp, L., Kulturgeschichtliche Bilder aus Tirol. Brixen, A. Weger. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Reichel, E., Die Ostpreußen in der deutschen Litteratur. Eine Studie. Leipzig, C. Reißner. 8. 1 M.

Reichermann, W., Ut Noatange. Plüttdütsche Spoaßkes. 1. on 2. Bandke. Königsberg i. Pr., Gräse u. Unzer. 8. 50 Pf.

Sandré, E., Schopenhauers Aesthetik. Eine Studie. Czernowitz, H. Pardini. Gr. 8. 1 M.

Schmidt, J. v., Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Auf Grund des vorhandenen actenmäßigen Materials, sowie der eigenen Erlebnisse dargestellt. Kassel, M. Brunnemann. 8. 3 M.

Schöpff, W., Entweder — Oder in der Volksschulfrage mit Rücksicht auf den neuesten preußischen Volksschulgesetzentwurf. Leipzig, F. Naumann. Gr. 8. 30 Pf.

Schulte, A., Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697. 2 Bde. Karlsruhe, J. Bielefeld. Lex.-8. 25 M.

Siegfried, A., Radicaler Realismus. Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand und über das menschliche Gemüt. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Tarnuzzer, C., Gedichte. Frauenfeld, J. Huber. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Tendenzen des Liberalismus und die conservative Presse. Wien, Lest u. Schwidernoch. Gr. 8. 30 Pf.

Teuber, O., Ehrentage Oesterreichs. Blätter aus dem Ruhmeskranze des österreichisch-ungarischen Heeres. Wien, L. W. Seidel u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Tolstoi, Graf L., Lasterhafte Genüsse. Aus dem Russischen. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Villari, P., Ist die Geschichte eine Wissenschaft? Zuerst erschienen in der „Nuova Antologia" 1891. Uebersetzt von H. Loevinson. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 2 M.

Vollbrecht, C., Wolfseck. Roman. Leipzig, C. Reißner. 8. 4 M.

Wie kam es doch? Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel. Aus glücklich bewahrten Briefen. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Infertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Fünfte Auflage.

8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

In dem vorliegenden, bereits in fünfter Auflage erschienenen Bande vereinigte der berühmte Verfasser eine Reihe durch Adel und Anmuth der Sprache, wissenschaftlichen Gehalt und malerische Gestaltung gleich werthvolle Aufsätze. Auch die übrigen nachstehend verzeichneten vier Bände der „Wanderjahre in Italien" enthalten eine reiche Auswahl solcher Aufsätze, mit welchen Gregorovius ein ganz neues Genre in der Literatur geschaffen und, wie die rasch hintereinanderfolgenden Auflagen beweisen, großen Anklang gefunden hat.

Früher erschienene Bände der „Wanderjahre in Italien".

Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Seenerie aus Italien. Siebente Auflage.
Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
Fünfter Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nahrungsmittel.

Von

Edward Smith,

Doctor der Medicin und Philosophie, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London etc.

Zwei Theile. Mit 19 Abbildungen in Holzschnitt.

Autorisirte Ausgabe.

Jeder Theil geh. 4 M., geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 6. und 7. Band.)

Die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen in Bezug auf die chemische Zusammensetzung, Bereitung und physiologische Wirkung der Nahrungsmittel werden hier in allgemein verständlicher Form vorgetragen. Der erste Theil behandelt die festen, der zweite die flüssigen und gasigen Nahrungsmittel. Infolge der Wichtigkeit des Gegenstandes für Gesundheit und Leben der Menschen hat dieses Werk eine besonders günstige Aufnahme gefunden.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gries-** und **Steinbeschwerden**, die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus**. Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**

ca. 1 Million Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang

zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache.

Nach Ahn's Methode. Von **Karl Graeser.**

Erster Cursus. Sechzehnte Auflage.

8. Geh. 80 Pf.

Graeser's Lehrbücher der englischen Sprache zeichnen sich durch ihr praktisches System sowie besonders durch die vorzügliche Aussprachebezeichnung aus und haben deshalb für Schulgebrauch, Privat- und Selbstunterricht weite Verbreitung gefunden.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache. Nach Ahn's Methode. Zweiter Cursus. A. u. d. T.: Erstes Englisches Lesebuch. Mit deutschen Uebungsstücken zur Befestigung in der Elementargrammatik. Siebente Auflage. 8. Geh. 1 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 23. — 9. Juni 1892.

Inhalt: Die Tassofehde. Von Richard Friedrich. — Neues von Wilhelm Jensen und Gerhardt von Amyntor. Von Bruno Rüttenauer. — Eine Jubiläumsnovelle. Von Fritz Lemmermayer. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Erzählungen aus Holstein. Von Jakob Wychgram. — Philosophische Schriften. Von Moritz Kronenberg. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Tassofehde.

Das Frühjahr 1890 brachte abermals eins jener Bücher, die im Kreise der Freunde deutscher Dichtung allezeit mit Erwartung und regem Antheil aufgenommen worden sind. Es war Kuno Fischer's Tassoschrift. Aber wirkungsvoller als seine Vorgänger aus der Feder des geistvollen Beurtheilers erschien dieses Erzeugniß liebevoller Vertiefung in die Werke unsers größten Dichters. Suchte es doch dem erstaunten Leser den Nachweis zu liefern, daß eine Person des Schauspiels, ohne die wir uns dieses kaum vorzustellen vermögen, daß der Staatsmann Antonio ursprünglich dem Plane des Stücks, seiner ersten Fassung fremd ist, ja fremd bis zur Unmöglichkeit gewesen sein soll. An Zustimmung hat es dieser verblüffenden Aufstellung nicht gefehlt. Am begeistertsten und durchaus überzeugt bekennt sich zu ihr Fr. Meyer von Waldeck (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1890, Nr. 165 und 166). Aber auch die Gegnerschaft trat auf den Plan, voran der sachfeste Goethe-Kenner und -Forscher Düntzer, jüngst mit seinem unentrinnbaren Spürsinn für die Schwächen des Gegners Franz Kern in „Goethe's Tasso und Kuno Fischer" *). Bei dem verwickelten Stande der Frage und da, wie leicht ersichtlich und auch offen zugestanden ist, zwei bestimmt ausgeprägte, gegensätzliche Richtungen literargeschichtlicher Forschung einen Gang thaten, darf es nicht wundernehmen, daß der Kampf über seinen eigentlichen Gegenstand, Goethe's „Tasso", hinausgriff und sich erweitert hat zu einer Beurtheilung der gegnerischen Methoden, einer Prüfung ihrer Berechtigung und Leistungsfähigkeit, einer Festsetzung ihrer Grenzen. Unter diesem Gesichtspunkte und zu diesem erklärten Zwecke ist als letzter — der Zeit nach — Hugo Falkenheim **) in den Streit eingetreten, dessen Schrift sich darstellt als eine glänzende Vertheidigung, ja Verherrlichung seines Meisters, die darum nicht der beweiskräftigen Grundlage ermangelt, weil sie eingegeben ist und förmlich durchflutet wird von einer überaus wohlthuenden Verehrung und aufblickenden Ueberzeugung. Indessen ehe ich auf dieses in mehr als einer Beziehung hochbeachtliche Buch eingehe, ist die Tassofrage zu erörtern, aus der ich wiederum als Hauptpunkt heraushebe: die Antoniofrage.

Fischer sagt: „Im November 1780 galt der erste Act des «Tasso» ohne die vierte Scene für vollendet, kannte also den Antonio noch nicht", und „überhaupt war die ganze erste Tassodichtung ohne den Antonio concipirt"; es sei Antonio erst nachträglich und zwar 1788/89 in die Tassodichtung gekommen. Das ist die Zeit der italienischen Reise, die bekanntlich den bedeutungsvollsten Umschwung in Goethe's Kunst- und Lebensauffassung hervorrief. Hauptstützpunkte für Fischer sind zunächst die Thatsache, daß Goethe erst in Italien aus Serassi von Antonio erfahren hat, dann eine Reihe brieflicher Aeußerungen, endlich innere Gründe. Es sei nämlich anfänglich die Tassodichtung pathologisch gewesen, habe also beruht auf der Selbstidentifieirung des Dichters mit seinem Helden, auf seiner Gefühlsgemeinschaft mit Tasso. „Weder in der Gemüthslage des Dichters, noch in der Fabel des Stücks, die aus Manso (also noch nicht Serassi) geschöpft war, gab es für Antonio einen Platz", und weiter: „auch hat es seiner (Goethe's) damaligen Gemüthslage und Erfahrung (um 1780) gewiß weit mehr entsprochen, den Feind des Dichters nach der Art eines neidischen und intriguanten Höflings zu gestalten, als nach der eines klugen und hochgesinnten Staatsmannes". Nun sei aber eben in der Zeit jener Umkehr dem Dichter aus Serassi's Erzählung das Bild des Staatsmannes entgegengetreten; dazu wies die neue Denkart das „Weichliche und Nebelhafte" der alten Tassodichtung entschieden ab und nöthigte zu plastischer Ausgestaltung, und so habe Goethe den Staatsmann

*) Goethe's Tasso und Kuno Fischer. Von Franz Kern. Berlin, Nicolai. 1892. Gr. 8. 2 M.

**) Kuno Fischer und die literarhistorische Methode. Von Hugo Falkenheim. Berlin, Speyer u. Peters. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

in typischer Ausprägung dem Dichter gegenüberstellen wollen: die neue Dichtung wurde künstlerisch.

Mit dieser Umgestaltung des ursprünglichen Plans bringt nun Fischer weiter in Verbindung eine dramatische Antinomie, worunter er den Widerstreit für das Ganze nothwendiger Situationen versteht. Antonio soll nach des Dichters Absicht im Günstling des Fürsten einen Unbekannten vorfinden, daher der Anschein der neuen Bekanntschaft; andererseits erfordert die typische Ausprägung des Gegensatzes zwischen Antonio und Tasso ältere Beziehungen, daher die Voraussetzung einer alten und eingewurzelten Gegnerschaft. Um recht deutlich zu sein, erklärt Fischer in einer Fußnote, „1) daß in den beiden ersten Acten keine auf das Verhältniß zwischen Tasso und Antonio bezügliche Stelle sich finde, aus welcher einleuchten könnte, daß sie Bekannte und Gegner von alten Zeiten sind; 2) daß dagegen in den drei letzten Acten keine auf dieses Verhältniß bezügliche Stelle sich finde, aus welcher ihre alte Gegnerschaft nicht sogleich einleuchte".

Kern nun stellt zunächst den Widerspruch fest, der darin liege, daß Auftritt II, 1, der in bestimmtester Weise auf Antonio Beziehung nimmt, zur alten Tassodichtung gehört haben, trotzdem aber ihrem ganzen ersten Aufzuge Antonio fremd gewesen sein soll. Der Einwand erscheint unwiderleglich; man müßte denn die in II, 1 auf den Staatsmann bezüglichen Stellen als ebenfalls bei der „Umarbeitung" zugedichtet ansehen. Hier genüge die Bemerkung, daß ein solcher Versuch anscheinend nicht unmöglich ist. Was bleibt, würde trefflich zu Goethe's Worten an Frau von Stein passen: „Als Anrufung an dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe." — Weiter ficht Kern die Beweiskraft der Briefstellen an. Wenn Düntzer hier falsche Datirung behauptet, so weist Fischer diesen Einwurf als unbegründet zurück, während er sich mit Kern besonders über die Bedeutung des Wortes „fertigen" auseinandersetzen muß. Letzterer hält es für möglich, daß damit gemeint sei die Umgießung des in Prosa geschriebenen, vollständig vorhandenen Auftritts I, 4 in iambische Verse. Aber sollte dann Goethe wirklich haben sagen können: „Wenn — ich fertigen könnte, wäre ich sehr glücklich. Fast zweifle ich daran. Sobald sie geschrieben ist, schicke ich sie." Hat dann nicht Fischer recht mit seiner Entgegnung: Eine fertige, nur der Durchsicht bedürftige Scene ist nicht erst zu „fertigen". Mit diesen Briefstellen, soweit sie nicht Gleichzeitiges behandeln, hat es überhaupt eine sonderliche Bewandtniß. So betont Kern sehr Goethe's Worte vom 4. Mai 1788 „die beiden Acte in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben" u. s. w.; Fischer nennt sie sachlich ungenau, Kern selbst gibt den Zeitfehler zu, erklärt aber den Irrthum in der Datirung sehr viel begreiflicher, als den Irrthum über die Art der Arbeit an einem Stück. Zugegeben! Doch muß auch er Fischer zustimmen, wenn dieser eine spätere Irrung Goethe's in weit wichtigerer Sache behauptet. Fischer sagt nämlich, daß man Mühe haben werde, den — von Goethe behaupteten — schmerzlichen Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen werde, der durch das ganze Stück gehe, in der Dichtung selbst nachzuweisen.

Anders steht es mit der sogenannten Antinomie. Kern's eindringender Scharfsinn erschüttert allerdings die Unfehlbarkeit der Fischer'schen Behauptung, ohne indeß die eigene zur Unbestreitbarkeit zu erheben. Insbesondere erklärt er sich dagegen, daß Fischer von einem „Eindrucke" spricht, dem Eindrucke, daß Tasso und Antonio sich erst I, 4 kennen lernen. Ja, aber dieser Eindruck, den thatsächlich sehr viele Leute haben, ist doch schon immer auch etwas. Er wird aber nachdrücklich bestätigt durch das Zwiegespräch II, 3. Verwirrend wirkt freilich Tasso's Ueberschwenglichkeit, verwirrend auch, daß die Prinzessin von Antonio mit allem Fug als „einem alten Freunde" sprechen darf. Begreiflich ist es daher, daß auch Kern Deutungen nicht zu vermeiden vermag, wie: „Unter Zeit und Bekanntschaft muß natürlich verstanden werden «noch genauere» Bekanntschaft." Er selbst gibt ferner für eine andere Stelle eine Unklarheit zu, wenn auch eine „nicht eben erhebliche". Aber Unklarheit waltet auch ob der Bekanntschaft, was am besten bewiesen wird durch die gegensätzliche Auffassung von Männern wie Fischer und Kern. Indessen einen noch ganz andern Hintergrund könnte dies Verhältniß haben. Zunächst weiß man, welche Mühe Goethe mit der Umarbeitung der alten Dichtung, mit der Ausführung des neuen Plans hatte. Man kennt seine Klagen: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben", oder: „Wenn ich fertig wäre, wollt' ich mich glücklich schätzen." „Es ergeht mir, wie es einem im Traume zu gehen pflegt, man ist so nah am Gegenstand und kann ihn nicht fassen." „Ein schweres Jahrwerk" nennt er den „Tasso". „Weder Personen noch Plan noch Ton des früher Vorhandenen", sagt Gervinus, „hatten mit den jetzigen die mindeste Verwandtschaft." Sollten nun wirklich alle Spuren dieses Unterschiedes und Widerspruchs glücklich verwischt sein? Fischer sieht einen Widerspruch: er faßt ihn als Antinomie. Wie aber, wenn er vom eigensten Standpunkte aus den eigensten Weg gehend eine neue Bestätigung geliefert hätte für die von Kern allerdings als ganz unglücklich und abgethan behandelte Ansicht, die zuerst Hettner aufgestellt hat: daß die Einheit des Dramas gelitten habe unter dem Versuche, Altes und Neues zusammenzuschweißen. Noch immer ist Hettner zu widerlegen. Und Günther, der doch wahrhaftig kein Nachbeter ist, sagt in den „Grundzügen der tragischen Kunst" ohne jeden Vorbehalt: „Tasso" ist durch einen Einschnitt in zwei ungleiche Hälften getheilt. Doch genug hiervon! Wie das Für und Wider jetzt liegt, erscheint die von Fischer aufgeworfene Frage noch nicht spruchreif. Ist uns der Fund des Urtasso, an den jetzt wieder Bäbe Schultheß erinnert, versagt, so kann nur erneute Untersuchung zur Klarheit führen. Um nun aber wenigstens in der Antoniofrage

annähernd vollständig zu sein, bemerke ich noch Folgendes. Wer zum ersten male von der Ausscheidung des Antonio aus der alten Tassodichtung hört, wird zunächst betroffen fragen, wie man sich ein Tassodrama ohne Gegenspiel denken soll. Nun, ein solches hat natürlich auch nach Fischer nicht gefehlt, wie seine oben angeführten Worte schon bewiesen haben; nur sei die Herausforderung auf eine andere, als die uns bekannte Art herbeigeführt worden, der Gegner ein verrätherischer Freund, ein hämischer, feiger Geselle gewesen u. s. w. Aus Serassi habe Goethe dann zwei Gegner Tasso's, Battista Pigna und Antonio Montecatino kennen gelernt und zunächst, wie urkundlich feststeht, erstern dem Dichter gegenüberstellt, später aber sich für Antonio entschieden, sodaß er selbst die Weisung gab: „Es wird überall, wo Battista steht, Antonio gelesen." In Antonio habe er die Züge der Gegner Tasso's in Ferrara gleichsam zusammengezogen wie zu einem Sammelproduct; trotzdem mache der Charakter im ganzen den Eindruck, als ob er aus einem Stücke wäre. Dagegen erklärt sich Kern mit aller Entschiedenheit, indem er erstlich die Nothwendigkeit eines Antoniocharakters, gleichviel ob mit dessen oder Pigna's oder sonst einem Namen, für die älteste Form des Dramas zu erweisen sucht, sodann auf Grund einer eindringenden Analyse den Satz aufstellt: Antonio's Charakter ist aus einem Guß. In dieser Analyse, wie in der Charakteristik der beiden Leonoren und der Besprechung einzelner Stellen der Dichtung erscheint das Urtheil, der Scharfsinn, die echt deutsche Gründlichkeit Kern's im hellsten Licht. Bescheiden sagt er von seinen Bemerkungen gegen Fischer: „Oft sind es nur Kleinigkeiten, aber — fügt er mit bestem Recht hinzu — wenn dergleichen sich häuft, so wird doch das ganze Bild dadurch bedenklich verzerrt." Sein Buch wird den Literaturfreund abhalten vor jäher Hingabe an eine unbestritten geistvolle Combination, sein Buch ermuthigt und zwingt auch uns in der Antoniofrage zu einem non liquet.

Erschöpfend zu sein kann ich weder für meine Aufgabe noch als ersprießlich für die besprochenen Bücher erachten. Wohl aber erscheint es zweckdienlich, aus dem Hauptsächlichen noch zwei Behauptungen Fischer's herauszuheben, nämlich daß die Freundschaft der beiden Leonoren in der Dichtung selbst nicht begründet sei, sodann daß sich der Fürst durch Tasso's Bestrafung einer Unbilligkeit schuldig mache. Beide Sätze werden von Kern in gleich scharfer Weise wie die oben erwähnten bekämpft. Und wenn er meint, hätte Fischer mit seinen Ausstellungen recht, so fehle dem Drama in seinem Baue die classische Vollendung, so wird man ihm beistimmen müssen. Aber er widerlegt des Gegners Behauptung: „Die Freundschaft der beiden Leonoren müssen wir auf die bloße Versicherung hinnehmen; sie ist in unserer Dichtung wurzellos", mit dessen eigenen Worten an anderer Stelle: „Leonore hat die Welt, welche der Prinzessin fehlt und bei der Tiefe und Innerlichkeit ihres Lebens fehlen muß. Gerade darin besteht die Ergänzung beider, wodurch ihr Zusammenleben für eine zeitlang so erfreulich und so harmonisch gestaltet wird, daß uns der Dichter dasselbe im Licht der Freundschaft erscheinen lassen kann." Die innerliche Begründung ist gegeben, dagegen bleibt allerdings das äußere, zeitliche Verhältniß dunkel. Kern selbst erklärt sowol die Annahme einer Bekanntschaft vor dem Aufenthalt in Ferrara, als auch die Auffassung dieses Besuchs als einer ersten Begegnung für möglich. Und seiner Frage dazu: Sollten nun solche für die Handlung des Dramas ganz gleichgültige Umstände, die sich jeder zurechtlegen mag, wie er will, vom Dichter angegeben werden müssen, damit uns die herzliche Freundschaft nicht wurzellos erscheine? will ich einen Ausspruch von K. H. Keck zur Seite stellen, mit dem dieser Goethe's „Iphigenie" gegen einen ähnlichen Tadel G. Hermann's in Schutz nimmt: „Der Dichter war zu vornehm, um jedes kleinliche Detail mit peinlicher Genauigkeit zu erwähnen und so von der Sonnenhöhe seiner Poesie herabzusteigen, aber selbst in der höchsten Begeisterung hat er nicht gegen die prosaische Wahrscheinlichkeit verstoßen." Andererseits würde freilich auch hierher gehören, was Kern einmal gegen Fischer verwerthet, daß nämlich Antonio verhältnißmäßig spät Tasso's Namen vom Fürsten erfährt, somit Dichter und Staatsmann vorher „miteinander reden so, wie sie reden, ohne zu wissen, wen sie eigentlich vor sich haben".

Was nun schließlich das Verfahren des Herzogs anlangt, so kommt Fischer bei der Entwickelung des Charakters von Antonio — einem Muster feinfühligsten Nachempfindens in wahrhaft fesselnder Darstellung — zu dem Ergebniß: Antonio ist beschämt und hat dazu alle Ursache; Tasso dagegen, der keine Ursache hat sich zu schämen, ist bestraft. Man darf fragen, ob mit Recht? Es bestehe offenbar in der Dichtung zwischen der Art des Streites und seinen Folgen ein Misverhältniß. Dies erklärt Fischer aus Goethe's Abhängigkeit von Serassi's Ueberlieferung, die ihm die Thatsache eines folgeschweren Streites gegeben habe, während bei der Art des Streites seiner Erfindung alle Freiheit vorbehalten blieb. Eine solche Gebundenheit in dem einen bei aller Freiheit in dem andern ist gewiß denkbar. Vom Apfelschuß im „Tell" z. B. wird Gleiches behauptet. Auch billigt Kern Fischer's zusammenfassendes Urtheil: „Goethe läßt den Streit so geschehen, daß dem Antonio die Schuld zufällt, und die Folgen desselben so ausgehen, daß Tasso die Strafe davonträgt", aber mit einem Vorbehalte, nämlich daß Schuld im moralischen, nicht im juristischen Sinne genommen werde. Das ist schlechthin zutreffend. Ohne Schuld in erstem Sinne ist Tasso nach dem Gesetz straffällig, darum trifft ihn Strafe, aber nach dem Mindestmaße, und so ist der Herzog gerecht und gnädig zugleich. Freilich, ob damit die Sache abgethan ist oder ob nicht vielmehr das ästhetisch-moralische Bedenken Fischer's als technisches angesehen von dem oben gestreiften Standpunkte aus weittragende Bedeutung hat, kann hier nicht

entschieden werden. Wiederholen will ich zum Schluß, daß die Tassofrage noch nicht als gelöst zu betrachten ist, daß aber zu ihrer Lösung, wie zur Kenntniß des Dramas überhaupt die Schriften Fischer's und Kern's unentbehrlich erscheinen.

Richard Friedrich.

Neues von Wilhelm Jensen und Gerhardt von Amyntor.

1. Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. Von Wilhelm Jensen. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 6 M.
2. Der Veteran. Erlebtes und Erträumtes. Von Dagobert von Gerhardt (Gerhardt von Amyntor). Berlin, Janke. 1892. 8. 2 M.

Diese „Begebenheit aus dem Jahre 1848" (Nr. 1) spielt weder zu Frankfurt in der Eschenheimer Straße, noch zu Berlin unter den Linden, noch irgendwo im Lande der Herren Hecker und Struve, sondern mitten in der Lüneburger Heide — „wo die Karte einen weißen Fleck hat". Daraus läßt sich schon entnehmen, daß das, was man schlechthin unter den Begebenheiten des Jahres 1848 versteht, mit dem hier Erzählten wenig äußern Zusammenhang haben wird. Thatsächlich erfährt in dem Buche das „merkwürdige" Jahr 1848 nicht eine Darstellung, sondern blos eine Beurtheilung. Ob diese aber der Sache gerecht wird oder nicht, hat mit der Kunstkritik nichts zu thun, die, wenn sie ihre Aufgabe richtig versteht, nur die künstlerische Darstellung auf ihren Werth hin prüfen wird, also weder moralische noch politische Meinungen, weder philosophische noch religiöse Ueberzeugungen. Aber nebenbei mag immerhin die Bemerkung gestattet sein, daß es mir scheint, es werde das Jahr 1848 in seiner moralischen Bedeutung heute ziemlich allgemein ebenso ungerechterweise unterschätzt als der moralische Werth anderer, späterer Ereignisse übertrieben wird. Die Deutschen von heute sind einmal Erfolganbeter, der Gang ihrer Geschichte und der Geist ihrer herrschenden Persönlichkeiten hat sie dazu erzogen. Das ist eine einfach unleugbare Thatsache; ihre Beurtheilung wird erst spätern Geschlechtern möglich sein. Nur die besten Geister werden heute schon stutzig oder sind es längst geworden, sie, die ihr Tiefblick davor bewahrt, neben dem äußern Erfolg den innern, den moralischen Miserfolg zu übersehen.

Wenn ich oben aussprach, daß die politischen Ereignisse des Jahres 1848 in dem Jensen'schen Buche nur beurtheilt, nicht dargestellt wurden, so erleidet dies eine Einschränkung. Zwei wesentliche Erscheinungen der Zeit gelangen allerdings zur Darstellung, nicht zwar in unmittelbarer Erfassung der Sache selbst, aber in künstlerischer Symbolisirung. Der in rohen Selbstsuchtsgelüsten lärmschlagende Revolutionspöbel, der stete und unvermeidliche Begleiter aller Volksbewegungen, ist in dem Vagabunden Klas Schleesack unverkennbar gezeichnet. Und eine noch feinere symbolische Gestalt ist der Schulmeister Daniel Ulfilas. Daß dieser nicht als ernstgemeinte individuelle Wirklichkeitserscheinung zu nehmen ist, deutet schon sein Name an. Aber das idealistisch-ideologische, echt deutsche Professorenthum vom Jahre 1848, das vor lauter Gelehrsamkeit unfähig war, die reale Sachlage auch nur im allergröbsten zu erkennen und zu beurtheilen und an dessen gesundem Menschenverstande man zweifeln könnte, hätte in keiner köstlichern Figur veranschaulicht werden können, als in Daniel Ulfilas und seinem an Verrücktheit grenzenden Gebahren. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob der Dichter, der in dem Schulmeister von Poppenrode eine nationalgeschichtliche Erscheinung versinnbildlicht, nur die lächerliche Seite dieser Erscheinung sähe und zur Darstellung brächte, das Gute daran aber verkenne. Das mag aber nur daran liegen, daß alles Lächerliche leichter zur Anschaulichkeit zu bringen ist, als das Ernste und Erhabene. Und dann ist dieser Daniel Ulfilas zwar die lächerlichste Person der ganzen Gesellschaft; aber er ist auch die einzige, die, selbst den Pastor Wolfgang Schaffenrath nicht ausgenommen, höhere Ideen im Kopf und in der Seele den Glauben an Zwecke und Aufgaben trägt, die es auf das Allgemeine absehen und deshalb über das Individuum, das einfache und das gepaarte, hinausgehen.

Im Uebrigen handelt es sich um rein individuelle, um persönlich innerliche Herzensangelegenheiten. Die Art, wie sie sich verwickeln und lösen, trägt nichts Auffallendes oder Außerordentliches an sich; aber durch die Einsamkeit und die Stimmung der Landschaft sind die einfachen Vorgänge poetisch weihevoll umwoben.

Jensen liebt die Lüneburger Heide als Landschaft und hat sie schon öfters verwerthet. Schon eine seiner frühesten und berühmtesten Novellen, „Die braune Erika", scheint von ihr her Stimmung und Färbung genommen zu haben. Am gehaltvollsten und lebendigsten aber hat er das eigenthümliche Landschaftsbild in die Novelle „Ueber die Heide" in der Sammlung „Aus schwerer Vergangenheit" hineingemalt, noch glücklicher als in dem gegenwärtigen Buch.

Seine Vorliebe für die Lüneburger Heide ist charakteristisch für Jensen und sein ganzes poetisches Schaffen, sowie er auch unbedingt den Schwarzwald der Alpenlandschaft vorzieht. Es ist die Bevorzugung der stillen Innerlichkeit vor dem donnernden Pathos, des unscheinbaren seelischen Gehalts vor der äußerlichen Größe, der Lyrik vor der Rhetorik, des Stimmungsvollen vor dem Prunkenden. Er sagt in dem vorliegenden Buch:

„Und wenn das Land sich auch in weiter Einförmigkeit ringsum hindehnte, so gab es doch allerhand Stellen und Winkel mit verborgener bescheidener Schönheit darin,

die ein jedes Jahr getreulich mit heimlichen Blumen schmückt und die das Gedächtniß sich unverwelklich bewahrt. So unscheinbar das alles sich ausnehmen möchte, ganz ohne Schimmer und Duft hatte der Gang eines Menschenlebens es doch nicht belassen; wenn die «Allmutter mit dem goldenen Haar» den kargen Boden auch nicht mit heißer Lippe geküßt und farbenreiche Wunderkelche aus ihm emporgerufen, so hatte sie ihm doch mit mildem Lächeln auch sein Theil gegeben, und es war die Frage, ob die Welt da drüben und da draußen denn eigentlich viel mehr an wirklichem, werthvollem Lebensinhalt besaß."

Eine Reihe kleiner Geschichten — Novellen könnte man sie nicht heißen — füllen das neueste Buch von Gerhardt von Amyntor. Sein Titel „Der Veteran" (Nr. 2) läßt dies allerdings kaum vermuthen. Er ist auch ganz und gar unberechtigt; denn er hat gar keine Beziehung auf das Erzählte; man könnte ihn höchstens auf die Person des Erzählers beziehen. Das ist ja aber ungefähr ein Verfahren, wie wenn ein hinkender Maler, der etwa eine Venus oder meinetwegen eine Bauernhochzeit gemalt hat, sein Bild als „Hinkender Teufel" betiteln wollte. Mit dem Nebentitel: „Erlebtes und Erträumtes", steht es nicht besser. Ich wüßte kein Buch, worauf er weniger paßte. Die alltäglichen Geschichten, die hier erzählt sind, kann jeder erlebt haben, also auch Dagobert von Gerhardt; aber die Art, wie sie erzählt sind, erweckt einzig den Eindruck des Erdichteten im anrüchig volksthümlichen Sinn des Wortes. Und was soll „Erträumtes" heißen? Ich meine, was man allenfalls so benennen könnte, müßten Offenbarungen des geheimsten, des innerlichsten subjectiven Seelenlebens sein, jener leisen Bewegungen der Psyche, die eben nur der Dichter in sich erfährt, oder wenigstens allein erfassen und zum Ausdruck bringen kann; es müßte, mit einem Wort, ein Stück Lyrik sein im besten Sinne. Und da erscheint mir die Meinung des Verfassers, es sei in seinem Buche etwas auch nur annähernd Aehnliches enthalten, sehr wunderlich.

Man findet in dem Buche nicht einmal die Spur einer Idee; nichts als grob äußerliche Vorgänge, grob erzählt. Davon machen einige Stücke nur insofern eine Ausnahme, als in ihnen gewisse pädagogische Absichten stark hervortreten. Amyntor will Religion und Moral lehren. Ließe er zu diesem Zweck die erzählten Thatsachen reden oder predigen, so wäre nichts dagegen zu sagen. Er greift aber zu einem viel einfachern Mittel, er benutzt dazu kurzweg den Mund seiner Personen. Einfach ist das und leicht, aber auch unkünstlerisch. Und über die Wirkung wird sich Amyntor auch ein wenig täuschen. Oder man müßte annehmen, daß derartige religiöse Bekehrungsreden im Munde eines „schneidigen" Lieutenants, wie in „Es ist bestimmt in Gottes Rath", doch am Ende nicht ernstlich zu belehrender, sondern nur zu humoristischer Wirkung verwendet werden. Das aber hätte Amyntor denn etwas deutlicher zum Ausdruck bringen sollen; man faßt so leicht den Verdacht des ungewollten Humors, der zwar manchmal der beste, aber dennoch für seinen Urheber nicht der schmeichelhafteste ist.

Wo Amyntor den Humor beabsichtigt, geräth er ihm durchaus nicht zum feinsten. In den Kriegsgeschichten nehmen die lustigen Erzählungen von allerlei lustigen Erbeutungen an Rothwein und Champagner, an Hühnern, Enten, Gänsen, quiekfenden Ferkeln u. s. w. eine bedenkliche breite Rolle ein. Beim Bierkrug, im Munde eines erzählenden Unteroffiziers mögen solche Berichte ganz lustig klingen; wenn aber ein Dichter sie erzählt, breit und selbstgefällig, ohne höhern Kunstzweck (z. B. zur Charakteristik), so kann man das nur trivial heißen. Benno Rüttenauer.

Eine Jubiläumsnovelle.

„Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek", weit bekannt und gern gelesen, hat kürzlich den zweihundertsten Band erscheinen lassen. Um diesem den Charakter eines Jubelbandes zu verleihen, wurde eine Geschichte von Paul Heyse ausgewählt, „dem noch immer unerreicht dastehenden Altmeister der Novelle", wie es auf dem Umschlage nicht eben geschmackvoll heißt. Nun, „unerreichte Altmeister" auf dem genannten dichterischen Gebiete sind unter den Neueren auch Turgenjew, Keller, Storm, Konrad Ferdinand Meyer, anderer nicht zu gedenken — doch davon abgesehen, die Wahl war gut.

Die Novelle nennt sich „Marienkind"*) — ein anmuthiger und anziehender Titel, einen ebensolchen Inhalt verheißend und erfüllend. Sie ist ein echter Heyse. Man kennt seine Art, die er seit einem Menschenalter in einer Unzahl von Novellen an den Tag gelegt hat. Große und vernichtende Schicksale hat er nie dargestellt; der Wirbelwind der Leidenschaft fehlte ihm; auf die tiefsten Conflicte des Geistes und des Gemüths ließ er sich nicht ein; das Bezwingende und Elementare war niemals seine Sache, ebenso wenig das Seltsame, Scurrile, Phantastische und Humoristische. Dagegen gehören zu seiner Eigenart das Abgetönte des Stils und Ausdrucks, das Wohlgegliederte und Harmonische, die Anmuth, das Empfindungsvolle, das was die Franzosen und Engländer „sensation" nennen, das Feinnervige — lauter Dichtermerkmale, die um so mehr anzuerkennen sind, als sie sich bei dem jungen deutschen Nachwuchs nur ausnahmsweise vorfinden. Wenn Heyse für die kräftigsten Regungen des menschlichen Herzens kein Organ besitzt, so hat er dafür ein um so empfindlicheres für die feinsten. Die Novelle „Marienkind" ist dafür ein neuer Beweis.

Franz Florian, der Held, ist ein Maler, durchaus

*) Das Marienkind. Novelle von Paul Heyse. Stuttgart, J. Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.

„modern", und darum ein Freilichtmaler, ein Maler des Schmutzes auf der Erde. Er sitzt eben auf einer kothigen Fahrstraße, vor einem kothigen Platze, einem Bauernhäuschen gegenüber. Ein Brennesselzaun umfriedet ihn und in seiner Mitte steht ein verwitterter Brunnen, der seinen magern Wasserstrahl in einen halbverfaulten Trog niederrieseln läßt. An dem Rande des Brunnens hockt ein kleines Mädchen in zerrissenem Hemde, mit zerfetztem Röckchen. Es ist mager, die struppigen Haare hängen über die niedere Stirn herab, die Augen sind starr, der Mund ist zu einem blöden Grinsen verzogen. Die nackten Füße tragen die Spuren des versumpften Erdreichs um den Brunnentrog herum, und in der schwarzen Pfütze watschelt eine häßliche Ente. Der Moderne nun ist eben beschäftigt, diesen interessanten Vorwurf in sein Skizzenbuch mit Wasserfarben aufzunehmen, als ein alter Medicinalrath des Weges daher kommt. Dieser ist ein Freund und Kenner der Kunst, er war in Italien und hatte die unsterblichen Meisterwerke der Malerei mit Geist und Gemüth betrachtet und zu seinem idealen Eigenthum gemacht. Die beiden wackern Männer gerathen bald in einen kleinen Kunststreit, aus dem die alte und die neue Schule sprechen. Der Dichter läßt durch den Mund des Medicinalraths mit liebenswürdiger Munterkeit und drastischer Laune seine eigenen Ansichten über Kunst ausdrücken und zugleich die Ansichten eines jeden, dem die Kunst nach wie vor ein Heiligthum des Lebens bedeutet. „Die Kehrseite der Natur und des menschlichen Lebens", so führt der Alte unter anderm aus, „ist ja gewiß sehr anziehend, und es ist des Schweißes der Edlen werth, ihr endlich auch künstlerisch zu ihrem Recht zu verhelfen. Aber selbst die Kaminkehrer pflegen sich wenigstens am Samstag zu waschen, und es gibt doch auch so manche appetitliche Dinge in der Welt, die nicht ganz zu verachten sind. Vor allem, mein junger Freund, nehmen Sie sich vor Italien in Acht. Da könnten Sie am Ende doch noch zu einem Schönheitsrausch kommen, der Ihnen hernach die schönsten deutschen Trottel verleidete."

Diese Worte berühren eine offene Wunde des Malers. Auch er war in dem gelobten Lande der Kunst. Er ist eine tiefere, empfängliche Natur; kein Wunder also, daß auch er dort schwärmte, bewunderte, sich wie im siebenten Himmel befand. Die alten welschen Gemälde mit ihrer menschlichen und symbolischen Wahrheit, ihrem Liebreiz und ihrer Innigkeit, mit ihrem Farbenzauber, ihrer Lebensfülle, ihrem warmen, gesättigten Reichthum an Formen, Gestalten und Motiven — wie bemühte er sich mit Fleiß und Eifer sie zu copiren, wie componirte und skizzirte er! Vergebens. Er glaubte sich von den Meistern führen lassen zu können, aber — sie brachten ihn zur Verzweiflung! Er knirschte mit den Zähnen und reiste Hals über Kopf in die deutsche Heimat zurück, um sich der Kunst des Häßlichen zu ergeben, welche komischerweise die alleinseligmachende Wahrheit genannt wird. Aus der Noth macht er nun, gleich seinen Gesinnungsgenossen, eine Tugend. Fort mit dem Schönen, das Charakteristische ist unsere Aufgabe! Als ob das Schöne nicht auch charakteristisch wäre! „Nicht nur gut und böse", so predigt er, „sind bloße Begriffe, sondern auch schön und häßlich; die Natur weiß nichts davon, unser Denken macht erst den Unterschied." Man kennt diese arme Irrlehre, mit der das todkranke Genie Friedrich Nietzsche eine gefährliche Verheerung in unselbständigen, unklaren und unreifen Köpfen angerichtet hat. Unser Denken! Als ob nicht alle Begriffe von unserm Denken kämen! Sind sie aber deshalb um jeden Preis verwerflich? Bedeutet unser Denken nichts? Dann fort mit aller Wissenschaft, aller Kunst, aller Religion! Steigen wir zum Thiere herab, welches ganz auf dem naiven Standpunkte der Natur steht und keiner Begriffe bedarf. Das ist die letzte Consequenz jener Irrlehre. Und ist sie selbst etwas anderes als Menschenwerk? Kommt sie nicht auch vom Denken? Besteht sie nicht auch aus Begriffen? Wenn dem aber so ist, ist sie nicht ein Widerspruch in sich selbst und vernichtet sie sich nicht selbst? Uebrigens ist es eine Unwahrheit, daß gut und böse, schön und häßlich bloße Begriffe sind. Sie sind noch anderes und Höheres. Sie wurzeln im Gemüthe und sind der Ausdruck der Ueberzeugung und die Offenbarung einer bezwingenden Erkenntniß. Nicht allein aus der Erfahrung stammen sie, ihre Herkunft ist intuitiv. Wie es ein den Menschen eingeborenes Schönheitsgefühl gibt, so gibt es auch ein moralisches Bewußtsein, eine Gewissensstimme, die ein unbestechlicher und gewaltiger Richter ist, ein unanfechtbares, unsterbliches höchstes Sittengesetz: den kategorischen Imperativ. Damit hängt schön und häßlich, gut und böse zusammen. Jeder weiß das, der nicht völlig verwahrlost ist oder an moralischem Irrsinn leidet.

Jener junge Maler in Heyse's Novelle befindet sich in einem Irrweg. Ich habe gefürchtet, der Dichter werde den theoretischen Streit der Gegenwart über Naturalismus, plein-air, und wie die Schlagworte noch heißen, in seiner Novelle ausfechten. Gefürchtet: denn der Dichter soll nicht theoretisiren, er soll nicht beschwören und nicht verdammen; er gibt der Zeit die Form zu dem Gehalte und hebt sie über sie hinaus zu neuer Schönheit; er zeigt im Spiegel des Gedichts, wie Tag und Nacht im Morgenroth verschwimmen, er ist ein keuscher Priester am Altare des Lichts. Zudem, wer die letzten Bilderausstellungen besucht hat, der wird bemerkt haben, daß jene Richtung des Häßlichen um jeden Preis, des kleinlichen, falschen Naturalismus, der die äußerliche, nichtige Wirklichkeit mit der symbolischen Wahrheit verwechselt, daß sie nach kurzem, uninteressantem Dasein im Absterben begriffen ist. Die Materie strebt wieder nach charakteristischer Wahrheit, nach Innerlichkeit, nach religiösem Gehalte, wenn man will nach Mystik. Sie hat sich, insofern sie von hervorragenden Talenten gepflegt wird, auf sich selbst besonnen und erkannt, daß ein sterbender Christus doch eine andere Bedeutung hat als ein Distelfeld, welches so wirklichkeitsgetreu gemalt ist, daß die Esel I-a rufen.

Nein, Paul Heyse streitet und raisonnirt nicht, wie er in seinem verunglückten Drama „Wahrheit" gethan hat, er erzählt als Künstler eine anmuthige Geschichte. Der Medicinalrath bringt den jungen Maler in das Haus eines befreundeten Regierungsraths. Dieser lebt mit seiner alten Schwester seine Tage einsam dahin. Er ist Witwer. Sein einziges Kind, das schöne Annerl, wird im Kloster erzogen, wie einstmals die verstorbene Mutter. Es ist ein frommes Kind und will Nonne werden. Es ist ein „Marienkind", weil es im Kloster wegen seines Fleißes und Gehorsams eine Medaille erhalten hat, die das Bild der Madonna zeigt und die Annerl immer tragen muß. Einmal nun that das Kind das Gelöbniß, aller weltlichen Eitelkeit zu entsagen und den Schleier zu nehmen. Noch ist Anna Zögling, und da eben Ferien sind, lebt sie als Gast im Vaterhause. Hier lernt sie der Maler Florian kennen. Er malt ihr Porträt, und wie das der Lauf der Welt mit sich bringt, er verliebt sich sterblich in sie — die Schönheit thut es ihm an. Auch Anna liebt; doch sie ist ja ein Marienkind und verlobt mit dem Himmel. Es kommt zwischen beiden zu einer stürmischen Auseinandersetzung, noch dazu an einem heiligen Ort, in der Kirche. Anna ist entsetzt und kehrt, die Ferien abbrechend, noch selbigen Tags ins Kloster zurück. Florian indessen ist nicht der Mann, der sich rasch abspeisen ließe. Es gelingt ihm, ins Kloster einzudringen, mit dem Bildnisse der heiligen Anna beladen. Er hat die Mutter Maria's nicht als Matrone dargestellt, sondern in lieblicher Jugendblüte und ihr die Züge seiner Geliebten verliehen. Die Oberin aber durchschaut die Geschichte und weist den kecken Eindringling sammt seinem Gemälde ab. Die Zeit vergeht, Florian sucht das Marienkind zu vergessen. Aber der gute Gott der Liebe will es anders. Bei einem traurigen Anlasse begegnen sich die jungen Leute wieder. Die Schwester des Regierungsraths ist gestorben; der alte Mann ist nun völlig vereinsamt. Anna besinnt sich auf ihre Pflicht dem Vater gegenüber. Sie erkennt, daß ihr Gelübde eine Uebereilung war, sie will in die Welt zurück — und nicht allein um des Vaters willen. Die letzten Gewissensskrupel weiß die würdige Oberin mit guten Worten zu besiegen. Kurz, die jungen Menschen heirathen sich, die Jugend und die Schönheit haben gesiegt. Florian malt fortan keine häßlichen Bauerncretins mehr. Zunächst ist ihm sein Weib der liebste Vorwurf. Die Collegen modernster Sorte rümpfen die Nase, weil auf der ganzen Leinwand auch keine Spur von Schmuz zu entdecken ist, und geben ihn für verloren.

Die Novelle ist frisch und fröhlich erzählt in einem gleichmäßigen, sozusagen wohltemperirten Stile. Hin und wieder finden sich Flüchtigkeiten. So heißt es einmal: „ein selten schöner Jüngling"; das ist natürlich ein Jüngling, der selten schön ist. Es muß lauten: ein Jüngling von seltener Schönheit. Im ganzen aber wird es niemand bereuen, die Bekanntschaft des „Marienkindes" gemacht zu haben.

Fritz Lemmermayer.

Dramatische Werke.

1. Heinrich von Kleist. Trauerspiel in vier Acten von Wilhelm von Polenz. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Zum Glück sind die Dichterdramen eine verschollene Gattung geworden. Für den feiner Empfindenden wie für den Kenner dichterischer Individualitäten war es stets ein unerfreuliches Schauspiel, wenn ein mehr oder minder kleiner College sich an die dramatische Geschichtsklitterung eines seiner großen Vorgänger machte. Entweder war es ein Dilettant, der ein paar Lebensbeschreibungen zusammengelesen hatte: dann war es herzlich langweilig. Oder es war ein Professor, der noch nicht am eigenen Leibe das Fiasco der Gelehrsamkeit in dramatischen Dingen erfahren hatte: dann war es aufdringlich und steif. Oder ein College im engern Sinne, ein Schriftsteller von Beruf war der Schuldige: dann wurde es gewöhnlich am schlimmsten, denn die liebe Eitelkeit, das holde Ich des Verfassers schimmerte nicht undeutlich hervor und das eigene misrathene Wollen und Können erlebte einen verlogenen Triumph, indessen scheinbar das Streben eines andern verherrlicht wurde. Tüchtiger und reiner ist Wilhelm von Polenz an die Dramatisirung Heinrich Kleist's gegangen, so sehr auch die Leistung hinter den Ansprüchen zurückgeblieben ist, die nun einmal mit dem Namen seines Helden untrennbar verbunden sind. Derb realistisch — und das war gut — hat Polenz das äußere Geschehen im Leben des Dichters angefaßt. Er läßt den Kleist der letzten Lebensjahre erstehen. Der Jammer dieses Dichterlebens hat noch keinen gleichgestimmten Biographen gefunden, denn das von der Scherer-Schule hochgerühmte Werk Otto Brahm's hat alles andere als die tragische Grundfarbe, die eine Biographie Kleist's durchdringen muß, wenn sie nicht blos in Daten und Documenten sondern auch im Geist und der Seelenanalyse wahr sein soll. Vielleicht kann in der That nur von einem Dichter das Räthsel in der Seele dieses merkwürdigen Mannes gelöst werden, an dem der Biograph als Gelehrter nur zu streifen vermag. Auf jeden Fall aber bedarf der dramatische Interpret des Dichters der „Penthesilea" vor allen Dingen des tragischen Geistes weit mehr als der epische Berichterstatter. Mit ernstem Wollen hat Wilhelm von Polenz die Aufgabe zu lösen versucht, und doch in keinem einzigen Moment die Situation tragisch zu erschöpfen verstanden. Die Umstände, die einen Geist wie den Kleist's schließlich gebrochen haben, waren ja zum Theil elend und kleinlich, aber sie durften im Drama

nicht eben so klein und nichtsbedeutend sein, vorausgesetzt, daß nicht eine ganz ungewöhnliche, sozusagen mikroskopische Kunst zahllose winzige Umstände klar vor uns hinstellte. Dies fordert jedoch, abgesehen von einer glänzenden Technik, einen Meister der Charakteristik. Ein solcher hätte die Nebenpersonen schärfer gestaltet, als dies Polenz mit den so wichtigen Charakteren Adam Müller's, des Baron Fouqué und der unseligen Henriette Vogel gelungen ist. Wohl finden sich Ansätze und Absichten in Genüge zu einer tiefer bohrenden Analyse im Drama da und dort verstreut, nur hört das tiefgründliche Charakterisiren eben da auf — wo es beginnen sollte, um uns wahrhaft in die Seelen der handelnden Menschen blicken zu lassen.

An eine Theateraufführung nicht denken und ein Drama schreiben, das ist freilich eine unmögliche Unterstellung, aber dennoch möchte ich dem offenen und ehrlichen Streben des Verfassers eher als hundert andern gespreizten und hohlen Dilettanten zutrauen, daß ihm innerlich mehr um eine künstlerische Skizze als um eine bühnengemäße Gestaltung zu thun war. Die Aufführung wäre das Schlimmste, was diesem Stück zutheil werden könnte. Es würde erkälten, zerfallen und zugleich langweilig und lächerlich sein. Denn wer den Dialog nicht blos mit den Augen liest, sondern mit dem Ohre hört, dem werden viele Stellen aufstoßen, die im Theater einen Sturm des Gelächters hervorrufen würden, da diesem Stück nun einmal der große bannende Geist fehlt, der die Hörer nicht mehr an einzelnes und nicht mehr an anderes denken läßt, als was dem Künstler beim Schaffen vor der Seele gestanden hat.

Zwei kleine, sehr äußerliche Anstößigkeiten: erstens die unglücklichen, zwecklosen Gänsefüßchen in der dramatischen Rede, wenn wie hier jedesmal der Name des Sprechenden vor der directen Rede steht. Der grimmige Wustmann, der gegen die Gänsefüße in der Novelle und dem Roman mit köstlicher Derbheit eifert, würde sein finsterstes Gesicht machen, wenn er die neue, geradezu gesuchte Interpunktion im dramatischen Zwiegespräch bemerkte.

Und dann der berliner Dialekt! Wo man heutzutage nur ein Drama, eine Erzählung aufgreift, die von einem jüngern modernen Schriftsteller oder einem ältlichen koketten Autor stammt: überall findet man sogenanntes berliner Localcolorit durch die elendeste Sprachverstümmelung, die weder dialektisch correct, noch sonderlich realistisch wahr ist. Wildenbruch, der ukermärkische Shakespeare, hat viel gesündigt gegen den Geist der Kunst, viel wird ihm vergeben werden, aber das heutige berliner Idiom im Mund der Bürger des 15. Jahrhunderts, das kann ihm noch im Grabe nicht verziehen werden. Es ist für einen Menschen von Geschmack beleidigend, es ist nervös marternd, den steifen unreinen Dialekt in einem Drama zu hören, das „Heinrich von Kleist" heißt. Wozu? O freilich, ein Grund ist schon da: die quiekenden „det" und „wat" sparen dem Dramatiker besonders zu sagen, daß der Schauplatz Berlin ist. Wie fein, wie realistisch, nichtwahr? Was für eine Technik! Gut, man mag sie sich gefallen lassen, aber — dann muß durchgehend die Technik mit diesen kleinen subtilen Mitteln weitergeführt werden. Das wäre sehr schön oder vielmehr sehr langweilig, aber wenigstens consequent. Herr von Polenz hat es nicht gethan, er sollte uns auch die schreckliche berliner Sprachverdreherei erlassen. Wahrhaftig, es ist zu billig, heute den Muth des Dialekts zu zeigen. Man muß den Muth und die Kunst der unverdorbenen Rede besitzen und mehr noch: die Kraft der Leidenschaft!

2. Gleiches Recht. Sociales Drama von Richard Grelling. Berlin, Steinitz. 1892. 8. 2 M.

Ein sociales Drama, so kennzeichnet sich selbst das unter dem Titel „Gleiches Recht" erschienene Juristenstück, das im vorigen Jahre eins der ersten bösen Vorzeichen war, daß wir uns in Berlin einem an dramatischen Niederlagen überreichen Winter nähern würden, wie er seit lange in der deutschen Bühnengeschichte nicht vorgekommen ist. Und nun liegt es gedruckt vor uns, und wir können unsere Erinnerung daran auffrischen, was nicht ganz überflüssig ist, denn, offen gesagt, man hat „Gleiches Recht" lange vergessen und erinnert sich seiner nur als eines Stücks, das im lautersten Papierdeutsch geschrieben war. Und doch, wie gesagt, nennt sich die Buchausgabe „sociales Drama", damit andeutend, daß es, aus dem Leben erwachsend, auch auf das Leben unmittelbar und greifbar, nicht blos mit einem schönen poetischen Zauber einwirken wollte. . . . Daß es diesen Beruf verfehlt hat, so gründlich, als es ein Drama nur verfehlen kann, braucht wol nicht festgestellt zu werden. Darum wollen wir nicht die Grausamkeit begehen und auf das Sociale den Werth legen, sondern das Drama für sich allein in nähere Beleuchtung ziehen.

Gleiches Recht! Hier ist die These, die in der Schlußscene des ersten Actes von dem Arbeiterführer Dr. Fels gegen den Bergwerksbesitzer Hellborn aufgestellt wird:

> Die formale Gleichheit, mit welcher unsere Gesetze immer prunken, ist im Grunde genommen nichts anderes, als die größte Ungleichheit zum Nachtheil der Besitzlosen. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Vertragsfreiheit — alles sehr schöne Dinge in der Hand desjenigen, der so gestellt ist, sich die Vortheile dieser Freiheiten zu nutze zu machen. — Dem wirthschaftlichen Schwächeren sind alle diese Errungenschaften unseres so herrlich vorgeschrittenen Zeitalters nur ebenso viele Kreuze, mit denen die Stärkeren sich segnen. Der Besitzlose müßte eben zum Ausgleich seiner wirthschaftlichen Inferiorität mehr Rechte haben, als der Besitzende. Nur so würde die staatliche Gerechtigkeit wirklich ausgleichend wirken. . .

Man stutzt, wenn man das hört, und für den Augenblick ist das genug. Den verführerischen Trugschein von der angeführten These abzublättern, wäre nicht schwer, aber ich bescheide mich, die Grenzpfähle meines nationalökonomischen Nachbars zu salutiren und die Bedeutung dieser anspruchsvollen These blos für das Drama zu prüfen. Sollte man es für möglich halten? Die treffliche pragmatische Maxime hat keinen, aber auch gar keinen Zusammenhang mit den Puppen, die sie im Munde führen. Und ob es in der That Puppen sind, aus kalter juristischer

Phantasie entstanden, mag man aus der Inhaltsangabe selbst schließen.

Erster Act. Wie gewöhnlich in Strikezeiten ist in der Villa Hellborn's eine große Gesellschaft eingeladen, die das Ereigniß der Woche, die Arbeitsniederlegung der Bergleute und ihre drohende Haltung bespricht, durch die Herr von Hellborn unermeßlichen Schaden zu erleiden hat. Ein idealer Arbeiterführer Dr. Fels unterhandelt im Namen der Bergleute mit Hellborn, der aber zweierlei fordert: Unterwerfung der Arbeiter und Abreise des Dr. Fels. Das beschwört er, weil Fels es so will, „bei dem Haupt seines einzigen Kindes, bei dem Haupt seiner Tochter". Ein wenig sonderbar, dieses Pathos im Munde eines Fabrikherrn, der einen Arbeiterführer zum ersten mal empfängt. Was thut's? Das Haupt dieser Tochter wird von Dr. Fels heimlich geliebt und der Actschluß steht bevor.

Das Thema vom „gleichen Recht" ist im ersten Act volltönend angeschlagen worden; der zweite Act geht vorbei, ohne daß der neuen großen Idee nur ein Wort gewidmet wird — ja was am schlimmsten ist —, ohne daß man seinen Inhalt eigentlich zu erzählen braucht. An sich enthält der Act eine sehr klug und kalt gearbeitete Volksversammlungsscene, deren Ergebniß ein Abwenden der Arbeiterschaft von ihrem bisherigen Führer Dr. Fels ist. Verbindende Fäden und logische Folgen sind vom ersten zum zweiten Acte so gut wie gar nicht herübergeführt: ein deutliches Zeichen keiner poetischen Phantasie, sondern eines juristischen Thatsachensinnes, der die kleinern Zusammenhänge eines Geschehens, sagen wir eines Actes zu verstehen, meinetwegen auch zu gestalten weiß, aber hülflos tastet und stümpert, sobald sich ein großes Ganzes, ein Menschenschicksal mit innerm Zwange vollziehen soll.

Der dritte Act spielt in einem Arbeiterhaus. Man kennt die Mischung: der ehrliche Vater, der liederliche Sohn, die lebenslustige Tochter, die dumme Mutter. Es ist wieder die gewöhnliche Mischung, mit Dialekt und der modernen Vorliebe für das Hinterhaus. Manche Leute nennen das social und interessant. Eine halbe Stunde lang geschieht gar nichts, aber auch gar nichts; dann hört man brockenweise — Notabene! wir befinden uns im vorletzten Act —, daß Dr. Fels mit der Tochter des Fabrikherrn im Park spazieren gegangen ist. Man denke! Was für eine dramatische Steigerung! Und die Verwickelung läßt auch nicht auf sich warten; die Arbeiter glauben, daß Dr. Fels Julie heirathen und dann die Arbeitersache schmählich verlassen will. Und Julie kommt vom Schloß, um Dr. Fels in der Arbeiterhütte aufzusuchen. Was sie zu sagen hat, das weiß man schon: Abreise des Dr. Fels und Aufnahme der Arbeit, sonst will ihr Vater nichts von einem Vergleiche wissen. Nachdem nun eine Zeit lang wieder nichts geschehen, überstürzen sich mit einem mal die Ereignisse: Julie gibt zu verstehen, daß sie einen andern als Dr. Fels liebe, damit er fliehen soll (!), dann eilt Dr. Fels in die Volksversammlung der Gegner und räth das Thörichtste und Nutzloseste, was sich denken läßt, die Wiederaufnahme der Arbeit, in diesem Augenblick, da alle darin eine Bestätigung seiner Absichten auf die Fabrikherrntochter erblicken müssen; dann kommt plötzlich ein Trupp Arbeiter herein und findet Julie; der liederliche Sohn und der ehrliche Vater geraten aneinander und der Vater schlägt den Sohn todt — natürlich! denn erstens braucht das Stück einen Todten, zweitens ist es das Unwahrscheinlichste und darum das Ueberraschendste, drittens Wildenbruch im „Neuen Herrn", der sich auf den Rummel versteht, macht es auch so . . . Herr Grelling ist ja nur ein kleines, kleines Licht.

Aber wo ist denn das gleiche Recht? Wo die Durchführung der These? Aber wenn der Verfasser die Idee wirklich hätte folgerichtig durchführen können, so wäre er ja beinahe ein Künstler! Seien wir gerecht und bescheiden.

Im vierten Act große Confusion. Hellborn läuft zur einen Thür hinaus, um seine Tochter zu suchen, zur andern kommt sie herein, ganz wie im Leben. Julie ist nicht allein, Fels begleitet sie. Jetzt mit einem male nimmt Julie zurück, daß sie einen andern liebe. Die Gefühle und die Situationen werden noch eine Weile qualvoll hin- und hergezerrt, bis endlich Fels eines unvorhergesehenen Todes stirbt, indem er die Arbeiter von einem Angriff auf das Schloß zurückhält. Und natürlich: Hellborn wird jetzt der beste Freund eben dieser Arbeiter.

Welche Verwirrung! Welche anspruchsvolle dilettantische Schaustellung von unmöglichen und unwahrscheinlichen Personen: soeiales Drama genannt.

Das Thema vom gleichen Recht wird freilich einmal am Schluß wieder berührt, so gut es eben gehen will. Der schöne Titel wäre ja sonst eitel Schaum. Jeder, der sich durch allerlei trügerisches Beiwerk nicht wissentlich täuschen lassen will, wird dieses Stück, das mit dem trockenen aber überhitzten Verstande geschrieben ist, nicht höher anschlagen, als so und so viele mislungene Versuche anderer, die zwar den Bühnenleitern auch eingereicht, aber von ihnen mit guten Gründen kaltlächelnd abgewiesen werden.

3. Lotario. Trauerspiel in drei Acten von Oskar Klein. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Lotario — so heißt der moderne Held schlechtweg — ist Dichter, ebenso schlechtweg. Er hat einen Freund, der Adalbert mit bürgerlichem Namen heißt. Die Frau des Dichters, Gertrud, ist, wie sich zum Schluß herausstellt, die Tochter eines Grafen. Dann kommt noch ein Kind des Dichters vor, das den wichtigen dramatischen Zweck hat, mit seinem Kindermund bald humoristisch, bald sentimental zu plaudern, je nach Bedürfniß der Situation. Das sind die Personen, die — Monologe halten. Den Monolog hat man manchmal die Eselsbrücke schlechter Dramatiker genannt, zumal wenn in diesen Selbstgesprächen wichtige Handlungen der Personen vollzogen werden. Nun, die Eselsbrücke als dramatisches Princip, das ist die eigen-

artige Form des vorliegenden Stückes. Ich blättere das Drama noch einmal durch und finde ungefähr funfzehn Monologe, die bald einige Zeilen, bald mehrere Seiten lang sind. Man erräth wol, wer nur solche lange Monologe halten kann? Ein Wahnsinniger, und das ist Lotario in der That, von der übergeistigen Erscheinung am Anfang bis zum Giftmord am Schluß. Dramatisches Talent ist absolut nicht in dem Stück vorhanden. Die wenigen bescheidenen, recht wohlwollend zu beurtheilenden Ansätze zu einer poetischen Wirkung reichen vielleicht für die Novelle oder das lyrische Gedicht hin, aber durchaus nicht für die weite, eherne Form des Dramas. Hier der Inhalt. Der sogenannte Held des Stücks schreibt ein Werk — ist es ein Roman oder ein Drama? — mit dem er sich um einen Staatspreis bewerben will, man denke, in Deutschland um einen Staatspreis. . . . Was für Idealisten es doch noch gibt! . . . In diesem Werke wird eine Figur, der Prinz Fidelio, wahnsinnig und der Dichter geht zugleich mit seinem Geschöpf zu Grunde. Das ist mit rührender Naivetät geschildert, und keinen Augenblick vergißt man, daß Lotario kein lebendes Wesen, sondern ebenfalls ein blasses Phantasiegeschöpf ist. Der Arme verstrickt sich immer tiefer in seine Wahnvorstellungen und da er als wohlbelesener Dichter auch Shakespeare's „Hamlet" studirt hat, so wäre es ein Wunder, wenn er sich in seinem Wahnsinn nicht just so benähme und äußerte, wie der fettleibige Dänenprinz es weiland gethan. Auch an Gift geht er zu Grunde, freilich an selbstgenommenem, und seine Ophelia wird ebenfalls wahnsinnig, etwas später allerdings, aber ebenfalls unheilbar. Die Rettung kommt selbstredend zu spät. Der Graf, der seine Tochter jahrelang nicht hat sehen wollen, tritt unvermuthet in das Haus seines todten Schwiegersohnes ein, ganz wie dies im Leben auch zu geschehen pflegt und in Jammer und Verzweiflung endet das harmlose Stück. Der Verfasser hat viel zu wenig in seinem Innern, als daß man ihm vorläufig zu weiterm Schaffen rathen könnte. Eine kleine Probe seiner Sprache, nur ein paar Zeilen hebe ich heraus. Der Graf sieht eben seine wahnsinnig gewordene Tochter wieder. Und wie äußert er sich? „Tochter! O! o! Mich dünkt, ich bin — ich sehe — ich erblicke meine Tochter."

Nicht wahr, der Verfasser hat herzlich wenig Zeug zu einem Dichter und zu einem modernen Dramatiker so gut wie nichts in sich?

4. Nornagest. Aus Walhallas letzten Tagen. Drama aus der nordgermanischen Urzeit in fünf Aufzügen von Gustav A. Müller. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.

Ort: ein nordisches Inselreich. Zeit: das Eindringen des Christenthums bei den Germanen. Man kann nun, ohne sich die Mühe des Lesens zu nehmen, den Inhalt aus dem Personenzettel construiren. Nur die stets vergeblich tastende Hoffnung, unter den Anfängern unversehens einmal ein starkes und wenigstens in den Einzelzügen originales Talent zu entdecken, treibt einen zu gewissenhaftem Lesen selbst dieser altnordischen Dramen, wo Christenthum und Heidenwelt im Streite miteinander liegen. Umsonst! Immer wieder dieselbe ermüdende, temperamentlose „schöne" Sprache, diese geleckten Jungfrauen, diese in Bärenfell vermummten edlen Greise, all die verlogenen, unmöglichen Situationen! Eine Welt, wie sie nie und nirgends bestehen kann, in den nordischen Dramen steigt sie vor uns herauf und die Verfasser sind womöglich in ihrer dramatischen Schöpferehre gekränkt, wenn man ihnen sagt, daß sie ungeschickte betrogene Betrüger sind, die uns etwas vorgaukeln wollen, das so wenig leben kann und wird wie ein Riese mit hundert Händen oder eine Jungfrau im bezauberten Berg. Fern sei es, das mythische Gebiet ein für allemal für verschlossen zu erklären, aber so lange nur Gymnasiasten und verwandte schwachgemuthe Talente, die nicht im Stande sind, ein Straßenbild, eine Landschaft oder ein Gespräch moderner Menschen künstlerisch wiederzugeben, altnordische Dramen schreiben, solange gibt es blos den Ausdruck des Tadels und der bedingungslosen Verurtheilung dafür. Wer hat eigentlich an dergleichen Stilübungen seine Freude? Das Publikum schweigt. Die Kritik? Sie beneidet das Publikum um sein Schweigen. Der Verfasser? Wenn er nur einen Funken Selbstkritik besitzt, so wird er schon nach kurzer Zeit die dramatische Werthlosigkeit seines Stücks empfinden, und wenn nicht — an der absoluten Schweigsamkeit der Bühnen wird er inne werden, daß er einen mislungenen Wurf gethan hat. Wohl ihm, wenn er von beiden das bessere Theil erwählt: fortan etwas Lebendigeres, Geistvolleres zu schreiben oder — beharrlich zu schweigen. In dem einen wie dem andern Falle wird er später einmal darüber lachen, wenn er liest, wie er die einfache Frage und Antwort: „Hat sich jemand hier versteckt?" — „Nein!" dichterisch in der Sprache seiner alten Germanen einmal so ausgedrückt hat:

Ist niemand hier, der nicht gerufen ist?
Denn wär's zu wundern, wenn die Bäume selbst
Im Bunde stünden mit Verräthern heut'?
Tritt vor, mein Neffe, und vermeld' es uns,
Ob ungestört wir können hier verweilen!

Harold.

Ich darf's geloben, daß kein fremdes Ohr
Verwegen lauscht, was Ihr im Schos der Nacht
Ersinnen werdet in erfahrnem Rath.

Kann der Verfasser schon jetzt darüber lachen, um so besser! Dann kann ihm wirklich geholfen werden.

5. Das neue Reich. Patriotische Aufführung zusammengestellt von Martin Pfeifer. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1892. Gr. 8. 60 Pf.
6. Zwei Festspiele aus dem Kriegsjahre 1870/71 von Heinrich Borck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Harmlosigkeiten! Eine ernstgemeinte literarische Besprechung kann sich nicht daran knüpfen. Es sind ver-

spätete, recht verspätete Nachklänge aus der Zeit des Kriegs, die mit dem hundertfach festgestellten und erprobten Mitteln arbeiten, ohne übrigens etwas Besonderes bedeuten zu wollen: eine Bescheidenheit, die diese Kleinigkeiten entschuldigt. Durch Lebendigkeit zeichnen sich übrigens die Festspiele Borck's vor der andern mehr akademischen Sammlung patriotischer Aufführungen aus.

7. Faust. Tragödie in fünf Acten von Hans Schilf. Petersburg, Schmitzdorff. 1891. 8. 2 M.

Eine Fausttragödie? Ja, und vielleicht die seltsamste und verworrenste, die jemals geschrieben worden ist. Eine Phantasie, die auf der einen Seite vom Tapezierkünstler, auf der andern vom posirenden Coulissenreißer angeregt worden ist, hat eine Faustdichtung geboren, die, im Gegensatz zu ihrem großen Vorbild so beredt für sich spricht, daß der Kritik blos einige verbindende Worte hinzuzusetzen bleiben, um den Leser den Genuß nicht zu verkümmern. Da ist zunächst das eigenartige Studirzimmer bis ins Kleinste geschildert. Faust sitzt da,

das lange verwilderte gelockte schwarze Haar auf Nacken und die halb entblößte Brust, um die des Nachthemdes Krause sich schlängelt, in Strähnen herabfallend, im langen schwarzen faltenreichen Arbeitsmantel, der die weißseidenen Strümpfe und schwarzen Schnallenschuhe sichtbar läßt, und dessen breite Aermel die nervigen Arme — der eine vom Nachtheude umkleidet, an dem andern des Nachtheudes Armel aufgestreift — frei sehen läßt, voll unheimlichen düstern Spähens, wie brütend lauschend, indem sein Seitenblick den brodelnden aufsteigenden Schaum fixirt, der langsam anschwellend, von bläulichen Flämmchen durchzuckt emporschießt und dann in sich selbst versinkt, den linken Arm fest über die Brust gelegt, indem die Hand krampfhaft die Schulter umspannt, der rechte Arm halb gesenkt mit der Hand fest den Stiel eines geschnörkelten silbernen Schöpflöffels haltend.

Faust beschäftigt sich sehr passend, indem er die Statue der Wissenschaft umstürzt und den Fuß auf ihre Brust setzt:

Stürz', Götze, durch den freigewordnen Sklaven!
Mit meinem Fuß zermalme ich die Brust,
Vor der anbetend meine Stirne lag,
Die Stirne Faust's voll Götteridealen!

Da bemerkt er die Laute und greift in träumerischer Stellung in die Saiten, dann, das Instrument wegschleudernd:

Verpaßt, verpaßt hab' ich die Melodie!

(indem er langsam die rechte sich ballende Hand an seine Brust preßt und mit der linken seinen Federhut von der Wand streift (!), ihn tief auf die Stirne drückt, wie innerlich zusammenknickend, im Abgehen durch den Hauptausgang)

In meiner Brust fühl' ich den Stümper — Mensch.

Mephisto kommt und monologisirt. Dann tritt Faust von neuem auf, von seinem Famulus treffend charakterisirt als der Faust,

der liebestolle Bock,
Der jeder Straßendirne meckernd folgt.

Und Mephisto sagt zu Faust:

Topp, Kamerad! ich leiste dir Gesellschaft,
Bis uns der Mausdreck an die Ohren reicht. (!)
Wir laboriren beid' an einer Krankheit,
Die man den sogenannten Zeitkrebs nennt,
Der, wenn er operirt wird, wol verduftet,
Doch wied'rum aus dem Blute neu ersteht.

Auf ein Signal stürmt dann Faust und sein Famulus umgekleidet ins Zimmer, und wie sind die Herrschaften umgekleidet?

Faust das Haar künstlerisch geordnet, in weißer Hemdkrause, kirschbraunem Sammtwams, eng anliegenden hellgelben (!) seidenen Beinkleidern, schwarzen Stulpstiefeln, einen Schläger an der Seite, den Hut mit wallenden Federn in der Hand; der Famulus in matt hellgrünem Seidenwams, helllila Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen, schwarzen Schnallenschuhen, den Schläger an der Seite, das rothe Käppchen unter dem Arm.

Welche Farben, welche Phantasie! Und was für eine Tiefe in den Worten des Mephisto, bei denen er nach Vorschrift des Verfassers ernst zu bleiben hat:

Betrug miß du nur, wenn du hast betrogen!
Das Maß ist da, jedoch es hat zwei Enden.
Worüber lachst du, wo's dich frösteln müßte?
Denn wenn du rechts betrügst, so hast du links
Dich selbst betrogen. Ahnst du, was das heißt?

(voll unheimlichen Nachdrucks)

Wär' es nicht so, dann hätte längst der Dämon
Mit diesem einen Maß das All vernichtet.

(voll schwerer Betonung, sehr langsam, wie zu sich selber)

Betrug miss'st du erst, wenn du hast betrogen.

Endlich kommt Gretchen! Aber sie heißt „Gräfin Margarita von der Esse" und ist in hochelegantem altdeutschen Costüm, lang, faltenreich und — decolletirt, von mattrosa Seide mit weißseidenem Futter, mit einem Brokatspitzenhäubchen. Sie ist außerdem verheirathet und hat — ein Baby, das Marianne heißt . . . Gretchen, du bist tief gesunken!

Unsere Leser werden schon von diesen Proben genug haben. Das Stück ist eine Ausgeburt einer kranken Phantasie und über diese läßt sich nichts sagen. Der Autor verdient unser Mitleid, wenn er sich im Ernst in die Mysterien dieses Faustdramas eingesponnen hat. Besser, sie wären ungedruckt in einem Winkel geblieben, anstatt als menschliche Documente traurige Bekanntheit zu erlangen. Nur in dem einzigen Fall, daß sich an diese Misgeburt ein höherer Anspruch und ein Merkmal des Größenwahns anknüpfen sollte, wäre hier Mephisto's Wort zu dem Autor selbst gesprochen:

Nach links, o Narr! um die gewohnte Ecke! —

Friedrich Kummer.

Erzählungen aus Holstein.

Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. Leipzig, Grunow. 1892. 8. 3 M.

Wer an der norddeutschen Seeküste geboren und aufgewachsen ist, wer in den Jahren, da aus tausend Einflüssen die beherrschende Lebensstimmung sich bildet, die graue See und die braune Heide in wechselnden Lichtern tagtäglich angeblickt und den salzigen Wind und den Seetangduft eingesogen hat; wer das Volk, das jene fruchtbar eintönigen Marschen bewohnt, kennen, seine derbe und doch so weiche Art, seine Freude an stimmungsvollem Humor, seinen kräftigen Witz und seinen Zug zu melancholischer Beschaulichkeit schätzen gelernt hat, der gehe hin und kaufe sich das köstliche, herzerfreuende Buch: „Aus dänischer Zeit" von Charlotte Niese. Es sind Skizzen, die ursprünglich in den „Grenzboten" in erheblichen Zwischenräumen erschienen sind, deren Wirkung aber durch die Vereinigung auf engem Raume erst recht zur Geltung kommt. Charlotte Niese ist in einer kleinen holsteinischen Stadt vermuthlich um das Jahr 1850 geboren; die Dänen herrschten damals über ihr Heimatland. Daher hat sie den Titel gewählt — das Einzige, was ich an dem Buche nicht billigen kann. Denn daß die Geschichten in dänischer Zeit passirt sind, ist ein ganz äußerlicher Nebenumstand, dessen Bedeutung auch dadurch nicht erhöht wird, daß hie und da einige an sich interessante Schlaglichter auf das Treiben der Dänen in den meerumschlungenen Herzogthümern geworfen werden. Das geistige Band der Erzählungen ist die naive Freude an den originellen Erscheinungen in dem Kleinleben einer vom Weltverkehr entfernten, rein niederdeutschen Stadt. Was für Originale müssen da gelebt haben! Da ist Tante Feddersen, die Kindergärtnerin aus der ganz examenlosen Zeit, die selbst ihr pädagogisches Amt nicht aus der Herrschaft plattdeutscher Analogien herausgerissen hat und für die sogar der Mann und der Hund Feminina geblieben sind; Tante Feddersen, deren Ansehen so weit reichte, daß, als sie mit dem Aufgebote allen moralischen Einflusses und aller ersparten „Bankschillinge" den biedern Ehlers zur Eheschließung mit ihr vermocht hatte, aus eben diesem Ehlers im Kinder- und Volksmunde „Onkel Feddersen" wurde. Rührender ist das Bild des alten Stadtmusikus, das der Charlotte Niese wieder lebendig wurde, als sie nach Jahren sein Grab aufsuchte. Er hat ein melancholisches Leben gehabt, das in etwas an das des „stillen Musikanten" in Theodor Storm's herrlicher Novelle erinnert. Früh, neunzehn Jahre alt, hat er seine erste Liebe heimführen dürfen; früh hat er sie durch den Tod verloren. Seine Kinder sind über das große Wasser gegangen. So lebt er einsam dahin. Alles ist wider ihn gewesen. Die schönen Weisen, die seinem melodienreichen Gemüth entsprungen sind, hat er dem „Herrn Hofkapellmeister" der Nachbarstadt mitgetheilt, der sie in seine neueste Oper verwebte und von ihrer Herkunft schwieg. Endlich kommt der gute schwache Mann in die Netze der Frau Harding, die bei ihm als Haushälterin begann und als Gattin enden wollte. Aber als sie ihn zu sehr drängte zum „Aufgebot", da fand man ihn eines Morgens erschossen. „In seinem kleinen, engen Zimmer hatten sie ihn gefunden, den Kopf auf die Kreidezeichnung eines schönen jungen Weibes gelegt, in der Hand einige vergilbte Notenblätter. Viele Leute waren böse auf ihn. Er hätte ja nur die Witwe Harding zu heirathen brauchen, dann wäre alles gut gewesen, sagten sie." Dies erschütternde Menschenschicksal erzählt Charlotte Niese auf zehn Seiten mit einer Kunst, die uns an die schönsten Stimmungsbilder Storm's erinnert, mit dem sie innerlich eng verwandt ist. Es ist der Humor, der durch Thränen lächelt. Niemand, der Storm schätzt, wird die beiden Skizzen „Krambambuli" und „Blasse Rosen" ungerührt und unnachdenklich aus der Hand legen. Aber auch dem Drastischen gibt Charlotte Niese's feiner Sinn kunstvolle Fassung. Man lese nur die köstliche Schilderung der kleinstädtischen Tanzstunde, in der Herr und Madame Weihkauf, die sogar einst in Hamburg getanzt haben, ihre Künste zum besten geben, oder „Das Erlebniß des Stuhlwagens", in dem der Herr Justizrath, der Vater der Verfasserin, ohne eigene Schuld mit dem Scharfrichter aus Kiel verwechselt wird. Das alles sind wahre Cabinetsstücke. Das Einzige, was der Schreiber dieser Zeilen beim Lesen dieses Buchs bedauert hat, ist die wunderliche Thatsache, daß diese Frau erst jetzt zum ersten male schreibt. Aber es ist auch wieder erklärlich: sie hat wol selbst am wenigsten gewußt, wie hoch sie aus dem Schwarm der schriftstellernden Frauen emporragt. Hier kann das norddeutsche Publikum — nur dieses versteht die Skizzen — zeigen, daß es Geschmack und Gefühl hat: bleibt dieses Buch ohne glänzenden Erfolg, so ist der heutige Norddeutsche nicht werth, daß er seinen Fritz Reuter besitzt.

Jakob Wychgram.

Philosophische Schriften.

1. Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft der Literaturfreunde zu Wien von Franz Brentano. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1892. Gr. 8. 80 Pf.

Der bekannte wiener Psychologe will in diesem Vortrage — dessen unbestimmter Titel leicht irreführen kann — zeigen, inwiefern ganz allgemein das Schlechte, Häßliche, Gemeine u. s. w., überhaupt alles, was außerhalb der Sphäre des Guten und Schönen liegt, ein Gegenstand der Darstellung durch den Dichter werden kann, der doch

nach einer landläufigen idealistischen Vorstellungsweise sich nur mit dem Schönen und Guten selbst befassen soll. Besser wird die Absicht des Verfassers aus den Schlußworten ersichtlich, die darlegen, daß auch die moderne dichterische Production trotz mancher Verirrungen nicht im Unrecht sei, wenn sie die Darstellung des Schlechten, des Häßlichen, ja selbst des pathologisch Krankhaften bevorzuge, der ja Gesetze der Kunst an und für sich nicht im Wege stünden.

Der Verfasser beschränkt sich in seinen Betrachtungen vorzugsweise auf die Tragödie, die er als die höchste poetische Gattung ansieht. Für den Zweck des Vortrags ist diese Annahme in mehr als einer Beziehung praktisch werthvoll. Dagegen dürfte die Behauptung: „daß die Tragödie der Komödie gegenüber die höhere Kunstgattung sei, wird allgemein anerkannt", wol nicht ohne Widerspruch hingenommen werden. Es sei nur an Schiller und Fr. Th. Vischer erinnert, welche die entgegengesetzte Ansicht hatten.

Im Verlaufe seiner Ausführungen wendet sich Brentano energisch gegen die Theorie von der tragischen Schuld, deren völlige Verkehrtheit und Unzulänglichkeit er an den hervorragendsten Tragödien, z. B. an Sophokles' „Antigone", Euripides' „Hippolytos" und Shakespeare's „Romeo und Julia" zu zeigen sucht. Er entwickelt dann, wie, entgegen diesem angeblichen Gesetze, die tragische Kunst ganz richtig verfährt, indem sie dem unverdienten Leiden, dem Verbrechen, der Verirrung und anderm Uebel einen so breiten Raum gewährt. Ja dieses Verfahren ist unbedingt geboten, da es den Werth des dichterischen Gegenstandes erhöht, dem Künstler selbst aber erst die Möglichkeit vollkommen künstlerischer Fassung und Bearbeitung gewährt — da er andernfalls die Wirklichkeit verfälschen müßte — und endlich auch der Empfänglichkeit des Zuschauers entgegenkommt, der immer durch den Schmerz und das Leiden des Mitmenschen weit stärker und nachhaltiger bewegt wird, als durch Freude und Glück. Der Vortrag leidet durch eine gewisse Unbestimmtheit in der Fassung des Themas wie in der Entwickelung der einzelnen Gesichtspunkte. Aber man folgt doch gerne den geistreichen Ausführungen, die der Verfasser gibt, selbst da, wo man ihm nicht zustimmen kann.

Interessant ist der Hinweis Brentano's auf eine Stelle bei Pascal, in der das Vorbild für den bekannten Ausspruch Lessing's zu suchen sei, daß das Streben nach Wahrheit vor dem Besitze derselben den Vorzug verdiene. „Rien ne nous plait", heißt es hier „que le combat, mais non pas la victoire . . . . Ainsi dans de jeu, ainsi dans la recherche de la vérité. On aime à voir dans les disputes le combat des opinions; mais decontempler la vérité trouvée, point du tout." Diese historische Parallele ist nicht ohne Interesse. Wenn aber Bretano, indem er auf sie aufmerksam macht, bemerkt, „daß dieser Gedanke von Pascal stammt, dem Lessing ihn wie so manches andere Gute entlehnte", so ist das weit über das Ziel hinausgeschossen. Eine Reminiscenz aus der Lektüre Pascal's ist vielleicht vorhanden gewesen, als Lessing jenen berühmten Satz niederschrieb — obwol auch das keineswegs sicher ist —; wer aber Lessing auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß kaum ein anderer Ausspruch so sehr seiner ganzen Geistesart entspricht, so sehr den Kernpunkt seines Wesens trifft, sodaß er wahrlich nicht nöthig gehabt hätte, ihn von einem andern äußerlich zu „entlehnen". Es scheint fast, als ob hier Brentano sich von dem modernen Unfug — man verzeihe das harte Wort — hat beeinflussen lassen, die Geistesarbeit unserer Literaturheroen in eine Summe literarischer Diebstähle aufzulösen. „Mir sind immer die Gelehrten", sagt Goethe einmal, „höchst seltsam vorgekommen, welche die Meinung zu haben scheinen, das Dichten geschehe nicht vom Leben zum Gedichte, sondern vom Buche zum Gedicht. Sie sagen immer: das hat er dort her, und das dort! So gibt es unter anderm beim Shakespeare eine Situation, wo man beim Anblick eines schönen Mädchens die Aeltern glücklich preist, die sie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der sie als Braut heimführen wird. Und weil nun beim Homer dasselbige vorkommt, so soll es der Shakespeare auch vom Homer haben. Wie wunderlich! Als ob man nach solchen Dingen so weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und aussprächе! Ach ja, das ist höchst lächerlich." Dieser treffliche Ausspruch paßt ebenso auf die Denker wie auf die Dichter und ist die beste Vertheidigung Lessing's.

2. Die Wiedergeburt des Menschen. Abhandlung über die sieben letzten Paragraphen von Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts. Abgefaßt von Gustav Hauffe. Borna-Leipzig, A. Jahnke. 1891. 8. 3 M.

In seiner tiefsinnigen Abhandlung über die Erziehung des Menschengeschlechts berührt Lessing bekanntlich auch zum Schluß die Idee der Metempsychose, d. h. er stellt die Möglichkeit einer Wiedergeburt der menschlichen Seele hin, einer fortdauernden Wanderung derselben bis zur Stufe der höchsten Läuterung. „Eben die Bahn", heißt es hier, „auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. In einem und eben demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in eben demselben Leben beide überholt haben? Das wol nun nicht! Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? . . . . Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt?"

Diese Idee der Metempsychose, die hier, wenn auch

nur in hypothetischen Redewendungen vertheidigt wird und die ganze Abhandlung überhaupt nehmen eine so eigenartige Stellung in der Gedankenwelt Lessing's ein, daß man eine Zeit lang von verschiedenen Seiten her ernstlich daran gezweifelt hat, ob denn die Abhandlung überhaupt den Dichter des „Nathan" zum Verfasser habe. Den wahren Verfasser glaubte man sogar — und nicht ohne augenfällige Beweisgründe — in dem Begründer der rationellen Landwirthschaft, Albrecht Thaer, damals entdeckt zu haben. Heute sind diese Hypothesen natürlich — abgesehen vielleicht von dem famosen Herrn Albrecht, der Lessing überhaupt nichts Eigenes zuerkennen will —, von der ernsten Forschung längst als nichtig erkannt worden. Lessing ist wirklich der Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts", ja diese trägt so sehr in jedem Zuge den Stempel des echten Lessing'schen Geistes, daß man sich billig darüber wundern muß, seine Autorschaft so lange und so hartnäckig bestritten zu sehen.

Und die Lehre von der Seelenwanderung? Ist sie mit ernster Ueberzeugung von Lessing, dem klaren, scharfen Denker, dem größten Vertreter der Aufklärung, als unumstößliche Wahrheit aufgestellt worden? Diese Frage ist schwierig zu beantworten oder überhaupt unlösbar für den, der mit der Geistesart Lessing's nur obenhin bekannt ist, aber sie ist leicht für den, der in die Eigenart Lessing's überhaupt eingedrungen ist. Lessing gehört zu den Aufklärern des 18. Jahrhunderts, aber er erhebt sich thurmhoch über die Schar der vulgären Rationalisten dadurch, daß er nicht nur alle Ueberlieferungen an den Forderungen der Vernunft prüft, sondern umgekehrt auch aus allen Erscheinungen, aus allen Anschauungsweisen, selbst denen, welche der Vernunft und Erfahrung am meisten zu widersprechen scheinen, noch den Funken der Wahrheit hervorzulocken sich bemüht, der ja auch in ihnen nothwendig liegen muß. So hatte Leibniz eine Abhandlung über die Ewigkeit der Höllenstrafen geschrieben und Lessing bemühte sich, die hier vertretenen Ansichten, so hart auch ihre Annahme für den aufgeklärten Verstand erscheinen mag, gegen Anfechtungen zu vertheidigen. Und man kann diese Eigenart des Lessing'schen Geistes nicht besser charakterisiren als mit den Worten, die er in jener Vertheidigung der Anschauungen von Leibniz auf diesen anwendet: „Leibniz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit die Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wol oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel." Und in jenem berühmten Gespräche mit Jacobi sagt er ähnlich von Leibniz — und auch dieses Wort gilt in gleicher Weise von ihm selbst —: „Leibnizens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen; und es ist bei dem größten Scharfsinne oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum hatte ich ihn so werth; ich meine wegen dieser großen Art, zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien oder auch wirklich haben mochte."

Danach ist klar ersichtlich, daß man die Absicht Lessing's durchaus misverstehen würde, wollte man seine ja auch formell nur hypothetisch vorgetragene Ansicht von der Seelenwanderung im dogmatischen Sinne nehmen. Eben das ist aber der Standpunkt, den Hauffe in seiner obengenannten Schrift vertritt. Für ihn ist jene Lessing'sche Lehre eine unumstößliche Wahrheit, und er bemüht sich, sie gegen alle Anfechtungen sicher zu stellen wie auch positiv aus ethischen, religiösen, psychologischen Gründen zu erweisen. Es fehlt dem Verfasser nicht an Scharfsinn, und vor allem verfügt er über eine staunenswerthe Belesenheit in der einschlägigen Literatur der ältern und neuern Zeit, die er geschickt als Beweismittel — wenn man überhaupt davon reden will — verwerthet. Er citirt Stellen aus den alten indischen Glaubensbüchern, aus Plato, Aristoteles, den Mystikern des Mittelalters und der Neuzeit, von denen manche heute auch nicht einmal dem Namen nach mehr bekannt sind u. s. w., ja er zieht sogar einmal den Vers auf einer alten Uhr in Winterthur herbei. Der Verfasser ist von tiefer religiöser Gesinnung beseelt, er geht überhaupt mit einem schönen Enthusiasmus zu Werke, um deswillen man sich mit vielen haltlosen Ausführungen gern versöhnt. Aber das alles kann doch nicht über die gänzliche Aussichtslosigkeit des Unternehmens hinwegtäuschen, eine Anschauung wieder zu erwecken, für die dem modernen Menschen nicht weniger als alle Voraussetzungen fehlen. Der Verfasser wird vielleicht manchem, der zu mystischer Frömmigkeit neigt, mit seinen Ausführungen den Weg weisen, aber unter den übrigen wird er kaum jemand überzeugen, er wird keinen Proselyten machen, nicht einmal in dem Sinne, daß seine dogmatischen Behauptungen von der Seelenwanderung als ethisch-religiöser Vernunftglaube aufgenommen würden, der der Beweise entrathen könne.

Moritz Kronenberg.

Feuilleton.

Thyrsosträger sind viele, Bacchen nur wenige: nicht alle, die das classische Alterthum verehren, haben auch etwas von seinem hohen Geiste in sich. Napoleon I. hat nur Latein gelernt und es darin nicht weit gebracht. Dennoch las er die alten Classiker sehr eifrig — in Uebersetzungen, die er auch in seiner reichhaltigen Feldbibliothek mit sich führte. Mit Vorliebe studirte er die Geschichte Roms. Besonderes für ihr Verständniß hat er nicht geleistet. Immerhin sind seine Urtheile, namentlich die mili-

tärischen, interessant. Sie treffen bisweilen nur Nebensächliches, auch blieben sie nicht zu allen Zeiten sich gleich. Auf zehn oder zwölf italienische oder französische Uebersetzungen baute er seine Verurtheilung des Tacitus auf. Der „Agamemnon" des Aeschylus erregte seine Bewunderung, und gern hätte er ihn und andere antike Tragödien, wie die „Medea", aufführen lassen. Er erkannte an, daß die Griechen weder in der Tragödie, noch in der Komödie, noch im Epos übertroffen sind, vielmehr immer noch mit Recht als Vorbilder gelten. Unter den großen Feldherren des Alterthums stellte er Alexander in erste Linie. Hannibal imponirte ihm besonders durch seine Kühnheit und Sicherheit. Napoleon's Proclamationen enthalten viele altclassische Reminiscenzen. Vielfach suchte er antike Formen und Gebräuche wieder aufleben zu lassen. Alles dies und vieles andere, auch anekdotenhafte Züge setzt Franz Fröhlich in einer Broschüre „Napoleon I. und seine Beziehungen zum classischen Alterthum" (Zürich, Schultheß, 1892) auseinander und kommt schließlich zu dem Ergebniß: „Vor dem Staatsstreich des 18. Brumaire gleicht er einem Feldherrn der guten Zeit der römischen Republik . . Als Consul und noch in höherm Maße als Kaiser wurde Napoleon immer mehr den spätern römischen Cäsaren ähnlich, und zwar nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich: sein bartloses, marmorblasses Gesicht trug ganz die Züge eines antiken Imperatorenkopfs. . . . . Um eine antike Natur im besten Sinne des Worts zu sein, dazu fehlte seinem großen Geiste das Gleichgewicht."

Dagegen war ein homo vere Romanus jener Adam Lux, den ein Schriftchen „Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit" (Mainz, von Zabern, 1892) von Alfred Börckel der Vergessenheit zu entreißen sucht. Der Mann ist bekannt aus Jean Paul's Aufsatz über Charlotte Corday und aus Kerner's „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit". Durch das von Börckel benutzte neue Material — namentlich Briefe, die vor wenig Jahren erst zugänglich geworden sind, und nähere Mittheilungen aus dem Nationalarchiv in Paris — werden die edlen Absichten des Mannes nur in ein um so helleres Licht gerückt. Haus und Familie hatte er verlassen, um seine Heimat Mainz mit der französischen Republik zu vereinigen. Aber er fand sich in Paris bitter enttäuscht. Nun trat er ohne Furcht gegen die Schreckensmänner auf. Täglich finden wir ihn „in dem Gehölze von Boulogne, wo er unter dem erquickenden Schirme einer Eiche bald in den Briefen des Brutus an den Cicero, bald in andern alten Schriftstellern sich mit den großen Republikanern des Alterthums bekannt machte." „Wie oft mußte ich", sagt er selbst, „klagen, wenn ich von einem Sokrates las, einem Phokion, einem J. J. Rousseau, wie sie beschimpft, verleumdet und selbst getödtet wurden, weil sie die Tugend geliebt hatten und das öffentliche Wohl. . . . Ist ein zweites mal ein Curtius nöthig, der für das öffentliche Wohl sich opfert, hier ist er!" Der Anblick der sterbenden Charlotte Corday begeisterte ihn zu einer Lobrede auf sie: „Charlotte, himmlische Seele, warst du nur ein sterbliches Geschöpf?!" Er wünscht ihr eine Ehrensäule mit der Aufschrift: „Größer als Brutus." Ruhig sah er dem kommenden Geschicke entgegen. Er sollte frei sein, wenn er versprechen wollte, über die politischen Verhältnisse in Frankreich zu schweigen. Aber er ist überzeugt, daß sein Tod nützlicher sein werde als sein Leben. Denn in einer solchen Krisis bedürfe es eines Beispiels. Und so ist er ruhig wie Sokrates für seine Ueberzeugung gestorben.

— In unserer Zeit herrscht mehr als je die Sucht, die Dinge auf den Kopf zu stellen, Baisse und Hausse. Trachten die einen danach, vorübergehende Erscheinungen zu epochemachenden aufzubauschen, so ziehen die andern es vor, seit langem Anerkanntes in Frage zu stellen. Besonders heftig ist der Angriff, den A. von Török in einer Broschüre „Immensee, kritisch beleuchtet von Professor Árpád von Török" (Budapest, Bagó u. Sohn, 1891, 1 M.) gegen Storm's Novelle „Immensee" richtet: er läßt an ihr keinen guten Faden. Nun sind wir gegen die Schwächen dieser Novelle Storm's ja auch nicht blind. Aber sie wird doch ihren Werth behalten als Entwickelungsstufe des großen Dichters. Dann aber hat sie auch Schönheiten, die für ihre Mängel entschädigen. Einzelne Ausstellungen des Verfassers sind sophistisch. Die ganze Novelle ist wie ein Traumbild aus vergangener Zeit zu verstehen. Es bleibt z. B. dem Leser überlassen, wie er das spätere Zusammentreffen mit der Zigeunerin sich erklären will. Warum Reinhardt nicht schreibt zwei Jahre lang? Hat er sein Glück verträumt oder im Ringen um die Güter des Geistes absichtlich einstweilen zurücktreten lassen? Jedenfalls ist er nicht praktisch genug, es sich rechtzeitig zu sichern, sodaß der materiell besser Gestellte und von der Mutter Begünstigte ihm zuvorkommen konnte. Ueber den Verlust gießt die Resignation ihren verklärenden Schimmer. Der Dichter hat ein Recht, auch solche Naturen zu schildern.

Eine andere Broschüre desselben Verfassers, „Miscellen", erstes Heft (Budapest, Bagó u. Sohn, 1892, 80 Pf.) enthält außer der Antwort auf eine Besprechung der Immensee-Kritik Kritiken zweier ungarischer Schulbücher, eine Bemerkung zu dem Harpyien-Monument von Xanthos, eine Klage darüber, daß Franz Liszt noch nicht in heimischer Erde ruhe und „Ausländische Urtheile über den größten ungarischen Dichter Alexander Petöfi".

— Unter dem Titel: „Aus Goethe's Freundeskreise, Erinnerungen der Baronin Jenny von Gutestedt" wird Lily von Kretschmann einen neuen Beitrag zur Kenntniß der Zeit und Umgebung Goethe's geben; G. Westermann in Braunschweig hat den Verlag des Buchs übernommen.

Bibliographie.

Arndt's, E. M., Ausgewählte Werke. Herausgegeben von H. Rösch. 1. Lfg.: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig, K. F. Pfau. 8. 40 Pf.

Bartels, A., Friedrich Geßler. Sein Leben und seine Werke. Vortrag. Lahr, M. Schauenburg. 12. 1 M. 50 Pf.

Chorus, v., Geschichte des 4. niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 51. Brieg, Lebek und Weigmann. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Davout in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813—1814. Von einem Freunde historischer Wahrheit. Deutsche Ausgabe. Mülheim a. d. R., C. Ziegenhirt Nachf. Gr. 8. 3 M.

Duhm, B., Kosmologie und Religion. Vortrag. Basel, B. Schwabe. Gr. 8. 80 Pf.

Eduard, M., Waldblumen. Eine Sammlung kleiner Gedichte und Novellen. Breslau, H. Winkler. 16. 2 M.

Finlay, R. F., S. J., Der Hypnotismus. Seine Erscheinungen, ihr Erklärungs-Versuch — ihre Gefahren. Aus „The Lyceum" ins Deutsche übersetzt von einem Priester derselben Gesellschaft. Aachen, R. Barth. Gr. 8. 80 Pf.

Fischer, K., Das natürliche Harmonie-System. Prinzipien einer modernen Musiktheorie. München, C. Merhoff. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Fulda, F., Die Sklavin. Schauspiel. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 3 M.

Gneist, R. v., Die staatsrechtlichen Fragen des preußischen Volksschulgesetzes. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hopfen, H., Neues Theater. 2. Bdchn. Helga. Schauspiel. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Loy, A. v., Aus der Wirklichkeit. Novellen und Aphorismen. Berlin, R. Eckstein Nachf. 8. 3 M. 50 Pf.

Müller, J. v., Gräfin Isota Nogarola. Eine italienische Humanistin des 15. Jahrhunderts. Vortrag. Erlangen, F. Junge. Gr. 8. 40 Pf.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde. Herausgegeben von O. Brenner und A. Hartmann. 1. Bd. 3 Hfte. München, Kaiser. Gr. 8. 12 M.

Rehbaum, T., Oberst Lumpus. Komische Oper. Dichtung und Musik von Th. R. Textbuch. Wiesbaden, R. Bechtold u. Comp. 12. 30 Pf.

Schütte, M., Der letzte Beherrscher des alten deutschen Reiches. Historisches Gedenkblatt zum 1. März. Stralsund, C. Meincke. 12. 40 Pf.

Stoeckert, G., Der Bildungswert der Geschichte. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Timm, H., Wie gestaltet sich das Wetter? Eine praktische Anleitung zur Vorherbestimmung der Witterung. Wien, A. Hartleben. 8. 2 M.

Wagner, G. F., Osnabrück vor 100 Jahren. Aufzeichnungen, bearbeitet und herausgegeben von H. Forst. Osnabrück, Rackhorst. 12. 1 M. 20 Pf.

Zadow-Alt-Wuhrow, v., Der alte und der neue Curs. Wirthschaftspolitische Betrachtungen eines Landwirths. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.

Roman von

N. G. Tschernyschewskij.

Aus dem Russischen.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Der Roman „Was thun?", welcher seinem Verfasser langjährige Verbannung nach Sibirien zuzog, bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes, aus dem echten Volksleben gegriffenes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

Mit 5 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten.

Petermann's „Geographische Mittheilungen" schreiben darüber: „Wir kennen kein Buch, das Norwegen und besonders den Norden dieses Staates mit gleichem Geschick behandelt."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.

Von

Ernst von Bunsen.

8. Geh. 2 M.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — **Jährlicher Versand:**

ca. 1 Million Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger in Afrika selbst gesammelter Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des deutschen Colonisationswesens unter Befürwortung der Bestrebungen zur gedeihlichen Entwickelung von Deutsch-Afrika.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 24. — 16. Juni 1892.

Inhalt: Gustav Schwab und Nikolaus Lenau. Von Adalbert von Winterfeld. — Charakteristiken und Erzählungen. Von Johannes Emmer. — Romane und Novellen. Von Friedrich Kneffer. — Lyrisches Allerlei. Von Richard Weitbrecht. — Aus dem Reichslande. Von Otto Speyer. — Religionsgeschichtliche Schriften. Von Karl Fallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gustav Schwab und Nikolaus Lenau.

Am 19. Juni ist ein Jahrhundert verflossen seit dem Tage der Geburt eines der bedeutendsten Vertreter der schwäbischen Dichterschule, des Dichters Gustav Schwab, und es würde pietätlos und undankbar erscheinen, wollte man an diesem Tage des Mannes nicht gedenken, der fast auf allen Gebieten der Poesie Rühmliches von bleibendem Werthe geschaffen und sich auch sonst nicht geringe Verdienste um die deutsche Literatur erworben hat. Als Lyriker ragt Schwab durch Innigkeit und Adel der Empfindung hervor, sowie durch Reinheit und Wohllaut der Sprache. Manche seiner kleinern Gedichte dieser Gattung, wie „Burschenabschied" (Bemooster Bursche zieh' ich aus), „Rückblick" und „Schlittenlied", haben mit Recht große Beliebtheit erlangt. Ungleich bedeutender aber ist er als Epiker. Hier strebte er, ohne seine Selbständigkeit aufzugeben, mit Erfolg seinem Freunde Uhland nach, wenn auch Goethe und A. W. Schlegel Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Was ihn von Uhland unterscheidet, ist die größere Ausdehnung in der Wahl seiner Stoffe, sowie der weitere Umfang, den er seinen epischen Dichtungen, nicht immer zu ihrem Vortheil, zu geben pflegte. Häufig bilden sie einen ganzen Cyklus von Romanzen, wie „Die Legende von den heiligen drei Königen", „Die Kammerboten in Schwaben", „Der Appenzeller Krieg" u. a.

Wie in Sagen und sagenhaften Stoffen überhaupt, hat Schwab namentlich in der Ballade Vortreffliches geleistet. Wir erinnern nur an „Den Hirten von Teinach", „Den Burgbau" und „Das Gewitter". Hier decken sich Form und Inhalt vollständig und die einfach-kräftige, volksthümliche Sprache ist von großer Wirkung. Nicht minder glücklich war er in der poetischen Erzählung und als echte Volks- und Jugendschriften von bleibendem Werth darf man Schwab's „Sagen des classischen Alterthums" und namentlich „Die deutschen Volksbücher" bezeichnen, deren beständig erneuerte Auflagen von ihrer allgemeinen Beliebheit genügendes Zeugniß ablegen.

Ein besonderes Verdienst hat sich Schwab dadurch erworben, daß er junge, aufkeimende Talente, wie Platen, Lenau, Pfizer, Freiligrath, Mörike u. a. in die Literatur einführte. Die langjährige redactionelle Thätigkeit, die er mit Eifer und Einsicht zuerst am „Morgenblatt", sodann, gemeinsam mit Chamisso, am „Musenalmanach" ausübte, mußte dazu besondere Gelegenheit bieten, indem sie ihn mit fast allen zeitgenössischen deutschen Dichtern in Verbindung brachte. Stuttgart wurde zum Wallfahrtsort für die jungen Poeten, die bei Schwab stets die herzlichste und gastlichste Aufnahme, den treuesten Rath, den förderlichsten Beistand fanden und die häufig als Freunde für das ganze Leben von ihm schieden.

Zu diesen jungen Dichtern, die zu Schwab nach Stuttgart pilgerten, gehörte auch der Ungar Nikolaus Niembsch von Strehlenau, der unter dem Dichternamen Nikolaus Lenau so berühmt werden sollte.

Eigenthümlich ist die Geschichte ihrer ersten persönlichen Bekanntschaft. Lenau hatte bereits von Karlsruhe aus ein Gedicht: „Der Gefangene", zur Aufnahme in das „Morgenblatt" an Schwab geschickt, ohne daß dieser bei den äußerst zahlreichen Einsendungen dieser Art Zeit gefunden hatte, das Gedicht anzusehen. Da, als er eines Tags, im August 1831, aus dem Gymnasium heimkehrte, an dem er damals eine Professur der alten Sprachen bekleidete, theilte ihm seine Frau mit, es sei ein ungemein interessanter junger Ungar dagewesen, der sich nach dem Schicksal seiner eingesandten Dichtung habe erkundigen wollen. Er würde bald wiederkommen. Bevor noch Schwab Zeit fand, auf sein Zimmer zu gehen, um das Manuscript zu lesen, erschien auch bereits der Fremde wieder. Mit der Bitte, ihn einen Augenblick entschuldigen zu wollen, überließ ihn Schwab der Gesellschaft seiner Frau und seines eben anwesenden Freundes Gustav Pfizer, um schnell das Gedicht durchzusehen. Sofort erkannte er seinen hohen poetischen Gehalt und kehrte freudestrahlend zu dem Gaste zurück,

um ihn herzlichst zu beglückwünschen. Der aber war nicht wenig beglückt durch die ihm von so hochgeschätzter Seite gewordene Anerkennung und holte, dadurch ermuthigt, immer neue herrliche Gedichte hervor, wie „Die Werbung", die „Heidebilder", den „Schifferknecht", den „Invaliden", die er den entzückten Zuhörern bis tief in die Nacht hinein vorlas. Es war etwas Neues, Ungewohntes, Originelles von packender Kraft in diesen Poesien, das unzweifelhaft auf eine stark ausgeprägte dichterische Individualität schließen ließ. Schwab, der völlig neidlos jedes neue überlegene Talent mit hoher Freude begrüßte, schied lange nach Mitternacht als Bruder von dem neuen Freunde, wie er denn überhaupt für Freundschaft ungemein empfänglich war. Der dritte aber in dem schnell geschlossenen Bunde war Gustav Pfizer.

Bereits am nächsten Morgen ging Lenau weiter nach München. Wie tief die in Stuttgart empfangenen Eindrücke in ihm hafteten, zeigt der gleich nach seiner Ankunft dort an Schwab gerichtete Brief vom 13. August 1831. Er lautet: „Geliebter, verehrter Freund! In großer Eile schreibe ich Dir diese Zeilen. Ich habe in München Wechsel getroffen, die mir ein längeres Reisen möglich machen. Es versteht sich also von selbst, daß ich wieder nach Stuttgart komme, um Dich und meinen Pfizer noch einmal zu sehen, und wenn es möglich ist, in Euerer Gesellschaft Uhland zu besuchen. O, mein tiefgeliebter Freund, wie selig war der Abend aller Abende! Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht; der hat mir Dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben! Wir haben uns in wenigen Stunden erkannt und erfaßt. Segenvoll wird mir jener Abend sein für das ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Antheil Du hast an meinem Gedeihen durch die väterliche Huld, die Du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das Du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern ermuntert zu werden, ist wohlthätig für den Beginnenden. Dein Wort ging wie ein milder Frühlingshauch über die keimende Saat meiner Gefühle, meiner Gedanken. Lebt wohl, meine Geliebten! Donnerstag sehen wir uns."

Bei seiner Wiederkehr blieb Lenau monatelang, wenn auch ab- und zureisend, ein Gast des Schwab'schen Hauses. Nicht nur sein poetisches, sondern auch sein kaum geringeres musikalisches Talent, sowie die ganz besonders eindrucksvolle Art, mit der er, begünstigt von einem weichen, höchst wohllautenden Organ, eigene wie fremde Verse vortrug, alles dieses übte eine lebhafte Anziehungskraft aus, deren Ruf sich bald in Stuttgart verbreitete und das Haus seines Gastfreundes zu einem Mittelpunkt geselliger Vereinigungen während seiner Anwesenheit machte. Ein jeder wollte den interessanten Ungarn kennen lernen, ihn vorlesen und musiciren hören und keiner freute sich mehr über die Erfolge seines jungen Freundes als Schwab. Doch war der Verkehr mit Lenau keineswegs ganz leicht, namentlich in größerer Geselligkeit. Je nach seiner Stimmung konnte er hinreißend liebenswürdig, oder auch finster, in sich gekehrt, schweigsam und abstoßend sein. Schon damals beherrschte ihn eine Neigung zur Schwermuth und zu Wahnvorstellungen. Nur in Gesellschaft der vertrauten Freunde Schwab, Uhland, Kerner, der beiden Pfizer, Karl Wagner blieben die finstern Dämonen gebannt, die seinen Geist später gänzlich umnachten sollten.

Schwab vermittelte auch Lenau's Bekanntschaft mit Cotta, dem Verleger des „Morgenblattes", sowie die Herausgabe seiner neuesten Gedichtsammlung, die 1832 erschien, in dessen Verlage. Ebenso machte er ihn mit Hermann Hauff, Wolfgang Menzel, Reinbeck, Grüneisen und Graf Alexander von Würtemberg bekannt, die zum Theil Lenau's nähere Freunde wurden. Eine Abwechselung in das reizvolle Zusammenleben der Dichtergenossen brachten gemeinsame Ausflüge nach Tübingen, Weinsberg, Waiblingen.

Im Herbst begab sich Lenau nach Heidelberg, um dort Medicin zu studiren. Der Abschied von dem Schwab'schen Hause und den stuttgarter Freunden wurde ihm schwer genug und wie sehr er sich dahin zurücksehnte, bekunden seine an Schwab und dessen Gattin Sophie *) gerichteten Briefe. So schreibt er unterm 5. November 1831: „. . . . Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gern sein möchte nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mir's nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, euch je zu vergelten, was ihr mir Liebes und Gutes erzeigt habt. . . . . Gestern Abend war ich bei Köstlin." Sodann unterm 12. November: „. . . . . Du schreibst mir, ich habe eine Lücke in Deinem Hause, wie in Deinem Gemüth zurückgelassen. O, mein Freund, wie schmerzlich entbehre ich Deinen geliebten Umgang! Wenn Du mit mir sprachst, war es mir immer, als hörte ich den reinen, vollen Quell weiser Lebensfreude tönen, der mich erfrischte und stärkte. Du hast mir das Sakrament der poetischen Confirmation ertheilt, und all mein Glück in Stuttgart, das wol für immer das schönste meines Lebens bleiben wird, danke ich Dir. Wie viel bist Du mir, wie wenig kann ich Dir sein! . . . ."

Um dieselbe Zeit schreibt Lenau an Schwab's Gattin Sophie den folgenden, für sein von Zweifeln zerrissenes Herz bezeichnenden Brief: „Heute ist wieder ein trüber Tag. Ich will Sonnenschein suchen im Umgang mit meinen lieben Freunden. Welche Freude hat mir Ihr Brief gebracht, theure Frau! Ja, Sie haben Recht: Freundschaft und Liebe haben ihr Maß nicht im Verdienst; wohl mir, daß es so ist! Sie aber hätten nichts zu fürchten, wenn diese Genien mit der Wagschale durch die Welt schritten.

*) Tochter des Professors Gmelin in Tübingen.

„Sie halten mir eine kleine Strafpredigt über meine Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Ich lasse mir gern von Ihnen predigen und ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich oft absichtlich den Unzufriedenen, Ungläubigen zeigte, blos um mich zu laben an dem schönen Feuer, mit welchem Sie den Himmel und die Ewigkeit verfochten. An Ihrer Zuversicht suchte ich mein eigenes Vertrauen zu stärken. Ich hasse die Autoritäten; eine aber ist mir heilig: die Autorität des Herzens. Gerührt hat mich Ihre Aeußerung, daß meine selige Mutter auch in unsern Bund gezogen sei durch unsere Liebe, daß es eine Gemeinschaft verwandter Seelen gebe, die durch alle Tode nicht getrennt werden könne. Es ist ein großer Gedanke, den Sie da ausgesprochen haben. Möchte es so sein! O, wie beneide ich Sie um diese Sicherheit des Glaubens! Auch ich erschrecke vor dem Gedanken der völligen Vernichtung und ich müßte das ganze Menschenlos verfluchen, wenn ich am Grabe meiner Mutter dächte: meine ganze Mutter hat sich als elendes Gewürm verkrochen. Hätte ich doch den scheußlichen Gedanken nicht aufgeschrieben! Das ist ein Gedanke, an den, glaube ich, der Mensch nicht selbst gekommen ist. Es gibt so göttliche Gedanken, daß wir sie dem Menschen nicht zutrauen können, sondern daraus auf eine Offenbarung Gottes schließen; jener finstere Gedanke aber zeugt von einer Offenbarung des Teufels. Wir sterben nicht ganz; aber — unsere Individualität! wie steht es mit der? Als ich mit Ihnen nach Waiblingen an einem Teiche vorüberfuhr und darin einen Springbrunnen sah, dachte ich mir: das ist vielleicht das beste Bild des Menschenlebens. Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fällt wieder darin zurück. Der Gedanke ist so traurig nicht. Sogar etwas Heroisches liegt in dem ruhigen, gefaßten Gedanken des Unterganges der Individualität, wenigstens für mich. . . . .“ Darauf folgen unheimliche Betrachtungen über sich selbst, die er mit den Worten beschließt: „Doch in welches Dickicht finstern Dornengesträuchs führe ich Sie aus dem freundlichen Kreise Ihrer frohblühenden Kinder, Ihres lieben Mannes! Zerreißen Sie meinen Brief auf der Stelle, wenn er Sie im mindesten verletzt. Ich will ihn heute nicht weiter schreiben. Wozu das schwarzgallige Gewäsch einer heitern, guten, glücklichen Frau? Verzeihung!!! . . . . . .“

Das Weihnachtsfest feierte Lenau mit den stuttgarter Freunden als Gast des Schwab'schen Hauses.

Nach seinem Aufenthalt in Amerika, der ihm nur Enttäuschungen gebracht, lebte Lenau abwechselnd in Wien und Stuttgart, wo er später zur Reinbeck'schen Familie in nahe Beziehungen trat, ohne daß sein Freundschaftsverhältniß zum Schwab'schen Hause dadurch beeinträchtigt worden wäre. Selbst die bittere Enttäuschung, welche Schwab von seiten des Freundes dadurch erfahren sollte, daß eine scheinbar tiefe und ernste Neigung zu einer jungen Anverwandten seinen Wankelmuth und seinen Mangel an sittlicher Kraft bekundete, vermochten zwar Schwab's Vertrauen, nicht aber seine Liebe zu ihm abzuschwächen und er blieb ihm freundschaftlich verbunden, bis sein Geist in völlige Umnachtung versank.

Adalbert von Winterfeld.

Charakteristiken und Erzählungen.

1. Alltags-Frauen. Ein Stück moderner Liebesphysiologie von Ola Hansson. Berlin, S. Fischer. 1891. 8. 2 M.

Der deutschen Lesewelt dürfte der schwedische Dichter Hansson noch wenig bekannt sein, unseres Wissens sind nur einzelne seiner Novellen übersetzt worden, welche in ihrem Charakter etwas an Wilhelm Jensen erinnern; das, was man „Stimmung“ zu nennen pflegt, tritt hier besonders hervor. In dem vorliegenden Werke bietet freilich der Dichter ganz anderes; die sechs Stücke, welche das Buch enthält, kann man wohl nicht als „Novellen“ bezeichnen, sondern richtiger als „Charakterstudien“. Gleichwie der Maler Studien und Skizzen sammelt, welche er dann bei künstlerischen Schöpfungen frei verwerthet, so hat hier der Dichter Frauencharaktere gezeichnet, aber nicht wie ein Künstler, sondern vielmehr wie ein Anatom, der jede Faser und jede Fiber bloßlegt. Von hohem Interesse sind unleugbar diese Studien, und insbesondere anregend dürften sie für literarische Kreise sein, das große Lesepublikum wird ihnen aber wol ebenso wenig Geschmack abgewinnen, wie irgendeinem rein physiologischen Werke. Damit soll kein Vorwurf ausgesprochen, sondern nur angedeutet werden, daß das Buch nicht als „Unterhaltungslektüre“ zu betrachten ist, sondern gründlich studirt werden muß. In dem Vorworte erklärt der Dichter, daß er keine pathologischen Erscheinungen, d. h. Ausnahmscharaktere, sondern Typen — er betitelt ja auch das Buch: „Alltags-Frauen“ — schildern wolle. In gewissem Sinne kann man dies zugeben; insofern auch krankhafte Erscheinungen oft bei einer großen Zahl von Individuen — epidemisch oder endemisch — auftreten. Nach der Behauptung der Aerzte sind gewisse rein physische Frauenkrankheiten in der heutigen Zeit so allgemein verbreitet, daß man nur wenige völlig gesunde Frauen findet. Aehnlich verhält es sich auch mit der Seele und dem Charakter, und krankhafte Entartungen derselben sind ebenfalls ungemein zahlreich. Diese besondern Erscheinungen hat der Dichter zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht, und mit schonungsloser Schärfe legt er an seinen „Versuchsobjecten“ — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — den ganzen Organismus dar. Man wird wol kaum den Typus der „alten Jungfer“ irgendwo gründlicher physiologisch und psychologisch untersucht und erklärt finden, als z. B. in

den Studien „Entgleist" und „Ein Leben"; wohlgemerkt: nicht künstlerisch geschildert, sondern anatomisirt und in seinen Aeußerungen begründet; und zugleich wird in jedem der Stücke eine besondere Abart behandelt. Daß das Buch gereifte und denkende Leser erfordert, wird man nach dem Vorstehenden begreifen; auch für solche wird das Verständniß durch die oft „philosophisch" dunkle Sprache erschwert, man muß manchmal lange nachdenken, um zu errathen, was der Verfasser mit gewissen Ausdrücken meine. Vielleicht verwerthet einmal der Dichter diese Studien zu künstlerisch ausgestalteten Schöpfungen, diese würden dann sicher auch weitere Kreise ebenso fesseln, wie das vorliegende Buch solche, die den Dingen auf den Grund zu schauen versuchen wollen.

2. Irrgänge der Seele. Erzählungen von W. Herzberg. Trier, S. Mayer. 1891. 8. 3 M.

Von den drei Erzählungen, die das Buch enthält, ist die letzte, „Die Wiedergeburt" betitelt, als die beste zu bezeichnen, insofern sie in sich abgeschlossen ist und ihr Grundgedanke in der Handlung und Charakterzeichnung gut entwickelt wird. Die schlichte, einfache Geschichte macht daher auch einen nachhaltigern Eindruck, als die beiden andern, obwol es sich nicht um ein großes Problem oder eine tiefsinnige Idee, sondern um eine sehr hausbackene Lebensregel handelt, und ebenso auch die Geschehnisse weder sensationell noch tragisch sind. Wie ein in strenger Zucht gehaltener Junge, der nach freier Entwickelung strebt, bei dem Versuche „Wirklichkeit und Ideal" zu vereinigen, in Verlegenheiten geräth und darob beinahe zum Selbstmörder wird, bis ihm endlich klar wird, daß „man durch Ueberwindung kleiner Hindernisse sich stählen muß, um wirkliche Schwierigkeiten zu besiegen", — das ist der ganze Inhalt dieser Erzählung. Die beiden andern leiden an dem Fehler, daß die Einleitung und das Beiwerk die Hauptsache überwuchern. So ist es der Fall bei der Geschichte „Der freie Wille", in welcher auf das eigentliche Thema nur ein Drittel des ganzen Umfangs entfällt, und bei der andern „Osternacht" steht der erste Abschnitt, der übrigens eine gelungene Zeichnung eines verbummelten Studenten enthält, mit den folgenden in keinem rechten Zusammenhang. Wenn die erstgenannte Erzählung: „Der freie Wille", sich auf den Kern beschränkte, würde sie sicher größern Eindruck machen, als in der vorliegenden Form. Es handelt sich in diesem Haupttheil der Geschichte darum, daß ein jüdischer Schmuggler durch einen zufällig gehörten Lehrsatz Spinoza's, der die Freiheit des Willens leugnet, bestimmt wird, einen Angeber zu ermorden. Das Thema wäre an und für sich wol dankbar, aber die Ausführung ist nicht ganz entsprechend.

3. In Dingsda. Von Johannes Schlaf. Berlin, S. Fischer. 1892. 8. 2 M.

„Lyrik in Prosa", dies dürfte wol die beste Bezeichnung für den Inhalt dieses Buchs sein, aber moderne Lyrik in moderner Prosa. Stimmungen und Empfindungen bietet der Verfasser in den vierzehn Abschnitten, und im ganzen darf man sagen, daß der Hauch der Poesie sie durchweht. Früher würde ein Dichter versucht haben, solche Empfindungen in mehr künstlerischer Form, d. h. in Versen auszudrücken, was freilich etwas schwieriger ist. Das „Gedicht" erfordert eine größere Beherrschung der Sprache, die einzelnen Gedanken müssen knapper und anschaulicher ausgedrückt werden, als in der Prosa, welche eine gewisse Breite gestattet. Dafür ist freilich auch die Wirkung des Gedichts eine nachhaltigere, und das jüngere Geschlecht thut daran nicht gut, daß es die Bedeutung der Form unterschätzt oder gar leugnet. Wenn lyrische Verse heute etwas in Verruf gekommen sind, so liegt dies nicht daran, daß die Versform an sich überlebt ist, sondern darin, daß die Verse schlecht sind und die Form vielfach keinen Inhalt hat. Besser ist es freilich, wenn jemand, der sich nicht die Kraft zutraut, die Form zu meistern, das, was er zu sagen hat, in Prosa gibt; aber andererseits wird man es auch bedauern dürfen, wenn poetische Vorwürfe nicht auch die entsprechende künstlerische Form finden.

4. Aus dem Künstlerleben der Rococozeit. Von Eduard Braunfels. Davos, H. Richter. 1892. 8. 2 M.

Das Buch enthält sechs feuilletonistische Skizzen und zwar über Elisabeth Mara, Watteau, die Neuberin, Angelika Kauffmann, Faustina Hasse und Quantz, in denen eine ziemlich flüchtige und oberflächliche Darstellung des Lebensganges der Genannten gegeben wird. Es sind die bekannten Anekdoten einfach zusammengestellt, eine eingehendere kritische Würdigung der künstlerischen Individualitäten wird nicht gegeben. Besonderes Interesse kann das Buch kaum erwecken, zumal auch die Darstellung ziemlich nüchtern ist.

5. Der Meier von Monjardin. Roman von Philipp Galen. Vier Theile in zwei Bänden. München, R. Lechner. 1891. 8. 12 M.

Eine französische Edeldame, die mit ihrer mütterlichen Freundin die Schweiz bereist, lernt am Thunersee einen jungen Landwirth, Gottfried Strozzi, kennen, faßt eine heftige Zuneigung zu ihm, die bald ebenso lebhaft erwidert wird, bewegt ihn, als Meier in ihre Dienste zu treten und ihr nach Frankreich zu folgen — schließlich wird das Verhältniß „intim". Das ist der Inhalt der ersten zwei Theile, die in behaglicher Breite das Entstehen und die Entwickelung des Liebesverhältnisses schildern, nebenbei auch hübsche Landschafts- und Stimmungsbilder bieten. Viel Handlung — d. h. Geschehnisse — enthalten diese Theile nicht, außer den beiden Hauptgestalten treten andere Personen nur wenig hervor, auf erstere concentrirt sich die ganze Aufmerksamkeit. Im dritten Theile erfolgt eine überraschende Enthüllung. Die Dame, welche Gottfried für unvermählt hielt, ist die Gattin eines Herzogs und Marschalls, welchen sie auf Befehl Napoleon's — die

Geschichte spielt 1812 — hatte heirathen müssen. Die Zwangsehe ist aber auch nur eine Scheinehe, da der Marschall auch nicht mehr „frei" war, als er dem Befehle des Tyrannen gehorchte. Zwischen den beiden Gatten besteht das Uebereinkommen, daß jeder Theil sich als vollkommen frei betrachten dürfe. Die Enthüllung wirkt niederschmetternd auf Gottfried, der nunmehr sein Verhältniß zu der Geliebten als Ehebruch ansehen muß; dazu befällt ihn echtes schweizer Heimweh, und so trennt er sich von Margot, um nach der Heimat zurückzukehren. Seinem Vater bekennt er das Vorgefallene, und dieser beschwichtigt seine Gewissensscrupel. Der vierte Theil bringt die befriedigende Lösung. Zunächst gebiert Margot einen Sohn. Der Marschall wird in das bestehende Verhältniß eingeweiht und willigt ein, sich scheiden zu lassen, um die Vereinigung der Liebenden, die in lebhaftem Briefwechsel miteinander stehen, zu ermöglichen, diese wird aber wieder verzögert, indem beide sich genöthigt sehen, Krankenpflegerdienst zu übernehmen: Gottfried bei seinem Vater, Margot bei dem Marschall. Die Sache zieht sich bis in das funfzehnte Jahr hin, der Sohn Margot's und Gottfried's — der allerdings den Namen des Marschalls trägt — ist schon halb erwachsen, da stirbt der Marschall und nun kann endlich aus beiden ein legitimes Ehepaar werden. Wenn auch die beiden letzten Theile etwas mehr an Ereignissen bieten, so liegt doch auch hier das Hauptgewicht auf der eingehenden Darstellung der Seelenzustände und der Charaktere der Liebenden. Spannend im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist der Roman nicht und er setzt bei dem Leser eine gewisse Beschaulichkeit und Gemüthsruhe voraus, welche es ihm gestattet, sich in die Stimmungen der Liebenden zu versenken und sich an der Idylle, die eigentlich in dem Ganzen liegt, zu erfreuen. Auch der Stil erinnert an die ältere Schule in seiner schlichten Klarheit und einfachen Ausdrucksweise, welche alles deutlich aber umständlich auseinandersetzt. Vom modernen Standpunkte aus wird man das Werk zu idealistisch finden, und in der That sind alle Personen etwas zu edel und engelhaft dargestellt, sodaß man sich in dieser Gesellschaft solch rührend guter Menschen beinahe beengt fühlt. In diesem Punkte liegt offenbar die Hauptschwäche des Romans, der mehr Dichtung wie Wahrheit, d. h. wirkliches Leben enthält. Licht ohne Schatten gibt kein Bild, und die großen Dichter haben auch stets neben die ideale Tugend die menschliche Schwäche gestellt. Mehr romantische Idylle, als Roman, wird dieses Werk die — heutzutage freilich nicht zahlreiche — Gemeinde empfindsamer Seelen fesseln, den Literaturfreund aber durch schöne und echt poetische Einzelheiten, wenn auch nicht als Ganzes, interessiren.

Johannes Emmer.

Romane und Novellen.

1. Stille Wasser. Roman von Richard von Wilpert. Berlin, Janke. 1892. 8. 5 M.

Es ist ein Stück Alltagsleben, das der Autor in diesem Roman unter der Flagge „Stille Wasser" dahinsegeln läßt. Der Titel steht zu dem Inhalte des Romans nur in nebensächlicher Beziehung, denn erst gegen das Ende gewinnt er durch das Schwanken des Helden, der sich von seiner Verlobten trennt, um eine neue Liebe zu erringen, einige Bedeutung. Alltäglich ist der Vorwurf des Romans selbst, alltäglich sind die Charaktere, die darin auftauchen und alltäglich ist auch die Begabung des Autors, dessen weitschweifige Darstellung den an und für sich geringfügigen, allenfalls für den Rahmen einer kurzen Novelle berechneten Inhalt auf 288 Seiten ausgedehnt hat. Dazu kommt, daß die Uebergänge in den Hauptcharakteren des Romans durchaus unmotivirt sind. Der Eindruck des Ganzen ist wenig befriedigend.

2. Das Geständniß. Aus den Erinnerungen eines Vertheidigers von Friedrich Lorrow. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M.

Ein Redacteur, der des Ehebruchs angeklagt ist, besucht seinen Vertheidiger und legt diesem gegenüber ein Geständniß seiner Vergehen ab. Dieses Geständniß enthält die wildesten Anklagen gegen die Gesellschaft und sucht gewissermaßen die Existenzberechtigung des Ehebruchs darzuthun. So philosophirt der Redacteur Hartwig unter anderm wie folgt über den Ehebruch:

Ich werde Ihnen beweisen müssen, daß die Bestimmung, die den Ehebruch des Mannes mit Strafe bedroht, unter der Voraussetzung bestimmter individueller Verhältnisse, eine Auflehnung ist gegen die Uebergewalt eines Naturgesetzes und darum eine Prämie auf die Heuchelei und die Geschicklichkeit, das Strafgesetz zu übertreten, ohne ihm zu verfallen. Welcher Mann wird des Ehebruchs schuldig erkannt? Etwa der, der ihn begangen? Nun, dann wäre der Procentsatz jener Ehemänner verschwindend klein, die der Strafe entgehen. Der Ehebruch ist ein Deliet, das, wie nicht leicht ein zweites, ausschließlich die Unvorsichtigkeit der Ausführung büßen läßt. Der, der gerade sich hat erwischen lassen, wird hervorgezerrt aus den Tausenden, die es geschickter machen, indem sie straflos genießen, und im Namen des Gesetzes und der Moral wird dann geächtet und verurtheilt, was heimlich als Lieblingscultus geübt wird. Die menschliche Sinnlichkeit ist das Naturgesetz des Ehebruchs, das hunderttausendmal und in Hunderttausenden stärker wirkt, als das Gesetz über den Ehebruch. Was kümmert sich der brausende Sturmwind, der die Dächer der Häuser verwüstet und Bäume entwurzelt darum, das das oberste Staatsgesetz die Heiligkeit des Eigenthums proclamirt? Und der Sturmwind der Leidenschaft, der unsere Sinne erfaßt, unser Hirn betäubt, unsere Vernunft erstickt, sollte Halt machen vor der Schranke eines Paragraphen? Ist nur Blitz und Donner, Erdbeben und Hochwasser Natur? Ich Mensch bin ja auch Natur, Naturgewalt, Naturgebundenheit, und das Gesetz, das mich sterben läßt, gerade so, wie ich sterbe, ist dasselbe, das mich leben läßt, und darum muß ich gerade so leben, wie das Naturgesetz in mir es duldet.

Lorrow's Schrift erscheint fast wie ein in pastoraler Form gegebener Panegyricus auf den Ehebruch. Mit solcher Logik kann man jedes Verbrechen als erlaubt beweisen. Abgesehen von dieser schädlichen Tendenz, auch der künstlerische Werth des Buchs ist nicht bedeutend.

3. Moderne Märtyrer. Erzählungen von Robert Plöhn. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Der moderne Naturalismus zeitigt in unserer Literatur recht sonderbare Erscheinungen. Auch die Erzählungen Robert Plöhn's, die uns eine ganze Reihe wirklich gezeichneter Charaktere vorführen, tragen seinen Stempel und beweisen so recht, daß gerade das sklavische Anlehnen an die Natur meist das Gegentheil des Natürlichen hervorzaubert. Die „Modernen Märtyrer" mögen ja genau dem Leben abgelauscht sein, warum nicht, das Leben hat oft wunderliche Launen, aber jedenfalls war es keine lohnende Aufgabe für den Dichter, gerade diese Charaktere getreu zu porträtiren.

4. Drei Novellen. (Verhängniß. Die Trödlerstochter. Die Frau des Irrenarztes.) Von Wilhelm Geißler. Leipzig, K. Fr. Pfau. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Autor dieser drei Novellen verfügt über ein entschiedenes Erzählertalent, aber es will uns nicht gefallen, daß auch er in der Auswahl seiner Stoffe über die Grenze des Erlaubten weit hinausgeht. Die Novelle „Verhängniß" behandelt die Geschwisterliebe, aber nicht wie Goethe in dem entzückenden Lustspiel „Die Geschwister", oder Lord Byron in dem farbenprächtigen Gedicht „Die Braut von Abydos"; hier ist vielmehr das Lüsterne des Vorwurfs die treibende Kraft gewesen. Recht hübsch entworfen und glücklich ausgeführt ist die Novelle „Die Trödlerstochter", während „Die Frau des Irrenarztes" wieder am Stoffe krankt.

5. Viola Tricolor und andere Novellen von Karl Guntram. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.

Ein Baron heirathet in zweiter Ehe das von Cavalerieoffizieren umschwärmte Töchterchen eines Generals, dem namentlich ein Husarenlieutenant in auffallender Weise den Hof macht. Nach mehreren Jahren einer leidlich glücklichen Ehe trifft Felicitas wieder mit dem Husarenoffizier, der sich in bedrängter finanzieller Lage befindet, zusammen und wirkt bei ihrem Gemahl aus, daß dieser einen Wechsel des Offiziers einlöst. Als später die Baronin noch einmal für den Offizier eintritt und einen Wechsel in Höhe von 12000 M. für ihn einlöst, kommt es zwischen den Ehegatten zu einem peinlichen Auftritt, dessen Folge ist, daß die Baronin sich mit ihrem Kinde ins Wasser stürzt. Dieser tragische Schluß der Novelle erscheint etwas unvermittelt. Geißler ist ein guter Erzähler und verfügt, wie sich auch in den andern Novellen dieses Bandes zeigt, über eine blendende Charakteristik.

6. Die Blinde. Versuchung. Zwei Novellen von V. v. S. S. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.

Es sind dies zwei Novellen von sehr ungleichem Werth. „Die Blinde" schildert ein blindes junges Mädchen, das infolge ihrer geistigen Vorzüge einen tiefen Eindruck auf einen jungen Mann hervorzaubert. Als ihr dieser Herz und Hand anträgt, verzichtet sie indeß auf das Glück der Liebe, weil der Geliebte der Bräutigam der Schwester ist. Diese einfache Handlung hat der Autor in ebenso geschickter wie reizvoller Weise aufgebaut und um sie eine Handvoll gutgezeichneter Charaktere gruppirt. Daß er zuweilen in der Zeichnung sich in Widersprüchen bewegt, wollen wir ihm nicht so hoch anrechnen. Die zweite Novelle: „Versuchung", ist eine weniger gehaltvolle Arbeit. Der Autor behandelt in dieser den versuchten Ehebruch. Das unvermeidliche Duell, bei welchem der schuldlose Gatte schwer verwundet wird, führt am Schluß zu einer befriedigenden Lösung.

Friedrich Rueffer.

Lyrisches Allerlei.

1. Gedichte von J. J. David. Dresden, Minden. 1892. 12. 2 M.
2. Venus Astaroth. Dichtungen von Julius Brand. Leipzig, Friedrich. 1891. 12. 2 M.
3. Im Schaukelstuhl. Heitere Gedichte von Adolf Brecher. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 12. 2 M.
4. Die Ritterbraut. Eine Dichtung von August Dickel. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 1892. 12. 1 M. 50 Pf.
5. Kreuz und quer. Lieder eines Handwerksburschen. Von Rudolf Liebisch. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Gesammelte Gedichte von Emma Matthys. Bern, Rydegger u. Baumgart. 1891. Gr. 16. 3 M.
7. Ausgewählte Gedichte von Edgar Allan Poë. Uebertragen von Hedwig Lachmann. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 12. 1 M. 50 Pf.

Der Zufall, welcher mir J. J. David's treffliche Erzählungen aus dem Volksleben schon mehrmals auf den Kritikertisch gelegt hat, bringt mir nun auch seine „Gedichte" (Nr. 1). Ich kann nicht sagen, daß ich sie auf der Höhe seiner Erzählungen finde, deren erste schon eine merkwürdige Sicherheit der Zeichnung und Führung verrieth. Diese Gedichte aber tasten noch nach dem rechten Wege; sie tragen das Gepräge eines sehr begabten Anfängers und verrathen allerlei Einflüsse, z. B. die Heine'sche Großthuerei, die überhaupt ein Erbtheil des jüdischen Volksstammes auch in der Lyrik ist, oder die des modernen Pessimismus. Man interessirt sich für diese Gedichte nicht um ihrer selbst willen, weil sie die Beglaubigung der Wahrheit nicht in sich selbst tragen, sondern nur, weil man David's Erzählungen kennt und hochschätzt.

Man bewundert an seinen Erzählungen etwas — ein Punkt, der freilich eigentlich außerhalb der rein kritischen Betrachtung liegt und mehr in das Gebiet des Dichterisch-Psychologischen gehört —, nämlich das innerliche sich Einsfühlen eines Israeliten mit seinen aus dem österreichischen Volksleben entnommenen Gestalten, was ich noch bei keinem seines Stammes, am wenigsten bei Auerbach, gefunden habe. Und wenn es nicht ein wirkliches sich Einsfühlen wäre, so würden diese Erzählungen von einer geradezu staunenswerthen psychischen Anpassungsfähigkeit ihres Verfassers zeugen. In seinen Gedichten aber hat David gezeigt, daß doch keiner aus seiner Haut herauskann, obwol man das nach den Erzählungen gerade ihm am ehesten zugetraut hätte.

Man wird aus dem Gesagten die Ueberzeugung gewinnen, daß ich mit den besten Hoffnungen an David's Gedichte herangegangen bin, ja in der Erwartung, mit einem ebenso starken Eindrucke von ihnen wegzugehen, wie von seinen Erzählungen. Und jetzt, da ich dieses schreibe, ist mir als Eindruck nur das geblieben, was ich oben wiedergegeben habe. Daß manches Anmuthende, vieles wirklich aus dem Herzen Quellende in diesen Gedichten ist, wird jeder Leser finden; ab und zu auch Spuren jener objectiven Lyrik, wie ich sie heißen möchte, deren Vertreter besonders Konrad Ferdinand Meyer ist. Man höre das „Hussiten-Lied", bei welchem ich die Schlußpointe deshalb besonders glücklich finde, weil sie im Munde der Hussiten wohl möglich ist, und doch gerade so viel sagt, als der geläuterte Sinn des heutigen Lesers unwillkürlich dazudenkt. Das ist eben keine Heine'sche Pointe, denn sie zerstört das Vorhergegangene nicht.

Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen,
Im Kampfe zu sterben ist unser Begehr,
Nur suchen im Tod wir Genossen.

Wir wollen in Schlachten, im währenden Streit
Den Himmel der Seligen erben —
Und hinter uns schweige die Einsamkeit
Und vor uns brause Verderben.

Und die Städte sind wüst, und die Fluren stehn leer,
Wie versengt, wie verödet von Schloßen;
Wir haben's gethan: für den Kelch, für die Lehr',
Für das Blut, das am Kreuz geflossen!

Als charakteristisch und zum Beleg für meine Ausführungen stehen hier die Gedichte „Von Zweien":

Er spricht:

Ich bin die Glut, ich bin die Flamme,
Du bist wie Seehauch sanft und lind;
Ich bin aus Judas finsterm Stamme,
Du bist ein blond Germanenkind;
Dir starb von Bethlehem der Seher,
Ich habe Heiland nicht noch Heil;
Und jedem anderen wird eher
Als mir dein reines Herz zutheil.

Ich nannte nie ein Heim mein eigen,
Du wohnst im wohlgefugten Hag;
Mein Reich sind Finsterniß und Schweigen —
Du selber bist ein Maientag;
Und doch, ich lasse dich mit nichten:
Nah' ist die Stunde, wie mir scheint,
Da deinem Tag, dem ewig lichten,
Die Nacht zum Dämmern sich vereint. . . .

Das Mädchen:

Vorüber zog er mir im ersten Grauen:
Ich sah ein todesfarb und ernst Gesicht;
Zwei Augen glühten unter dunkeln Brauen
So traurig, wie ein Allerseelenlicht;
Im Abendwinde flog sein schwarzes Haar,
Gehob'nen Hauptes durch die Menge schritt er:
Vorüber zogst du wie ein Ungewitter
Und meine Seele folgt dir immerdar. . . .

David gehört durchaus zu den modern empfindenden Dichtern, aber er geht nicht in modernen Stoffen und Schlagwörtern unter, sondern er hat eine Ahnung, daß noch etwas „dahinter" ist, was die ganze „Moderne" überdauern wird. Ganz und gar ein moderner Dichter, und keineswegs unbegabt, ist Julius Brand (Nr. 2). Liederlich gebaute Verse, liederlich corrigirte Druckbogen, das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses und „wissenschaftliche" Anmerkungen kennzeichnen ihn von vornherein als den richtigen Jünger der „Moderne". Der richtige „moderne" Dichter hat natürlich keine Ahnung, welch ein Armuthszeugniß er sich ausstellt, wenn er uns vor Genuß seiner Dichtung „Astaroth's Todtengericht" einlädt, zu vergleichen Ebing „Psychopathia sexualis". Ob wir die Wahrheit seiner Dichtung in einem wissenschaftlichen Werke finden oder nicht, ist uns ganz gleichgültig: die Dichtung selbst muß uns ihren Inhalt wahr erscheinen lassen — mit welchen Mitteln immer, auch mit denen der schönen oder der modernen häßlichen Täuschung! Dafür aber reicht die Begabung Brand's nach diesen Proben nicht aus. Möglicherweise später einmal. Inzwischen findet er vielleicht auch Zeit, seinen unbegründeten Haß gegen den „Nazarener" zu revidiren und einige geschichtliche Studien zu machen. Dabei wird er dann wol auch auf die Frage stoßen: was wir wären ohne den „Nazarener". Daß das Christenthum der Venus Astaroth nicht eben hold ist, wollen wir ja gewiß nicht leugnen — ich setze voraus, daß der Verfasser religionsgeschichtlich so weit orientirt ist, um die Bezeichnung Astaroth zu verstehen; aber ebenso gewiß ist, daß das Christenthum in keiner Weise einen Gegensatz gegen das bildet, was man bisher noch, wenigstens in germanischen Landen, unter Liebe versteht.

Flüchten wir uns aus der schwülen Luft der „Psychopathia sexualis" in den „Schaukelstuhl" Adolf Brecher's (Nr. 3). Daß es möglich wäre, die Art der Fabeldichter Pfeffel, Gellert u. a. am Ende des 19. Jahrhunderts aufleben zu lassen, hätten wir nie gedacht, und doch: hier wird's anmuthiges Ereigniß. Davon zwei Proben:

Renommée.

Stets braucht die Menge einen Götzen.
Such' dich in Renommée zu setzen,
Mag dann ein andrer Bessres schaffen,
Er wird dir nicht den Ruhm entraffen.

Klytander hatte einen Namen
Sich einst erworben in der Kunst,
Der Thiere Stimmen nachzuahmen,
Das Schwein besonders, wie es grunzt,
Copirte er ganz meisterlich.
Abdera war ganz außer sich,
Wenn sich Klytander hören ließ.
'S ist wirklich wunderbar, so hieß
Es allerwärts bei Hinz und Kunzen:
Kein andrer weiß so gut zu grunzen.
Wohl gab es manche, die sich mühten,
Klytandern selbst zu überbieten,
Vergebens — eitel Stümperei,
Rief alles, so naturgetreu,
So künstlerisch vollendet grunzt
Klytander nur und keiner sunst.

Da eines Tages trat ein Mann
Hervor und fing zu grunzen an.
Als ihn die Abderiten hörten,
Sie sich des Beifalls kaum erwehrten,
Denn dieses Grunzen tönte schier,
Als käm's von einem Borstenthier,
Doch schon nach einer kurzen Weil'
Gewann das günstige Vorurtheil
Für ihren vielgepriesnen Meister
Die Herrschaft über ihre Geister.
„Das hört sich wohl natürlich an",
So riefen sie, „allein er kann
Sich mit Klytander nicht vergleichen,
Klytander ist nicht zu erreichen."
Da fährt der Mann mit seiner Hand
Hinter sein faltiges Gewand,
Er zieht ein Ferkel draus hervor
Und hält's vor allem Volk empor.
Die Abderiten stehn betroffen
Und halten ihre Mäuler offen.
Doch schon nach wenigen Secunden
Haben sie wieder sich gefunden.
Ein Ferkel ist's, man merkt' es gleich,
Es quiekte mehr, das klang zu weich
Und hat uns drum nicht täuschen können.
Doch grunzen, was man so darf nennen,
Recht wie ein ausgewachsnes Schwein,
Das kann Klytander ganz allein.

Die frommen Fakire.

Auf seinem Krankenbette
Gelobte Schach Bahar,
Wenn Allah ihn errette
Aus Krankheit und Gefahr,
Daß er zweitausend Piaster in Gold
Den frommen Fakiren spenden wollt'.

Und als vom Fuß zum Scheitel
Ganz heil er wieder war,
„Nimm diesen vollen Beutel",
Sprach er zum Defterdar,
„Vertheil' ihn unter die frommen Fakirs,
In schwerer Stunde gelobte ich mir's."

Noch ging der Tag nicht nieder,
Da kam der Defterdar,
Den Beutel bracht' er wieder,
Voll, wie er morgens war,
„Herr", sprach er, „vergebens macht' ich die Tour,
Von frommen Fakiren fand ich nicht die Spur."

Der Schah sich schier erboste
Und sprach: „Wie, hör' ich recht?
Du bist wohl nicht bei Troste,
Wenn nicht gar angezecht.
Es müssen in dieser Stadt allein
Zweihundert fromme Fakire sein."

„Das war's, was ich auch dachte",
Der Defterdar versetzt,
„Als ich auf den Weg mich machte,
Ich weiß es besser jetzt.
Wohl eine große Menge ich fand,
Die trugen das fromme Fakirgewand.

Doch fand sich unter diesen
Auch einer nicht zur Noth,
Der's Geld zurückgewiesen,
Da ich es an ihm bot,
Drum gibt es, das scheint unleugbar mir,
In dieser Stadt keinen frommen Fakir."

In dieser Art hat Brecher alte und neue Schwänke uns mundgerecht gemacht, und man wird sich nach diesen zwei Proben unschwer eine Vorstellung machen, was man in dem nach Art der Werke aus Liebeskind's Verlag ausgestatteten Büchelchen zu suchen hat und dem Dichter gern sein Vorwort „An den Leser" unterschreiben:

Du siehst, Verehrtester, nicht viel verspricht es,
Doch wird es auch sein Wort zu halten wissen.

Man wandelt ja hier nicht auf den Höhen des Parnasses, sondern man raucht dabei seine Cigarre und verdaut im Schaukelstuhl! Während man sich dieser angenehmen Beschäftigung hingibt, greift man auch etwa nach August Dickel's „Ritterbraut" (Nr. 4), um nach ganz kurzer Zeit zu finden, daß eine halbwegs gute Cigarre einem einen ganz andern geistigen und seelischen Genuß gewährt als diese Liebesgeschichten aus der Ritterzeit, welche als Product des waschechtesten Dilettantismus unter jeder ernsthaften Kritik sind. Da ist es ja immer noch ein gutes Zeichen, wenn sich die Kritik überhaupt mit einem Gedichtbändchen beschäftigt. Und dieses gute Zeichen wollen wir gern über Rudolf Liebisch (Nr. 5) leuchten lassen, wenn wir auch gestehen, daß wir nicht sehr befriedigt von seinen Gedichten geschieden sind. Ab und zu etwas wirklich Volksmäßiges, oft aber auch verdorben durch den Verstand des Gebildeten; da und dort ein Klang, der aus einem Dichterherzen zu kommen scheint; dann wieder unwahrscheinliches Leid und daneben ein Stück glaubhaften Humors und manchmal ein dichterisch geschautes Bild — das ist eigentlich schon so viel des Guten, daß ich fürchte zu viel gesagt zu haben, wiewol ich wahrlich nicht zu denjenigen gehöre, welche sich die Hände reiben, wenn sie möglichst viel Schlechtes über ein Buch sagen können. Hier eine Probe, vielleicht die beste:

Die Lerche.

An offener Gruft der Priester steht,
Im Lenzhauch verklingt das Todtengebet,
Ein blühendes Kind, sechs Jahr alt kaum —
Verwelkt und gestorben — dahin wie im Traum!
Und an des trauernden Gatten Arm
Die Mutter schluchzt in blutigem Harm . . .

Ein Schweigen waltet, so tief und still,
Das keiner, keiner stören will —
Die Augen nur in dumpfen Gedanken
Irren von Gruft zu Gruft verstohlen,
Die Gräser auf den Hügeln wanken,
Wie wenn die Todten Athem holen . . .

Da plötzlich leise,
Wie eine Weise
Aus Himmelshöhn,
Durchklingt mit silbernem Getön
Des Friedhofs kirchenstillen Raum
Ein Vogellied.
Und aus dem Ried
Sich eine Lerche schwingt,
Und singt, und singt —
In immer vollern, süßern Weisen,
Als wolle sie den Schöpfer preisen!
Und lauschend stumm die Menschen stehn,
Wie wenn ein Wunder wär' geschehn . . .

Der Mutter aber wie im Traum
Die Thränen allgemach versiegen.
Sie sieht den Vogel höher fliegen,
Und wie sie heimwärts wandern muß,
Erklingt ihr wie ein Liebesgruß
Von des verlornen Kindes Seele
Der Jubelruf der Lerchenkehle!

Mit begeisterten Worten preist die Herausgeberin von Emma Matthys' Gedichten (Nr. 6) die Verfasserin. Sie scheint eine vortreffliche Frau und Lehrerin gewesen zu sein (geb. 1844, gest. zu Bern 7. Juli 1890) und hat mit Gelegenheitsgedichten ihre Vaterstadt gar oft entzückt. Diese Gedichte fehlen hier; ob mit Recht oder Unrecht, wissen wir nicht. Was uns gespendet ist, immerhin noch eine recht stattliche Anzahl Gedichte, zeigt, daß Emma Matthys etwas vom Wesen der Dinge geahnt hat, mehr als manche berühmte Frau und mancher namenstolze Dichter. Daß die Gedichtsammlung trotz der Eintheilung in bestimmte Rubriken einigermaßen den Eindruck des Krausen und Bunten macht, kommt wol mit auf Rechnung der Dichterin. Etwas wirklich Bedeutendes enthält die Sammlung nicht, aber so viel des Liebenswürdigen, Herzerfreuenden und Gewinnenden, daß man die Dichterin lieb gewinnt und mit ihr ihre Dichtungen. Es fällt mir schwer, eine oder einige charakteristische Proben auszuheben; man muß das Ganze als Ganzes nehmen und wohlwollend gesinnt sein. Immerhin ist es charakteristisch für eine Gedichtsammlung, wenn man nach genauer Lektüre vorn, hinten und in der Mitte suchen muß, um einige charakteristische Belege für den Leser zu finden, der die Sammlung nicht kennt, und wenn einem hierbei sozusagen der Leitfaden immer wieder aus den Händen gleitet. Die, welche die Dichterin gekannt haben, mögen es beurtheilen, ob ich mit der Mittheilung folgenden Gedichts das Charakteristische getroffen habe. Es heißt „Trost":

Es ärgert mich die frömmelnd hohle Phrase,
Wenn man von einem Todten tröstlich spricht:
„Ins beff're Jenseits ward er abberufen!
Ihm ist ja wohl! Wer weiß denn, was noch alles
In dieser Sündenwelt auf ihn gewartet!"
Das heißt verkehren, undankbar entehren
Das schöne Christenwort: „Dein Wille, Vater,
Dein Wille soll geschehen, nicht der meine!"
Die Welt ist schön; der Mensch ist reich erschaffen;
Der Aermste auch hat seine Sonnenblicke, —
Daß schnöder Undank ist, so selbstverständlich
Von einem bessern Jenseits dreist zu fabeln.

Du, jamm're nicht mit Pharisäermienen,
Daß arge Sündenwelt dich hab' umfangen;
Du, sorge nur in deinem kleinsten Kreise,
In Menschenliebe treu das Deinige zu thun.
Schau nicht verächtlich auf dies Erdenleben,
Liebäugelnd mit dem unbekannten Land,
Das, weil geheimnißvoll, dein Sehnen kitzelt,
Wie Festgeschenke, tief im Schrein verborgen,
Die neugierheißen, ungeduld'gen Kinder.

Und fader Trost ist's, Trauernden zu sagen:
„Wer weiß, was dieses Todten noch gewartet,
Wenn länger er gelebt?! — er ruht im Frieden."
Ja wohl, wer weiß! Doch weil es eben niemand
Kann wissen, weil ein jeder, bald so, bald anders
Um einen lieben Todten herzlich trauert,
Kann es nicht tröstlich sein, dein weises Wort.

Mich mahnet solche Red' an einen Wandrer,
Der, wenn ein voller Becher ihn gelabet,
Den Trunk dann schlecht heißt, wenn er ihn genossen,
Nur weil ihm nichts mehr übrig ist geblieben.
Es ärgert mich die frömmelnd hohle Phrase,
Wenn man von einem Todten tröstlich spricht:
Ins beff're Jenseits ward er abberufen!
Ihm ist jetzt wohl! Wer weiß denn, was noch alles
In dieser Sündenwelt auf ihn gewartet!"

Sind wir auf schöner Erde, was wir sollen,
Sind rechte Menschen, dann wird Gottes Lieben
Auch weiter sorgen, uns auch weiter führen,
Ganz ohne unser Seufzen, unser Klügeln!
Uns sein zu freuen, gab uns Gott dies Leben,
Nicht, müden Hoffnungsträumen nachzustreben.

Ganz vorzüglich, kurz und treffend und echt dichterisch empfunden ist, trotz des prosaischen Anfangs, das kleine Sinngedicht „Romantisch":

Es sehnt sich ein Mädchen ins Unglück hinein:
„O Schmerz, wie romantisch, wie schön mußt du sein!
O kämest du, mich zu begrüßen!!"
Und siehe, er kam, und er eilte der Schmerz,
Und fand ein gar kleines, gar thörichtes Herz,
Ging weihelos an ihm vorüber.

Und derartige nette Sachen finden sich in der Sammlung viele. Nach welchen Grundsätzen die Herausgeberin die Strophen und Zeilen der Gedichte bald eingerückt, bald in der Linie gelassen hat, ist mir durchaus unerklärlich geblieben. Bei einer etwaigen weitern Auflage bitten wir im Interesse des Lesers um normalen Druck.

Mit den Gedichten des Amerikaners Edgar Allan Poë (geb. 1809, gest. 1849) macht uns Hedwig Lachmann (Nr. 7) bekannt. Die vorausgeschickte Lebensbeschreibung verräth starke Frauenhand und Frauengemüth, gibt aber interessante Einblicke in das dichterische Schaffen dieses merkwürdigen Menschen. Ich kenne die Originale

dieser Gedichte nicht, kann mir also auch kein Urtheil erlauben, inwieweit die Uebersetzerin ihrem Grundsatz nachgekommen ist, den sie im Vorwort dahin feststellt: „Ich habe mich von dem Glauben leiten lassen, daß man dem Dichter am ehesten zu seinem Rechte verhilft, wenn man ihn in seiner Wesenseinheit zu erfassen sucht, und daher in erster Linie danach gestrebt, mit dem gedanklichen Inhalt die Stimmung wiederzugeben.“ Sie scheint demnach frei übersetzt zu haben; andererseits aber doch so getreu, daß sie die unserm Gefühl durchaus widerstrebenden Wiederholungen von Worten und Sätzen unbedenklich wiedergibt. So z. B.:

Das sich gewaltsam und reißend
Hinunterstürzt und verliert,
Hinunterwälzt und verliert.
Unsere Rede war ernst und gemessen,
Die Gedanken welk und verdorrt,
Die Gedanken lahm und verdorrt,
Das Gedächtniß war pflichtvergessen,
Denn es mahnte uns nicht an den Ort,
An die Zeit nicht, und nicht an den Ort.
Wir ahnten nicht Ort und nicht Stunde
Und nicht den Monat im Jahr,
Den unseligen Monat im Jahr,
Daß es nahe dem heimlichen Grunde
Und dem bleiernen Wasser war.

Das ist declamatorischer und für Declamation geeigneter Klingklang, welcher dem deutschen Leser und in deutscher Sprache die Stimmung nicht erhöht, sondern stört. Ebenso dürfte die Uebersetzung Poë's entsetzliche Perioden, die zudem äußerst prosaisch klingen, in kurze Sätze auflösen. Ich gestehe, daß manches Gedicht mir dunkel geblieben ist; ob durch meine Schuld oder durch die der Uebersetzerin oder des Dichters, das vermögen vielleicht andere besser zu entscheiden als ich.

Richard Weitbrecht.

Aus dem Reichslande.

Briefe aus Elsaß-Lothringen. Von Emil Kühn. Leipzig, G. Lang. 1892. Gr. 8. 2 M.

Unter den zahlreichen Schriften, die in den beiden letzten Jahrzehnten über die Zustände in den Reichslanden und die Ergebnisse ihrer bisherigen Verwaltung erschienen sind, ist die vorliegende vielleicht die bedeutendste und beachtenswertheste. Allerdings wird sie, indem sie manche bei uns schon festgewurzelte Illusionen über die weit fortgeschrittene Assimilirung Elsaß-Lothringens gründlich zerstört, vielfachem Widerspruch begegnen, möglicherweise sogar dem Verfasser Unannehmlichkeiten bereiten; aber sie wird zugleich mit ihrer rückhaltlosen Darstellung der von einem scharfsichtigen Augenzeugen und theilweise Betheiligten gemachten Beobachtungen, mit ihrer schonungslosen Aufdeckung der früher begangenen und noch keineswegs durchweg verbesserten Misgriffe in der Verwaltung des Landes und der Behandlung seiner Bewohner, nicht nur auf die öffentliche Meinung vielfach aufklärend und berichtigend einwirken, sondern dürfte auch an maßgebender Stelle wol kaum ohne Einfluß bleiben.

Der Verfasser, ein Altdeutscher, und, wie man aus mannichfachen Andeutungen, zumal aus seiner Vorliebe für „das friedericianische Regiment“ schließen darf, ein altpreußischer Conservativer, Amtsrichter in dem lothringischen Städtchen Lörchingen, hat das Verfahren der straßburger Centralregierung und ihrer Organe offenbar seit einer längern Reihe von Jahren mit steigender Unzufriedenheit beobachtet und — als richterlicher „Außenbeamter“ ohne allen Einfluß auf die Verwaltung — sich endlich entschlossen, alles, was er über die politische und wirthschaftliche Lage in den Reichslanden an Beobachtungen, Erfahrungen und Gedanken gesammelt hat, durch die Presse zu veröffentlichen. Sein ausgesprochener Zweck war dabei, „in Elsaß-Lothringen selbst deutschen Sinn und Gemeingeist zu fördern; im weitern Vaterlande Verständniß und thätige Theilnahme zu erwecken“. Wenn er dabei ihrer Zwanglosigkeit wegen die Briefform gewählt hat, so kommt das dem Buche durch die größere Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung zu gute; auch dürfte sich die Hoffnung des Verfassers, durch dieselbe einen größern Leserkreis zu finden und ihm die Wärme, die ihn selbst für seinen Gegenstand beseelt, mitzutheilen, voraussichtlich erfüllen. Andererseits verliert die Schrift dadurch freilich an Uebersichtlichkeit, an streng logischer Entwickelung und bringt häufige Wiederholungen zumal der Grundanschauungen des Verfassers. Der Stoff ist ihm unter den Händen so gewachsen, daß die Briefform sich eigentlich als unzulänglich erweist. Er bekennt das selbst, erklärt aber, daß ihm eine Umarbeitung, die auch wegen der allerdings hier und da hervortretenden Nachlässigkeiten und Härten des Stils zu wünschen gewesen wäre, zur Zeit unmöglich gewesen sei. Ein Adressat ist in den Briefen nirgends genannt, doch deutet eine Stelle (S. 137) darauf hin, daß er dabei einen höhern Verwaltungsbeamten der straßburger Regierung wenigstens im Sinne gehabt hat.

Der Inhalt der sechs Briefe behandelt alle Verhältnisse des Landes, die geistigen wie die materiellen, die politischen wie die wirthschaftlichen — natürlich nicht alle mit gleicher Sachkenntniß, wie das Kühn selbst freimüthig eingesteht. So ist beispielsweise, was er über die öffentliche Erziehung in den Schulen sagt, ebenso lückenhaft wie anfechtbar. Dagegen ist der Hauptvorwurf, der sich freilich vor allem gegen das Manteuffel'sche System richtet, aber auch unter dem gegenwärtigen noch nicht ganz gegenstandslos geworden ist, ohne Zweifel wohlbegründet. Er richtet sich gegen den darin hervortretenden Mangel an

nationaler Selbstachtung, die bureaukratische Behandlung der Staatsgeschäfte und vor allem gegen die einseitige Bevorzugung der „Notabeln", die man, obgleich sie sich von jeher als das entschieden deutschfeindlichste Element im Lande erwiesen haben, doch stets nur mit Sammthandschuhen angefaßt, ja sogar für die besten Stützen der Verwaltung angesehen und zur Mitregierung herangezogen habe. Die Schöpfung des aus ihnen allein gebildeten Landesausschusses erklärt der Verfasser für einen Hauptfehler, wie er denn überhaupt auf den Parlamentarismus übel zu sprechen ist und dessen Einführung in dem eroberten Lande für eins der größten Hindernisse der raschen Germanisirung und Assimilirung hält. Die Charakteristik der derzeitigen französischen Bourgeoisie, die bekanntlich auch in der Republik noch immer die Gewalt in Händen hat, und aus der das fast ausschließlich an das Geld geknüpfte Notabelnthum in Elsaß-Lothringen hervorgegangen ist, das „Regierung und Recht nur nach dem Geldwerth abzuschätzen gewohnt", ist hart und schneidend, aber in der Hauptsache zweifellos zutreffend; ihm sei das reine Pflichtbewußtsein, wie wir es verlangen und erwarten, ganz abhanden gekommen und mit unerträglichem Hochmuth blicke es herab auf das Deutschthum, dem es selbst doch entstammt. Unter Manteuffel seien die Notabeln Alleinherrscher gewesen. Statt sich an das Volk zu wenden, das an „die Schneide" des französischen Regiments gewöhnt, sehr fügsam sei, und den altpreußischen Geist der Zucht und Ordnung mit Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen alle zu verbinden, sei man der politischen Mode gefolgt und habe „die ewigen Grundlagen des Staats dem Götzendienste vorübergehender Geistesströmungen preisgegeben. Zugleich habe man viel zu viel Rücksicht gegen die französische Sprache bewiesen, was die Elsässer dann einfach als eine ihrem (!) Idiom gebührende Huldigung aufgefaßt hätten."

„Noch immer", so heißt es an anderer Stelle, „beherrschen die Gegenmächte: Notabelnwesen, französische Sprache, französische Anschauung in Recht und Sitte, französische Selbstsicherheit, Selbstüberschätzung und Beschränktheit die Seele des Volks, und sie thun dies nicht nur durch ihre eigene Kraft allein, sondern auch durch die Art, wie wir die Herrschaft geführt haben." Zumal in den untern Beamtenkreisen hat nach Kühn's Versicherung die Notabelnwirthschaft „in dem Mantenffel'schen Tempo" so entsittlichend gewirkt, daß weitere zehn Jahre dieses Regiments dem Lande geradezu russische Zustände gebracht haben würden.

Die katholische Geistlichkeit, wenn sie auch nicht geradezu gegen uns demonstrirt, stellt doch durch ihr ganzes Gehaben, ihr Auftreten, ja schon durch ihr äußeres Erscheinen (die französische Abbétracht) einen Protest gegen das Deutschthum und den Cultus der französischen Vergangenheit dar. Alle „Adiaphora", wie z. B. die Aussprache des Lateinischen beim Gottesdienste, sind französisch bis auf den heutigen Tag. Bei der Aufbesserung der Gehalte hätte man hier viel erlangen können — es wurde versäumt. Die Evangelischen, Geistliche wie Laien, tragen im ganzen mehr deutschen Charakter, wenn auch, wie die mülhäuser Fabrikherren, vielleicht die schlimmsten Französlinge des ganzen Elsasses, beweisen, mit zahlreichen Ausnahmen.

Mit der gegenwärtigen deutschen Schulerziehung überhaupt wenig einverstanden, stellt der Verfasser fest, daß das erzieherische Element in der Volksschule in Elsaß-Lothringen mehr als im übrigen Deutschland vernachlässigt ist, besonders insofern es sich um die Zuführung der Jugend zum Deutschthum handelt. Er verlangt vor allem vollständige Ausmerzung der französischen Sprache, „dieses Feldzeichens unserer Gegner", aus dem Unterrichtsplane. Doch gibt er zu, daß es in diesem Punkte in den letzten Jahren wesentlich besser geworden sei. Von den höhern Unterrichtsanstalten weiß er wenig zu sagen, hebt jedoch rühmend hervor, daß die humanistischen Gymnasien jetzt deutsche Luft athmen und ausströmen. Die Existenz der Universität Straßburg betrachtet er als einen schweren Schaden für das Deutschthum, da sie einen Zwitterzustand der elsässischen Studenten, eine Art „Mestizenthum" begründe, da diese sich als Bürger zweier Nationen betrachteten und benähmen. Mindestens müsse der Grundsatz durchgeführt werden, daß kein Elsaß-Lothringer in den ersten zwanzig Jahren Anspruch auf Anstellung im Lande habe (!).

Von der materiellen Lage des Landes, zumal der landwirthschaftlichen, entwirft er ein trauriges Bild. Daß der Preis des Hauptproduktes, des Weizens, zu niedrig, die Zinsen für die Bauern zu hoch seien, ist ja freilich keine specifisch elsaß-lothringische Klage. Aber das Schlimmste sei, daß das Mark des Landes in Frankreich verzehrt werde, wo die meisten großen Grundbesitzer der Reichslande lebten. Gegen die Juden als Güterschlächter und Wucherer herrsche in Elsaß-Lothringen ein furchtbarer Haß. Doch darf man hier nicht übersehen, daß der Verfasser selbst nicht ohne einen Anflug von Antisemitismus ist. „Die Juden sind uns fremd geblieben und wollen es bleiben", sagt er einmal. Er verlangt eine einschneidende Reform der Agrargesetzgebung, energisches Eingreifen des Staats, zumal staatliche Uebernahme des Creditwesens für den kleinen und mittlern Grundbesitz.

Für das im Elsaß wie anderswo darniederliegende Handwerk verlangt Kühn einen neuen Rahmen für die abhanden gekommene Organisation und meint, „es sei thunlich, demselben gegenüber der Großindustrie gewisse Gebiete zu reserviren" (?). Er gibt im ganzen der alten französischen Finanz- und Steuergesetzgebung den Vorzug, bedauert die Aufhebung des Tabaksmonopols, legt den Fortschritten auf dem Gebiete des Verkehrswesens nur einen geringen Werth bei und kommt schließlich zu dem Ergebniß: „Eine erleuchtete, von großen Gesichtspunkten ausgehende, das Wohl der Bevölkerung im ganzen energisch verfolgende Politik haben wir auch auf dem Gebiete der materiellen Interessen nicht geführt."

Was ist nun gegen alle diese Uebelstände zu thun, wie ist das Versäumte nachzuholen, das Verfehlte wieder gut zu machen?

In erster Linie verlangt Kühn, während man noch immer die Rekrutirung des Beamtenthums aus dem Lande selbst anstrebe, die Ausschließung der Einheimischen von allen Staatsämtern und den Ersatz für sie durch die tüchtigsten Kräfte aus Altdeutschland, und zwar hauptsächlich nicht wie bis jetzt solcher aus den Rheingegenden, sondern vorwiegend aus den altpreußischen Provinzen; außerdem Beschränkung des „hypertrophischen höhern Beamtenthums und der Vielregiererei von oben, Zurückführung der Centralstelle auf zwei Ministerien, Einschränkung der Befugnisse des Landesausschusses und mindestens parlamentarische Trennung von Elsaß und Lothringen, die außer der französischen Tradition nichts miteinander gemein hätten.

Als ein Bollwerk und eine Festung gegen Frankreich ist unser Land annectirt worden — als eine Festung Deutschlands muß Elsaß-Lothringen auch weiterhin angesehen werden. Also weitgehende Dictatur und für die Dauer derselben — Moltke meinte fünfzig Jahre — nieder mit dem Parlamentarismus!

Ob dadurch das „innere Verwachsen", das der Verfasser doch als Ziel im Auge hat, gefördert werden würde?

Auf die einzelnen bei den Nachwahlen zum Reichstage erzielten Erfolge legt Kühn keinen bedeutenden Werth, so wenig wie auf die Aeußerungen und die Haltung des nationalliberalen Abgeordneten Petri und des freikonservativen Höffel. „Man macht denselben viel zu viel den Hof, als erwiesen sie uns eine Wohlthat. . . . Wir brauchen Elsaß-Lothringen, nicht die Elsaß-Lothringer; sie mögen zu uns kommen." Auch Fürst Hohenlohe faßt ihm die elsaß-lothringische Frage zu sehr als eine der großen Politik auf, während sie in Wahrheit eine Verwaltungsfrage sei, und lege zumal noch zu viel Gewicht „auf das, was sich Volksvertretung nennt".

Kein unbefangener Leser kann einen Augenblick zweifeln, daß der Verfasser dieser Briefe darin nur ausspricht, wovon er fest überzeugt ist und daß er vollkommen guten Glaubens ist, wenn er sagt: „Mein Leitstern war ungeschminkte Wahrheit, in deren sicherm Besitz ich mich weiß." Eine andere Frage aber ist, ob, was ihm als Wahrheit erscheint, auch immer mit der objectiven Wirklichkeit zusammenfällt. Wir möchten diese nicht unbedingt bejahen. Es scheint uns, als träte hier und da eine vielleicht mit seinen politischen Grundanschauungen wie mit seinen persönlichen Erfahrungen zusammenhängende Einseitigkeit und Schwarzseherei hervor, die ihm selbst nicht zum Bewußtsein gekommen, aber geeignet sind, die Dinge hier und da in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen.

Wenn deshalb aber schon alle aufmerksamen Leser und vielleicht noch mehr jene Kreise, für die das Buch wol in erster Linie bestimmt ist, hier und da den Kopf schütteln werden, so zweifeln wir doch nicht, daß es nicht ohne wesentlich günstige Einwirkung auf die künftige Auffassung und Behandlung der Angelegenheiten unseres neuen alten Reichslandes, dessen Bewohner wir so gern wieder als gleichgesinnte Brüder begrüßen möchten, bleiben wird.

Otto Speyer.

Religionsgeschichtliche Schriften.

1. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Johann Anton Theiner und Augustin Theiner. Bevorwortet von F. Nippold. Zweite Lieferung. Barmen, Klein. 1892. Gr. 8. 75 Pf.

Der hochwillkommen zu heißende Neudruck des berühmten Theiner'schen Werks führt uns in dieser zweiten Lieferung bis zu Hieronymus' Auftreten gegen den Bekämpfer der Ehelosigkeit, Jovinian. Wie damals die Dinge bereits standen, läßt sich schon aus der polternden, alles Maß überschreitenden Art ersehen, wie Hieronymus seinen Gegner behandeln zu dürfen glaubt. Er nennt in seiner gegen Jovinian gerichteten Schrift diesen den unzüchtigen, gefräßigen Epikur der Christen, einen Knecht der Laster und der Wollust, einen Hund, der zu seinem Gespei zurückkehre, der sich rühme ein Mönch zu sein, der sich aber nach dem schmuzigen Rocke, den bloßen Füßen, dem Hausbrot und Wassertrinken zu weißen Kleidern, einer glänzenden Haut, zu Honigwein und schmackhaft bereitetem Fleisch, zu den Künsten des Apicius und Paxamus, zu Garküchen und Wirthshäusern begebe u. s. w. Die Wogen müssen schon recht hoch gehen und die Gegensätze sich recht scharf zugespitzt haben, wo eine derartige Sprache geführt wird. Und in der That, durch das ganze 4. Jahrhundert hindurch bis tief in das folgende hinein sehen wir, vorwiegend unter dem Einfluß des aufkommenden Mönchthums, fast alle hervorragenderen Geistlichen, Alexandriner, Antiochener, Abendländer, die drei großen Kappadocier, Chrysostomus, Athanasius, Epiphanius, Kyrill, Ambrosius, Augustinus nicht ausgenommen, darin einig, daß der Ehelosigkeit ein höherer Grad der Vollkommenheit beizumessen sei als der Ehe, die zwar nicht geradezu verwerflich, aber doch minderwerthig sei. Gilt das schon von der ersten Ehe, wieviel mehr von der zweiten oder gar dritten! Wer ein Weib gehabt hat, kann noch Priester und Bischof werden. Die zweite Verheirathung macht das unmöglich. Und schon gefällt man sich in weiten Kreisen unter Zustimmung des höhern und niedern Klerus in einer excentrischen, wahnwitzigen Abtödtung der Natur; eine Concubine erscheint nicht blos Augustin noch immer eher zu dulden als ein Eheweib. Wohl wird noch vereinzelter Widerspruch laut. Es regt sich das gesunde Gewissen, die Erinnerung

an die Zeit der Apostel ist noch nicht völlig erstorben. Aber das Licht brennt trübe und wird, man fühlt es der Zeit ab, über Nacht ganz auslöschen.

Die Brüder Theiner sind diesem Entwickelungsgang mit der Leuchte ihrer Forschung gefolgt, und wieder müssen wir staunen über den riesenhaften Fleiß, mit dem sie die patristische Literatur bis in ihre äußersten Verzweigungen hinein durchmustert haben. Auch nicht die versteckteste Aeußerung, das scheinbar unbedeutendste Ereigniß ist ihnen entgangen. Und lichtvoll wissen sie, was ihr Bienenfleiß gesammelt hat, zu einem Bild zu gestalten, in dem wir den treuen, zuverlässigen Zeugen der geschichtlichen Wahrheit vor uns haben, niemand zu Liebe und niemand zu Leide, es wäre denn den Leuten, die sich einbilden, es könnte jemals gelingen, die Geschichte durch das Dogma zu beugen.

Einen Beitrag dazu, wie die der Ehelosigkeit ihrer Priester sich rühmende römische Kirche sich unfähig erweist, mit ungetrübtem Auge die durch die Reformation gewonnene Aufhebung des päpstlichen Zwangsverbots zu würdigen, liefert uns die folgende Schrift:

2. Noch einmal Luther und die Ehe. Randglosse zu der römisch-katholischen Flugschrift unter gleichem Titel von G. Fuchs. (119. Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens".) Stuttgart, Belser. 1891. 8. 60 Pf.

Es ist traurig, daß solche Schriften, wie die vorliegende, die darauf ausgeht, die Lauterkeit in Lehre und Wandel unsers deutschen Reformators zu vertheidigen, heutzutage nöthig sind. Ist auch nicht die Hoffnung zu hegen, daß den Adepten der Janssen'schen Afterforschung, den Herren „Gottlieb", Brunner, Majunke, Schön und Consorten, dadurch der Staar gestochen wird oder sie wenigstens bei der Mehrzahl der Leser ihres armseligen Geschreibsels der verdienten Verachtung anheimfallen, so dürfen ihnen die schamlosen Verdächtigungen und Schmähungen unsers Dr. Martinus doch auch nicht ungestraft hingehen, und es ist schon als ein Gewinn anzusehen, wenn die Erzeugnisse ihrer Falschspielerkünste und Spiegelfechtereien etwas niedriger gehängt werden. Ist es schwer für einen protestantischen Schriftsteller, dabei nicht vom Zorn übermannt zu werden über die bodenlose Gemeinheit und Unehrlichkeit der gegnerischen Römlinge, so darf der verdiente Verfasser obengenannter Schrift das Lob in Anspruch nehmen, daß er durch vornehme Ruhe und reinsachliche Erörterung dem polternden Schimpfen und hämischen Verleumden seiner Widersacher den Mund stopft, besonders dem berüchtigten Ehren-„Gottlieb", der es ja liebt, ihn recht voll zu nehmen.

In die jüngste Vergangenheit führt uns:

3. Trier und der heilige Rock zu Trier von Hermann Kurtz. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. 8. 2 M.

Wenn es allein auf das Alter ankäme, könnten Bischof Korum und sein Domkapitel mit dem Ergebniß der vorliegenden linguistisch-mythologischen Schrift wohl zufrieden sein. Es ist ja bekannt, welchen Eiertanz die ultramontanen Bücher- und Zeitungsschreiber im vergangenen Sommer aufführten, als sie das Bedürfniß fühlten, die legendenhafte Ueberlieferung über den sogenannten heiligen Rock zu Trier zu rechtfertigen. Man braucht sich nur jener köstlichen Auseinandersetzung in dem römisch-katholischen „Echo der Gegenwart" vom 21. Juni 1891 zu erinnern, die man noch heute nicht ohne Erheiterung lesen kann. Da steht über das fabulose sogenannte Sylvesterdiplom, durch welches der Papst Sylvester angeblich im Jahre 317 dem Bischof Agritius von Trier den Primat über Gallien und Germanien übertrug und die in Trier erfolgte Geburt der Kaiserin Helena sowie deren Schenkung des heiligen Rocks an ihre Vaterstadt bestätigte, wörtlich zu lesen: „Diese Urkunde, welche bis in die neueste Zeit als Original betrachtet wurde, ist jetzt als solche nicht mehr anerkannt. Uns scheint sie jedenfalls nicht jedweder Grundlage zu entbehren, sie ist vielleicht die Erneuerung einer verloren gegangenen, wie dies (das Erneuern oder das Verlorengehen, oder beides?) ja häufig in alter Zeit geschah. Jedenfalls aber ist sie ein werthvolles Zeugniß, welches die trierer Ueberlieferung unterstützt; sie findet sich seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts überall angeführt, ohne daß man gegen ihren Inhalt Widerspruch erhoben hätte (!), ein Zeichen, daß man damals, wo man mit gründlicher theologischer Kritik (sic!) zu Werke ging, das von ihr berichtete Factum für wahr hielt, was sich vor beinahe 800 Jahren wol besser entscheiden ließ als heute. Die Reliquiensendung der heiligen Helena bekräftigt auch eine alte Elfenbeintafel, wol die Vorderseite eines in Stücke gegangenen Reliquiars, welche die Einbringung der großen, von St. Helena geschenkten Heiligthümer darstellte (!). Einige Fachleute nehmen als Zeit der Verfertigung das 4., andere das 5.—7. Jahrhundert an. Ueber die Zeit bis zum 11. Jahrhundert fehlen uns die schriftlichen Aufzeichnungen, was daraus zu erklären ist, daß die Stadt Trier zweimal zerstört wurde. Daß dabei manches, was uns Aufschluß geben könnte, verloren gegangen, ist bestimmt. Das einzige Zeugniß, das wir aus dieser Zeit (vor dem 11. Jahrhundert?) haben, ist die Schutzdecke, welche den heiligen Rock noch heute umgibt." Ist das nicht eine rührende Beweisführung? Aber, wie gesagt, in Betreff des Alters erwächst diesen Kleingläubigen in Hermann Kurtz ein starker Bundesgenosse. Nach der von ihm angestellten Untersuchung ist der sogenannte heilige Rock zu Trier mit seiner Verehrung eine Erinnerung an den einstigen Sonnencultus, sei es daß diese anknüpft an das Sonnenkreuzbanner des Konstantin, oder an den heiligen Teppich des Cultus der Göttin Isa (Breida), oder an den Mantel des heiligen Martin, die Fahne der Franken, oder den Rock des heiligen Wendel (Wodan), von welchem St. Wendel bei Trier angeblich Reliquien aufbewahrt. Der heilige Rock wäre demnach der Mantel des Sonnengottes, der uns in den Sagen und Mythen so vieler Länder und Zeiten, auch der Orendelsage von Trier

begegnet. Es wäre ein Symbol des Wolkenhimmels, der in der That ungenähten, grauen Wodanswolke.

In die Einzelheiten seiner Untersuchung können wir dem Verfasser hier natürlich nicht folgen. Volle Sicherheit ist auf diesem Gebiete überhaupt nicht zu erreichen. Daß aber der heute als christlich, wenigstens bei den Römischen, geltende Rockenltus mit heidnischen Erinnerungen zusammenhängt, halten wir nicht blos für möglich, sondern nach den Ausführungen von Kurtz sogar für wahrscheinlich. Nur den aus der ältern Wortform Kreuzerfindung hergenommenen Schluß möchten wir beanstanden. Kreuzerfindung ist nichts anders als Kreuzauffindung und hat mit inventio nichts zu thun.

Eine fesselnde Studie über die römische Hauptfrage aus dem Lager der griechisch-orthodoxen Kirche bringt uns:

4. Zur Unfehlbarkeit des Papstes. Aus dem Briefwechsel eines katholischen Gelehrten mit einem russischen General. Von A. A. Kirejew. Leipzig, Slawische Buchhandlung. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der vorliegende, durch einen englischen Geistlichen vermittelte Briefwechsel wird, wie schon der Titel uns belehrt, zwischen einem Fachtheologen und einem Laien, einem römischen Pater und einem griechisch-orthodoxen General geführt, und zwar über das allerneueste Dogma der Papstkirche, die Infallibilität des sogenannten Nachfolgers Petri. Stünde nicht über jedem der gewechselten Briefe der Name des Verfassers und wiese nicht der darin vertretene kirchliche Standpunkt sie von vornherein dem römischen oder russischen Schreiber zu, man würde unbedingt die Ausführungen des Laien dem Theologen und die des Fachgelehrten dem Laien zuweisen, so gediegen und überzeugend sind die des russischen Offiziers und so platt und windig die des deutschen Fachgelehrten. Man fragt sich bei dieser Art von Vertheidigung eines alles entscheidenden Fundamentaldogmas unwillkürlich: Wie ist es denkbar, daß ein Dogma, das auf so schwachen Füßen steht, daß ein gelehrter Anhänger nur mit den handgreiflichsten Widersprüchen und jämmerlichsten Sophismen das Recht seines sacrificio del intelletto vertreten kann; wie ist es denkbar, daß für ein solches Dogma in einer vielhundertköpfigen Versammlung, dem Vaticanum von 1870, sich hat eine Mehrheit finden lassen, daß ihm die stattliche Minderheit von zweihundert Abstimmenden, und gerade der gelehrtesten und geistig hervorragendsten, sich hat unterwerfen können? Wohl, die bekannte Zusammensetzung dieser Versammlung, der von Pius IX. geübte Hochdruck, der Terrorismus der curialistischen Leibhusaren, die von der päpstlichen Jesuitenpresse, und nicht blos der Presse, rücksichtslos in Scene gesetzte Gewaltherrschaft erklären vieles, und doch, was sind das für fadenscheinige Argumente, die dieser Pater X für seine Infallibilität vorbringt, obgleich man annehmen muß, daß das noch die Blütenlese einer in zwanzigjähriger Denkarbeit errungenen Erkenntniß ist. Man ist in den Reihen dieser Ultramontanen bereits so weit gekommen, sich auf ein Buch wie Hettinger's „Fundamentale Theologie" als auf ein classisches Werk zu berufen. Das zeugt gewiß von großer Bescheidenheit, aber von noch viel größerer Verlegenheit und schier heilloser Verzweiflung.

Papst Innocenz III. erklärt in dem 3. Sermon De consecratione Pontificis (Migne, 217, S. 664), die römische Kirche könne einen Papst wegen Unglaubens (propter infidelitatis errorem) absetzen. Die Constitutio Dogm. erklärt die dogmatischen Entscheidungen des Papstes für unfehlbar auch sine consensu Ecclesiae. Nun soll einer einmal die Bocksprünge sehen, die unser Pater X macht, um dem hiermit gegebenen Dilemma zu entgehen. Schwarz ist schwarz, unter Umständen aber auch weiß; zweimal zwei ist vier, es kann aber auch fünf sein — darauf kommt ungefähr die Beweisführung hinaus. Die mangelnde Logik wird schließlich, um den Nonsens zu retten, durch das freilich bequemere „Roma locuta, causa finita" ersetzt. Das Florentiner Concil hat dem damaligen Papst den höflichen Titel eines Doctor omnium christianorum gegeben — daraus macht Pater X unversehens einen Doctor infallibilis und freut sich unbändig, daß er schon im 15. Jahrhundert ein Concil von infallibilitätssüchtigen Vätern als Zeugniß vorbringen kann. Und von dieser Art sind so ziemlich alle seine Ausführungen.

Dem gegenüber versteht Kirejew seine Aufstellungen schlagend zu begründen, und wenn er zum Schluß die von ihm bekämpfte römische Lehre noch einmal mit der Aufforderung zusammenfaßt, ihre Wahrheit klar zu beweisen oder ihm ein seit 1870 erschienenes Werk zu nennen, in welchem dies geschehen ist, so weiß er selbst gewiß am besten, daß das einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Es wird viel Wasser die Newa hinunterfließen, bis den Betheiligten auch nur einmal die Erkenntniß aufdämmert, in welche Sackgasse die römische Kirche mit ihrem Infallibilitätsdogma von den Jesuiten sich hat führen lassen.

Die Discussion über diese Frage, in welche der Verfasser durch Veröffentlichung der gewechselten Briefe nun auch weitern Kreisen einen Einblick gestattet, bietet des Interessanten so viel, daß er die darauf verwandte Mühe sicher nicht zu bedauern hat, und eben das Interesse, das er uns dafür abgewonnen hat, läßt uns über die Unfertigkeit und stellenweise Unrichtigkeit des deutschen, manchmal auch des lateinischen Ausdrucks gern hinwegsehen. Wir wünschten nur der griechisch-orthodoxen Kirche recht viel solcher vorurtheilsfreien und wohlgesinnten, solcher ernstgläubigen und urtheilsfähigen Männer, dann würde auch hier manches anders und besser werden.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Nach der ersten Maiwoche vor funfzig Jahren sang Hoffmann von Fallersleben:

Und in Deutschland hallt es wieder
Ueberall von Hamburgs Brand:
Leidet eines unsrer Glieder,
Leidet unser Vaterland.

Und es tönt nach Ost und Westen
Nur Ein Ruf und Hülfeschrei
In den Hütten und Palästen:
Auf! und stehet Hamburg bei!

Niemals trat in schönrer Reinheit
Noch hervor zu einer Zeit
Solch Gefühl von deutscher Einheit,
Solch Gefühl für deutsches Leid.

In den Tagen vom 5. zum 8. Mai erneute sich die halbhundertjährige Erinnerung an das furchtbare Unglück, das Hamburg am Abend vor Himmelfahrt 1842 betroffen, da der große Brand durch 79 Stunden die ausgedehnten Stadttheile von den Ufern der Binnenalster am Alten Jungfernstieg und Alten Wall bis zum Binnenhafen, dem Johanneum und der Breiten Straße in Trümmer legte, aus denen einzig die mit heldenhafter Anstrengung gerettete Neue Börse als ein Wahrzeichen der unerschütterten Kraft bürgerlicher und kaufmännischer Tüchtigkeit des alten hansischen Gemeinwesens sich über die rings um sie gebreitete Oede erhob. Erst vor vier Jahren hat W. von Melle's treffliche Biographie Gustav Heinrich Kirchenpauer's dieses Rettungswerk eingehender geschildert. Heute liegt uns eine ausführliche nach den Acten gearbeitete Schrift vor, die auf Anregung und im Auftrage des Architekten- und Ingenieurvereins zu Hamburg die Frage beantwortet: Wer waren im letzten Grunde die Männer, durch welche nach der Katastrophe des großen Brandes Hamburg wieder aufgebaut wurde? Der Verfasser ist der Architekt Julius Faulwasser und der Titel seines lehrreichen Buchs lautet: „Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Ein Denkmal zu den fünfzigjährigen Erinnerungstagen des 5. bis 8. Mai 1842. Mit 4 Plänen und zahlreichen Abbildungen" (Hamburg, O. Meißner, 1892). Der lebendigen Erzählung vom Verlaufe des Brandes, von der Stimmung der nächsten Tage nach dem endlichen Verlöschen, vom Eindrucke des Unglücks in Deutschland und im Auslande, der von allen Seiten geleisteten Hülfe — dies auf 40 Seiten — folgt auf weitern 100 Seiten die Schilderung der neuschöpferischen Thätigkeit, die nach der vortrefflichen Haltung der hamburger Kaufmannschaft während der Schreckenstage bei der hierdurch der ganzen Bürgerschaft bald wieder zurückkehrenden Zuversicht schon binnen wenigen Wochen ihren Anfang nehmen konnte. Was die einzelnen Organe, die neueingesetzte technische Commission, in der der englische Ingenieur Lindley besonders thätig und einflußreich wirkte, aber auch Professor Semper's Gutachten über den neuen Stadtplan bedeutende Berücksichtigung fand, was ferner die Raths- und Bürgerdeputation geleistet haben, die technischen und künstlerischen Fragen, die bei dem Neubau zu lösen waren, das alles wird ausführlich erörtert und der finanziellen Seite der kolossalen Leistung gebührend Rechnung getragen. Mit dem Bau des neuen Rathhauses, dessen Grundstein nach vierzigjähriger Vorbereitung am 6. Mai 1886 gelegt wurde, reicht das Werk der Wiederherstellung Hamburgs noch in die nächstkünftigen Jahre hinein und der geschichtliche Rückblick, den das verdienstliche Buch gewährt, knüpft somit unmittelbar an die thätige Gegenwart an, ein Grund mehr, der es dieser Schrift nicht an Lesern fehlen lassen wird.

— Auf die kleine Schrift von Eugen Reichel: „Die Ostpreußen in der deutschen Literatur" (Leipzig, Karl Reißner), kann man die bekannte Kritik anwenden: Was in diesem Buche gut ist, ist nicht neu; und was in ihm neu ist, ist nicht gut. Der Verfasser sucht den Beweis zu führen, daß Ostpreußen das Hauptland der Literatur, der Kopf Deutschlands nicht nur gewesen sei, sondern auch sein und bleiben werde. Auch der neue Messias der Literatur, ein noch größerer Dichter als selbst der Ostpreuße Sudermann, wird aus Ostpreußen kommen! Die Art, wie Verfasser längst erkannte Irrthümer von neuem widerlegt, um dann, nachdem er die Leiche nochmals getödtet, als der große Mann dazustehen, wird auch dem Laien nur so lange imponiren, bis er den betreffenden Artikel im Conversations-Lexikon nachgelesen hat.

— Gegen Ende d. J. soll in Dresden ein „Literaturkalender deutscher Schriftstellerinnen" erscheinen.

Bibliographie.

Altmüller, H., Deutsche Klassiker und Romantiker. Aufsätze. Kassel, E. Hühn. Gr. 8. 2 M.

Baltha, L., Schiller's Jungfrau von Orleans. Eine Kritik im Lichte der Gegenwart. Freienwalde, F. Dräseke. Gr. 8. 30 Pf.

Bening, H., Das deutsche Reichswahlgesetz und seine Umgestaltung. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 60 Pf.

Blum, H., Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 6 M.

Cless, A., Der individualistische Communismus. Wien, M. Breitenstein. 8. 1 M.

Dahn, F., Fürst Bismarck. Rede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 16. 60 Pf.

Denkstätten deutscher Vorzeit im nieder-österreichischen Waldviertel. Volksgeschichtliche Betrachtungen. Von F. X. Kg. (Gelegentlich der Suche nach einem Orte für die Errichtung eines Jahn-Mal-Hügels.) Wien, Kubasta u. Voigt. Gr. 8. 80 Pf.

Die Ermordung des Generals Karl Ludwig von Erlach und seiner Offiziere im Uebergang 1798. Vortrag von E. B. Bern, Nydegger u. Baumgart. Gr. 8. 50 Pf.

Ferschke, H., Fausaro! Kriegsgeschichten. Illustrirt von H. Albrecht. Stuttgart, C. Krabbe. 8. 1 M.

Göler, E. A. Freih. v., An einem geschichtlichen Wendepunkt. Heilbronn, E. Salzer. 8. 1 M.

Haggard, H. R., Beatrice. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Haidheim, L., Ippolito de' Medici. Roman. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 8. 7 M.

Hamann, O., Entwicklungslehre und Darwinismus. Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur. Gemeinfasslich geschildert. Jena, H. Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Hepp, C., Der Dämon des Kaisers. Erzählende Dichtung. Leipzig, Th. Thomas. 12. 2 M. 40 Pf.

— — Gerald der Krähenhöfer. Erzählende Dichtung. Leipzig, Th. Thomas. 12. 3 M.

Jókai, M., Der Fluch des Priesters. Aus dem Ungarischen. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Koniecki, H., Wuotan. Die Götterdämmerung unserer Zeit. Berlin, G. A. Dewald. 8. 1 M. 20 Pf.

Lietzow-Berlin, P., Tanger in Marokko und Gibraltar. Reiseskizzen. Berlin, W. Zimmermann. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Menadier, J., Deutsche Münzen. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des deutschen Münzwesens. 1. Bd. Berliu, A. Weyl. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Nonnemann, F., Moderne Laiengedanken über Religion und Verwandtes. Leipzig, R. Werther. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Redlich, O., Tagebuch des Lieutenants Autou Vossen vornehmlich über den Krieg in Russland 1812. Düsseldorf. (Marburg, N. G. Elwert.) Gr. 8. 80 Pf.

Schwarz, S., Aufänge des Städtewesens in den Elb- und Saale-Gegenden. Kiel. (Leipzig, G. Fock.) Gr. 8. 1 M.

Sturmhoefel, K., Französische Königsgeschichten aus der Bourbonenzeit. Mie 42 Holzschnitten nach Zeichnungen von A. de Neuville u. a. Leipzig, O. Spamer. Lex.-8. 5 M.

Thamm, A., Das Zeitalter Kaiser Wilhelm I. oder die Zeit der Gährung Deutschlands, in Biographien dargestellt. Mit Portraits in Lichtdruck. 1. Lfg. Striegau, G. Wattenbach. Gr. 8. 50 Pf.

Troll-Borostyáni, Irma v., Aus der Tiefe. Roman. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. 8. 6 M.

Vogt, J. G., Die Unfreiheit des Willens (der Determinismus) und die Frage der Verantwortlichkeit für unsere Handlungen. Leipzig, E. Wiest. Gr. 8. 80 Pf.

Werner, E. v. (S. v. Niebelschütz), Die Kinder der Oede. Ein Roman aus der Gegenwart. Breslau, J. Max u. Comp. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Wollny, **Dr. Fr.,** Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 5 Mark.

Wollny, **Dr. Fr.,** Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Muchik

oder die

Chimu-Sprache.

Mit einer Einleitung über die Culturvölker, die gleichzeitig mit den Inkas und Aimarás in Südamerika lebten, und einem Anhang über die

Chibcha-Sprache.

Von

Dr. E. W. Middendorf.

(Die einheimischen Sprachen Perus. Sechster Band.)

8. Geh. 12 M.

Die erste ausführliche Grammatik einer wichtigen Schwestersprache des Keshua mit zahlreichen Proben der gegenwärtig allmählich aussterbenden Sprache und einer ausführlichen culturgeschichtlichen Einleitung. Die Darlegungen basiren ebenso auf langen gewissenhaften Forschungen des Verfassers an Ort und Stelle wie auf sorgfältiger Benutzung aller Quellenschriften. Angehängt ist ein Abschnitt über die untergegangene Sprache des Chibcha-Stammes.

Das Werk bildet den Schluss der mit den einheimischen Sprachen Perus sich beschäftigenden Arbeiten des Verfassers und ist wie die vorhergegangenen fünf Bände für Amerikanisten, Sprachforscher und Ethnologen von hohem Interesse und insbesondere für Bibliotheken unentbehrlich.

Die früher erschienenen Bände sind:

Das Runa Simi oder die Keshua-Sprache, wie sie gegenwärtig in der Provinz von Cusco gesprochen wird. Unter Berücksichtigung der früheren Arbeiten nach eigenen Studien dargestellt. 8. Geh. 16 M.

Wörterbuch des Runa Simi oder der Keshua-Sprache. Unter Berücksichtigung der früheren Werke nach eigenen Studien bearbeitet. 8. Geh. 48 M.

Ollanta, ein Drama der Keshua-Sprache. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen, nebst einer Einleitung über die religiösen und staatlichen Einrichtungen der Inkas. 8. Geh. 18 M.

Dramatische und lyrische Dichtungen der Keshua-Sprache. Gesammelt, übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. 8. Geh. 15 M.

Die Aimará-Sprache. Mit einer Einleitung über die frühere Verbreitung der diese Sprache redenden Rasse und ihr Verhältnis zu den Inkas. 8. Geh. 20 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade“ das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der Gesammelten Werke.)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ enthalten einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Die sechste Auflage wurde vermehrt durch einen Commentar, zahlreiche Erläuterungen, Nachweise und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer und ein vollständiges Namen- und Sachregister.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

(Mit einer Beilage von **F. Tempsky** in **Prag.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 25. — 23. Juni 1892.

Inhalt: Paul Heyse's „Merlin". Von Moritz Necker. — Anspruchslose Geschichten. Von Richard Weitbrecht. — Neue Lyrik. Von Ernst Roeder. — Zu den griechischen Tragikern. Von Richard Opitz. — Zur deutschen Städtegeschichte. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Paul Heyse's „Merlin".

Heyse's neuer Roman*), der dritte, den er überhaupt geschrieben hat, ist ohne Zweifel ein wichtiges literarisches Ereigniß unserer an solchen Ereignissen wahrlich nicht reichen Zeit. Man weiß ja, wie trotz der größten Anstrengungen und Honorare von seiten der großen Familienzeitschriften die Production an guten Romanen stockt; es erscheinen eine Menge Bücher, Novellen und Romane, aber eine Schöpfung aus dem Vollen, einen Roman im großen Stil, der sich mit dem Gesammtinhalt der Zeit beschäftigte, wie es der Ehrgeiz der Gutzkow, Spielhagen, Freytag in ihren besten Tagen war: solche Romane gibt es nicht mehr, sondern immer nur Kleinigkeiten, die oft mit virtuoser Technik gemacht sind und darum mit Recht Gefallen erregen, wie z. B. eben jetzt die meisterhafte kleine Erzählung „Iolanthe's Hochzeit" von Hermann Sudermann. Aber solche Nippsachen vermögen nicht die Nation in ihren Tiefen zu erfassen. Heyse's Roman ist nun nach langer Zeit wieder einmal ein Werk großen Stils, eine Schöpfung aus dem Vollen eines die reiche Mannichfaltigkeit des nationalen Lebens überschauenden Geistes von vornehmster Bildung, und darum nennen wir „Merlin" ein literarisches Ereigniß, wichtig nach Inhalt, Form und Persönlichkeit seines Schöpfers, mag man sich im übrigen wie immer dazu stellen. Es wird viele Debatten hervorrufen, es wird zu principiellen Erörterungen Anlaß geben, viele Grundfragen, die großen ästhetischen Gegensätze werden zur Klärung gelangen müssen, weil sie Heyse's Werk herausfordert, und das ist jedenfalls sein größtes Verdienst.

Heyse's „Merlin" ist ein fesselnd und geistreich geschriebenes Werk von unbezweifelbarem dichterischen Gehalt, aber es läßt auch einen Rest von Bedenken übrig, über die man nicht hinwegkommen kann. Diese Bedenken knüpfen sich gleich an die Hauptsache im Roman. Man erinnert sich an die Kämpfe des emporkommenden Realismus gegen die absterbende Romantik, als sie das literarische Streben selbst zum Gegenstand poetischer Darstellung machte. Was alles wurde damals gegen diese Literatur der Literatur vorgebracht! Wir wollen es hier nicht wiederholen. Aber es ist jedenfalls ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß Paul Heyse in den Mittelpunkt seines großen Zeitromans einen Dichter gestellt hat. Das thut ein Mann von der künstlerischen Einsicht Heyse's nicht, ohne vorher sehr ernstlich darüber nachgedacht zu haben. Die literarischen Gegensätze, die ganz Deutschland in zwei Lager spalten und sich mit nicht immer lobenswerther Artigkeit befehden, erschienen ihm eben charakteristisch und bedeutsam genug, um sie zur Hauptsache seines Zeitbildes zu machen, und wie immer man sich zur Ausführung dieses Motivs verhalten mag, so kann man diesen Griff Heyse's nicht tadeln. Er seinerseits hat die sorgsamste Kunst darauf verwendet, seinen Roman nicht zu einer literarischen Streitschrift zu gestalten, sondern ein rein menschliches Interesse an seinem Helden zu erwecken.

Heyse fühlt sich in einem fundamentalen Gegensatze zum herrschenden Geschmacke seiner Zeit und sein idealistischer Dichter Georg Falkner ist Vertreter seiner eigenen Meinung. Heutzutage gilt die Nachahmung der Natur, die Wiederholung der alltäglichen Wirklichkeit als der wichtigste Beruf aller Künste, der Malerei, der Poesie, zum Theil auch der Musik. Die deutsche Nation hat — nach Heyse's Ansicht — seit dem letzten großen Kriege so viele materielle Sorgen, die zahlreichen politischen und socialen Probleme heischen so dringend nach einer Lösung, daß ihr Sinn nur auf diese, nur auf das Praktische, nur auf das Nächstliegende gerichtet ist, daß sie utilitarisch von oben bis unten geworden ist und jeden Schwung verloren hat. Die Deutschen sind Philister geworden und fühlen sich von jener Poesie, die Heyse als die eigentliche erkennt,

*) Merlin. Roman in sieben Büchern von Paul Heyse. Drei Bände. Berlin, Besser. 1892. 8. 12 M.

nicht mehr angezogen. Sie haben nicht die Kraft, sich über ein fremdes, nicht gerade gestriges oder heutiges Costüm hinwegzusetzen; sie sind so ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, daß sie den Zusammenhang mit der ganzen und ewigen Menschheit verloren haben. Darum allein konnte — nach Heyse's Meinung — der Naturalismus gedeihen und sich verbreiten, darum ist das Bewußtsein vom Ewig-Menschlichen verdunkelt worden, darum darf der moderne Dramatiker historische Stoffe nicht mehr gebrauchen und die Theaterdirectoren lehnen Togastücke von vornherein ab, mögen sie in ihrem Kern so „actuell" als nur möglich sein. Indem die Zeit und mit ihr die von ihr geförderte Kunst das Gefühl und den Sinn für die ewige Natur des Menschen verliert, versinkt letztere im Schlamm und in der Roheit, die Götter verschwinden, die Schönheit hat keinen Platz auf der Welt, das heitere und doch so tiefsinnige Spiel des schönen Scheins hat keinen Sinn mehr, und wehe dem Dichter, der sein alles, seine ganze materielle und geistige Existenz darauf gesetzt hat, diesem Zeitgeschmacke zum Trotz seine Kunst zu pflegen und durchzusetzen. Die Philister lassen ihn fallen, und ihm bleibt nichts übrig, als die Waffen zu strecken. Hoffnung auf Erfolg darf er sich nicht machen.

Dies ungefähr in wenig Worten der Gedankengang des Heyse'schen „Merlin". Beachtenswerth ist, daß Heyse die Verwandlung des Geschmacks nicht auf den übermächtigen Einfluß der Naturwissenschaften und ihrer Art, die Welt zu betrachten und die Menschen zu beurtheilen, zurückführt, wie es thatsächlich geschehen ist. (Es bedarf doch nur der Erinnerung an Zola's ästhetisches Evangelium im „Roman expérimental", das die Poesie zu den Medicinern und Chemikern in die Schule schickt; auch Wilhelm Bölsche's Entwurf einer Aesthetik auf naturwissenschaftlichen Grundlagen gehört hierher.) Denn gründlicher als alle Aufklärung hat die unpersönliche naturwissenschaftliche Methode mit dem „voraussetzungsvollen" Denken aller Idealisten aufgeräumt. Es ist noch immer ein radicaler Unterschied zwischen einem philosophischen Skeptiker, der alle metaphysischen und ethischen Ideale, wenn auch nicht angenommen, so doch geprüft und kennen gelernt hat, und dem nur in der mechanischen Weltanschauung auferzogenen Menschen, der von den Idealen der Menschheit überhaupt nichts erfahren hat und nur das kennt, was ihm die „Beobachtung" mittheilen konnte. Und diese letztere Art ist es, die den „modernen" Geschmack geschaffen hat, der in tiefster Wurzel unkünstlerisch ist, weil er eben niemals zum Bewußtsein der ewigen Natur der Menschheit führt, von dem aus die Kunst eines Heyse und aller echten Dichtung ausgeht. Daß Heyse diese Thatsache der naturwissenschaftlichen Bildung der jetzigen Generation übersehen hat, ist bezeichnend für sein ganzes Werk. Es fehlt ihm darum bei aller Fülle von Geist an Klarheit in den letzten Consequenzen; er stellt eine nicht zutreffende Diagnose und bietet eine Klage über eine Krankheit, ohne das rechte Mittel der Heilung angeben zu können. Denn jenes „Ewig-Menschliche", das Heyse immerfort feiert, ohne es je recht klar und scharf zu erklären, ist nur verloren gegangen, weil es auf dem Wege des Empirismus nicht gefunden wurde. Es ist ein unmittelbarer Besitz der menschlichen Seele, dessen man sich nur bewußt werden kann, wenn man in sich selbst hineinschaut und sich als noch etwas anderes, denn ein Wesen von Nerven und Instincten erkennt. Der echte Dichter geht in seiner Menschenbetrachtung von dieser höhern Erkenntniß aus, er fühlt in jeder Creatur den göttlichen Funken, weil er selbst an die Göttlichkeit der menschlichen Natur unmittelbar glaubt. Der consequente Realismus der „Modernen" geht nicht von dieser innern Thatsache, sondern vom äußern Anschauen des Lebens aus, und darum fehlt ihm eigentlich die Poesie.

Nachdem wir also auf den Grundmangel der Heyse'schen Zeitkritik hingewiesen haben, nämlich das Uebersehen des „naturwissenschaftlichen Zopfes", der unserm Zeitalter anhängt, dürfen wir um so rückhaltloser die Kunst anerkennen, mit der Heyse seinen Roman geschaffen hat. Die außerordentliche Schwierigkeit, einen so innerlichen Menschen, wie es der Dichter seiner Natur nach ist, anschaulich darzustellen, hat Heyse mit feinstem Verständniß bewältigt. Seine Erzählung erstreckt sich über einen Zeitraum von mehrern Jahren. Wir lernen den Dichter Georg Falkner gerade in der Zeit kennen, wo er den bedenklichen Entschluß gefaßt hat, ausschließlich von der Poesie zu leben. Sein Charakter ist glücklich individualisirt. Georg besitzt ein starkes Gefühl der Selbstachtung. Er ist nichts weniger als anmaßend, aber er läßt sich nichts schenken, auch nicht den Reichthum seiner schönen Braut Lili. Das gewinnt ihm unsere Sympathien. Er ist ein Mensch, der mit der Welt nicht pactiren will, obgleich er es könnte: das macht ihn zum Helden und zum tragischen Helden, denn jede Zeitlichkeit ist stärker als das Individuum; in jedem Widerstand des Einzelnen gegen die Gesammtheit ist eine Art von Hybris enthalten, auch dann, wenn dessen Wille gut ist und in der Zukunft ohne Zweifel siegreich wird. Wir begleiten Georg Falkner durch alle Wendungen seines Schicksals mit dem gleich warmen Interesse. Wenn er auch unpolitisch ist, so erscheint er doch nie trotzig, sondern als ein Mann, der das vollste Recht auf seiner Seite hat und dem wir zum Siege Glück wünschen. Niemals sinkt er in seiner Größe. Auch die Handlung des Romans ist real interessant und zugleich von poetischer Symbolik. Wie die Welt mit ihrem naturalistischen Geschmack an Georg herantritt, ohne ihn zum Nachgeben zu bewegen, so versucht sie ihn auch in der Gestalt eines von ihm gehaßten und doch unfreiwillig geliebten Weibes, der schönen Schauspielerin Esther. Sie ist das gerade Gegentheil von Georg: sie quält sich nicht mit der Selbstachtung, sie verkauft sich nach Belieben an den Meistbietenden, nur an Georg will sie sich verschenken. Gefeit durch seine Liebe zur Braut und spätern Gattin Lili widersteht Georg lange der Versuchung der schönen

Esther, bis er doch in wahrhaft tragischer Verwickelung aller Umstände sich in ihre Netze verstrickt. Er hat einen „Merlin" geschrieben, die Hexe Viviane ist eine Rolle, die der Esther auf den Leib zugeschnitten ist. Esther wird nun Georg's Viviane im Spiel und im Leben, und das ist sein Unglück. Denn indem der vom Erfolg seines Stückes, von Dankbarkeit, vom Weine und von den sinnlichen Reizen der Esther berauschte Dichter sich ihr ergibt, verliert er jene Kraft, die ihn bisher stark und zuversichtlich erhalten hat, die Selbstachtung, und nun ist sein Schicksal beschlossen. Er endet in einer Nervenheilanstalt, nicht eigentlich wahnsinnig, aber doch im Mark gebrochen, durch Selbstmord.

Heyse's Stil ist, wie seine Gesinnung, durchaus idealistisch, man möchte seiner Charakteristik sogar zuweilen etwas mehr Realismus wünschen. Die Composition seines Romans ist über alles Lob erhaben, man erkennt das erst, wenn man ihn ein zweites mal gelesen hat und auf die feinen Künste der Vorbereitung aufmerksam geworden ist. In die Haupthandlung flechten sich die Episoden anmuthig und zwanglos ein und keiner mangelt es an Bedeutung. Heyse hat seinen Dichter mit einer Reihe liebenswerther, aber charakteristischer Figuren umgeben, deren bedeutendste die des Arztes Abel ist, der auch Seelenarzt der Fabrikarbeiter sein will, für die er mit idealer Hingabe thätig ist. Abel fühlt, daß der verlorene Kirchenglaube der Arbeiter doch einen Ersatz haben müsse, und versucht es, ihnen einen solchen durch seine freigeistigen Predigten zu geben. Für ihn ist alle Religion das Gefühl der Abhängigkeit vom Unendlichen, ungefähr der Standpunkt Schleiermacher's, doch mit Aufgeben seiner Symbolik. Und diesen Prediger läßt Heyse als Opfer der fanatischen Kirchenmänner und der mit ihnen verbundenen, blind gehorchenden und ebenso zuschlagenden Polizeigewalt fallen: eine symbolische Charakteristik der religiösen Zustände unserer Zeit, die auf der einen Seite das Bedürfniß der Religion fühlt, auf der andern aber intolerant gegen alle ist, die den Versuch wagen, dieses Bedürfniß nach eigener Weise zu befriedigen. Es darf noch nicht jeder nach seiner Façon selig werden, meint Heyse.

Auf alle Episodenfiguren hier einzugehen, kann nicht in unserer Absicht liegen. Genug an dieser Charakteristik der leitenden Ideen des hervorragendsten Romans, den die deutsche Literatur seit vielen Jahren erhalten hat.

Moritz Necker.

Anspruchslose Geschichten.

1. Dosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte von Paul Maria Lacroma. Zweite durchgesehene Auflage. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Die Modelltini. Roman von Paul Maria Lacroma. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.
3. Lichthungrige Leute. Novellen von Maria Janitschek. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.
4. Wie einst im Mai. Eine Erzählung von J. Wintern. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.
5. Winterträume. Neue Märchen von L. Rafael. Dresden, Pierson. 1892. 12. 2 M.

Der Beisatz: eine wundersame Geschichte, soll wol eine Art Freibrief sein für merkwürdige, vom Verfasser nicht genügend erklärte und begründete Begebenheiten. Derartiges enthält aber „Dosta von Drontheim" (Nr. 1) nicht in besonderm Maße, und im Grunde ist jeder Roman, soweit er überhaupt etwas Künstlerisches ist, eine wundersame Geschichte. Die „Modelltini" (Nr. 2) ist jedenfalls eine viel wundersamere Geschichte als „Dosta von Drontheim". Der Held dieser Erzählung, welcher als ganz junger Mann einmal den Verführungskünsten der Modelltini erlegen ist, verliebt sich nämlich nach etwa vierzig Jahren rasend in die Enkelin besagten Modells, das inzwischen eine ehrbare Försterstrau geworden ist, macht aber die schreckliche Entdeckung, daß er sich in seine eigene Enkelin verliebt hat, entsagt, ermöglicht ihre Heirath mit dem Neffen seiner einst plötzlich gestorbenen Braut, nimmt beide in sein Haus, bezwingt aber sein Herz erst am Tauftage des Erstgeborenen und stirbt am Morgen nachher in den Armen seiner Enkelin — in der That eine der wundersamsten Geschichten, die vorkommen oder auch nicht vorkommen. Weniger wundersam ist die andere Geschichte. Dosta von Drontheim liebt den Jugendgespielen leidenschaftlich, wird durch ein gefälschtes Telegramm an ihm irre, heirathet ihren Vormund, einen schlechten, in Amerika verheiratheten Kerl, der sich den Tod gibt, als die erste Frau erscheint. Dosta erklärt sich dem Jugendgeliebten, nachdem sie Gift genommen, dieser wird verwundet und beide werden nach seelischer und leiblicher Genesung ein glückliches Paar. Daß sie das werden, weiß der Leser schon auf den ersten Seiten des Romans, und es ist erfreulich, daß ihm bis zu der Gewißheit nur 137 Seiten weiten Drucks zugemuthet werden. Andere thun es nicht unter zwei bis drei Bänden.

Die beiden Erzählungen sind nicht ohne Talent geschrieben; eine hat es sogar schon zur zweiten Auflage gebracht, obwol sie ohne Zweifel die minderwerthige ist. Eine gewisse Aufgeregtheit der Vortragsweise scheint für unsere modernen Romanschreiber unentbehrlich, obwol dadurch die beabsichtigte Steigerung des Eindrucks keineswegs erzielt wird — wie viel könnten in diesem Stück unsere Jungen von den Alten, z. B. von Paul Heyse lernen! Um so mehr fallen bei Lacroma diejenigen Partien heraus, welche, wie bei Beschreibung von Kunstwerken und Gegenden, aus Bädeker entnommen zu sein scheinen. Oder ist das viel-

leicht ein Zugeständniß an den modernen Realismus? Muß dem Leser fortwährend die Nase darauf gestoßen werden: du hast es hier nicht mit der freien Gestaltung eines Dichters, sondern mit dem Notizenproduct eines Schriftstellers zu thun?

Noch viel wundersamere Geschichten enthält die Sammlung von novellistischen Skizzen: „Lichthungrige Leute" von Maria Janitschek (Nr. 3). Lichthungrig im eigentlichen Sinne sind diese Leute nur zum Theil, das Licht besteht theils in voller Befriedigung des idealen Strebens (bei den Männern), theils in voller Befriedigung der sinnlichen Natur durch heiße Liebe (bei den Frauen). Seltsame Gestalten, die da vor unsern Blicken auftauchen! Bei den meisten ist eine Schraube nicht ganz richtig, und die Versuche, sie richtig zu stellen, kostet sie und andern das Leben. Daß es solche Menschen gibt, wer wollte daran zweifeln! Sie uns psychologisch glaubhaft zu machen, ist der Verfasserin nicht bei allen gelungen. Dazu hätte es größerer Vertiefung in die Probleme bedurft und sorgsamerer Ausführung, als die Verfasserin, die zudem eine gewisse abgerissene Erzählungsart liebt, ihnen zu Theil werden läßt. Am besten gelungen ist die Skizze „Ein Charakter" und die kleine Novelle „Arbeit"; sie sind auch am glaubhaftesten und entbehren nicht der richtigen psychologischen Begründung. In der einen wird der Conflict zwischen zwei Brüdern, einem äußerst wohlerzogenen Streber und einem Taugenichts, anziehend dargestellt; in der andern sind es zwei gute Kameraden, ein Student und eine Studentin, die unter den hochfliegenden Plänen ihrer chemischen Arbeiten die Sinnlichkeit vergessen, in der Arbeitslosigkeit eines Landaufenthalts aber ihr verfallen und als Mann und Frau dann ein kümmerliches, von Nahrungssorgen beschwertes Dasein führen. Die eine endigt befreiend, was bekanntlich bei jeder Geschichte der Fall sein sollte, die andere blos niederdrückend, und zu ihrer Moral, die eigentlich Ascese predigt, läßt sich ein großes Fragezeichen machen.

Offenbar das Werk eines Anfängers oder einer Anfängerin ist die Erzählung von J. Wintern „Wie einst im Mai" (Nr. 4). Durch welthistorische Augenblicke (1866—Wien, 1878—Berlin) hat der Verfasser seiner Erzählung Relief zu geben versucht; in der That steht aber der Inhalt dieser anspruchslosen Geschichte in keinem Verhältniß zu dem Hintergrund, ja sie erscheint vielleicht eben deshalb ärmlicher, als sie ist. Offenbar versteht der Verfasser die Kunst noch nicht, den Knoten einer Erzählung interessant zu schürzen, den Faden anmuthig ohne Abbrechen zu führen und schließlich die Verwickelung in fesselnder Weise zu lösen. Fast jedes Kapitel kommt mit einer neuen Ueberraschung, und vergeblich fragt sich der Leser, warum nun eben dies geschieht. Daß es im Leben so gehen kann, wie in dieser Geschichte, bezweifle ich nicht und ebenso, daß es Menschen gibt, wie sie hier geschildert sind. Des Dichters Sache aber ist es, ein Kunstwerk zu gestalten, und das ist diese jedes feinern Reizes entbehrende Geschichte nicht.

Entschiedene Begabung für das Märchen hat der Verfasser von „Winterträume" L. Rafael (Nr. 5). Die Märchen sind natürlich moderne Märchen, d. h. sie sind nicht auf ein naives Publikum berechnet, sondern auf ein denkendes, das unter der Märchenhülle tiefere Gedanken sucht. Nicht immer ist es mir gelungen, diese Gedanken herauszufinden; aber vielleicht hat der Verfasser (oder die Verfasserin) in dem einen oder andern Märchen gar keinen besondern Gedanken zum Ausdruck bringen wollen.

Die Sprache ist blühend und poesiereich, manchmal von jener Halbpoesie, wie sie Dahn in seiner Prosa liebt, dem das Buch auch gewidmet ist. Das Weglassen des Artikels („Mägdlein zitterte", „Vollmond sah herein" u. s. w.) und andere ähnliche Dinge machen eher den Eindruck des Manierirten als des Naiven. Doch stören sie nicht zu häufig, und man wird sich gerne von dem Buche ins Märchenland tragen und in schöne Träume wiegen lassen.

Richard Weitbrecht.

Neue Lyrik.

1. Helene Friedländer. Ein Denkmal. Mit zwei Lichtdrucken. Wien, Frick. 1892. 8. 3 M.
2. Nebensonnen. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Illustrirt von Ernst Schleuo und Willy Oertel. Dresden, Pierson. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.

Wer das erste dieser beiden Bücher in die Hand bekommt, oder seinen Titel hört, weiß zunächst nicht, was er daraus machen soll, denn mit keinem Worte ist äußerlich der Inhalt angedeutet: „Helene Friedländer! Ein Denkmal!" Das ist alles. Wer ist Helene Friedländer, oder wer war sie? Was hat es mit dem Denkmal für eine Bewandtniß? Das sind die Fragen, die jedem durch den Kopf gehen, während er sich anschickt, sich nach dem Inhalt des Buchs umzusehen. Daß es Gedichte sind, merkt man bald, aber mehr fesselt zunächst eine verhältnißmäßig lange Vorrede von Ludwig August Frankl. Vorreden zu Gedichtbüchern haben immer etwas Besonderes zu bedeuten; ich gestehe, daß sie mich gewöhnlich etwas argwöhnisch machen. Hier interessirte sie mich aber auch des Verfassers wegen. Was nun Frankl's Einleitung enthält, ist eine Erklärung des Geheimnisses, das über dem Buche schwebt; wir erhalten in großen Zügen eine Lebensbeschreibung von Helene Friedländer, der am 20. August 1868 geborenen Tochter des Gründers der „Neuen Freien Presse", Dr. Max Friedländer in Wien, und erfahren, daß die ebenso liebenswürdige, wie geistreiche und künst-

lerisch begabte junge Dame bei ihrem frühen Tode (am 23. Mai 1891) eine Anzahl von Gedichten hinterlassen hat, die auf Veranlassung der Mutter von L. A. Frankl und Emil Claar gesichtet und in diesem Buche veröffentlicht worden sind. Wenn nun auch eine strenge kritische Prüfung dieser Gedichte nicht gerade ungewöhnliche dichterische Leistungen festzustellen vermag, so fällt sie doch auch keineswegs ungünstig aus, und zwar um so weniger als die liebevolle Schilderung Frankl's uns von vornherein für die Gestalt Helene Friedländer's einnimmt, und das tragische Geschick der jungen Dame unsere Theilnahme erweckt. Frankl weiß uns die Dichterin in schlichten Worten nahe zu führen und ihre Begabung überzeugend darzulegen, und auch wir finden in den gebotenen Gedichten Beweise von großem dichterischen Talent, das für die Zukunft hätte verheißungsvoll sein können, wenn nicht ein früher Tod allen künstlerischen Bestrebungen Helene Friedländer's ein Ziel gesetzt hätte.

Die Gedichte zerfallen in folgende Abschnitte, die indeß innerlich nur wenig oder gar keinen Charakterunterschied zeigen: „Naturbetrachtung", „Liebesphantasien", „Hiob" und „Romanzen". Es sind alles kurze Stimmungsbilder, meist wehmüthiger Art, die nach Form und Inhalt wenig zu wünschen lassen. Schwingt sich die Dichterin, namentlich in den Liebesliedern, zuweilen auch zu lichtern Sphären auf und scheint sie dann das irdische Leid zu vergessen, so läßt sich im allgemeinen doch ein melancholischer Grundton nirgends vermissen; nicht selten begegnen wir offen ausgesprochener Todesahnung, wie in dem Gedichte „Alpenveilchen" im Cyklus „Naturbetrachtung":

Alpenveilchen blüht so still,
Meint, es sei der Welt verborgen,
Sieh, schon naht der Schmetterling,
Tugendschön am lichten Morgen.

Und als kommen war die Nacht,
Mondschein naht mit bleichem Küssen,
Hat so jung, so schön und rein
Alpenveilchen sterben müssen.

Nach dem, wie uns Frankl das Wesen der Dichterin schildert, unterliegt es keinem Zweifel, daß sie im Alpenveilchen sich selbst meint. Aehnlich drückt sie sich auch in andern Gedichten aus, so in dem „Frühen Verlust", das sich in den „Liebesliedern" findet:

Sinnend wendet oft mein Auge
Zu den Sternen sich empor,
Fragend, ob es dennoch möglich,
Daß ich dich, ach dich, verlor?

Stille ist's, nur leise rauscht es
In der blütenduft'gen Linde,
Mir zu Füßen fällt ein Blättchen,
Losgelöst vom Abendwinde.

Kurze, grüne Blütezeit,
Schnell warst du vorbei,
Ach, es gibt auch gelbe Blätter
Schon im Monat Mai.

Am meisten tritt der düstere Ton der Klage in der Abtheilung „Hiob" hervor, und begreiflicherweise tritt hier das Außenleben wie das Empfindungsleben der Dichterin nicht weniger in den Vordergrund, als dies schon bei den andern Gedichten geschieht. Helene Friedländer ist eine poesievolle Erscheinung, deren unverkennbaren Anlagen leider nicht die Zeit vergönnt war, ihr feines subjectives Empfindungsleben zu objectiven Wahrheiten umzuformen. Ihre Welt war sie selbst und ihr Innenleben, ihr Gemüth — und das war angesichts ihres freudearmen Daseins ein Glück für sie, denn in sich selbst fand sie Harmonie und Befriedigung. Das ist auch, was uns aus dem Gedicht „Eigene Welt" entgegenklingt. Doch wie gesagt, bei allem Guten, was sich vorbringen läßt, ist es immerhin weniger die fertige Leistung, als das, was an poetischem Fühlen und Gestaltungskraft zu uns herausspricht und höhere Befähigung ahnen läßt. Wir wollen jedoch nicht den Vorwurf des Nörgelns auf uns laden, den die Dichterin einmal ausspricht:

Ein eigen Ding ist's freilich, mit Gedichten
Hervorzutreten, die das Herz dictirte!
Das Herz wird nicht, es wird Verstand sie richten.

Mit dem Herzen sind diese Gedichte allerdings geschrieben, und ihrem Herzen wollen wir sein Recht lassen. Die beiden Lichtdrucke in dem Buche zeigen das Bildniß Helene Friedländer's, sowie ihr Grabdenkmal.

Eine ausgereifte, in sich bereits abgeschlossene dichterische Individualität begrüßen wir dagegen in Maurice Reinhold von Stern, von dem ein Band neuer Gedichte unter dem Titel „Nebensonnen" (Nr. 2) erschienen ist. Der Lyriker par excellence — wie man Stern bereits genannt hat — zeigt sich auch in dieser neuen, einer großen Fruchtbarkeit entsprungenen Sammlung in bestem Lichte. Man könnte Maurice von Stern als einen Sänger der Natur bezeichnen, denn all seine Lieder, mit nur verschwindenden Ausnahmen, sind Verherrlichungen der Natur, der schönen Gotteswelt, oder knüpfen doch an Erscheinungen in der Natur an. Selbst da, wo er der Sehnsucht nach der fernen, ihm entrissenen Heimat Ausdruck verleiht, ergeht er sich nicht in ihm sehr naheliegenden politischen Betrachtungen, sondern auch hier ist es fast immer nur die Erinnerung an Einzelheiten in der Natur, die er in einfachen Worten ausspricht, und aus der uns doch eine glühende, unvergängliche, oft fast wehmüthig klingende Liebe zum heimatlichen Boden, zum Lande der Mutter, entgegenweht.

Es steht ein Haus am Ostseestrand,
Am blauen, blauen Meer;
Die Welle plätschert leis im Sand —
O Heimatland, o Heimatland,
Wie ist das Herz mir schwer! —

so singt er einmal; und obwol die gastliche Schweiz sich auch seiner angenommen und ihm eine neue Heimat, deren Schönheiten er gern verherrlicht, geboten hat, verläßt ihn dennoch die Sehnsucht nicht, und in den Dank für die Schweiz mischt sich die Klage um das alte Vaterland:

Du mein Schweizerland, liebes Schweizerland,
Hier ein Sträußlein noch, das ich eilig band
Im Vorübergehn! —
Berge, Thäler, Seen!
Mein Herz, mein Herz, such' die Heimat!

Dieser Zug in den Stern'schen Dichtungen wird dem um so mehr verständlich, der seine Lebensgeschichte kennt, eine Geschichte, die weniger reich an frohen als trüben Erfahrungen ist. Ein junger Mann noch ward ihm die baltische Heimat, wo er 1859 zu Reval das Licht der Welt erblickte, entfremdet, und wir verstehen, wie dem gereiften Manne die Tage der Jugend jetzt in poetischer Verklärung vor den Sinn treten. Was unser jugendliches Gemüth am meisten schmerzte, an dem gerade hängen wir später mit heißer, durch ein wehmüthiges Gefühl noch gehobener Liebe. Aber trotz alledem wird niemand, der Maurice von Stern's Poesie kennt, in ihr den Ausdruck einer einseitigen Natur- und Heimatschwärmerei finden. Er weiß vielmehr dieselben Stoffe sowol durch die Beherrschung der Formen, wie namentlich auch die verschiedensten geistigen Verbindungen so wechselvoll zu gestalten, daß wir überall nur die Kunst des echten Dichters genießen. Stern schildert in satten glutvollen Farben, und ernst und hoheitvoll schreitet seine Muse einher; aber die Leichtigkeit in der Formbehandlung, das offene, fast kindlich naive Auge für die Natur und eine liebenswürdige und graziöse Sprache läßt ihm auch oft das einfache Lied wohl gelingen. Als Muster hierfür mag das Lied „Unter dem Apfelbaum" gelten, das also beginnt:

Das lastet schwer am Apfelbaum
Von Schnee und ros'gen Flocken!
Der Frühling fährt aus halbem Traum
Und schüttelt sich den Blütenflaum
Aus goldnen, blonden Locken.

Ein Goldgespinst, so hell und fein,
Hängt leicht an allen Zweigen;
Das alte Strohdach hüllt sich ein
In Blütenschnee und Sonnenschein
Und wonnevolles Schweigen.

Ernst und feierlich klingt daneben der „Morgenpsalm", dessen letzte Strophe hier mitgetheilt werde:

Der Maiwind spielt; ein Hauch zerweht der Sterne
Erblassend Licht ins sanfte Morgengrau.
Ich tauch' den Schild ins Morgenroth der Ferne
Und bad' mein Schwert im blanken Morgenthau.
Heil sei dem Kampf um Recht und Brot und Ehre!
Ihm schlug der Lerche erster muntrer Schall; —
Doch in den Frühranch schönerer Altäre
Schlägt wohllautsatt das Lied der Nachtigall.

Eine gewisse üppige, plastisch schildernde Sprache geht in Maurice von Stern's Gedichten mit reger Phantasie Hand in Hand und schafft Gedichte voll von eigenartigem Zauber, von dem Stern gelegentlich selbst einmal sagt: „Mein Dichten ist wie Mondenlicht und schwer wie Duft von Blütenschnee", wie z. B. der „Traum des Südens":

Mandelblüten-Maienpracht,
Thauig-kühle Frische;
Mondengoldne Frühlingsnacht
Athmet durch die Büsche.

Marmortrümmer, blaue Luft,
Säulen, die verfallen;
Rebenblumen süßer Duft
Weihraucht durch die Hallen.

Schimmernder Orangenschnee
Rieselt von den Zweigen
Sterne streuend in den See —
Duft und Licht und Schweigen!

Von derselben ausdruckskräftigen Detailmalerei zeugen zahlreiche andere Gedichte; unter anderm schreibt Stern in dem Gedichte „Eva":

Heiß und athemlos vom wilden Tanze,
Huschten wir hinaus in Duft und Pracht;
Still im Garten, klar im Mondenglanze,
Schäumte uns der Kelch der süßen Nacht.

Holder Ballrausch! Glühend-junge Glieder!
Kuß um Kuß auf heißer Wangen Flaum!
Apfelblüten rieselten hernieder,
Flockten leicht in den Champagnerschaum.

In solchen Versen finden wir übrigens den Dichter, den die „Naturalisten" für sich in Anspruch nehmen; aber wie Stern über die „moderne Dichtung" denkt, das spricht er klar und deutlich aus in den vier Zeilen, die er an die „Hypernaturalisten" richtet:

Ihr literarischen Rebellen,
Seid die unheilbarsten Phantasten;
Wißt, die verlogensten Gesellen,
Das sind die Wahrheitsenthusiasten.

Noch manches ließe sich über Stern's Dichtungen sagen, was ihnen zur Empfehlung gereichte, aber man wird aus dem Vorstehenden schon genügend den Eindruck gewonnen haben, daß wir es mit einem Dichter zu thun haben, der um ein gutes Stück über die Köpfe der Durchschnittslyriker hinausragt. Die dem Buche beigegebenen Illustrationen im Verein mit der übrigen reichen Ausstattung verleihen dem Werke den Charakter einer Prachtausgabe.

Ernst Roeder.

Zu den griechischen Tragikern.

Gegenüber den immer wieder, aber oft vergeblich angestellten Versuchen, das Wesen der Tragödie im allgemeinen theoretisch festzustellen, darf das Bemühen, einzelne griechische Dramen auf ihre Kunst hin genauer zu untersuchen, willkommen geheißen werden. Nur thäte man gut, bei der Beurtheilung eine subjective Meinung über tragische Schuld und ähnliche streitige Begriffe aus dem Spiele zu lassen. Besonders verrufen ist die sogenannte Schicksalstragödie. Warum? Verfehlt ist eine solche doch nur, wenn in ihr das Schicksal als eine dämonische Macht

erscheint, die heimtückisch ohne Sinn und Zweck einen edeln Menschen ins Verderben reißt. Will man aber den Begriff des Schicksals überhaupt aus der Welt schaffen? Der friedliche Mensch, der seine Segel nach den Winden richtet, stirbt wol ruhig im Bett; wer dagegen seine individuelle Natur zur Geltung bringen will — auch gegenüber fremden Interessen —, der verwickelt sich leicht in Kämpfe, in denen er, manchmal das rechte Maß verlierend, zu Grunde geht, nicht selten ohne eigentliche Schuld, die in einem rechten Verhältnisse zu seinem Falle stünde. Er hat wenigstens den Trost, sich selbst nicht untreu geworden zu sein. Wie steht es nun mit „Antigone"?

1. Sophokles' Antigone. Ein Beitrag zur Geschichte und Beurtheilung des antiken Dramas. Von H. Welzhofer. Berlin, Seehagen. 1892. 8. 1 M.

Welzhofer fragt: „Hat Sophokles einen glücklichen Griff gethan, daß er Antigone's grausames Geschick zum Gegenstand einer ganzen Tragödie machte?... Es ist wahr", fährt er fort, „daß die griechische Tragödie eine Schicksals- oder vielmehr Unglückstragödie ist, weil in ihr den Schuldlosen Unglück und Verderben trifft. Das blinde Geschick, der Zufall, der Zorn oder Neid einer Gottheit wirft plötzlich den Wackern, den Gottesfürchtigen in unsägliches Leid und Verderben." Weiter heißt es: „Die Tragödie des Aeschylos und Sophokles entbehrt der tragischen Schuld. . . . Das muß uns als ein Mangel der alten Tragödie erscheinen, erklärt sich aber aus ihrer eigenthümlichen Entstehung und Entwickelung." Das ist im allgemeinen nicht richtig. Die Antheilnahme der Götter schließt doch das freie Handeln der Helden nicht aus, und soweit man es nach dem oben Gesagten erwarten darf, haben auch einzelne Dramen des Sophokles die tragische Schuld. Nur bedingterweise gilt dies bei Antigone. An sich rein, macht sie sich schuldig, um höhere Aufgaben zu erfüllen. Dächte und handelte sie wie Ismene, so wäre ihr kein Leid widerfahren. Welzhofer scheint das selbst zu fühlen, indem er sagt: „Bedenklich ist einmal der Umstand, daß durch die folgenden furchtbaren Thatsachen die Anschauung der Ismene vollständig recht behält. Dadurch verringert der Dichter die Größe der Heldin und verleiht ihr unwillkürlich den Charakter eines halsstarrischen und fanatischen Weibes." Antigone geht aber auch nicht durch das blinde Geschick, den Zufall, den Zorn oder Neid der Götter zu Grunde, sondern durch Kreon, der einen ebenso unbeugsamen Sinn hat wie sie. Er, der Hauptschuldige, bleibt am Leben. Ist er aber etwa glücklicher als sie? Sollen wir sie nun nachträglich schwachherzig bedauern? Sollen wir dem Schicksal zürnen, daß es einer starken Seele Gelegenheit geboten hat, ihre Kraft zu bewähren? Fragen wir denn nach der tragischen Schuld des Soldaten, der für die Idee des Vaterlandes kämpfend fällt? Was soll denn tragisch sein, wenn es ein solcher Widerstreit der Pflichten, ein solches Ringen zweier Geister nicht ist?

Welzhofer kündigt an, daß seine Darlegung zahlreiche Irrthümer der Literarhistorie und Aesthetik aufdecken werde. Ich glaube, daß seine Neuerungen auch bei andern auf Widerspruch stoßen werden. Gar nicht gerecht wird er den volksthümlichen Figuren des Dichters, wie dem Wächter. „Die halbkomische Figur des Wächters war wol nur ein Zugeständniß an die rohere Geschmacksrichtung der Zuschauermenge, für welche der ununterbrochene Ernst der tragischen Handlung ermüdend und langweilend wurde." Diese Gestalten finden in der an dritter Stelle besprochenen Schrift eine bessere Würdigung. Vieles sucht Welzhofer damit zu erklären, daß die Tragödie eine Volksdichtung wäre. „Jetzt bestimmt Kreon, daß Antigone in der Gruft der Labdakiden eingeschlossen werden und dort verhungern solle. Vielleicht hat der Dichter seine frühere Angabe ganz vergessen, wie ja überhaupt solche Volksdramen in manchen Theilen Mangel an Sorgfalt zeigen." Bei diesem Vorwurfe übersieht Welzhofer ganz, daß sich die Voraussetzungen nach der Entdeckung der Thäterin geändert haben. Auch sonst tadelt er ungerecht, z. B. daß zuerst weder Kreon noch Antigone Hämon's erwähnen. Der Meister der dramatischen Technik sollte dies aus Ungeschick unterlassen haben? Nein, die Liebe einer Antigone und das Wesen eines Kreon sind eben ganz besonderer Art. Welzhofer liebt es, etwas zu tadeln und doch dabei zu erklären, daß es nicht anders sein könne. Es dient wenig zur Aufklärung, wenn er überall hinzufügt, wie es ein moderner Dichter anders gemacht hätte. Uebrigens erkennt er an, „daß die Tragödie «Antigone» durch eigenartige Vorzüge würdig ihres Ruhmes ist und eins der hervorragendsten Denkmale der classischen Vergangenheit bildet".

2. Die Mädchen von Trachis oder das Problem des Erdenglücks. Tragödie des Sophokles, übersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von Jacob Oeri. Basel, Sallmann. 1892. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Jeder kennt die Geschichten von Tellos und von Kleobis und Biton. Ihr Zweck ist zu lehren, „daß es für den Lebenden kein sicheres Glück gebe, und daß ein abschließendes Urtheil über den Werth eines Lebens erst nach dem Tode möglich sei". Oeri beabsichtigt nun zu zeigen, daß eine Tragödie des Sophokles dasselbe darthun will, „im Gegensatze zu ihren Schwestern eine Tragödie fast von lehrhafter Tendenz, die aber deswegen nicht minder eine Dichtung allererſten Ranges ist". Er sieht in seiner Deutung das Mittel, ein Aschenbrödel „wieder zu seinem königlichen Range herzustellen". Nachdem er die Vorfabel und die Handlung des Stücks selbst erzählt hat, wirft er die Frage auf: „Liegt in dem, was Herakles und Deianira thun, eine Schuld, zu der ihr Leiden in einem richtigen Verhältnisse steht?" Die Frage ist schon falsch gestellt. Sie wird aber noch verdunkelt durch die weitere Bemerkung: „Hierauf wird die Antwort ja oder nein lauten, je nach dem, was wir unter tragischer Schuld verstehen." Man sollte meinen, die Beantwortung der Frage sei davon unabhängig. Eine sittliche Schuld nun will er nicht anerkennen und fragt: „Ist es nicht eine echt tragische

Schuld, wenn er (der Held) in anderer Weise über die dem Menschen gezogenen Schranken hinausschreitet und z. B. mehr Glück begehrt, als mit dem Erdenleben vereinbar ist?" Soll nun in diesem Falle das Leiden zur Schuld in einem richtigen Verhältnisse stehen? Man mag den Gedanken als eine Anschauung des Dichters gelten lassen, aber eine besondere Schuld daraus zu construiren, scheint mir gewagt. Thatsächlich hält nun Oeri Herakles und Deianira für unschuldig. „Uns aber", sagt er, „erscheint der Umstand, daß die Personen des Stücks alle unwissentlich und unschuldig den Willen des längst verstorbenen Scheusals müssen vollstrecken helfen und daß Herakles und Deianira, blind, wie sie sind, durchaus keine Mittel haben, dem Untergange aus dem Wege zu gehen, als das, was wir Schicksal zu nennen pflegen. Das Stück wird dadurch zur Schicksalstragödie gestempelt, und zwar ist wohl zu beachten: das Schicksal stellt sich ja nicht blos als Folge einer zufälligen Combination von verschiedenen Momenten dar, sondern wir haben es mit einer eigentlichen Prädestination zu thun, so gut als im «König Oedipus»: denn nur das Prädestinirte kann durch ein Orakel voraus verkündet werden." Dem gegenüber ist festzuhalten, daß Herakles und Deianira ihr Schicksal selbst in der Hand haben. Oeri selbst redet von einer Welt des leidenschaftlichen und übereilten Handelns. Das Orakel hat damit an sich nichts zu thun. Höchstens das ergibt sich daraus, daß die Gottheit den Tod des Herakles für eine Wohlthat hielt. Danach könnte man allerdings die Lebensanschauung des Dichters finden in den Worten des „Oedipus auf Kolonos": „Nicht geboren zu sein ist das beste, das zweite aber, so schnell als möglich wieder von hinnen zu gehen." Ob aber der Dichter besonders darauf ausgegangen ist, diese Anschauung einem Stücke mit „fast lehrhafter Tendenz" als Idee zu Grunde zu legen? Schon die Sage gab ja diesen Verlauf.

Ueber die Composition des Stücks macht Oeri manche gute Bemerkung. Auch die Symmetrie der Verszahlen behandelt er. Ueber seine Uebersetzung hat er selbst geurtheilt: „sie könnte sehr viel besser sein, als sie ist, wenn der Verfasser sich hätte entschließen können, die frühern Uebersetzungen zu Rathe zu ziehen". Verse wie 343: „Rückst du vor mir und diesen Frau'n allein heraus?"; 549: „Von ihr, der Blüte doch sein Blick mit Gier verschlang"; 1119: „Wo du dich grundlos freuen willst und wo dich grämst" — können allerdings nicht als gelungen bezeichnet werden.

3. Der Sklave bei Euripides. Von Johannes Schmidt. (Einladungsschrift zur Einweihung des neuen Gebäudes der Fürsten- und Landesschule zu Grimma und Jahresbericht derselben Schule 1892.) Grimma, G. Gensel. 1891. 4. 50 Pf.

Schmidt behandelt seinen Gegenstand gründlich und gewissenhaft und kommt zu recht hübschen Ergebnissen. Manches Streiflicht wird auf die Literaturgeschichte geworfen, und das Verhältniß der großen griechischen Tragiker zueinander wird in charakteristischen Beispielen klar. Euripides erscheint uns als Vertreter der Humanität. In dieser Eigenschaft tritt er häufig mit Wärme für die niedrigste Klasse der menschlichen Gesellschaft ein. „Der Sklave genießt bei ihm eine bevorzugte Stellung, wie in der historischen Zeit des Hellenenthums sonst nirgends; vielmehr lehrt namentlich ein Vergleich mit den beiden andern großen Tragikern, daß Euripides allein oder doch zuerst ihm eine menschenwürdige Stellung angewiesen hat." Bei Aeschylus erscheint die Gesinnung der Sklaven in den „Choephoren" veredelt. „Nur zog aus dieser edlern Haltung der Sklavencharaktere Aeschylus noch nicht die unserm Gefühle naheliegende Consequenz der Anerkennung ihres Werthes und ihrer menschlichen Gleichstellung." Bei Sophokles werden z. B. die derben, humoristisch gefärbten Charaktere der „Antigone" gewürdigt. Schmidt vermuthet, daß Aeschylus bei der Gestaltung des Wächters im „Agamemnon" schon unter dem Einflusse des Sophokles gestanden, der zweifellos schon in seinen Jugenddichtungen volksthümliche Figuren geschaffen habe. Nun wiederholt sich das Abhängigkeitsverhältniß bei Euripides und Sophokles. „Wenn es galt, populäre Figuren auf die Bühne zu bringen, begnügte sich Sophokles in den spätern Dramen nicht mehr mit einer dramatisch noch so wirksamen, aber in moralischer Hinsicht niedrigen Auffassung solcher Personen, sondern nach Euripides' Vorbild und dem durch ihn schon stark beeinflußten Geschmack der Zeit hauchte er ihnen auch ein wärmeres Leben, eine herzlichere Empfindung ein." Freilich bleibt auch bei ihm noch der Widerspruch zwischen der gedrückten socialen Stellung und der Gesinnungstüchtigkeit.

Bei Euripides nun werden die einzelnen Formen und Erscheinungen des Sklaventhums, das Verhältniß der Sklaven zur Herrschaft und untereinander und die verschiedenen Typen besprochen, z. B. Amme und Pädagog, denen Euripides erst ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat. Eine auffällige Ausnahme von der gewöhnlichen Auffassung des Sklaven begegnet im „Orestes" des Euripides. Aber auch hierfür findet Schmidt eine Veranlassung durch die ansprechende Vermuthung, daß Euripides einen Eunuchen nachgeahmt habe, der etwa gleichzeitig in des Sophokles „Troilos" aufgetreten sei.

Eine Betrachtung „über die griechischen Tragiker auf der modernen Bühne" findet sich in folgender Schrift:

4. Todte Symbole. Von F. Mauthner. (Deutsche Schriften für Literatur und Kunst, herausgegeben von E. Wolff. Zweite Reihe, erstes Heft.) Kiel, Lipsius u. Tischer. 1892. Gr. 8. 1 M.

Es ist eine alte Weisheit, daß mit den Attributen und Symbolen der antiken Kunst von Unberufenen viel Misbrauch getrieben wird. Und welchem Verständigen sind die Dutzendamoretten der modernen bildenden Kunst nicht ebenso zuwider wie die in Hochzeitsgedichten und andern Reimereien? Aber Mauthner will gründlich aufräumen „mit alle dem sinnlosen Gerümpel, mit den unverstandenen Erbstücken, die uns eine falsche Pietät immer

noch wie Aeußerungen unsterblicher Kunst verehren läßt. Er eifert also gegen jeden Versuch, einen Gegenstand des classischen Alterthums darzustellen. Nur die antiken Namen nicht! In einem Werke von Reinhold Begas, „Venus und Amor" — Mauthner nennt es „ein köstliches Werk, an dem ich mich nicht sattsehen konnte" — will er lieber eine „unbekleidete, herrlich gebaute junge Mutter" sehen: „sie sitzt da — vielleicht auf einem Schemel in ihrer Schlafstube, ich weiß es nicht". Er verwirft die ganze Kunst Thorwaldsen's, spricht jedoch von zwei Werken angeblich griechisch-classischer Kunst, welche aber das Eigenthümliche haben, Natur darzustellen. Also die Griechen Vertreter der Unnatur! Andererseits bezeichnet er es als „ausgemacht, daß die Griechen geniale Künstler waren", und sagt selbst: „Prometheus ist kein geringes Symbol. Wir verstehen ihn in dem großen Gedichte Goethe's. Wir verstehen ihn in dem Bilde Böcklin's." Und doch diesen Haß! Die Auslassungen des Verfassers leiden eben, so radical sie auch sind, an Unsicherheit. Wir können ihm zugeben, daß die meisten griechischen Dramen — in schlechten Uebersetzungen wenigstens — sich nicht mehr zur Aufführung auf unserm Theater eignen. Er selbst gesteht aber: „Ohne Zweifel verdient Aeschylos den ersten Dichtern der Weltliteratur beigezählt zu werden." Trotz dieser Anerkennung redet er von dem „erhabenen Wolkenschieber Aeschylos" und von „herzigen Stellen, in denen ein Held aus Offenbach's «Schöner Helena» zu singen scheint". Er beschränkt auch das Lob des Dichters wieder: „In der Poesie sind wir über Aeschylos nicht eben hinausgekommen, wohl aber in der Culturgeschichte." Armer Aeschylus! Ein anderes mal heißt es: „Aeschylos und Sophokles sind für uns todte Dichter, aber sie bleiben gewaltige Geister für die literarhistorische Betrachtungsart." (!) Mauthner zeigt selbst keine Spur historischen Sinnes in dieser Schrift. Das ist ja seine Sache, aber er verübelt ihn auch dem Gelehrten: „Was man auch sagen mag, sie (die Aegineten) sind für die Nichtgelehrten veraltet und veralten für den Gelehrten nur um dessen willen nicht, weil er sich selbst künstlich und gewaltsam alt gemacht hat." Mauthner verspottet auch das Streben der Wissenschaft, alte Baudenkmäler zu erhalten. Einzelne Aeußerungen bleiben geradezu unverständlich, z. B. folgende: „Wenn Sophokles das letzte Wort der Poesie gewesen ist, so war Homer einfach ein stilloser Naturalist." Als ob nicht Homer den Griechen zu allen Zeiten als der Inbegriff und das Maß der Dichtkunst erschienen wäre! Und hat nicht schon ein alter Kritiker Homer den epischen Sophokles, Sophokles den tragischen Homer genannt? Richard Opitz.

Zur deutschen Städtegeschichte.

1. Aus den Papieren eines Rathhauses. Beiträge zur deutschen Sittengeschichte von E. Einert. Arnstadt, Frotscher. 1892. 8. 3 M.
2. Die deutschen Städte im Mittelalter von Otto Kallsen. I. Gründung und Entwickelung der Städte. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1891. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck. Von Max Hoffmann. Erste Hälfte. Lübeck, Schmersahl. 1889. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist das Rathsarchiv zu Arnstadt, dem die Mittheilungen Professor E. Einert's „Aus den Papieren eines Rathhauses" (Nr. 1) entnommen sind. Sie eröffnen einen anziehenden Blick in das bürgerliche Leben vergangener Jahrhunderte und lassen es im Wechselgange der Ereignisse höchst anschaulich an unserm Auge vorübergleiten. In Lust und Leid des thüringer Städtchens spiegeln sich Wohl und Wehe des deutschen Kleinbürgerthums getreulich wieder. Bedrängnisse und Freudentage, Leid und Lust, wie sie Pestilenz und Brand, Krieg und Frieden, Streit und Fest in vergangenen Tagen mit sich brachten, finden eine wahrheitsgetreue, in greifbarer Gestalt hervortretende Schilderung. Dem Verfasser eignet in hohem Maße die Gabe, die vergilbten Schriftzüge des 16., 17. und 18. Jahrhunderts allen heutigen Ohren wohlverständlich reden zu lassen, und jedermann wird der Erzählung der wirklichen, so ganz aus dem täglichen Leben gegriffenen Vorgänge lauschen, wie sie zumeist durch Klagen und Abwehr, durch Rathsverhandlungen und Zeugenverhöre, durch Eintragungen in Protokolle und Kirchenbücher, durch Strafmandate und Rechnungen u. s. w. mehr oder minder deutliche Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben.

Mit dem 25. April noch in katholischer Zeit, dem Tage des Flurumzugs um die Gemarkung des ackerbürgerlichen Städtleins, werden wir in die Interessen ihrer Einwohnerschaft eingeweiht, lernen ihre Verwaltung und ihr Unterthanenverhältniß zur gräflich Schwarzburgschen Herrschaft kennen, die, so lange sie dort auf Schloß Neideck weilte, in wahrhaft landesväterlicher Sorgfalt um ihre Schutzbefohlenen sich mühte. Doch erst mit 1580 treten wir dem nun längst protestantisch gewordenen Orte näher. Der große Brand vom 7. August 1581, durch den eigenen Bürgermeister der Stadt entzündet, der darob flüchtig geworden, läßt uns in die innersten Angelegenheiten der Bürgerschaft blicken. Wir verfolgen den Proceß, den diese gegen ihr einstiges gewissenloses Haupt anstrengt, die Sorge für den Wiederaufbau der Stadt, die Hoffnung auf die endliche Ankunft der Gräfin, der Schwester des großen Oranien, die ihrem Gemahl auf seinem Kriegszug in den Niederlanden gefolgt ist, dort Witwe wird, ihrem Bruder die Augen zudrückt und dann, das dem sterbenden Gatten gegebene Wort einlösend, seine Leiche unter unendlicher Mühsal in die heimische Stammgruft bringt. Die große Noth durch die Entwerthung des Geldes in der Kipper- und Wipper-

zeit zu Beginn des Dreißigjährigen Kriegs, die Verheerung der Pest 1626, die schier unerschwinglichen Auflagen hatten die schwere Zeit den Leuten schon recht deutlich gemacht, aber vor der Roheit der Soldateska war die Stadt noch bewahrt geblieben; da brachen zu Ausgang 1627 des Friedländers Scharen herein, „die Merodebrüder" schlugen um und in Arnstadt Quartier auf und hausten übel bis in den Sommer des folgenden Jahres. Eine Menge von Einzelzügen erscheint lebhaft vor unsern Augen. Auch Banér's Schweden drohen 1640 mit Plünderung, doch sie lassen sich abkaufen. Man sieht tief in die Drangsale jener Jahre hinein. Andere Bilder erscheinen dann aus dem 18. Jahrhundert. Der Streit zwischen dem Rector scholae und dem Rath spielt eine große Rolle ebenso das Theaterspiel der von der nunmehr fürstlichen Herrschaft wohlgelittenen Schuljugend auf dem Tanzboden des Rathhauses, dem der Magistrat widerstrebt. Die Feier des Hubertusburger Friedens macht den Beschluß dieser äußerst gelungenen Belebung des todten Archivs, aber noch nicht den Beschluß des Buchs. Der Verfasser hat noch das liebenswürdige Bild einer vergessenen Dichterin gezeichnet, der von der göttinger Universität gekrönten Poetin Sidonia Hedwig Zännemannin, die auf einem Winterritte, wie sie ihn gern machte, am 10. December 1740 beim Uebergang über die hochgehende Gera ertrank.

Es wird niemand reuen, in dieses prächtige Büchlein sich zu versenken.

Für den weiten Kreis ernster gebildeter Männer, die nicht Geschichtsforscher sind, wenigstens nicht das deutsche Mittelalter zu ihrem Gebiete erwählt haben, ist Professor Otto Kallsen's schön geschriebenes Werk „Die deutschen Städte im Mittelalter" (Nr. 2) bestimmt, von dem der erste Band, über 700 Seiten stark, erschienen ist. Der Verfasser bezeichnet sein Buch als „Versuch, auf Grund der vielen vorliegenden Forschungen das Wissenswertheste von unsern mittelalterlichen Städten vorzuführen". Dieser Zweck und der aus dem Buche selbst sich ergebende Leserkreis dürfte vielleicht manchem Kritiker außer Augen gerathen sein, der dem Werke vorgeworfen, die Wissenschaft eigentlich nicht gefördert, nichts Neues vorgebracht zu haben. Der Verfasser hatte gar nicht die Absicht, die Wissenschaft, sondern die Kenntniß ihrer Ergebnisse zu fördern, sie zusammenzufassen und mundgerecht zu machen. Das hat er in überwiegend wohlgeordneter, geschmackvoller Weise gethan, in meist eingehaltenem richtigen Maße sowol der Mittheilung von Thatsachen und der Anschauungen über sie, wie der Verbindung von Reichs- und Städtegeschichte, in reicher, aber doch nicht immer ausreichender Berücksichtigung der Literatur und in durchweg aufs angenehmste lesbarer Sprache. Nach einem Blick über die römische Welt auf deutschem Boden werden die Städte vorgeführt, welche auf römischen Niederlassungen entstanden sind; es wird ein knappes Bild ihrer Entwickelung entworfen, bei den wichtigsten nur als vorläufiger Schattenriß der Zeichnung ihres Geschicks in späterer Zeit. Diese spätere Zeit gliedert sich nach den Herrschergeschlechtern: Merowinger und Karolinger, Sachsen, Salier, Stanfen; den Schluß bildet die Betrachtung der Städte im Ausgange des Mittelalters. Nur das letzte Kapitel macht eine Ausnahme von dem Grundsatze, die berücksichtigten Städte in der Periode zuerst zu nennen, der sie ihre Entstehung verdanken. Durch seine Befolgung prägt sich dem Leser ein, wann und unter welchen Umständen die Stadt entstanden ist; eine flüchtige Hindeutung auf ihre Geschichte läßt ihn das Kommende mit Aufmerksamkeit erwarten und erhält ihn in Spannung über die Entwickelungsmomente, die ihm in den folgenden Abschnitten dargelegt werden.

Im einzelnen ist nun darin allerdings manches verfehlt. Die Skizze der Verfassungsgeschichte Kölns (S. 54—58) muß sogar als verworren bezeichnet werden. Die Richerzeche durfte nicht als 1169 bestehend genannt werden, da sie vor 1225 nicht gesichert ist. S. 56, Z. 8 von unten muß es heißen „die erstern" statt „die letztern". In der heute viel erörterten und zum vollen Abschlusse wol noch nicht gelangten Frage nach der Entstehung der deutschen Stadtverfassung zeigt der Verfasser sich nicht nur ganz beschlagen, sondern nimmt nach übersichtlicher Darlegung der meisten in Betracht kommenden Gesichtspunkte entschiedene Stellung für Heusler's Herleitung der Verfassung aus den ottonischen Privilegien gegen Nitzsch's Hofrechts- wie gegen Maurer's Landgemeindetheorie. Dem Gildewesen und seinem etwaigen Einflusse schenkt der Verfasser auffälligerweise auch nicht die mindeste Beachtung, unterläßt selbst bei Dortmund und Münster die Erwähnung seines Daseins. Die Subjectivität in der Auswahl des „Wissenswerthen" beeinträchtigt hier doch die Vollständigkeit. Sohm's lichtvolle Schrift, auf die wir unten zu sprechen kommen, ist augenscheinlich zu spät erschienen, um noch Verwendung finden zu können. Sie hätte den Verfasser zweifellos an manchen Stellen zur schärfern Hervorhebung des Wesentlichen an der Sache und zur Verbindung im Buche getrennter, ihrer Natur nach aber zusammengehöriger Dinge geführt; so S. 233 fg., 236 fg., 242, 316 fg., 358 fg.

Die räumliche Ausdehnung der Aufgabe ist nahezu richtig getroffen. Metz fehlt ganz und die deutsche Colonisation wird in Liv- und Estland auf anderthalb Seiten erledigt. Bei der Blindheit deutscher Wissenschaft gegen dieses Forschungsgebiet ist es schon etwas, daß der Verfasser auch nur jenes Dürftige gegeben hat. Siebenbürgen beschäftigt ihn unmittelbar vorher zehn Seiten hindurch und ist doch für deutsches Städtewesen sicherlich weniger ausgiebig als Riga und Reval. Doch dieser Mangel des Buchs dürfte weder auffallen, noch als Mangel Anerkennung finden. So kann es auch nicht wundern, daß es S. 101 oben der alten, inzwischen als irrig erkannten Ueberlieferung gefolgt ist, der zufolge bremer Schiffer die Dünamündung entdeckt hätten; auch scheint im weitern Nyenstädt's freie Ausmalung des Vorgangs dem Verfasser Anhalt geboten zu haben. Das Richtige über Wann? und Wer? gibt Höhl-

baum, „Hansische Geschichtsblätter“ (1872). S. 413 wird Dresdens Name von trasi, Fähre, abgeleitet. Professor Leskien führt ihn auf dręzga, Wald, Röhricht zurück, wovon drężdżane, Waldbewohner, gebildet ist. Drèżdżany ist die heutige niederlausitzische Form des Namens Dresden.

Wir stehen nicht an, trotz der gemachten Ausstellungen das Buch eine Zierde unserer im höhern Wortsinn populären Geschichtsliteratur zu nennen.

Auch Professor Dr. Max Hoffmann's „Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck“ (Nr. 3), als „der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck zur Jubelfeier ihres hundertjährigen Bestehens gewidmet“, wendet sich von vornherein an weitere Kreise, deren Theilnahme dieser „Versuch einer zusammenfassenden Darstellung“ erwecken will, „welche durch Hinweise auf die Quellen und auf die vorhandenen Bearbeitungen einzelner Abschnitte den Ueberblick sowie das Eindringen in die Einzelheiten ermöglichen und zugleich das Gesammtbild vorführen soll“. Die außerordentliche Belebung der hansischen Studien seit zweiundzwanzig Jahren hat der mittelalterlichen Geschichte Lübecks durch Materialveröffentlichungen und zahlreiche Monographien so umfassend und gründlich vorgearbeitet, die kunsthistorischen Forschungen haben die culturgeschichtlichen Gesichtspunkte so überwiegend mehr gegen früher in die Betrachtung gezogen, daß das Unternehmen nicht nur völlig gerechtfertigt, sondern auch sein Gelingen gesichert erscheinen mußte.

4. Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Festschrift von Rudolf Sohm. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden. Von Otto Richter. Herausgegeben im Auftrage des Rathes zu Dresden. Erster Band: Verfassungsgeschichte. Zweiter und dritter Band: Verwaltungsgeschichte. Zwei Abtheilungen. Dresden, W. Baensch. 1885—91. 8. 12 M.
6. Die bremische Kirchenordnung von 1534. Bearbeitet von J. Friedrich Iken. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft des Künstlervereins. Bremen, C. E. Müller. 1891. 8. 3 M.

Die hier genannten Bücher sind freilich streng wissenschaftliche, mit allem Apparat der Gelehrsamkeit ausgestattete Arbeiten, doch auch dem Laien genießbar und dürfen auf seine Theilnahme rechnen; die erste um des Allgemeininteresses ihres Gegenstandes und der strahlenden Klarheit willen, mit der er behandelt worden, die beiden andern wegen der reichen Belehrung, die sie den heimatliebenden Bürgern Dresdens und Bremens zu bieten vermögen.

Professor Rudolf Sohm beantwortet die im letzten Jahrzehnt von den deutschen Rechts- und Wirthschaftshistorikern ganz vorwiegend erörterte Frage nach der „Entstehung des deutschen Städtewesens“ (Nr. 4) in Anknüpfung an die von Aloys Schulte 1890 veröffentlichte und besprochene Urkunde vom Jahre 1100, die Gründung der Stadt Radolfzell betreffend, dahin, daß unter den mannichfachen Kräften, welche an der Bildung und Entwickelung der Stadt betheiligt gewesen, dem Markte mit seinem Rechte die Führerrolle zukäme:

> Das Marktrecht, und zwar das Marktrecht allein, hat dem Stadtrecht seinen Ursprung und seinen eigenthümlichen Inhalt gegeben, und es kommt darauf an, das Marktrecht kennen zu lernen, um aus demselben das Stadtrecht zu begreifen. Es kommt ferner darauf an, das deutsche Marktrecht aus dem fränkischen Reichsrecht, ja aus den Grundgedanken des germanischen Rechts zu erschließen. . . . Damit wird sich dann der große Zusammenhang der Entwickelung, zugleich ein Ausblick in urgermanisches Recht ergeben, aus dessen vorzeitlichen barbarischen Ordnungen Rechtsbildungen hervorgegangen sind, welche machtvoll bis an die Schwelle der Gegenwart heranreichen.

Der Lösung dieses Programms unterzieht sich der Verfasser in den Abschnitten: „Das Weichbild“; „Der Stadtfriede“; „Das Stadtgericht“; „Die Zuständigkeit des Stadtgerichts“; „Das Stadtrecht“, und beleuchtet zum Schlusse die Entstehung des Rathes als eines mit der dem Schultheißen zuständigen Marktgerichtsbarkeit betrauten Unterrichtercollegiums zur Feststellung von Maß und Gewicht und Lebensmittelpreisen. Weiter können wir uns hier nicht auf den Inhalt einlassen, doch will es uns dünken, daß unter der von Sohm ausgegebenen Losung die Schwierigkeiten in der That weichen, welche bisher der Unterordnung der lange noch nicht genug gewürdigten Fälle der Einzelerscheinungen deutschen Städtewesens unter eine der aufgestellten Erklärungsweisen hartnäckig widerstrebten.

Des dresdener Stadtarchivars Dr. Otto Richter dreibändige „Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden“ (Nr. 5) ist in ihrem ersten Theile bereits 1885 erschienen. Im Frühjahr 1891 wurde die Verwaltungsgeschichte ausgegeben und damit ein Werk, das von außerordentlichem Fleiße zeugt, der Benutzung anheimgestellt. In erster Linie dem ortsgeschichtlichen Bedürfnisse und dem der Verwaltung bestimmt, mußte es bei dem Mangel brauchbarer Vorarbeiten zum weitaus größten Theile auf handschriftliches Material gegründet, in einzelnen Abschnitten, darf man sagen, aus solchem zusammengesetzt werden. Infolge der dadurch nothwendig gewordenen gründlichen Durchsicht und Verarbeitung der seiner Obhut und Verwerthung anvertrauten Archivalien ist der Verfasser aufs thunlichste in Einzelheiten eingedrungen und hat theils durch ihre Vorführung, theils durch ihre Ausnutzung auf statistischem Wege seiner Schilderung einen so hohen Grad von Anschaulichkeit verliehen, daß sich wol erwarten läßt, sein Buch werde bei allen Dresdenern, die nicht nur in der Gegenwart aufgehen, Bürgerrecht erwerben, in der städtischen Verwaltung aber zum zweckdienlichen Nachschlagebuch werden und in den meisten Fällen, wo es sich bei irgendeiner Frage um einen geschichtlichen Rückblick handelt, besondere Nachforschungen ersparen oder sie unter Benutzung der gegebenen Nachweise doch ungemein abkürzen. Mit diesen praktischen Vorzügen des Werkes hängt es dann zusammen, daß es sich auf die umfassende, urkundlich begründete Darstellung Dresdens, wie die Stadt in Verfassung und Verwaltung von ihrem Anfange bis

zur Einführung der heute geltenden Städteordnung von 1832 war, beschränkt hat und auch nicht entfernt auf die Stellung Dresdens unter den andern deutschen Städten hinsichtlich der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit ihrer Verhältnisse eingeht, noch kaum irgendwo *) zu einer theoretischen Darlegung verfassungsgeschichtlicher Fragen oder Erläuterung derartiger Begriffe schreitet. Im wesentlichen mögen wol Leser vorausgesetzt sein, die solches nicht verlangen, sondern Thatsachen begehren; aber auch bei aller Rücksicht auf die Fachgenossen mochte die Nothwendigkeit, das ohnehin über 1200 Seiten starke Werk nicht noch mehr zu verstärken und seine Vollendung gar zu sehr zu verzögern, um so leichter obsiegen, als gerade den wissenschaftlichen Kreisen mit der getrennten und ausführlichen Darlegung der thatsächlichen Zustände am besten gedient ist, da sie sich den Vers dazu, wo es erforderlich ist, selbst machen können.

So völlig nur mit seinem Gegenstande beschäftigt und ihn im Mittelalter wie in der Neuzeit behandelnd, nimmt Richter's Buch in der gegenwärtigen städtegeschichtlichen Literatur einen eigenen Platz ein und behauptet ihn ehrenvoll durch die Gediegenheit, mit der es gearbeitet ist. Gegen die gewählte Anordnung wird sich schwerlich ein triftiger Einwand erheben lassen. Die Verfassungsgeschichte zerfällt in vier große Abschnitte: „Das Stadtgebiet"; „Die Stadtobrigkeit"; „Die Stadtgemeinde"; „Die Stadt und der Landesherr". Der zum ersten Abschnitt entbehrte Plan ist jetzt dem dritten Bande beigefügt, und zwar in der schönen Wiedergabe der Aufnahme von Dresden und Altendresden (nach 1685 Neustadt geheißen) im Jahre 1651 durch Samuel Nienberg. Hier mag bemerkt werden, daß Dresdens zuerst urkundlich Erwähnung geschieht 1206, und daß es am 21. Januar 1216 als Stadt genannt wird; zu Anfang des 13. Jahrhunderts mag sie in der Entstehung begriffen und vielleicht vom Markgrafen Dietrich erbaut worden sein. Der Geschichte des Raths, der 1301 zuerst erwähnt ist, während der Bürgermeister bereits 1292 genannt wird, und der bis in die neueste Zeit immer etwas kümmerlichen Gemeindevertretung folgt die Schilderung seines Geschäftskreises, seiner Beamten und des alten 1707 abgebrochenen Rathhauses, das frei auf dem Altmarkt stand. Unter den fünf Kapiteln, in denen die Stadtgemeinde abgehandelt wird, hat das über die Häuser- und Einwohnerzahl eine sehr anziehende, auf die von 1396 an erhaltenen Geschoßregister gestützte Bearbeitung erfahren.

Von den reichen urkundlichen Beilagen zum ersten Bande sind besonders die Liste der Stadtschreiber und Syndici und die altendresdner und dresdener Rathslinien hervorzuheben. Bemerkenswerthe Nachträge zum verfassungsgeschichtlichen Theil werden im dritten Bande geboten, der auch ein Orts-, Personen- und Sachregister für das ganze Werk enthält.

*) Zwei Ausnahmen sind I, 247, und II, 1. Die ältere Darstellung wird durch die jüngere wesentlichst berichtigt.

Die Verwaltungsgeschichte hebt mit der Darstellung der Rechtspflege an und stellt an deren Spitze Sohm's oben mitgetheilte Anschauung über das Erwachsen des deutschen Stadtrechts aus dem Marktrecht. Da seit dem 16. Jahrhundert die Geschichte der dresdener Rechtspflege völlig in der sächsischen Rechtsgeschichte aufgeht, ist erstere verhältnißmäßig kurz behandelt und der ganze Rest des zweiten Bandes, fast 300 Seiten, der Polizei gewidmet. Der Abschnitt bildet ein rechtes Schatzkästlein von systematisch geordneten und wohlbelegten Nachrichten über den Stand dieses Zweigs städtischer Wohlfahrt oder auch vom 17. Jahrhundert ab, ja vom 16. bereits, wie der Verfasser nachdrücklich hervorhebt, städtischen Wohlfahrtsmangels. In seiner Ausgiebigkeit gereicht er der geschichtlichen Literatur der Polizeiwissenschaft zum bemerkenswerthen Gewinn. Der dritte Band handelt knapp von der Bauverwaltung, um so eingehender alsdann von dem Finanzwesen und von der Armenpflege Dresdens, über dessen trefflichen Archivbestand, wie schon früher bei der Bevölkerung, so auch bei diesen Abschnitten man nur seine Freude haben kann, freilich auch über die Sorgsamkeit des Verfassers, der die vielen ziffermäßigen und tabellarisch zusammengestellten Uebersichten über das in der Stadt vorhandene Privatvermögen und seine Vertheilung, wie über den städtischen Haushalt von der Mitte des 15. Jahrhunderts an aus jenem Quellenbestande gezogen hat. Ueberhaupt sind die städtischen Rechnungen in solchem Umfange mitgetheilt worden, daß der Verfasser mit seiner Ansicht, hierin einen Ersatz für den Mangel ihrer besondern Veröffentlichung zu bieten, wol Recht behalten dürfte. In all diesen Abschnitten führt die Darstellung vom Mittelalter, dem 14. oder 16. Jahrhundert, bis zum Ziele der Arbeit, dem Jahre 1832. Den Schluß machen die Kirchen- und die Schulverwaltung. In ersterer ist die eigenthümliche Verquickung der Verwaltung der Elbbrücke mit der der Kreuzkirche als Curiosum hervorzuheben. Der Abschnitt wird nur bis zur Reformation geführt, weil fortan die landesherrlichen Kirchenordnungen auch für Dresden maßgebend waren. Die Schulverwaltung ist mit besonderer Literatur reich bedacht; daher sind ihr nur einige Seiten gewidmet.

Die Stadt Dresden hat alle Ursache, dieser so zweckmäßig gehaltenen, wie gründlichst unterarbeiteten Darstellung der Geschichte ihres öffentlich rechtlichen Lebens die dankbarste Aufnahme zu bereiten.

„Die bremische Kirchenordnung von 1534" (Nr. 6) seit ihrer damaligen Drucklegung nicht wieder veröffentlicht, bis 1837 schier völlig in Vergessenheit gerathen und nur in wenigen Exemplaren erhalten, ist von J. Friedrich Iken aufs neue herausgegeben und durch eine Einleitung von 83 Seiten eingeführt, die einen werthvollen Beitrag zur bremischen Kirchen- und natürlich auch Stadtgeschichte bedeutet.

„Der Erentriken Stadt Bremen Christlike ordeninge na dem hilligen Euangelio thom gemenen nutte sampt etliker Christliker lere erer Predicanten"

in der Blütezeit der Reformation geschrieben und von deren freudigem Zeugniß und ernster Frömmigkeit durchhaucht, theilweise wol den Kirchenordnungen anderer Städte nachgebildet, doch aber auch wieder ganz eigenartig, im Namen sämmtlicher Prediger von einem derselben abgefaßt, in Wittenberg geprüft und gebilligt, vom Rathe unserer Stadt gutgeheißen und bestätigt, ist sie ein Literaturstück, das unser volles Interesse in Anspruch nehmen kann. . . . Schon die Darstellung in dem gemüthlichen niederdeutschen Sprachgewande, wie reizend und anheimelnd kann sie uns erscheinen, zumal bei der originellen Bezeichnung hoher und ernster Dinge! Und wie kernig und sinnig ist die ganze Ausdrucksweise, die oftmals an die populäre Meisterschaft Luther's erinnert, niemals nur trockene Bestimmungen macht, sondern sie immer mit warmen Herzblute tränkt! . . . Die Kirchenordnung bildet für Bremen den Abschluß einer fast zwölfjährigen Entwickelung, sie ist die reife Frucht am Baume der seit Ende 1522 hier eingeführten Reformation. . . . Was man in diesen Jahren als hier geeignet erprobt und was auch anderswo sich bewährt hatte, das wurde in ihr als gültig aufgestellt . . . allein ihre faetische Gültigkeit war nur von kurzer Dauer. Bremen trat schon nach wenigen Jahrzehnten in eine neue Entwickelung der eingeführten Kirchenreform ein. . . . So wurde die Kirchenordnung mehr und mehr zurückgedrängt und behielt für die folgenden Jahrhunderte nur die Bedeutung eines in vielem vorbildlichen Anfangs.

In diesen Sätzen des Herausgebers ist der Inhalt seiner Einleitung gegeben. Sie spricht über die Entstehung der Kirchenordnung *) in Anlaß der tumultuarischen Bewegung im Jahre 1532 und des darauf wiederhergestellten Friedens, weist den Verfasser im Prediger an St. Martini Johann Timan aus Amsterdam nach, schildert den Inhalt, prüft sie auf ihren Zusammenhang mit andern Kirchenordnungen und auf ihre Selbständigkeit, erzählt von ihrer Einführung und Geltung, aber auch vom allmählichen Eindringen zunächst der Melanchthon'schen Richtung in Bremen seit 1547, dann des Calvinismus, wodurch der Rath und die Ueberzahl der Gemeinden sich nach und nach in einen Gegensatz zur Kirchenordnung gebracht sahen. Wenn dieser auch nie zu ihrer Aufhebung führte, so ließ er sie thatsächlich unbeachtet und ermöglichte es, daß man im 17. Jahrhundert neben den altchristlichen Symbolen und der Augustana den heidelberger Katechismus als Bekenntniß wählte, auf das die Geistlichen verpflichtet wurden. Das alles ist sehr anziehend, und gern schlägt man, wenn man die Einleitung gelesen, in der sauber und tadellos wieder ans Licht gezogenen alten Kirchenordnung selbst nach und wird bestätigt finden, was der Herausgeber zu Anfang über sie geurtheilt hat.

Mit dem Abschlusse dieser Besprechung laufen die Anfänge eines Werks zur hansischen Städtegeschichte ein, das, auf maßgebende Anregung hin vom Verfasser seit Jahren geplant, auf gründlichster Unterbauung beruht und bereits in den vorliegenden ersten Abschnitten allen wissenschaftlichen Anforderungen wie den Bedürfnissen eines gebildeten Leserkreises volle Rechnung trägt:

*) Unter den angeführten „ältesten ihres Geschlechts" aus den zwanziger Jahren des Reformationsjahrhunderts durften die Kirchen- und Gotteskastenordnungen Leisnigs und Elbogens von 1523 ebenso wenig übersehen werden, wie die höchst merkwürdige, von mir herausgegebene und besprochene revalsche Kirchenordnung von 1524; vgl. „Aus Livlands Luthertagen" (Reval 1883).

7. Geschichte der Stadt Bremen. Von Wilhelm von Bippen. Erste und zweite Lieferung. Bremen, C. E. Müller. 1891—92. 8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Der bremische Senatssecretär und Staatsarchivar, Herausgeber des von Ehmck begründeten „Bremischen Urkundenbuchs", als geschmackvoller Erzähler durch seine Sammlung von Aufsätzen „Aus Bremens Vorzeit" (Bremen 1885) bekannt, hat die glückliche Lage wohl benutzt, seinem Werke eine große Anzahl theilnehmender Leser seiner engern Heimat gesichert zu wissen und von vornherein den vertraulichen Ton und die Weise eingehender Schilderung angestimmt, den sein nächstes Publikum erwarten darf, der aber auch auf weitere Kreise die Wärme der Beziehungen zu übertragen vermag, die sowol zwischen dem eingeborenen Autor und seinem Darstellungsgebiete, wie zwischen ihm und seinen Mitbürgern naturgemäß obzuwalten pflegt. Von den ersten Seiten des anschaulichst geschriebenen Buchs an wird auch der entferntere Leser genöthigt, sich in die Gemeinde Bremen zu versetzen und ihren Schicksalen mit der steigenden Theilnahme zu folgen, die zunächst nur beim bremer Kinde vorauszusetzen wäre, wenngleich die Geschichte der alten ruhmvollen Bischofs- und Hansestadt das gute Recht hat, als vollgültiger Theil der deutschen Reichsgeschichte angesehen zu werden. So führen gleich die einleitenden Blätter des ersten Kapitels „Bremen unter den Bischöfen" zur gewaltigen Gestalt Karl's des Großen:

Sicherlich ist sein Name bei der ungeheuern Mehrzahl seiner sächsischen Zeitgenossen ein tiefverhaßter gewesen. Aber die späte Sage, welche in Bremen sowol wie in andern Orten Sachsens und Frieslands Karl den Großen als den Urheber der Freiheit pries, hat unbewußt erkannt, daß der große König wie der Schöpfer der deutschen Nation so auch der Bahnbrecher gewesen ist, der unser sächsisches Land und Volk auf den Weg seiner geschichtlichen Entwickelung geführt hat. . . . Dem Auge des Königs konnte es nicht entgehen, daß nicht Ueberredung, sondern nur Unterwerfung die Sachsen unter die Gebote der Kirche zwingen werde. Mochte ein Mann, wie Alcuin, von der Höhe seiner wissenschaftlich und sittlich gebildeten Ueberzeugung herab warnen, die Taufe lasse sich wol erzwingen, nicht aber der Glaube, zu diesem könne der Mensch nur angeleitet, nicht genöthigt werden, sein König, groß genug, um solche Warnung anzuhören, richtete den Blick von dem Einzelnen, um dessen Schonung Alcuin bat, auf das Ganze. Und mit dem religiösen verband sich ein dringendes staatliches Bedürfniß zur Bezwingung der Sachsen, denn die seit Jahrhunderten selten unterbrochenen Grenzkriege, die mehrmals zu längerer Tributpflichtigkeit der Sachsen geführt hatten, störten fortwährend die Ruhe des nordöstlichen Frankenreichs. So begann im Jahre 772 der furchtbare Krieg, der erst nach einem Menschenalter enden sollte, ein Krieg, in welchem die Theilnahme unseres Herzens immer wieder auf die Seite unserer sächsischen Vorfahren gelenkt wird, welche für Freiheit, Vaterland und ihre Götter einen wahren Verzweiflungskampf kämpften, während doch gerechte Erwägung uns zu der Anerkennung zwingt, daß Karl durch die Unterwerfung der Sachsen eine der folgenreichsten Thaten der deutschen Geschichte vollzogen und daß er, trotz einzelner harter Maßregeln, schon während des Kriegs und nach seiner Beendigung alles gethan hat, um innerhalb der durch seine neuen staatlichen Einrichtungen und die nothwendige Einführung des Christenthums gegebenen Grenzen die Eigenart des sächsischen Volks zu schonen.

Dies ein Beispiel der Herz und Vernunft gleichmäßig Rechnung tragenden Urtheilsweise von Bippen's, die an der langen Reihe hervorragender bremischer Kirchenfürsten vollauf sich zu erproben Gelegenheit hat. Nach den Missionsbischöfen und Mönchen von Willehad bis Unni beginnt auf dem bremischen Stuhle die Reihe der staatsmännischen Weltgeistlichen mit Adaldag, dem Kanzler Otto's I., unter dem 965 die Geburtsurkunde der Stadt Bremen ausgestellt und zwei Jahre später das Erzstift zum Reichsstande wird. Jedem einzelnen Nachfolger ist eine Charakterzeichnung gewidmet, am eingehendsten der großartigen Gestalt Adalbert's und Liemar, den Berathern Heinrich's III. und IV.; dann dem Erzbischof Friedrich, dem Begründer der Holländercolonien in den Weserbrüchen; Adalbero, der so unablässig wie vergeblich die einstige Herrscherstellung der bremischen Kirche über die nordischen Bisthümer wiederaufzurichten gedachte; Hartwich von Stade, der ungeachtet seines fruchtlosen Kampfes gegen Heinrich den Löwen wegen seines hochgemuthen Sinnes der Große von der nächsten Nachwelt genannt ward; Hartwich II., dem Gegenbilde seines Namensvetters; Gerhard I. von Oldenburg und Gerhard II. zur Lippe, dem Besieger der Stedinger; zuletzt Giselbert von Brunkhorst, gestorben zu Ausgang des Jahres 1306, der die Reihe der Erzbischöfe schließt, deren Regierung der Verfasser zum Faden seiner Erzählung nimmt, wenn auch im zweiten Kapitel „Die Bürger im Kampfe mit ihren Herren" bereits unter den Hartwichs das Bürgerthum selbstbewußt seine Stellung zu nehmen beginnt und seit Adaldag jede der dürftig überlieferten Notizen über die äußere und innere Entwickelung der Stadt sorglich benutzt ist, die anfänglich spärlichen Umrisse ihres Bildes kräftiger zu markiren, den baulichen Hintergrund mit kunstverständigem Sinne auszufüllen und vom Leben, das in den Mauern pulst, eine Vorstellung zu erwecken. Mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, in das das dritte Kapitel „Innere Unruhen und auswärtige Erfolge" führt, tritt die Bürgerschaft im ganzen und in einzelnen Persönlichkeiten in den Vordergrund; die Gemeinde erhebt sich 1304 gegen die Geschlechter, ohne ihren Sieg zum Sturz der aristokratischen Rathsverfassung zu misbrauchen und wenn auch 1330 eine neue Rathsordnung erscheint, der zufolge auch Mitglieder der Aemter in den vielköpfigen Rath gewählt werden können, aber dann vom Handwerk lassen müssen, so war damit nur ein Grundsatz aufgestellt, dem bald keine Folge weiter gegeben wurde, und auch nach kurzer, auf blutigem Wege errungener Gewaltherrschaft der Demokratie im Jahre 1366 tritt die alte Ordnung der Dinge um so gekräftigter wieder in Wirksamkeit, nunmehr gestützt durch die Zugehörigkeit Bremens zum Hansabunde.

Damit schließt die vortreffliche Darstellung, soweit sie bis jetzt vorliegt. Nach dem Prospect wird noch die dritte Lieferung dem Mittelalter Bremens gewidmet sein, der Hauptnachdruck soll der in vieler Hinsicht eigenartigen Entwickelung Bremens in der Neuzeit gelten, deren Schilderung zwei Drittel des Gesammtumfangs einnehmen werden. In zwei Bänden, die in neun bis zehn Lieferungen zur Ausgabe gelangen, wird das Werk in etwa zwei Jahren zu Ende gelangen. Mit freudiger und gespannter Theilnahme werden die Leser der ersten Bogen den Fortgang verfolgen.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Wie alljährlich um die Zeit des lieblichen Festes versammelten sich auch diesmal am Sonnabend nach Pfingsten viele Mitglieder der Goethe-Gesellschaft auf dem classischen Boden von Weimar, diesmal sogar zahlreicher als sonst, vielleicht deshalb, weil die Aussicht, einen unserer berühmtesten Forscher über „Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen" sprechen zu hören, auf manche besondere Anziehungskraft ausübte. Dagegen hatten es äußere Umstände zum Theil schmerzlicher Natur bewirkt, daß der Vorstandstisch nur schwach besetzt war. Cultusminister von Gerber, der Goethe-Forscher von Loeper waren im Laufe des Jahres gestorben, Simson, der erste Vorsitzende, durch schwere Krankheit, Kuno Fischer und Dr. von Stremayr durch Amtsgeschäfte am Erscheinen verhindert. So mußte denn der zweite Vicepräsident Dr. Ruland die Sitzung eröffnen. Ihr Schwerpunkt lag, wie natürlich, in der Festrede. Nach einer höchst geistreichen Einleitung, die das wissenschaftliche und das künstlerische Schaffen in dem, was ihnen gemein ist, und in dem, was sie voneinander trennt, beleuchtete, würdigte Professor von Helmholtz Goethe besonders als Biologen und als Vorläufer Darwin's, hob die Wichtigkeit seiner morphologischen Entdeckungen hervor und bewies, daß Goethe's Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete nur dort ohne Erfolg gewesen wären, wo der Erfolg allein von der inductiven Methode und vom Experiment abhängig gewesen wäre. Der Vortrag, der für ein wissenschaftlich gebildetes und geschultes Publikum bestimmt war, fand großen Beifall.

Aus dem zweiten Theil der Sitzung ist mitzutheilen, daß Freiherr von Biedermann und der Enkel Schiller's, Freiherr von Gleichen-Rußwurm, in den Vorstand gewählt wurden. Mit freudigem Danke nahm die Versammlung die Mittheilung auf, daß Loeper seinen handschriftlichen Nachlaß dem Archiv und seine Bibliothek, soweit ihr Inhalt dazu geeignet ist, der Goethe-Bibliothek vermacht habe. Außerdem ist das Archiv bereichert worden durch die Briefe Goethe's an Lotte, Wieland's an Sophie Laroche und den Nachlaß Otto Ludwig's, Hebbel's, Mörike's und Immermann's. Als siebente Schrift der Goethe-Gesellschaft ist in Aussicht genommen der Abdruck des „Tiefurter Journals". Auf die Sitzung folgte ein Festmahl und abends eine Festaufführung im Theater, die die Goethe'schen „Vögel" und den „Bürgergeneral" brachte. Wir sagen dem Vorstande besondern Dank dafür, daß er gerade zwei, man möchte fast sagen verschollene Stücke Goethe's ausgewählt und ihnen durch eine ausgezeichnete Darstellung tüchtiger Schauspieler zu ihrem Rechte verholfen hat.

— Die Comenius-Feierlichkeiten haben den Anstoß zu einer dauernden Beschäftigung mit dem großen Pädagogen gegeben. Was sich auf ihn, seine Lehre, seine Zeit, seine Gegner bezieht, soll hierfüro gesammelt erscheinen in den „Monatsheften der Comenius-Gesellschaft". Das erste Heft ist soeben erschienen, und zwar bei Voigtländer in Leipzig. Der Eindruck, den es auf uns gemacht hat, ist günstig. Außer einer warmherzigen Einleitung des Archivraths Keller bringt es in vier gesonderten Ab-

theilungen „Abhandlungen", „Quellen und Forschungen", „Kürzere Mittheilungen" und „Literaturberichte", von denen die letztern ganz besonders werthvoll sind, weil sie die ganze Comenius-Literatur der letzten fünfzig Jahre zusammenstellen und dadurch eine breite Lücke in der pädagogisch-historischen Literatur ausfüllen. Aus den kürzern Mittheilungen heben wir vor allen Dingen ein kleines, von Dr. E. Bodemann aus dem hannoverschen Archiv mitgetheiltes Gedicht Leibnizens auf Comenius hervor. Der Schluß dieses Gedichts lautet:

Tempus erit, quo te, Comeni, turba bonorum
Factaque, spesque tuas, vota quoque ipsa colet.

Geschäftliche Mittheilungen bilden den Schluß des ersten Heftes. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß die schier endlose Reihe der Mitglieder des Gesammtvorstandes der Comenius-Gesellschaft in diesem einen Hefte nicht weniger als dreimal ohne Noth abgedruckt worden ist.

— Die seit längerer Zeit vorbereiteten „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte", deren Herausgeber Julius Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamotólski in Berlin sind (Stuttgart, Göschen), legen nunmehr ihr Probeheft vor. Dieses erste kritische Organ für die Geschichte der neuern Literatur berichtet periodisch in übersichtlich angeordneten und innerlich zusammenhängenden Abschnitten über alle Leistungen, welche jährlich in Büchern nicht nur, sondern auch in Aufsätzen, Kritiken und kürzern Artikeln der Zeitschriften und Zeitungen hervortreten, und hebt in kritischem Referate heraus, was sie an Neuem und Werthvollem enthalten. Der Stoff ist in drei den großen literarischen Epochen entsprechende Hauptgruppen getheilt, die in sich wieder nach Literaturgattungen geschiedene Untergruppen umfassen und daneben führende Geister besonders herausheben. Voran aber stellt sich ein allgemeiner Abschnitt, der die zu den literaturgeschichtlichen Studien gehörigen Theil- und Grenzwissenschaften in acht Kapiteln behandelt: zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache und der germanischen Philologie gesellen sich Culturgeschichte, Unterrichtsgeschichte und ein Bericht über das Schrift- und Buchwesen; das Kapitel „Poetik" wird die ältesten und die modernsten Bestrebungen auf ästhetischem Gebiete berücksichtigen. Von den vielen ständigen Mitarbeitern nennen wir nur W. Creizenach, L. Geiger, O. Harnack, B. Litzmann, F. Muncker, A. Reifferscheidt, G. Roethe, Erich Schmidt, A. E. Schönbach. Der erste Jahresband soll im Spätsommer zur Ausgabe gelangen und bei einem Umfange von ungefähr 25 Bogen Lex.-8. etwa 10 M. kosten.

— Von der bekannten Zieger'schen Originalausgabe von Charles Dickens' sämmtlichen Werken erscheint eine neue Auflage (Berlin, C. Zieger Nachfolger). Der erste Band enthält den Roman „Oliver Twist", übersetzt von C. Kolb.

— Unter dem Titel „Aus dem Goethehause" wird im Verlage von J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart ein Buch erscheinen, das 242 Briefe Riemer's an die Familie Frommann veröffentlicht. Diese Briefe handeln von den täglichen Vorgängen in der Familie und dem Freundeskreise Goethe's.

Bibliographie.

Busse, C., In junger Sonne. Novellen und Skizzen. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. 8. 3 M.

Carl Friedrich's von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont. Herausgegeben von der badischen historischen Commission. Bearbeitet und eingeleitet durch einen Beitrag zur Vorgeschichte der ersten französischen Revolution und der Physiokratie von C. Knies. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter. Lex.-8. 25 M.

Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806. Herausgegeben von der badischen historischen Commission, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer. 2. Bd. (1792—1797.) Heidelberg, C. Winter. Lex.-8. 20 M.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck. Darstellung der gesamten politischen Wirksamkeit des Fürsten Bismarck als Abgeordneter, Gesandter, Minister und Reichskanzler. Von *_*. Neue Ausgabe. 1. Lfg. Leipzig, Renger. Gr. 8. 1 M.

Dorn, E., Des Pfarrers Geburtstag. Genrebild. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Der Wurzelgraber von Wildalpen. Bauernposse mit Gesang. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dreydorff, J. G., Herr von Egidy und die christologische Frage. Vortrag. Leipzig, H. Haessel. 8. 50 Pf.

Dukmeyer, F., Tod dem Verräter! Drama. Berlin, E. Rentzel. Gr. 8. 1 M.

Erdmann, G. A., Theater-Reformen? Kritische Studien. Berlin, E. Rentzel. 8. 1 M. 50 Pf.

Francke, K., Armin, der Cherusker. Geschichtliches Drama aus den Jahren 14—23 n. Chr. München, G. Wilhelm. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Freybe, A., Das deutsche Haus und seine Sitte. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8. 2 M. 20 Pf.

Fröhlich, F., Napoleon I. und seine Beziehungen zum klassischen Altertum. Zürich, F. Schultheß. Gr. 8. 80 Pf.

Goldschmidt, H., Der Vokalismus des neuhochdeutschen Kunstgesanges und der Bühnensprache. Eine sprach- und gesangsphysiologische Studie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hamann, C., Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. Ein volkstümlich dargestelltes Lebensbild. Hamburg, Herold. 12. 1 M. 25 Pf.

Hänel, A., Das Kaiserthum. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Haydock's Zeugniß. Eine Familien-Geschichte aus der Zeit des amerikanischen Bürger-Krieges. Von L. C. W. Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Traktat-Gesellschaft. Gr. 8. 2 M.

Heinsius, A., Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? In zwei Gesprächen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 50 Pf.

Jagwitz, F. v., Geschichte des Lützowschen Freikorps. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Das nervöse Jahrhundert. Spiegelbilder von Gregor VII. Stolp, H. Hildebrandt. Gr. 8. 50 Pf.

Küchling, H., Desdemona. Schauspiel. Gera, K. Bauch. 8. 1 M. 25 Pf.

Lettow-Vorbeck, O. v., Der Krieg von 1806 und 1807. 2. Bd. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 11 M.

Mähliss, J. F., Die Schrecken der deutschen Sprache. Vorschläge zur vernünftigen Umgestaltung und Vereinfachung des Deutschen zum Zweck seiner leichteren Erlernung und Ausbreitung, nebst einer Probe des vereinfachten Deutsch. Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Maisch, G., Religion und Revolution nach ihrem gegenseitigen Verhältnis in drei Geschichtsbildern: I. Das Reich der Wiedertäufer zu Münster (16. Jahrhundert), II. Die Revolution der Indepenbenten in England (17. Jahrhundert), III. Die Revolution der Freidenker in Frankreich (18. Jahrhundert) dargestellt. Leipzig, R. Werther. Gr. 8. 3 M.

Meringer, R., Studien zur germanischen Volkskunde. Das Bauernhaus und dessen Einrichtung. Wien, A. Hölder. Gr. 4. 5 M.

Minden, D., Der Humor Kant's im Verkehr und in seinen Schriften. Ein Vortrag. Dresden, H. Minden. 12. 1 M.

Neumann-Strela, K., Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte. Mit vielen Brustbildern und Textabbildungen. 1. Lfg. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 50 Pf.

Ompteda, L. Freih. v., Ein hannoversch-englischer Offizier vor 100 Jahren. Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda, Oberst und Brigadier in der königlich deutschen Legion. 26. November 1765 bis 18. Juni 1815. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 6 M.

Peters, C., Gefechtweise und Expeditionsführung in Afrika. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Pieck, J., Von Hamburg nach San Francisco. Eine sechswöchentliche Urlaubsreise. Berlin, G. Stilke. 8. 2 M.

Pudor, H., Liebe und Leben. Dichtungen. Dresden, O. Damm. 8. 1 M. 80 Pf.

Radetzky, Briefe an seine Tochter Friederike. 1847—1857. Aus dem Archiv der freiherrlichen Familie Walterskirchen herausgegeben von B. Duhr, S. J. Festschrift der Leo-Gesellschaft zur feierlichen Enthüllung des Radetzky-Denkmals in Wien. Mit 1 Porträt und mehreren Facsimiles. Wien, Verlag „St. Norbertus" (J. Roller u. Comp.). Lex.-8. 4 M.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Ein offener Brief an einen Freund. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 50 Pf.

Ruete, H., Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und sein Anteil an den Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes. Rede. Gotha, E. F. Thienemann. Gr. 8. 40 Pf.

Schiller's Briefe. Kritische Gesamtausgabe, in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. Jonas. 1. Lfg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 25 Pf.

Schmidt, L., Der philologische Universitätslehrer, seine Tadler und seine Ziele. Marburg i. H., N. G. Elwert. Gr. 8. 60 Pf.

Schneider, A., Das Glück. Vier Märchen. Karlsruhe, J. Bielefeld. 16. 2 M.

Schneidewin, M., Offener Brief an Eduard von Hartmann, zum 50. Geburtstage des Philosophen. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Storck, J. (J. Hoarmeckan), Kalleroden. Gedichte und Erzählungen in bergisch-wupperthaler Mundart. Erneuerte Ausgabe. 2. Bd. Elberfeld, J. Schmitz. 8. 3 M.

Das Theater. Wochenschrift für dramatische Kunst und Litteratur, Bühnenwesen und Musik. Red.: M. Schlesinger. 1. Jahrgang. April—December 1891. 39 Nrn. Berlin, Kühling u. Güttner. Fol. Vierteljährlich 2 M.

Tschirch, W., Aus meinem Leben. Gera, A. Nugel. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.
Die Galerien
zu
München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Vorliegendes Werk des bekannten Kunstschriftstellers über zwei der berühmtesten deutschen Gemäldegalerien, zu München und Dresden, wird das Interesse aller Kunstfreunde umsomehr erregen, als der Verfasser ganz überraschende Beweise für seine Behauptungen liefert. Zahlreiche treffliche Abbildungen dienen zur Erläuterung.

In dem früher zu gleichem Preise erschienenen ersten Bande der „Kunstkritischen Studien“: „Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom“, legte Lermolieff in einer ausführlichen Einleitung auch seine kunstkritischen Grundsätze dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sahărâ und Sûdân.

Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.

Von

Dr. Gustav Nachtigal.

Dritter Theil (Schluss). Herausgegeben von **E. Groddeck.**

Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Theil.

8. Geh. 15 M. Geb. 16 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band bildet den Abschluss des classischen Werks Gustav Nachtigal's: „Sahărâ und Sûdân“. Er umfasst die Heimreise von Kûka durch Wadâï und Dâr-Fôr. Infolge der Bemühungen der Franzosen, durch die von Nachtigal der Kenntniss erschlossenen, früher allen Europäern unzugänglichen Gebiete von Wadâï zum Tschadsee zu dringen, fesselt gerade dieser dritte Band das Interesse. Ein ausführliches Register zu allen drei Bänden erhöht den Werth des Bandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:
Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz,
Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung“ sagt über das Werk:

„Ein herrliches Buch, das uns in classischem Deutsch unsere Colonien vorführt. Kamerun, Togo, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika und die Südseecolonien werden mit gleicher Meisterschaft geschildert. Es kann nicht fehlen, daß dieses treffliche Werk in jeder deutschen Familie, besonders aber in unsern Schulbibliotheken willkommene Aufnahme finden wird.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von
Don Vincencio Juan de Lastanosa,
und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs.

Die zweite Auflage ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (früher geh. 18 M., geb. 21 M.).

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 26. — 30. Juni 1892.

Inhalt: Die Aesthetik unserer Classiker. Von Max Groeben. — Aus Alt- und Neuland. Von Adalbert Schroeter. — Neue Romane. Von Adolf Fleischmann. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Zur Länderkunde. Von Alfred Kirchhoff. — Naturwissenschaftliche Schriften. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Aesthetik unserer Classiker.

Eine zusammenfassende Betrachtung und Würdigung der ästhetischen Anschauungen des deutschen Classicismus war bisher nicht vorhanden. Ein solches Buch würde nicht nur eine Lücke in der historischen Forschung der Gegenwart ausfüllen, sondern könnte auch die Möglichkeit geben, die ästhetischen Anschauungen der Gegenwart mit den Traditionen unserer classischen Literaturepoche wieder in engere Verbindung zu bringen. Daß eine solche bisher noch nicht vorhanden war, namentlich aber bei dem jüngern Poetengeschlechte, das gegenwärtig stürmt und drängt, am allerwenigsten vorhanden ist, darüber dürfte bei den Kundigen kaum ein Zweifel bestehen. Ebenso wenig aber wird man auch daran zweifeln dürfen, daß nichts mehr im Stande sein würde, der gegenwärtig herrschenden ästhetischen Begriffsverwirrung zu steuern und vermuthlich auch die dichterische Production selbst auf eine höhere Stufe zu heben, als die Vertiefung in die ästhetischen Anschauungen unserer großen Classiker. So begrüßen wir denn Otto Harnack's neuestes Werk*) auch mit Hoffnung für die Gegenwart. „Die kritische Kunstbetrachtung unserer Tage", bemerkt der Verfasser mit Recht in dem Vorwort, „ist allmählich bis zur Leugnung jeder gesetzgebenden Aesthetik vorgeschritten und wird auf den Rückzug bald bedacht sein müssen. Denn Machtsprüche noch so entschiedener Art können den Trieb des menschlichen Denkens, auch das Kunstgebiet seiner logischen Betrachtung zu unterwerfen, nicht ertödten, und thatsächlich kann auch die noch so gesetzlose, angeblich rein historische Kritik der Maßstäbe des Urtheils nicht entbehren, ohne die sie zur bloßen reproducirenden Beschreibung herabsinken würde. Wenn jener Rückzug zu Goethe und Schiller und mittelbar zu Kant zurückführen wird, so wird er einen sehr wesentlichen Fortschritt bedeuten, denn die Arbeit, die sie auf ästhetischem Gebiete geleistet, ist bisher noch nicht genügend verwerthet worden. Sie ist durch die aufkeimende romantische Kritik, Literatur- und Kunstgeschichte in kaum begreiflicher Schnelle zurückgedrängt und dadurch der deutschen Kunsttheorie die so verderbliche Wendung gegeben worden, welche das allgemeine Mistrauen gegen «Aesthetik» nur allzu erklärlich macht."

Ohne Zweifel aber enthält dieser hier treffend geschilderte Zustand, wie es in aller historischen Entwickelung der Fall ist, schon in sich selbst das Correctiv. Die nächste Zukunft muß ganz von selbst das, was die jüngste Vergangenheit versäumte, nachzuholen suchen und zu einem vertieften Studium der ästhetischen Anschauungen unseres Classicismus sich zurückwenden. Sie wird dazu schon durch den Fortgang der rein gelehrten historischen Forschung geführt werden, und andererseits wird die ästhetische Begriffsverwirrung unserer Tage dazu nöthigen, daß man sich auf jenem Wege allererst wieder orientirt und den Geist des Classicismus wieder mit dem unmittelbaren Leben der Gegenwart verknüpft. Niemand wird ja im Ernste behaupten wollen, so geringschätzig auch manche unserer Stürmer und Dränger über den „classischen Idealismus" zu urtheilen pflegen, daß er für uns bereits eine abgethane, lediglich historische Erscheinung wäre, höchstens geeignet, um ein Gegenstand des gelehrten Wissens, ein Tummelplatz für wissenschaftliche Streitfragen zu sein, daß die Goethe und Schiller und ihre Genossen zu uns in keinem andern Verhältniß ständen, als etwa die Hoffmannswaldau und Lohenstein, die Gottsched und Bodmer. So viel muß freilich zugestanden werden: nichts wäre verhängnißvoller, als wenn dieser Rückschritt oder vielmehr dieser Fortschritt zu einer Wiederaufnahme der Traditionen, die zu unserer classischen Literaturepoche zurückführen, einen dogmatischen Charakter annähme, wenn man die seither neugewonnenen Einsichten und Erfahrungsergebnisse dafür aufopferte. Aber gibt

*) Die classische Aesthetik der Deutschen. Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schiller's, Goethe's und ihrer Freunde. Von Otto Harnack. Mit dem Facsimile eines ungedruckten Gedichts von Schiller. Leipzig, Hinrichs. 1892. Gr. 8. 5 M.

es nicht einen gangbaren Mittelweg, nämlich an die großen Vorbilder der Vergangenheit wieder anzuknüpfen und doch selbständig fortbildend weiterzuschreiten? Schließlich wird ja aller historische Fortschritt in dieser Weise vollzogen, selbst da, wo man es nicht Wort haben will, sondern in dem Wahne lebt, als könne man die Vergangenheit durch einen Machtspruch einfach negieren und einer reichen Geistesarbeit, deren Wirksamkeit auch in Jahrhunderten noch nicht erschöpft werden kann, etwas völlig Neues entgegenstellen. Denen, die in dieser Weise sich allein auf sich selbst stellen zu können meinen und jede Anlehnung an Vorbilder — so sehr sie sich auch factisch bei ihnen findet — theoretisch als schwächliches Epigonenthum stigmatisiren, könnte man das Goethe'sche Wort ins Stammbuch schreiben:

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' alles von mir selbst gelernt."
Es ist auch danach.

Soll freilich das Studium der ästhetischen Anschauungen unseres Classicismus für die lebendige Gegenwart unmittelbar fruchtbringend werden, so ist eine Bedingung unerläßlich: daß man sie nicht nur mit dem Rüstzeuge gelehrter Forschung behandelt, sondern sie mit Zuhülfenahme der bisher neugewonnenen Einsichten auch zu interpretiren und mit den Fragen, welche unsere Zeit bewegen, in unmittelbare Verbindung zu bringen sucht. Dies letztere ist nun freilich in dem vorliegenden Werke von Harnack nicht geschehen und offenbar auch nicht beabsichtigt worden. Der Verfasser sucht lediglich die kunsttheoretischen Anschauungen Schiller's, Goethe's und ihrer Freunde auf der Höhe ihres Wirkens, in jener Periode, die man im engern Sinne als die des Classicismus bezeichnet — sie reicht ungefähr von dem Erscheinen der Kant'schen „Kritik der Urtheilskraft" (1790) bis zum Tode Schiller's (1805) —, referirend darzustellen und hin und wieder mit kritischen Bemerkungen zu begleiten. Hier finden sich manche werthvollen Fingerzeige, aber das Ganze ist zu sehr mosaikartig zusammengesetzt, der Zusammenhang der Gedanken tritt zu wenig klar hervor und die Kritik selbst ist zu wenig von einheitlichen Grundsätzen beherrscht, sodaß man über der Masse der Einzelheiten ein volles klares Bild jener doch durchaus einheitlichen Gedankenarbeit des deutschen Classicismus nicht zu gewinnen vermag.

Besondern Werth erhält die Arbeit dadurch, daß sie zahlreiches noch ungedrucktes Material herbeizieht, so insbesondere den Nachlaß Meyer's, der sich auf der weimarer Bibliothek befindet, seine Correspondenz mit Schiller und Goethe, die jetzt in dem Goethe-Schiller-Archiv aufbewahrt wird und manches andere Einzelne.

Der Verfasser theilt seinen Stoff — und das ist ein durchaus zweckmäßiges Verfahren — nach den beiden Zeitschriften ein, die Goethe und Schiller auf der Höhe ihres Wirkens herausgaben: letzterer die „Horen", ersterer die „Propyläen". Beide gingen freilich nach kurzem Bestehen infolge der Theilnahmlosigkeit des Publikums wieder ein. Der Verfasser gliedert nach ihnen zweckentsprechend seinen Stoff, indem er von einem Gedankenkreis der „Horen" und einem Gedankenkreis der „Propyläen" spricht. Dort überwiegt sachlich die Aesthetik der Poesie und in Bezug auf die Person die Gedankenarbeit Schiller's, hier die bildenden Künste und die Antheilnahme Goethe's. An beide schließen sich Körner, Meyer und Wilhelm von Humboldt an, von denen nur der letztere bei dieser Ausbildung der classischen Aesthetik mit einem selbständigen Werke über Goethe's „Hermann und Dorothea", die beiden erstern nur mit einigen kleinern Beiträgen zu den „Horen" oder den „Propyläen" vertreten sind. Gemeinsam aber wirken sie namentlich auf dem Wege brieflicher Mittheilungen und Anregungen zusammen — leider ist der Briefwechsel Körner's mit Humboldt, wie es scheint, endgültig verloren —, und es ist ein erhebendes Schauspiel, zu sehen, mit welchem rastlosen Fleiße und unermüdlichem Streben, in reiner Hingebung an die Sache diese Männer auch dann, wenn sie nach dem Urtheile ihrer Freunde das Höchste erreicht haben, unerbittlich gegen sich selbst von neuem rüsten, um eine höhere Stufe der Wahrheit zu erreichen. „Diese völlige Freiheit von aller persönlichen Betrachtungsweise", bemerkt Harnack treffend, „das nicht mehr jugendlich stürmische, aber unbedingt wahrhafte und kräftige Streben nach dem künstlerischen Ideal, gewährt nicht nur historisches Interesse, sondern eine hohe sittliche Befriedigung. Nicht der leichte Wurf genial sich dünkender Schwärmer, sondern diese ernste Arbeit genialer Männer, die sich an ihrer Genialität nicht genügen ließen, hat der geistigen Cultur Deutschlands um die Wende des Jahrhunderts den Reichthum geschaffen, von dem die idealen Kräfte unseres Volks sich noch heute erhalten. Wir werden an Jakob Burkhard's Worte über Rafael erinnert: «Die höchste persönliche Eigenschaft Rafael's war nicht ästhetischer, sondern sittlicher Art: nämlich die große Ehrlichkeit und der starke Wille, womit er in jedem Augenblick nach demjenigen Schönen rang, welches er eben jetzt als das höchste Schöne vor sich sah.» Insbesondere Schiller zeigt in dem brieflichen Verkehr mit den Freunden alle Merkmale, welche ein beständiges inneres Ringen bezeichnen; jedes Wort, das er schreibt, jedes, das er empfängt, ergreift seinen ganzen Menschen; ist er in sich selbst sicher, so kann jeder Widerspruch ihn erzürnen; fühlt er in sich noch nicht den Besitz der Wahrheit, so kann er in demüthigster Unterordnung auf die Worte eines andern horchen."

Harnack hat seinem Werke das Facsimile eines bisher noch ungedruckten Gedichts von Schiller aus dem Jahre 1790 beigegeben, welches seinem Kunstenthusiasmus einen so schönen Ausdruck gibt, daß ich mich nicht enthalten kann, es auch an dieser Stelle zum Schluß wiederzugeben. Das Gedicht lautet:

Die Kunst lehrt die geadelte Natur
mit Menschentönen zu uns reden,
in todten, seelenlosen Oeden
verbreitet sie der Seele Spur.

Bewegung zum Gedanken zu beleben,
der Elemente todtes Spiel
zum Rang der Geister zu erheben,
ist ihres Strebens edles Ziel.
Nehmt ihm den Blumenkranz vom Haupte,
womit der Kunst wohlthät'ge Hand
das bleiche Trauerbild umlaubte,
nehmt ihm das prangende Gewand,
das Kunst ihm umgethan, — Was bleibt der Menschen Leben?
Ein ewig Fliehn vor dem nacheilenden Geschick,
ein langer letzter Augenblick!
O wie viel schöner als der Schöpfer sie gegeben,
gibt ihm die Kunst die Welt zurück.

Max Groeben.

Aus Alt- und Neuland.

1. Sitten und Gebräuche der Deutschen beim Essen und Trinken von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des 11. Jahrhunderts. Eine germanistisch-antiquarische Abhandlung von Franz Fuhse. Wolfenbüttel. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.) 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Vandenhoeck-Ruprecht'sche Buchhandlung in Göttingen bleibt nach wie vor dankenswerth beflissen, Dissertationen und sonstige Gelegenheitsschriften von Werth weitern Kreisen zugänglich zu machen. Vorliegende Arbeit verdankt ihre Anregung Moritz Heyne und so ist ihm die deutsche Alterthumskunde und Culturgeschichte aufs neue auf das freundlichste verpflichtet worden. Streng quellenmäßig belegt der Verfasser seine Funde und versteht es, aus den weit auseinanderliegenden Materialien ein lichtes, anmuthendes Bild des Tischbrauchs unserer frühen Vorfahren zu gestalten. Hauptsächlich schöpft er für die erste Zeit natürlich aus Cäsar und Tacitus; dann liefern reiche Spenden Paulus Diakonus und der Beowulf, dessen verdienstvolle Herausgabe und feine Uebersetzung seines Meisters Ruf begründete. Für die Frankenzeit erschließt dann Gregor von Tours seine culturgeschichtliche Schatzkammer und immer schöneres Licht dringt in die Zeiten der Karolinger. Daß der „Ruodlieb" auf das liebevollste ergründet und durchforscht wird, ist selbstverständlich. Er bildet für die letzte Zeit, die in den Bereich der Untersuchung tritt, die Hauptfundgrube. Unsere Cultur- und Literaturgeschichte bleiben Meister Moritz Heyne und seinem wackern Jünger für diese neue Bereicherung unsers Wissens und geschichtlichen Vorstellens auf das dankbarste verbunden.

2. Das deutsche Haus und seine Sitte von Albert Freybe. Gütersloh, Bertelsmann. 1892. 8. 2 M. 20 Pf.

Das W. H. von Riehl gewidmete Buch gibt dem erzählenden Tone seines Vortrags zu pastorale Accente und färbt die Sachlichkeit der Darstellung zu sehr mit kanzelrednerischen Gemeinplätzen. Der reiche, klar gegliederte Inhalt weiß jedoch mit dieser Zwiespältigkeit der Form immer wieder zu versöhnen und wir begleiten das von tiefreligiösem Geiste und lauterer Vaterlandsliebe beseelte Werk mit den freundlichsten Wünschen. Möge es sich die Thür jedes deutschen Hauses öffnen. Es ist in hohem Grade würdig, selbst in der begrenztesten Hausbibliothek einen ausgezeichneten Standort zu gewinnen. Mag das Lehrhafte öfter zu laut werden, so ist dies verzeihlich, da das Buch vielerorten eine Welt erschließen wird, die nahezu versunken schien und — versunken ist. Möge A. Freybe, dem wir so viele vortreffliche Beiträge zur Geschichte und zur Erforschung der deutschen Volksseele danken, beschieden sein, jene Welt neu zu beleben, welche über ihre Eingangspforten Verse von so herzergreifender, gottergebener Demuth schrieb, wie:

Die Lilien fallen, der Wermut blüht.
Herr Christ, mein armes Haus behüt'!

Diese Schätze unsers Volksgeistes sind freilich, fürchte ich, für immer verschüttet; mit ihnen eine unwiederbringliche Fülle herzlicher Religiosität und Volkspoesie.

3. Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Von E. Mensch. Stuttgart, Levy u. Müller. 1892. 8. 5 M. 50 Pf.

Diese Plaudereien über deutsche, nordische, französische, italienische und russische Dichter und Dichterinnen der Gegenwart gipfeln in Heroldsrufen für die Dichtkunst der „Moderne", mit deren Wesen und Spielarten die Verfasserin in wahlverwandtem Geiste emsig versucht hat, vertraut zu werden; daß England von dem Programm ausgeschlossen bleibt, ist correct; es hat in diesem literarischen „Neuland" so wenig Colonien als Amerika; minder sachgemäß erscheint im einzelnen der Ausschluß Gustave Flaubert's, wo Zola und Daudet beleuchtet werden, sowie das Uebergehen Salvatore Farina's, wo Guiseppe Giacosa und Marco Praga vorgeführt sind. Völlig rechtlos andererseits wird Carmen Sylva hier in eine Umgebung gezogen, mit der ihre Art nicht das Geringste gemein hat: denn der Geist dieses internationalen Neulands ist der Geist der „Moderne", d. h. der Geist des naturalisirenden literarischen Realismus.

Daß ihn Ella Mensch schlechthin mit dem Geiste der gesammten „modernen Weltanschauung" identificirt, ist der erste schwere Fehler ihres Buchs, ganz abgesehen davon, daß sie auch im Uebrigen den Charakter dieser sogenannten „modernen Weltanschauung" festzustellen und seinen Inhalt zu erschöpfen sich als unfähig erweist. Sie kommt hier über lediglich Tasten nicht hinaus, dessen kümmerliche Ergebnisse sie sodann in ebenso zerflossene wie paradoxe Sätze formt. Denn sie vergißt, daß die Anschauungsweise der Heroen ihres Neulands, insofern ihre Träger doch nur in gesonderten, ja abgesonderten Sphären des Geisteslebens herrschen, sich keineswegs mit der „Welt-

anschauung" der Gegenwart deckt. Sie vergißt, daß dies Neuland, das ihr die neue Welt an sich bedeutet, nichts mehr als ein lediglich für sich bestehendes, übrigens bereits in sich zerbröckelndes Eiland bedeutet, über dem zur Stunde noch die Geister Zola's, Tolstoi's und Ibsen's walten, die Genien des Neulandes; Genien — gewiß! aber Genien mit Fledermausflügeln.

Für Ella Mensch freilich bedeuten sie Bringer des Lichts. Jedem der drei widmet sie seitenlange Betrachtungen, die zu abgerissen sind, um sich essaymäßig auszugestalten, und zu flüchtig entworfen, um völlig reif zu sein. Sie gibt mehr Discurse, als gediegene Aufsätze. Zola wird sie nach keiner Seite gerecht. Sie ahnt zwar das Sinken seines Sterns, zieht aber daraus keine Folge für die in- und ausländischen Trabanten, die von seinem Geiste zehren. Er bleibt für immer ein Eckstein in der literarischen Entwickelung, denn er hat die naturalistische Richtung erschöpft. Was nun noch kam und kommen konnte, war lediglich Nachahmung. Uebrigens verzeihen wir seine Mittel seiner Aufgabe. Er war der Leichenredner des zweiten Empires. Daß der Akademie eine solche Art der Kritik unverzeihlich blieb, war nur zu menschlich. So reichte sie die Palme über den großen Weltenmaler hinweg dem Künstler des Genres, Pierre Loti, den Ella Mensch übrigens wiederum in ihrem „Neuland" ignorirt. Er ist aber sehr wichtig in ihrem Register, denn er bläst dem Naturalismus bereits zum Rückzug. So übersieht sie für Ibsen seine misrathene „Komödie der Liebe", die ein wesentliches Moment seiner Entwickelung bezeichnet, wie sie unter den Dichtern, die „Maria Stuart" in einer Tragödie feierten, über Vondel, Alfieri, Slowacki, Swinburne und Björnson die Namen Filippo Reale und Marie Ebner von Eschenbach vergißt. Der Stoff übt immer wieder seine alte Macht: gegenwärtig ist es bei uns in Deutschland Elisabeth von Berge, die Dichterin des „Pausanias" und „Heinrich IV. von Navarra", deren schöne, auch in d. Bl. wiederholt nach ihrem Verdienst gewürdigte dramatische Kraft an der dichterischen Neugestaltung der alten tragischen Motive sich aufs neue in aller ihrer tiefen Ursprünglichkeit erweist. Doch zu unserm Buche zurück. Es predigt das Evangelium der inseenirten Pathologie für das Drama (siehe Artikel: Hauptmann), das Dogma der psychophysischen Nervbloßlegung für den Roman: „Der Dichter von heute kann Seelenkündiger nur werden, insoweit er sich auf den Nervenkündiger versteht." (!) Stimmungszerfaserung auf Grund psychophysischer Collegien bei Wundt und Fechner ist das Motto der Poesie Neulands, denn unser Nervensystem — ist unsere Seele! Wer will gegen solche Kunsttheorien disputiren? Die Kunstphilosophie Neulands ist eben die Aesthetik des Materialismus. Und solche Wahnvorstellungen sollen gleichbedeutend mit der „modernen Weltanschauung" sein? Diese pro domo vorgetragenen Thesen einer allgemeinen Frauenemancipation (S. 73 fg.) und einer künftigen höhern Verwerthung des „Ewig-Weiblichen" in Drama und Roman, die in sich so haltlos wie komisch sind, sollen irgendwelche Geltung gewinnen? Erst dann, meint die Verfasserin, wird die poetische Schilderung der Frau an Lebenswahrheit gewinnen, wenn das erotische Moment „nicht stets in den Vordergrund tritt". Heyse und Spielhagen seien dem „Typus des Zukunftsweibes" (?) am nächsten gekommen. Die Modernen, klagt ihre Gerechtigkeit, seien über die Typen der Löwin, der Courtisane, der Kellnerin, des Buffetmädchens, der oberflächlichen Weltdame nicht hinausgekommen. Da möchte ich doch an Loti's Negerinnen und Zola's Träumerin, an die Mädchen Farina's und Flaischlen's Toni erinnern, die mit den genannten Lindau-Blumenthal'schen Schablonenpuppen gar nichts zu schaffen haben. Ella Mensch begehrt häufigere Verwendung und Verwerthung der studirten Frau, der geistigen Arbeiterin, genauer gesagt. Sie meint, hier sei eine dichterische terra virginalis. Statt dessen studire und verwende man die Kellnerin; Ella Mensch ist den Kellnerinnen gram; die Lehrerin, die Kindergärtnerin, die Krankenpflegerin, die fleißige Schneiderin vergäßen wir dichtenden Männer. Sie aber vergißt vielmehr den Gouvernantenroman und die bis zum Ueberdruß verübte Verdichtung der Damen vom Rothen Kreuz, der darbenden oder lachenden Schneidermädchen, Stickerinnen und Klavierlehrerinnen, Sängerinnen und Schauspielerinnen zu geschweigen. Ella Mensch's Register hat, sieht man, überall Risse. Das ist nicht gut. Man verliert das Vertrauen zu dieser Neulandsführerin. Sie hätte ihre Welt- und Kunstanschauung an den geistsprühenden Feuilletons der Marholm läutern sollen. Natürlich tritt sie auch für weibliche Gleichberechtigung in politicis ein. Welch ein furchtbares Exempel für deren Mislichkeit statuirt sie aber unbewußt an sich selbst, wenn sie einmal staatsphilosophirt: „Die Bismarck-Politik mit ihrer Blut- und Eisentheorie wird man sich vielleicht einmal mühsam aus vergilbten diplomatischen Actenbündeln herausstudiren müssen" (??!). Vor dem „Friedensprogramm" Kaiser Friedrich's und vor der „erwärmenden Socialpolitik unsers jungen Herrschers" werde sie verblassen! — Ach, Ella Mensch vergißt, daß der größte Dichter ihrer Zeit einstmals dem großen Fürsten im Reich des Staates und des Geistes telegraphirte:

Ein Blatt Geschichte
Ist mehr werth als tausend Gedichte!

Doch Ella Mensch vergißt sich und anderes zu oft. Breche ich ab. Das Beste, was ihr Buch vollbringt, ist das laute Betonen der Nothwendigkeit sprachlicher und stilistischer Einkehr der Modernen. Sie selbst indessen hat wiederum diese Selbsteinkehr vor allem nöthig. Der Stil ist zu wenig geglättet, äußerlich und innerlich zu sprunghaft. Dabei strickt er seinen Faden eigentlich nie zu Ende. „Daß L. Fulda über dem Versenken in die realen Lebensmächte nicht das Reich aus dem Auge verlieren wird, wo die heitern Formen wohnen — dafür ist uns Bürge seine lyrische Ader." Was oder wen Fulda versenkt, müßte doch wol angedeutet werden; für die schweren Fehler

seiner „Sklavin" bleibt die Verfasserin trotz allem Sich-in-sie-versenken blind. Auch ist sie unglücklich in ihren Citaten. „Die Sonne Homer's, siehe, sie leuchtet auch uns!" So ruft sie S. 48 und fügt emphatisch mit ihrem beliebten „Gewiß!" hinzu: „Gewiß, wir haben ein Recht, diese Worte dem Dichter des «Hyperion» nachzusprechen." Sie vergißt wiederum, daß das Citat nicht: „Die Sonne Homer's, siehe, sie leuchtet auch uns!", sondern: „Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns!" lautet, und daß es nicht von dem Dichter des „Hyperion", Hölderlin, herrührt — solche schöne Verse konnte er doch nicht machen! —, sondern von seinem Landsmann Schiller, dem Dichter des „Spaziergangs", stammt.

Wir vertrauen uns gern in allerlei Dingen weiblicher Führung an, wie unsere Mütter für den Beruf solcher Führung Beweise gaben; sollen wir indessen auch auf geistigem Gebiete an weibliche Führerschaft glauben lernen, so muß solche Berufung durch reifere und widerspruchsfreiere Leistungen erhärtet sein, als Ella Mensch sie vorlegt. Wir bezweifeln nicht ihre Belesenheit. Aber sie schleudert Gedanken und Gefühle, Plauderhaftes und Reflectirtes mühlradartig durcheinander. Manches habe ich ganz verschwiegen, lediglich weil der Raum und die Würdigkeit des Gegenstandes, d. h. der Arbeit an sich gebrechen. Man vergleiche immerhin was S. 51, 52 zu lesen ist. So paßt das, was über Daudet gesagt wird, in jeder Hauptsache genau für Zola. Im besten Falle ist der Verfasserin gelungen, ihre Heroen in literarischen Nippesfigürchen zu porträtiren. Aber auch hier erweist sich ihre Kunst gering und ihr Wissen flach. „Goethe — Heine — Rückert — Walloth", lautet ihr Programm, — „und dann schließt sich die Kette für eine Weile". Ist es erhört? O, möchte Frau Marholm einen ihrer nächsten Essays der deutschen Damenschriftstellerei in „Neuland" widmen! Das Allerbeste im Buche sind Citate aus Gottschall's Gedankenpoesien und den Feuilletons der Frau Marholm.

Adalbert Schroeter.

Neue Romane.

1. Dichter-Ehe. Roman von Franz Wichmann. Leipzig, Claußner. 1892. 8. 5 M.

Man könnte versucht sein, das Buch einen Tendenzroman zu nennen, der gegen die moderne Strömung der poetischen Literatur Front machen, gleichsam Dämme aufbauen und darthun wolle, was wahre Poesie sei. Wenn das der Verfasser gewollt hat, so wird man es ihm zum Verdienst anrechnen dürfen. Seine Absicht merkt man nicht, deshalb wird man nicht verstimmt. Im Gegentheil: man wird auf den reinen Kammerton gestimmt wie ein musikalisches Instrument. In unserer Seele klingt die Harmonie rein wieder, die er selbst in dem Buche anschlägt. Das gilt auch von seiner Sprache. Da ist kein Misklang zu hören. Einfach, ruhig, natürlich, ohne jede Künstelei fließt sie dahin, wie eine Mozart'sche Sonate.

Eine kleine Stadt, Fernau, ist der Hintergrund des Bildes und die kleinbürgerlichen Anschauungen und Verhältnisse ihrer Bewohner sind die Staffage. Aus ihnen heraus treten die beiden Gestalten, die uns der Verfasser zeichnet, Benno Herzer, der aufstrebende Dichter, für den er sich wenigstens hält und auf den die guten Fernauer stolz sind, und Cilly, das einfache, zarte Bürgermädchen, die Tochter des reich gewordenen Fabrikanten, das Kind eines „gewöhnlichen Menschen", wie ihn die Gesellschaft zu nennen beliebte. Auf diese beiden Gestalten allein hat der Dichter den ganzen Reichthum seiner glücklich gemischten Farben verwendet und sie in das vollste Licht gestellt; ihre Seelen legt er bloß bis auf die feinsten Falten ihrer Herzen. Mit großer Kunst läßt er auch auf die übrigen Figuren bezeichnende Glanzlichter fallen, obgleich sie jener gegenüber doch mehr oder weniger im Schatten stehen. So sehen wir ein Bild vor uns, das trotz der Vielheit seiner Einzelheiten in wohlthuender harmonischer Einheit uns fesselt und vom ersten bis zum letzten Wort spricht das Buch bald heiter kosend und neckend, bald im tiefsten Tone des ernstesten Lebens zu dem Leser. Cilly hat den Roman gelesen, mit dem Benno zum ersten mal vor das Publikum getreten ist. Die Bilder der Helden, die dort auftreten, und die hohen Gesinnungen, die ausgesprochen werden, begeistern sie für den Verfasser. Ein „Dichter" ist ihr Ideal und sie hält Benno für einen solchen. Aber noch mehr: der Mann, meint sie, aus dessen Innerm ein solches Werk herauswachsen kann, muß auch ein guter, edler Mensch sein. Die Möglichkeit des andern Falles liegt ihr ganz fern; sie ahnt sie nicht einmal. So keimt ihre Liebe zu ihm auf und wächst bis zur leidenschaftlichen Glut, die still in ihrem Herzen brennt. Benno, der Sohn eines Advocaten, ein begabter, liebenswürdiger und schöner junger Mann, rechnet ganz richtig, daß es bedenklich sein würde, seine Existenz auf seine Feder zu gründen; er sucht eine reiche Frau und nähert sich der unschuldigen Cilly. Er zeichnet sie aus, erkennt ihre Gesinnung für sich, hat aber den festen Willen, nicht selbst offen und ehrlich um sie zu werben, sondern er wartet ab, bis sie selbst mit ihrer Neigung hervortreten werde. Bei Gelegenheit ihrer beiderseitigen Mitwirkung am Liebhabertheater kommt es zur Entscheidung. Gegen Ende des Stücks — „Der Weg durchs Fenster" — sind beide erregt durch das Spiel und durch Wein. Benno hält die Leiter, auf welche Cilly steigen muß. Sie schwindelt und schwankt; sie gleitet aus und stürzt Benno in die Arme, der sie umschlingt; ihre Küsse begegnen sich und nach einer Viertel-

stunde sind sie zur „Dichterehe" verlobt. Während der kurzen Dauer derselben erkennt die junge Frau, daß ihr Mann kein Dichter und noch weniger ein Mensch in ihrem Sinne ist. Die literarischen Kreise, die sich im Hause am Theetisch versammeln, denken ganz anders über Poesie wie Cilly. Stumm hört sie zu; endlich spricht sie, achselzuckend belächelt man ihre Worte, ihr Mann tadelt ihren Idealismus, der Dichter müsse sich dem Publikum anpassen u. dgl. Hieraus entsteht gegenseitige Verstimmung, die sich bis zu eisiger Kälte steigert. Die arme Frau sieht, daß nicht sie und die Muse, sondern daß das Publikum der Gott ihres Mannes ist. Er vernachlässigt sie, sie nimmt Anzeigen von Untreue wahr. Das Leben ist ihr nichts mehr. Auf der verspäteten Hochzeitsreise führt er sie an den Rheinfall bei Schaffhausen, wo sie auf einem der im Strome stehenden, von der Flut umrauschten Felsen rasten. Benno ist beim Absteigen vorausgegangen und Cilly, die zwar die Frau eines Dichters, aber auch eines Menschen werden wollte, erkennt in ihrer Erregtheit immer mehr, daß sie nur die Frau eines — Dichters geworden ist, die sich nicht verstanden weiß: „Das Leben ihres Mannes war ein lauter, glänzender Betrug; das ihre — stille lautere Wahrheit." Aber sie selbst trug die Schuld ihres Elends, sie hatte ihn ja an sich gezogen. „Mit magischer Gewalt ergriff sie das furchtbare Schauspiel des Wassersturzes — nachdem sie am Kleinen, Erbärmlichen gescheitert, will sie sich der großen, erhabenen Vernichtung in die Arme werfen." Sie hebt den Fuß zum Sprung in die Tiefe. „Da drängt sich plötzlich gleich einem Engel des Lichts, von einem Höhern gesendet, die Sonne in das düstere Bild" und erleuchtet die Welt, die sie umgibt. Auch in der Seele Cilly's wird es Licht und sie schreitet die Stufen hinab, wo ihr Mann sie erwartet. So zeigt uns der Dichter die gewaltige Macht des höhern Etwas, der sich so leicht kein Menschenkind entziehen kann, sei es der einsame Gelehrte im hochgewölbten gothischen Studirzimmer, der die Phiole wieder hinsetzt, als die dumpfen Glocken den Ostermorgen verkünden, sei es das junge enttäuschte Weib, dem jene Macht durch den hereinbrechenden Sonnenstrahl verkündet, daß sie die Hand über sie hält. Aber Cilly erkrankt und nach kurzem Krankenlager erliegt sie.

Zwischen jenem Anfangs- und diesem Endpunkte der Geschichte der Dichterehe hat der Verfasser die Schilderung des Wandels gelegt, der sich im Herzen der Gatten vollzieht und der in den schroffen Gegensätzen zwischen ihrer Ansicht von Wesen, Bestimmung und Beruf des wahren Dichters seinen Grund hat. Diese Schilderung ist es, die uns veranlaßt hat, im Anfange dieses Berichts von einer „Tendenz" des Romans zu sprechen.

Auf die Einzelheiten der Erzählung näher einzugehen, ist auf diesem engen Raume leider nicht möglich; wir können nur noch den Wunsch, aber auch die Zuversicht aussprechen, daß das Buch einen großen, wol in jeder Hinsicht befriedigten und dankbaren Leserkreis finden werde.

2. Wer trifft das Rechte? Roman von Hermann Heiberg. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 10 M.

Wenn der Dichter seine Leser zur Beantwortung dieser Frage herausfordert — und das thut er durch seine Dialektik, von der wir sogleich sprechen müssen —, so wird er wenig Bereitwilligkeit finden, seiner Einladung zu folgen. Jedem wird es schwer fallen, auch nur mit annähernder Selbstüberzeugung darüber sich Rechenschaft zu geben, wer von den Personen, mit denen wir bekannt werden, in den bedenklichen Lagen, in die sie der Dichter versetzt, das Rechte treffe. Man muß diesen unsern Zweifel aber mit einer gewissen Einschränkung verstehen. Im Einzelfalle hat es der Verfasser uns oft leicht gemacht zu sagen: das war recht, es war klug; oder das war verkehrt und ein dummer, vielleicht auch ein schlechter Streich. Faßt man aber die Menschen, die uns hier begegnen, in ihrer gesammten Charaktereinheit und die verschiedenen Handlungen, die geschehen, im Zusammenhang mit ihm und je als eine Kette von Handlungen auf, die die thatsächlichen Ausgangspunkte der Geschichte je mit ihrem Ende und mit ihrem Ziele verbindet, so erscheint, was man hier verurtheilte und dort anerkannte, bald, wenn man weiter liest, wieder im umgekehrten Licht. Diese Erscheinung und diese Empfindung des Lesers ist der Magnet, der uns von Anfang an bis zuletzt an das Buch fesselt. Dies geschieht durch die vorhin angedeutete Dialektik des Dichters, mit der es ihm gelingt, seine Personen über ihre Handlungen, über deren Motive und Folgen selbst zu täuschen, oder wenigstens in Zweifel zu versetzen und ein ähnliches Schwanken im Leser hervorzurufen, der, mit der Frage des Titels beschäftigt und von ihrem Reiz erfüllt, bei jedem Abschnitte der Geschichte sich eine Antwort und Rechenschaft geben möchte, aber beim nächsten Abschnitte wieder anderer Ansicht wird wie bei dem vorhergegangenen. Darüber freilich, daß der Dichter Bulton ein charakterloser Mensch ist, läßt der Verfasser keinen Zweifel aufkommen; ebenso wenig darüber, daß dieser Mensch nie das Rechte trifft und daß ihm erst andere Menschen und Verhältnisse die Augen öffnen müssen, um ihm klar werden zu lassen, was Vortheil und was Pflicht ist. Trotz jenem Schwanken, oder vielleicht gerade wegen desselben, sind uns die Leute alle höchst sympathisch, von Dr. Kranach und seiner Waschfrau an bis zur schönen und interessanten Witwe, Freifrau von Elstern und dem Grafen Clemens, der offenbar das Rechte darin trifft, daß er sie heirathet — trotz alledem.

Bei der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hat, fällt es ihm freilich schwer, es mit der Wahrscheinlichkeit genau zu nehmen. Hiervon nur ein Beispiel: Daß Ilse von Elstern die Wahrheit sage, wenn sie ihrem Beschützer, dem Grafen, schwört, ihr Verhältniß zu Bulton sei nie über die Grenzen der Freundschaft hinausgegangen, macht uns der Dichter sehr schwer, ihren süßen Lippen zu glauben. Und hierüber könnten wir eigentlich mit ihm rechten, denn er nimmt uns für die Dame so ein, daß es uns leid thut, zweifeln zu müssen, um so mehr, als eben jener Bulton ein Schurke

ist. Dr. Krauach, ihr früherer Freund, ist doch wenigstens ein bedeutender Mensch, und falls es auch hier uns schwer fällt, an ein rein platonisches Verhältniß zu glauben, so wird das schüchtern sich einstellende Kopfschütteln des Lesers gern einer christlichen Vergebung weichen. Der Dichter ist hier sehr discret gegen die schöne Frau und das nehmen wir ihm nicht übel; gewiß nicht! Aber so, wie er einmal angefangen hat, sie zu zeichnen, hätte er sie auch fertig zeichnen sollen, und es scheint uns doch, als hätte er vor dem Entweder-Oder sich nicht fürchten dürfen. Wir wollen von ihr nicht nur ein Brustbild, sondern wir möchten sie gerne von Kopf bis zu Fuß sehen. Trotzdem ist sie nicht einmal der Mittelpunkt und die Achse des Romans, woran es diesem ebenso fehlt, wie der kürzlich (Nr. 51 d. Bl. f. 1891) besprochenen Novelle Heiberg's „Höchste Liebe schweigt", und nur in jener Dialektik wird der Leser einen Ersatz dafür finden müssen, wenn er, was nicht bei allen der Fall ist, auf eine so geschlossene Einheit Werth legt, wie wir sie in dem Romane „Dichterehe" vor uns haben.

3. Die Unverwüstlichen. Kölner Sittenroman von Hermann Siegfried Rehm. Hagen i. W., Riesel u. Comp. 1891. 8. 3 M.

Der „Sittenroman" beschränkt sich auf eine gewisse Klasse von Leuten, die von Wein, Krakeel, Carnevalslaune u. dgl. leben. Sie stellen sich in einer geschlossenen Gesellschaft dar, die sich die Zeitgenossen nannte. Schon ihr Lokal charakterisirt sie, ein Zimmer einer altkölner Weißbierkneipe „Zum rothen Faß", wo bei der ehrsamen Witwe Nöker ganz ehrsame Lohndiener, Droschkenkutscher, Fuhrknechte u. s. w. das Stammpublikum bilden. An den Wänden stehen Sinnsprüche, wie: „Der alten Deutschen liebste Nahrung war abends Bier und morgens Harung" oder „Bruder sauf und stirb" u. dgl. Sie leben eben in den Tag hinein, und geräth einer in Bankrott, so ist er einige Zeit in Verzweiflung, dann fängt er an zu arbeiten und beginnt in einem nahen Städtchen ein neues Geschäft. Die Tochter eines solchen heirathet ihren inzwischen verarmten Liebhaber und sie scheinen auch glücklich zu werden. Man darf aber nicht glauben, daß diese Liebesgeschichte etwa der Träger des Romans sei. Er besteht vielmehr nur aus einer Reihe „Ulk", und eine tolle Ulkscene, namentlich zur Carnevalszeit, löst die andern ab. Wie die Leute miteinander reden, lernt man aus der Apostrophe einer zornigen Frau an ihren Mann kennen:

Aber der Teufel soll dich kriegen, ehe du den Schwamm mitmachst am Sonntag. Ich bin dein Weib und habe auch etwas zu sagen im Hause. Bist du ein Mann, der Sonntags Vergnügungsreisen machen kann? Du bist ein Schuster und im Sprichwort heißt es: Schuster bleib bei deinem Leisten! Das thust du aber nicht; den Nobeln, den Feinen willst du spielen, aber für Frau und Kind sorgst du nicht. Du verzehrst und ich soll borgen. Jawohl! Prost die Mahlzeit! Ich hol' nichts mehr auf Borg. Wenn du Appetit hast, so freß Hobelspäne!

Dabei hat der Verfasser vergessen, daß er nicht von einem Schreiner spricht, dem Hobelspäne zu verordnen eher am Platze gewesen wäre, als einem Schuster. Bald stürzt ein Maurer heulend ins Local, dem ein anderer ein Bierseidel an die Stirne geworfen hat; bald hält Frau Schmitz Damenvisite, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist, um seinem Auge die reichbesetzte Tafel zu verbergen; bald werden wir auf den Altmarkt geführt, wo die weibliche Einwohnerschaft Kölns in Küchenangelegenheiten „botanisirt"; bald schildert Mathilde ihrem Verehrer und spätern Verlobten die verschiedenen Seiten des kölner Lebens: die Bälle, Concerte, Gesellschaften; bald erwischt der Verlobte selbst ungesehen seine Mathilde in der Carnevalszeit in den Armen eines Andern, er bleibt aber ruhig, nimmt sofort seinen Schnellphotographirapparat zur Hand, ein Druck und das Bild des lüsternen Paares ist fertig, welches er incognito jedem von beiden in je einem Exemplar am nächsten Maskenball in die Hand drückt. Dann verschwindet er auf Nimmerwiedersehen!

Man begreift nicht recht, warum der Verfasser seine Schwänke gerade „Kölner" Sittenbilder nennt, denn solche unverwüstliche Bummler beiderlei Geschlechts kann er in jeder größern Stadt finden. Charakteristisch für Köln sind sie nicht, selbst nicht insofern sie den Carneval betreffen. Dieser bietet in Köln Eigenthümlichkeiten, die in der Geschichte der Stadt und ihrer Entwickelung liegen. Gerade diese fehlen hier aber, und der Taumel des Carnevals ist in dem Buche weiter nichts, als der gewöhnliche „Ulk" der Bummler, nur in erhöhter Potenz.

Adolf Fleischmann.

Aus der Musikliteratur.

1. Zur Geschichte der Musik und des Theaters am württembergischen Hofe. Nach Originalquellen von Joseph Sittard. Zweiter Band: 1733—1793. Stuttgart, Kohlhammer. 1891. Gr. 8. 3 M.

Ueber des Verfassers Befähigung zum Musikhistoriker habe ich mich bereits wiederholt in d. Bl. ausgesprochen (vgl. 1889, Nr. 40; 1890, Nr. 19 und Nr. 44). Sein Verdienst besteht darin, daß er eine Anzahl Archive erschlossen hat, die wichtige Quellen für musikalische Localgeschichte enthielten. Inwieweit er diese Quellen ausgenutzt, insonderheit erschöpft hat, ob er bei ihrer Aufdeckung und Wiedergabe mit diplomatischer Sicherheit und Zuverlässigkeit vorgegangen ist, kann nur der beurtheilen, der nach ihm einmal als Quellenforscher dieselbe Straße wandeln

sollte. Aber da ein Grund für die entgegengesetzte Annahme zunächst nicht vorliegt, so darf in dieser Beziehung das Verdienst des Verfassers vorläufig in keiner Weise angetastet werden. Vielmehr muß man ihm danken, manchen wesentlichen Beitrag zur localen Musikgeschichte Stuttgarts geliefert zu haben.

Aber sein unter dem etwas verschämten Titel: „Zur Geschichte der Musik" u. s. w. erschienenes, zweibändiges Werk (dessen erster Band von uns im Jahrgang 1890, S. 698 besprochen wurde), von dem gegenwärtig der zweite Band zur Besprechung vorliegt, erhebt den Anspruch, mehr als ein diplomatisch getreuer Abdruck der „Originalquellen", oder eine Art musikalischer würtembergischer Hofregesten zu sein. Denn in der Vorrede zum zweiten Bande wiederholt der Verfasser, was er in der Vorrede zum ersten bereits gesagt hatte: „daß es ihm in erster Reihe darum zu thun war, die glanzvolle Zeit der Oper unter dem prachtliebenden und kunstsinnigen Herzog Karl Eugen und seinem Oberkapellmeister Nicolo Jommelli zu schildern". Aber je weiter das Werk sich demnach von seiner Basis entfernt, je größere Ansprüche es erhebt, desto tiefer sinkt es in seiner Bedeutung, desto ungünstiger gestaltet sich das Urtheil über die Fähigkeiten seines Autors. Beschränken wir uns zunächst nur auf die Hauptaufgabe des Werks, Jomelli's Thätigkeit am würtemberger Hofe und seine Bedeutung, Eigenart u. s. w. als Componist zu „schildern", so ist es zunächst vom rein objectiven Standpunkt aus unfaßbar, wie dieser Aufgabe jener große historische Hintergrund gegeben werden konnte: Sittard führt in chronologischer Reihenfolge sämmtliche Herzöge Würtembergs bis 1793 auf und theilt danach sein Werk in Einzelabschnitte. Das paßt zu seinem Hauptthema wie die Faust aufs Auge. Wer Jomelli als Künstler darstellen will, hat es zunächst nicht einmal mit Herzog Karl Eugen zu thun; und daß der Verfasser zufällig in stuttgarter Archiven einige minder bekannte Partituren Jomelli's eingesehen hat, rechtfertigt jene genealogische Eintheilung seiner „Musikgeschichte" ebenfalls nicht, zumal der Verfasser auf Grund dieser Partituren kein abschließendes Urtheil über Jomelli fällt, sondern lediglich schematisirend den materiellen Inhalt der betreffenden Opern — zumeist Auszüge aus den Textbüchern — aufführt. Es besteht also ein unleugbarer Widerspruch zwischen dem, was der Verfasser als „Hauptaufgabe" bezeichnet hat, und der Anlage des ganzen Werks, insbesondere auch seinem Titel. Doch äußere Rücksichten mögen immerhin diese Enttäuschung dem Leser erklären, wenngleich nicht entschuldigen können! Wenn nur der Verfasser wenigstens im übrigen, insbesondere in der Darstellung Herzog Karl Eugen's und seines Interesses für Kunst historisch treu und zuverlässig dargestellt hätte! Wir besitzen hierüber bereits eine ziemliche Anzahl keineswegs schmeichelhafter Darstellungen, die allerdings ein seltsames Licht auf den „Kunstsinn" jenes bekannten „Duodezdespoten" werfen, und die Sittard entweder nicht gekannt oder aus Duodezpatriotismus übergangen hat. Vor allem erwähne ich die berühmte vielverbreitete Schrift: „La vérité telle qu'elle est", in deutscher Uebersetzung: „Die reine Wahrheit, oder: Denkwürdigkeiten des Hauses Wirtemberg . . . In zehn Briefen von der verwitweten Baronesse von W." (Köln 1765). Man liest darin Unterschiedliches und höchst Charakteristisches nicht blos über Jomelli —, was doch den Verfasser in erster Reihe hätte interessiren müssen, ferner über Noverre, über den Hornisten Rudolph (den Sittard mehrfach erwähnt, ohne dessen eigenste künstlerischen Vorzüge zu kennen; dieselben sind S. 219 des genannten Buchs dargestellt), über den „schönen Guadagni", über Mademoiselle Aucelin, über den „berühmten Prain" (die letztern drei Namen sucht man vergebens bei Sittard!), über den berüchtigten „Chevalier Servandoni", zeitweise des Herzogs rechte Hand, den „Schrecken der Höfe zu Versailles und Wien" (Sittard kennt ihn nur als Decorationsmaler mit 15,000 Mark Besoldung!); wie gesagt: nicht blos über die genannten Künstler, sondern über des Herzogs wahrstes und eigenstes Interesse für Kunst, insbesondere für Oper und Theater überhaupt erfährt man Seltsames. Ich verweise kurz auf den neunten Brief der Baronin (S. 184 fg.) und begnüge mich, wenige auserlesene Stellen hier mitzutheilen, z. B. über sein Benehmen in der Komödie S. 204: „Soviel ist gewiß, daß Ihro Durchlaucht während der Komödie aus einer Loge in die andere, bald von der Galerie auf das Parterre, dann wieder auf das Theater und kurz in alle Winkel herum liefen, ohne ein Wort von der ganzen Handlung zu hören. Seine Zerstreuung ist so weit gegangen, daß man zuweilen ein und dasselbe Stück dreißig mal hintereinander aufgeführt hat, ohne daß er es inne geworden. . ." Ferner: „Wenn der Herzog sich in Abwesenheit oder auch sonsten auf den Platz des Jomelli niederließ, und mit seinen Geberden und Stimmen das Orchester regierte, so konnte man sich einbilden, daß er die Oper aufgeführt habe. Der unterste Violinist würde sie aber gewiß ebenso gut aufgeführt haben, als Ihro Durchlauchten." Endlich: „Die unanständige Aufführung des Herzogs in den Logen seiner Sultaninnen konnte die Augen ehrbarer Frauen nur einmal beleidigen. . . . So sehr man sie auch einladen ließ, so kamen doch selten andere dahin, als solche, deren Alter sie für alle unanständige Begegnungen in Sicherheit setzte" u. s. w. Wollte Sittard eine Geschichte des Theaters am würtembergischen Hofe schreiben, so durfte die „Kehrseite der Medaille" nicht so geflissentlich außer Acht gelassen werden, als dies offenbar geschehen ist. Wollte er den Hauptnachdruck auf die musikalische Seite jener Aufführungen legen, dann mußte er sich nicht mit Textangaben begnügen und nur hin und wieder einige oberflächliche Stellen über einzelne Arien, Chöre aus Jomelli'schen Opern einstreuen. Er hätte den Gegensatz zwischen Jomelli und dessen Zeitgenossen Gluck, seine Beziehungen zu Hasse an der Hand der ihm zur Einsicht überlassenen Partituren Jomelli's darlegen und so sich als wirklichen musikalischen Fachmann zeigen müssen.

Nicht geringeres Befremden wie die Darstellung der Thätigkeit Jomelli's erregt der Abschnitt über Chr. Ferd. Dan. Schubart. Aus jeder Zeile liest man das Bestreben heraus, Karl Eugen's tyrannische Handlungsweise gegen den genialen Dichtercomponisten, den vortrefflichsten Kenner und glühendsten Bewunderer Bach's, zu entschuldigen. Mag immerhin seine Entfernung aus dem ludwigsburger Organistenamte eine Folge seiner Leidenschaft für „Wein und Weiber" gewesen sein, jener „Scylla und Charybdis, die ihn wechselweise in ihren Strudeln wirbelten" (wie Schubart selbst in seiner Autobiographie schreibt), mag er immerhin mit vollem Recht von seiner vortrefflichen Gattin damals verlassen, vom Special Zilling excommunicirt, wegen verdächtigen Umgangs ins Gefängniß und endlich wegen eines satirischen Gedichts auf einen Günstling des Herzogs Landes verwiesen worden sein: die heimtückische Art, wie der Verwiesene am 22. Januar 1777 auf würtembergischen Boden gelockt und, ohne Abschied von Weib und Kindern nehmen zu können, nach Hohen-Asperg geschleppt wurde, die niederträchtige Art, wie der geniale, geistsprühende Mann dort mit Vorbedacht moralisch halb zu Tode gemartert wurde, bleibt für alle Zeiten ein Schandfleck in der Geschichte Würtembergs. Und merkwürdig — von alle dem scheint Herr Sittard kein Sterbenswort zu wissen; auch über die Bedeutung Schubart's als Liedercomponist, als Klavier- und Orgelspieler wird man vergeblich eine Unterweisung erwarten, die über das Niveau des Allbekannten und Alltäglichen hinausgeht. Mit Zumsteeg, dem Balladencomponisten, verhält es sich ähnlich.

Im einzelnen finden sich auch in diesem Buche wieder eine Anzahl sprachlicher Trivialitäten und Solöcismen, die auf einen feinfühligen Leser abstoßend wirken müssen: S. 1: „Die Kunst feierte unter ihm keine schlimmen Tage." Von der Bockmusik heißt es (S. 13): „Sie diente zur Unterhaltung bei Hoffesten auf dem Lande, oder die Pfeifer spielten wol auch manchmal zu Tänzen im Freien auf." S. 21 wird der Titel der Grimm'schen Banise wie folgt angegeben: „Die in Ava untergehende, in Pegu wieder aufgehende große Reichstonne (lies: Reichssonne)!" Von Marianne Pirker berichtet der Verfasser S. 35: „Am 1. April vertheidigt sie sich gegen den Vorwurf, daß sie schmiere." Daß der Jargon des Theaterdirectors Striese in die musikwissenschaftliche Ausdrucksweise Eingang gefunden, war mir bisher neu! S. 37: „In Bezug auf Geldfragen . . . scheint . . . Herr Pirker sehr durchlöchert gewesen zu sein", und: „Jozzi . . . verzollte Alberti's Sonaten als eigene Compositionen." Das mag hamburger Vulgärstil sein, die Sprache eines gebildeten Schriftstellers ist es nicht. Ich führe noch das neugebildete Wort: „Der reflective Zug" (soll heißen der reflectirende Zug) S. 68 und auf der folgenden Seite den Participialgebrauch: „Die mir vorgelegenen Partituren" (diese Wendung kommt wiederholt vor) als Exemplare eines Stils vor, der zumeist nur Halbgebildeten eigen ist. Die Zeit ist vorüber, da sich der Leser in der Sprache und dem Stil alles bieten ließ.

2. Musikalische Bekenntnisse. Aphoristische Bemerkungen zur Tonkunst. Von Otto Klauwell. Zweite durchgesehene Auflage der „Musikalischen Gesichtspunkte". Leipzig, W. Gerhard. 1892. 12. 1 M. 60 Pf.

Aphoristische Bemerkungen zu schreiben ist eine dankbare Aufgabe. Nicht blos weil sie gern gelesen werden. Die epigrammatische Kürze, das Sprunghafte in der Ideenentwickelung, der mannichfache kaleidoskopische Wechsel des Stoffs, das bunte Vielerlei hat nachweislich etwas Verlockendes für die Leserwelt. Aber auch für den Autor sind „Aphorismen" eine willkommene Gelegenheit, aus Spänen Holz zu machen, und für motivirte oder unmotivirte Einfälle einen Mittelpunkt zu finden, der wie der Mittelpunkt eines sich drehenden Reifens existirt, ohne daß man ihn leibhaftig sieht. Ein Einfall ist gar oft schnell, noch öfter zu schnell zur Hand, und schwere Mühen, Stunden sauren Schweißes kostet es manchmal, sich zu überzeugen, daß solch ein Einfall nicht mehr werth ist, als die neckische Laune eines Kobolds, der sich selbst zum besten hat. Eine solche ausführliche Motivirung, ein solches mühsames Vordringen bis zur positiven Ueberzeugung ist aber bei Prosa-Aphorismen, namentlich über ästhetische Gegenstände und ganz besonders über musikalische Dinge, absolut nicht nothwendig. Denn auf musikalischem Gebiete sind die Geschmacksrichtungen so verschieden, gibt es so viele „positive Ueberzeugungen", daß jeder, wenn auch nicht für jeden, so doch immerhin für manche, immer das Richtige trifft, mag er sagen was er will. Es müßte denn gerade so toller Unsinn sein, wie das berühmte Hexeneinmaleins!

Es sei gestattet an des Verfassers „Bekenntnissen" kurz den Beweis zu führen. S. 9 und 10 (auf zwei kleinen Octavseiten) wird bewiesen, daß die „sogenannte Programmmusik im Grunde ein Unding ist". Also was von den ältesten Zeiten der Instrumentalmusik als wesentliche Fähigkeit und Aufgabe der Musik angesehen worden ist: gewisse Allgemeinempfindungen auszudrücken, daneben aber durch rhythmische und melodische Eigenthümlichkeiten bestimmter und individueller zu charakterisiren (ich verweise auf Couperin's Klavierstücke, auf die Programmmusiken Seb. Bach's und der Meister des 17. und 18. Jahrhunderts), einen Wechsel und dementsprechend auch eine im logischen Zusammenhang stehende Folge von Empfindungen wiederzugeben; was auf diesen Vorbildern fußend Haydn, Mozart, Beethoven nachgeahmt, Schubert und Schumann erweitert, Wagner, Berlioz und Liszt in consequenter Form und unter Anwendung der erweiterten instrumentalen Hülfsmittel ausgebaut haben: diese ganze große historische Entwickelung wird auf jenen zwei Seiten einfach ignorirt, und damit ist der fragliche Beweis geführt! „Musik ist Begriffslosigkeit!" Das ist die erste falsche Prämisse, die ohne weitere Begründung an der Spitze steht und um die sich ein Rattenkönig von weitern Fehlschlüssen spinnt. Das ist die „positive Ueberzeugung", die seit Hanslick's Irrlehre vom „musikalisch Schönen" eine Menge Anhänger hat. Die Anhänger des wiener Hofraths sind selbstver-

ständlich Gegner der Wagner'schen Reform. Herr Otto Klauwell zählt auch dazu. Kein Wunder also, wenn auf S. 34 fg. die Schlagwörter über die „unendliche Melodie" (der Verfasser stellt sich darunter etwas ganz Falsches vor), über die „Unterordnung der Singstimmen unter das Orchester" jubelnde Beistimmung finden. An anderer Stelle spöttelt der Verfasser: „Die historische Entwickelung der Oper — die Vereinigung des Dramas mit der Musik — gleicht dem Leben einer Ehe, in der es nur vorübergehend und unter besonders günstigen Constellationen zu «holdem Frieden» und «süßer Eintracht» kommt, während im allgemeinen beide Theile sich von so grundverschiedenem Charakter zeigen, daß sie, um friedlich miteinander zu leben, beständige Nachgiebigkeit und Entsagung üben müssen. . . . Die Folge davon ist beständiges Pantoffelritterthum eines von beiden, worüber der andere . . . triumphirt, bis auch an ihn die Reihe kommt. . . . Das Merkwürdigste . . . ist aber, daß beide Theile nicht daran denken, sich voneinander scheiden zu lassen, sondern immer aufs neue wieder zu dem ewig aussichtslosen Versuche einer dauernden Versöhnung . . . fest entschlossen scheinen." Das scheint und liest sich genau so geistvoll, als es unrichtig ist. Der Verfasser hat offenbar von Peri und Caccini niemals etwas gehört, noch gar die Einleitung zu den „Nuove musiche" des letztern gelesen. Wäre das der Fall, so müßte er wissen, daß die Oper aus der völligen Einheit von Musik und Drama entstanden ist und daß nur eine verschrobene und verkehrte Entwickelung aus der Oper jenen dramatisch-musikalischen Wechselbalg geschaffen hat, der nach mannichfaltigen Phasen und Veränderungen noch bis heutigen Tags besteht, trotzdem einzelne große Meister, wie Gluck, Mozart, Beethoven und Weber, das Ihrige zur Läuterung der Gattung zu thun versucht hatten. Was ihnen nicht gelang, dem kühnen Neuerer Rich. Wagner, der die letzte energische Consequenz zog, ist es gelungen: er hat die Oper in ästhetischer Hinsicht wieder auf den reinen Standpunkt gehoben, der ihr von jenen ersten florentinischen Meistern gegeben worden war! Aber Wagner's Stil, so meint der Verfasser, beruhe auf Verkennung des Verhältnisses zwischen Menschen- und Instrumentalstimmen u. s. w. Das haben vor ihm schon hundert Ketzerrichter gesagt —, die Widerlegung freilich war schon eher da, als der Vorwurf: sie steht in R. Wagner's „Oper und Drama" und — Herr O. Klauwell ist auch Operncomponist. „Hinc illae lacrimae!"

An anderer Stelle sagt der Verfasser: „Das Scherzo ist ganz besonders ein Prüfstein der Originalität eines Componisten, da er hier in einer äußerst knappen . . . Form charakteristisch und mit Freiheit sich bewegen soll!" Das klingt so klar und glaubwürdig. Schade nur, daß die thatsächliche Erfahrung lehrt, daß selbst unbegabten Componisten von den vier Sätzen einer cyklischen Composition (Sonate, Symphonie, Quartett u. s. w.) gerade das Scherzo weitaus am ostesten gelungen ist! „Die längeren Orchestertutti, welche den Haupttheilen eines Concertstücks zu folgen pflegen, . . . wirken, einer Claque gleich, elektrisirend auf das Publikum." Meiner Erfahrung nach wirkt eine Claque allerdings niemals „elektrisirend", viel eher verstimmend und deprimirend. Zudem ist es nicht das einsetzende Tutti, dem diese Wirkung zukommt, sondern die voraufgehende, zumeist in langausgeführter Steigerung sich ausspinnende Bravourstelle des Soloinstruments, als deren Schluß und Krönung das Tutti erscheint. Im Verlaufe des „Tutti" beruhigt sich im Gegentheil die Stimmung wieder! Freilich das wissen nur die Eingeweihten, die, welche Ursache und Wirkung zu scheiden wissen — die große Menge vertauscht hingegen gar zu gern jene beiden Begriffe, aber sie gibt dem Verfasser recht.

Ich habe hier einen Theil derjenigen Aphorismen herausgegriffen, die am schlagendsten und überzeugendsten wirken sollen. In ihnen legt der Verfasser das Bekenntniß ab, daß für ihn Namen wie Berlioz, Wagner, Liszt mehr oder minder Verirrungen auf musikalischem Gebiete bedeuten — ein Glaubenssatz, den mit ihm eine große Anzahl „musikalischer Gebildeter", Akademiker u. s. w. theilt, nicht zum mindesten auch der Musikgelehrte, dem die Schrift gewidmet ist: Hugo Riemann!

Heinrich Reimann.

Zur Länderkunde.

1. Die Neue Welt. Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Canada und Mexiko. Von E. Deckert. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. Lex.-8. 10 M.

Diese anziehend geschriebenen Reiseskizzen sind die Frucht einer zu gründlichen Beobachtungen verwertheten Reise durch das Gebiet des Lorenzstroms, den ganzen Osten der Vereinigten Staaten und Mexiko. Der Verfasser hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, uns lebendig theilnehmen zu lassen an Natureindrücken, die er auf seiner Reise empfangen, und an den noch weit umfassendern Erfahrungen, die er dabei über die culturellen Zustände der gegenwärtigen Bewohner gesammelt hat. Ohne durch bildnerische Beigaben reclamenhaft anzulocken, birgt dieses auch äußerlich sehr schön ausgestattete Buch somit eine Fülle werthvollen landes- und culturkundlichen Stoffs, eine reiche Belehrung über allgemein fesselnde Dinge und zugleich eine angenehme Lektüre.

Ein paar Proben mögen das erweisen. Wir haben uns mit dem Verfasser zusammen soeben die riesig emporstrebende Weltstadt Neuyork betrachtet von ihrem Geschäftsgewimmel unten in der Unterstadt bis zu ihren fast ländlichen Häusergruppen der Oberstadt, wo die Natur mit ihren Felsengebilden und ihrem Grün noch durch die gar weiten Maschen der pionierartig vordringenden Neu-

siedelung hindurchschaut. Nun überschreiten wir das von unserm thüringischen Landsmann Röbling erbaute Wunder der „Eastriverbrücke" oder fahren über den schmalen Sund dieses sogenannten „Ostflusses" und befinden uns in dem Skutari dieses westlichen Konstantinopel, in Brooklyn, der Schläfer- und Todtenstadt Neuyorks. Weil die Wohnungen in Brooklyn billiger sind, so schlafen viele Arbeiter und Geschäftsleute zur Nachtzeit hier auf der Spitze von Long-Island, während sie tagsüber im benachbarten Neuyork, also auf dem Festland beschäftigt sind. Aber auch die Reichen und Vornehmen dieser Großstadt pflegen sich den „Grünen Wald", den stillen parkartigen Friedhof von Brooklyn zur letzten Ruhestätte zu erwählen.

Die ungeheuere Weltstadt mit all ihrem Treiben liegt zu unsern Füßen wie verklärt, die Eastriverbrücke erscheint uns stolzer als je, die weite blaue Wasserfläche der Bai und des East- und Northriver mit den tausend Fahrzeugen, die darauf hin- und hergleiten, oder die regungslos am Ufer liegen, lacht zu uns herauf wie immer, im fernen Hintergrunde steigen die dunkeln vulkanischen Felsenwälle der Hudson-Palissaden auf und von einzelnen Hügeln erblicken wir auch den unendlichen, offenen Ocean, bei letzterem Anblick unwillkürlich der fernen Heimat gedenkend. Der Todten vergessen wir beinahe, so viele marmorne Grabsteine uns auch an sie mahnen wollen. Die ganze Anlage des Kirchhofs ist ja viel mehr dazu angethan, das ernste memento mori des deutschen Gottesackers oder des deutschen Todtentanzes aus uns zu verscheuchen, als dasselbe in uns zu erwecken. Die auf- und absteigenden Hügel, die kleinen Seen und Teiche in den Thälern zwischen ihnen, die mannichfaltigen Baumgruppen und Blumenbeete und die sich hin- und herwindenden Gänge und Fahrstraßen sind gar zu reizend und lebensvoll. Ueberaus tröstlich muß ein solcher Anblick auf die Trauernden, die eins von ihren Lieben haben hineinsenken sehen in das offene Grab, sicherlich wirken, und fast möchte es uns scheinen, als sei alles darauf berechnet, es möglichst vergessen zu lassen. Die eigenthümliche amerikanische Sitte, nicht den Namen des Verstorbenen und seinen Geburts- und Todestag auf seinen Denkstein einmeißeln zu lassen, sondern nur seine Stellung zu den andern Familiengliedern — etwa „Dem Vater", „Der Mutter", „Unserer Anna", „Schwester" u. s. w. — sichert dem Todten ebenfalls nur ein verhältnißmäßig kurzes Gedenken, und ebenso wohl auch die andere Sitte, demselben keinen Grabhügel zu errichten. Wo wir die letztern auf Greenwood Cemetery erblicken, da können wir fast mit Sicherheit annehmen, daß wir es mit den Gräbern von Deutsch-Amerikanern, die den alten Brauch ihrer Heimat nicht aufgeben wollen, zu thun haben.

Ein andermal laben wir uns an der Landschaft des schönen Connecticutflusses, der die Parallelfalten des Alleghanygebirgs in seenartigen Erweiterungen südwärts durchbrochen hat als Geschwister des Hudson. Biblische Ortsnamen wie Bethel, Libanon erinnern uns an die frommen Puritaner, die einst hier eine Zufluchtsstätte gegen Verfolgung ihres Glaubens fanden. Aber wie sehr anders geartet sehen wir nun die Nachkommen dieser beschaulichen Pilgrimsväter! Auf dem armen Felsboden dieses Neuengland, des nordöstlichsten Zipfels der Union, ist gerade im harten Daseinskampf der Typus des hartgesottenen Yankee großgezogen worden. Diese Neuengländer haben einen Erfindungsgeist, eine Industrie- und Handelsthätigkeit, somit einen Reichthum, aber daneben auch eine Blüte von Kunst und Wissenschaft erzielt, die nirgends sonst in Amerika erreicht worden ist. Gerade darin liegt ein Hauptvorzug des in Rede stehenden Werks, daß es uns ohne jede vorgefaßte Meinung die Licht- und Schattenseiten der „Neuen Welt" unparteiisch würdigen lehrt und sie zugleich deutet als naturgemäße Wirkungen dieses jüngst erst auf den neuen transatlantischen Boden verpflanzten Culturlebens mit seiner rühmenswerthen Thatkraft, aber auch seiner unerbittlich nüchternen Prosa des Hastens nach Geschäftsverdienst.

Die „Südstaaten" der Union schauen wir in meist unerfreulichen Uebergangszuständen. Der „great war" der sechziger Jahre hat die Negersklaverei dort vernichtet, mit ihr aber auch den Reichthum der großen Baumwollbarone. Die Neger haben ihre Freierklärung größtentheils nur zu einem saloppen Schlaraffenleben verwerthet, was dem ganzen gesellschaftlichen Leben der „Southerners" (Südstaatler) etwas höchst Unaristokratisches verleiht. Trotzdem überwiegt die Negerbevölkerung in keiner der größern Städte. In Neuyork zählt man nur $1^2/_3$ Procent Schwarze, in Philadelphia schon 4, in Baltimore 16, in New-Orleans 27 Procent. Der Verfasser hofft nicht viel von der Hebung der nordamerikanischen Negercultur aus sich selbst heraus, viel dagegen von der Verbesserung der Lage durch die täglich wachsende Einmischung des Blutes der Weißen in das Negerblut. Der Nachschub der Schwarzen aus Afrika hat ja längst aufgehört, dafür ist eheliche und außereheliche Vermengung der beiden Rassen stetige Ursache zur Umwandlung der dunkelfarbigen Southerners in lichtere und immer lichtere Mulatten.

Wir werfen einen flüchtigen Blick in das genügsame Elend dieser amerikanischen Neger auf dem platten Lande. Wir treten ein in ein „Shanty", wie man deren armselige Hütte nennt.

Ein deutscher Stall für Kühe und Pferde ist im Vergleiche mit den meisten Negerstätten ein Palast. Um in ihr Inneres zu gelangen, hat man sich tief zu bücken, wenn man nicht etwa gar auf Händen und Füßen hineinkriechen muß, und durch die Thür soll zugleich auch alle Luft und alles Licht hineingelangen, da Fensteröffnungen nicht vorhanden sind. Wie es zwölf bis sechzehn menschliche Wesen in einem solchen Raume aushalten können — Vater, Mutter und zehn oder mehr Sprößlinge —, das ist uns immer ein Räthsel geblieben. Und doch prosperiren dieselben, und man sieht ihnen nicht im entferntesten jene Noth an, wie man sie den armen Weißen ansieht. Den nackten oder halbnackten Kindern gewährt der Shanty an kalten Wintertagen hinreichenden Schutz gegen das Erfrieren, und an warmen Tagen tummeln sie sich draußen im Freien wie die „pigs" (Ferkel), die ihnen in so vieler Beziehung wahlverwandt erscheinen und die auch gelegentlich das Obdach und den Maisbrei mit ihnen theilen. Geht doch eins dabei zu Grunde, so sendet der Himmel ein anderes als Ersatz; denn auf der schwarzen Rasse ruht auch in Amerika der Segen: seid fruchtbar und mehret euch!

Wir überschreiten nach einem Besuche der Kapitale des Mississippi-Deltas und nach texanischen Streifereien den Rio Grande del Norte. Plötzlich entrollt sich uns auf dessen rechter Uferseite das Bild der mexicanischen Cultur,

in mehr als einer Hinsicht ein Gegenbild der „amerikanischen", d. h. derjenigen der Yankees. Wurde der Charakter der Vereinigten Staaten von Haus aus bestimmt durch fleißige, an harte Arbeit gewöhnte Germanen, welche als Landwirthe, Gewerbtreibende und Kaufleute die neuamerikanische Cultur nach englischem Muster gründeten, so zogen nach dem nordamerikanischen Süden spanische Mönche, Abenteurer und Schatzgräber; sie thaten den eingeborenen Indianern manche Gewalt an, verdrängten sie aber nicht, sodaß noch heute in Mexico Indianer und Halbindianer die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen, — eine indolente, der unserigen recht fremde Bastardcultur wuchs auf der Hochfläche des Innern heran, die, da das Land schiffbare Flüsse nicht besitzt, erst durch den Eisenbahnbau der letzten Jahre mit der fieberschwangern Küste und dadurch mit Europa in etwas nähere Verbindung trat.

2. Auf deutscher Bahn in Kleinasien. Eine Herbstfahrt von F. Dernburg. Berlin, Springer. 1892. Gr. 8. 1 M.

In flottem Stil erzählt uns dies Büchlein von einer Tour ins nordwestliche Kleinasien längs der neuen Eisenbahnlinie, die vom Gestade des Bosporus über Ismid nach dem Sabandjasee, von da dem Saccaria, dann dessen linken Nebenfluß, den Kara-Su, nach Eskischehir und endlich ostwärts nach Angora führt. Zur ersten Hälfte bereits befahren, zur andern im Bau begriffen, wird diese Eisenbahn Großes leisten zur Wiederhebung der Wirthschaftsverhältnisse des an sich durch Bodenschätze und Klima bevorzugten, gegenwärtig aber durch lange Verkehrsarmuth und Misregierung fast wüst liegenden Landes. Uns Deutschen bedeutet sie schon heute einen Triumph, denn sie ist wesentlich mit deutschem Kapital gebaut, deutsche Industrie, deutsche Ingenieure haben an ihr die Meisterschaft bewährt, Franzosen wie Engländer nahmen an dem Bau nur unter deutscher Leitung theil, was in so vielen andern Fällen sonst umgekehrt war.

Der patriotische Stolz auf dies Gelingen, wie er sich im Titel ausspricht, durchzieht auch den Inhalt der Schrift, die uns bald zu historischen Stätten führt wie zu den phrygischen Königsgräbern von Passinunt, bald uns mit Land und Leuten der frischen Gegenwart bekannt macht, so auch mit den in ihrer Art einzigen Meerschaumgruben bei Eskischehir, die zu vielen Tausenden dort den Boden durchbohren, wo dieses seltsame Verwitterungserzeugniß des Serpentin lagert, und in denen mehrere tausend Arbeiter beschäftigt sind, zum Theil aus weiter Ferne, selbst aus Kurdistan und Iran hierher gekommen, darunter auch viele Galgenstricke, die bei leidlichem Verdienst sicher sind, daß ihnen wenigstens in die wegen Mangels der Auszimmerung oft lebensgefährlichen Schachte kein Zaptieh nachsteigt.

3. Tanger in Marokko und Gibraltar. Reiseskizzen von Lietzow-Berlin. Berlin, W. Zimmermann. 1892. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Das Bändchen bringt Plaudereien über einen flüchtigen Besuch von Tanger, einen Spazierritt nach Cap Spartel und verschiedentliche Promenaden am Gibraltarfelsen. Vor dem Verdacht tieferer Studien über diese Gegenden ist der Verfasser durch seine Behauptung geschützt, daß es „von deutschen Landsleuten nur zwei Gelehrten vergönnt war, Marokko zu erforschen" (!). Der Anhang erzählt von einem Kamelritt, den der Verfasser am 1. Mai 1888 für ein paar Stunden von Kairo aus in den Wüstenrand unternahm (auch daß er sich dabei des äußerst bemerkenswerthen Ereignisses erinnerte, „am 1. Mai 1858, also vor dreißig Jahren, drei neue Freunde gewonnen" zu haben, von denen einer sogar noch lebe), ferner über die Misère des Post- und Verkehrswesens in Portugal und Spanien.

4. Ein geschichtlicher Rückblick auf die deutsche Colonisation in Afrika und Melanesien. Von R. von Engelnstedt. Gotha, F. A. Perthes. 1892. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Auch dieses Werkchen beschäftigt sich naturgemäß vorwiegend mit Afrika. Es erzählt die Geschichte der Gründung und der bisherigen Entwickelung unserer Schutzgebiete, nachdem es einleitungsweise der vorübergehenden brandenburgischen Besitzergreifung an der Oberguineaküste gedacht hat. Ueber den Rang einer kurzgefaßten Chronik geht der Inhalt nicht hinaus. Unbegreiflicherweise wird die Gazellenhalbinsel (neben Neu-Pommern!) als selbständige Insel aufgeführt. König Malietoa heißt nur einmal irrthümlich Mailetoa, Nachtigal's Name aber ist leider stets zu „Nachtigall" verschrieben. Von Flüchtigkeit der Niederschrift oder von geringer Sorgfalt der Druckdurchsicht finden sich auch sonst mancherlei Spuren, so auf S. 75: „Die Bevölkerung (der Samoagruppe) ist träge und verweichlicht und haben den Weißen niemals energischen Widerstand geleistet."

5. Deutsche Geographische Blätter. Herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in Bremen durch M. Lindeman. Band 15, Heft 1. Bremen, v. Halem. 1892. Gr. 8. 2 M.

Dieses Anfangsheft des neuen Jahrgangs der ausgezeichnet gehaltreichen bremer Fachzeitschrift für Geographie enthält zwei größere Arbeiten: 1) eine mit vorzüglicher Karte des Waldareals unseres Thüringerwaldes versehene Darstellung über die Waldwirthschaft dieses Gebirges und über dessen Bodenbau von Privatdocent Dr. Fritz Regel in Jena, 2) eine fesselnde, theilweise aus eigenen Reiseeindrücken schöpfende Erörterung von Professor Dr. Oskar Lenz über die sogenannten Zwergvölker Afrikas.

Nach einer kürzern Skizze Formosas, entworfen von P. Asmussen, folgen die regelmäßig jedes Heft dieser Zeitschrift schließenden Mittheilungen über neuere geographische Literatur, neuere Reiseforschungen, zumal solche innerhalb des Polarraums, dem die Bremer Geographische Gesellschaft von jeher ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, endlich Berichte über die letzten Sitzungen dieser Gesellschaft selbst.

Alfred Kirchhoff.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1891—1892. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Max Wildermann. Mit 35 in den Text gedruckten Holzschnitten und zwei Kärtchen. Freiburg i. Br., Herder. 1892. Gr. 8. 6 M.

Es erregt stets unsere ganz besondere Freude, wenn einer neuer Wildermann auf dem Büchermarkte erscheint. Alles was man im Laufe eines langen Jahres über die verschiedensten Dinge, soweit sie der Gruppe der Naturwissenschaften angehören, in den verschiedensten Zeitschriften gelesen hat, findet man hier nett und übersichtlich zusammengestellt. Es ist selbstverständlich, daß in einem Buch, das für den großen Kreis der Laien geschrieben ist, nur die wichtigsten Fortschritte ihre Darstellung finden. Wie so dem Fachmanne ein jeder Jahrgang eine leichte und interessante Wiederholung bietet, so gibt die Darstellung zugleich eine prächtige Einführung für den Laien in die Fortschritte der genannten Wissenschaft. Wir kennen nicht viele Werke in der gesammten deutschen Bücherei, die, wie das „Jahrbuch der Naturwissenschaften", ihren Zweck erfüllen.

In dem uns vorliegenden siebenten Jahrgange ist der Stab der Mitarbeiter fast für alle Fächer derselbe geblieben. Wir brauchen aus ihrem Kreise nur einen G. van Muyden zu nennen, der ja ein anerkannter Meister der populären Darstellung ist. Von ihm, sowie von dem Herausgeber Wildermann ist mit besonderer Ausführlichkeit der Elektricitätslehre und der Elektrotechnik gedacht. Aus dem Gebiete der Chemie, der Meteorologie, der Astrologie, sind wichtige Kapitel behandelt und dem Interesse des großen Publikums angepaßt worden. Im übrigen ist, wie in den frühern Jahrgängen, auch die Botanik, die Zoologie, die Mineralogie und Geologie, die Forst- und Landwirthschaft, die Gesundheitslehre, Medicin und Physiologie, die Völker- und Länderkunde und die wichtigsten Vorgänge aus Handel, Industrie und Verkehr geschildert. Welch reicher Stoff! Das Buch schließt mit einer Angabe der wichtigsten Himmelserscheinungen für Mitteleuropa, bis zum ersten Mai 1893, dem Todtenbuche und einem ausführlichen Personen- und Sachregister.

2. Das neue Buch der Natur. Von Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. Erster Band: Naturbeobachtung und Naturstudien. Mit 240 Abbildungen im Text und 18 Vollbildern. Wien, Hartleben. 1892. Gr. 8. 9 M.

Von dem bekannten Verfasser liegt uns der erste Band seines sehr interessanten neuen Werks vor. Uns wird in demselben ein ansprechendes Bild von den Vorgängen in Wald und Feld, in Luft und Wasser gegeben, und uns Einblick gewährt in die merkwürdigen Lebensverhältnisse der Thierwelt. Als besonders anschaulich möchten wir die Beschreibung des Bienen- und Ameisenstaats hervorheben. Der erste Band gliedert sich in vier Hauptabschnitte, welche die Ueberschriften tragen: „Die Naturkräfte", „Elemente der Bodenkunde", „Bilder aus dem Pflanzenleben" und „Bilder aus dem Thierleben". Wie man aus ihm ersieht, erhalten wir in dem Werke in großen Zügen eine Schilderung aus allen Gebieten des Naturwissens, soweit sich dies auf die Erde bezieht.

Der zweite Band soll die Hülfsmittel zu Naturstudien behandeln. Das Werk ist reich illustrirt, und von der bekannten Verlagsbuchhandlung auf das würdigste ausgestattet. Wir behalten uns nach vollständigem Erscheinen des Werks eine eingehende Beurtheilung vor.

3. Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung von Theodor Jaensch. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1892. 8. 3 M. 75 Pf.

Das Werkchen ist im Verlage des Vereins der Bücherfreunde erschienen und gehört somit jener Folge von Werken an, durch die das Interesse an guten Schriften und die Lust zu ihrem Erwerb gehoben werden soll. In ähnlicher Weise wie das soeben angezeigte Buch von Schweiger-Lerchenfeld führt es den Leser in die Wunder der Natur ein und sucht die Freude am Naturstudium zu verbreiten und zu erhöhen. Es sind größtentheils Themen, die der Pflanzenkunde entnommen sind. Der Verfasser führt uns ein in das Innere des Pflanzenleibes und schildert uns in populärer, sehr anschaulicher Form die seltsamen Freundschaften, die Pflanze und Thier zur Erhaltung der gemeinsamen Existenz zu schließen pflegen. Das Buch ist zum größten Theil entstanden aus Feuilletonartikeln, die bereits in größten deutschen Zeitschriften vordem erschienen waren. Das soll kein Vorwurf für das Buch sein. Es erhält vielmehr dadurch eine eigenthümliche Leichtigkeit der Diction, wodurch die Lektüre zu einer höchst fesselnden und angenehmen gemacht wird. Wir wünschen dem Buche viele Freunde.

4. Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin, bearbeitet von A. Velde, W. Schauf, G. Pulvermacher, L. Mehler, V. Löwenthal, C. Eckstein, J. Bechhold und G. Arends. Frankfurt a. M., Bechhold. 1892. Gr. 8. In Lieferungen zu 80 Pf.

Wir begnügen uns auch diesmal wiederum mit der Anzeige, daß drei neue Lieferungen (7—9), die bis zum Stichworte „Libriformfasern" führen, erschienen sind. Unser Urtheil behalten wir uns bis zum Schluß des Werks vor.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Einige kleinere religiöse Schriften neuesten Datums mögen hier zusammen erwähnt werden:

Mit glücklichem Griff hat Ludwig Schädel in seiner Schrift „Deutsches Klosterleben im 13. Jahrhundert nach Cäsarius von Heisterbach" (Band 17, Heft 1 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz; Stuttgart, Belser, 1892) ein allgemein fesselndes, religiös wie enlturgeschichtlich reiche Ausbeute lieferndes Zeitbild aus dem deutschen Klosterleben des 13. Jahrhunderts hervorgezogen. Der „Dialogus miraculorum" des Cistercienser-mönchs, eine novellenartige Sammlung von nahezu 800 erbaulichen Geschichten, meist wunderbaren Inhalts, ist die Quelle, aus welcher er schöpft. Und während Alex. Kaufmann in seiner Schrift über Cäsarius von Heisterbach die religiöse Seite nur streift, stellt Schädel die religiösen Vorstellungen, Stimmungen, Kämpfe in der Umgebung wie in der eigenen Seele des Heisterbacher Cäsarius gerade in den Vordergrund und gewinnt so ein überaus lebensfrisches, farbenreiches Sittenbild, aus dem wir die äußern wie innern Zustände des Klosterwesens, wie es nach Ausgang der Kreuzzüge auf rheinischem Boden sich gestaltet hatte, nach allen Seiten hin kennen lernen. Ist die Schreibweise auch etwas flüchtig, so hat es doch der Verfasser verstanden, Theilnahme für seinen Gegenstand zu wecken, und den Gesichtspunkten, von denen er sich bei seinen Urtheilen leiten läßt, wird man nur zustimmen können.

In der Schrift von Fritz Fahrenbruch: „Die katholische Frage, deutsche Politik und das deutsche Volk" (zweite Reihe, Heft 1 der „Deutschen Schriften für nationales Leben", herausgegeben von Eugen Wolff; Kiel, Lipsius und Tischer, 1892) wird die katholische Frage in dem Sinne aufgeworfen, daß in den beiden Confessionen der Evangelischen und Römischen von Person zu Person eine Versöhnung, Verständigung und Annäherung mit allen Mitteln anzustreben sei, und zwar dadurch, daß die Denkenden und Vaterlandsliebenden in unserm Volke sich die Aufgabe stellen, das Gute und die Vorzüge der einen wie der andern Confession unter gleichzeitiger Zurückweisung und Bekämpfung einer die Zwietracht schürenden, herrschsüchtigen und anmaßenden Geistlichkeit gegenseitig anzuerkennen, das Gemeinsame und daher Einigende zu betonen und in den Vordergrund zu stellen. Zu diesem Zweck müßten die auf beiden Seiten in gleichem Sinne Thätigen sich zu einem über ganz Deutschland verbreiteten römisch-protestantischen Bunde zusammenschließen und gemeinsam unter den Massen durch Wort und Schrift die Wahrheit über kirchliche Dinge verbreiten. Wer lacht da? Dem Verfasser ist es mit seinen Vorschlägen heiliger Ernst. Aber allerdings, was er da äußert, ist die reinste Zukunftsmusik, auf Elihu's Friedenspfeife vorgetragen, deren Töne der scharfe Wind der gegenwärtigen Tage unbarmherzig verwehen wird. Wie nun einmal die Dinge liegen, darf ein evangelisch Gesinnter das auch gar nicht anders wünschen. Denn einer verjesuitisirten Kirche — und das ist die heutige Romkirche — baut man keine Brücken, sondern zeigt ihr die Zähne und legt seine guten Waffen nicht eher ab, als bis die allzu sehr gesteigerte Ueberhebung und Anmaßung in die gebührenden Schranken zurückgewiesen ist.

Während unter allen Urtheilsfähigen längst kein Zweifel mehr darüber aufkommen kann, daß Egidy in starker Ueberschätzung seiner Fähigkeiten einen Streit vom Zaune gebrochen hat, der verloren war, noch ehe er ihn anfing, weil die religiöse Denkweise, die hier den Mund so voll nimmt, im Grunde doch nur ein verdünnter Aufguß des weiland sauer gewordenen Aufklärichts ist, fühlt H. Weiße in der Schrift „Schulter an Schulter mit Herrn von Egidy. Für Freund und Feind" (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1892), gleichfalls ein ehemaliger Offizier, das unabweisbare Bedürfniß, dem in Noth gerathenen Kameraden unter die Arme zu greifen. Das mag ja gut kameradschaftlich empfunden sein, und wir haben auch gar nichts dagegen, wenn jeder, der überhaupt eine religiöse Ueberzeugung hat, sie freimüthig äußert. Aber mit der Ehrlichkeit allein ist es doch nicht gethan. Will jemand eine neue kirchliche Gemeinschaft gründen, so darf mit Fug und Recht verlangt werden, daß das, was er bietet, mehr ist als ein seichtes, kraft- und saftloses, dazu durch und durch unklares und widerspruchsvolles Gerede, das eine ernstere Prüfung nicht verträgt. Egidy's Reformarbeit ist viel zu zerfahren und leidet an zu großer Blutarmuth, als daß irgendein greifbares, erfreuliches Ergebniß von ihr zu erwarten wäre. Sie beginnt denn bereits auch im Sande zu verlaufen, mit dem sie von vornherein eine auffallende Verwandtschaft zeigte. Und an diesem Ausgang wird das Einspringen des neuesten Secundanten nichts zu ändern vermögen. Auch seine Aufstellungen machen den Eindruck einer persönlich aufrichtigen ernstgemeinten Ueberzeugung. Aber Begründung und Beweisführung ist so schwächlich ausgefallen, daß für niemand ein Schaden daraus erwüchse, wenn sie ungeschrieben geblieben wäre, und der Berichterstatter nimmt jedenfalls das Recht für sich in Anspruch, von einem Eingehen auf Einzelheiten abzustehen.

— Wilhelm Martin, der Verfasser des als „ein Beitrag zur socialen Reform" vor einem Jahr erschienenen „Handbuch der deutschen Trinker- und Trunksuchtsfrage" hat jetzt „Die Rettung der Trinker und die Bekämpfung der Trunksucht" (Band 11—14 von Zimmer's „Handbibliothek der praktischen Theologie", Gotha, F. A. Perthes, 1892) herausgegeben. Die Schrift ist in den betheiligten Kreisen so wohlwollend aufgenommen worden, daß eine kürzere Bearbeitung des umfangreichen Stoffs bei allen Mäßigkeitsfreunden und Genossen der Innern Mission hochwillkommen geheißen werden wird. Eine gründliche Besserung der sittlich-socialen Schäden unseres Volkslebens ist bis jetzt nicht erfolgt und kann auch in Zukunft nicht erfolgen, solange die in alle Verhältnisse so tief eingreifende Alkoholfrage nicht eine genügende Lösung findet. In der vorliegenden Schrift sind die vierzehn Abschnitte der frühern ausführlichern Darstellung in neun zusammengezogen unter Berücksichtigung aller auf dem Gebiete der Mäßigkeitsbewegung seitdem bekannt gewordenen Schriften und Vorgänge, unter welchen natürlich die Veröffentlichung des Trunksuchtsgesetzentwurfes im Vordergrund steht. Wir dürfen das Büchlein als die gediegenste und inhaltreichste Schrift über die Trunksuchtsfrage, auch abgesehen von seiner Billigkeit, warm empfehlen.

— Zu den unangenehmsten Erscheinungen unserer Zeit gehört unstreitig die Einseitigkeit nach jeder Richtung hin. Es ist nicht gerade ein besonders angenehmes Geschäft für den unbefangen denkenden Beurtheiler, immer und immer wieder an die hausbackene Erfahrung zu erinnern, daß die Wahrheit in den meisten Fällen in der Mitte liegt. Leider muß dieser Satz auch angesichts einer neuen Schrift von Georg Keben ausgesprochen werden, welche „Die Prostitution und ihre Beziehungen zur modernen realistischen Literatur" (Zürich, Verlags-Magazin) behandelt. Mit dem ersten Theile, der die Prostitution als sociale Frage behandelt, können wir uns an dieser Stelle nicht näher befassen, weil eine Erörterung dieser Frage kaum in den Rahmen der „Blätter für literarische Unterhaltung" passen würde. Nur kurz wollen wir erwähnen, daß der Verfasser auf dem Standpunkte der sogenannten „freien Liebe" steht, für das Umsichgreifen der Prostitution die höhern Gesellschaftsclassen und — jedenfalls mit Recht — die Hungerlöhne der arbeitenden Mädchen verantwortlich macht. Die positiven Vorschläge Keben's enthalten neben vielem

Undurchführbaren einige beachtenswerthe Anregungen, so namentlich in Hinsicht auf die gewissenlose Weiterverbreitung seruellen Krankheiten. Was der Verfasser mit der uns hier näher angehenden Darstellung der Beziehungen der Prostitution zur Literatur, der zweiten Abtheilung, bezweckt, darüber ist er sich wol selbst nicht ganz klar geworden. Ueber die althergebrachten Phrasen zum Lobe des „Realismus", über die „Freiheit" der Kunst, die Beschränktheit aller sogenannten „Idealisten", kommt er nicht hinaus. Eine tiefere ästhetische Auffassung lassen seine Ausführungen durchaus vermissen. Wer indessen über diese Frage schreibt, dessen Aufgabe kann in der Hauptsache doch nur darin bestehen, die Grenzen festzustellen, innerhalb deren die Behandlung geschlechtlicher Vorgänge erlaubt oder nicht erlaubt ist. Vom Standpunkte eines öden, geisttödtenden Materialismus aus läßt sich dieses Problem freilich nicht lösen, und ebenso wenig genügt die auch von Keben aufgestellte, ebenso billige als platte Behauptung, alles, was Natur sei, habe darum auch ein Recht auf dichterische Behandlung, denn die Dichtung sei eben der Spiegel der Natur. Alle auf die Bekämpfung der Unsittlichkeit in der Literatur gerichteten Bestrebungen werden von Keben weidlich als Heuchelei und Bornirtheit gebrandmarkt. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß beispielsweise die „Sittlichkeitsvereine" die bürgerliche Moral nicht immer von der ästhetischen zu trennen wissen und in ihrem Eifer zuweilen etwas zu weit gehen, daß Polizei und Staatsanwaltschaften sich mancherlei Misgriffe in der Verfolgung angeblich unsittlicher Kunstwerke haben zu Schulden kommen lassen. Aber warum denn gleich das Kind mit dem Bade ausschütten?! Thatsache ist doch, daß sich die ganz unkünstlerische Speculation auf die niedern Triebe des Publikums in Bild und Wort auf das widerwärtigste breit macht. Ist es da nicht sehr anzuerkennen, wenn sich im deutschen Vaterlande noch Männer finden, die trotz Hohn und Spott dieses unsaubere Treiben nach Möglichkeit einzudämmen suchen? Daß Misgriffe vorkommen, liegt doch nur an der mangelhaften literarischen und ästhetischen Bildung des zeitgenössischen deutschen Publikums. Der Ton des Keben'schen Buchs ist kein sympathischer. Ueberhebung und Dreistigkeit beweisen gar nichts. In einzelnen thatsächlichen Mittheilungen muß man ja dem Verfasser beistimmen, im allgemeinen aber läßt die christenthumfeindliche, schlankweg absprechende, auf Hypothesen aufgebaute Schrift weder einen bleibenden, noch angenehmen Eindruck zurück. Dabei ist die Darstellung ziemlich breitspurig gehalten.

— Eine Anzahl Freunde und Verehrer Friedrich von Bodenstedt's sind in Wiesbaden zusammengetreten, um dem am 18. April heimgegangenen Dichter der Lieder des Mirza-Schaffy, dem in allen Kreisen des deutschen Volks verehrten Sänger, dort einen Denkstein zu errichten. Man will es dem Ergebniß einer öffentlichen Sammlung überlassen, ob dieser Gedanke in Form eines Denkmals oder eines würdigen Grabsteins zur Ausführung gebracht werden kann. Das Bankhaus Marcus Berlé u. Comp. in Wiesbaden ist zur Annahme von Geldsendungen für den angegebenen Zweck bereit.

Bibliographie.

Albrecht, J., Humoristisch-satirisches Quodlibet aus der Mappe des Frater Hilarius. Wallenstadt. (St. Gallen, F. Hasselbrink.) 8. 1 M.

Aus der Berliner Gesellschaft unter Kaiser Wilhelm II. Berlin, H. Steinitz. 8. 4 M.

Bernhard, Marie, Felix und Felicia. Roman. Leipzig, E. Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Ein Götzenbild. Roman. Leipzig, E. Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Blätter der Erkenntnis. Leipzig, P. Hobbing. 8. 80 Pf.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 12. Bd. Leipzig, Brockhaus. 1892. 6. 6 M.

Böttticher, G., Der deutsche Michel. Randzeichnungen von F. Flinzer. Leipzig, C. Jacobsen. 8. 1 M. 50 Pf.

Clarissa. Aus dunkeln Häusern Belgiens. Nach dem Französischen. Mit einer Einleitung von O. Heune am Rhyn. Berlin, H. Lüstenöder. 8. 1 M. 50 Pf.

Dorn, E., Die Madonna der Juden. Volksstück. Wien. (Leipzig, Literarische Anstalt, Aug. Schulze.) Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dukmeyer, F., Russisches Leben. Novellen und Skizzen. Berlin, E. Rentzel. 8. 3 M.

Erdmann, T., Die alte Kaiserstadt Goslar und ihre Umgebung in Geschichte, Sage und Bild. Goslar, L. Koch. 8. 1 M. 50 Pf.

Erhardt, F., Der Satz vom Grunde als Prinzip des Schließens. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 80 Pf.

Funke, O., Neue Reisebilder und Heimatklänge. Bremen, C. E. Müller. 8. 3 M.

Gerecke, A., Die Aussichtslosigkeit des Moralismus. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 3 M.

Goncourt, E. de, Die Brüder Zemganno. Roman aus dem Zirkusleben. Deutsch von Signor Domino. Berlin, S. Fischer. 8. 3 M. 50 Pf.

Hausjakob, H., Schneeballen. Neue Folge. Heidelberg, G. Weiß. 8. 3 M.

Hanstein, A. v., Die Königsbrüder. Schauspiel. Berlin, C. F. Conrad. 8. 2 M.

Höpfner, C., Der Dreizehnte oder ein Sängertag in Pirna. Komische Oper. Coburg, C. Glaser. 12. 60 Pf.

Janitschek, H., Die Kunstlehre Dante's und Giotto's Kunst. Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der k. Universität in Leipzig am 4. Mai 1892. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 60 Pf.

Kayserling, E. Graf v., Die dritte Stiege. (Socialer) Roman. Leipzig, W. Friedrich. 8. 5 M.

Kirchner, F., Ueber das Gedächtnis. Eine psychologisch-pädagogische Studie. Programm. Berlin, G. Nauck. Gr. 4. 60 Pf.

Knortz, K., Der amerikanische Schutzzoll. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 75 Pf.

König, E. A., Der Herr Kriminalrat. Roman. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 8. 7 M.

Kracauer, J., Die Schicksale der Frankfurter Juden während des Fettmilchschen Aufstandes. (1612—1616.) Programm. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. Gr. 4. 1 M.

Löhrmann, R., Ein Liederkranz. Gedichte. Leipzig, V. Ottmann. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Maupassant, G. de, Zur linken Hand. Uebertragen von L. Wechsler. Breslau, L. Freund. Gr. 8. 3 M.

Morren, T., Gestern. Studie in Reimen. Leipzig, J. Klinkhardt. 12. 1 M.

Mory, E., Standesfragen. Betrachtungen eines Landarztes. Basel, C. Sallmann. Gr. 8. 2 M.

Natorp, G. B. A., Blüten vom Baume des Lebens. Nachgelassene Gedichte. Bremen, C. E. Müller. 8. 3 M.

Noë, H., Bergfahrten und Raststätten. München, J. Lindauer. 8. 4 M. 50 Pf.

Pfleiderer, O., Fürst Bismarck. Rede. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 30 Pf.

Polek, J., Rückblick auf die Forschungen zur Landes- und Volkskunde der Bukowina seit 1773. Vortrag. Czernowitz, H. Pardini. Gr. 8. 60 Pf.

Rée, P. J., Fürst Bismarck, der gute Genius seines Volkes. Festrede. Nürnberg, J. Ph. Raw. Gr. 8. 50 Pf.

Ruederer, J., Geopfert! Eine Episode aus dem Leben eines Offiziers. In Versen erzählt. Leipzig, W. Friedrich. 8. 2 M.

Rühl, F., Der Staat der Athener und kein Ende. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmidt, H., Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schön, T. v., Eine warnende Stimme aus dem Grabe. Drei Denkschriften des Ministers und Burggrafen von Marienburg Th. von Sch. über Priesterherrschaft. Herausgegeben aus dem schriftlichen Nachlasse des Ministers von einem Ostpreußen. Berlin, L. Simion. Gr. 8. 1 M.

Schoultz von Ascheraden, gen. de Terra, M. Freih., Die Erkenntnislehre Spinozas. Kritisch behandelt. Marburg i. H., O. Ehrhardt. Gr. 8. 2 M.

Schriften zur deutschen Heeresreform. IV. Ein Wort zum Schutze geisteskranker Soldaten, gerichtet an das preussische Offizier- und Sanitäts-Offizierkorps von Schaefer. Stuttgart, R. Lutz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Deutsche Soldaten-Bibliothek. Militär-patriotisches Handbuch für die Unteroffizier- und Mannschafts-Lektüre. Red.: A. Zgoda. 1. Jahrg. April 1892—März 1893. 12 Hfte. Oberhausen, R. Kühne. 12. à 20 Pf.

Spitta, P., Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 9 M.

Springer, A., Der russisch-türkische Krieg 1877—1878 in Europa. Dritte Operationsperiode. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 7 M.

Suttner, Bertha v., An der Riviera. Roman in 2 Bdn. Mannheim, Bensheimer. 8. 8 M.

Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt. Illustrierte Halbmonatsschrift für dramatische Kunst und Litteratur. Begründet und redigirt von M. Henze. 1. Jahrg. April 1892—März 1893. 24 Hefte. Berlin, A. H. Fried u. Comp. Lex.-8. Vierteljährlich 3 M.

Treitschke, H. v., Der Entwurf des preußischen Volksschulgesetzes. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 80 Pf.

Wallis, W., Die Angler. Schauspiel. St. Gallen, F. Hasselbrink. Gr. 8. 1 M.

Wollny, F., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Leipzig, O. Wigand Gr. 8. 3 M.

— — Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Zobeltitz, F. v., Bis in die Wüste. Roman aus zwei Welten. 3 Thle. in 1 Bde. Berlin, O. Janke. 8. 7 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DIE KUNSTLEHRE DANTE'S

UND

GIOTTO'S KUNST.

Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der K. Universität in Leipzig am 4. Mai 1892

von

Hubert Janitschek,

ordentlichem Professor der Kunstgeschichte.

8. Geh. 60 Pf.

In seiner Antrittsvorlesung gibt der Nachfolger Anton Springer's auf dem Lehrstuhle der Kunstgeschichte an der Universität Leipzig zum ersten male eine Darstellung der Kunstlehre Dante's; er weist dann nach, welchen Einfluss Dante mit seinen Lehren auf Giotto's Kunstrichtung ausgeübt hat, und liefert zugleich eine kurze Charakteristik des Wesens der Kunst Giotto's. Die Schrift ist nicht nur für den Kunsthistoriker und den Künstler, sondern auch für jeden Kunstfreund und ausserdem für die Verehrer Dante's von hohem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Zwölfter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet.

Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bruchstücke

aus der

Theorie der bildenden Künste.

Von

Ernst Brücke.

Mit 39 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 28. Band.)

In den belehrenden Winken, welche der vor kurzem verstorbene Verfasser, Professor der Physiologie an der Universität zu Wien, hier über Perspective, Schattenconstruction, Beleuchtung u. s. w. gibt, war er überall darauf bedacht, eine engere Verbindung zwischen der Wissenschaft und dem künstlerischen Wissen herzustellen. Das Buch ist vorzugsweise für angehende Künstler und Laien bestimmt, wird aber selbst für den Meister nicht ohne Nutzen sein.

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Rutschepeter.

Roman von

Robert Byr.

Zwei Bände.

Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Bilder aus deutschen Alpen.

Neue Hochlands-Erzählungen von

Arthur Achleitner.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Landluft.

Roman von

Marie Conrad-Ramlo.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Russisch.

Ein junger Mann, der deutschen und russischen Sprache gleich vollkommen mächtig, längere Zeit als Assistent einer technischen Hochschule in Rußland thätig gewesen, sucht seine Sprachkenntnisse durch Uebersetzen praktisch zu verwerthen. Dahinzielende Offerten sind unter Chiffre **K 2562** zu senden an die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse, Berlin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Russische Chrestomathie

für Anfänger.

Accentuirte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis.

Von

Dr. Oskar Ásbóth,

a. o. Professor der slavischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 2 M. 25 Pf.

Diese sorgfältig gesichtete Auswahl von Lesestücken aus den Werken der besten russischen Schriftsteller, welche namentlich auch durch das gleichmäßig durchgeführte System der Accentuirung bei dem Studium des Russischen sehr förderlich sein wird, ist neben jeder russischen Grammatik und auch beim Selbststudium mit Vortheil zu gebrauchen.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage eine „Kleine russische Grammatik" (geh. 1 M. 60 Pf.) erschienen, welche sich durch ihr praktisches Lehrsystem vortheilhaft auszeichnet.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

E. W. PAPKE
WIEN,
IV. Hauptstrasse 27

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034811